✦HAUS-BIBLIOTHEK✦

— von —

T. UMBREIT.

No. 181 Preis $ 2 ca

the LIBRARY

GARRETT
THEOLOGICAL
SEMINARY

WITHDRAWN

EVANSTON, ILLINOIS

LIBRARY USE ONLY

Das

Evangelische Magazin

für die

Sonntagschule und den Familienkreis.

Band XVI.—1884.

Religion—Sittlichkeit—Bildung.

Redigirt von C. A. Thomas und R. Matt.

Cleveland, Ohio.
Verlegt von Lauer und Yost,
214—220 Woodland Avenue.

BX 9501 E92 v.6 1884

Inhaltsverzeichniß.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustrirt.

I. Gedichte.

	Seite.
Weihnachtsglocken*	1
Pfälzer Weihnachtslied	10
Das neue Jahr*	36
Ein hungernd Vögelein	57
Winter*	76
Die opfernde Wittwe	113
Die Winterlandschaft	137
An der Eltern Grab*	171
Ostern	180
Mitternacht	192
Die Wunderblume	227
Waldzauber*	248
Die Blüthenwelt*	281
In der Sommerfrische	299
Zu spät	308
Dem Herrn sei Ehr' und Lob.*	355
Abendläuten	368
Der Räuber und das Crucifix	426
Kommt ein Vogel geflogen*	541
Am Abend*	620

II. Erzählungen.

Ehre sei Gott in der Höhe	1
Der Laternenanzünder	8
Emma	14
Weihnachten eines Stummen	18
Behalte den Stern in Sicht	20
Meister Jakob	21
Weihnachtsabend einer Seemannsfamilie	24
Der heilige Abend	25
Friede auf Erden	27
Ein Gleichniß	34
Christnacht im Wald	35
Eine Neujahrsnacht	37
Die Belohnung	57
Unser Herrgott und die Neumodischen	64, 120, 186, 245, 288
Kukin der Geizhals*	70
Schloß und Kirche	71
Ein unheimlicher Reisegefährte	77
Die Krone des Alters	80
Ernstes und Heiteres	82, 134, 192, 238, 313, 353
Das letzte Stündlein	87
Der eigensinnige Handelsmann	89
Die Gefahren im Steinkohlenbergwerk	91
Richter Rooß und seine Tochter	92
Vetter Hochmuth	113
Wie Einer des Andern froh geworden	126
Ich muß, ich kann, ich will	138
Eine Geschichte zum Trost	140
Mutterliebe	142
Dreimal gewarnt	144
Euer Vater weiß was ihr bedürft	148
Ein Begräbniß	170
Der Krug	171
Das letzte Gericht	173
Ein Osterlied	176
Im Kreuz ist Hoffnung*	179
Das rechte Wort	180
Spannhaken	194
Näher, mein Gott, zu dir	199
Arbeit macht das Leben süß	203
Ein beherzter Jüngling	205
Ein Zimmermann und sein Geschirr	225
Auf einem englischen Eisenbahnwagen	230
Ganz zufrieden	240
Vom Kartenspielen	253
Einfachheit ist Weisheit	255
Unverhoffte Hülfe	257
Wie ein Gebet sechs Neger errettete	261
Der letzte Act	281
Herberget gerne	305, 338
Ich will euch nicht Waisen lassen	310
Die Schiffbrüchigen	311
Treue Liebe	315
Ganz allein mit Gott*	340
Am Strande	345
Gottes Gerichte sind gerecht	356, 394
Beispiele von Beharrlichkeit	365
Ein Glücksblatt	368
Komm	373
Sie beten für mich	374
In der Ernte*	393
Eine stürmische Nacht	400
Treu bis in den Tod	412, 467
Meine Mutter	419
Er starb für uns*	422
Seltsames Mittagessen	424
Etwas	426
Hagelfeier	428
Abenteuer auf einem Eisenbahnzug	449
Einer Mutter Denkmal	449
Eine Stunde und 17 Minuten	458
Lerchenschlag*	459
Neun Monate Kriegsgefangener*	471, 527, 575, 635
Erbarmst du dich auch des Gottlosen?	475
Die letzte Mahlzeit	476
Edelmuth unter den Söhnen der Wüste	478
Frau Eva	479
Zu spät	483
Die alte Köchin	484
Der Seeräuber und die Missionare	505
Aus dem Leben berühmter Persönlichkeiten	511, 567, 646
Glaube nur	525
Aus der Geschichte	532
In der Kohlengrube	533
Ein gelöstes Räthsel	538
Konrad und der Storch	540
Eine Probepredigt	561
Acht Tage verschüttet	566
Heimkehr aus langer Irre	572
Der Fels der Treulosen	575
Zwischen den Burgmauern	580
Die streitige Rechnung	584
Zwei Passionskinder	588
Erinnerungen an Bischof J. Lang	592, 645
Blumen aus der Wüste	597
Graf Pembroke und seine Diener	620
Nur ein Traum	624

Seite.

Erfahrungen eines Tauchers* ... 626
Die verrostete Glocke ... 640
Der Bauer und sein Knecht ... 650
Züge aus Woltersdorf's Leben ... 651
Früchte des Unglaubens in der Schule ... 652
Das Buch des Lebens ... 653
Der Freigeist auf dem Sterbebett ... 654
Der Ewigkeitsthermometer ... 654

III. Biographisches.

Alexander v. Humboldt* ... 67
Alban Stolz ... 116
Evangelische Väter* ... 138, 308, 522
Maria Magdalena* ... 169
Elias unter dem Wachholder* ... 337
Emanuel Geibel ... 347
Königin Victoria* ... 358
Rev. M. Dissinger* ... 403, 460
Ein Dichter aus alter Zeit* ... 539

IV. Erziehungssache.

Ein Wort für Jünglinge ... 147
Schulvorrechte in der a. t. Zeit ... 252

V. Perlen.

Seite ... 38, 39, 94, 95, 150, 206, 262, 263, 316, 317, 375, 376, 429, 488, 489, 543, 599, 655, 656

VI. Naturgeschichtliches.

Eine deutsche Lieblingsblume* ... 21, 62
König gegen König ... 90
Baukunst der Vögel* ... 174, 236
Aus dem Insektenleben* ... 248
Die Rose* ... 283
Das Kameel* ... 361
Im Lande der Ameisen ... 406
Der Kaffee* ... 407, 451, 515
Im November* ... 561
Leuchtende Thiere* ... 570, 621
Blumen aus der Wüste ... 628
Unnatürliche Naturgeschichte ... 634

VII. Länder- und Völkerkunde.

Ueber den Sanct Gotthardt* ... 10, 71
Bethlehem* ... 31
Auf Mt. Washington* ... 80
Kathedralen* ... 116
Im Inneren der Erde* ... 123, 183, 227, 299

Seite.

Am Yellowstone Park* ... 130
Die ältesten Kreuze* ... 184
Vom Occident zum Orient* ... 195
Wie die Japanesen schreiben* ... 241
Die amerikanische Schweiz* ... 291, 348
Paris vor der Belagerung ... 303
Egypten und der Sudan ... 352
Mungo Park* ... 415
Vom Sonnenaufgang* ... 464
Mormonen ... 480
Von Meer zu Meer* ... 507
Die Cholera ... 520
Bilder aus Venedig* ... 563, 641
Metropolit* ... 587

VIII. Verschiedenes.

Weihnachtsbetrachtung* ... 4
Der Vögel Christbaum* ... 19
Eine Weihnachtsgabe* ... 26
Interessante Thatsachen ... 75
Der Pentateuch* ... 88
Fünf sinnreiche Bilder ... 256
Die russischen Kroninsignien* ... 286
Ein Orkan ... 366
Die Sphäre der Frau ... 371
Ein freundliches Heim* ... 397
Das Garfield Monument* ... 449

IX. Sonntagschule.

Winke für Lehrer ... 40, 51, 84, 96, 151, 207, 263, 318, 376, 430, 490, 544, 600, 656
Sonntagschul-Lectionsplan ... 445
Die Sonntagschule, ihre Vergangenheit ꝛc ... 594

X. Sonntagschul-Lectionen.

Seite ... 43, 99, 145, 209, 265, 320, 378, 432, 492, 546, 602, 658

XI. Mit unseren Lesern.

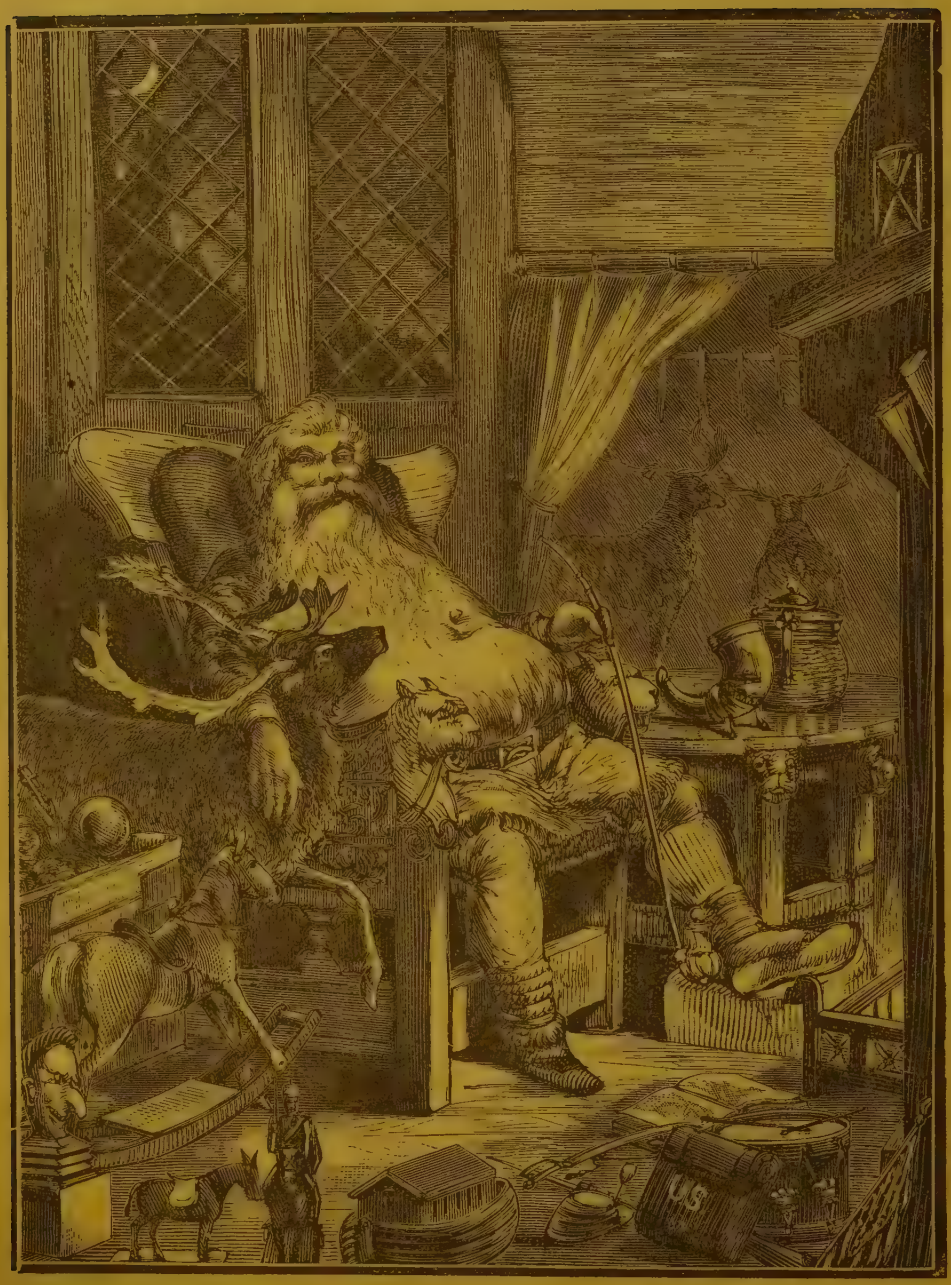
52, 109, 166, 221, 275, 330, 388, 446, 500, 555, 613, 666

XII. Hinterstübchen.

54, 111, 167, 223, 277, 333, 391, 447, 502, 558, 615, 670

XIII. Musik.

Selig in Gott ... 280
Loblied ... 336



Sanct Niklas.

Das Evangelische Magazin.

Band 16. Januar 1884. Nr. 1.

Die Weihnachtsglocken klingen
So hehr von nah und fern,
Und ihre Töne singen:
„Lob, Ehr' und Preis dem Herrn!"

Sie Rufen in der Runde
Weit übers Schneegefild
In heil'ger Abendstunde
Voll Ernst und doch auch mild:

„Wie heut' in Winter's Banden
Die Erde liegt im Schlaf,
So schlief in allen Landen
Der Mensch den Sündenschlaf.

„Heut' ist der Christ erschienen,
Der längst verheiß'ne Held,
Dem alle Engel dienen, —
Zum Licht und Heil der Welt."

Das rufen heut' die Glocken
So hehr von nah und fern.
Auf, Christen, mit Frohlocken
Bringt Ehr' und Preis dem Herrn!

Ehre sei Gott in der Höhe und den Menschen Frieden auf Erden.

Jedermann in N. wußte, daß das große Eisenwaarengeschäft Oscar Simon am Markte ein altes und renomirtes sei. Niemand von den jüngeren Leuten kannte jedoch den Besitzer der Firma; denn Herr Oscar Simon, welcher das Geschäft von seinem Vater ererbt hatte, konnte seit Jahren das Zimmer nicht verlassen. Die Gicht hatte ihn fast ganz gelähmt. Für die Außenwelt galt der erste Buchhalter Menke als Inhaber des Geschäfts; alle Kunden verhandelten mit ihm, als wenn er der Principal sei. Ja, selbst von dem übrigen Geschäfts-Personal gab es nur wenige, welche ihren eigentlichen Principal einmal gesehen hatten. Sie verlangten aber auch kein anderes Verhältniß; denn Herr Menke sorgte für ihre Bedürfnisse mit wirklich

väterlichem Eifer. So war es denn auch ganz natürlich, daß, als Weihnachten herbeigekommen, das ganze Personal zu ihm hinging, um ihm glückselige Festtage zu wünschen. Herr Menke empfing sie alle mit gewohnter Freundlichkeit, hatte für einen Jeden ein gutes Wort oder eine milde Ermahnung und lud die ihm näher stehenden Collegen auf den Nachmittag zu einem guten Kaffee ein.

So finden wir am Nachmittage des ersten Weihnachtstages im Jahre 18— fast das ganze Büreau-Personal des Geschäftshauses in der großen Wohnstube des Herrn Menke um einen großen Tisch versammelt, fröhlich in ungezwungener Weise mit einander plaudernd. Ganz natürlich kam die Rede auf das Geschäft und die Krankheit des Principals. Herr Menke, der eine zwanzigjährige Geschäftserfahrung hinter sich hatte, erzählte manches lustige Erlebniß aus früheren Jahren. Dann kam er auf sich zu sprechen.

Es ist heute zwanzig Jahre, sagte er, daß ich ins Geschäft aufgenommen wurde. Es war das der glücklichste Tag meines Lebens, obgleich ich von vorn anfangen mußte und die erste Zeit mit Adressen schreiben, copiren 2c. auszufüllen hatte, bis ich mich endlich empor arbeitete und seit der Krankheit unseres lieben Principals die alleinige Leitung des Geschäfts übernahm." Alle fanden den Ausdruck, „der glücklichste Tag meines Lebens" etwas kühn und waren begierig, hierfür die Gründe zu erfahren. Sie erstaunten nicht wenig, als jener nichts von den Worten zurücknahm, vielmehr sich anschickte, den Beweis für dieselben beizubringen. Es wurde mäuschenstill, als er feierlich die Tasse an seine Lippen setzte, und nachdem er sie wieder abgesetzt hatte, sich räusperte und zu sprechen begann.

Wenn ich meine Worte begründen will, hob er an, so muß ich leider auch eine tragische Erinnerung wieder wach rufen. Doch es ist einmal so im menschlichen Leben: Glück und Unglück stoßen hart an einander. Meinen Vater habe ich frühe verloren, und so mußte ich, kaum aus der Schule entlassen, die Sorge für meine arme Mutter und meinen jüngeren Bruder übernehmen. Ich verschaffte so den nöthigen Unterhalt, indem ich fast Tag und Nacht für einen Advocaten Actenstücke abschrieb. Ich hatte meine Mutter von Herzen lieb, erfüllte, so gut ich konnte, alle ihre Wünsche und befolgte genau ihre Ermahnungen. Wäre ich doch immer offen gegen sie geblieben, so hätte ich ihr und mir viele trübe Tage erspart.

Ich war einige zwanzig Jahre alt, als mich plötzlich die Liebe zu einem jungen Mädchen gewaltig packte. Lange hielt ich diese Liebe vor meiner Mutter geheim, aus Furcht sie zu betrüben. Endlich faßte ich mir ein Herz und wollte meine Liebe öffentlich an den Tag legen. Ich beschloß, meine Geliebte an einem Sonntage auf einem Spaziergange mitzunehmen, indem ich dachte, daß die Kunde hievon sich bald wie ein Lauffeuer verbreiten und meine Mutter dieselbe erfahren werde.

Wirklich machte ich mich an einem schönen Sonntagnachmittage auf den Weg, pflückte mir in dem Vorgärtchen unseres Hauses eine Rose ab und begab mich zu meiner Geliebten, die bei einer gräflichen Familie, welche fünf Minuten von der Stadt entfernt wohnte, im Dienste stand. Kaum angekommen trat ich in den Garten ein und schaute mich um, bemerkte jedoch, daß meine Anna noch sehr beschäftigt war. Sie winkte mir mit der Hand freundlich zu und bedeutete mir, ich solle noch etwas verweilen und in den großen Garten gehen, der rings um das Haus sich erstreckte. Kaum war ich jedoch zehn Minuten herumgegangen, als ich ein großes Geschrei vom Hause her vernahm. Plötzlich kamen einige Diener auf mich zugelaufen und riefen mir „Halt" zu. Ich gerieth in große Angst und begann ebenfalls zu laufen. Alle setzten mir nach. Ich lief, was ich konnte. Als ich über die Brücke eilte, die über den Schloß-Weiher führte, warf ich die Rosen ins Wasser, in der Meinung, diese seien der Grund der Verfolgung. Auf einmal aber ward ich umringt und fest gehalten. Wer beschreibt mein Erstaunen und meine Scham, als man mir ins Gesicht sagte, ich sei ein Dieb und habe aus dem Fräulein von N. Zimmer eine werthvolle Brosche gestohlen, die hätte auf dem Tische gelegen. Ich wollte mich vertheidigen, doch jene ließen mich nicht zu Worte kommen.

„Sie wollen noch leugnen," riefen sie, „was wir mit eignen Augen gesehen? Fräulein N. hat Sie aus dem Fenster springen sehen, und wir sahen, wie Sie das Gestohlene ins Wasser geworfen." Vergebens war mein Widersprechen. Man schleppte mich zur Polizei, und nach kurzem Verhör wurde ich eingesteckt. Nach einigen Wochen trat das Gericht zusammen; ich wurde verhört und schließlich zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt. Meine arme, arme Mutter! Sie stand unter den Zuschauern, fest hoffend, daß ich frei käme, denn sie war von meiner Unschuld überzeugt. Nun mußte sie sehen, wie ich trotz meiner Vertheidigung verurtheilt wurde, denn Alles sprach gegen mich, und alles, was ich als Vertheidigung vorbrachte, wurde als „Finde" angesehen. Ja, es fehlte nicht viel, so hätte man meine arme Anna als Mitwisserin festgenommen. So blieb mir denn nichts weiter übrig, als mich in das Unvermeidliche zu fügen. Meine arme Mutter grämte sich fast zu Tode.

Zum Glück war mein jüngerer Bruder so alt, daß er aus der Schule entlassen werden konnte. Derselbe fand in dem Geschäft des Herrn Simon eine Stelle als Ausläufer, welchen Posten er mit der größten Gewissenhaftigkeit versah. Ja, er arbeitete sich so ab, daß er sich die Schwindsucht zuzog, und an der ist er, wie ihr wißt, vor einigen Jahren gestorben. Derselbe war auch fest überzeugt von meiner Unschuld und wandte alles Mögliche an, den wahren Dieb aufzuspüren. Er ließ sich ganz genau den gestohlenen Gegenstand beschreiben. Es war eine goldene Brosche, welche in der Mitte einen seltenen, schönen, violetten Amethyst barg. Auch befand sich auf der Rückseite das Monogram des Freifräuleins

von N. Er erkundigte sich in allen Juwelier-Läden und bei allen Trödlern und beschwor alle, auf dieses Geschmeide zu achten. Auch wußte er sich einige Male Zulaß zu mir zu verschaffen, und auch spielte er den geheimen Secretär zwischen mir und meiner Geliebten.

Ich hatte beinahe schon ein halbes Jahr im Gefängniß zugebracht, und ebenso lange war mein Bruder im Geschäft. Weihnachten rückte heran, und am Tage vorher wurde das Geschäft nach alter Regel früh geschlossen, und die Leute gingen, bevor sie das Local verließen, zum Principal, um ihm glückliche Festtage zu wünschen. Auch mein Bruder ging zum ersten Male in die geheimnißvolle Stube, wo der Principal sein Büreau hatte. Er blieb, als der jüngste im Geschäft, in einer Ecke stehen und hörte zu, wie der älteste des Personals eine kleine Anrede im Namen der Uebrigen an den Principal richtete.

Währenddessen öffnete sich plötzlich eine Nebenthür, und die Tochter des Hauses trat ein, in prächtige Gewänder gekleidet, eine goldene Brosche prangte auf ihrer Brust. So wie mein Bruder dieses Gegenstandes ansichtig wurde, wurde er ganz bleich, stieß einen Schrei aus und stürzte ohnmächtig zusammen. Alle sahen erschreckt auf, sprangen ihm zu Hülfe, und Einige schickten sich an, ihn nach Hause zu bringen.

Einige Stunden später klopfte es an der Thür unserer ärmlichen Wohnung, und der Principal trat höflich grüßend ein. Meine Mutter stand noch weinend an dem Bette meines Bruders, der zwar wieder zu sich gekommen war, sich aber noch sehr schwach fühlte. Herr Simon erkundigte sich theilnahmsvoll nach dem Befinden des Kranken und fragte nach der Veranlassung seines Unwohlseins. Mein Bruder begann mit schwacher, zitternder Stimme zu erzählen von mir und der gestohlenen Brosche und sagte endlich, daß die Brosche, welche des Principal's Tochter am Abende getragen, der gestohlenen ganz ähnlich sei. Er beschwor zugleich den Principal, darüber Nachforschung anzustellen; dieser schüttelte ungläubig den Kopf, sprach dem Kranken Trost zu und gab das Versprechen, sofort Erkundigungen einzuziehen. „Ich werde mir alle mögliche Mühe geben," sagte er, „beten und hoffen wir, daß unsere Bemühungen von Erfolg gekrönt werden!"

Mit diesen Worten nahm er Abschied und begann sofort mit den versprochenen Nachforschungen. Von seiner Tochter erfuhr er, daß sie die Brosche vor einem halben Jahre von ihrem Bräutigam geschenkt bekommen habe. Herr Simon nahm sich nun sogleich einen Wagen und fuhr zu seinem künftigen Schwiegersohn. Hier hörte er Folgendes: „Wir saßen eines Abends," erzählte er, „es ist jetzt ein halbes Jahr her, ich und drei meiner Freunde, in den Anlagen vor der Stadt, als ein Italiener auf uns zukam und uns in gebrochenem Deutsch flehentlich bat, diese Brosche von ihm zu kaufen; er sei nahe am Verhungern, sei seines Zeichens ein Goldschmied und habe die Brosche als Lohn von seinem Meister empfangen, der ihn wegen Mangels an Arbeit entlassen, ihm jedoch kein bares Geld habe geben können. Da ich gerade ein solches Geschmeide für meine Braut kaufen wollte, meine Freunde mir auch erklärten, der Schmuck sei das geforderte Geld werth, wurde ich bald mit dem Manne einig. Weiteres weiß ich nicht. Doch halt! Später war ich einmal bei dem Fabrikbesitzer X. in N. zu Besuch. Als wir zusammen auf der Veranda saßen, glaubte ich plötzlich den Italiener unter den Arbeitern zu sehen. Als er zufällig an mir vorüber schritt, rief ich ihn an und fragte ihn, wie es ihm ergangen. Doch der Mann betheuerte steif, mich nie zuvor gesehen zu haben und wußte auch gar nichts von einer Brosche. Ich ließ ihn wieder laufen, ohne weiter darüber nachzudenken. Jetzt wird es mir klar: die Brosche war gewiß gestohlen. Sie sind gewiß deßhalb in Verlegenheit gekommen; ist's nicht so?"

„Später will ich dir's erzählen," sagte Herr Simon und eilte, über das gewonnene Material erfreut, weiter. Er ging mit der Brosche zu der gräflichen Familie. Sofort erkannte das Fräulein dieselbe als die vor einem halben Jahre gestohlene wieder. Das Monogram auf der Rückseite war zwar ausgekratzt, doch war die einstige Besitzerin über die Echtheit der Brosche nicht im Zweifel.

Am Morgen des andern Tages ließ sich Herr Simon in aller Frühe bei dem Staatsanwalt melden und erzählte ihm alles, was er bisher erfahren. Dieser erklärte sich infolge dessen sofort bereit, mich in Freiheit zu setzen, jedoch mußte eine Caution für mich hinterlegt werden, bis das Gericht auf Freisprechung erkannt habe. Herr Simon erklärte sich hiezu bereit, und so gingen die beiden zusammen zum Gefängniß. Wir kamen gerade aus der Kirche, und sollten wir in unsere Zellen geführt werden. Ich war sehr traurig gestimmt; denn während des Gottesdienstes hatte ich beständig an meine arme Mutter denken müssen. Ich dachte darüber nach, wie wir früher am Weihnachten immer so fröhlich gewesen waren und Gott gepriesen hatten. Heute konnte ich nicht mit einstimmen in das Rufen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden!"

Auf dem Flur standen die Herren zur Seite, und als ich ihnen nahe kam, hörte ich den Wärter sagen: „Da kommen sie!" Wer beschreibt mein Erstaunen, als mich Jemand auf die Schulter klopfte und zu mir sagte: „Kommen Sie mit; Sie können sich umziehen und einstweilen nach Hause gehen!" Unwillkürlich faltete ich die Hände und rief aus: „Ehre sei Gott in der Höhe!" Ich weiß nicht mehr, wie ich nach Hause gekommen bin. Ich flog in meine Kleider und eilte wie toll über die Straße in die Arme meiner Mutter. Ich will nicht weiter über dieses fröhliche Weihnachtsfest erzählen, wie wir am Nachmittag vergnügt mit einander zusammen saßen, meine Mutter, meine Anna, mein Bruder und ich. Die Freude wurde noch größer, als Herr Simon, dem ich noch an demselben Tage zu danken ging, erklärte, er wolle mich in sein Geschäft aufnehmen.

Hier schwieg der Erzähler, und allen entfuhr ein ge-

dehntes „Ach;" doch einer saß ganz still nachsinnend da. Endlich warf er die Frage auf: „Sie sagen, es sei ein Italiener gewesen, der die Brosche gestohlen. Wo ist er geblieben?"

„Man hat nichts wieder von ihm gehört," sagte Herr Menke; „er hat merkwürdiger Weise gerade am Tage nach der Unterredung mit dem Bräutigam des Fräulein Simon die Fabrik ohne Grund verlassen."

„Ich glaube," rief nun der Fragesteller aus, „ich glaube, der Mann lebt noch."

„Wissen Sie etwas von ihm?" fragten alle.

„Hört!" sagte dieser; „bei der Erzählung des Herrn Menke ging mir plötzlich ein Licht auf. Während der letzten Tage kam häufig ein alter, kranker Mann, der nur schlecht Deutsch sprach, in den Laden und wollte Herrn Menke sprechen. Da wir aber in der Weihnachtswoche sehr viel zu thun haben, wollte ich Sie nicht rufen. Ich meinte, der Mann wolle betteln; doch er schlug jedes Geschenk aus und sagte, er wolle nur Sie einmal sehen; er habe eine alte Schuld abzutragen; er müsse Sie um Verzeihung bitten. Ich sagte ihm, daß Sie ihm gewiß längst verziehen hätten, denn Sie seien ein gar gütiger Herr, und er ward zufrieden, gab mir seine Adresse an und meinte, er wolle nach Weihnachten wieder vorsprechen. Er wohnt nicht weit von hier, in der Weberstraße Nr. 14."

„Dann will ich sofort zu ihm gehen!" rief Herr Menke. „Der Mann will gewiß sein Gewissen reinigen; er hat sich bekehrt, und seine Schuld lastet schwer auf ihm. Doch auch er soll ein vergnügtes Weihnachtsfest haben. Ich komme gleich wieder!"

Mit diesen Worten eilte der Buchhalter von dannen. Die Gesellschaft blieb so lange zusammen, bis Herr Menke wieder zurückkam. Das geschah endlich nach einer Stunde in fröhlicher Stimmung. Er setzte sich an seinen Platz und begann seine Erzählung.

„Kinder," sprach er, „hört die Fügung Gottes! Es war wirklich der bewußte Italiener; er gab sich mir als den Dieb der Brosche zu erkennen. Der Mann wird leider in wenigen Tagen sterben. Er hätte niemals mehr die Kraft gehabt, zu mir zu kommen. Er erzählte mir, daß er vor Jahren wegen socialistischer Umtriebe festgenommen und zu mehreren Jahren Gefängniß verurtheilt worden sei. Er habe damals sich über alles hinweggesetzt; die Stimme des Gewissens sei völlig verstummt. Einmal aber habe er nachdenkend in seiner Zelle gesessen. Da sei ihm aufgefallen, daß Jemand mit einem spitzen Gegenstande etwas auf die Pritsche gekritzelt habe, und bei näherem Zusehen, habe er Folgendes entziffert: „Hier verbüßte Johann Menke zwei Jahre Gefängniß, fälschlich Verurtheilt wegen Diebstahls einer Brosche aus dem gräflichen Hause N.—Gott sei dem wirklichen Uebelthäter gnädig!" Anfangs, so erzählte er weiter, habe er zwar darüber schadenfroh gelacht, sich aber die Worte immer wiederholen müssen; dann sei er plötzlich ganz ernst geworden, und die Stimme des Gewissens sei in ihm erwacht, so daß er eines Tages mit beiden Füßen an die Thür gehämmert und gerufen habe, man möge einen Geistlichen zu ihm lassen. Es sei ihm gewährt worden, und durch den geistlichen Trost sei er wieder ein frommer Mann geworden. Als er aus dem Gefängnisse entlassen worden, habe er meine Spur aufgesucht und endlich gefunden. Er habe alle seine Kräfte angestrengt, so viel zu erwerben, um mich entschädigen zu können. Anfangs sei ihm das schlecht gelungen, bis er vor einigen Wochen ein Kind aus dem Weiher gerettet und von den glücklichen Eltern desselben eine ansehnliche Belohnung in Geld empfangen habe, welche er mir nun übergeben wolle. Ich sagte ihm, daß ich nur ein halbes Jahr habe im Gefängniß zubringen müssen, und erzählte ihm, wie ich gerettet worden. Er freute sich hierüber ungemein, wollte jedoch von seinem Geschenk nicht abstehen und bat mich, es anzunehmen, da er infolge der heftigen Erkältung sich eine tödtliche Krankheit zugezogen habe, an der er in kurzer Zeit sterben müsse. Wir schieden als gute Freunde, und ich versprach, ihn häufig zu besuchen und ihm in den letzten Tagen beizustehen."

Alle schwiegen noch, als der Buchhalter schon längst zu sprechen aufgehört hatte. Alle waren tief ergriffen. Der Italiener starb wirklich in einigen Tagen, ganz ergeben in den Willen Gottes. Herr Menke erhielt laut Testament das Geld, konnte es aber nicht über sich bringen, es für sich zu behalten. Er übergab es dem Verein, welcher sich die Ueberwachung und Unterstützung der aus dem Gefängnisse Entlassenen reumüthigen Gefangenen zur Aufgabe gemacht hat. Auch ließ er einen Stein auf das Grab des Mannes setzen, auf dem nur die Worte standen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!"

D. E.

Weihnachtsbetrachtung.

Man sagt: Weihnachten ist ein Kinderfest! Ja, es ist ein Jubelfest für die lieben fröhlichen Kleinen. Aber es ist auch ein Verjüngungsfest für die Erwachsenen, wie Ostern ein Verjüngungsfest für die Natur ist. Macht uns das Glück, die Kinderwelt zu beschenken — seien es nun die eigenen Angehörigen, seien es die durch unsere Wohlthaten erfreuten Armen — macht uns die Mitfreude nicht wieder jung, daß wir lachen, jubeln und uns gebärden, wie einst, als wir selbst im Flügelkleide der Kindheit dahineilten? Wie zur Zeit des Auferstehungsfestes aus scheinbar dürrer, starrer Baumrinde grüne, frische Knospen hervorbrechen, so lockt das Weih-

nachtsfest aus unseren durch Schicksale, Erfahrungen und Arbeit gehärteten und abgestumften Gemüthern die jungen Lenzestriebe der Sehnsucht zu erfreuen, zu beglücken, und mit den Fröhlichen fröhlich zu sein.

Ich kenne manchen alten Bauer, der das ganze Jahr grau und verdrießlich im Lebensgarten steht; aber wenn das Weihnachtsfest kommt, dann schlägt er aus, da entfaltet er eine Blätter- und Blüthenpracht, daß die Vögel des Himmels kommen könnten darin zu wohnen. Da läßt's dem Alten keine Ruhe, er muß erfreuen, beglücken, wohlthun, überraschen, und die Runzeln schwinden aus seinem Antlitz, er kann lächeln, lachen — man sollt' es kaum glauben — er tändelt und hüpft mit den Kleinen — mit einem Wort: er wird jung.

Knecht Ruprecht.

O, schönes Weihnachtsfest, du Kinderfest, du Verjüngungsfest für die Erwachsenen, du Lenz im Winter, warum wirkst du solche Wunder? Weil du das schöne Bibelwort am liebethätigsten zur Erscheinung bringst: „Geben ist seliger denn nehmen!"

Das veranlaßt uns nun hier, ein besonderes Wort über Weihnachtsgaben zu sagen.

Weihnachtsgaben! Wie viel wird auf diesem Gebiet gesündigt, was zu Geschenken verarbeitet und was nicht?

Wie viele Täuschungen und Enttäuschungen bringt das Weihnachtsfest mit sich? Geschenke zu machen, wenn man Geld hat, ist keine Kunst, aber durch sorgfältige Wahl zu überraschen, durch sinnige, brauchbare, nützliche Gegenstände, die wenig kosten, Freude zu erregen, das verdient Anerkennung und auch — Belohnung.

Wie wenig aber sind von den Reichen im Stande, wirkliche echte Weihnachtsfreude durch Gaben an die Herzen zu heften? Und warum das? Weil sie nicht so mit dem Herzen geben können, wie der Arme, bei dem nichts aufbaut als die Liebe. Der Reiche kauft eben mit seinem Gelde und der Arme für ein paar Pfennige und mit — dem Herzen. Es ist ganz natürlich, der Reiche braucht nicht zu zaudern, ob er auch das Richtige trifft, er kauft nur immer und kauft und meint, die glänzende Pracht müsse gefallen. Sie gefällt auch; man ist über die reichen Geschenke vergnügt, aber zu einer wehmüthigen, ernsten, heiligen Freude, wie sie zuweilen der minder reich Beschenkte am Christabend empfindet, kommt es nicht.

Am Christtag Morgen.

Die arme Frau, vielleicht eine Wittwe, die im kalten Stüb-

chen die müden, vor Frost steifen, zitternden Finger regt, um Puppen für die Kinder der Reichen zu schmücken, deren Herz zieht sich wohl krampfhaft im bitteren Weh zusammen, wenn sie daran denkt, daß sie ihrem eigenen Kinde kein Püppchen geben kann. Und wenn sie sich Tag und Nacht gemüht und unter Sorgen und Entbehrungen eine kleine Summe erübrigt hat, für welche sie ihrem Kinde besagtes Spielzeug, wenn auch nur in der bescheidensten Gestalt, kaufen kann, wie jauchzt da das Mutterherz auf vor Lust in all dem namenlosen Weh und Jammer. Und wenn am Weihnachtsabend aus den Häusern der Reichen heller Kerzenschein auf die Straße fällt von den mit hundert Lichtern besteckten Christbäumen, und in dem Stübchen der armen Wittwe brennt nur ein einziges, winziges Lämpchen, ihr strahlt doch heller Kerzenglanz entgegen aus ihres Kindes hell leuchtenden Augen, mit denen es das einfache Spielzeug an das kleine Herz drückt.

O, Alle, die ihr Weihnachtsgaben zu vertheilen habt, wählt echte, rechte! Bedenkt nur einmal, welches Glück, welche Freude ihr schaffen könntet, wenn jeder von euch nur für die Summe, die ein einziges, unnützes Geschenk kostet, eine Weihnachtsgabe für die weniger Bemittelten zu erwerben dächte. Rühren euch denn nicht die kleinen vor Frost zitternden Kinder, die weinend durch die Straßen laufen und um Brod bitten? Die mit den kleinen rothen Händen euch Schäfchen, Waldteufel ꝛc. entgegenhalten und euch die Arbeiten zum Kauf anbieten, die Kinderhände geschaffen?

Glaubt es nur, ein kleines Schäfchen, um dessen Herstellung sich Kinderhände gemüht haben, vielleicht mit bitteren Thränen, ist oft mehr werth als die kostbarste Weihnachtsgabe, die ihr im Wohlsein gefertigt habt. Wie bald, wie leicht läßt sich eine Kinderhand füllen, wie viel wird für die Armen gethan durch wohlthätige Vereine, milde Spenden und Stiftungen; aber wie groß ist auch die Zahl der Nothleidenden, denen kein Christbaum erglänzt, die Frost und Hunger leiden, denen Niemand eine Weihnachtsgabe reicht? Ich spreche nicht von denen, die öffentliche Unterstützungen erhalten, deren Kleinen durch gesammelte Gaben aus mildthätigen Händen eine Weihnachtsfreude wird, ich wende mich zu denen, die noch nicht den Muth gefunden, die öffentliche Unterstützung anzurufen, die vielleicht einst bessere Tage gesehen haben und nun mit bitterer Noth und Entbehrung kämpfen.

Solche lege ich euch, ihr Wohlhabenden, an das Herz. Wenn ihr eure Gabe für den Weihnachtstisch wählt, womit ihr eure Lieben zu beglücken gedenkt, dann möge der Gedanke in euch aufsteigen: Würde das Geld, welches ich hier für einen nutz- und zwecklosen Gegenstand ausgebe, nicht

hinreichen, einer armen Familie, der kein Sternlein glüht, die vielleicht hungert und friert, eine echte, rechte Weihnachtsfreude zu bereiten? Wenn euch dieser Gedanke kommt, und ich wünsche, daß er kommt, o, dann folgt der Eingebung eures Inneren, und sucht die Hütten der Armuth auf und gebt nur ein Scherflein von dem, was ihr für einen unnützen Gegenstand ausgegeben hättet; gebt es den Armen, den Kranken, den Schwachen und den kleinen, hülflosen, frostbebenden Knaben.

Wie stolz und glücklich muß dann euer Herz schlagen, wenn ihr am Christabend mit euren Lieben unter dem reich behängten Baum steht und ihr sagen könnt: Dies oder jenes unnütze Ding hätte ich noch gerne euren Geschenken zugefügt, ihr Lieben, aber dort drüben, oder sonstwo, liegt ein kranker Mann, eine todtmüde Frau, ein hülfloses, jammerndes Kind, und da trug ich in eurem Namen, die ihr meine Gaben entbehren müßt und leicht entbehren könnt, dafür den Armen etwas hin. „Denn wer den Armen gibt, leiht dem Herrn."

Werden nicht dann die Mitglieder eurer Familie euch freudig umarmen und jubelnd ausrufen: „Du hast recht gethan."

Vorige Weihnachten war ich Zeuge einer solchen Scene, und doch war die Familie, in der es vorkam, nicht einmal wohlhabend. Die sorgsame Hausfrau hatte all denen, die sie zu beschenken hatte, einen Gegenstand entzogen und unter dem strahlenden Lichterbaum klargelegt, warum sie es gethan. Es war ein rührender Moment, als eins nach dem andern von den Kindern kam und bat, auch etwas geben zu dürfen von dem, was sie erhalten. Den Eltern liefen die hellen Thränen aus den Augen, als ihr jüngster Knabe, nach ersichtlich schwerem Kampf unter Thränen lächelnd für die armen Kinder seine schöne, neue, ach nur zu heiß begehrte Kinderfibel hinhielt. Und was ein kleines, unmündiges Kind kann, das sollten die Großen nicht im Stande sein auszuführen, ein klein wenig zu entbehren, was für sie doch keine Entbehrung ist, um an einem Tage, wo alles lachen und heiter blicken sollte, ihren darbenden Mitmenschen eine Freude zu bereiten? Man schaue nur um sich, eine jede Familie wird wohl eine arme, hülfsbedürftige kennen, und wenn nicht, so kann sie dieselbe überall finden, das Suchen ist nicht schwer. Aber nicht allein mit der Hand gebt, nein, auch mit dem Herzen. Laßt die Armen empfinden, daß auch sie Antheil haben an dem Fest, wo uns der Heiland geboren wurde, allen Menschen als Erlöser. Und ihr, die ihr mit so unermüdlichem Fleiß die kleinen Hände regt, ihr Frauen und Mädchen, um nutzlose Sächelchen zu Weihnachtsgaben zu verfertigen, wollt ihr nicht auch einmal eure Händchen regen, um für ein paar kleine, nackte Füße wärmende Strümpfchen zu stricken, einen kleinen, zitternden Körper mit warmen Röckchen zu bekleiden?

Welch' jubelnde Weihnachtsfreude wird euch zu Theil werden, wenn ihr selbst eine solche bereitet habt; denn ihr sollt nicht allein glücklich sein, nein, ihr sollt auch glücklich machen. So fliegt denn hinaus, ihr Blätter, auch eine Weihnachtsgabe an das mildthätige Herz der Menschen; schmeichelt euch in die Herzen hinein, ihr Worte, vom Herzen dictirt, und bringt in die Hütten der Armen und Kranken reiche, nutzbringende Weihnachtsgaben!

T.

Der Laternenanzünder.—Eine Weihnachtsgeschichte.

Von Th. W. Henninges.

Es war in der Dämmerung. Der Himmel, grau bezogen, schien Lust zu haben, noch zum Heiligenabend weiße Weihnachten zu bescheren, denn einzelne Flocken fegte der scharfe Nordwind schon an klappernden Laden und Fenstern vorüber. Die Straßen waren leer; nur selten eilte eine wohlvermummte Gestalt an den Häusern hin, froh über die Nähe der heimathlichen Behausung nach dem überstandenen langen Marsche vom Christmarkt her, wie die sorglich getragenen Päckchen verriethen.

Da trottete ein Laternenanzünder einsam des Weges daher; die Leiter auf der Schulter, die Mütze mit einem darübergebundenen Tuche gegen den Wind gesichert und den alten Flausrock durch einen umgeschnallten Riemen näher an den Leib gezogen, kämpfte er, theils vom Alter, theils vom Unwetter genöthigt, in vorgebeugter Richtung sich weiter, wobei ihm der Athem im Barte gefror. Sein matter Blick deutete genugsam an, daß ihm ein ruhiges Plätzchen am Feuerherde besser zukomme, als die Ausführung eines so beschwerlichen Dienstes.

„Na, nun nur noch eine," murmelte er vor sich hin, „und dann nach Hause, wo Susan ein warmes Stübchen hat und eine Suppe." Mehr sprach er nicht, dachte aber noch Manches dazu, Liebes und Trauriges, wie es ja das Leben so mit sich bringt. Eines lag ihm grade jetzt besonders nahe, und das war, daß er Susan gar nicht ein bischen was mitbringen konnte. Aber—sie wußte es ja, daß er nichts hatte.—Wer war denn Susan? Sein Einziges auf der Welt, ein zehnjähriges Mädchen. Nicht etwa eine Enkelin, überhaupt keine Verwandte, denn solche besaß er nicht, aber sie war sein Alles. Vor sechs Jahren nahm er sie von der Straße auf. Es war just solch ein kalter, windiger Abend wie heute, da saß sie, weinend und zitternd vor Kälte mitten auf dem Fahrwege neben einer todten Frau, die wohl kurz vorher erst, vielleicht infolge eines Herzschlages, zusammengesunken sein mochte. Sie war nicht des Kindes Mutter, wie die Kleine versicherte, drum überließ sie der alte Leonhart der Polizei; das Kind aber nahm er in seinen Rock, eilte damit nach Hause und legte es seiner Alten auf den Schooß, und seit dem hatten sie es. Niemand fragte darnach oder kümmerte sich darum; desto mehr die beiden Alten. Sie waren allein, und die hübsche, muntere Kleine wurde ihnen bald zum Sonnenstrahl in ihrem niedern Häuschen auf ihre alten Tage. Wo Armuth und Herzensleben Hand in Hand gehen, da wächst ein reiches Gemüth auf, und das schickt sich in jede Lage. Drum konnte das junge Mädchen auch schon die Rolle des Hausmütterchens spielen, als vor einem Jahre die gute Alte ins Jenseits abberufen wurde. „Ich gehe zum Herrn," sprach sie tröstend zu Susan, „wir sehen uns dort wieder." Nun ja, mit dem Gedanken war Susan schon vertraut, und sie schickte sich darein. Der Alte aber wußte dem gütigen Gott nicht genug zu danken für die Wohlthat, daß ihm das Kind zugeschickt war, denn ohne dies wäre er ja in Trauer und Verlassenheit umgekommen. Die Kleine sorgte dafür, daß ihrem Väterchen nichts abging, so weit es die Armuth zuließ; sie kaufte ein, kochte und besorgte alles. Wie hätte er ihr darum so gern ein Christgeschenk mitgebracht, aber er hatte nicht einen rothen Heller in seinen Taschen, und mit lächelndem Bedauern und einem tiefen Seufzer legte er seine Leiter an den eisernen Pfosten, um die letzte Laterne anzuzünden, „die letzte," sagte er, „vielleicht für immer." Er fühlte, daß es mit ihm allmälig auch zur Rüste ging; was sollte dann mit Susan werden? Aber er beruhigte sich bald darüber. „Sie ist sicherer in des Herrn Hand als in meiner," sprach er ruhig. Mit den Worten öffnete er die Laterne. Aber er erschrak fast, denn es begegnete ihm etwas so Ungewöhnliches, wie nie zuvor: es fiel ihm etwas daraus entgegen, erst ins Gesicht und dann hinab auf den Weg.

„Hm!" brummte er, „da werden sich Jungen einen Spaß gemacht haben."

Nachdem er angezündet und hinabgestiegen, beschaute er sich das Ding. Es war ein Packet in braunem Papierumschlag mit weißer Schnur umwickelt, mit feiner Adresse: Daniel Leonhart. „Es ist zu kalt, hier das Ding zu untersuchen, ich will's mitnehmen," sprach er vor sich hin. „Wenn's doch was für Susan wäre," setzte er scherzend hinzu.

So trottete er weiter. An der nächsten Ecke konnte er schon das erleuchtete Fenster seines Häuschens sehen; war es doch als strömte es auch Wärme aus, die ihm die steifen Glieder erwärmte und sie befähigte schnellern Schrittes dem Ziele zuzusteuern. Da war er endlich. Susan öffnete ihm schon die Thür und schloß sie wieder hinter ihm; half beim Abziehen des alten, kalten Flaus-

rockes, stellte die gewärmten Babüschen vor den zurecht gerückten etwas kippelichen Lehnstuhl, und goß dann die soeben fertig gewordene Suppe in die Schüssel. Freilich fehlte der Luxus eines Tischtuches, aber das muntere, liebe Gesichtchen der jugendlichen Köchin ersetzte ein solches tausendfältig, und das freundliche Geplauder würzte das Mahl, als wäre es ein königliches. Als aber die Kartoffeln in der Schale an die Reihe kamen, lächelte sie geheimnißvoll, indem sie sich noch einmal zum Feuer wandte und mit der alten Kaffeekanne zurückkam, die lange Zeit nicht in Gebrauch gewesen, weil die lieben Bohnen zu theuer waren.

„Wa—was—Susan, was ist das?" rief der Alte überrascht.

„Ja, Väterchen," sprach sie vergnügt, während sie die Tassen hinstellte, „das ist unser Weihnacht, das hab' ich erspart, und die lieben Engel werden es uns segnen, wenn wir hernach desto munterer die schöne Weihnachtsfeier aus dem Evangelium St. Lukas lesen."

„Was du doch kannst!" sprach er gerührt und blickte ihr in die frohen und frommen Augen. „Was du doch kannst, Susan—das thut dem alten Daniel gut, und das Christkindchen wird's dir segnen."

O, wie fühlte sich das Kind glücklich darüber, und wie schmeckte es beiden so gut.

Nachdem der Tisch wieder abgeräumt war, sprach der Alte: „Ach, laß doch sehen, Kind, was das dort sein mag." Er wies dazu in die Ecke, wohin er das mitgebrachte Packet geworfen, und erzählte dabei die Geschichte, wie er dazu gekommen. Schnell holte sie es heran und betrachtete es mit großem Interesse.

„O, das ist natürlich für dich, dein Name steht ja darauf, und drin wird auch stehen von wem es kommt. Was wird es doch sein," sprach sie lebhaft, während sie Schnur und Papier löste. Zunächst fiel ein dicker Brief heraus mit der Adresse: An den alten Laternenmann und seine Susan, von einem Freunde.

„Hm, hm! das ist hübsch, das gefällt mir," sprach lächelnd der Alte, „was mag denn drin stehen?"

Susan öffnete, aber da gab's einen Schreck, denn es fiel eine Menge Papiergeld heraus.

„O ne! o ne!" fuhr er da auf, „das ist nicht für uns, Susan, das packe nur gleich wieder ein; mag's gar nicht sehen."

Susan stand dabei, den rechten Zeigefinger an der Unterlippe, und ließ ihre Gedanken umherschweifen nach dem Freunde, von welchem es kommen konnte. Endlich hatte sie einen andern Einfall. Sie öffnete den andern Theil des Packetes, und da zeigte sich ein großes wollenes Umschlagtuch, ganz neu und in schönen Farben.

O, nun weiß ich woher das kommt!" rief sie jubelnd aus. „Das Tuch kommt von der guten alten Dame dort drüben in dem großen Hause in dem schönen Garten, wo du jeden Abend noch zwei Extralaternen anzuzünden hast, und das Geld ist von dem vornehmen alten Herrn mit weißen Haaren, ihrem Manne."

„So? meinst du, Susan?"

„Ja, Väterchen, und ich denke es ist am besten, wir gehen sogleich hinüber, da erhalten wir Gewißheit, und bedanken uns dafür; und dann, Väterchen, dann wollen wir recht hübsch Weihnachten feiern; dann hole ich noch etwas ein, daß wir ein rechtes Fest haben."

„Ja freilich, da müssen wir gleich hinüber," sprach der Alte und machte sich fertig dazu. Auch Susan holte ihr altes Tuch aus der Kammer, hing es über Kopf und Schultern und schritt voran. Bald standen sie vor der Küchenthür. Die Kleine war bekannt dort, hatte schon manchen Gang für die Dame gemacht, ja sogar für sie genäht und gestrickt und war von Allen gern gesehen. Sie traten ein. Susan rückte für Väterchen einen Stuhl an den Herd und ging dann die Dame aufzusuchen. Sie fand dieselbe gleich in der ersten Stube neben der Küche, und ward von ihr freundlich mit den Worten bewillkommt:

„Das ist hübsch, Susan, daß du kommst; ich hätte sonst zu dir hinüber geschickt."

Die Kleine brachte nun an, weßhalb sie und Väterchen gekommen. Die Dame lächelte und fragte: „Wo hast du denn dein Väterchen gelassen? Bringe ihn sogleich her."

Das war bald geschehen. Der Alte, das Packet im Arme, verbeugte sich so gut er konnte und sprach, indem er auf Susan wies: „Sie hat's ja wohl gesagt?"

Ehe die alte Dame darauf antworten konnte, trat durch eine andere Thür eine jüngere Frau, nebst einem etwa vierzehnjährigen Knaben ein. Sobald ihr Blick auf Susan's liebliches Antlitz fiel, blieb sie stehen und ihr Gesicht veränderte sich mehr und mehr; der Blick wurde fast starr und die Lippen fingen an zu zittern als sie die Frage herausstieß: „Mutterchen, wer ist die Kleine?"

„Das ist meine liebe Nachbarin," antwortete die alte Dame, „das Pflegetöchterchen unseres guten Laternenmannes hier."

Währenddessen war die jüngere Dame dicht an Susan herangetreten, hatte einen Arm um der Kleinen Kopf gelegt und mit der andern Hand das Kleidchen derselben im Nacken zurückgeschoben; dann rief sie fast schreiend: „Edmund, komm hier!"

Der Knabe beeilte sich, hinzukommen, that einen Blick auf den Nacken des Kindes und rief erstaunt: „Susanna!"

Es war ein braunes Maal in Form dreier Punkte, die ein regelmäßiges Dreieck bildeten.

Die Frau aber umschlang die erstaunte Kleine und rief mit jubelnder Stimme: „Du bist meine Tochter, meine Susanna!" und bedeckte sie mit Küssen. Und das Kind legte ihre Arme um den Hals der wiedergefundenen Mutter und schluchzte und sprach fortwährend, aber kaum hörbar: „Mutter, Mutter—," als wollte sie sich entschädigen für das langentbehrte Glück. Wäh-

renddessen streichelte der Knabe den Kopf der Kleinen und rief wiederholt: „Mein lieb' Schwesterchen!"

Die beiden Alten aber standen dabei voll Rührung und Erstaunen; vielleicht mischte sich beim alten Laternenmanne unwillkürlich ein Theilchen Schmerz mit ein, ob der Furcht, daß sie ihm nun verloren gehe. Trug sich dies sympathisch auf sie über? denn plötzlich riß sie sich los, sprang zum Väterchen, streichelte ihm die thränenbenetzten Wangen und sprach voll unendlicher Herzlichkeit: „Fürchte nicht, fürchte nicht, ich bleibe auch deine Susan!"

Nun, so kam es denn auch. Nachdem der erste Gefühlssturm sich gelegt hatte, folgte ein Verlangen nach Erklärungen. Seitens Susan's Mutter war solche sehr einfach. Im Sommer, vor sechs Jahren, reiste sie mit ihrem Manne und den beiden Kindern, Edmund und Susanna, nach Italien. Dort wurde ihnen Susanna gestohlen und nicht wieder gefunden, trotz jahrelangen Bemühungen. Erst vor einem halben Jahre zogen die Großeltern der Kinder in diese Stadt, und es fiel ihnen nicht ein, nachdem sie die kleine Susan kennen lernten, auf die Vermuthung zu kommen, daß sie die Verlorene sein könnte. Die Eltern aber waren heute erst eingetroffen, und der Blick der Mutter erkannte sogleich die Tochter.

Dann kam die Reihe des Berichtens an den alten Laternenmann, was wir ja wissen. Die Verbindung dazwischen füllte, so weit ihre Erinnerung reichte, Susan selbst aus. Sie war mit der Frau, die neben ihr todt gefunden wurde, fast stets auf Reisen und hatte schlimme Zeit. Deßhalb fühlte sie sich bei den alten Leuten hernach so glücklich, und sie schloß ihre Erzählung wieder mit der Beruhigung für Väterchen, daß sie stets seine Susan bleiben werde. Und diese Versicherung wurde von Mutter und Großmutter, und hernach auch von Vater und Großvater bestätigt. Er hatte in der That seine letzte Laterne angezündet. Der Heiligeabend wurde aber noch so prächtig, wie sich's Susan nicht hätte träumen lassen. Nachdem jedoch die lauteste Feier vorüber war, nahm Susan ihr Väterchen an die Hand und führte ihn in ein Stübchen, wo er von nun an wohnen sollte, und damit es die rechte Weihe empfange, setzten sie sich an ein Tischchen, und sie las ihm aus einer Bibel, die sie von der Großmutter geliehen hatte, die Weihnachtsgeschichte aus St. Lukas vor. Sie glaubten sich allein; aber die Thür war nicht fest angezogen, und draußen standen Mutter und Großmuteer als Zuhörer.

Am andern Tage kam die Großmutter zum alten Leonhart und sprach: „O Daniel, wie sind die Wege des Herrn so wunderbar und unerforschlich. Warum mußte meiner Tochter das Kind gestohlen werden? Und warum wurde es ihr nach sechs langen Jahren erst heute Abend wieder zugeführt? Daß sie hören mußte, wie sie euch aus der Bibel vorlas; daß dies aus solchem Munde ihr zuging, damit ihr Unglaube gebrochen und sie gläubig wurde."

Pfälzer Weihnachtslied.

O Chrischttag, bischt du widder do?
Mehr huns schun lang gewunsch;
Es macht uns jedes mol so froh,
Wann du als widder kummsch.

Du bischt der scheenste Tag im Johr —
Ich sag' es uhne Schertz —
Kalt is' bei Odem, weiß bei Hoor,
Warm awer is' bei Hertz!

Was wär' die Welt, die ganze Welt,
Wann d'rin ka Chrischttag wär'?
For zwanzig tausend Buschel Geld
Gäb' ich den Tag net her.

Ihr Kinner, o, wie muß es sieß
Im Himmel drowwe sei,
Wu ewig, ewig Chrischttag is'!
Ach, wär' ich schun dabei!

Ueber den St. Gotthard.

Bearbeitet von R. M.

Wer hat nicht schon von diesem Berg gehört, und wem ist seine neuere Geschichte nicht bekannt? Es ist jener gewaltige Gebirgsstock, welcher sich in der Mitte der schweizerischen Alpenwelt erhebt, dessen Gewässer in vier Flüssen nach allen vier Himmelsgegenden hinziehen, und jeder dieser Flüsse durchströmt nach seinem Gebirgslauf einen der schönsten Seen der Welt, um sich, sozusagen, den Alpenstaub abzuwaschen. Nach dem Westen durchzieht vom Gotthard aus das Rhonethal den langen Alpenzug; nach Osten ist es das Rheinthal, und im Norden stürzt in wildem Toben die Reuß durch die Gebirgspässe hernieder; nach dem Süden aber die Tessin. Durch die beiden letzteren Thäler führt seit

Jahrhunderten die Gotthardstraße über den Berg gleichen Namens und bildete das Eingangspförtchen von Deutschland ins sonnige Italien.

Der Gotthardpaß ist zwar nicht der älteste Alpenpaß, denn schon lange vor diesem legten die Römer ihre Heerstraßen an, um einen Uebergang zu erlangen; aber er ist von größerer Bedeutung für Mitteleuropa, denn anstatt der steilen und gefährlichen Stege, welche etwa ein Jahrtausend lang als Uebergang dienten, hat eine schöne Kunststraße über den Gotthard geleitet, und nun gar in diesen letzten Tagen windet sich eine Eisenbahn den wilden Thälern entlang, und durchzieht den Paß selbst in einem etwa sechzehn englische Meilen langen Tunnel.

Die seit Sommer 1882 eröffnete Gotthardbahn, geht von Luzern über Immensee, über dem blauen Zuger-See hin, am Fuß des majestätischen Rigi entlang, durch das Trümmerfeld des Goldauer Bergsturzes, welcher im Jahr 1806 ein blühendes Thal verschüttete; sodann weiter und weiter um den Loverzer See hin, an Schwyz vorbei nach Brunnen.

Wer den Wilhelm Tell gelesen hat, findet da sehr viele bekannte Namen; es ist historischer Grund und Boden. Bei Brunnen tritt die Bahn an den prächtigen Vierwaldstätter-See heran und windet sich unterhalb der Axenstraße, nur einige Fuß über dem See, an und durch die Felswand hin; da folgt Tunnel auf Tunnel, so daß das Auge kaum Zeit hat, sich an den Herrlichkeiten des Seelisberg, des Rütli und der Häuslein und Gasthöfe auf den hohen Matten zu laben. Jetzt fährt man plötzlich aus dem Bergesdunkel heraus, und rastet einige Augenblicke in dem bisher von aller Welt abgeschiedenen Bergdörflein, Sisikon, am Ausgang eines von jäher Bergwand sich herabziehenden Tobels und freundlich am See gelegen. Was haben die Leutchen sich um die Außenwelt bekümmert, wenn die Welt untergegangen

Brücke über die Moderaner Thalschlucht.

wäre, dann wären diese Thalbewohner vergessen worden, denn man wußte kaum, daß sie existirten; aber die Eisenbahn hat sie von ihrer Ruhe aufgeschreckt, und sie leben.

Jetzt geht es wieder in die Bergwand hinein, durch mehrere Tunnels, über die Tellsplatte und am Axenstein

hin, bis man endlich am Flüelen ankommt und der uralte, berühmte Seehafen von Uri erreicht wird. Da liegt nun das herrliche, bergumschlossene Reußthal, welches sich drei Stunden lang gegen den Gotthard eben hinzieht. Jetzt kommt Altdorf, wo man über Bürglen

Brücke über die Maienreuß.

ins enge Schächenthal hineinblicken kann. An Erstfeld muß man Vorspann nehmen; es wird eine schwere Berglocomotive vorgespannt, denn nun geht's „berguf."

Bis Göschenen, am Eingang des Gotthardtunnels, beträgt die Steigung des Reußthales bereits an 1800 Fuß. Wie überwindet man nun diese Steigung? Das Zahnradsystem, wie beim Rigi, kann man hier nicht anwenden, weil die Gotthardbahn eine dem Weltverkehr dienende, Sommers und Winters mit schweren Zügen gehende Bahn sein soll. Sie kann auch nicht durchweg an den Berghängen hingeführt werden, weil sie vielfältig im Sommer von den Wildbächen, im Winter und Frühjahr von den gewaltigen Lawinen bedroht wäre. Wir werden gleich sehen, welche Mittel die menschliche Kunst hier angewendet hat, um die Steigung zu überwinden.

Nachdem die Bahn am Bristenstock gefährlichen Lawinenzügen durch die Bristenlauitunnels ausgewichen ist, setzt sie über die fast 250 Fuß tiefe Schlucht, in welcher die Reuß dumpf tosend und donnernd ihre milchig grauen Wogen wälzt, und schmiegt sich neben die Straße an die jenseitige Bergwand, an der Reußschlucht und durch manchen Tunnel hinaufziehend. Nun ist aber die Steigung des Thales nicht eine gleichmäßige. Sehen wir in der Nähe der Station Gurtnellen thalaufwärts, so blickt uns vom nahen Hügel herab Wasen entgegen und eine Viertelstunde weiter Wattingen. Bis dorthin beträgt die Steigung über 600 Fuß. Hier ist man nun der Bahn, welche mehr als 80 Fuß Steigung auf den Kilometer (⅝ englische Meile) nicht bewältigen kann, durch Hin- und Herfahrt und durch drei Kehrtunnels zu Hülfe gekommen. Sie biegt von Gurtnellen aufwärts in die Bergwand ein, macht in dem Berg, schraubenförmig steigend einen Kreis von 1½ Kilometer und kommt gerade über dem untern Eingang um 115 Fuß höher wieder heraus. Dann strebt sie Wasen zu, muß aber vorher die an der himmelhohen Thalwand herabziehende Maienreußschlucht überschreiten, fährt unterhalb Wasen hin gegen Wattin-

gen über die Reuß, in die jenseitige Bergwand hinein, wo wieder in einem Kehrtunnel umgelenkt wird unter Wattingen durch, über die Reuß herüber und wieder an unserer Thalwand gegen Wasen her. Hier auf Station Wasen sieht also der aufwärts fahrende Bahnzug thalabwärts. Weiter geht's oben an Dorf Wasen vorbei wieder über die wildzerrissene Maienreußschlucht auf der mittleren, 240 Fuß hoch schwebenden, nahezu 200 Fuß langen Maienreußbrücke, und dann sogleich in den Berg hinein, wieder im Kreis herum, höher oben heraus und noch einmal über die Maienreußschlucht, dann an der Bergwand hin, wie eine Taube, welche nach langem Hin- und Herflattern endlich einen Ausgang gefunden.

Noch immer geht's aufwärts, und um nicht über die durch Lawinengänge durchfurchten Felswände zu stürzen, lenkt die Bahn in einen etwa 4689 Fuß langen Tunnel ein und kommt bei Göschenen über das enge, wildschöne Hochthal zur Station Göschenen, von wo es über die Reuß hinüber in den berühmten Gotthardtunnel hinein geht, welcher nahezu 45,000 Fuß lang, sich unter den Felshöhen des Gotthard in einer Tiefe von 4503 bis 6000 Fuß dahinzieht und dann bei Airolo ins Tessinthal mündet.

Die Durchbohrung dieses Tunnels, welche von Nord und Süd zugleich in Angriff genommen wurde, erforderte zehn Jahre Zeit. Maschinen, durch Wasser- und Dampfkraft getrieben, bereiteten comprimirte oder auf den zwanzigsten Theil des gewöhnlichen Umfangs zusammengepreßte Luft. Diese gepreßte Luft wurde in starken Röhren in den Tunnel geleitet und trieb die Bohrmaschinen, welche den Felsen durchstießen. Die Bohrlöcher wurden mit Dynamit geladen, der Bohrwagen vor dem Schuß eine Strecke weit zurückgeschoben; nach dem Schuß wurde die gepreßte Luft auch dazu verwendet, den entstandenen Staub und Dampf schnell fortzublasen, überhaupt immer frische Luft zuzuführen.

Dazio Grande.

Welche Wissenschaft gehörte dazu, die Richtuug der Tunneldurchbohrung von beiden Seiten so genau zu bestimmen, daß man in der Mitte zusammentraf! Die Tunnelarbeiten gingen ziemlich rasch und ungestört vorwärts, bis man (unterhalb des Urserenthals) auf lockere Stellen

im Gebirg stieß, wo der Druck des Gebirgs das stärkste Quadergewölbe zerdrückte oder in den Grund preßte. Hier wurde endlich dadurch Abhülfe geschafft, daß man auch den Boden des Tunnels rund machte, ganz einem Faß ähnlich, aus Quadern von sechs Fuß Stärke.

Was wollen wir nun lieber, durch den Tunnel fahren oder der alten Straße entlang weiter gehen? Durch den Tunnel sind wir in zwanzig Minuten drüben und haben nichts gesehen, ich beantrage also für die nächste Nummer eine Reise der Straße entlang, um den altehrwürdigen Gotthardpaß kennen zu lernen.

Emma.

Sie heißt Emma und ist jetzt unser liebes Töchterlein. Laßt mich hier erzählen, wie sich das zugetragen hat.

Ich brachte meinen Stand auf dem Weihnachts-Markte in Ordnung, stellte die Tannenbäume zusammen, hing die Kränze und Gewinde von Moos und Immergrün auf, welche Martha, mein Weib, mit den rothen Beeren der Stechpalme verziert hatte, und wartete, als ich damit fertig war, auf die Käufer. Plötzlich hörte ich eine Stimme hinter mir:

„Haben Sie vielleicht einen recht billigen Weihnachtsbaum?"

„Einen Weihnachtsbaum, mein Junge?" fragte ich. „Wie viel willst du denn dafür anwenden?" So sprechend, wandte ich mich um. Und was glaubt ihr wohl? Es war gar kein Junge, sondern das kleinste Ding von einem Mädchen, das man nur sehen kann.

Sie mochte vielleicht zehn Jahre alt sein, aber in dem Zeuge, das sie an hatte, oder das vielmehr um ihren kleinen Körper hing und denselben beinahe völlig unsichtbar machte, erschien sie nicht älter als sechs Jahre. Ihr Rock fiel auf ein Paar alte zerrissene Knabenstiefel herab, und ihren Oberkörper bedeckte eine fadenscheinige Jacke, die ohne Zweifel ursprünglich auch für einen Knaben bestimmt war. Ihre Händchen waren in den langen Aermeln vollständig begraben, und auf dem Kopfe trug sie einen alten Strohhut, der durch ein Schuhband festgehalten wurde.

Aber was haben die Kleider mit der Sache zu thun? Ich hatte nur Augen für das Mädchen. Solch ein Paar glänzende, tanzende Augen! Ich könnte wirklich nicht sagen, ob dieselben schwarz oder grau waren. Und was für ein Gesichtchen! Die Wangen so rund und frisch, wie ein Paar Erdäpfel, und zwei Reihen Zähne, glänzender als meine schönsten Maiskörner! Ihre halbbraunen Locken, die lang auf ihre Schultern herabfielen und ihr niedliches Gesichtchen einrahmten, erschienen mir wie die Ranken meiner Kürbisse und Melonen. Und da stand nun das Mädchen zwischen zweien meiner Weihnachtsbäume und schaute mich mit ihren großen Augen an.

„Ja, ich möchte gern einen recht billigen Baum haben," sagte sie, und aus einem der Aermel fuhr ihr rothes Händchen, welches zwei Cents einschloß. Und als sie diese anschaute und dann wieder mich, wie da ihre Augen in ihrem Kopfe tanzten und zwinkerten! Ich mußte lachen, und hättet ihr dies kleine Wesen mit seinen wichtigen Mienen gesehen, ihr würdet geglaubt haben, sie wolle einen ganzen Wald von Weihnachtsbäumen kaufen.

„Aber mit zwei Cents," sagte ich, „reicht man nicht weit, wenn man Weihnachts-Grün kaufen will." — Ich suchte mit aller Gewalt, eine ernste Miene anzunehmen, und fuhr dann fort: „Du willst die Sachen wahrscheinlich nicht für einen kirchlichen Verein oder etwas Derartiges einkaufen?"

„Nein," sagte sie und ging an meinem Stande herum, sich meine Bäume, meine Stechpalmen, Lebensbäume, Kränze und Gewinde ansehend. „Ich habe kein großes Zimmer aufzuputzen und brauche daher nicht viel; aber ich will dieses Jahr doch einmal Weihnachten feiern und habe dafür schon lange gespart. Einen Weihnachtsbaum muß ich nun einmal haben."

Ihr Benehmen erschien mir gar zu komisch, denn es war ihr voller Ernst, ihre zwei Cents auf das Vortheilhafteste zu verwenden. Ich mußte hinter meinen Stand treten, um mich auszulachen, denn ich wollte das Gefühl des Kindes nicht verletzen. Als es mir gelang, wieder ein ernstes Gesicht anzunehmen, trat ich wieder hervor, und ich sage euch, in dem Augenblicke, in welchem sie mich wieder erblickte, fingen ihre Augen, wieder an zu strahlen, ihre langen Locken schienen um ihr Köpfchen zu tanzen, und die Perlenreihen ihrer Zähne glänzten, so kam es mir vor, noch lebhafter, als vorher. Ich aber konnte mir nicht helfen und lachte ihr geradezu ins Gesicht. Sie aber schien zu denken, das sei das gewöhnliche Benehmen von Marktleuten, wenn sie Weihnachtsbäume verkaufen, und fing selbst an zu lachen.

„Ja," sagte sie, „wenn ich diesen Baum hier für zwei Cents haben könnte, der würde mir gerade recht sein." Dabei wies sie auf einen meiner besten Weihnachtsbäume, der unter Brüdern seine zwei Dollars werth war. „Ich habe zwar nicht viel daran zu hängen," fuhr sie fort, „aber das schadet nichts; es ist ein wunderschöner Baum."

„Es würde ein theures Geschäft für dich werden, mein Mädchen," sagte ich; „zumal, wenn du nichts Rechtes daran zu hängen hast. Du solltest deßhalb lieber mit deinen zwei Cents etwas kaufen, womit du deine Strümpfe füllen kannst, wenn du sie am Christabend aufhängst."

„O, ich trage ja gar keine Strümpfe!“ rief sie lachend aus. „Und diese Stiefel borge ich mir, wenn ich ausgehe, um Einkäufe zu machen. Aber Alles, was ich sonst trage, gehört mir selbst.“

„Wo ist denn dein Vater?“ fragte ich mit einem möglichst ernsten Gesichte.

„Ich habe nie einen Vater gehabt,“ erwiderte sie.

„Und deine Mutter?“

„Die ist todt,“ antwortete das Mädchen plötzlich ernster werdend. „Wenigstens hat mir Frau Müller das gesagt. Ich wohne für mich ganz allein in der Pine Alley und gehe auf Arbeit aus oder besorge allerlei Aufträge.“

„Aber wozu in aller Welt,“ platzte ich heraus, „willst du denn einen Weihnachtsbaum haben, wenn du ganz allein bist?“ Ueber diese Frage aber brach sie in lautes Lachen aus, daß selbst ihre Füßchen in den großen Stiefeln zu zittern schienen.

„Ich bin zwar ganz allein,“ begann sie wieder, „und Niemand kommt, um mich auf Weihnachten zu besuchen; aber ich will den Weihnachtsbaum auch gerade für mich ganz allein haben.“ Damit stellte sie sich auf ihre Fußspitzen, und ehe ich mich dessen versah, zog sie meinen Kopf zu sich herab, so daß mein Ohr ihren glänzenden Zähnen ganz nahe kam, und flüsterte mir, als ob irgend einer der übrigen Marktleute die Pläne der Vorsehung und die ihrigen vereiteln könnte, geheimnißvoll ins Ohr: „Vielleicht wird der Vater im Himmel, von welchem Frau Müller mir erzählt hat, kommen und etwas an meinen Weihnachtsbaum hängen. Ich habe ihn jeden Abend und jeden Morgen sehr ernstlich darum gebeten. Und am Weihnachtsabend will ich wach bleiben und abwarten, ob er nicht kommt. Und wenn er kommt, dann will ich Ihnen Alles erzählen, darauf können Sie sich verlassen. Sie sehen, ich habe diese zwei Cents für ihn und für mich gespart. Er wird mich wohl nicht für zu schlecht dünken, als daß ich nicht etwas zu Weihnachten erhalten sollte. Frau Müller sagte mir, er habe die Kinder so lieb und gedächte ihrer und sorgte für sie und bereitete ihnen gern eine Freude, namentlich zu Weihnachten. Wenn er mir daher eine Ueberraschung bereiten will, so will ich ihm entgegenkommen und einen Weihnachtsbaum für ihn bereit halten. Meinen Sie nicht auch, der schönste Baum könnte für ihn nicht zu gut sein, wenn er wirklich kommen sollte.“

So plauderte sie flüsternd; ich aber wünschte nichts Anderes, als daß Martha, meine Frau, da wäre. Denn ich kann, da mich das Alter nicht grämlich und gefühllos gemacht hat, in solchen Fällen nicht leicht meine Würde behaupten. Aber die Wahrheit ist, ich fühlte mich tief gerührt, wollte das aber dem Mädchen nicht zeigen und sagte deßhalb mit erkünstelter Kälte: „Ich habe keinen Weihnachtsbaum für zwei Cents zu verkaufen, und du wirst dich wohl mit deinem Geschäfte an jemand anders wenden müssen.“

Aber glaubt ihr, daß sie sich damit kurzer Hand hätte abweisen lassen und sich beleidigt gefühlt hätte? Nein, nicht im geringsten! Es schien sie gar nicht zu kümmern; denn sie lachte so freundlich, als ob ich ihr meinen schönsten Weihnachtsbaum zum Geschenk gemacht hätte.

„Ich danke schön!“ sagte sie ganz vergnügt. „Aber an wen soll ich mich wenden?“

„Nun höre einmal das Mädchen an!“ sagte ich zu mir selbst. Welche Vertrauensseligkeit, zu denken, ich stände da auf dem kalten Markte und hätte nichts besseres zu thun, als ihr zu einem Weihnachtsbaume zu verhelfen! Da aber die Käufer in größerer Zahl jetzt auf den Markt kamen, so sagte ich zu ihr: „Höre, mein Kind, ich habe gerade jetzt keinen Weihnachtsbaum zur Hand, den ich dir für zwei Cents verkaufen könnte; aber, wenn es möglich ist, will ich dir morgen einen mitbringen.“

„O, das wußte ich, das wußte ich!“ rief sie jubelnd aus und, ihre alten Stiefelschäfte in die Höhe ziehend, eilte sie von dannen, oder war vielmehr plötzlich meinen Augen entschwunden.

Den ganzen Tag über, wenn ich gerade keinen Käufer zu bedienen hatte, mußte ich an das Mädchen denken, denn ihr kleines, niedliches Gesichtchen schwebte mir noch immer vor den Augen, wie ein Sonnenstrahl an einem regnerischen Tage. Und, um die Wahrheit zu sagen, ich war wirklich recht ungeduldig, und konnte kaum die Zeit der Heimkehr abwarten, denn es war mir ein Bedürfniß, meinem Weib von dem kleinen Mädchen zu erzählen.

Als ich am Abend mit meinem Wagen auf den Hof fuhr, fütterte Martha, mein Weib, gerade das Kalb, und als mich dieses Thier vom Wagen herabsteigen sah, fing es an zu hüpfen und zu tanzen, schüttelte seinen Kopf, und streckte, auf dem Hofe umherspringend, den Schwanz in die Höhe, als ob sich etwas ganz besonders Erfreuliches zugetragen hätte. Es erinnerte mich in der That gewissermaßen an das kleine Mädchen, dessen Bekanntschaft ich auf dem Markte gemacht hatte, und ich mußte unwillkürlich laut auflachen, so daß Martha mich groß ansah und ganz verwundert fragte: „Nun, was ist dir denn passirt?“

„Ich glaube, ich bin behext,“ sagte ich, noch immer laut lachend.

„Aber Johann, was meinst du denn damit?“ forschte meine Frau weiter.

„Laß es jetzt gut sein!“ erwiderte ich. „Wir wollen zunächst zu Abend essen, und dann will ich dir Alles erzählen.“

Nach dem Abendessen setzten wir uns an den Kamin, denn in dem Wohnzimmer haben wir immer ein Holzfeuer. Martha nahm ihr Strickzeug zur Hand, und ich setzte mich neben ihren Schaukelstuhl. Es ist so seit unserer Verheirathung meine Sitte, wenn ich Abends neben ihr sitze, ihr Haar zu streicheln, denn es ist so schön sanft und weich und auch beinahe noch ebenso braun, als da sie, meine Martha, noch ein Mädchen war, und ich sie Sonntags in ihrem elterlichen Hause zu besuchen

und mit ihr in die Kirche zu gehen pflegte. Als wir nun so neben einander am Feuer saßen, da erzählte ich ihr von dem kleinen Mädchen auf dem Markte, welches mit zwei Cents einen Weihnachtsbaum kaufen wollte.

„Aber Johann!" rief sie aus, und wirklich, während ich erzählte und lachte, wischte sie sich mit ihrem Strickstrumpf die Augen, denn sie weinte wirklich.

„Aber Johann," wiederholte sie, „du hast doch dem Kinde den Weihnachtsbaum gegeben?"

„Was, ich sollte ihr einen Baum, der zwei Dollars werth ist, für zwei Cents geben?" rief ich aus. „Das wäre gerade die Art und Weise, wie Frauen Geschäfte machen, und es sähe dir recht ähnlich, Martha. Selbstverständlich habe ich ihr den Weihnachtsbaum nicht gegeben, sondern sagte ihr, sich an Jemand anders zu wenden."

Martha rückte von mir weg, als ob ich sie geschlagen hätte, und rief aus: „Johann, das kann ich gar nicht von dir glauben! Aber was sagte denn das kleine Mädchen?"

Ich mußte wieder laut auflachen und sagte: „Sie schüttelte sich vor Lachen und fragte mich, an wen sie sich wenden solle?"

Aber was meint ihr wohl? Meine Frau rückte ihren Stuhl jetzt noch weiter von mir ab und schaute mir in die Augen; dann wies sie mit der Hand aus dem Fenster, über das jetzt mit Schnee bedeckte Kleefeld weg, nach dem Friedhofe, wo unser kleines Mariechen begraben liegt. Die hellen Thränen rollten ihr über die Wangen auf die Hände, welche schon so lange für mich gearbeitet und geschafft hatten, herab. Ich konnte sie aber nicht lange weinen sehen, sondern legte meine Arme um sie und sagte:

Martha, mein Weib, du sollst meinetwegen nicht mehr weinen. Mein Herz ist nicht von Stein, wenn ich auch manchmal etwas hart gegen die Leute zu sein scheine. Ich will dir aber sagen, wie ich über die Sache dachte. Ich dachte, Weihnachten kommt heran, und da es in diesem alten Hause weder Strümpfe zu füllen, noch Kinder gibt, für die wir einen Weihnachtsbaum aufputzen könnten, so würde es meiner alten Martha gewiß ein großes Vergnügen machen, wenn sie etwas für ein verlassenes, mutterloses Kind thun könnte. Und hatte ich da nicht Recht, Mutter?—Wie?

Martha gab mir einen Kuß und streichelte meine alten runzligen Wangen.

Ich aber fuhr fort: „Ich war überzeugt, daß Mädchen würde sicherlich morgen wiederkommen, denn sie besitzt eine Zuversicht, mit der sie uns alten Leute beschämen muß."

„O Johann," rief meine Frau, „du bist doch mein guter alter Mann, trotz Alledem! Wir haben viel Trübsal erlebt und ich fürchtete, du seiest plötzlich ganz gefühllos geworden und hättest nichts Anderes im Sinne, als möglichst viel Geld zu verdienen."

Am anderen Morgen war ich schon zu früher Stunde auf den Beinen. Mein Marktwagen war schon beladen und Alles an seinem Platze. Ich wollte gerade noch einige „Lebensbäume" oben darauf legen, als ich Martha mit einem hübschen kleinen Tannenbaum herankommen sah.

„Das ist ja 'was Hübsches!" sagte ich. „Woher hast du denn das Bäumchen?" Und ich war wirklich neugierig; denn es war eine gute Strecke bis zu der Stelle im Walde, wo die Tannenbäume standen.

Sie aber nahm mich beim Arme und führte mich bis an die Ecke des Hauses, von wo aus man das kleine, jetzt vom Schnee bedeckte Grab unseres Töchterleins sehen konnte. Schweigend wies sie nach demselben hin.—Sie hatte das auf dem Grabe unseres Kindchens wachsende Bäumchen abgeschnitten.

Ich sagte nichts, gar nichts; denn ich vermochte kein Wort hervorzubringen. Aber Martha nahm den Baum und legte ihn in meine Arme, so fürsorglich, als ob es ein lebendes Wesen wäre. Dabei sagte sie: „Mache dir nur keine Gedanken. Dieses Tannenbäumchen ist ein Gruß von der Verstorbenen an die Lebende."

Das letzte, was ich bei meiner Abfahrt von Martha sah, war ihr lächelndes Gesicht am Fenster. Ich selbst aber pfiff eine gute Strecke des Weges vor mich hin. Es schien mir, als habe die Sonne niemals so hell geschienen, als an jenem Morgen, und als habe der Schnee am Wege niemals so gefunkelt und geglänzt. Ja, es kam mir vor, als freute sich die ganze Natur über die Ueberraschung, die ich dem kleinen Mädchen bereiten wollte.

Nun, kaum war ich mit meinem Gefährt auf dem Markte angelangt und hatte meine Waare abgeladen, als ich auch schon ganz fest überzeugt war, daß das kleine Mädchen sofort erscheinen werde. Da hörte ich das Schlürfen ihrer großen, geborgten Stiefel, und in demselben Augenblicke leuchteten ihre großen Augen um die Ecke meines Verkaufsstandes.

„Guten Morgen!" sagte sie. „Sie haben mich doch nicht ganz und gar vergessen?"

„Hätte ich das gethan," dachte ich bei mir, „wie könnte ich wohl den Muth haben, jemals wieder einen Weihnachtsbaum zu verkaufen."—Aber ich sagte: „Ich halte immer Wort. Du hast doch deine zwei Cents mitgebracht?"

„O gewiß!" rief sie, „die würde ich nicht vergessen haben!" Und damit öffnete sie die kleine rothe Hand, und ich will Hans heißen, wenn sie die beiden Kupferstücke nicht während der ganzen Nacht fest in der Hand gehalten hatte, um sie am anderen Morgen gleich bereit zu haben.

Ich nahm die beiden Cents in Empfang. Ja, ich nahm sie wirklich, denn ich wollte, das Kind sollte glauben, sie kaufe den Weihnachtsbaum wirklich. Denn ein Mädchen, welches für das, was sie erhält, bezahlt, wird das, was ihr nicht gehört, niemals umsonst haben wollen. Meine Martha würde allerdings die zwei Cents

nicht angenommen haben, aber ich handelte vollständig richtig.

Dann nahm ich den Baum und reichte ihn dem Kinde. Ich wünschte in der That, ihr Alle hättet in diesem Augenblicke das Mädchen sehen können. Ihre Augen, ihre Locken und die glänzenden Perlenreihen ihres lachenden Mündchens.

Und dann zog sie die langen Aermel ihrer Jacke in die Höhe, ergriff den Baum und legte ihre Arme um denselben, als ob er ein kleines Kind wäre. Sie selbst jedoch verschwand hinter dem Baume ganz und gar. Aber ihr helles Lachen konnte ich noch immer hören, und jeden Augenblick drückte sie die Zweige des Weihnachtsbaumes fester an sich, als ob dieselben mit Gefühl begabte, menschliche Wesen wären, und als ob sie nicht wüßte, welche Liebe sie denselben erweisen sollte.

Ich selbst aber vergaß, während ich das glückliche Kind anschaute, mich selbst und mein Geschäft gänzlich, bis ich aus ihrem Munde hörte: „O, ich danke Ihnen vielmals! Es ist ein wunderschöner Baum und gewiß zwei Cents werth. Ich weiß, es wird auch Jemand kommen und etwas daran hängen. Ich werde Ihnen später das Alles erzählen. Adieu!"

Sie brauchte längere Zeit, um mit ihrem Baume fortzukommen, als sie nöthig gehabt hatte, um heran zu tänzeln. Und ehe sie fortging, fragte ich sie nach ihrer Wohnung. Sie rief mir die Nummer des Hauses in der elenden Straße zu; ich schrieb mir dieselbe auf und sah für den Tag das Mädchen nicht wieder.

Martha wartete inzwischen ungeduldig auf die Nachricht, die ich ihr von dem Kinde bringen würde, und als ich am Abend zu Hause angelangt war und ihr Alles erzählt hatte, da weinte sie wieder und wischte sich wieder die Augen mit dem Strickstrumpfe; aber um ihrem Munde lag ein seliges Lächeln.

Und wenn ich dieses Lächeln sah, dann konnte ich es niemals, seitdem wir vor vierzig Jahren geheirathet hatten, unterlassen, sie zu küssen. Als ich ihr aber das Stück Papier mit der Wohnungsangabe des Mädchens zeigte, da legte sie es in die Bibel, in welcher neben der Angabe des Geburts- und Todestages unseres Töchterleins eine Haarlocke von ihm liegt.

Als ich meine Frau das thun sah, da wußte ich sogleich, daß sie sich in Gedanken mit etwas beschäftigte, das sie mir noch nicht mittheilen wollte. Aber ich lasse meiner Martha immer Zeit, denn zuletzt stimmt sie doch mit mir und ich mit ihr überein.

Da kam der Tag vor Weihnachten heran, und von dem Mädchen war nicht mehr viel gesprochen worden. Aber an dem Morgen des genannten Tages, nachdem Martha mir ein schmackhaftes Frühstück bereitet, und ich dasselbe verzehrt und mich für die Fahrt nach dem Markte fertig gemacht hatte, kam Martha zu mir, legte ihren Arm in den meinigen und sagte: „Johann, morgen ist Weihnachten; du hast doch das kleine Mädchen nicht vergessen?"

„Nein, Frau," sagte ich.

„O, ich wußte es," erwiderte sie und streichelte mir die Wangen. „Ich wußte es; aber Johann, ich empfinde so großes Mitgefühl für das Kind und werde keine Ruhe haben, bis auch ich dazu beigesteuert habe, ihre Weihnachtsfreuden zu vergrößern. Kann ich nicht gegen Abend nach der Stadt kommen? Du warteſt da auf dem Markte auf mich, und dann suchen wir beide das Mädchen auf. Ich sage dir, Johann, sie wird am Christabend harren und warten, wie Jene in der alten Zeit das Erscheinen des Sternes von Bethlehem erwarteten. Außerdem haben wir ja ein Töchterlein im Himmel, und das will vielleicht in jenem armen, verlassenen Kinde seine Weihnachten auf Erden feiern."

Solchen Worten hätte Niemand widerstehen können. Martha's Herz lag in ihren Augen, und ich sagte daher: „Du hast Recht, Frau, und Gott möge dich segnen, weil du daran gedacht hast. Komm du nur gegen Abend nach der Stadt, und wir wollen dann dafür sorgen, daß der Weihnachtsbaum des Kindes nicht leer bleibt."

Um fünf Uhr Abends war Martha bei mir auf dem Markte, wo sie Allen stets sehr willkommen war, wegen ihrer freundlichen Art und Weise, in welcher sie mit den Leuten verkehrete. Und als sie einigen der anderen Marktfrauen von dem Mädchen erzählt hatte, da sammelten sie Geld für dasselbe, und sie selbst nahm eine Anzahl Aepfel und Honig, und ich selbst kaufte einige Kleinigkeiten und steckte sie in die Tasche, um sie dem Mädchen zu bringen. Dann machten wir uns auf nach der Pine Alley.

Das Haus, an welchem wir die angegebene Nummer erblickten, unterschied sich durch nichts von den übrigen. Es war gerade so armselig und schmutzig, wie die andern, und als wir in dasselbe eintraten, erblickten wir durch die theilweise geöffneten Thüren Scenen, die für die Augen eines Kindes sehr ungeeignet waren. Martha war ganz erschrocken und klammerte sich fest an mich, bis wir in das oberste Stockwerk des Hauses gelangten. Am Ende des Vorplatzes war eine Thür etwas geöffnet, und als ich hineinschaute, sagte ich: „Martha, ich glaube, hier finden wir die, welche wir suchen. Ich höre Jemand singen und mit dem Besen hantieren."

Ich klopfte an die Thür, und da stand das Mädchen vor uns. Und als die Kleine mich und mein Weib sah, da erschallte wieder ihr helles Lachen, und um ihr Köpfchen flogen wieder die langen Locken. Sie selbst aber sah jetzt weit niedlicher aus als auf dem Markte, denn sie hatte die Knabenkleider und die Stiefel abgelegt, und ihre Augen leuchteten, wie zwei Sterne. Meine Frau war, wie ihr euch wohl denken könnt, von ihrem Anblicke höchlichst überrascht und schaute das Mädchen ganz erstaunt an.

Dieses aber war gerade damit beschäftigt, ihr Zimmer für Weihnachten in Stand zu setzen, obgleich sich in demselben nichts Anderes befand, als ein kleiner Ofen ohne irgend welches Feuer, ein Stuhl, ein wackeliger Tisch und

eine Matratze mit einer Decke. Es sah das Alles aber doch nicht so trübselig aus, als man wohl hätte erwarten können, denn in einer Ecke des Stübchens stand der Weihnachtsbaum, und das Mädchen mit seinen glückstrahlenden Augen glich selbst einem Sonnenstrahl.

Als wir in das Zimmer eintraten, konnte ich es nicht unterlassen, meinen Hut abzunehmen, und Martha schaute sich ringsum. „O, wie froh ich bin, daß Sie gekommen sind!" rief die Kleine, gerade als ob sie uns erwartet hätte, und damit stellte sie ihren alten Besen in die Ecke und bot meiner Frau den altersschwachen Stuhl an. Martha aber fing gleich an, zu weinen, als ob ihr das Herz bräche. Aber das Mädchen konnte sich die Thränen nicht erklären und verstand es nicht, wie man bei solch' großem Glück noch weinen könnte. Sie selbst hielt sich für höchst glücklich, denn ihre zuversichtlichen Erwartungen betreffs Weihnachts-Besuches und Weihnachtsgeschenken waren in Erfüllung gegangen. Als sie aber meine Frau noch immer weinen sah, da trat sie an sie hinan und legte ihre kleinen Händchen um ihren Nacken und sagte: „Lassen Sie mich etwas für Sie thun, denn ich verstehe mich darauf."

Aber da hättet ihr Martha sehen sollen! Sie ließ ihren Shawl fallen, nahm das Mädchen in ihre Arme und rief aus:

„Johann, wenn ich der Stimme in mir nicht folge, dann bin ich eine unwürdige Magd des Herrn. Und wenn du etwas dagegen einzuwenden hast, daß wir dies kleine verlorene Lämmchen mit uns nach Hause nehmen und bei uns behalten, dann thust du großes Unrecht. Ich will sie an Stelle unseres verstorbenen kleinen Mariechens annehmen, und ihre Weihnachten soll sie in unserem alten Hause feiern, wo es warm ist und genug zu essen gibt, auch für mehr als drei. Aber in dieses elende Haus soll sie niemals zurückkehren."

„Ich denke gerade so, wie du," erwiderte ich und war im Innern sehr erfreut über den Entschluß Martha's. Ein fröhliches Lächeln überflog mein Gesicht, und als die Kleine das sah, fing sie wieder an, laut zu lachen und vor Freude zu tanzen.

„Willst du mit uns kommen?" fragte meine Frau sie.

„O ja, ich will mit Ihnen gehen!" rief sie überglücklich aus und fügte hinzu: „Hier braucht man mich doch nicht, außer wenn Frau Müller ihren Waschtag hat. Aber ich darf doch den Weihnachtsbaum mit mir nehmen?"

„Ja, gewiß," sagte meine Frau, „und wir wollen den Baum immer behalten. Es scheint mir, als ob derselbe uns Glück gebracht und der liebe Gott uns durch denselben reich gesegnet hätte. Nimm also den Baum mit, mein Kind, denn in unserem Hause ist Raum genug für dich und für ihn." —

Auf diese Weise ist Emma zu uns gekommen; sie ist fünf Jahre lang unser liebes Töchterlein gewesen und ist jetzt sechzehn Jahre alt. Und wenn einmal ein Sonnenstrahl in ein Haus gefallen ist, so ist sie ein solcher; denn sie lacht und hüpft fröhlich und erfreut uns alten Leuten jeden Tag das Herz. Aber wir haben auch für sie gethan, was wir konnten, sie in die Schule geschickt und wohl erzogen. Und wenn wir drei hinübergehen nach dem Grabe unseres Mariechens, so fühlen wir, daß Gott uns durch den Tannenbaum, welchen meine Frau für Emma von demselben nahm, reichlich gesegnet und näher zu sich gezogen — durch Emma.

Weihnachten eines Stummen.

Es war am Abend vor Weihnacht. Die kirchliche Vesper war zu Ende und die häusliche Feier auch. Vater und Mutter wünschten ihrem einzigen Sohne eine gute heilige Nacht; er aber konnte den Wunsch nicht zurückgeben, denn er war stumm.

Er war stumm seit neun ganzen Jahren. Damals hatte den zehnjährigen Knaben eine starke Erkältung aufs Krankenbett geworfen. Zwar war er damals im Allgemeinen von der Krankheit bald wieder genesen; aber ein böses Uebel blieb zurück: er hatte seine Sprache verloren. Die Eltern ließen alle Aerzte kommen aus der Nähe und Ferne; eine Cur löste die andere ab, aber es war Alles umsonst; der Knabe blieb stumm.

Nun war er ein Jüngling und konnte nicht reden. Was in seinem Herzen ihn bewegte, welche Gedanken durch seine Seele zogen — er konnte es Niemand sagen, auch seinen Liebsten nicht. Doch war sein unausgesprochenes Seufzen Dem nicht verborgen, der das Herz ergründet und auch unsere Gedanken verstehet von ferne. Und als der Jüngling in der guten heiligen Nacht unter seinen Flügeln ruhte, da schickte ihm der heilige Christ einen heiligen Traum. Eine lichte Engelsgestalt tritt an sein Bett und fordert ihn zum Sprechen auf. „Ich kann nicht sprechen," will er unwillkürlich sagen, aber die Stimme versagt ihm noch. Der Engel aber spricht: „Dann gehe morgen am Weihnachtstage früh mit dem Gesangbuch zur Kirche und singe laut mit, du wirst es können." Damit verschwindet die Gestalt. Den Jüngling überfällt eine große Angst und Furcht, er kriecht, wie um sich zu verbergen, ganz unter das Oberbett, und rieselnder Schweiß bedeckt ihn von Kopf bis zu den Füßen.

Am Morgen des ersten heiligen Weihnachtstages ruft der Vater seinen Sohn zum Frühmahle, und siehe da, der Sohn antwortet ihm: „Guten Morgen, lieber Vater!" Da stehen die Eltern vor Verwunderung still und blicken nach oben und beugen ihre Knie und der Sohn dazu und feiern einen Weihnachtsmorgen, daß

ihnen die hellen Freudenthränen über die Wangen rinnen, und jubeln mit lautem Munde, der Jüngling aber am allerlautesten:

Das hat Er Alles uns gethan,
Seine große Lieb' zu zeigen an;
Deß freu' sich alle Christenheit
Und dank' Ihm deß in Ewigkeit.

Und als dann die lieben Weihnachtsglocken zur Kirche läuteten, da nahm der Jüngling sein Gesangbuch und zog mit Vater und Mutter hinauf, anzubeten vor dem heiligen Christ. Und er hat mit heller Stimme mitgesungen und hat's gekonnt, wie ihm der Engel im Traum gesagt. Und es war ihm zu Sinne, wie weiland seinem Leidensgenossen Zacharias, von dem geschrieben steht, daß er des heiligen Geistes voll ward, weissagete und sprach: „Gelobet sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besuchet und erlöset sein Volk; und er hat uns aufgerichtet ein Horn des Heils in dem Hause seines Dieners David."

Der Vögel Christbaum.

In erwartungsvoller Stille gingen die Kinder schon seit etlichen Tagen durch das Haus, denn es ging ganz geheimnißvoll zu, und die Thür zum „Parlor" war schon mehrere Tage verschlossen. Das Christfest naht, und die Kleinen erwarten eine Ueberraschung.

Wenn Liebessinn den häuslichen Verein durchweht, dann sind Festvorbereitungen keine Thorheit, denn dieser Sinn geht auf die Kinder und das ganze Hausgesinde über. Hiervon haben wir ein Geschichtchen zu erzählen: Unter keinen Umständen hätte die Mutter die Neugierde ihrer Kinder befriedigt, denn es hätte ja die Ueberraschung verdorben; das brachte die Kinder zum Nachdenken, und sie verfielen auf den Gedanken, auch Jemand zu überraschen, aber wen — und wie?

Beim fröhlichen Mahle.

Draußen standen sie und beriethen hin und her, was sie thun könnten. Schon Tage lang lag tiefer Schnee auf der Erde, und nirgends war eine leere Stelle zu sehen; auf einigen Distelköpfen suchten mehrere Vögelein kärglich Futter zu erhaschen, während andere traurig zwitschernd um die Knaben flogen, als wollten sie sagen: „Einige Brosämchen für Christtag." Plötzlich fiel dem Aeltesten was ein, sein Auge blitzte, und er rief freudig überrascht: Eureka! ich hab's gefunden! Einen Christbaum für die Vögel! heute noch, jetzt, dann stellen wir ihn Nachts auf, und morgen in aller Frühe finden sie die Bescherung.—Dieser Gedanke fand Beifall; mit dem Handbeil bewaffnet, geht's nach dem Wald, und ein Baum ist bald gefunden; schön braucht er ja nicht zu sein, denn es kommen keine Kerzen dran. Bald ist das Bäumchen in der Scheuer, und die Arbeit beginnt. Die Schwestern müssen natürlich mithelfen und Rath geben.

Kornähren werden angebunden für die Spechte, Brodkrusten für die Spatzen, und Mohnköpfe für die kleinen Schneevögel; alle wurden bedacht. Zum Nachtisch hat Louise noch Kuchen und Apfelschnittchen gebracht, welche auch noch festgebunden wurden.

Welche Veränderung das in die jugendlichen Herzen brachte! Keines bekümmerte sich, was wohl im Parlor vorgehe; die Kleinen waren so glücklich über dem, was sie thaten, daß sie gar nicht mehr an ihre Erwartungen dachten.

Jetzt aber, wo soll der Baum aufgepflanzt werden? Natürlich vor das Fenster, wo die Schwestern Alles genau beobachten konnten und gleich am frühen Morgen schon der Vögel Weihnachtsfreuden sahen. Es gelang über Erwarten, wie ihr auf unserem Bilde sehen könnt. Im Fenster stehen die zwei Schwestern; der Baum ist

ganz belebt, und noch kommen andere hungrige Kameraden geflogen. Ein Specht hat sich bereits an einer Kornähre festgeklammert, während ein freches Spätzlein schon am Apfel pickt. Einer der frohen Sänger hat die Kinder im Fenster erblickt und scheint ihnen das Fest anzusingen. Ueber dem Leben und Treiben auf dem Bäumchen haben die Mädchen den Baum im Parlor fast vergessen — das waren fröhliche Stunden.

Ja, Geliebte, es sind fröhliche Stunden, diese Feststunden. Lasset uns wieder werden, wie die Kinder und uns mit Kindern kindlich freuen. Nur so weit als wir Andere beglücken, können wir selber glücklich sein. Wenn sie genießen, dann haben auch wir Genuß, denn unser Glück geht im Glück unserer Kinder auf. O, möge der kindliche, liebevolle Jesussinn sich in ihre Herzen einpflanzen, denn wo dieser Sinn fehlt, da ist auch die reichste Bescherung nur flimmernder Prunk und eitle Almosenvertheilung.

Bild und Wort haben aber noch einen tiefern Sinn: Wie manche Familie lebt im Ueberfluß, während Andere frieren und darben! Ist uns vergönnt, die Vögelein des Himmels, deren Versorger Gott ist, also zu erfreuen, wie viel mehr sollten wir der Armen und ihrer Kinder gedenken, wenn die Festzeiten nahen! Der, welcher für uns Mensch geworden, welcher uns Festfreuden beschert, hat gesagt: „Arme habt ihr allezeit bei euch." Aber er hat auch noch weiter gesagt: „Was ihr hier dem Geringsten thatet, das thatet ihr mir." Uebet die Liebe an euren Kindern und lehret sie, der Armen zu gedenken, welche keine Freude haben. Allen guten Kindern ein Christbäumchen! den Vögeln auch eins, und ein Bäumchen für die Armen!

Behaltet den Stern in Sicht.

In einer der wildesten Gegenden der norwegischen Küste wohnte der alte Clas, ein vielerfahrener, abgehärteter, fast 70jähriger Seemann, der noch jetzt, wenn er ein Menschenleben in Gefahr sah, mit Todesverachtung in die Fluthen sprang, um zu retten und zu helfen. Dieser alte Clas hatte die sonderbare Gewohnheit, wenn die Sonne untergegangen war, und die Nacht heraufkam, sich auf Deck seines Bootes oder am Strande im Sande auf den Rücken zu legen und unverwandt in die Wolken und nach dem Abendstern zu schauen. Als er einst von Freunden nach der Bedeutung dieser seiner Gewohnheit gefragt wurde, erzählte er aus seiner Vergangenheit folgendes Erlebniß, indem er mit tiefer Bewegung sprach:

Einem Stern und dem Gott, der ihn gemacht, habe ich die Rettung meines Lebens und die Rettung meiner Seele zu danken. Und wenn ich je den Stern zu Bethlehem vergesse, so werde ich meiner auch vergessen. Vor 40 Jahren war es gerade eine Nacht wie diese, der Wind heulte unheimlich wie eben jetzt, die See hob sich, und unsere Mannschaft befand sich in einem zerbrechlichen Schiff an einer verrätherischen Küste. Das ungestüm der Wellen trieb uns mit jeder Minute näher ans Land, und ehe wir es uns versahen, waren wir in der Brandung. Unser Capitän war einer der erfahrensten Seeleute, und sobald er erkannte, mit welchem Wetter wir bedroht waren, nahm er seinen Platz am Steurrad und gab sich alle Mühe, unsern Muth aufrecht zu erhalten. Er hatte eine sehr schwache Gesundheit, aber sein Geist beherrschte die körperliche Schwäche, und er donnerte seine Befehle durch das Sprachrohr mit einer Kraft und Entschiedenheit, die aus jeden von uns einen Mann machte. „Clas!" rief er, als der Wind durch das Takelwerk pfiff, und unsre armen Masten knackten, „bleibe bei mir stehen, meine Kraft verläßt mich. Siehst du den Stern über uns?" „Ja, Capitän." „Wenn meine Kraft mich verlassen sollte, steure gerade darauf zu, dann seid ihr geborgen; verliert ihr ihn aber aus den Augen, so werdet ihr zertrümmert; und, Clas, vergiß nicht, es gibt noch einen andern Stern, den mußt du stets im Auge behalten, wenn du einmal sicher in den Hafen einlaufen willst." Ich wußte, was er meinte, er wies mich auf den Herrn Jesum Christum. Er war der gewissenhafteste und treueste christliche Capitän, den ich gekannt, und nie ließ er eine Gelegenheit unbenutzt, wenn er uns etwas sagen konnte, was von Werth war für unsere Seele. Als er den Sturm nicht mehr länger ertragen konnte, rief er mit einer Stimme, die das Unwetter noch übertönte: „Behaltet den Stern in Sicht, Jungens, behaltet ihn in Sicht!"

Dann wurde er nach der Kajüte hinunter gebracht, und ich habe ihn nie wieder lebend angetroffen. Als ich von dem Verlust hörte, der uns betroffen, bat ich sie möchten mich an das Steuerrad festbinden, damit ich bis zum Tode die Befehle meines alten Vorgesetzten erfüllen könnte. Der Sturm nahm zu an Wuth, und die Thränen in meinen Augen machten mich fast blind, aber doch gelang es mir, den Stern im Auge zu behalten.— Der Alte schwieg eine Weile, in Nachdenken versunken. Dann fuhr er in seiner Erzählung fort: Nachdem wir zwei Stunden durch einen engen tückischen Kanal gesteuert waren, befanden wir uns zwar in einer erregten See, aber wir hatten doch nichts mehr mit der Brandung zu thun. Der Stern hatte uns richtig geleitet, und nun konnten wir laviren. Als das Schiff außer Gefahr war, ging ich in des Capitäns Kajüte. Eine Flagge bedeckte seine Leiche, aber sein männliches, entschlossenes Gesicht, das selbst der Tod nicht sehr verändert hatte,

war unbedeckt. Ich war ein rauher Matrose, aber ich küßte es und benetzte es mit meinen Thränen. Ich kniete neben dem harten Bett nieder, auf welchem er lag und flehte inständig zum Herrn, er wolle mich durch die Stürme des Lebens leiten, wie er mich diese Nacht geführt habe durch die Gefahren, die uns umgaben. Mein Gebet war erhört. Seit jener Nacht habe ich den Stern in Sicht behalten! Jetzt werdet ihr es verstehen, daß ich solch ein Sterngucker bin. Seht dort! der Stern bricht durch die Wolken. Und er scheint glänzend und klar, und so war es auch mit meinem Herrn und Heiland, wenn ich meinte, ich hätte ihn verloren. Er war allezeit da, meine Sünden und meine Lauheit, das waren die Wolken, die ihn vor mir verbargen.

Der alte Mann hielt inne, dann sagte er freundlich: Kinder, ihr seid noch jung, und das Leben liegt vor euch; aber behaltet den Stern in Sicht, den Stern von Bethlehem!

Meister Jakob.

Es war am Vorabende der letzten Weihnachtstage, als im Wupperthal ein gottesfürchtiger Meister vor seinem Lehrling stand und sprach: „Sieh, morgen singen wir wieder: Ein Kindlein so lobeswerth. Nun haben wir aber morgen, wie übermorgen, weder etwas zu beißen, noch zu brechen. Du weißt, ich habe für Herrn N. das Geschirr gemacht; es ist ein Silberschmied, der's beschlagen soll. Geh und sieh, ob er's fertig hat. Ich fürchte, daß er bei der vielen Arbeit dieser Tage nicht daran denken konnte. Was wird es aber dann? Bekommt der Herr nicht heute das Bestellte noch, so gibt's, du kennst ihn, Verweise genug für uns, aber keine Heller. Hunger aber, du weißt ja, ist ein schlechter Festgenoß." Der Knabe läuft. „Es wird umsonst sein," denkt der Meister, „er bringt's nicht mit." Doch wie er's denkt, regt seine Seele ihre Glaubensflügelein, fährt aus dem Sorgennebel auf und spricht:

„Er bringe es oder nicht,
Du weißt doch Rath, Herr Jesu!"

Kaum ist der Seufzer fröhlich aus der Brust, da öffnet sich die Thür, und der Herr tritt ein, der das Geschirr bestellte. „Nun, ist die Sache fertig?" „Ja," erwidert der erschrockene Mann, „aber vielleicht noch nicht beschlagen. Der Bursche ist eben fort und fragt darnach." „Nun," fährt Jener fort, „bringt er's, so schickt mir's zu; wo nicht, so macht, daß ich's gleich nach dem Feste bekomme. Nehmt hier den Preis dafür im voraus schon!" Mit diesen Worten legte er zwei Thaler auf den Tisch und ging von dannen. Kaum ist er zur Thür hinaus, da kommt der Junge mit betrübter Miene wieder herangeschlichen.

„Meister, wir können hungern, das Geschirr ist nicht beschlagen." „Das ist schlimm," erwiderte der Meister; „aber guck einmal her, was siehst du?" „Ein Papier," spricht der Knabe. „Aber was liegt darunter?" fährt der Meister lächelnd fort, indem er das Papier hinweg hebt, und siehe, da lagen die beiden Thaler blinkend auf dem Tische. „Meister, wo kommen die her?" schrie der betroffene Lehrling. „Nun," entgegnete der Meister, „wo sollen die her sein? Von dem da droben; so und so ist es gegangen. Was meinst du nun? Lebt er noch, der treue Gott, oder mag er gestorben sein? Sieh, er weiß es wohl, wo der arme Jakob wohnt!"

Eine deutsche Lieblingsblume.

(Von J. Trojan.)

Das Veilchen, bei dessen Namen wir zuerst immer an unser gewöhnliches wohlriechendes Frühlings- oder Märzveilchen denken, gilt uns in seiner schlichten und lieblichen Art als Sinnbild der Bescheidenheit. Seine Blüthen, die den Frühling verkünden, scheinen sich verschämt unter dem Grün der Blätter zu verbergen; in seinem unvergleichlich süßen Duft athmen wir des Frühlings ganzen Reiz. Sein Wesen und seine Haltung können nicht besser geschildert werden, als in den ersten Versen der „Das Veilchen" überschriebenen Ballade unseres großen Dichters, welche lauten:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzig's Veilchen."

Und von nicht weniger Reiz sind die Verse desselben Dichters, durch die eine Mehrheit von Veilchen so sinnig zusammengefaßt wird:

„Viele der Veilchen zusammengeknüpft, das Sträußchen erscheinet
Erst als Blume; du bist, häusliches Mädchen, gemeint."

Unseren Kindern wird eingeprägt, dem Veilchen, das im Verborgenen blüht, ähnlich zu werden, und gern ver-

gleichen wir dem Veilchen einen bescheidenen Menschen. Zum Frauennamen, wozu es so gut sich schickt, ist das Veilchen bei uns nicht geworden; dagegen haben romanische Sprachen die Namen Viola, Violetta und Violanta. Auch die Griechen haben die Namen Jole, Iokallis (Veilchenschön) und Iokaste, die vom Veilchen hergenommen sind.

Monatsveilchen.

Es ist auffällig, daß Veilchen überhaupt kein deutscher Name ist. Das Wort führt zurück auf das lateinische Viola und dieses wieder auf das griechische Ion. Daher liegt die Vermuthung nahe, daß unser Märzveilchen eine aus dem Süden eingewanderte Blume sei, die ursprünglich bei uns nur angepflanzt vorkam, dann aber überall, wo sie angepflanzt wurde, verwildert ist und sich weit ausgebreitet hat. Diese Vermuthung wird dadurch unterstützt, daß unser Veilchen wild fast überall nur in der Nähe bewohnter Ortschaften vorkommt. So mag es sich wohl, wie auch andere Pflanzen, die aus dem Süden zu uns kamen, allmälig bei uns eingewohnt haben und in Deutschland heimisch geworden sein. Sein Naturell und seine Gewohnheiten befähigen es in hohem Grade dazu, sich an ein rauheres Klima zu gewöhnen.

Die im Frühjahr erscheinenden Blumen des Veilchens, die dem Frost ausgesetzt sind, tragen keine Frucht. Die Pflanze treibt aber im Laufe des Sommers unzählige andere Blüthen, die keine Blumenblätter haben, unter dem Laub verborgen sich entwickeln und von Niemand beachtet werden. Diese bringen stets reife Frucht hervor und sorgen dafür, daß im Falle—wie es gar nicht selten geschieht—die Mutterpflanze im Winter ausfriert, im Frühling eine große Anzahl von neuen Pflänzchen sich entwickelt. So ist das Veilchen in Bezug auf Boden und Lage sehr anspruchslos, da, wo es sich einmal angesiedelt hat, so gut wie unzerstörbar und außerdem, da es durch kriechende Wurzelausläufer sich verbreitet, stets bereit, weiter im Lande Fuß zu fassen und neue Ansiedelungen zu gründen.—

Das gemeine Stiefmütterchen.

Beim Uebergang aus dem Lateinischen hat das Veilchen sein Geschlecht geändert. Aus der weiblichen Viola wurde zunächst der Viol oder Veiel. Aehnlich erging es einer anderen berühmten Blume, die im Deutschen zuerst gewöhnlich „der Rose" genannt wurde. So ist im Mittelalter auch bei der Gattung Viola die männliche Form herrschend, und später erst wird „die Veiel" und „die Viole" gesagt.

Dann trat in neuerer Zeit noch einmal ein Wechsel des Geschlechtes ein, indem „das Veigelein" oder „das Veilchen" geltend wurde, wobei daneben, zumal bei den Dichtern, noch die Form „die Viole" fortbestand. Veilchen und Veigelein sind Verkleinerungen von Veiel, dieses aber ist entstanden aus Viola, das selbst wieder eine Verkleinerung des griechischen Ion ist. So ist unser „Veilchen," was seinem bescheidenen Wesen sehr entsprechend ist, aus einer doppelten Verkleinerung hervorgegangen. Eine andere doppelte Verkleinerung bieten andere Sprachen dar in den Formen Violette, Violetta und Violet. Keine germanische oder romanische Sprache hat aber für das Veilchen eine andere Bezeichnung als die aus dem Lateinischen hergenommene, deren Grundform ein griechisches Wort ist. Das bescheidene Veilchen gibt einen anziehenden Aufschluß darüber, wie Farben angesehen und bezeichnet werden. Von ihm stammt die Farbenbezeichnung violett, wie lila vom Flieder (Lilak). Dieser Bezeichnung bedienen wir uns, ohne an ihren Ursprung zu denken. Wenn nun aber in botanischen Büchern bei der Beschreibung des Veilchens zu lesen ist: „Die Farbe des Veilchens ist violett," so klingt das eigentlich recht sonderbar, denn es heißt nichts anderes als: die Farbe des Veilchens ist die Veilchenfarbe. Nun fragt es sich, wie wohl früher die Farbe des Veilchens benannt wurde, als sie noch nicht nach dem Veilchen selbst hieß. Diese Frage kann beantwortet werden. Die alten Griechen nannten unser wohlriechendes Veilchen das schwarze oder das purpurne; veilchenfarben aber nannten sie den Stahl und das

Wohlriechendes Veilchen.

Meer. Auch bei den Römern heißt es das purpurne. In unserer älteren deutschen Sprache wird es genannt das blaue, das blau-braune oder auch das braune. Es wird von den Veilchen gesagt, daß sie den Garten bräunen, und auch das Eigenschaftswort „veilchenbraun" kommt vor. Es geht daraus hervor, daß vor Zeiten der Begriff des Braunen ein umfassenderer gewesen sein muß, als er jetzt ist. Oder sollten unsere Vorfahren die Farben anders gesehen haben? Wenn wir erfahren, daß unsere Voreltern beides, Menschenhaare und Veilchen, braun nannten, so erscheint es uns nicht mehr so wunderbar, daß dunkelfarbiges Haar von Homer mit der purpurnen Blume Hyakinthos verglichen wird.

Viola cornuta.

Hochgeschätzt wurde das Veilchen in alter Zeit bei uns als die Blume, welche die bessere Jahreszeit verkündete. Man zog auf die Wiesen, um „den ersten Viol" zu suchen. Mit lautem Jubel wurde das erste Veilchen begrüßt, wenn es gefunden war. Man nannte das im Mittelalter: den Sommer finden. „Ich habe den Sommer gefunden!" meldet Herr Neidhardt von Reuenthal seiner Herrin, der Herzogin von Bayern, und bittet sie, hinauszukommen, um auch das Veilchen, das er gefunden und mit seinem Hut bedeckt hat, zu schauen. Wenn in einem Ort bekannt wurde, daß draußen das erste Veilchen gefunden sei, lief Groß und Klein hinzu, um es zu sehen. Es wurde auf eine Stange gesteckt und fröhlich umtanzt. Solch ein Volksjubel begrüßt nicht mehr die kleine Frühlingsblume. Wenige gehen jetzt noch im Frühjahr aus den Städten hinaus, um sie draußen zu suchen, überall aber wird sie in großer Menge in die Städte hineingebracht und auf Märkten und Straßen zum Kauf angeboten. Arme Leute, Kinder besonders, finden dadurch um die Veilchenzeit einen bescheidenen Verdienst, und für den Gärtner ist die Veilchenzucht an Orten, wo die Veilchen stückweise abgezählt und bezahlt werden, ein einträgliches Gewerbe.

Das Veilchen ist längst schon nicht mehr ausschließlich Frühlingsblume. Die Kunst der Gärtner hat gelehrt, es auch im Winter zum Blühen zu bringen. Dazu sind viele neue und ausländische, an Duft und Farbe unserem gewöhnlichen Märzveilchen sehr ähnliche Arten in den Handel gebracht und eingeführt worden, welche auch im Freien zweimal und öfter im Jahre blühen. Unter diesen hat das italienische Monatsveilchen, welches mit leichter Mühe vom Herbst an den ganzen Winter hindurch in blühenden Exemplaren zu halten ist, am meisten Verbreitung gefunden und sich am vortheilhaftesten für die Cultur erwiesen. Auch gefüllte Spielarten des Veilchens werden häufig cultivirt, mit blauen sowohl als schneeweißen Blumen, die sehr hübsch sind. Bei diesen gefüllten Blumen aber geht die ursprüngliche eigenthümliche Veilchenform verloren, und sie sehen aus, wie kleine Rosen. (Schluß folgt.)

Veredeltes Stiefmütterchen.

Goldlack.

Weihnachtsabend einer Seemannsfamilie.

Der bezaubernde Weihnachtsgruß tönte fröhlich von lächelnden Lippen; er zitterte voll eigenthümlicher Jugenderinnerung auf der Zunge der Alten, er wurde von lallenden Kinderlippen hoffnungsfreudig gewechselt und fiel wie ein Leichenton auf das Ohr der Kummervollen, welche um begrabene Hoffnungen weinten. Geschäftige Kinderfüße liefen hin und her und jubelten. Niemand achtete der kalten Winterluft, der herabfallenden Schneeflocken; aller Herzen waren warm, denn die Weihnachtsfreude hielt ihren Einzug und schmückte mit glänzendem Lichterschein die Häuser und die Herzen.

Ein großes Haus strahlte erleuchtet. Wie hell der Flammenschein von hundert Weihnachtskerzen auf dem grünen, waldesduftigen Tannenbaum auf die kostbaren Gemälde fiel — auf Marmor, Damast, Gold und Silber. Kein Edelstein glänzte heller als die Augen der Kinder. Freude herrschte in dem großen, vornehmen Hause.

Katharina, die Frau eines Seemanns, saß gegenüber an ihrem niedrigen, engen Fenster. Sie sah Alles; wunderbare Gefühle durchkreuzten ihr Inneres. Sie erinnerte sich der Zeit, wo auch sie schöne Gemälde besaß, wo auch in ihrem Hause am heiligen Abend Jubel und Freude herrschte. Jetzt war nichts da, worauf man mit Vergnügen hinblicken konnte, ausgenommen das melancholisch liebliche Gesicht der Bewohnerin. Alles war öde und leer und blickte den Beobachter wie fragend verlassen an. Katharina dachte nicht an Glanz und Pracht. Vorige Weihnachten war das Herz eines edlen Mannes ihr eigen. Jetzt nennt man sie eine Wittwe. Wittwe; wie kurz ist das Wort, um so viel Kummer und Sorge auszudrücken! Walter und sie waren glückliche Eheleute.

„Nur noch eine Seereise, liebes Käthchen, dann gebe ich den Seedienst auf; dann werde ich Landmann und bleibe bei dir daheim," sagte Walter, als Katharina an seinem Halse ein stummes Lebewohl weinte. Und seitdem — o, wie mühselig schwanden die bleiernen Stunden der Zeit dem ausschauenden Auge und dem lauschenden Ohre der Liebe! Ihr Herz sehnte sich weit hinweg. Tag um Tag verging langsam. Endlich kam die niederschmetternde Nachricht: „Das Schiff ist gescheitert; alle Mannschaft ertrunken!" — Bei der kurzen Botschaft starb das Licht der Hoffnung in ihrem Herzen, und die grünende Erde erschien ihr als ein großer Grabhügel. Der Mehlthau fiel früh auf eine so schöne Blume. Wo sollte die trauernde Mutter sich hinwenden um Trost und Licht? — Die Menschen wandten sich von ihr ab, und sie wandte sich von den Menschen. Einsam und still ging sie ihre Pfade — saß sie in ihrer kleinen Kammer.

Da fiel eines Tages ihr Blick auf das heilige Buch, welches ihr Gatte ihr am Tage ihrer Vermählung geschenkt hatte. Und mit diesem Blicke tauchten wunderlich trauliche Erinnerungen an Stunden der Vergangenheit in ihr auf. Hatte nicht aus diesem Buche ihre Mutter ihr vorgelesen, ihr Vater sie ermahnt, ihr Lehrer sie belehrt in heiteren Jugendtagen? Sie nahm das Buch herab von seinem Ruheplatz und las; zuerst ihren eigenen Namen, welchen die liebe Hand, die nun das weite kalte Grab des Meeres verschlungen, hineingeschrieben hatte. Dann las sie weiter und weiter. Von Stelle zu Stelle, von Capitel zu Capitel des heiligen Evangeliums, und wie ein süßer Trost zog Labung ein in ihr nach Ruhe dürstendes Herz. Eine freundliche, durchbohrte Hand winkte ihr nach Golgatha, sie eilte zum Kreuz und fand Ruhe bei Dem, der da sagt: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken . . . so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen."

Ruhe! Ihr sturmgepeitschtes, entmastetes Schifflein hatte einen stillen Hafen gefunden. Ruhe in dem Gekreuzigten, Frieden für ihr kummerschweres Herz. Nicht verlassen ist das enge Stübchen mehr; allein und doch nicht ganz allein ist sie in ihrer Einsamkeit. Der stürmische Kummer hat einer liebenden Sehnsucht, einem stillen Heimweh Platz gemacht.

Und nun war wieder Weihnachten. Die Dämmerung schwand, Gottes Sterne strahlten auf der Wittwe stille Sorge. Da saß sie thränenreich und betrachtete die fröhliche Gruppe ihr gegenüber. Das Leben war so licht für die Nachbarn und so dunkel für sie — und doch so licht in der Hoffnung. Ihre Thränen waren Zähren liebender Erinnerung an ihn, auf dessen Arm sie sich vor einem Jahre so vertrauensvoll stützte. Ach, hätte sie doch sein sterbendes Haupt betten, hätte sie noch einmal seine liebe Stimme hören können! Aber der hoffnungslose Kampf mit dem Wogen, der Schrei um Hülfe, wo keine Hülfe kam — der starke Arm und das muthige Herz mußten untergehen. Arme Katharina! Es waren doch recht düstere Schatten der Vergangenheit. Sie war eine Christin, aber auch noch ein Mensch. Wer wehrt dem Rückblick in die dunkle Vergangenheit? —

Gesegneter Schlaf! Berühre leicht die müden Augen. Sie lächelte im Traum, eine warme Röthe auf ihrer Wange trocknete ihre Thränen. Der Schlaf brachte ihr süße Träume: sie hörte die Tritte des fernen Gatten, sie meinte, in Verklärung sein Antlitz zu schauen. War es ein Traum, oder war es Wachen? —

* * *

„Das ist das Haus, mein Herr" — sagte der Begleiter. „Großer Gott, daß Sie das Leben behielten! Wir hatten Sie als todt betrauert. Hier, Herr Walter, wo die kleinen Fenster sind. Es ist kein Licht mehr. Finden Sie den Weg, Herr? Was wird Ihre Gattin sagen, wie wird die sich freuen!" —

Er klopfte. Katharina erwachte aus dem süßen Traum. Sie zitterte nicht, sie war geläutert in Trübsal und beherzt im Glauben. Sie stand auf und ging mit der kleinen Lampe zur Thüre. Der flackernde Schein fällt auf die kräftige Gestalt vor ihr. Was macht ihre Zunge stumm und ihre Wange blaß? Diese qualvolle Ungewißheit! Wenn der Fremde nur sprechen wollte! —

„Käthchen!" rief die wohlbekannte Stimme.

Mit einem wilden Freudenschrei fiel sie ihm um den Hals. Der Todte lebt, der Verlorne ist wiedergefunden! Die Gatten feiern ein fröhliches Wiedersehen. An einer fernen Insel war Walter gerettet worden und nach langen, mühsamen Wanderungen endlich wieder heimgekehrt. Zu dem inneren Herzensfrieden gesellte sich jubelnde Freude.

Lieber Leser! Diese Seemannsfamilie feierte auch fröhliche Weihnachten.

(Eingesandt von Anna Gülich.)

Der heilige Abend.

Am waldigen Berghang lagen die letzten Sonnenstrahlen. Die hohen Tannen, welche schweigend standen, waren angehaucht; der Schnee auf ihren breiten gesenkten Zweigen schimmerte röthlich ins Thal hinab.

Auf dem braunen Geäst einer Buche, die sich in helleren Tönen vom dunkeln Tann abhob, saß ein Paar ernster Raben und blickte in die scheidende Sonne. Tiefer unten im Buschholz hatte sich eine kleine Meise zu schaffen gemacht. Das unruhige Ding feierte aber jetzt auch, da alles Feierabend machte. Auf dem Ginster und dem hohen bereiften Riedgras, auf dem halb vom Schnee befreiten, mit grünen feuchten Moosen bedeckten Baumstumpf, über welchen junge Brombeerranken schwankten, auf den falben Blättern und dürren Halmen lag rother Schein der scheidenden Sonne.

Jetzt trat sie auf die Spitzen des Hochwalds, der die jenseitige Thalwand krönte; jetzt sank sie ins Gezweig; jetzt trat sie in ein rothes feuriges Rund hinter die Stämme hinab; jetzt funkelte sie in einzelnen scharfen Strahlen hindurch — — jetzt war sie verschwunden. Da klangen Berg und Thal.

Vom Festgeläut klangen Berg und Thal. Denn unten im Dorf war der alte Küster mit hohen Schritten — denn es war noch nicht Bahn gekehrt — durch den Schnee des Kirchhofs gestiegen und hatte die Pfeife außen an die Thurmthür gelehnt. Dann hatte er die Thür aufgeschlossen, und nun tönte durch Dorf und Thal die Glocke, welche das Fest einläutete.

Die Töne klangen wie aus der geheimnißvollen heiligen Welt, die in dieser Nacht auf die Erde sich senkte. Sie klangen vom süßen Ton des hohen Lieds, von Gottes und Marien Sohn; sie klangen und sangen, was mitten im Winter in Nebel und Nacht den armen Menschen so selig macht. Und aus den Wäldern ringsum scholl's wider. — —

Der alte Küster hatte den Thurm verschlossen und stand in der Kirchhofspforte. Da hörte er seine Kinder. Vom Berg herab, hinter welchem die Sonne sank, aus dem Wald von der Arbeit kamen die Holzhauer. Die Männer und Burschen schritten frisch thaleinwärts auf dem schneebedeckten Fußpfad oder durch den steilen Rinnsal. Neben den Aexten trugen sie dürres Reisig oder ein ausgesuchtes Stück Werkholz, tauglich zu einem Stiel in Axt oder Beile, oder sie hatten ein seltenes Kernholz oder Maser — so schritten sie leicht zu Thal, wo die Rauchsäulen ihrer Schornsteine ihnen die Rast in den Behausungen zeigten.

Aber ihre Ankunft müssen sie melden, dazu ist Weihnachtabend. Da fängt der Vormann an: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht!" Und Männer und Burschen und endlich alle singen und stimmen ein, wie sie es schon so oft gelernt und gesungen hatten.

Nun klang das Lied so feierlich:

Dies ist der Tag, den Gott gemacht;
Sein werd' in aller Welt gedacht.
Ihn preise, was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist.

Der alte Küster lauschte. Nun trat er zur Seite, um auch zu sehen, was er hörte. Es war nicht nöthig. Er kannte jede Stimme, er hatte sie alle geschult und geübt. Er lauschte. Wie deutlich jetzt jeder Ton! Und wie der Gesang über das Dorf klang, in welchem hier und dort ein Licht aufleuchtete und dort an der Bergwand sich brach und hier im Walde leise verklang, da faltete der alte Küster still die Hände. Jetzt hörte er's:

Herr, der du Mensch geboren wirst,
Immanuel und Friedefürst,
Auf den die Väter hoffend sah'n:
Dich, Gott Messias, bet' ich an.

Dann verstummte das Lied. Der liebe alte Küster zerdrückte eine Thräne im Auge. Wer konnte ihm das verdenken? Das Lied, in den Bergen verhallend, das Gotteslied, voll, innig, ungescheut hervorbrechend — das war der Segen, den Gott auf seine Arbeit gelegt hatte.

Noch eine Weile stand er, die Hände gefaltet. Dann trat er in seine kleine Hausthür.

Das Dorf lag schweigend. Oben auf den Höhen, rechts und links, wo die Raben in die Abendsonne blickten, wo die Menschen höher hinauf schauten und den Friedefürsten singend grüßten, war's auch still — als hielte die Nacht den Odem an, die Botschaft der Engel zu hören.

Christophorus von Rocholl.

Eine Weihnachtsgabe.

Friede auf Erden!

Eine Weihnachts-Dorfgeschichte.

I.

Im Geiste sehe ich sie vor mir, die beiden Häuser, von denen die nachfolgende Geschichte handelt. Es waren zwei bäuerliche Hofreiten, kaum eines Steinwurfs weit von einander entfernt. Die eine stand etwas tief an einem Bache, durch dessen Anschwellen sie zeitweilig, besonders in den Tagen des Vorfrühlings und Spätherbstes, beläßtigt und bedroht wurde, die andere, lag etwa dreißig Fuß höher auf trockenem und gegen das Wasser stets geschütztem Boden.

Aeußerlich waren die beiden Häuser sehr verschieden. Das kleinere, am Bache liegende, befand sich in übeler Verfassung. Die Lücken im Gefachwerke, das dichte schwarzgrüne Moos auf den morschen und schadhaften Dachziegeln, die breiten Papierstreifen, welche hier und da an die Stelle der Fensterscheiben getreten waren, die von der Fäulniß angefressenen Schwellen, und so manches sonst noch gaben Zeugniß von der wirthschaftlichen Bedrängniß der Leute, welche das Haus bewohnten. Sah man in den Stall hinein, der nach bäuerlicher Sitte an die Wohnräume angebaut war, so erblickte man darin nur zwei magere Kühe und eine Ziege; die Dungstätte aber, jene untrügliche Auskunftgeberin, wie es mit des Bauern Vermögensverhältnissen steht, zeigte einen gar dürftigen Bestand und ließ wahrnehmen, daß man nur zum geringeren Theile mit Stroh, zum größeren aber mit dürrem Waldlaub das Vieh versorgt hatte.

Ein ganz anderes Bild bot das zweite Haus. Es war ein stattlich großer, breitgiebeliger und, weil er den Stall für das Rindvieh und die Pferde mit umfaßte, lang gestreckter und dabei wohl unterhaltener Bau. Dem Holzwerk sah man es an, daß es erst vor wenigen Jahren von der Axt des Zimmermanns war bearbeitet worden. Eine solide vierstufige Sandsteintreppe führte zur geräumigen Hausthüre, über welcher ein Wetterdach angebracht war, unter dessen Schutze einige Hausschwalben, als wüßten sie, daß sie dem Bauer als glückbringende Vögel gelten, vertrauensvoll sich angesiedelt hatten. Der große Oekonomiebau, Scheuer, Schafstall und Holzschuppen umfassend, stand rechtwinkelig zum Hause und so weit von letzterem entfernt, daß ein breiter Durchgang frei blieb in den Gras- und Obstgarten, der, ans freie Feld angelehnt, luftig und sonnig sich ausbreitete. Der ganze Bauernhof sammt Viehstand, Schiff und Geschirr trug das sichtliche Gepräge des Wohlstandes, wenn nicht des Reichthums.

Dennoch waren die Bewohner dieses stattlichen Hauses nicht glücklich. Es waren, abgesehen vom Gesinde, vier Personen, nemlich der Bauer Hermann, seine Frau Elsbeth, ihr einziges Kind: die neunjährige Gertrud, und ein alter unverheiratheter Oheim: der dicke Niklas. Sie führten in ihrem Heim, welches der Hermannshof oder auch Oberhof hieß, ein seltsames Leben. Sie hätten, wie das Sprichwort sagt, leben können wie der Vogel im Hanfsamen, d. h. glücklich und sorgenfrei, wenn sie nicht einen gar bösen Gast im Hause gehegt hätten. Das war der Zank-, Streit- und Zornteufel im Herzen, die tägliche Ergrimmung und Verbitterung gegen die Nachbarsleute drüben in dem kleinen Hause, mit denen sie so unausgesetzt in gehässigster Fehde lebten, daß kaum ein Tag ohne ärgerliche Auftritte vorüber ging.

Im kleinen Hause wohnten drei Personen. Der Hausvater, ein starker Fünfziger, war vor der Zeit etwas gealtert. Von Natur stillen Wesens und, weil er innerhalb weniger Jahre drei Kinder verloren hatte, noch stiller geworden, ging er schwerfällig und etwas gebeugt einher. Weil er klein von Person war, so hieß er im Dorfe das krumme Peterchen. Ihm zur Seite stand sein Weib, die Margreth. Sie war fast in Allem das Gegentheil von ihm. Stark und lebhaft, in strammer Haltung schritt sie dahin. Wo sie war, gab es Geräusch, und wer das Unglück hatte, mit ihr in Wortwechsel zu gerathen, kam übel weg. Denn wie der Wasserstrahl aus der Dachtraufe strömten die Worte aus ihrem Munde, reißend schnell, unaufhaltsam, ohne Komma und Punktum, den Gegner zudeckend und übertäubend. Ihren Mann beherrschte sie durchaus; nie kam es ihm in den Sinn, ihr zu widersprechen. — Ihr Sohn, der achtzehnjährige Heinrich, gesund und blühend, war in diesem Stück der Mutter Ebenbild, in der Gemüthsart aber war er dem Vater nachgeschlagen. Streit war ihm unlieb, und daß seine Eltern mit den Nachbarsleuten droben im reichen Hause nicht einig lebten, bereitete ihm Verdruß. Doch hörte er so oft, daß die Nachbarn böse, abscheuliche Leute seien, daß er es am Ende glaubte.

Der zwischen beiden Familien herrschende Zwist war, wie es so häufig geschieht, aus kleiner Ursache entsprungen. Des Haders Wurzel war die, daß die Bewohner der kleineren Hofreite das Recht hatten, über den Hof des Großbauern nicht nur zu gehen, sondern auch zu fahren. Gerne thaten sie Letzteres nicht, besonders in der Erntezeit, weil dann fast immer in Hermann's Hofe Gegenstände sich befanden, welche für einen herankommenden Wagen hinderlich waren und entfernt werden mußten, was für beide Familien nicht angenehm war. Beim besten Willen konnte es aber der Kleinbauer nicht anders machen; denn der einzige Weg, um aus seinem an den Bach und an fremde Wiesen angrenzenden geringen Besitzthum heraus zu kommen, führte über den Hof des Nachbars.

Da hatte es nun bei der Gemüthsart der Margreth

und da auch die Großbäuerin eine zwar schöne, aber auch überaus hitzige und selbstbewußte Frau war, an Anlaß zum Disput nicht gefehlt. Die heftigsten Schimpfreden waren gewechselt worden; in den schrillen Discant der Frauen hatte der alte Niklas mit seiner gewaltigen Baßstimme nach Kräften hineingebrummt, und Hermann und Peter hatten wenigstens mit den Fäusten gedroht. Das Schlimmste war gewesen, daß es beim bloßen Wortkriege nicht geblieben war. Elsbeth hatte ihren Mann veranlaßt, den Rechtsweg zu betreten, um dem verhaßten Nachbar die Befugniß abzustreiten, ferner über Hermann's Hof zu fahren. Der Prozeß war aber, wie jeder Verständige voraussagte, zu Ungunsten des Oberhofes entschieden und dessen Bewohnern aufgegeben worden, den Nachbar Peter an der Ausübung seines wohlbegründeten Rechts nicht ferner zu hindern. Von der Zeit an brannte das Feuer des Kampfes zwischen den zwei Familien lichterloh.

Jeder Kundige weiß, daß, wenn einmal in unserem lieben Bauernstande zwei benachbarte Häuser sich verfeindet haben, die Friedenspausen nur noch dünn gesäet sind. Spott und Haßreden aller Art, der verschiedenste Schabernack, kleinere und größere Unbill, besonders des Nachts verübt, leichtes Geplänkel und grimmige Schlachten wechseln dann fast unaufhörlich mit einander ab. Die zähe Natur der deutschen Bauern bringt es mit sich, daß sie das, was sie thun, nicht halb und schwächlich, sondern ganz und mit Kraft thun. Auch in der Ausübung des Unrechts und im Prozessiren verfahren sie gründlich, so daß sie zuletzt des Tags von nichts anderem mehr reden und des Nachts von nichts anderem träumen, als von ihrem schlimmen Prozeß und von ihrem verhaßten Gegner. Andere Leute, sie mögen wollen oder nicht, müssen dann die endlosen Streitgeschichten mit anhören.

So war es denn schon seit langer Zeit in dem Dorfe, von dem wir reden, in aller Leute Mund, daß die Hermann'schen und Peter'schen wie Hund und Katze mit einander lebten. Die Widerwärtigkeiten, die sie einander anthaten, wurden regelmäßig und umständlich, natürlich auch mit allerlei Zuthaten, weiter erzählt und bildeten den willkommensten Gegenstand der Unterhaltung. Gab es ja doch fast immer etwas Neues aus dem Oberhof oder aus der „Petersecke" zu melden. Das Höllenfeuer der Zwietracht, die dort waltete, warf seine Gluthflocken weit hinaus, und Jedermann konnte sie wahrnehmen, denn sie fielen Einem vor die Füße.

Wie gar nett hörten sich aber auch die Dinge an!

Zum Exempel! Der Peter war über Hermann's Hof gegangen, nach seiner Weise gebückt und langsam. Da hatte die Elsbeth gar laut und mit eigenthümlicher Betonung dem Haushahn zugerufen, der zwei Schritte von Peter in den Strohhalmen kratzte: „Du krummer und hungriger Gickel, dir wär's das Beste, wenn Einer dich tod schlüge!" und ein schallendes Lachen aus ihrem Munde, begleitet vom Wurfe eines alten Besens, war dieser freundlichen Anrede gefolgt.

Zwei Stunden später hatte die Elsbeth auf ihrem Grasplatze, der an Peter's Hofreite stieß, hantiert. Da war Margreth aus dem Hause gesprungen, wie der böse Feind auf ein armes Huhn los, das sich einige Würmlein suchte, und hatte gerufen: „Du aschgraues, infamichtes Hinkel, wenn dich der krumme Gickel erwischt, so wird er dir deine unsauberen Federn zerzausen!" Dabei hatte sie einen Stein errafft, um nach dem Huhne zu werfen, das, erschrocken über die ungewöhnliche Behandlung, schreiend davon geflattert war.

„Hast du nicht wahrgenommen," sagte in der Schenke der Hanskurt zum Bachmichel, „wie's die Elsbeth machte, als die Weibsleute am vorigen Sonntag zum Nachtmahl gingen? Sie war an der Reihe und hätt' vortreten müssen. Da sie aber nahe hinter sich die Margreth sah, welche auch antrat, warf sie ihr einen Blick zu wie all' nichts guts und trat bei Seite. So lang thät sie warten, bis die Margreth gegangen war; dann kam auch die Elsbeth heran. Ich glaube, der Pastor hat vor ihr Angst gekriegt, als er ihre feurigen Augen erschaute."

Ein allgemeines Lachen folgte dieser Witzrede. Der lustige Frieder aber setzte hinzu: „Dort in der Petersecke und auf dem Hermannshof muß eine scharfe Luft streichen, weil die Leut' aus den zwei Häusern so gar oft den Husten kriegen und ausspucken müssen, namentlich, wenn sie einander begegnen. Vor etlichen Tagen überfiel den Niklas, als die Margreth an ihm vorbeiging, ein so mächtiges Schnauzen und Grunzen, daß ich schier erschrocken bin, weil ich vermeinte, es wär' ihm was zugestoßen. Ich schreib's aber der scharfen Luft zu, die dort hin und her streicht. Sie kratzt den Leuten im Halse."

„Eine Schand ist's," warf die Wirthin dazwischen, welche in das Lachen der Andern nicht einstimmte, „daß die Menschen nun schon so lange wider einander sind und sich ihre Lebenstage trüb' machen. Ich meine, sie müßten's längst satt haben, sich so zu verunehren."

„Ja, satt?" sprach der Märten, der ein besonderer Schalk war, „den Peter hungert's das ganze Jahr über, der wird nie satt; und was den dicken Niklas anlangt, so hab' ich selbst jüngst gesehen, wie's bei ihm mit dem Sattwerden beschaffen ist. Als alle Andern die Gabel hinlegten und ‚Gesegen's Gott' sagten, da schob der Niklas noch einmal den Teller zur Schüssel und schmauste noch eine halbe Stunde weiter."

Aus vorstehenden Gesprächen kann der Leser merken, wie die Sachen standen. Derer, die zum Guten redeten, waren wenig; die aber, welche am Streiten der Hermann'schen und Peter'schen ihre Freude hatten, bildeten die Mehrheit.

Auffallend war es, daß die Jüngsten der beiden Familien, von denen wir erzählen, bessere und sanftere Gedanken hatten, als die Alten. Gertrudchen kam eines Tags — es war im September — nach Hause und hatte einen wunderschönen dicken Apfel in der Hand. „Denk' einmal," sagte sie zu ihrer Mutter, welche eben die sandsteinerne Treppe abkehrte, „der Heinrich hat mir diesen

Apfel geschenkt. Er hatte die Leiter an den Baum gestellt und brach Aepfel. Ich stand gerade auf unserem Bleichplatze, und da er sah, daß ich ihm zuschaute, rief er mich herbei und schenkte mir den Apfel. Mutter, es war der allerschönste im Korbe."

„Und du hast den Apfel genommen?" schrie Elsbeth. „Du einfältg Ding, du schlechte Dirne! Weißt du, was du hättest thun sollen? Den Apfel hättest du ihm vor die Füße werfen müssen — dem Lungerer — und sagen hätt'st du sollen: ‚Von euch Lumpenpack will ich keinen Apfel; wir haben selbst Aepfel und zehnmal mehr, als ihr!' Trag' ihn nur gleich wieder hin und gib ihn zurück!"

„Ach, Mutter," sagte die Kleine, „seid nicht so bös. Der Heinrich hat mir noch nie etwas zu leid gethan. Er schimpft auch nicht über euch, wie seine Mutter thut, und macht nicht so böse Augen, wie sein Vater, der Peter, wenn der über unseren Hof geht."

„Schweig' mir still," kreischte die Elsbeth, „Art läßt nicht von Art; wie die Alten, so der Junge! Sie alle mit einander sind keinen schimmeligen Pfennig werth. Schon so grausamlich oft hab' ich mich über das Satansvolk geärgert, daß sie es in hundert Jahren nicht gut machen können!"

Gertrud schwieg eine Weile, als überlege sie etwas. Dann sagte sie langsam und traurig: „Mutter, es ist gewiß nicht recht, daß Ihr so seid. Der Herr Schulmeister hat erst noch gestern gesagt, daß alle Menschen mit einander einig sein müssen, und daß der Herr Jesus, wenn er die Leute grüßte, gesagt habe: Friede sei mit euch."

„Halt's Maul mit deinem Schulmeister," rief Elsbeth, die sich mehr und mehr erhitzte. „Der mag vor seiner eigenen Thür kehren und an den Prozeß denken, den er des Schulkorns halber mit der ganzen Gemein' geführt hat. Ich laß mir von keinem Schulmeister und von keinem Pfarrer was sagen und bleib' auf meinem Satz: die ganze Race dort unten ist Schandvolk, und wenn heute ein Feuer vom Himmel fiele und verzehrte sie, mir wär's recht!"

„Ach, da sei Gott vor!" sagte erschrocken das Kind und ging betrübt in das Haus. „Feuer, ach, o lieber Himmel, Feuer," sagte es leise vor sich hin. „Seit ich gehört habe, daß einmal drüben in Rinzdorf eine Frau des Nachts in ihrem eigenen Hause zu Asche verbrannt ist, kann ich das Wort nicht mehr hören ohne Angst. Ach, lieber Gott, nur kein Feuer!"

II.

Die Herbstzeit war vorüber, die ersten Schneeflocken waren vom Himmel gefallen. Der Bauer hatte ausgejocht, und in den warmen Stuben schnurrten bereits die Spinnräder an den lange gewordenen Abenden. Der Winter ist recht eigentlich ein Prediger der Ruhe und des Friedens. Werden ja doch die Menschenherzen in der Enge des Hauses viel näher an einander gerückt, als in der Zeit, wenn draußen viel zu thun ist. Da soll denn Jedes recht innig fühlen, daß es auf andere Menschen angewiesen ist, und daß wir unseres Nächsten nicht entbehren können. Zudem hat der liebe Gott mitten in den Winter hinein das heilige Weihnachtsfest gestellt, und wie ruft das so laut: „Friede auf Erden!"

Zwischen Hermann's und Peter's Hause war aber kein Friede. Das alte, böse Feuer glimmte und loderte weiter; ja, es schien, als sollte das neue Jahr noch heftigeren Kampf bringen, als das alte. Denn am 2. Januar sollte die Elsbeth gegen den Peter wieder einmal zum Termin vor Gericht erscheinen. Sie hatte ihn einen Spitzbuben und Halunken geschimpft und ihn mit einem Steine so ans Bein geworfen, daß er vier Tage hatte hinken müssen.

Es war der Vorabend des Weihnachtsfestes. Am Tage vorher — es war der vierte Adventsonntag — hatte der Pastor gar ernst und herzandringend über die Epistel des Tages, Philipper 4, gepredigt und namentlich das Wort: „Euere Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen; der Herr ist nahe!" im Geiste doppelt unterstrichen. Er hatte von der Abscheulichkeit des Hasses, der Unversöhnlichkeit und Herzenshärtigkeit geredet und dabei so absonderlich traurig nach der Richtung hin geschaut, wo die Petersecke und der Oberhof lagen, als wolle er sagen: „Seht, ihr lieben Pfarrkinder, an diese harten Menschen habe ich schon so manches gute und liebreiche Wort verschwendet; ach, gibt's denn keinen Schlüssel, der diese Herzen aufschließe und ein Ende mache des ganz abscheulichen Haders?" Nach diesem Schmerzensblick hatte er sich aber hoch aufgerichtet und mit gewaltiger Kraft, fast zürnend, ausgerufen: „Wehe, wenn des Herrn Hand über die Harten kommt! Ich sage euch, er wird sie zerscheitern und ihnen anders, als ich es kann, den Text auslegen: ‚Euere Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen!'"

Die Leute waren ganz still aus der Kirche gegangen. Draußen aber steckten nicht Wenige die Köpfe zusammen, und Einer flüsterte dem Anderen zu: „Diesmal hat's eingeschlagen. Hast du nicht gesehen, wie die Margreth sich verfärbte, und wie der Niklas unter sich guckte und mit den Füßen kratzte?"

Am Christsamstag-Abend in später Stunde ging Hermann's Knecht noch einmal in die Scheuer und aus der Scheuer in den Schafstall, der zur starken Hälfte mit Stroh gefüllt war. Denn es war in jenem Jahre viel gewachsen auf dem Felde, und die Landleute hatten Mühe, das viele Geströhe unterzubringen. War es nun beim Knechte arge Zerstreutheit, was ihn veranlaßte, beim Betreten der Scheuer die brennende Pfeife im Munde zu behalten — er war doch sonst ein ordentlicher und sorgfältiger Mensch — oder war eine höhere Hand im Spiele, wie bei jenem Simei, den es nach David's Aeußerung Gott „geheißen" hatte, mit Steinen nach dem Könige zu werfen? — der Leser mag nach der richtigen Antwort selber forschen. Wir haben hier nur zu berichten, daß in

dem Schafstalle ein Fünklein aus der brennenden Pfeife des Knechts unbemerkt in das Stroh fiel, daß das Fünklein um sich-griff, aber — weil das Stroh dicht auf einander saß und weil die Zugluft fehlte — nur langsam, und daß es schon fast auf den Schlag Mitternacht war, als das gierige Element nach Zerberstung des hinteren Schafstallfensters seine volle Kraft kriegte. Fahren einmal die Lüfte in einen branderfüllten Raum hinein, dann ist kein Aufhalten. So war's auch hier. Mit entsetzlichem Geprassel unter dem Zerspringen der Dachziegel schlug das Feuer, welches sich in Eile dem ganzen Oekonomiebau mittheilte, in greller Lohe über die First empor, sprang auch hinüber nach dem Wohnhause, zündete in der Stallstube, in der allerlei ausgetrocknetes Gerümpel sich befand, und züngelte bereits an der heißgewordenen Giebelseite hinauf, ehe noch die Hausinsassen, die im ersten festen Schlafe lagen, die entsetzliche Gefahr, in der sie schwebten, merkten. Am wenigsten merkte es Gertrudchen, das mit der Magd in einer Kammer hoch über jener Stallstube den tiefen Schlaf eines gesunden und frohmuthigen Kindes schlief, und leider sehr spät merkte es die Magd, die durch das Rauschen und den grellen in ihre Augen fallenden Feuerschein endlich aufgeschreckt, wie sinnlos aus dem Bette sprang und, uneingedenk des Kindes, barfuß und nur den Unterrock um sich werfend, die Treppe hinabstürzte.

„Feuer! Feuer!" rief es bereits vom Dorfe her. Der Nachtwächter, der, um Zwölf zu blasen, die warme Stube verlassen hatte, war des Feuers ansichtig geworden und hatte den in solcher Stunde doppelt grausigen Ruf angestimmt.

Nur wenige Minuten dauerte es, so war der Hermann'sche Hof schon mit Menschengewühle erfüllt. Was überall, wo keine ordnungsmäßige Feuerwehr vorhanden ist, beim Ausbrechen eines Brandes geschieht — planlos Durcheinanderrennen, Geschrei, Befehlsrufe, die nur zum geringsten Theile erfüllt werden, Retten von Dingen, die wenig Werth haben, und Uebersehen des Wichtigsten — alles das kam auch hier zum Vorschein. Hermann, Niklas und der Knecht waren in maßloser Aufregung bemüht, aus dem mit Qualm bereits erfüllten Stalle das Vieh zu retten. Elsbeth warf heulend alle möglichen Gegenstände, selbst Töpfe und Schüsseln, aus dem Kammerfenster in das Hausgärtchen, die Magd suchte mit Gehülfinnen alte Tische, Stühle und Bänke ins Freie zu schaffen, die Ortsspritze rasselte heran und wurde vom nahen Bache aus gefüllt, die Glocken auf dem Thurme riefen ihren stürmenden Nothruf in die Nacht hinein — und an das arme Trudchen droben in der Dachkammer dachte noch kein Mensch. War denn nicht die Magd hier unten und konnte es möglich sein, daß sie des Kindes vergessen hätte?

Die Löschungs- und Rettungsarbeit nahm ihren Fortgang. Die Scheuer war nicht zu retten; man dachte nur ans Wohnhaus. — „Barmherziger Jesus, die Gertrud!" rief auf einmal eine Alles übertönende Frauenstimme. Der Schrei drang aus der verzweifelnden Seele der Magd, der es jetzt erst einfiel, daß sie, aus der Kammer herunter eilend, das Kind nicht mitgenommen. — „Die Gertrud, die Gertrud ist im Feuer!" Der Ruf pflanzte in rasender Eile sich fort. „Durch die Stallstube und über die Treppe kann Niemand mehr!" rief's vom Hause her. „Dem Kind ist nicht mehr zu helfen!" rief eine andere Stimme; „wenn's nicht verbrannt ist, so ist's doch erstickt!"

Siehe, wer war das, der da mit der großen Obstleiter herankam, einen nassen Sack über die Schultern gelegt, die Mütze tief über die Stirne und den Nacken gezogen und mit einem Ausdruck im Gesicht, als wolle er sagen: „Herr Gott, hilf; jetzt gilt's, ein Mann sein!?" Es war der Heinrich aus dem Petershause. „Platz, Platz!" rief er mit mächtiger Stimme, und als hätte er Simsonsstärke, richtete er die schwere Leiter, wie wenn sie eine schwanke Latte wäre, an dem brennenden Giebel empor. „Haltet mir die Leiter!" rief er, „herbei, ihr Leute, haltet nur fest!" Und ehe man zehn zählen mochte, war der Bursche droben, flink und geschmeidig, wie eine Eichkatze. Ein kräftiger Stoß wider den Fensterflügel von der obersten Leitersprosse aus, und er fiel prasselnd in die Stube hinein. Heinrich durch die Oeffnung hindurch — zwei bange Minuten — siehe, er erschien wieder am Fenster. Das Kind im Nachthemdchen, grell und schrecklich vom Flammenscheine beleuchtet, hing bleich und zitternd Heinrich auf dem Rücken und hatte die Aermchen um seinen Hals geschlungen. Heinrich aber rief: „Trudchen, halt' dich fest, nur fest!" Vorsichtig, wie wenn er über spiegelglattes Eis müßte, klimmte er, während die Funken ihm ins Gesicht fuhren und die springenden Scherben ihn umsprühten, durch das Fenster, erreichte glücklich die Leitersprossen und brachte seine kostbare Last, das bebende, halb ohnmächtige Kind, zur Erde. „Nachbarin, da habt Ihr Euer Trudchen!" rief er der Elsbeth entgegen, die mit gelöstem Haare wie verrückt heranflog und so krampfhaft das Kind in ihre Arme preßte, daß Trudchen bat: „Ach, Mutter, liebe Mutter, Ihr drückt mich ja todt!"

Ein Weinen und Schluchzen, wie das der Elsbeth, mag selten aus eines Menschen Brust gekommen sein. Einige Minuten stand sie da, ihr Antlitz an den Hals ihres Kindes gedrückt. Als wolle sie allen Zorn und alle Bitterkeit, die sich seit Jahren in ihrem Herzen angesammelt, jetzt mit einem male herausweinen und alle verschüttete und vergrabene Liebe wieder frei werden lassen, flossen ihre Thränen unaufhaltsam wie ein Strom auf den zarten Körper ihres Kindes. Dann fuhr sie plötzlich in die Höhe, stürzte sich auf den Heinrich, umhalste ihn und rief, als wenn ein Alp von ihrem Herzen sich löse: „Heinrich, du herzlieber Bub, auf meinem Todbett noch will ich dich segnen! Heut machen wir Friede, du und ich, wir und ihr! Hermann und Niklas, Peter und Margareth, wo seid ihr? Herbei, alle herbei! Heut machen wir Friede! Unser Herrgott, der uns das Feuer

geschickt, soll Zeuge sein, daß wir den Haß verbrennen und von heut an in Liebe und Treue bei einander wohnen."

So mächtig war der Eindruck, den diese Worte machten, daß das Löschen eine Weile unterblieb. Alle Umstehenden wischten sich die heißen Thränen aus den Augen. Die versöhnten Glieder der beiden Häuser drückten sich die Hände, und nun sah man sie Schulter an Schulter stehn im Kampfe gegen das Feuer.

Geredet über den Auftritt wurde jetzt nicht weiter, gearbeitet aber um so mehr und mit freudvoll gestärkter Kraft. Es gelang, das Wohnhaus zu retten, wenn es auch an der Seite nach der Scheuer hin nicht unbedeutend geschädigt war. Der ganze Oekonomiebau aber brannte nieder. Ehe der Morgen des heiligen Christtags graute, stand kein Balken mehr.

Um zehn Uhr Vormittags riefen die Glocken zur Kirche. Auf der Brandstätte rauchte es noch stark. „Nachts in der Feuersäule und Tags in der Wolke ging der Herr vor seinem Volke her," dachte wohl Mancher. Der Gottesdienst begann. Mächtig brauste durchs Kirchlein der Choral: „Ehre sei Gott in der Höhe! der Herr ist geboren." Als der Pastor das Evangelium las und an die Worte kam: „Friede auf Erden," zitterte ihm vor Freude und Rührung die Stimme. Was er aber nun über die Worte redete, wie er dankte, daß Gottes gewaltiger Herzensschlüssel endlich die rechte Wirkung gethan habe, wie er sich darüber verbreitete, daß nicht nur die Menschen auf Erden, sondern auch die Engel im Himmel sich freueten, wenn aus Unfriede Friede, aus Haß Versöhnung werde, und wie er den Herzenslenker bat, daß er jeden guten Vorsatz, der heute vor seinem Angesichte gefaßt werde, stärken und zur edlen christlichen That hinausführen wolle, das magst du, Leser, selbst dir ausmalen. „Solche Weihnachten haben wir noch nicht gefeiert," meinten die Leute, als sie die Kirche verließen.

Der Friede zwischen den Häusern Hermann's und Peters hatte Bestand. Der Herr hatte eines seiner Gnadenwunder gethan in jener Christnacht. Hermann's Scheuer wurde wieder aufgebaut, schöner und stattlicher, als sie gewesen war. Aber auch in der Petersecke gab's bessere Zeit. Unter Heinrich's, des werdenden Mannes, Hand wurde Vieles besser. Was aber das Beste war, nach neun Jahren stand er und seine liebe Gertrud, gesegnet von den beiderseitigen Eltern, vor dem Pastor an den Stufen des Altars, und sie ließen sich trauen als Mann und Weib.

„Du hast mich ja herausgezogen wie einen Brand aus dem Feuer und mußt mich nun auch behalten dein Lebenlang," sagte sie nach dem feierlichen Acte. Er aber sah sie an—o mit wie glückseligen Blicken!—und sprach: „Nicht wahr, Trudchen, wir wollen auf allen unseren Wegen, und auch in unserem Ehestand nimmer vergessen: „Friede auf Erden!"

Bethlehem.

Von R. M.

Gewisse Ortschaften oder Plätze haben zu gewissen Zeiten ein ganz ungewöhnliches Interesse an sich und sind vorgefallener Begebenheiten wegen immer von besonderer Bedeutung. Füglich ließ sich dieses auch von Bethlehem sagen, aber die Geschichte des Fleckens ist so innig mit der Geschichte eines Landes und Volkes verknüpft, daß man fast nirgends eingreifen kann, ohne auf Interessantes zu stoßen; ich sage daher heute, wie einst gewisse Männer sagten: „Laßt uns nun gehen gen Bethlehem, und die Geschichte sehen."

Wir haben von Jerusalem etwa zwei Stunden zu gehen, denn es sind wohl sechs englische Meilen bis dahin, und weil der Weg von außerordentlicher Bedeutung ist, wollen wir denselben ins Auge fassen, damit uns da nichts unbeobachtet bleibt. Wir gehen zum westlichen Thor hinaus über eine Brücke, links bleibt der Berg des bösen Raths liegen. Das Land ist felsig und nur spärlich bebaut; das Thal Rephaim läuft von Jerusalem rechts eine Strecke längs der Straße hin. Auf dem Wege treffen wir zuerst, zunächst Jerusalem, das Haus Simeon's, dann eine Terebinthe, unter welcher Maria mit dem Kinde geruht haben soll, den Brunnen der Magier, bei welchem ihnen der Stern wieder erschien, Habakuk's Capelle, das Kloster Eliä und Rahel's Grab, worüber wir noch ein besonderes Wort zu sprechen haben. Etwa eine Viertelstunde vor Bethlehem sind die Ruinen einer Kirche, von Helena einst erbaut; man sagt dort seien die Engel den Hirten erschienen; weiter abwärts liegt das Dorf, wo die Hirten gewohnt haben sollen; da ist auch die Ruine eines Nonnenklosters, und in dessen Nähe der Brunnen, von welchem 2. Sam. 23, 14–16; 1. Chron. 12, 16–19 Meldung geschieht.

Nun wollen wir Bethlehem's Geschichte näher ins Auge fassen, um dann noch einmal auf seinen gegenwärtigen Zustand zurück zu kommen; denn wenn es überhaupt zulässig ist, von heiligem Grund zu sprechen, dann findet hier das Christenherz „heiliges Land."

Bethlehem ist nicht blos eines der ältesten Dörfer Palästinas, sondern sogar eines der ältesten der Welt. Die erste Meldung davon geschieht zwar unter einem andern Namen, aber in Verbindung mit einer Begeben-

heit, welche den schmerzlichsten Eindruck auf dem Gemüth zurückläßt. Ein alter Mann, der Häuptling eines wandernden Hirtenstammes, hatte hier sein Zelt aufgeschlagen und hat eben hier seine theuerste Gattin bei der Niederkunft mit ihrem zweiten Kind durch den Tod verloren; kaum hatte sie noch Zeit, dem Neugeborenen einen Namen zu geben, und im Gefühl ihres nahenden Endes hieß sie das Kind Benoni — d. i. Schmerzenskind, dann starb sie.

Der Stern.

Sieben Jahre hatte der Mann um sie gearbeitet, und seinem eigenen Bekenntniß nach waren es schwere Jahre; Hitze und Kälte haben ihm schwer zugesetzt, der Schlaf ist von seinen Augen geflohen; aber die Zeit ist ihm nicht lange geworden, denn die Liebe kennt keine Lasten. Diese Geschichte endet mit folgenden traurigen Worten: „Also starb Rahel, und ward begraben an dem Wege gen Ephrath, die nun heißt Bethlehem. Und Jakob richtete ein Maal auf über ihrem Grabe; dasselbe ist das Grabmaal Rahel's, bis auf diesen Tag." Das Denkmal ist zwar jetzt nicht mehr dort, aber an dessen Stelle erhebt sich ein domförmiges Mausoleum, welches immer noch das Interesse von Juden, Christen und Muslimännern fesselt. Tradition und Schrift stimmen überein, daß kein Zweifel vorhanden ist bezüglich des Ortes; durch allgemeine Uebereinstimmung aller in solchen Dingen maßgebenden Autoritäten wird bestimmt zugegeben, daß Rahel's Grab sich wirklich unter diesem Mausoleum befindet.

Aber auch schon in der ersten Ansiedlung Canaans durch die Israeliten hat Bethlehem wieder seinen Platz; in der Vertheilung des Landes unter die Stämme fiel es in das Loos Salomon's, „des Häuptlings von Bethlehem," welcher ein Nachkomme, vielleicht ein Enkel Hur's war, welcher mit Aaron Mosis Arme aufhob im Gebet, als Israel gegen Amalek stritt; daraus lernen wir, daß es von Anfang in der directen Stammlinie des Hauses Jesse war.

In Verbindung mit Bethlehem finden wir noch eine sehr ernste Geschichte: Als Israel das Land in Besitz hatte, wurde das Volk gleichgültig und versäumte die Feinde alle auszutreiben, so geschah es, daß hie und da Heiden mitten in Israel Götzendienst pflegten und dadurch Aergerniß gaben, ja sogar Israeliten zum Götzendienst verführten; dadurch erzürnete Israel den Herrn, und es kamen schwere Strafen über das Volk, unter anderen auch eine Hungersnoth; diese war so drückend, daß viel Volks auswanderte und in den umliegenden Ländern Brod suchte; auch Elimelech mit seiner Frau und zwei Söhnen zog aus von Bethlehem nach dem Lande Moab, wo sich die Söhne später moabitische Weiber nahmen.

Vater und Söhne starben im fremden Lande; wie sich die Mutter und eine ihrer Schwiegertöchter aufmachten und wieder nach Bethlehem kamen, und was sich da zugetragen, erzählt uns das Buch Ruth vollständig.

Bethlehem.

Diese Ruth ist aber Urgroßmutter des zweiten Königs in Israel geworden, und Bethlehem ist die Stammstadt des großen Königs-

hauses geworden. Wie Samuel dorthin kam, ein Opferfest zu feiern, und wie er Jesse's jüngsten Sohn zum König salbte, zeigt die heilige Schrift.

Noch einmal erhebt sich Bethlehem in seinem höchsten Glanz. Einer früheren prophetischen Deutung zufolge mußte von dort Der kommen, „der in Israel Herr sei, welches Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist."

„Es ist nur ein armes Dorf," sagt Richardson, „aber es war der Geburtsort von David und von David's Herrn; Lobes genug für jedes Dorf der Erde."

Rahel's Grab.

Zwar hatte Bethlehem wenig Erdenruhm um diese Zeit; es war eine arme Hirtenstadt, bis Jakob's Stern über seinen Mauern strahlte, so war es im Rathe des Ewigen bestimmt. Der Aufgang aus der Höhe verklärte die stille Hirtenflur, und von Stund an leitet ein Stern selbst Könige zu seinen Thoren. Weihrauch und köstliche Specereien duften über den nahen Wiesenblumen, und Gold und Silber glänzen neben ärmlichen Hirtenstäben und geringen Habseligkeiten! Doch auch der Glanz dieses Goldes ist verblichen. Nur der Himmelsstern, welcher in Ephrata aufging, ist noch nicht untergegangen: er scheint noch, und ob auch Bethlehem seinen irdischen Glanz verloren hat, sind doch unzählige Sonnen der Freude und Seligkeit in ihr aufgestiegen. —

Nun noch einige Bemerkungen über die Bethlehems Geschichte **nach** Christus: — Zu Anfang des zweiten Jahrhunderts verbot Hadrian den Juden, in Bethlehem zu wohnen, und er profanirte **den** Ort.

Im Jahr 1110 erhob Paschalis II. Bethlehem zu einem Bisthum; um das Jahr 1598 waren die Einwohner trotz der Fruchtbarkeit des Bodens oft so elend daran, daß das Dorf von seinen Einwohnern oft ganz geräumt wurde, und nur die Franciskaner blieben in ihrer Klosterfestung zurück. Am 1. Januar 1837 wurde der Ort durch ein Erdbeben heimgesucht.

Südlich von Bethlehem, etwa eine Stunde Wegs, sind die sogenannten drei Teiche Salomon's; dort ist der Brunnen, von welchem Salomon in seinem Hohenliede sang.

Das Wasser dieser Teiche wird in Röhren von Ziegeln nach Jerusalem geleitet. Nach Josephus hat Pilatus den heiligen Schatz Korban dazu verwendet, um diese Wasserleitung herzurichten.

Ueber die Geburtsstätte Christi sagt Thompson in "The Land and the Book": Die Tradition, daß Jesus in einer Höhle geboren sei, reicht zurück bis fast zum Tode des Evangelisten Johannes und war nie ganz verloren; es liegen wenig Argumente vor, warum man dieses bezweifeln sollte. Justin Märtyrer, welcher in diesem Lande erzogen wurde, hat immer mit Zuversicht behauptet, daß „der Stall" eine Höhle war. Matthäus freilich scheint nicht daran geglaubt zu haben; aber ob Haus, Stall oder Höhle, die Hauptsache bleibt unbestritten. Jesus ward geboren, Engel haben die Thatsache besungen, und die Welt ist dadurch zum Lichte gekommen.—Bethlehem ist für jedes Christenherz von Wichtigkeit und von Interesse; nicht daß man den Staub verehre, oder die Stelle zu einem Wallfahrtsort machen sollte. Aber mit jeder wiederkehrenden Festzeit erneuert sich die Erinnerung an **die** weltbeglückende Begebenheit, welche sich dort zugetragen. So oft man die Geschichte jener Weisen liest, wie sie gen Bethlehem geleitet wurden durch „Jakob's Stern," fühlt das Herz hingezogen, ihnen zu folgen, um anzubeten. Freudenvoll rufen wir: „**Ehre sei Gott in der Höhe!**"

Ruth beim Aehrenlesen.

Ein Gleichniß.

(Von Adele Gründler.)

Es war ein klarer Wintertag; die Schneeflocken trieben draußen ihr neckisches Spiel. Drinnen am Fenster saß ein müder alter Mann. Auch bei ihm war's Winter: Schnee auf dem Haupte und klare Helle im milden Auge. Auf den Wangen lagen freilich zwei tiefe Furchen, wie ein Rinnsal sich wohl im Wiesengrund seinen Weg zeichnet, so daß der Wanderer nachher an der trockenen Furche merkt, daß da mancher Tropfen einst hinabgeflossen. Aber jetzt lag heitere Winterruhe über den vergangenen Regenstürmen des Sommers und Herbstes.

Dem alten Mann fielen die müden Augen zu. Ein glänzender Knabe faßte ihn bei der Hand und schwebte mit ihm in einen blühenden Garten, wo es warm und sonnig war. Da ward's dem Greis, den auf der schneeigen Erde immer gefröstelt hatte, gar wohl. Der Knabe wollte ihn mit anmuthigem Spiel unterhalten; und wiewohl der Alte erst lächelte, daß er noch spielen sollte nach Kinderart, nahm er doch bald lebhaft Theil an dem sinnigen Treiben des schönen Knaben. Derselbe holte ein Kästchen herbei, das er mit ernster Miene aufschloß; darinnen lagen allerlei trockene Blüthen und Blätter, wie Gelehrte dergleichen in großen Mappen zu sammeln pflegen. Aber hier waren nicht schwere lateinische Namen dazu geschrieben—locker lagen die dürren Zweiglein, von denen der Knabe eines nach dem andern emporhielt; und der Alte kannte sie auch so.

Es waren lauter Hoffnungsblüthen, die dem Greis in seinem Erdenleben geknickt worden waren. Jedesmal, wenn er die Hand ausgestreckt hatte nach einer lieblichen Blume, die ihm begehrenswerth däuchte, war sie ihm vor den Augen abgebrochen worden von unsichtbarer Hand. Dann hatte der schöne Knabe still alle die jungen, früh abgefallenen Blüthen in dem Kästchen gesammelt, aus dem er sie jetzt vorwies.

Da war ein vergilbtes Lindenblatt—bei seinem süßen Rauschen hatte einst der alte Mann, als sein Haar noch braun um die Schläfen wallte, wonnige Träume gehegt; sie waren zerstoben, das Blatt ihm welk zu Füßen gefallen. Da die Rose, jetzt trocken und duftlos—sie hatte ihm einst mit gluthrothem Kelch heißes Verlangen erweckt; und als er ging, sie zu brechen, war ihm ein Anderer zuvorgekommen, der sie bald wieder achtlos von sich geworfen. Dann hatten andere Wünsche sich in dem unruhig begehrenden Herzen geregt: nach Ruhm, Reichthum und guten Tagen. Ja, da lag nun dürr das Lorbeerblatt, nach dem er in ehrgeizigem Künstlerwahn einst vergeblich getrachtet; da der Goldregen irdischer Glücksgüter, da die glänzend rothe Giftbeere üppigen Wohllebens, darnach er die gierige Hand ausgestreckt; und da, ach! der schlichte Zweig der Grabeschypresse, welche der enttäuschte Mann vorzeitig herbeigesehnt, da ihm alle Wünsche zunichte geworden.

Wehmüthig ließ der Alte das Alles wie einen längstvergessenen Traum an sich vorübergleiten. Er erkannte Blatt für Blatt, wie der strahlende Knabe sie treulich von seinem Lebenswege gesammelt hatte; es wollte ihn mit tiefem Weh überkommen, da er all seine vergeblichen Wünsche, all sein vernichtetes Streben so auf einem Haufen als den Ertrag eines langen Lebens vor sich sah. Aber der schöne Knabe sah ihn mit himmlischer Liebe tröstend an: „Schau her, hier soll dir Alles neu erblühen, reiner und herrlicher, als es drunten war!"

Und das wunderbare Kind hauchte mit seinem warmen Athem die erstarrten Blätter und Blüthen an und setzte sie mit leiser Hand in das weiche Erdreich. Da durchströmte alle die zarten Blättlein ein frischer Saft, sie blühten in unvergleichlicher Farbenpracht wieder auf und entsendeten köstlichen Duft. Die rothe Beere war auch nicht mehr giftig, Lorbeer und Rose nicht betäubend und berauschend. In seliger Wonne stand der überraschte Greis, da ihm hier so viel schöner Alles zu theil ward, was er auf Erden als versagt schmerzlich beweint hatte.

Als er so, versunken in sein himmlisches Glück, das verklärte Auge in die Blumenkelche tauchte, war ein junges Weib herzugetreten, angelockt durch den schwellend süßen Duft. Am Arme hing ihr ein voller Blüthenkranz; es schien, das Leben hatte ihr der Blumen keine versagt. Ihre Augen strahlten hell und ließen nicht ahnen, daß sie auch in der Stille weinen konnten.

Sola liebte das schlichte kleine Maßliebchen mit ihrem herzigen Kindesauge so sehr, und gerade die Lieblingsblume fehlte dem schönen reichen Kranz. Gern hätte Sola viele Tulpen und Glockenblumen hingegeben für ein einzig Maßliebchen.

Der Alte sah mit seinen hellen Augen ihr Verlangen und meinte tröstend, indem er auf sein blühend Gärtchen wies, ihr Engel werde auch ihr das gebrochene Erdenblümchen aufbewahrt haben.

Aber Sola schüttelte leise das Haupt: „Mir erwuchs nie ein Maßliebchen. Aber ich sah draußen am Weg eins sprießen, so thaufrisch und mit rosenrothem Unschuldshauch, wie nur je eines aus grünem Wiesengrund emporlächelte; und doch war's aus lauter Schlamm und Schmutz herausgewachsen! Und ich konnte mein liebes Blümlein nicht retten, so gern ich gewollt—durfte es nicht verpflanzen in mein heiteres Gärtchen! So mußte ich es versinken sehen in den Staub und Schmutz der Gasse, wo es niedergetreten ward. Ach, hätte es doch

lieber ein rettender Engel gepflückt und frühe aufwärts getragen! Aber wer bringt das Verlorene wieder? und wie kann, was in Sündenschmutz verderbt ist, hier in Himmelsreine erstehen?"

Der strahlende Engelsknabe sah sich bei Sola's herzlicher Klage in hülflosem Mitleid wie fragend um. Hier durfte doch kein Leid und kein Weh mehr laut werden; aber selbst der Engel konnte nicht helfen.

Da stand neben der Traurigen eine hohe Gestalt voll göttlicher Milde, und es klang von ihren Lippen wie himmlische Melodie: „Ich habe selig gemacht, das verloren war!"

Und ein Maßliebchen sproßte empor, schöner als je eines auf Erden geblüht hat; in dem weißen Kelch zitterte ein Tropfen, und in ihm spiegelte sich die Gnade des Herrn.

Christnacht im Wald.

(Von Hannah Norden.)

Die Glocken hatten das Christfest eingeläutet, und in den Kirchen und Häusern klangen die Jubellieder dem Heiland zu Ehren. Helles Jauchzen von Kinderstimmen klang in die dunkle Nacht hinein. Nur die blasse Frau in tiefer Trauer hört nicht das Jauchzen der ganzen Welt, in ihrem Herzen will es nicht Weihnacht werden. Sie schmiegt den Kopf an den Arm ihres hochgewachsenen Begleiters, der sie schweigend den langen Frauenberg hinauf, aus der Stadt hinaus und auf den Wartburgsweg führt. Ein tiefer Seufzer hebt seine Brust, wenn er daran denkt, daß auch in der Christmette, die sie besucht haben, eine Thräne nach der anderen ihr Auge feuchtete und keine Weihnachtsfreude in dem jungen Herzen erblühen will. Und doch hatte er so viel von der Reise gehofft; hatte sie doch wieder und wieder den Wunsch ausgesprochen, Weihnachten auf der Wartburg zu feiern. Und war es auch ein wunderbarer Einfall, so doch seit Jahr und Tag der erste Wunsch, den sie aussprach.

Und jetzt bittet sie wieder: „Noch nicht dort hinauf, Kurt, dort sind Menschen und Licht, laß uns langsam durch den Wald gehen."

„Jetzt durch den Wald, Lucie, fürchtest du dich denn nicht?"

„Ich? Was sollte ich noch fürchten?"

Arme junge Frau! Viele Monde, ein Jahr und ein zweites sind vergangen, sie lernte sich nicht beugen unter die gewaltige Hand Gottes; sie überließ sich willenlos dem Schmerz um ihr verlorenes Kleinod und wandelte wie todt unter den Lebenden. Und deßhalb will sie auch jetzt allem Weihnachtsjubel glücklicher Menschen entfliehen und wähnt, dort oben über dem Weltgetümmel, dem Himmel so viel näher, müsse es am besten sein. Arme junge Frau, dich selbst nimmst du überall mit, und so ist es überall das Gleiche!

Kurt deutet um sich, ehe sie in den Wald eindringen; drunten im Marienthal schimmern die hellen Fenster, hier, dort, auf Berg und Thal heller Weihnachtsglanz. Und darüber breitet der Himmel den prächtigen Christbaum. Aber Lucie schüttelt nur seufzend den Kopf.

Da schlingt er den Arm um ihre Schulter: „Liebes Weib, sieh doch nach oben, wo unser Kind jetzt bei Gott ewig Weihnacht feiert. Und heute kommt das Christkind und kehrt zu allen ein, auch zu den Betrübten und Verlassenen. Lucie, glaubst du das?"

Sie seufzt nur: „Mir wird es nichts bringen." Auch ihr Begleiter seufzt, und schweigend treten sie in den dunkeln Wald. Kurt entzündet ein Laternchen, das den schmalen Pfad kaum erhellt. Alles ruht in feierlicher Stille, in tiefem Frieden, die dunkeln Tannen glitzern weihnachtlich in ihrer weißen Umhüllung. Und nun treten sie wieder hinaus aus dem schützenden Wald, und der Pfad zieht sich außen an den Felsen herum, wo eine so eisige Luft sie umfängt, daß die junge Frau athemschöpfend still steht.

„Lucie, wollen wir nicht jetzt noch umkehren?"

„Ach, mein Kurt, es treibt mich unaufhaltsam."

Und gleichzeitig hörten beide zweimal deutlich: „Helf Gott!"

Sie standen einen Augenblick wie angewurzelt, dann aber fragte Kurt: „Wer ruft hier?"

Keine Antwort. Er öffnet sein Laternchen und leuchtet umher, dort unter den Felsenvorsprung kauert etwas Dunkles. Entschlossen schreitet er darauf zu und sieht — ein kleines Mädchen, das sein Röckchen zum Schutz gegen die Kälte über den Kopf gezogen hat und ihn mit großen erschreckten Augen anstarrt. „Kind, wer bist du?"

Nur leises Weinen antwortet. Da naht sich Lucie, kniet neben der zitternden Kleinen und redet ihr liebreich zu: „Was suchst du hier, meine Kleine?"

„Eine Mutter," sagte die Kleine, und auf Lucien's erstaunten Blick betheuerte sie: „Ich will eine Mutter haben, dann kann ich wieder Weihnachten feiern."

„Wo ist denn deine Mutter, mein Kind?" fragt jetzt Kurt, „und wie heißt du?"

„Lieschen. Und die Mutter ist todt und mein Vater, und die Schwester und der Großvater, alle, alle todt. Und ich bin allein bei Frau Schmidt, und die ist alt,

und mich friert und hungert bei ihr. Ach, lieber Gott," schluchzte sie plötzlich wieder, „schenk du mir eine Mutter."

Lucie hat das süße Kindesgesicht fest an sich gedrückt und sieht flehend zu ihrem Manne auf. Der kämpft mit sich selbst, und er sieht, wie ein lichter Glanz die Schwermuth in seines Weibes geliebten Antlitz zu verdrängen sucht. Er fühlt des Heilandes Nähe, ihm ist, als höre er flüstern: „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf." Da fragt er: „Willst du mit uns gehen, Lieschen, und den Christbaum sehen?"

Und Lucie springt auf: „Kurt, du wolltest?"

„In Gottes Namen," erwidert er fest und nimmt das Kind auf den Arm, und dieses jubelt: „Ich soll Weihnachten sehen und eine Mutter bekommen, danke, danke, lieber Gott."

Lucie aber preßt auf ihres Mannes andere Hand tiefbewegt ihre Lippen und flüstert: „O du allerbester Kurt! Ja, es ist Weihnacht geworden, und das Christkind ist erschienen, daß es unser aller sich erbarme."

O, du selige, o, du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit!

Das neue Jahr.

Im Schneegewand und Eisgeschmeide,
Tannzweige im bereiften Haar,
So kommt es durch die weiße Heide
Im Sternenlicht, das neue Jahr.
Es tritt in Sonntagsmorgenhelle
Zur Stadt herein mit sachtem Fuß,
Und ruft an jedes Hauses Schwelle
Ein fröhliches „Glückauf!" zum Gruß.

Und wo es mit den Engelschritten
Und seiner Freudenbotschaft naht,
Da drängt mit Klagen und mit Bitten
Sich Alt und Jung um seinen Pfad.
Verkünden soll es, soll enthüllen,
Was sich im Schoß der Zukunft dehnt;
Verheißen soll es und erfüllen,
Was jeder hofft, was jeder sehnt.

Doch wehrt der Menge lautem Tosen
Das holde Götterkind und spricht:
Ich bring' euch Veilchen, bring' euch Rosen,
Den jungen Wald, das neue Licht.
Ich bring' euch Sonnenschein und Regen,
Der Trauben Gluth, der Blüthen Zier,
Des Sommers Frucht, des Herbstes Segen,
Doch, Menschen, sprecht, was bringt ihr mir?

Bringt Herzen ihr, voll reinem Wollen,
Voll frommer Demuth und Geduld,
Die ohne Haß und ohne Grollen
Vergebung tragen fremder Schuld?
Bringt Herzen ihr, die voller Güte
Den Brüdern meine Schätze beu'n;
Mit dankesseligem Gemüthe
Sich meiner kleinsten Gaben freu'n?

Ich schöpfe aus des Ew'gen Bronnen
Der Daseins-Freuden Ueberfluß:
Genug bring' ich an Lebenswonnen,
An Glück und Labung und Genuß;
Bringt ihr, mein Erdenwerk zu krönen,
Von Liebesdrang die Brust geschwellt,
So viel des Guten mir und Schönen,
Dann blüht die goldne Zeit der Welt.

Julius Lohmeyer.

Eine Neujahrsnacht.

Die Neujahrsnacht wird hier so und dort anders zugebracht: hier backt die Hausfrau ihren Neujahrskuchen, und dort schießen Bursche das Neujahr an, und sich dabei, wie in der letzten Neujahrsnacht in meiner Gemeinde geschah, auch wohl zwei Finger ab. In einem ravensbergischen Dorfe aber — ob's ein Städtlein ist, weiß ich nicht — wurde die Neujahrsnacht einmal so gefeiert, daß dabei ein Amen herauskam, ganz hebräisch, ganz wundersam. Eine Anzahl frommer Hüttenbewohner kam zusammen, um mit Gesang und Gebet den Uebergang aus dem alten ins neue Jahr zu feiern. Eine Anzahl junger Bursche beschließt eine Störung der Versammlung und verspricht dem Schweinehirten, der zugleich Nachtwächter war, und oft Nachts wie bei Tag die Säue von der Straße treiben mußte, eine volle Flasche, wenn er um Mitternacht hingehe und sein Horn durch das Fenster des Versammlungszimmers strecke, um mitten ins Gebet hineinzublasen. Er unternimmt's und geht hin. Als er nahe hinzukommt, hört er den feierlichen Gesang. Nun war der Hirte, wie der geneigte Leser natürlich schon aus dem zweifachen Amte desselben schließen muß, eine musikalische Seele, die ja zwei Instrumente spielte für eines, bei Tage die Hirtenflöte und Nachts das Wächterhorn; und beim Anhören des Gesanges erwachte natürlich in ihm die Neigung, auch mitzusingen. Aber es wird ihm eigen ums Herz, und zu seinem Werke wenigstens kann er das: „Hilf, Herr Jesu, laß gelingen," nicht mitsingen. Er steht endlich neben dem Hause: es hört der Gesang auf, es beginnt ein alter Mann zu beten; die Versammlung liegt auf den Knien. Erst ein Dankgebet, feurig, innig, dann die Bitte und Fürbitte für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit und auch für die geistliche Obrigkeit, den lieben, alten Pfarrherrn, für alle Bekehrten und Unbekehrten in der Gemeinde, auch insonderheit für die Kranken, und namentlich für die alte Annaliese, des Schweinehirten und Nachtwächters Weib. „Sie ist ja wohl ein armes Weib," sagte der Beter dem Herrn, „und kann ihre Freude auf der Welt wohl aufbringen. Bei Tage ist sie allein, und ihr Mann legt ihr nimmer ein Kissen zurecht, und wenn's Nacht ist, ist sie auch allein und sieht ihren Mann nur Morgens, wenn er halb trunken und ganz wüst im Kopfe und Herzen heimkehrt, und hört keine Segensworte von ihm, wohl aber Flüche. Ja, Herr, und doch ist sie reicher und seliger als ihr Mann, der Wächter und Hirte, der von dir nichts weiß, die Stunden abruft und der Ewigkeit vergißt, Nachts wacht, und doch im Sündenschlafe dahergeht, ein rechter Nachtwandler. Nun ist er schon alt und grau geworden, immer älter und immer kälter, geht dahin durch dunkle Wege und kommt wohl erst zum Aufwachen, wenn er einmal einschläft; — aber zu welchem Erwachen! und wie wird's ihm sein, wenn er dein großes, gewaltiges Wächterhorn, deine Weltgerichtsposaune, hört!

Was aber der Beter weiter flehete, vernahm der Wächter auch sogleich, obgleich das Gebet noch nicht aus war; aber der Herr hub an, Amen zu sagen. Denn eine Eule flatterte an dem lichten Fenster vorüber und berührte mit einem Flügel die Stirne des Hirten; aber die Mitternacht flog auch daher, rauschte durch das dürre Gezweig des Waldes und berührte mit ihrem Flügel auch des Hirten Stirne, und ob es wohl Winter war und der Schnee auf den Feldern lag, trat doch der Schweiß auf des Mannes Stirn, und doch war er nicht warm, sondern er schüttelte sich, und mehr noch, als in langsamen, feierlichen Tönen vom nahen Thurme her zwölf Glockenschläge herüberklangen, wie ein Grabgeläute, ach, wie *sein* Grabgeläute. Was dann mit dem Hirten vorging, oder in dem Hirten vorging, er wußte es selber nicht; als er aber wieder von sich wußte, lag er neben der offenen Thüre des Zimmers auf seinen Knien und betete still mit, und als der Beter Amen sagte, ward es ganz stille im Gemach, aber doch nicht ganz: denn einer tönte laut mit seinem Schluchzen und weinte viele Thränen, und das war der Nachtwächter. Aber es sollte noch lauter werden, denn auf einmal erhob sich die ganze Versammlung (nur der Hirte blieb liegen) und sang mit froher Stimme: „Nun danket alle Gott!" und man hub ihn auf und nahm ihn mit hinaus, und singend zog die Versammlung im raschen Gange durchs Dorf, und ein junger Bursche hatte das Wächterhorn ergriffen, und blies fröhlich das neue Jahr dazu an, und fort ging's bis zum Pfarrhause, und dort wurde erst recht geblassen und getutet, nicht blos zwölf Mal, sondern wohl hundert Mal. Der alte Pfarrherr aber fuhr jäh empor aus dem Schlafe und trat ans Fenster: „Kinder, wo brennt's im Dorfe?" Die Antwort aber hieß: „In des Nachtwächter's Brust! Victoria, der Herr Jesus hat's gewonnen!" Und dann sang man nochmals: Nun danket alle Gott! und das war das Amen.

Der Hirte aber kam um seine volle Flasche, oder auch nicht, denn er hätte sie doch nimmer getrunken, da er eine bessere bekam, denn im Hirtenpsalme stehet (Ps. 23, 5): „Du salbest mein Haupt mit Oel; du schenkest mir voll ein." Der Leser aber meint gewiß auch, es sei keine fröhlichere Seele im ganzen Dorfe gewesen, als die des Hirten; und er irrt dabei dennoch. Denn es waren daselbst „etlicher viele," die freuten sich noch viel mehr, obgleich kein Mensch sie sah, und waren doch dabei, denn es wird ja Freude sein bei den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut. Und die Neujahrsnacht war zur Weihenacht geworden, und die Engel sangen wieder, wie acht Tage zuvor: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Amen.

Perlen.

Ein Prediger ist weder Hofdiener, noch Bauernknecht, sein Amt geht über Herr und Knecht.

Ehre jeden Menschen nach seinem Werthe, und lasse keinen sich schämen, wenn er es nicht verdient.

Eine einzige Handlung, unbedacht und leichtsinnig vollbracht, kann für ein ganzes Leben entscheidend werden.

Halbheit.

So ist nun einmal das Weltgefüge:
Wer halbe Wahrheit hat, hat ganze Lüge.

Nur wenige Menschen sind mit ihrem Stande zufrieden; wo ist Einer, der seiner Arbeit nicht schon überdrüssig wurde?

Der beste Redner ist nicht immer derjenige, welcher die schönsten Worte macht. Gott hat die Rinde der Eiche nicht polirt.

Beruhigung.

Es kann dein bestes Thun nicht Jedermann genügen;
Willst du denn ohne Furchen pflügen?

Sonderbar, wenn man billig kaufen könnte, will Niemand Geld vorstrecken; wenn man aber hernach billig verkaufen muß, will Jedermann kaufen.

Mückenstiche sind Kleinigkeiten, aber sie können empfindlich schmerzen, und darf man sich nicht beklagen darüber. Lerne auch die kleinen Kränkungen ebenso zu behandeln.

Wenn du gesund sein willst, sei gut; und wenn du gut sein willst, sei weise; und wenn du weise sein willst, sei fromm und gottesfürchtig, denn die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang.

Im Umgang mit Menschen, behandle sie alle so, als wenn sie deine Gläubiger, du aber ihr Schuldner wärst. Diese Lebensweise mag nicht immer gerade angenehm sein, aber sie lohnt sich dennoch.

Wer immer den Großmüthigen spielen will, der macht sich zuletzt verächtlich; sei du lieber gerecht. Mache Niemand graue Haare, aber so lange du gerecht bist, bekümmere dich nicht um deine Haare.

Joseph Cook, der berühmte Boston Prediger, sagt: „Der Christenglaube, den die Welt wünscht, erheischt, daß Jeder glauben dürfe, was er wolle, und daß dann Gott diesem Glauben sich gehorsamlich anpasse."

Das Gewissen ist wie eine Sonnenuhr; wenn man das Licht der Wahrheit darauf scheinen läßt, dann zeigt sein Finger recht; scheint aber ein falsches Licht darauf, dann geht Der irre, welcher nach seinem Zeiger geht.

Luther sagt einmal: „Ich habe die Bibel zweimal jährlich durchgelesen, und wenn sie ein großer Baum wäre und alle Worte wären Aestlein und Zweige, so habe ich doch an allen angeklopft und noch allezeit etliche Früchte heruntergeschlagen."

Ein Trost.

So viel des Schlimmen in der Welt,
Immer ein Uebel dem andern gesellt,
Doch daß bisweilen dazwischen auch Gutes,
Das macht mich wieder frohen Muthes.

Der Blitzableiter mag den Donnerkeil nicht von unserer Wohnung fern halten; aber der Familienaltar, auf welchem das Rauchwerk des Gebets täglich in die Höhe geht, wahrt unfehlbar in der Familie den Frieden, Freude, Segen und Gedeihen.

Eigendünkel.

Wer immer sich selber im Munde führt,
Der mag dran kauen unberührt,
Nur soll er nicht etwa die Täuschung hegen,
An diesem Gericht sei auch Andern gelegen.

Unwissenheit ist das Mistbeet, in welchem jede Schlechtigkeit blüht und gedeiht. Bildung des Verstandes ohne Herzensbildung vermehrt in dem Empfänger die Kraft für das Böse. Schlußfolgerung: Christliche Erziehung und Bildung ist das große Bedürfniß.

Klagen.

Zu klagen find' ich Grund genug;
Die Redlichkeit wird besiegt vom Lug,
Mit grabem Sinn ist nichts zu erreichen,
Vernunft muß meist dem Unsinn weichen,
Und dennoch bin ich wohl zufrieden,
Hat Gott mir doch Ideale beschieden.

Das Ziel der Erziehung muß stets im Auge behalten werden, und das ist die Bekehrung der Kinder zu Gott. Was nützen unbekehrte Kinder und Leute? Sie nützen weder der Kirche, noch der Welt. Woher die vielen Klagen, daß Untreue, Wortbrüchigkeit, schlechte Arbeit, Lug und Trug immermehr zunimmt schon bei den Kindern? Ist es nicht zunächst Schuld der Familie, der Eltern?

Mit der Wahrheit leichtsinnig zu spielen, ist zwar leicht, aber gefährlich. Du wagst nicht nur viel, sondern wirst unter allen Umständen dabei verlieren. Wenn du stets bei der Wahrheit bleibst, wirst du nie in Verlegenheit gerathen, wenn es dir oft auch Unannehmlichkeiten bereiten sollte.

Wahrheit ist das leichteste Spiel von allen.
Stelle dich selber dar,
Und du läufst nie Gefahr,
Aus deiner Rolle zu fallen.

Erziehung und Unterricht in Haus und Schule ohne Bibel, so heißt der Giftbaum, der diese giftigen Früchte (Gal. 5, 19–21) hervorbringt. Wer forscht und fragt, wie zu helfen, wodurch es besser werden kann? Gottesfurcht ist der Weisheit Anfang!

Die Wachsamkeit über sich selbst zu vernachlässigen, ist ein höchst gefährlicher Seelenzustand. Unbemerkt gleitet der Mensch, wie im Halbschlummer, vom Guten zum Bösen, und ehe er es recht merkt, liegt er gefangen in den Schlingen der Sünde.

Vom Guten zum Bösen ist kein Sprung;
Der Uebergang ist unmerklich gemacht,
Wie der Tag durch Dämmerung
Sich verliert in die Nacht

„Irren ist menschlich." Dieses ist ein altes und wahres Sprichwort. Irren kann Jeder, und geirrt haben wohl schon Alle. Aber wenn wir irren und sehen, daß wir irren, so ist es Thorheit im Irrthum zu verharren. Wer sich verirrt hat, sucht den richtigen Weg zu gewinnen, und wer den richtigen Weg gefunden und immer wieder die Pfade des Irrthums betritt, ist ein Thor, sein eigener Feind.

Das sind die Weisen,
Die durch Irrthum zur Wahrheit reisen;
Die beim Irrthum verharren,
Das sind die Narren.

Der größte Sieg ist der Sieg über sich selbst. In diese Kategorie gehört auch die Liebe gegen unsere Feinde. So viele Christen beten das Unservater, aber wenn sie an die Stelle kommen: „Vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unseren Schuldigern," da drücken sie die Augen zu und eilen über diese Stelle hinweg, wie über einen unliebsamen Platz auf einen Spaziergange.

Deines Herzens Güte
Magst du daran erproben,
Ob du von ganzem Gemüthe
Das Gute kannst an deinem Todfeind loben.

Lebensregel.

„Viel leiden, viel meiden, gern scheiden,
Nicht zagen, nicht fragen, nicht klagen,
Geborgen, nicht sorgen für morgen.
Geschlagen, still tragen die Plagen;
Ohn' Eigen, sich neigen und schweigen.
Frohsinnig, herzinnig, gottminnig
Aufstreben, hergeben sein Leben;
Nicht weilen, gleich Pfeilen hineilen.
Gott loben, gehoben nach Oben:
Das wähle, o Seele, vermähle
Auf ewig dem Herrn dich als Braut!" A. G.

Häusliche Erziehung.

Zu Hause, wo die Wiege steht, muß der Grund zu einer christlichen Erziehung gelegt, das Kind herangebildet und erzogen werden in der Furcht und Ermahnung zum Herrn. Namentlich kommt auf den Einfluß der Mutter das meiste an; aber auch der Vater soll in völliger Uebereinstimmung mit der Mutter dafür sorgen, daß die Kinder zum Herrn geführt werden. Woher kommt es, daß die Jugend so gleichgültig ist gegen Gott und sein Wort, Glaube und Gebet nicht kennt? Weil sie von Jugend auf nicht dazu angehalten, nicht daran gewöhnt sind, sich nicht darin geübt haben. Wie können die Kinder glauben, lieben, hoffen, beten lernen, ohne daß sie Anleitung dazu empfangen und in täglicher Uebung bleiben. Ist nicht der Wahnglaube vielfach verbreitet, der Glaube und das Christenthum sei nur für Alte, Kranke, Sterbende?

Der schottische Prediger Buchanan hatte seine Jugend in völliger Gleichgültigkeit gegen das Heil seiner Seele zugebracht. Einst traf er mit einem frommen schottischen Landmann zusammen, der ihn fragte: „Mein Freund, was ist denn Ihre religiöse Ueberzeugung?" „O, ich habe gar keine," erwiderte Buchanan lachend, „ich bin wie ein Blatt weißes Papier!" Darauf sagte der Landmann: „Da nehmt Euch nur in Acht, daß der Teufel nicht seinen Namen drauf schreibt!" — Diese wenigen Worte machten Buchanan nachdenkend; er hatte keine Ruhe mehr, bis er die Wahrheit gefunden hatte, und wurde durch Gottes Gnade ein wahrer Christ und treuer Diener des Herrn.

Was ich mir alle Tage vorsagen will.

1. Daß mir wieder ein Gnadentag, zwölf Gnadenstunden geschenkt sind für die Ewigkeit, wovon ich Rechenschaft ablegen muß, und die, einmal entschwunden, für immer dahin sind.

2. Daß mein Leben eine Reise, ein Weg zum Himmel ist, mein Lauf nur hindurch geht und hienieden meines Bleibens nicht ist.

3. Daß der Weg sehr enge und schmal ist, der zum Leben führt, daß er mit Kreuzen besetzt ist und sich heute noch ins dunkle Thal des Todes verlieren kann.

4. Daß aber auch einer mir zur Seite und mit mir ist, der von sich selber gesagt hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; einer bei und mit mir ist, der auch sein Kreuz nach Golgatha getragen und noch immer tragen hilft und es dort mit dem Tode versiegelt hat, daß er auch mein Heiland sei.

5. Daß ich auch heute den alten Menschen in mir mit all' seinen Neigungen und Lüsten, mit all' seinen bösen Gedanken und Sinnen durch die Kraft des heiligen Geistes, die Gott mir darreicht, tödten und verleugnen kann und soll.

6. Trachten soviel ich nur kann, daß der verborgene Mensch des Herzens still und unverrückt vor Gott bleibe, im stillen Gebet ohne Unterlaß zu ihm, und das Auge des Geistes nur immer gläubig und kindlich auf Jesum, den Heiland schaue.

7. Alles, was mir kommt, annehmen, als vom Herrn und beten, es sei Freud' oder Leid, daß es mir zum besten diene, und dabei weder einer ängstlichen Sorge für den folgenden Tag noch für die Zukunft Raum geben. Der morgende Tag wird für das Seine sorgen, und es ist ja genug, daß ein jeder Tag für sich seine Plage habe.

Der Sonntagschullehrer.

Jeder aber sehe zu, wie er baue.

Wünschest du nach deinem Tode ein Denkmal, dann baue es dir besser selbst, während du noch lebst. Eine bessere Gelegenheit, sich bei Lebzeit ein Denkmal zu bauen, hat Niemand als ein treuer Sonntagschullehrer; er baut im Herzen seiner Schüler, und was dort einmal errichtet ist, reißen Stürme selten um. Wenn der Lehrer längst von der Arbeit zur Ruhe eingegangen ist, lebt er im Herzen seiner Schüler fort. Ja, er lebt in kommenden Geschlechtern noch so frisch, als lehrete er noch selbst in der Schule. Ein treuer Lehrer aber wird selig sein in seiner That.

Sanftmuth und Klugheit.

Es kommt öfters vor, daß ein Schüler naseweise Fragen an seinen Lehrer macht und sich damit hervorthun will; wenn der Lehrer solches Verhalten beobachtet und zeigt, daß er sich beleidigt fühlt u. s. w., dann hat der Schüler seinen Zweck erreicht. Bleibe kühl, behandle den Schüler so, daß er sich in seinem Innern schämt, ohne äußere Veranlassung, selbst wenn er denken sollte, du hättest seine Absicht gar nicht gemerkt. Sanftmuth ist eine große Tugend, und wenn sie sich mit Klugheit paart, ist sie ein sicherer Führer auf allen Wegen. Ein Lehrer sollte alles beobachten, was in seiner Classe vorgeht, aber es ist nicht immer das Beste, wenn er es zu erkennen gibt, daß er Alles beobachtet, denn es fallen Dinge vor, welche er besser nicht sieht, sonst muß er auch handeln, welches aber in manchen Fällen nur schädlich sein könnte. Ein Lehrer sollte Alles sehen, aber er sollte es verstehen, nicht Alles *gesehen* zu haben.

Haltet sie beschäftigt.

Es ist ein großer Fehler, daß viele Sonntagschullehrer ihre Schüler nicht beschäftigt halten können; denn etwas müssen sie thun, das liegt im jungen Blut, und sie thun gerade so lieb etwas Rechtes, als etwas Unartiges, wenn man sie nur anweist. Ich bin einmal in einer Familie auf Besuch gewesen, da hat ein Kind von vier Jahren gesagt: „Mama, ich will a ebbes dun." Die Mutter mißachtete den Wink, und ihr Töchterlein gerieth in den Teig beim Ofen; ehe die Mutter es entdeckte, waren eine Anzahl Brödchen und Pastetchen fertig. Die Mutter hätte es noch gar nicht gemerkt, aber das Kind war so still, daß es ihr auffiel, und sie sagte: „Ich habe mir's gedacht, daß es an etwas ist, denn es war zu still." Sollte man nun ein solches Kind strafen? Nimmermehr; es hat treulich um etwas zu *thun* gefragt. Hätte ihm die Mutter Arbeit gegeben, so hätte es keine zu suchen brauchen. Das, lieber Lehrer, ist ein Bild. Beschäftige deine Schüler, dann beschäftigt sie sonst Niemand, und an der ungewöhnlichen Stille wird man merken, daß sie beschäftigt sind.

Eindruck.

Wenn der Lehrer eine Lection vornimmt, dann sollte er einen festen Zweck im Auge haben; er sollte sich bestreben, einen Eindruck, d. h. ein bleibendes Gefühl auf das Gemüth seiner Schüler zu machen. Was immer auch die Lection sein mag, sie hat einen Hauptgedanken, den muß der Lehrer erfassen und dann bearbeiten. Wenn ein Kanonier sein Geschütz ladet, dann hat er einen Zweck im Auge; er thut nicht umsonst so viel Pulver und ein so schweres Stück Eisen hinein, er will etwas treffen und zwar hart. Mache einen Eindruck, einen *tiefen*, **bleibenden** Eindruck, aber laß Liebe die treibende Kraft sein.

Eine passende Frage.

Ein armes Kind kam eines Sonntags in die Sonntagschule und fragte einfach: „Ist dies der Weg zum Himmel?" Der Superintendent stutzte. War die Schule in Wahrheit der Weg zum Himmel? Probirte er sie so zu machen? Hatten seine Lehrer denselben Zweck im Auge? Die Frage kam zu einer passenden Zeit. Vom Beamten zum Lehrer, vom Lehrer zum Schüler, ging die Frage herum. Was thaten sie alle? Für welchen Zweck arbeiteten sie alle? Die Frage war, wie ein Engel, der plötzlich in ihre Mitte trat, und Notiz von allem nahm, das in der Schule geschah. O Superintendenten und Lehrer, alle, macht euch dieser einen Sache gewiß: in allen euren Anstrengungen, die Kinder zu belehren, laßt die Rettung ihrer Seelen die Hauptsache sein. Ob nun eure Schule die ärmste oder die reichste, die zahlreichste oder die kleinste ist, seid gewiß, daß jeder Schüler fühlt, daß sie der Weg zum Himmel ist.

S. S.

Sonntagschulfeste.

Sonntagschulfeste bestehen gewöhnlich aus Singen, Reden, Zwiegesprächen, abwechselndem Lesen aus Gottes Wort, Beten ꝛc. Die ganze Schule und die Gemeinde müssen ihre Gefühle nicht selten mit den Festlichkeiten in Harmonie bringen.

Daß diese Feste und Ceremonien oft auch ins Lächerliche ausarten, ist allbekannt. Dagegen muß wacker

angekämpft werden, Brüder! Und zwar dadurch, daß wir sie nach dem reinern, lautern Wort Gottes führen. Hat der Prediger und der Superintendent einen guten, inhaltsreichen, wohldurchdachten Plan (Programm) ausgearbeitet, so sind sie dann im Stande, alle Festgäste zum Guten zu beeinflussen, und somit auch die Heiligkeit eines Sonntagschulfestes zu wahren. Alle Frivolität und Mangel an Achtung kann durch Stille vor dem Beginn, durch ernste Worte des Gebets ꝛc. seitens des Predigers, verhütet werden. Promptes Eingreifen seitens des Superintendenten in das, was Störung oder Zerstreutheit hervorrufen möchte, kann nur dazu beitragen, etwaige Frivolität, die bei solchen Festen manchmal vorkommt, zu verhüten. Laßt unsere Sonntagschulfeste Gottesdienste sein im vollen Sinne des Worts! Hört ihr?

Kleinkinderclassen. — Hohe Ziele.

Der Lehrer, welcher die beste Arbeit in der Sonntagschule verrichtet, ist derjenige, der am höchsten zielt. Laßt unser Ziel nicht niedriger als der Himmel sein. Wir können, jeder und alle, weit mehr fertig bringen, als wir denken. Wir mögen wohl eine kleine Classe haben, unter entmuthigenden Umständen arbeiten, und das schwerste von allem: mögen uns als unfähig betrachten, aber unsere Arbeit wird leichter, wenn wir aufschauen, und aus unserem rauhen Material wird etwas Gutes und Brauchbares hervorwachsen, das uns erstaunen wird, wenn nur unser Ziel ein hohes und wahres ist.

„Aber was kann ich mit meinen fündundzwanzig unruhigen kleinen Schülern in einer Ecke der Sonntagschule thun, ohne auch nur einen Vorhang zu haben und somit ihre Aufmerksamkeit auf mich lenken zu können?" fragte ein Lehrer.

Es sieht schwierig aus, aber du kannst probiren fröhlich und heiter zu sein, die kleinen Augen von anderen Dingen abzuhalten, so lange als diese Umstände nicht geändert werden können; und entschließe dich, einen besseren Platz so bald als möglich zu bekommen. Es kann überall gethan werden mit einer weisen und geduldigen Entschiedenheit.

Ehe du dich umsiehst, wirst du deine eigene Stube haben, oder wenigstens einen Vorhang, falls du dich entschließest, alles zu thun, was du kannst. Und wenn du einmal angefangen hast, zu verbessern, so wirst du dich wundern, wie in kurzer Zeit viele neue Dinge eingeführt werden.

Strebe nach einer schönen Stube für deine Classe, mit einigen schönen Bildern und Mottos an der Wand, einer kleinen, süßtönigen Orgel, einer kleinen Bibliothek, und dann wird deine Classe wachsen, und dein Interesse und deine Kraft, Gutes zu thun, wird auch wachsen.

Strebe nach einem persönlichen und liebenden Lehren der Wahrheit jeder Lection. „Wie kann ich dieses so einfach darstellen, daß das jüngste Kind es verstehen wird?" ist eine Frage, welche du dich, lieber Lehrer, mehr als einmal in der Woche fragen solltest. Halte Augen und Ohren und Herz offen, und Illustrationen werden hineinfließen. Wenn du an deiner Fähigkeit zweifelst, einen besonderen Punkt deutlich zu machen, nehme ein kleines Kind zu dir, probire den Plan, den du gelegt hast, an ihm. Du wirst dann vielleicht Veränderungen machen müssen, und das Kind möchte dir helfen.

Strebe nach einer besseren und größeren Einsicht der Wichtigkeit des Wirkens mit Kindern, und suche des Herrn Willen betreffs der Kleinen auszufinden. Probire recht innig mit dem Herrn zu leben und sage ihm, daß du deine Weihe zu diesem süßen Werke gründlicher, praktischer und ohne Rückhalt zu machen gedenkst.

Ziele hoch, und für alles, das erzielt wird, gebe Dank dem Einen, der allein Gedeihen zu deiner Arbeit geben kann. S. S.

Christtags-Geschenke.

An vielen Orten besteht ein Wettstreit zwischen Sonntagschulen über die Frage, welche das Meiste „geben" wird am Christtag. Sonderbar und traurig, aber wahr. Und so wird aus der herrlichen und gesegneten Zeit, eine Zeit, sozusagen, des Kaufens und Verkaufens.

„Meine Mutter sagt, daß ich nach diesem in die Sonntagschule gehen soll," sprach ein kleines Mädchen bedauerungsvoll zu ihrer Lehrerin, „dieweil sie die schönste Geschenke am Christtag dort geben."

Gewißlich sollte die Mutter kaum solche Worte geredet haben, aber hatte sie etwas Schlimmeres gethan, als der Superintendent und die Lehrer, die diese Geschenke offerirten für diesen besonderen Zweck?

Es ist ein großes Vergnügen, unseren Kindern Geschenke zu geben, aber zu diesem braucht man keine große Selbstverleugnung. Wir sollten unsere Kinder sowohl zum Geben als auch zum Nehmen aufmuntern, und unser Fest wird nicht die rechte Früchte tragen, die es sollte, bis wir unsern Kindern, sogar den kleinsten, Gelegenheit zum Geben gestatten. Mache dir einen Plan zu diesem Zwecke. Rechne aus, wie viel deine Kinder geben können, und für welchen Zweck. Dann mache ihnen deinen Plan kund und laß sie arbeiten. Es wird ihnen ohne Zweifel gefallen, und es wird ihnen unendlich viel Gutes thun.

Falls du in oder nahe einer Stadt wohnst, dann mache eine Sammlung von Spielsachen oder Bildern und Büchern. Bitte die Kinder, von ihren eigenen Sachen zu geben — mit der Erlaubniß ihrer Eltern, versteht sich. Dadurch kann eine große Kiste voll gesammelt werden für ein Waisenhaus oder derartige Anstalten. Aber wenn du dieses nicht thun kannst, so höre was Jesus spricht: „Arme habt ihr allezeit bei euch," und ein krankes Kind, oder eine alte, arme Person könnte durch die

Liebe und den guten Willen deiner Classe glücklich gemacht werden. Es kommt nicht so viel darauf an, wie viel wir thun, sondern nur, daß wir etwas thun, welches uns vor Selbstsucht wahrt. S. S.

Vorbereitung.

Ein Lehrer fragte einst nach der besten Methode, eine Lection zu studiren, und sich selbst für den Unterricht vorzubereiten. Der Gefragte gab folgende Antwort: Um eine Lection gehörig vorzubereiten, sind folgende Regeln unumgänglich nothwendig: — 1. Bete, lese, denke. 2. Lese, bete, denke. 3. Denke, lese, bete. Wenn man diese drei Regeln befolgt, braucht man hernach nur noch lesen, beten und denken, dann ist man so ziemlich zum Unterricht vorbereitet.

Einige wichtige Thatsachen.

Um lehren zu können, muß der Lehrer mit der Wahrheit, die er lehren soll, bekannt sein Er sollte mit der Wahrheit allgemein, speciell, gründlich und erfahrungsmäßig bekannt sein.

Um lehren zu können, muß der Lehrer den Schüler, den er lehren soll, kennen. Er sollte den Schüler persönlich, genau und schätzend kennen, und sollte er auch den Schüler mit einer wahren, christlichen Liebe lieben.

Um lehren zu können, muß der Lehrer den Christus kennen, der ihm aufgetragen hat zu lehren, der die Wahrheit ist, die man lehren soll, und der die Seele des Knaben wiedererkauft hat, um sie lehren zu können.

Um lehren zu können, muß der Lehrer lange und geduldig prakticiren. Er muß die Kunst des Denkens, der Beibehaltung, der Auslegung, der Vergleichung, der Application und des Illustrirens üben.

Um lehren zu können, muß der Lehrer lernen, geduldig, hoffnungsvoll, betend für Erfolge zu warten.

S. S.

Frage die Lehrer.

Bei jeder Lehrerversammlung sollte der Superintendent in aller Ehrlichkeit die Frage stellen: Welche Mängel seht ihr in der gegenwärtigen Leitung unserer Sonntagschule, und wie können dieselben gehoben werden?

Derjenige Superintendent, welcher denkt, daß er in der Führung der Sonntagschule nicht ganz fehlerfrei ist, oder welcher nur irgendwie ein wenig christliche Demuth besitzt, könnte in der vorerwähnten Weise von Männern und Weibern, die ihn jeden Sonntag beobachten und die jeden Sonntag in ihrer Arbeit entweder von ihm unterstützt oder von ihm gehindert werden, ausfinden, was einige seiner Hauptmängel seien.

Die Kenntniß solcher Mängel, oder die Kenntniß, daß eine Anzahl verständiger, denkender Leute unter ihm stehen, machen den Superintendenten wachsamer und eifriger. Es könnte sein, daß er in dieser Weise besser, weiser und erfolgreicher werden möchte. Frage daher die Lehrer. S. S.

Die Mäßigkeitssache in der Sonntagschule.

Zu der Frage: „Was kann für die Mäßigkeitssache in der Sonntagschule gethan werden? haben wir folgende Antworten gesammelt:

1. Sei mäßig, daß ist, sei selber enthaltsam.
2. Uebe Mäßigkeit, sowohl als dieselbe zu bekennen.
3. Organisire einen Mäßigkeitsverein in der Sonntagschule.
4. Singe Mäßigkeitslieder.
5. Gedenke der Sache in deinem Gebet beim Eröffnen der Schule.
6. Suche und lehre sie in der gewöhnlichen Lection.
7. Habe eine Mäßigkeitslection vierteljährlich.
8. Sage öfters ein paar Worte zu Gunsten der Sache nach der Lection.
9. Halte alljährlich eine Mäßigkeitsversammlung.
10. Halte Mäßigkeitsbücher in der Bibliothek.
11. Laß den Superintendenten öfters zu Gunsten der Sache reden.
12. Hänge Mäßigkeits-Mottos an die Wände der Schule.
13. Theile öfter Mäßigkeitsblätter und Tractate aus.
14. Wähle solche zu Lehrern und Beamten, die Enthaltsamkeitsleute sind.
15. Mißbillige mäßiges Trinken.
16. Lehre die Schüler, behülflich zu sein in der guten Sache.
17. Aber wende der Sache nicht zuviel Aufmerksamkeit zu, denn es heißt: „Seid mäßig in allen Dingen.“

S. S.

Ein verlorenes Gebet.

Ein gewisser Lehrer betete jeden Sonntag, der Herr möge ihn doch tüchtig machen, seine Classe zu unterrichten; der Herr möge sein Herz erfüllen mit allerlei Weisheit und Verstand, ihn auch zu allem Guten eifrig und tüchtig machen, damit er den Schülern die Wahrheit ans Herz legen könne u. s. w.

Das Gebet lautet ganz gut, und mag sich auch schön anhören, aber es war alles verlorene Zeit, denn der besagte Lehrer las seine Lection nie, bis er sie in der Sonntagschule las, und mit seinen Schülern war er nicht weiter bekannt, als er sie eben in der Classe sah. Wie kann denn Gott einem Lehrer helfen, welcher selbst gar nichts thut, um sich vorzubereiten? Mit dem Gebet muß übereinstimmendes Wirken sich paaren. Erst muß ein Lehrer sich selbst kennen lernen, dann seine Schüler, und nun im Namen Gottes auf die Lection los, denn das ist ja die Absicht der allgemeinen Reihenfolge der Lectionen: ein tieferes, allgemeineres Interesse im Studium der heiligen Schrift, auch unter den Lehrern, sowohl als unter den Schülern zu wecken. Ein gewisser Baumeister sagte einmal: „Beim Schärfen des Handwerkszeuges geht keine Zeit verloren, denn es schafft hernach leichter und sauberer.“

Viertes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Die Predigerversammlung zu Jerusalem.

1. Lection: Apstg. 15, 1-11. — Sonntag den 6. Januar 1884.

1. Und etliche kamen herab von Judäa, und lehreten die Brüder: Wo ihr euch nicht beschneiden lasset, nach der Weise Mosis, so könnet ihr nicht selig werden.

2. Da sich nun ein Aufruhr erhob, und Paulus und Barnabas nicht einen geringen Zank mit ihnen hatten, ordneten sie, daß Paulus und Barnabas, und etliche andere aus ihnen hinauf zögen gen Jerusalem zu den Aposteln und Aeltesten, um dieser Frage willen.

3. Und sie wurden von der Gemeine geleitet, und zogen durch Phönicien und Samarien, und erzählten den Wandel der Heiden, und machten große Freude allen Brüdern.

4. Da sie aber darkamen gen Jerusalem, wurden sie empfangen von der Gemeine, und von den Aposteln, und von den Aeltesten. Und sie verkündigten, wie viel Gott mit ihnen gethan hatte.

5. Da traten auf etliche von der Pharisäer Secte, die gläubig waren geworden, und sprachen: Man muß sie beschneiden, und gebieten zu halten das Gesetz Mosis.

6. Aber die Apostel und die Aeltesten kamen zusammen, diese Rede zu besehen.

7. Da man sich aber lange gezanket hatte, stand Petrus auf, und sprach zu ihnen: Ihr Männer, lieben Brüder, ihr wisset, daß Gott lange vor dieser Zeit unter uns erwählet hat, daß durch meinen Mund die Heiden das Wort des Evangelii höreten, und glaubeten.

8. Und Gott, der Herzenskündiger, zeugete über sie, und gab ihnen den heiligen Geist, gleichwie auch uns,

9. Und machte keinen Unterschied zwischen uns und ihnen, und reinigte ihre Herzen durch den Glauben.

10. Was versuchet ihr denn nun Gott, mit Auflegen des Joches auf der Jünger Hälse, welches weder unsere Väter, noch wir haben mögen tragen?

11. Sondern wir glauben durch die Gnade des Herrn Jesu Christi selig zu werden, gleicher Weise wie auch sie.

Haupttext: Wir glauben durch die Gnade des Herrn Jesu Christi selig zu werden, gleicher Weise wie auch sie. — Apstg. 15, 11.

Ort der Begebenheit: Antiochien und Jerusalem.— **Zeit:** A. D. 51.

Inhalt. — Die erste christliche Gemeinde unter den Heiden wurde zu Antiochien gegründet. Die Judenchristen suchten die Heidenchristen zu nöthigen, nebst dem Glauben an Jesum auch die jüdischen Ceremonien zu üben und beizubehalten; darüber entstand ein Streit, so daß die Gemeinde Paulus und Barnabas nach Jerusalem sandten, um die Sache vor die Apostel und Aeltesten zu bringen, damit es ein für allemal entschieden werde, wie es zu halten sei.

Texterklärung. — Vers 1-4. **Und etliche kamen herab** u. s. w. Nemlich gewisse Eiferer, welche vor der Bekehrung Pharisäer waren und in Judäa wohnten; diese kamen nach Antiochien, um ihre alten pharisäischen Anhängsel auch den Bekehrten aus dem Heidenthum aufzubürden. Der Feind konnte nicht ruhen; er mußte das Werk hindern. Schon um diese Zeit traten Irrthümer ein, welche große Mißhelligkeiten verursachten. Die Frage entstand: Gesetz oder Evangelium? Moses oder Christus? Evangelische Freiheit oder gesetzliche Sklaverei? Um diese Fragen zu entscheiden, entschlossen sich Paulus und Barnabas nach Jerusalem zu reisen, damit dort ein maßgebender Ausspruch gegeben werde; damit Einigkeit in Lehre und Handel stattfinde in der ganzen Kirche. Es war aber nicht blos menschliche Klugheit von den Aposteln diesen Schritt zu thun; in Gal. 2 finden wir, daß Paulus die Sache Gott im Gebet vortrug, und darauf wurde ihm eine Offenbarung von Gott zu Theil, welche den Ausschlag gab.

Unterwegs besuchten die Apostel die unterschiedlichen Gemeinden, und erzählten allenthalben von den großen Werken Gottes. Hieraus lernen wir, daß Gottes Werk immer noch Hauptsache war, wie es ja auch beständig sein sollte. Die Bekehrung der Sünder ist der große Zweck des Predigtamtes — nicht zanken über theologische Streitfragen.

Zu Jerusalem war große Freude über die Ankunft der Brüder, denn auch hier erzählten sie die Thaten Gottes. Gal. 2 lernen wir, daß Paulus erst eine geheime Unterredung mit drei Aposteln pflegte, ehe die Sache vor die Gemeinde, die Apostel und Aeltesten gebracht wurde.

Vers 5. **Da traten auf Etliche** u. s. w. Wer diese Etliche waren lernen wir ebenfalls näher in Gal. 2. Wie schwer es doch geht, den Sauerteig der Pharisäer abzuschütteln und sich von den gesetzlichen Formeln zu trennen! Selbst nach der Bekehrung hat der Glaube noch Kämpfe, bis er sich ganz an der Gnade Gottes zu halten vermag. — Es ist nicht weislich zu behaupten, diese Bekehrten aus den Pharisäern seien unaufrichtig gewesen, denn auch der Aufrichtige kann noch irren, besonders wenn er mit Vorurtheilen aus früherer Zeit angefüllt ist.

Vers 6. **Aber die Apostel und Aeltesten kamen zusammen.** Es wurde eine Rathsversammlung angeordnet, um die Sache in christlicher Ordnung zu betrachten und zu besprechen. Obwohl der heilige Geist die Herzen inspirirte, war doch ein Meinungsaustausch nicht überflüssig. Zum erstenmal versammelte sich die Kirche Christi, um über das allgemeine Wohl derselben zu berathen; aber sie versammelte sich im Namen und unter dem Einfluß, in der Gegenwart ihres Hauptes, Christus.

Vers 7. — **Da man sich aber lange gezankt hatte** u. s. w. Hier ist mehr eine ernste Debatte als ein Zank im gewöhnlichen Sinn zu verstehen. Van Eß übersetzt das griechische Wort mit Wortwechsel, und ein Anderer mit Debatte; also eine Besprechung der Punkte von allen Seiten. Jeder war berechtigt, seine Ansicht zu sagen, um so desto eher das Richtige zu treffen. **Da stand Petrus auf.** Das ist das letztemal, daß Petrus seine Stimme hören läßt in der Apostelgeschichte; er redet von den Geheimnissen der Gnade aus eigener Erfahrung, nemlich vor zehn Jahren, als Cornelius bekehrt wurde. Wie damals Gott den heiligen Geist auch den Heiden gab, gerade wie den Juden, und zwar ohne die jüdischen Ceremonien als Bedingung aufzustellen.

Vers 9. Petrus stimmt hier ganz mit Paulus über-

ein, indem er die Herzensreinheit als Hauptpunkt des christlichen Glaubens aufstellt. Wenn aber Christus Herzen rein machen kann, ohne die Beschneidung, wozu dann die Beschneidung? Es ist der Glaube, wodurch wir die Herzensreinheit erhalten, und diesen Punkt macht Petrus hier unzweifelhaft klar.

Vers 10. **Was versuchet ihr nun Gott?** Merket dieses: Diejenigen, welche die schwersten Lasten auflegen, sind nicht die besten Lehrer. Warum soll ein Mensch durch die Werke des Gesetzes selig werden wollen, da doch Christus das Gesetz erfüllte? Warum menschliche Maßregeln geltend machen, wo Christus den Weg geöffnet? Den Vätern war das Joch zu schwer; Christus hat es abgenommen; sollen wir dasselbe wieder aufhalsen? Der Ochse trägt sein Joch und versieht seinen Dienst; zum Lohn wird er abgeschlachtet. So geht es Dem, welcher durch des Gesetzes Werke selig werden will.

Vers 11. **Sondern wir glauben u. s. w.** Das ist die Hauptsumme des Evangeliums — Gnade! Das ist das Familienzeichen, welches jedes Kind Gottes an sich trägt. Das ist der Schlüssel zu den Wahrheiten des Wortes Gottes, ohne diesen findet kein Herz wahre Ruhe. — Der Glaube der Altväter und unser Glaube sind der nemliche. Die Propheten waren Vorläufer, wir sind Nachfolger; ihr Glaube blickte in die Zukunft, unser Glaube blickt in die Vergangenheit; sie sahen Jesum auf Golgatha, wir finden ihn dort auch.

Uebersichtliche Darstellung. — Die Predigerversammlung 1. Ursache derselben: gewisse Streitfragen wegen des jüdischen Gesetzes. 2. Die wichtige Frage verhandelt. — Die Bedingungen des Heils der Menschen. 3. Der Geist, welcher die Versammlung beseelte—Ernst, Wahrheit, Liebe. 4. Der Sinn und Grund der gegebenen Entscheidung. — Das Zeugniß des Wortes Gottes, und die bestätigten Thaten in der Kirche von Anfang. 5. Das aufgestellte Glaubensbekenntniß, welches dort für alle Gläubigen zu allen Zeiten geltend gemacht wurde. —Wir glauben durch die Gnade des Herrn Jesu Christi selig zu werden!

Von dieser Versammlung wird das alte, oft angeführte Sprichwort: „Im Wesentlichen Einheit, im Unwesentlichen Freiheit, im Ganzen Liebe," abgeleitet. Der Sinn ist gut, und wir thun wohl, darnach zu handeln.

Lehre und Anwendung. — Herzensreinheit ist die Hauptsache in der Religion, denn nur reine Herzen können Gott schauen. Aeußere Reinheit und Form, so gut sie an sich selbst sein mögen, sind von keiner Bedeutung, wenn sie nicht einem reinen Herzen entsprießen. — Nur Gott kann Herzen rein machen; alle Gebräuche, Ceremonien und Werke sind werthlos, weil sie unvermögend sind, der Glaube deutet auf die allgenügende Gnade Gottes hin und versenkt sich in das Verdienst Jesu Christi. Wortgezänke sind ein thörichtes Wesen, denn das Evangelium ist eine Kraft Gottes, welche selig macht Alle, die daran glauben. Parteien und resultatlose Discussionen sollten in der Kirche nicht vorkommen; es geschieht auch nicht, wenn der lebendige Christus, im heiligen Geiste wirkend unter seinen Kindern gegenwärtig ist. Wer in Christo Jesu ist, der ist von der Gewalt des Gesetzes befreit, denn „es ist nichts Verdammliches an Denen, die in Christo Jesu sind;" sie sind Kinder und Freie.

Illustrationen. — Leute, welche gerne über unwesentliche Dinge zanken, sind gleich wie ein verwundeter Walfisch. Damit dieser nicht das Schifflein zerstöre in seiner Wuth wirft man ihm von Zeit zu Zeit ein leeres Faß zu; daran übt er nun seine Wuth aus, bis die letzte Kraft geschwunden ist, dann wird er leicht getödtet und ans Land geschafft. Es gibt Menschen, welche beständig streiten wollen; aber ihr Zank handelt gewöhnlich von einem werthlosen Gegenstand, ein leeres Faß, und darüber gehen sie am Ende auch zu Grunde.

Am Wohl der Kirche sind alle Gläubigen interessirt. Eines Tages ging ein kleiner Stiefelputzer, sonntäglich angethan auf der Straße; ein Kamerad fragte, wo er hin wolle? „In die Missionsversammlung will ich, da habe ich Actien drinnen, und ich will sehen, wie das Geschäft geht." Dieser Knabe hatte in der Sonntagschule sein Theil zur Missionssache beigetragen und wurde dadurch zum Theilhaber am Ganzen, deßhalb sagte er, er sei Actieninhaber, und habe ein Interesse darin.

Wandtafelerklärung. — Diese Zeichnung ist eine treffliche Erklärung der Predigerversammlung zu Jerusalem, und der dort geschafften Arbeit; sie gibt die apostolische Entscheidung bezüglich der Bedingungen zur Seligkeit. Der alte Weg des Gesetzes und seiner Werke, auf welchem die Pharisäer nach der Stadt Gottes (dem Himmel) kommen wollten, ist nun gleichsam mit Gras überwachsen, es kann Niemand darauf selig werden. Die Pforte ist verschlossen, ein schweres Vorhängeschloß verhindert den Eingang. — „Durch des Gesetzes Werke wird kein Mensch gerecht." Auf der anderen Seite hingegen sehen wir eine offene Thür, sie heißt Gnade, und kein Mensch kann dieselbe zuschließen; wer nun will, kann kommen, denn das Verdienst Jesu Christi hat uns einen freien und offenen Zugang verschafft. Stolze und Eigennützige sind nicht willig, sich zu demüthigen und die Seligkeit aus Gnaden als ein Geschenk anzunehmen, denn auf solche Weise kann ja jeder aufrichtige Bettler selig werden. Die Erlösung durch Christum ist für Alle, Juden und Griechen. Wer die Erlösung von Sünden im Glauben annimmt, der wird befreit vom Joch des Gesetzes und wandelt seine Straße fröhlich himmelan.

Lexicon.

Judäa. In dieser Lection bedeutet das Wort Südpalästina, und nicht blos den Namen Juda, wie gewöhnlich.

Weise Mosis. Das Gesetz und die Verordnung, welche Moses den Kinden Israels gab; hat Bezug auf das ganze jüdische Ceremonialgesetz.

Secte. Hier Partei; Anhänger einer besonderen Lehre. Gewöhnlich versteht man darunter solche Menschen, welche sich nicht aus reiner Absicht von Anderen trennen, und aus geistlichem Hochmuth besondere Meinungen geltend machen.

Aelteste. Ein Ehrenname für solche Männer, welche

Aemter in der Kirche begleiten. Siehe 1. Tim. 5, 17. 19.

Pharisäer. Abgesonderte. Eine Secte unter den Juden; sie werden auch als Separatisten (Abgetrennte) bezeichnet. Ihnen war das mündlich übertragene Gesetz und der Buchstabe von größerer Bedeutung, als der Geist und das Wesen. Die Gelehrtesten unter ihnen nannte man Schriftgelehrte.

Herzenskündiger. Gott, weil ihm alle Gedanken des menschlichen Herzens kund sind. Er weiß, was die Menschen im Schild führen; was sie im Sinne haben.

Phönicien. Castanienbraun. Das Land längs der Seeküste hin in Syrien. Dort haben die Apostel auch gewirkt und Gemeinden gegründet.

Samaria. Die alte Hauptstadt der 10 Stämme, wovon auch die Umgegend ihren Namen erhielt. Die Bewohner nach der babylonischen Gefangenschaft waren Assyrer, Meder und Perser.

Jakobus.

Wir finden im Neuen Testament drei verschiedene Jakobus verzeichnet, und ist deßhalb nicht leicht eine klare Geschichte des Schreibers der Epistel, welcher die Lectionen entnommen sind, zu geben. Jakobus der Größere ist ein Bruder des Evangelisten Johannes, seine Geschichte ist klar genug. Der andere Jakobus wird auch der Kleinere genannt und wird als der Verfasser der Epistel anerkannt; seine Persönlichkeit zu identificiren ist jedoch nicht so leicht.

Wir finden ihn zuerst, als er zum Apostelamt berufen wurde, Matth. 10, 3; Mark. 3, 18; Luk. 6, 15; später nahm er in der Gründung und Verwaltung der Kirche eine hervorragende Stellung ein; er war sogar dem Petrus ebenbürtig und entschied mit ihm über die Aufnahme Pauli in die Gemeinschaft der Apostel. Ihm ist auch der Herr nach der Auferstehung erschienen, 1. Cor. 15, 7. Seinen Einfluß in der Kirche findet man Apstg. 12, 17; 15, 13. 19, 21, 18; Gal. 2, 9 näher bezeichnet.

Es herrschen verschiedene Ansichten und Streitfragen über diesen Jakobus. Es ist nicht bestimmt, zu behaupten, daß er es ist, von welchem Gal. 1, 19 als „des Herrn Bruder" die Rede ist, und doch nehmen es Andere als sicher an.

Bezüglich seiner Verwandtschaft mit dem Herrn behaupten Einige, Alphäus habe eine Schwester der Jungfrau Maria zur Frau gehabt, diese müßte aber demnach den gleichen Namen wie ihre Schwester gehabt haben; wenn dem so ist, dann wären Jakobus und der Herr Blutsverwandte, und in diesem Sinne Brüder gewesen. Andere aber nehmen an, Alphäus sei ein älterer Bruder des Joseph von Nazareth gewesen; Letzterer habe später Alphäi Wittwe geehlicht, aus welcher Ehe Jakobus entsproß, dann wären Jakobus und der Herr „Halbbrüder" gewesen. Ob Joseph eine zweite Ehe eingegangen, oder ob ihm Maria noch andere Kinder gebar, ist mir gleichgültig — wir lesen von „Brüdern des Herrn," und ich suche es nicht wegzuerklären: so steht's geschrieben.

Ein anderer Punkt ist dieser: Apstg. 1 wird uns die Zahl und Namensliste der Apostel angegeben, da finden wir zwei Jakobus als Apostel, dann werden des Herrn Brüder noch besonders genannt; wenn nun der Apostel Jakobus kein Bruder des Herrn war, dann war Jakobus des Herrn Bruder kein Apostel, und das wäre der dritte des Namens; ich halte jedoch fest, daß Jakobus der Apostel und Jakobus des Herrn Bruder identisch sind.

Ueber den Charakter Jakobus des Kleineren lesen wir sehr viel. Für seine Brüder, die Juden, hatte er tiefes Mitleiden, das Wohl Israels lag ihm beständig nahe. In seinem Leben war er streng gerecht und hielt am Gelübde der Nazaräer fest, unter welchem er geboren zu sein scheint. Sein reines Leben brachte ihm den Beinamen, „der Gerechte."

Ueber seine Todesart verlautet: Die Pharisäer haben ihn von der Zinne des Tempels geworfen, dann steinigten sie ihn und schlugen ihn zuletzt mit einem Prügel todt.

Seine Epistel ist leicht verständlich. Der Standpunkt, von dem aus er schreibt, ist ein verhältnißmäßig gesetzlicher. Die Epistel ist dem Anschein nach an solche gerichtet, welche noch Anfänger im christlichen Leben sind; doch hält er mitunter auch den Vorangeschrittenen einen gewaltigen Bußspiegel vor Augen.

Hörer und Thäter des Worts.

2. Lection: Jakobus 1, 16–27. — Sonntag den 13. Januar 1884.

16. Irret nicht, lieben Brüder.

17. Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und Finsterniß.

18. Er hat uns gezeuget nach seinem Willen, durch das Wort der Wahrheit, auf daß wir wären Erstlinge seiner Creaturen.

19. Darum, lieben Brüder, ein jeglicher Mensch sei schnell zu hören, langsam aber zu reden, und langsam zum Zorn.

20. Denn des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist.

21. Darum so leget ab alle Unsauberkeit und alle Bosheit; und nehmet das Wort an mit Sanftmuth, das in euch gepflanzet ist, welches kann eure Seelen selig machen.

22. Seid aber Thäter des Worts, und nicht Hörer allein, damit ihr euch selbst betrüget.

23. Denn so Jemand ist ein Hörer des Worts, und nicht ein Thäter, der ist gleich einem Manne, der sein leibliches Angesicht im Spiegel beschauet.

24. Denn nachdem er sich beschauet hat, gehet er von Stund an davon, und vergißt, wie er gestaltet war.

25. Wer aber durchschauet in das vollkommene Gesetz der Freiheit, und darinnen beharret, und ist nicht ein vergeßlicher Hörer, sondern ein Thäter: derselbige wird selig sein in seiner That.

26. So aber sich Jemand unter euch läßt dünken, er diene Gott, und hält seine Zunge nicht im Zaum, sondern verführet sein Herz, deß Gottesdienst ist eitel.

27. Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: Die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt behalten.

Haupttext: Seid aber Thäter des Worts, und nicht Hörer allein. — Jak. 1, 22.

Einleitung. — Die Zeit der Verfassung der Epistel Jakobi kann nicht mit Bestimmtheit ermittelt werden; dem Inhalte nach aber läßt sich schließen, daß dieselbe in einer Zeit der Verfolgung an die Juden-Christen geschrieben worden ist.

Inhalt. — Die Nothwendigkeit der Annahme und der Befolgung des Wortes Gottes, als die einzige Sicherheit des Christen im Leiden und Getriebe dieser Welt.

Texterklärung. — Vers 16. — **Irret nicht, lieben Brüder.** Diese Worte beziehen sich auf das Vorhergehende, sowohl als auf das Nachfolgende; der Schwerpunkt liegt jedoch im Letzteren. Es ist eine ernste Warnung vor Irrthümern, welche nach Vers 6–8 durch Zweifel, Halbheit und Unbeständigkeit der Seele entstehen. Wo die Gedanken nicht in Gott ruhen, da kann von keiner Festigkeit des Herzens die Rede sein; da entsteht oft sogar der Irrthum, Gott sei der Urheber des Bösen im Menschen. Wie sehr die Sache dem Schreiber am Herzen lag, geht auch besonders aus der Anrede „lieben Brüder" hervor. Es ist eine inständige Warnung mit Bitten bekräftigt.

Vers 17. — **Alle gute Gabe** u. s. w. Geht nun von Gott keine Versuchung zum Bösen aus, so steht fest, daß alle gute Gabe, die vollkommene Gabe der Wiedergeburt von Gott ausgeht. Sünde ist Finsterniß und erscheint überall als Gegensatz zum göttlichen Wesen. Das Licht aber ist das göttliche Wesen. Gott ist die Quelle aller Erleuchtung des Verstandes und des Geistes; d. h. er erleuchtet beide: Verstand und Herz. Bei ihm ist daher auch kein Wechsel; er ist ewig Licht und unveränderliche Klarheit. Mit diesem Lichte will er nun auch alle Menschen erleuchten und sie durch das Leben mit seiner Gegenwart begleiten.

Vers 18. — **Er hat uns gezeuget.** Er hat uns wiedergeboren und aus dem sündigen Dasein ist ein neues Wesen entstanden. „Er hat uns gezeuget nach seinem Willen durch das Wort der Wahrheit, auf daß wir (gleich als wäre das alte Leben nicht gewesen) Erstlinge seiner Creaturen würden," d. h. wieder an die Spitze seiner Schöpfung treten könnten.

Um nun zu zeigen, welch ein erhabener Lichtsstand die Wiedergeburt ist, zeigt der Schreiber im Nachfolgenden, wie wenig es sich verträgt, ein Kind des Lichts zu sein und doch in der Finsterniß der Sünde zu wandeln. Wenn wir die ganze Epistel mit in Betrachtung ziehen, dann sehen und verstehen wir, welche gegründete Ursache er hatte, also zu schreiben.

Alle Sünde, sammt Bosheit und liebloser Ungerechtigkeit, muß abgelegt werden durch die Kraft des in uns eingepflanzten Wortes der Wahrheit, denn der Geist dieses Wortes soll uns stille und sanftmüthig machen; ja, rein und liebevoll.

Vers 19. — **Schnell zu hören** u. s. w. Hier handelt es sich nun um die neue Lebenseinrichtung. Sind wir Kinder der Wahrheit, so müssen wir auch in der Wahrheit wandeln, dem Worte Gehör schenken, besonders aber Gehorsam und Selbstbeherrschung üben. Langsam im Reden kann kaum genug empfohlen werden. Die alten Philosophen pflegten zu sagen: Der Mensch hat zwei Ohren, damit er viel höre, aber nur eine Zunge, damit er wenig sage. In dieser Rede des Apostels haben wir eine Warnung, nemlich: zur Bezähmung der Leidenschaften. Sind wir durch das Wort der Wahrheit wiedergeboren, so muß dieses unbedingt folgen.

Die Ermahnung geht aber noch weiter: Niemand soll sich in Leiden und Proben so hinreißen lassen, daß er am Ende gar Gott beschuldige. In solchen Trübsalszeiten ist es vielmehr unsere Pflicht, Gottes Wort schnell zu hören. Doch muß nicht vergessen werden, daß das Wort auch bezüglich unserer Mitmenschen anwendbar ist; man sei schnell irgend etwas Gutes zu hören — bereit, die Stimme der Bitte anzuhören; aber langsam, Böses oder irgend etwas zu reden, das den Frieden zerstören könnte; besonders langsam zu reden, wo es Zorn anfachen könnte, noch zu reden, wenn man selbst gereizt ist.

Vers 20. — **Des Menschen Zorn** u. s. w. Mancher denkt, sein Eifer sei gerecht; aber er wisse, daß Gott solchen Eifer nicht bedarf.

Ein alter Weiser sagte einmal: „Wären wir so bereit zu hören, als wir sind zu reden, dann würde man nicht so viel Zorn gewahr werden." Wenn Menschen sich in Wortgezänke oder selbst in religiöse Besprechung einlassen, freut den Satan nichts mehr, als wenn sie zornig werden. Der Zorn ist zuerst teuflisch, dann menschlich; aber nie übereinstimmend mit göttlicher Gerechtigkeit.

Vers 21. — **Leget ab** u. s. w. Sünde ist Unsauberkeit, sie ist Bosheit, und gegen dieselbe sollen wir nicht blos wachen und sie unterdrücken, sondern wir sollen sie ablegen. Es handelt sich nicht blos um Bezähmung der sündlichen Leidenschaften, sondern um Ablegung derselben. Wenn wir das Vorhergehende des Capitels lesen, dann sehen wir sogar, daß die Zeit der Trübsal und Versuchung dazu bestimmt ist, uns zu helfen in diesem Werk; dann können wir Irrthümer vermeiden, und sind bereit, dem Worte Gehör zu schenken.

Vers 22. — **Seid aber Thäter des Worts** u. s. w. Das Wort Gottes ist dem Gläubigen eingepflanzt, daher muß er demselben sich unterwerfen, dasselbe in Sanftmuth annehmen, damit es in ihm wirke nach der Bestimmung, wozu Gott es sandte, nemlich der Seelen Seligkeit. Aber es ist nicht genug zu hören; d. h. es ist nicht genug, daß man in die Synagoge (Kirche) gehe und das Wort anhöre, blos um wieder in die Welt hinauszugehen und zu vergessen. In die Kirche gehen, Predigt hören und Bibel lesen sind werthlos, wenn nicht ein heiliges Leben diese Uebungen ziert. Freilich, erst hören, aber dann thun. Man hat dem Jakobus nachgesagt, er sei ein Gesetzesmann gewesen; aber es war nothwendig und ist es heute noch.

Vers 23, 24. — **Die Folgen des bloßen Hörens.** Gottes Wort ist einem Spiegel verglichen, in welchem der Mensch sein Angesicht, seine Gestalt erblicken kann. Ist es nicht sonderbar, daß wir unser Angesicht im Spiegel sehen können, und sind doch nicht im Stande eine klare Impression im Gemüth zu bewahren! So oft wir uns auch schon im Spiegel gesehen haben, wenn wir uns selbst auf der Straße treffen könnten, würden wir uns kaum erkennen. So ist leider mancher Leser oder Hörer des Wortes Gottes; er sieht seinen wahren Charakter im Wort, aber er entfernt sich, ohne einen tiefen Eindruck zu erlangen — er vergißt, was er gesehen hat.

Vers 25. — **Das Gegentheil — Wer aber durchschauet** u. s. w. Nicht blos in Gedanken hingeht, um sich zu betrachten, sondern durchschauet — durch das Gesetz, und die Freiheit siehet. — Wer sich also im Gesetz betrachtet, sieht viele Flecken, denn er sieht das Uebel der Sünde, aber er findet auch bald ein Reinigungsmittel, denn er sieht Christi Blut, in welchem er sich waschen kann. Das Evangelium ist ein Gesetz, aber ein Gesetz der Freiheit. Es ist ein vollkommenes Gesetz, und vollkommen ist der, welcher darnach wandelt und thut. Und das ist der rechte Gottesdienst, die wahre Religion, welche Gott gefällt.

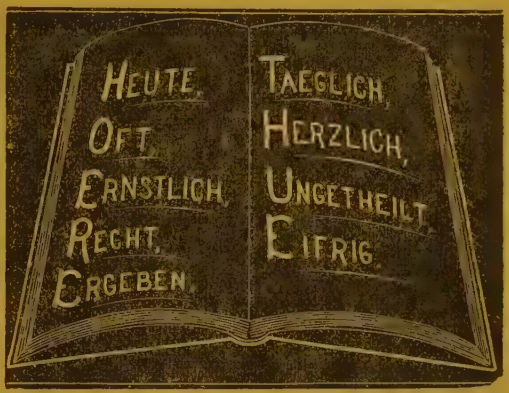
Vers 26, 27. — **Der falsche und der wahre Gottesdienst.** Hier sind drei Dinge zu beobachten: 1. Es ist eitel und thöricht, viel Schein und Verstellung zu machen. Wenn Menschen sich mehr bekümmern, fromm zu

scheinen, als fromm zu sein, ist es ein sicheres Zeichen, daß sie es im Herzen nicht sind. 2. Wo viel Tadel und Schwätzerei herrscht, mangelt Licht und Christenthum, denn wer Gott wohlgefällig dienet, der hält seine Zunge im Zaum. Daß die Zungensünde ein Laster jener Zeit war, davon gibt diese ganze Epistel Zeugniß. Gnade gibt Kraft, auch die Zunge zu bezähmen. 3. Wer also Gott zu dienen sucht, ohne das Wesen der Religion, der betrüget sich selbst. Selbstbetrug ist der allerschlimmste Betrug. Und weiter: 1. Reinheit ist die Herrlichkeit des wahren Gottesdienstes, oder der wahren Religion. 2. Recht ist das, was vor Gott recht ist. Der Christ handelt in allen Dingen als vor den Augen Gottes. 3. Unbefleckt muß das Leben und der Wandel sein, dann aber mit Werken der Liebe und Barmherzigkeit geziert, denn diese sind Früchte wahrer Religion.

Lehre und Anwendung. — Selig ist der Mensch, dessen Herz den Mund regiert, denn im Herzen ist Weisheit. — Der allein kann sagen, daß er Gottes Wort in Wahrheit liebe, welcher auch in Liebe darnach thut. — Andere zu betrügen ist sehr schlimm, sich selbst zu betrügen ist schrecklich. — Gottes Wort ist ein Spiegel, welches uns unseren wahren Charakter zeigt. Wem gleichen wir? Gott oder dem Bösen? — Gottes Wort ist eine köstliche Gabe; wohl dem, der sie zu schätzen weiß. — Der Thäter des Wortes Gottes ist immer ein fleißiger Hörer desselben; aber nicht jeder Hörer ist auch ein fleißiger Thäter.

Illustrationen. — Eine Marktfrau ging einst Sonntags in die Kirche und hörte eine Predigt. Während der Woche besuchte sie der Prediger, und fragte sie auch, wegen der gehaltenen Predigt. „Herr Pfarrer," sagte sie, „mein Gedächtniß ist sehr kurz, ich kann mich nicht mehr an viel erinnern; ich weiß nur noch, daß ich heimging und habe meine Bushel verbrannt." Ein Thäter des Wortes ist kein vergeßlicher Hörer.

Der berühmte Claudius, ein französischer Prediger, sagte auf seinem Sterbebett: „Ich habe alle Religionen studirt und habe gefunden, daß das die beste ist, welche auf Gottes Wort gegründet ist, und Gottes Wort durch Thaten befolgt. Die Bibel ist die Wurzel und der Stamm, haltet daran, dann werdet ihr fruchtbar sein."



Wandtafelerklärung. — Gottes Wort ist den Menschen gegeben, um ihnen Gottes Willen kund zu thun. Es ist mehr nothwendig als blos in die Kirche zu gehen und das Wort anzuhören, mehr als blos die Bibel aufzuschlagen und das Wort zu lesen. Der Haupttext sagt deutlich, was gefordert wird, darum soll auch Niemand irren, denn Irrthum ist gefährlich. Hören sollen wir freilich und zwar heute, so die Stimme erschallt. Oft, d. h. bei jeder Gelegenheit, welche sich bietet zur Zeit oder Unzeit. Aber man soll auch ernstlich hören, denn es handelt sich um gar wichtige Dinge, es ist ja das Wort Gottes und nicht Menschenwort; darum, lieber Mensch, vergiß nicht recht zu hören. Jesus warnt: „Habt Acht, wie ihr höret." Dann muß man aber auch willig sein, sich unter den Willen Gottes zu ergeben, denn nur so wird das Hören von Nutzen sein. Wenn man das Wort gehört hat, dann folgt das Thun; Täglich sollen wir im Dienste Gottes begriffen sein, denn ein solcher Dienst ist ihm wohlgefällig. Wenn aber unser Gottesdienst angenehm sein soll, dann muß er herzlich sein; was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde. Ein Herz, welches Gott liebt, dient ihm ungetheilt, und das macht das Herz eifrig, denn es will nur Gott gefallen.

Die Macht der Zunge.

3. Lection: Jak. 3, 1–18. — Sonntag den 20. Januar 1884.

1. Lieben Brüder, unterwinde sich nicht Jedermann, Lehrer zu sein; und wisset, daß wir desto mehr Urtheil empfangen werden.

2. Denn wir fehlen alle mannigfaltiglich. Wer aber auch in keinem Wort fehlet, der ist ein vollkommener Mann, und kann auch den ganzen Leib im Zaum halten.

3. Siehe, die Pferde halten wir in Zäumen, daß sie uns gehorchen, und lenken den ganzen Leib.

4. Siehe, die Schiffe, ob sie wohl so groß sind und von starken Winden getrieben werden, werden sie doch gelenket mit einem kleinen Ruder, wo der hin will, der es regieret.

5. Also ist auch die Zunge ein kleines Glied, und richtet große Dinge an. Siehe, ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet es an?

6. Und die Zunge ist auch ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit. Also ist die Zunge unter unseren Gliedern, und befleckt den ganzen Leib, und zündet an allen unseren Wandel, wenn sie von der Hölle entzündet ist.

7. Denn alle Natur der Thiere, und der Vögel und der Schlangen, und der Meerwunder werden gezähmet und sind gezähmet von der menschlichen Natur;

8. Aber die Zunge kann kein Mensch zähmen, das unruhige Uebel, voll tödtlichen Gifts.

9. Durch sie loben wir Gott den Vater; und durch sie fluchen wir den Menschen, nach dem Bilde Gottes gemacht.

10. Aus einem Munde gehet Loben und Fluchen. Es soll nicht, lieben Brüder, also sein.

11. Quillet auch ein Brunnen aus Einem Loch süß und bitter?

12. Kann auch, lieben Brüder, ein Feigenbaum Oel, oder ein Weinstock Feigen tragen? Also kann auch ein Brunnen nicht salziges und süßes Wasser geben.

13. Wer ist weise und klug unter euch? Der erzeige mit seinem guten Wandel seine Werke in der Sanftmuth und Weisheit.

14. Habt ihr aber bittern Neid und Zank in eurem

Herzen; so rühmet euch nicht, und lüget nicht wider die Wahrheit.

15. Denn das ist nicht die Weisheit, die von oben herab kommt, sondern irdisch, menschlich und teuflisch.

16. Denn wo Neid und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böses Ding.

17. Die Weisheit aber von oben her ist aufs erste keusch, darnach friedsam, gelinde, läßt ihr sagen, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unparteiisch, ohne Heuchelei.

18. Die Frucht aber der Gerechtigkeit wird gesäet im Frieden denen, die den Frieden halten.

Haupttext: Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt werden, und aus deinen Worten wirst du verdammet werden. — Matth. 12, 37.

Inhalt. — Eine Warnung an Neulinge sich nicht als Lehrer vorzudrängen. Die Gefährlichkeit des menschlichen Wortes. Die schrecklichen Folgen einer bösen Zunge. Charakterzüge wahrer Weisheit, und die Frucht der Gerechtigkeit. Zuerst redet der Apostel noch immer zu gewissen Charakteren in der christlichen Gemeinde, dann aber greift seine Rede um sich und schließt die Menschheit überhaupt ein, wie es ja auch mit Recht eine allgemeine Epistel genannt ist.

Texterklärung. — Vers 1, 2. Der Schreiber sucht gewisse Irrthümer aus der Gemeinde zu entfernen. Dieses that er schon im vorhergehenden Capitel; nun aber hat er eine besondere Classe im Auge, nemlich solche, welche der Ehrgeiz plagt; sie möchten gern groß sein und predigen. Sie dünken sich etwas zu sein, da sie doch nichts sind; schweres Urtheil wird sie treffen. Es ist schon genug die Verantwortlichkeit gewöhnlicher Menschen zu tragen, wieviel mehr muß es so sein als Prediger verantwortlich gehalten zu werden.

Wir fehlen alle mannigfaltig. Das griechische Wort, welches hier mit fehlen übersetzt ist, heißt stolpern, und da geht es oft nicht ohne Fall vorüber, es meint also irren und im Irrthum fehlen. Daher ist es Vermessenheit, sich selbst zu überschätzen und sich etwas einzubilden.

Wer in keinem Wort fehlt, d. h. wer mit seiner Zunge nicht sündigt; wer die bezähmen kann, der ist ein Mann: der kann leicht den ganzen Körper bezähmen.

Vers 3–5. Der Schreiber redet in Bildern, um sich leichter verständlich zu machen. Pferde leitet man am Gebiß des Zaumes, und Schiffe lenkt man mit dem Steuerruder. Beides sind sehr geringe Dinge, aber man vollbringt Großes durch dieselben. Ebenso ist die Zunge ein kleines Ding, aber sie kann großen Schaden anrichten. Die Zunge wird als das Ruder des Körpers, ja des ganzen Menschen bezeichnet; wer nun seine Zunge nicht zu meistern versteht, ist gleich wie ein Reisender in einem Schiff ohne Ruder, während der Sturm das Schiff auf die Klippen treibt.

Vers 6. Ein anderes Bild. Die Zunge ist wie ein Feuerfunke; alles, was dieser braucht, ist Brennmaterial und günstigen Wind, dann zündet er einen ganzen Wald an. **Eine Welt voll Ungerechtigkeit.** Damit soll gesagt sein: wie die Erde in sich selbst Feuer, Brennstoff und Sprengstoff genug enthält, um sich möglicherweise selbst in die Luft zu blasen, so hat die Zunge alle Elemente des Unheils in ihrer Macht, den ganzen Menschen, einen ganzen Staat oder eine ganze Kirche zu zerstören; sie befleckt den ganzen Leib und den ganzen Wandel, wenn sie den höllischen Mächten dient. — Und nun merkt: 1. **Die Macht der Zunge:** a) Verleumdung; b) Verfolgung; c) Verführung. 2. Die schwere Schuld, welche daraus folgt: a) Der Schaden, den sie anrichtet, ist doppelt; b) Sie kann nicht gestillt werden; c) Wenn sie Böses im Schild führt, steht sie unter des Teufels Einfluß.

Vers 7, 8. **Die Zunge ist unbezähmbar.** Dieses wird uns klar, wenn wir die Natur derselben betrachten, und wenn wir sie mit den andern Gliedern des Körpers vergleichen. — Ein betrunkener Weißer legte sich einst im hohen Prairiegras nieder; er machte Feuer mit einem Streichhölzchen und zündete Tausende von Acker Land an. Das that ein Streichhölzchen. Thiere, Vögel, Schlangen und andere Reptilien lassen sich von Menschen zähmen, aber die Zunge ist schlimmer, denn alle diese. Sie ist die Ursache von allem Streit und Hader; sie trennt Familien und zerstört Glück. Eine böse Zunge ist sehr giftig. — Wenn ein Fluß seine Ufer übertritt, dann läßt er nur Schmutz und Morast zurück, so ist eine böse Zunge; sie ist Verkläger, Zeuge, Richter und Scharfrichter der Unschuld. Statt mittels geheiligter Sprache Gott zu loben, ist sie ein „unruhiges Uebel."

Vers 9–12. **Die unnatürliche Zunge.** Der Schreiber führt eine Anzahl von Bildern an — lauter natürliche Unmöglichkeiten, um zu zeigen, daß in der Natur Alles nach bestimmten Gesetzen geschieht; der Feigenbaum bringt keine Oelfrucht, der Weinstock keine Feigen, und ein Brunnen nicht zugleich bitteres und süßes Wasser. Aber mit einer und derselben Zunge sucht ein Mensch zu beten und zu fluchen; mit eitler Weisheit aufgeblasen, sucht ein Mensch mit leeren Worten die himmlischen Wahrheiten Gottes in den Koth zu ziehen, und sich über alle gottgeordneten, heiligen Schranken hinwegzusetzen. So wird die böse Zunge eine Hölle voll Frevel, den Aufrichtigen zu verderben. Kein Mißbrauch ist so gefährlich und so verderbenbringend als der Mißbrauch der Zunge. Derselbe Mund, welcher zu einer Zeit des Lebens den Freund trösten und beleben kann, kann zu einer andern Zeit in Unbesonnenheit den Freund opfern, und Schaden thun, den Niemand mehr zu heilen vermag.

Vers 13–18. Ein Vergleich zwischen wahrer und falscher Weisheit.

Die falsche Weisheit ist nicht vom Himmel; sie ist 1. irdisch — irdischen Gemüthern angepaßt, und mit irdischen Dingen beschäftigt; 2. sinnlich — befriedigt die sinnliche Lust und sucht sinnliche Befriedigung; 3. teuflisch — denn sie hat Freude am Bösen und erfindet Böses.

Die wahre Weisheit ist von Oben. 1. In ihrem Ursprung; 2. In ihren Kräften und Charakterzügen: rein, friedlich, sanftmüthig, barmherzig, voller guter Werke und frei von aller Heuchelei. Die wahre Weisheit wird offenbar, weil sie den Willen Gottes sucht; sie strebt nicht nach Gütern und Vortheilen dieses Lebens; aber sie strebt nach Recht, daher findet man bei ihr stets Wahrheit, Gerechtigkeit, Edelsinn und Großmuth. Von ihr steht geschrieben: „Sie ist schön und unvergänglich und läßt sich finden von denen, die sie suchen, und gibt sich selbst zu erkennen denen, die sie gern haben." Durch sie kommt das Reich Gottes, und wo sie ihren Einfluß geltend macht, ist es schon erschienen. Denn die Frucht der Gerechtigkeit wird gesäet in Frieden.

Lehre und Anwendung. — Der Mensch ist für seine Worte verantwortlich, und Gott zieht ihn dafür vor's Gericht. Wahre Weisheit wird nicht in der Schule der Welt erlangt, sie ist Gottes Gabe. Die Charakterzüge dieser Weisheit sind: Reinheit, Friedsamkeit, Gelindigkeit, Barmherzigkeit, Fruchtbarkeit, Unparteilichkeit und wahre Frömmigkeit; wo diese Charakterzüge gefunden werden, da ist auch die Zunge dem Herrn geheiligt.

Wandtafelerklärung. — Das ist eine vielsagende Zeichnung und der Inhalt von großer Bedeutung. Zu einem Zaum gehört ein Kopf, ja, ein ganzes Pferd; es macht nichts aus, wie wild das Pferd ist, man kann es zähmen und leiten nach Belieben, wenn man ihm das Gebiß ins Maul legt. Dann sehen wir nebenan eine Hand mit einem brennenden Streichhölzchen und dabei einen brennenden Holzhaufen; durch das Streichhölzchen, so klein es ist an sich selbst, ist das große Feuer angezündet worden. Wie klein die Ursache! Wie groß die Wirkung! Ebenso verhält es sich mit Pferd und Zaum; so klein der Zaum auch ist, regiert er doch das Pferd. Anders hingegen ist es mit der Zunge; zwar ist sie auch ein kleines Glied und richtet großes Unheil an, aber bezähmen kann man sie nicht so leicht. Wie gut ist es doch, wenn die Zunge nur zum Lobe Gottes und zum Guten dient! Wie böse, wenn sie lästert! Es ist unbeschreiblich, was eine böse Zunge anzustellen vermag; so klein sie auch ist, setzt sie doch sprichwörtlich einen ganzen Wald in Feuer. David betet einmal zu Gott, er möge ihn doch behüten, daß er nicht sündige mit seiner Zunge. Wir wollen daran eine Lehre nehmen.

Illustrationen. — Der heidnische Philosophe Xanthus erwartete einst Freunde zum Gastmahl; er befahl daher seinem Diener, das Beste zu holen, das der Markt biete. Den Gästen wurde nur Zunge, aber in allen Variationen aufgetragen. „Habe ich dir nicht gesagt, du sollst das Beste kaufen, das der Markt bietet?" fragte der Herr seinen Diener.

„Habe ich es nicht gethan?" erwiderte der Diener, „gibt es etwas Besseres als Zunge? Sie ist das Band der Gesellschaft, das Organ der Wahrheit und Vernunft; das Instrument des Lobes und Preises."

„So gehe und kaufe mir das Schlechteste," befahl der Herr. — Der Diener brachte wieder Zunge.

„Was, wieder Zunge?"

„Gewiß; ist sie nicht das Instrument alles Haders, alles Streites, alles Irrthums und aller Liederlichkeit?"

Leider. — Es ist auf Erden keine bessere List,
Denn wer seiner Zunge Meister ist.
Viel wissen und wenig sagen,
Nicht antworten auf alle Fragen;
Rede wenig und mach's wahr,
Was du kaufst, bezahl' es baar.
Laß' einen Jeden, wer er ist,
So bleibst du auch wohl, wer du bist.

Der Wandel in der Gegenwart Gottes.

4. Lection: Jak. 4, 7–17. — Sonntag den 27. Januar 1884.

7. So seid nun Gott unterthänig. Widerstehet dem Teufel, so fliehet er von euch.

8. Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch. Reiniget die Hände, ihr Sünder, und machet eure Herzen keusch, ihr Wankelmüthigen.

9. Seid elend, und traget Leide, und weinet; euer Lachen verkehre sich in Weinen und eure Freude in Traurigkeit.

10. Demüthiget euch vor Gott, so wird er euch erhöhen.

11. Afterredet nicht unter einander, lieben Brüder. Wer seinem Bruder afterredet, und urtheilet seinen Bruder, der afterredet dem Gesetz, und urtheilet das Gesetz. Urtheilest du aber das Gesetz, so bist du nicht ein Thäter des Gesetzes, sondern ein Richter.

12. Es ist ein einiger Gesetzgeber, der kann selig machen und verdammen. Wer bist du, der du einen andern urtheilest?

13. Wohlan, die ihr nun saget: Heute oder morgen wollen wir gehen in die oder die Stadt, und wollen ein Jahr da liegen, und handthieren, und gewinnen;

14. Die ihr nicht wisset, was morgen sein wird. Denn was ist euer Leben? Ein Dampf ist es, der eine kleine Zeit währet, darnach aber verschwindet er.

15. Dafür ihr sagen solltet: So der Herr will, und wir leben, wollen wir dies oder das thun.

16. Nun aber rühmet ihr euch in eurem Hochmuth. Aller solcher Ruhm ist böse.

17. Denn wer da weiß Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist es Sünde.

Haupttext: Demüthiget euch vor Gott, so wird er euch erhöhen. — Jak. 4, 10.

Inhalt. — Gute Lebensregeln. — Nutzen des Gottvertrauens. — Menschliche Nichtigkeit und unterschiedliche Pflichten.

Texterklärung. — Vers 7. — **So seid nun Gott unterthänig** u. s. w. Welt und Gott sind unvereinbar; wer Gott dienen will, muß der Welt entsagen, und so auch umgekehrt. Unter denen, an welche diese Epistel gerichtet wurde, waren solche, welche sich einem Genußleben hingaben und doch dabei immer noch beteten. Das ist Hohn auf Alles, was Demuth und Heiligkeit heißen mag. Die Ermahnung hier ist deutlich gegen solches Verfahren gerichtet; unterwerfet euch Gott; so wie ein Unterthan zu seinem Fürsten steht, so soll der Christ zu seinem Gott stehen, aber nicht aus Furcht, sondern aus Liebe, denn wir stehen ja unter tausend Verpflichtungen zu ihm. — Diese Gottergebenheit zu verhindern ist Satans größtes Bestreben, daher seine beständigen Versuchungen. Ihm muß Widerstand geleistet werden, denn wenn man ihm nachgibt, verläßt er einen nie; nur im Widerstand ist Hoffnung.

Vers 8–10. **Nahet euch zu Gott** u. s. w. Der Mensch ist von Natur abgeneigt, er will nicht zu Gott nahen, und doch braucht er Gott jede Stunde. Das Herz, welches nicht göttlich gesinnt ist, muß nun zu Gott

kommen, und der Geist der Empörung muß unterthänig werden. Dieses faßt mehrere Stücke in sich; zu Gott nahen bedeutet: 1. In Buße und Glauben seinen Frieden suchen, um in seinen Gnadenbund aufgenommen zu werden. 2. In Gebet, Verehrung und inniger Gemeinschaft zu ihm gehen in Zeiten der Trübsal und Noth. Wer zu Gott kommen will, muß den Weg kennen; d. h. er muß kommen, wie Gottes Wort ihn lehrt, und das fordert vor Allem ein demüthiges, reines Herz und einen reinen Wandel. Also Gott unterthänig zu sein, fordert ein demüthiges Herz. Demuth ist aber auch ein sicheres Zeichen wahrer Reue und Buße; wo Demuth wohnt, da kehrt Gott ein, da hat der Seelenfeind keine Stätte, und da will er auch nicht sein. „Die größte Ehre des Himmels wird demjenigen zu Theil, welcher auf Erden der Geringste, der Demüthigste war."

Vers 11, 12. **Afterredet nicht unter einander.** Was versteht man unter afterreden? Wenn man dem Nächsten Böses nachredet, oder seine Fehler und Gebrechen ohne Ursache aufdeckt. Wer an solchem Vergehen Lust hat, der zeigt gewiß: 1. Daß er aller barmherzigen Gefühle ermangelt, denn Liebe und Barmherzigkeit erlauben das nicht. 2. Solches Afterreden zeigt im Allgemeinen Haß und Rachsucht im Herzen; aber jedenfalls und immer zeigt es Gefühllosigkeit, Leichtsinn und unverantwortliche Gleichgültigkeit, denn das Afterreden richtet immer dreifachen Schaden an: es schadet der Person, welche verleumdet wird; es schadet dem Verleumder und schadet der Gesellschaft. — Der Apostel gibt aber noch andere Gründe, warum die Gläubigen nicht also thun sollen: 1. Wer seinem Nächsten übel redet, der richtet seinen Nächsten. Wie darf aber ein Bruder den andern richten! Das ist dem Gesetz Christi zuwider. Gott wird richten; er hat sich das Gericht vorbehalten, denn er ist der einzige Richter. 2. Dieses Afterreden ist ganz und gar gegen den Geist der brüderlichen Liebe und Verträglichkeit; wie kann man seinen Nächsten lieben und ihm zu gleicher Zeit Schaden zufügen?

Ueber Alles wichtig ist der Inhalt des 12. Verses: ein einiger Gesetzgeber, der kann selig machen und verdammen, den soll man fürchten, denn seinem Gericht sind alle Dinge unterworfen. Wir haben Beispiele seiner Gerechtigkeit: er hat die gefallenen Engel ausgestoßen; er hat Adam ausgestoßen; Sodoma hat er mit Feuer zerstöret und die erste Welt mit einer Sündfluth heimgesucht. Aber wir haben auch Beweise seiner Kraft zu retten, darum sollen wir so leben, daß wir seiner Liebe versichert sein mögen. Selig ist der Mann, welcher sich vor dem Gesetz nicht fürchtet, aber in der Furcht Gottes lebt.

Vers 13–15. **Die Nichtigkeit des menschlichen Lebens.** Die Absicht dieser Rede ist: den durch Weltlichkeit erkalteten Gläubigen wieder zu Gott zu führen. Viele haben sich so hinreißen lassen, daß sie die Grenzen zwischen Recht und Unrecht nicht mehr genau unterscheiden konnten, sie vergessen ihre Nichtigkeit und machen Pläne, als wollten sie ewig leben, und als wären sie gar nicht von Gott abhängig. Der Schreiber ermahnt also, eine weise Lebensregel anzunehmen, nemlich dem Willen Gottes ergeben sein; so das alle Vorsätze und Entscheidungen von Gottes Wille abhängig sind. **„So der Herr will."** Wer so lebt und handelt, dessen Ausgang und Eingang wird gesegnet sein.

Vers 16, 17. Enthalten eine Warnung gegen eitles Rühmen, welches nicht nur thöricht, sondern sogar sündlich ist; denn es raubt Gott die Ehre und macht den Menschen zum Guten untüchtig. Wir haben hier eine Unterweisung in allen Dingen klare Ueberzeugung zu suchen, und dann nach bester Ueberzeugung zu handeln. Daher sollen wir die Erleuchtung unseres Geistes und Gewissens haben und allezeit gewissenhaft handeln.

Diese Lection ist an sich selbst so praktisch, daß man über Lehre und Anwendung keine besondere Bemerkungen machen braucht; sie enthält Lebensregeln, welche für alle Menschen nützlich sind, und wir thun wohl, unser Leben darnach einzurichten.

Uebersichtliche Darstellung.—Der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft. Der Geist, welcher die Christen beseelt, ist dem Geist der Welt zuwider. Des Gläubigen Sicherheit ist in der Nähe Gottes, denn das Leben des Christen ist eine Vereinigung von Demuth und Liebe, diese aber sind nur in der Nähe Gottes sicher. Der Fromme hütet seine Zunge, damit er nicht Böses thue, und die Liebe verliere. Unwissenheit ist keine Entschuldigung, wenn Gelegenheit vorhanden ist, besser zu wissen. Der Mensch kann sein eigenes Seelenglück nicht schaffen, aber er kann es zerstören. Die Ermahnungen des Apostels sind auch für unsere Zeit geltend, ja sogar sehr nothwendig.

Illustrationen. — Rabbi Simeon war einst zu Gast geladen bei seinem Freunde; als sie fröhlich waren und viel Wein getrunken hatten, rühmte sich der Gastgeber, er wolle seine Freunde noch viele Jahre mit diesem Wein tractiren und den Geburtstag seines Sohnes mit ihnen feiern. Um Mitternacht, als die Gäste sich entfernten, legte sich der stolze Gastgeber zur Ruhe und ist nie wieder erwacht. —

Die Ungewißheit des Lebens. Ein Mann ist dreißig Jahre alt, ehe er eine feste Ansicht über seine irdische Zukunft hat; er ist fünfzig, ehe er an Ruhe denkt, dann baut er sich ein Haus, und wenn dasselbe für den Glaser und den Anstreicher fertig ist, stirbt der Eigenthümer.

„So der Herr will," vermögen die Menschen Vieles auszurichten, aber wer auf eigene Kraft baut, wird zu Schanden.

Wandtafelerklärung. — Das Bild zur Rechten ist ein Stundenglas, oben befindet sich Sand, welcher langsam aber sicher hinabrinnt; es nimmt gerade eine Stunde, dann fällt das letzte Körnchen und die Zeit ist vorüber, darum heißt es Stundenglas, sonst auch „Sanduhr." Dieses Glas stellt das menschliche Leben vor: Schlag auf Schlag wird die Zeit kürzer; jeder Pulsschlag ist ein Sandkörnchen unserer Zeit, endlich fällt das letzte Körnchen, der letzte Pulsschlag ist geschehen, und dann? — Was dann sein wird, hängt davon ab, was die Beschaffenheit des Herzens war. War es, wie das Bild zur Linken andeutet, dem Herrn ergeben?

Unser Leben ist ein Kampf mit dem Bösen; wenn wir siegen wollen, müssen wir auch widerstehen, denn nur durch ernsten und heiligen Widerstand kann man den Seelenfeind besiegen. Das gottergebene Herz sucht also dem Herrn geheiligt zu leben, als wenn es sich täglich unter Gottes specieller Aufsicht befände; so widersteht es den Versuchungen täglich auf der Lebensreise und macht alle seine Pläne mit einem: „So Gott will"; denn kein Mensch weiß ja, wie bald seine Reise beendet ist. Was ist euer Leben? Was macht ihr daraus? Nahet euch zu Gott, dann kann kein Feind herzu, und euer Herz wird eine heilige Wohnung sein.

Zu den Lectionen für Februar und März.

Im Spätherbst des Jahres A. D. 60 wurde der gefangene Paulus dem römischen Hauptmann Julius überliefert, damit dieser ihn nach Rom bringe, um vor dem Kaiser verhört zu werden, denn Paulus hatte sich auf sein römisches Bürgerrecht berufen, und so dem Haß der Pharisäer entzogen. Rom zu sehen war ein Lieblingswunsch des Apostels, und nun sollte derselbe auf einmal erfüllet werden. Paulus geht nach Rom, und die Feinde bezahlen noch sogar seine Reisekosten.

Wir dürfen zwar wohl annehmen, daß der Abschied kein leichter war, denn nach menschlichem Ermessen wird er schwerlich je wieder nach Palästina kommen. Das Schiff, auf welchem sie segelten, war eigentlich nur ein Küstenschiff, welches zwischen den Städten am Meer Handel trieb, und überall anhielt für Fracht und Reisende; es war die Absicht des Hauptmannes, bei erster Gelegenheit ein Fahrzeug zu nehmen, das direkt für Italien bestimmt war. Paulus war auch nicht der einzige Gefangene, denn Aristarchus von Thessalonika war auch bei ihm (Col. 4, 10), und noch Andere. Auch Lukas war bei ihnen, aber vielleicht nur als Gesellschafter oder in seiner Stellung als Arzt.

Den ersten Tag gelangten sie nördlich nach Sidon, wo angehalten wurde, um aus- und einzuladen. Der Hauptmann gab Paulus Erlaubniß auszusteigen, um seine Freunde zu besuchen; eine Gelegenheit, welche dieser mit Dank annahm und benützte. Es war ihm dadurch Gelegenheit geboten, die Gläubigen zu stärken und sich selbst mit ihnen zu erbauen in Gott, welches ihm zu dieser Zeit gewiß auch ein Bedürfniß war. Als sie wieder abfuhren hatte Paulus noch einmal Gelegenheit, einen letzten Blick über das Land seiner Liebe und Thätigkeit zu werfen: Dort sah er den Himmel über Jerusalem und Nazareth; dort im Norden die Gegend von Damaskus; o, wie sich da die Gedanken gedrängt haben müssen! Welche Arbeit noch zu thun, und nun muß er fort, mitten aus seiner Nützlichkeit herausgerissen. Doch, was geschafft ist, das ist sicher, die Zukunft ist in Gottes Hand sicher, und zwanzig Jahre im Apostelamt ist auch kein verlorenes Leben.

Die Bauart des Schiffes und die widrigen Winde nöthigten das Schiff, in der Nähe des Ufers zu bleiben, daher schifften sie nördlich von Cypern, wo ruhigere See und günstige Strömung war, so daß sie ehe lange und ohne Mühe Myra erreichten, wo sich das erste und beste Capitel der Schifffahrt endet, denn es fand sich hier ein alexandrinisches Kauffahrteischiff, welches mit Weizen beladen für den italienischen Markt bestimmt war; ungünstige Winde hatten das Schiff genöthigt, hier Schutz zu suchen. Das Schiff hatte etwa tausend Tonnen Gehalt und über 270 Seelen an Bord; hierher wurde nun Paulus und seine Gefährten verbracht, und damit beginnt ein neuer Abschnitt seines thatenreichen Lebens.

Die Herbstwinde waren nicht günstig, das Schiff mußte landwärts halten, und öfters kreuzen; endlich glaubten die Schiffsleute gar, sie würden wohl beilegen müssen bis zum Frühjahr. Zuletzt trieb sie der Sturm landwärts, daß sie sich genöthigt fanden, Schutz zu suchen an einem Ort, der heißt Gutfurt, weil daselbst ein schöner Hafen war. Nun war es aber bereits spät im Jahr, Ende October, und die Schifffahrt war gefährlich, daher beantragte Paulus, man würde besser beilegen und das Frühjahr abwarten, aber die Schiffer meinten, daß sie ganz leicht Phönice erreichen könnten, wo bedeutend bessere Gelegenheit zum überwintern sei. Kaum war jedoch die offene See erreicht, als sich auch der Wind änderte und zum fürchterlichen Orkan wurde, so daß das Schiff wie ein Spielball dem Sturm und den Wellen preisgegeben ward; mit Mühe gelang es den Leuten, den Kahn (das Rettungsboot) aufs Schiff zu bringen, denn das war bis jetzt nachgeschleppt und nun in Gefahr zu füllen und verloren zu gehen. Jetzt war wenig Hoffnung mehr für das Schiff, es mußte mit Ketten gebunden werden, um einen Bruch zu verhindern, dann wurde die Ladung über Bord geworfen, aber es half nichts, am folgenden Morgen halfen selbst die Reisenden die Schiffsgeräthschaften auswerfen; aber Alles schien umsonst. Jetzt kam Pauli Gelegenheit seinen Heiland zu verherrlichen. Mit seiner Rechten war er an die Linke eines Soldaten geschlossen, aber er zitterte nicht; jetzt redete er zu den erschrockenen Männern und erinnerte sie an die Unweislichkeit, daß sie Gutfurt verlassen hätten, dann aber versicherte er die Leute, daß ihm der Herr erschienen sei und ihn versicherte, daß kein Leben verloren gehen würde. Das Schiff trieb noch lange vor dem brausenden Sturme dahin, bis sie nach zwei Wochen langem Treiben Nachts einmal am Getöse der Wellen plötzlich hörten, daß Land in der Nähe sei, nun war die Gefahr groß, man warf von hinten vier Anker aus, um wenigstens am Morgen landwärts gerichtet zu sein: so erwarteten sie den Tag.

Jetzt war eine Gefahr überwunden, aber nur um einer anderen Raum zu machen. Während der Nacht berietben die Matrosen unter einander das Schiff zu verlassen und die Gefangenen mit sammt den Soldaten den Wellen preiszugeben. Paulaus entdeckte ihr Vorhaben und verrieth es dem Hauptmann; als die Soldaten es merkten, hieben sie einfach den Strick des Kahnes durch und ließen den schwimmen; dies änderte die Sache, die Matrosen mußten auch bleiben.

Endlich brach der Tag an und man sah Land, aber Niemand kannte dasselbe, ergab sich jedoch später, daß es Malta war, etwa 476 Meilen von Gutfurt. Das war eine schlechte Fahrt in zwei Wochen. Nun versuchten die Schiffsleute in die Bucht (jetzt St. Pauls Bucht genannt) einzulenken, dieses gelang auch; aber indem sie auffuhren, brach das Hintertheil des Schiffes und ging in Trümmern. Nun fürchteten die Soldaten, die Gefangenen möchten entrinnen, weil sie aber mit dem Leben hafteten, so trachteten sie, die Gefangenen zu tödten, allein der Hauptmann wollte den Paulus retten und wehrete dem Vorhaben; so geschah es, daß Alle gerettet wurden.

Was sich auf Malta zutrug ist genugsam bekannt; die Leute waren fremd, weil sie nicht griechisch verstanden, nannten die Schiffsleute und Soldaten sie Barbaren. Hier blieb Paulus nun drei Monate, d. h. bis das erste Schiff nach Italien abfuhr, welches Anfangs Februar war. Ein alexandrinisches Handelsschiff, welches dort winterte, fuhr mit erster Gelegenheit ab und nahm die Schiffbrüchigen mit nach Italien. Zu Syracus in Sicilien wurde drei Tage gerastet, dann schifften sie um, welches noch heutzutage vorkommt, um den Wind zu fangen. Nach einer Tagreise landeten sie zu Puteoli, hatten also 182 Meilen zurückgelegt. Von hier aus gedachte der Hauptmann seine Gefangenen auf der römischen Heerstraße nach Rom zu bringen. Zu Puteoli traf Paulus bereits Brüder im Herrn, und der Hauptmann erlaubte ihm, sieben Tage zu bleiben. Die Nachricht war nun bereits bis Rom gedrungen, daß Paulus unterwegs sei; es machte sich also eine Anzahl Brüder auf den Weg und gingen ihm bis Appiforum entgegen, welches 40 Meilen von Rom war. Das ermuthigte Paulus gar sehr, so daß er Gott dankte und frischen Muth faßte. Bei den „drei Tabernen" (Tretabern), zehn Meilen näher Rom, war wieder eine Anzahl Gläubige, welche dem Apostel entgegenkamen; so schien seine Reise eine wahre Siegesreise zu sein, bis sie endlich in Rom ankamen.

Nun mußte er sich aber auch von seinem Hauptmanne trennen, und wir dürfen wohl mit Recht annehmen, daß diese Trennung keine leichte war. Es wird uns später nicht gesagt, daß der Haupptmann sich zu Gott bekehrt habe, aber hoffen dürfen wir, daß dieses geschehen ist, denn ich möchte jenen Hauptmann Julius gern im Himmel treffen mit Paulus, den er geliebt hatte.

Pauli Reise nach Rom und Schifffahrt ist nicht ohne Lehre für uns, und daher der näheren Betrachtung wohl werth. Wir lernen:

1 Die beinahe grenzenlose Macht des persönlichen Einflusses. Paulus war der Gefangene, aber er regierte den Hauptmann, die Soldaten und Matrosen; auch Publius und die Einwohner von Malta. Ueberall ist er angesehen und sein Wort wird beachtet.

2. Die Macht christlicher Freimüthigkeit. Ein Feigling hätte sich nicht gewagt, so aufzutreten wie Paulus auftrat, als dort die Matrosen das Schiff verlassen wollten. Es war die Freimüthigkeit des Glaubens.

3. Die Macht des ernsten, christlichen Vorsatzes. Die Reise nach Rom war eigentlich eine vierte Missionsreise des Apostels, denn er predigte auf der ganzen Reise hin, und in Rom auch. Die Untersuchung vor dem Kaiser war Nebensache, Christum zu verkünden war ihm die Hauptsache. Der gebundene Paulus hat dem Satan fast mehr Beute geraubt, als der freie Paulus.

Eine Lehrerin, welche die Allerkleinsten in der Sonntagschule unterrichtete, fragte: „Wo ist denn Jesus geboren?"

„In der Krippe!" antworteten ein paar kleine Stimmen.

„Jawohl," aber wo ist die Krippe denn gewesen?" Einen Augenblick schweigt alles. Da kommt blitzschnell ein kleiner Finger:

„Ick weet, ick weet!" Es war ein fünfjähriges Mägdelein. Sie vergaß in ihrem Eifer das Hochdeutschsprechen und blieb bei der gewohnten niederdeutschen Mundart, wie man sie im Norden überall auf dem Lande hört.

„Nun, wo stand denn die Krippe?" fragte die Lehrerin nochmals, und mit strahlenden Augen ruft die Kleine:

„Bi uns in de lütte Börstuuv!"

Die Lehrerin lächelt und nickt dem Kinde liebreich zu. Sie weiß von ihren Hausbesuchen her, daß in dem Elternhaus der Kleinen alljährlich eine Krippe hergerichtet wird aus Tannengrün und Moos, mit dem Stall und der heiligen Familie, mit den Hirten bei den Hürden und vielen großen und kleinen Engeln, die aus dem Tannengrün herniederschweben. Das alles wird erleuchtet durch versteckte Lichter. In dieser dämmrigen „lütten Börstuuv" hält der Hausvater die Festandacht, ehe er die Thüren zur hellen „Wihnachtsstuuv" eröffnet; so hatte die Kleine ihrem „Fräulein" erzählt.

„Bi uns in de lütte Börstuuv!"—Ob's wohl wahr gewesen, was das kleine Mädchen gesagt? Ob die Krippe mit dem Jesuskind wohl wirklich in ihrem Hause gestanden? Und ob sie wohl in deinem und in meinem Hause gestanden in der Festzeit, lieber Leser?

Mit unsern Lesern.

Das Magazin ist also wieder pünktlich reisefertig geworden und macht nun den Lesern seine Aufwartung. Hoffentlich hat es die alten Freunde wieder alle gefunden, und viele, viele neue dazu. Es erscheint in verjüngter Form; ist aber etwas „beleibter" und hat deßhalb an Inhalt und Kraft nichts verloren, hoffentlich aber gewonnen; seine Taschen sind des Erbaulichen und Belehrenden voll. Im „Hinterstübchen" sitzen die alten Freunde im guten Humor wieder beisammen und schmunzeln, wie ehemals; selbst in der Räthselecke haben sich einige Liebhaber eingefunden und knacken zum Zeitvertreib Nüße.

Um den Editoren und ihren verehrlichen Lesern Rechnung zu tragen, haben wir dieses Jahr einen Anbau gemacht. Wir sind nemlich der Meinung (und sind auch schon darauf aufmerksam gemacht worden), daß es öfters ein Wort zu sprechen gibt; und warum sollten Editoren nicht auch zu einem Plauderstündchen mit ihren Lesern berechtigt sein, ehe die jedesmalige Nummer zur Presse geht?

Eine solche Gelegenheit haben wir uns nun hier geschaffen; man kann sich da gegenseitig aussprechen, ohne daß man sich gerade in die lustige Gesellschaft des Hinterstübchens eindrängen muß. Alles zur rechten Zeit und am rechten Ort. Da ist z. E. ein Leser, welcher sich in Länder- und Völkerkunde verstiegen hat, und ist auf einen „Knoten" gerathen, den will er gelöst haben; vielleicht ist ein anderer in eine Lectionsfrage verwickelt worden und hätte gerne Aufschluß; das Magazin hat auch jugendliche Leser, welche zu einem Lese- oder sonst literarischen Verein gehören, da fällt was vor, sie suchen Auskunft; es ist sogar schon vorgekommen, daß ein bescheidener Leser gerne einmal seine Ansicht über Dieses und Jenes, sogar über das Magazin ausgesprochen hätte, aber er war nicht keck genug, im Gastsaal zu sprechen, denn seine Rede ist nicht polirt, und seine Feder stammt noch von Rom's Erretter, den Gänsen, her und doch sollte er sprechen dürfen. Um also diesen Dingen abzuhelfen, haben wir im Magazin ein „Zimmerken" eigens für diesen Zweck herrichten lassen: dort oben steht es an der Thüre ganz deutlich: „Mit unsern Lesern"; das soll das Unterhaltungszimmer werden, welches unsern Lesern beständig offen sein soll; wenn sie etwas Gutes haben, oder wollen, brauchen sie nur anzuklopfen, und sie werden ein freundliches „Herein!" vernehmen. Wir rechnen natürlich auf bescheidene Ansprüche, und heißen deßhalb Alle zum Voraus herzlich willkommen; sprecht euch frei aus, macht's kurz und sprecht öfters vor. Der Raum ist nicht groß, wir erwarten viel Besuch. Kurze Besuche sind allezeit die angenehmsten, werden schnell bedient, geben Würze zur Sache und sind selten lästig.—Obzwar dieser Raum nun den Lesern gewidmet ist, wird doch Jedermann einsehen, daß Jemand entscheiden muß, was hier passend ist, und was „Etikette" als zulässig erlaubt; dieses Amt hat sich der Editor vorbehalten, denn er muß ja das Zimmer in Ordnung halten; er wird die Gäste empfangen, prüfen und ihnen dann ohne Ansehen der Person aufwarten. Was ins Hinterstübchen gehört, wird durch den Schalter dort hingelangen; was sonstwo hin gehört, wird dorthin befördert werden. Sollte aber Jemand eine „alte Axt" zu schleifen haben (befürchten es kaum), dem sei nun kund gethan, daß wir keine Lust haben, nach dem vierzigsten Lebensjahr noch Schleifsteine zu drehen; wir erinnern uns noch an jenes Geschäft aus der lieben Schulzeit her, und haben gefunden, daß es nicht so leicht ist. Auch ist nicht gestattet, den leisesten Rumor anzufangen, denn in den Nebenzimmern verbitten sich die Leute allen Skandal, aber deshalb nicht bange. Bitte, tretet ein, wir stehen zu Diensten.

Sollte es einmal vorkommen, was ja möglich ist, daß Jemand eine Frage hat, welche ein Menschenkind im Augenblick nicht lösen kann, dann gehen wir nach den „vergilbten Acten im Archiv," oder, wir machen's, wie das Büblein in der Schule und sagen (es soll auch Muth dazu gehören): „Ich weiß es nicht."

Einige Fragen, welche wir sonst privatim abmachen müßten, mögen also hier sogleich erledigt werden:

M., Mich. — Das Wort „Protestant" ist lateinischen Ursprungs und ist von Protestation abgeleitet. Im Jahr 1529 reichten die evangelischen Stände eine solche in Speier ein gegen den Reichsact, welcher alle kirchlichen Reformation verbot. Von jener Zeit an hießen sie „die protestirenden Stände;" der Name „Protestanten" aber wurde allen Anhängern der Reformation gegeben. Es ist ein Ehrenname, denn gegen solche Verbote muß man billig protestiren.

H., Cl., O. — Daß in unseren Blättern oft Stellen vorkommen, welche nicht so schwarz gedruckt sind, wie das Andere, ist nur ein Schein, und liegt nicht an der Druckerschwärze. In den hellgedruckten Sätzen stehen die Buchstaben weiter auseinander (gesperrte Schrift); das lenkt die Aufmerksamkeit der Leser auf diese Stellen, welches auch der Zweck ist. In der englischen Schrift werden solche Stellen mit *„italienischen* Buchstaben" gedruckt, beim Schreiben aber unterstrichen; es bedeutet Nachdruck, Emphase und Wichtigkeit. Die Methode ist sehr gut, wenn sie nicht übertrieben wird; zuviel davon zeugt von Egoismus und Einbildung.

M., Allegheny. — Was von der Lehre Swedenborg's zu halten ist, gehört eigentlich in eine theologische Schrift und kann hier nicht erörtert werden. Zudem sind die

Ansichten verschieden, welches uns am Ende in einen Religionsstreit verwickeln würde.

K. A., Ind. — Der Editor und seine Gehülfe arbeiten so nahe bei einander, daß sie sich, wenn nöthig, sprechen können. Der Botschafter und seine Editoren sind einen Stock höher. — Ja, wenn es nöthig ist, kommen sie zusammen; aber sie leben ganz im brüderlichen Einverständniß, und Jeder versieht seine Pflicht. O ja, wer von unsern Lesern in die Waldstadt kommt, spricht vor, d. h., wenn Zeit und Geschäfte es erlauben.

F. H., Ill. Wenn ein Vater, Ausländer, Bürger dieses Landes wird, und hat zur Zeit Söhne unter 18 Jahren, so sind dieselben, wenn sie 21 Jahre alt sind Bürger, ohne daß sie selbst Bürgerscheine bekommen, aber sie müssen zur Zeit, als der Vater Bürger wurde, in den Verein. Staaten gewohnt haben. Sie sind ohne weitere Ceremonie zu den Vortheilen des Heimstättegesetzes berechtigt, gerade als wenn sie hier geboren wären.

A. M., Pa. Was ist die Vorsehung? Das ist eine jener theologischen Fragen, welche man auf mehrererlei Weisen unbefriedigend beantworten kann. Longfellow sagt: „Wenn man dadurch, daß man ein paar Minuten früher oder später geht, oder daß man an einer Scheide links anstatt rechts abbreht, daß man sich bei einem Bekannten verspätet, einer großen Gefahr oder gar dem Tode entgeht, dann kann man dieses nicht leicht treffender bezeichnen, das ist die Vorsehung." Theologen hingegen sagen: „Die Vorsehung ist jene Thätigkeit des göttlichen Willens, nach welcher alle Veränderungen in der Welt dem Endzwecke der göttlichen Weisheit dienen." Es gibt noch verschiedene andere Erklärungen, welche aber ungefähr das Nemliche bedeuten. Uns mangelt der Raum für Einzelheiten.

J. W., N. Y. Der "Chautauqua Scientific Circle" ist nicht in deutscher Sprache, und wir wissen von keinem solchen in deutscher Sprache, welcher allgemeine Verbreitung hat. Die Leser des C. S. L. haben das Recht, gewisse Bücher des Cursus, wenn sie in deutscher Sprache bestehen, deutsch zu lesen und wird ihnen gutgeschrieben. Der Cursus umfaßt vier Jahre; wer die Prüfung besteht, erhält ein Diplom. — Es ist möglich, daß noch ein ähnlicher Verein für Deutsche gegründet wird, und nützlich wäre es auch. Wenn sich eine genügende Anzahl melden würde, könnte man wenigstens einen Anfang machen, wenn die Zahl auch nicht in die Tausende ging.

Student. Es ist nur eine Stadt, überhaupt nur ein bewohnter Ort unter der Equatorlinie, Quito, in Südamerika. Die Stadt hat keine beneidenswerthe Lage, denn sie liegt in der Nähe eines Vulkans, und hat viel zu leiden durch Erdbeben. Dort geht die Sonne das ganze Jahr um 6 Uhr auf und unter. Der Equator ist eine eingebildete Linie, welche als Basis der Berechnung des Sonnenlaufes dient.

Hinterstübchen.

Ein Weihnachtsabend.

Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
Ich bring' euch gute, neue Mähr,
Der guten Mähr bring ich so viel,
Davon ich sing'n und sagen will.

Das heilige Christfest war nahe, und Dr. Luther saß am Tisch und meditirte seine Christpredigt. Seine gläubigen Gedanken hatten sich in das Geheimniß der Menschwerdung Gottes vertieft. Da ging die Thür auf, Frau Käthe, seine Gattin, sah herein und rief mit erregter Stimme: „Der Herr Doctor sitzt, und hört nicht und merkt nicht, daß der Hans in der Wiege weint und schreit, daß sich ein Stein erbarmen möchte. Ich und die Muhme müssen ja doch heute zum lieben Fest rüsten; da könnte der Herr Doctor doch wohl einmal von dem Studirtisch an die Wiege geh'n und das arme Kind in Ruhe singen." Gelassen und frohen Gesichts, das Herz voll heiligen Sinnes über das Christkindlein und den Engeln und die himmlischen Heerschaaren, stand der Doctor auf, setzte sich an seines Knäbleins Wiege, und als er das gewohnte Wiegenlied singen wollte, da stimmte ihn der Takt der hin- und hergehenden Wiege zu einer neuen Weise, und zur neuen Weise fanden sich neue Worte, und von seinen Lippen tönte es:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
Ich bring' euch gute, neue Mähr,
Der guten Mähr bring ich so viel,
Davon ich sing'n und sagen will" u. s. w.

Der Doktor hat das neue Lied nachher aufgeschrieben und seiner Frau Käthe zum neuen Jahr mit der Zither vorgesungen; darum schließt der letzte Vers:

„Lob, Ehr' sei Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen eig'nen Sohn!
Deß freuet sich der Engel Schaar
Und singet uns solch's neues Jahr."

Auch ein Grund. — Ein Engländer fuhr vier Wochen lang alle Tage mit einem Rhein-Dampfboot von Mainz nach Köln und dann wieder von Köln nach Mainz. Der Schiffscapitän staunte über diese Ausdauer seines Passagiers, obwohl die Gegend dort zu den schönsten der Welt gehört, und fragte ihn eines Tages: Nun, Mylord, unsere Gegend gefällt Ihnen gewiß ausnehmend gut, weil Sie die Fahrt regelmäßig mitmachen?

Ach was, Gegend! versetzte der Gefragte, ich war in Neapel und Constantinopel und habe noch weit schönere Gegenden gesehen; aber so wohlschmeckende Pfannkuchen, als auf diesem Schiff gebacken werden, habe ich in der ganzen Welt noch nicht getroffen.

Empfindliche Beleidigung. — Richter: „Wie kommen Sie dazu, diesen Herrn zu verklagen, er hat doch nur gesagt: Ich versichere Sie!" — Kläger: „Ja, eben deßhalb, das ist die Beleidigung! Der Herr ist nemlich der Agent einer Schweine-Versicherungs-Gesellschaft!"

Nicht Timotheus. — „Und hast du wirklich das Mäßigkeitsgelübde unterzeichnet?“ fragte Jemand einen Irländer.

„Ja wohl, das habe ich, und schäme mich dessen nicht.“

„Hat nicht Paulus dem Timotheus gerathen, ein wenig Wein für seinen schwachen Magen zu gebrauchen?“

„Ja, das that Paulus, aber mein Name ist nicht Timotheus und meinem Magen fehlt im Geringsten nichts.“

„Aber Junge,“ rief ärgerlich die Mutter, „hast du je gesehen, daß ich so schmutzige Finger hatte wie du?“

Weinerlich meinte der Knabe: „Ich hab' dich ja gar nicht gekannt, als du so klein warst wie ich.“

Ein leichtgläubiger Bauer kam zu dem Pfarrer seines Dorfes und erzählte ihm in der größten Bestürzung, er habe ein Gespenst gesehen. „Wo?“ fragte der Pfarrer.—„Eben als ich an der Kirche vorüberging, sah ich es dicht an der Mauer.“ — „Und wie sah es aus?“ — „Nun — nun — gerade wie ein großer Esel.“ — „Geht ruhig weiter und erzählt keinem Menschen etwas davon!“ entgegnete der Pfarrer. „Ihr seid ein furchtsamer Mensch und habt Euch vor Eurem eigenen Schatten gefürchtet.“

Der Papagei und die Katze. — Ein Herr pflegte öfters, wenn er übler Laune war, seinem Bedienten mit heftigem Tone zu sagen: „Laß mich ungeschoren!“ Sein Papagei hatte sich diese Worte so eingeprägt, daß sie ihm bald sehr geläufig wurden. Eines Tages erwischte ihn die Katze beim Fittig und suchte mit ihrem Raube davonzueilen. In der Todesangst rief der Erhaschte mit lauter Stimme: „Laß mich ungeschoren!“ und die Katze erschrak über den unerwarteten menschlichen Ausruf dermaßen, daß sie den Vogel augenblicklich fahren ließ und eiligst davon rannte.

Leichenpredigt. — Der trauernde Michel kam zum Herrn Pfarrer, um für seine verstorbene Marei eine Leichenpredigt zu bestellen.

„Michel,“ sagte der Pfarrer, „was willst du für eine? Willst du den ‚Rauch,‘ ‚den Hirsch,‘ das ‚dürre Gras,‘ oder den ‚müden Wanderer‘? Ich habe Leichenpredigten von allen Sorten, für eine, zwei und für drei Mark. Jetzt die für eine Mark möchte ich dir selbst nicht empfehlen.“

„Meine Marei ist an der Zehrung gestorben,“ meinte der Michel und wischte die Augen, „und da wird das dürre Gras am besten passen.“

„Gut, da nehmen wir das ‚dürre Gras,‘ macht 1 M. 50 Pf.“—

Einem Thorschreiber, der eine sehr schlechte, unleserliche Handschrift schrieb, wurde einst ein Meldezettel mit der Bemerkung zurückgegeben, man könne sein Geschriebenes nicht lesen, er möge dies doch selbst thun. „Ach was,“ sagte er ganz entrüstet, „ich bin nicht Thor*leser*, ich bin Thor*schreiber*!“

Eine ländliche Festrede. — Meine Herre! Wenn ich des sage wollt', was ich an diesem saumäßig feschtliche Tag alles sage könnt', so wüßt' ich wahrlich gar nöt, was ich all' sage sollt'! ... Na, ich sag gar nix! Aber, was ich sage wollt' — das muß ich sage: es hat auch gar nix ze sage, daß mer nöt weiß, was mer sage soll. Denn das muß mer sage, dieses Fescht, meine Herre, spricht für sich selber!

Albumworte von drei großen Männern. — Der vormalige französische Minister Guizot hatte in einem Album geschrieben: „In meinem langen Leben habe ich zwei Weisheitsregeln gelernt, die eine, viel zu verzeihen, die andere, niemals zu vergessen!“ Der feine Thiers, Guizot's langjähriger Widersacher, hatte darunter gesetzt: „Ein wenig Vergeßlichkeit schadet der Aufrichtigkeit der Verzeihung nicht.“ Und wieder darunter steht von Bismarck's Hand: „Ich meinerseits habe im Leben gelernt, viel zu vergessen und mir viel verzeihen zu lassen!“ Diese drei Einzeichnungen sind in der That überaus bezeichnend.

Grundsätze Kaiser Joseph's II. über den Zweikampf. — Folgenden Wortlaut hatte ein Handschreiben Kaiser Joseph's II. von Oesterreich an einen seiner Generäle, das wohl in Erinnerung gebracht zu werden verdient: „Herr General! Den Grafen v. K. und den Haubtmann W. schicken sie sogleich in Arrest. Der Graf ist aufbrausend und eingenommen von seiner Geburt und von falschen Ehrbegriffen, der Haubtmann ist ein alter Kriegsknecht, welcher jede Sache mit Degen oder Pistolen berichtigen will, und das Kartel des jungen Grafen sogleich mit Leidenschaft behandelte. Ich will und dulde aber keinen Zweykampf bey meinem Heere, verachte die Grundsätze derjenigen, welche ihn zu rechtfertigen suchen und ihren Gegner mit kaltem Blute durchbohren. Wenn ich Officiers habe, welche sich mit bravour jeder feindlichen Gefahr blos geben, bei jedem Falle Muth, Tapferkeit und Entschlossenheit im Angriffe und in der Vertheidigung zeigen, so schätze ich sie hoch: die Gleichgiltigkeit, welche sie bei solchen Gelegenheiten gegen den Tod äußern, dienet ihrem Vaterlande und ihrer Ehre zugleich. Wenn aber darunter Männer sind, welche Alles der Rache und dem Hasse gegen ihren Feind aufzuopfern bereit sind, so verachte ich dieselben. Ich halte einen solchen Menschen für nichts besseres, als einen römischen gladiator. — Veranstalten Sie ein Kriegsgericht über diese zwei Officiers, untersuchen Sie mit derjenigen Unpartheylichkeit, welche ich von jedem Richter fordere, den Gegenstand ihres Streites; und wer hiervon am meisten Schuldtragend ist, der werde ein Opfer seines Schicksals und der Gesetze! Eine solche barbarische Gewohnheit, welche dem Jahrhunderte des Tamerlan und Bajazeth angemessen ist und oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt hat, will ich unterdrückt und bestraft wissen, sollte es mir auch die Hälfte meiner Officiers rauben! Noch gibt es Menschen, welche mit dem Charakter von Heldenmuth denjenigen eines guten Unterthanen vereinbaren: und das kann nur der sein, welcher die Staatsgesetze und Religion verehrt. — *Joseph.*“

Dr. L.

Rath. — Eine der undankbarsten Aufgaben ist Rath zu ertheilen, weil die meisten Personen sich allerlei Dinge vorerzählen lassen, um nachher zu thun, was ihnen beliebt, und stellen sich dann böse Folgen ein, so ist man leicht geneigt, die Schuld von sich auf fremde Schultern zu wälzen und über falsche Freunde und schlechte Rathgeber zu murren. Den besten Rath ertheilt sich Jeder selbst, und Personen, die gewohnt sind, ihre Handlungen zu motiviren, die Tragweite derselben zu bedenken, werden auch gar nicht oft in die Verlegenheit kommen, irgend Jemand um Rath zu fragen und nur höchstens dann eine Ausnahme zu machen, wenn es Klugheitsrücksichten gebieten. Das Wort Göthe's: „Oft wir der Mächtige zum Schein gefragt,“ ist ein Ausspruch, der gewiß tausend und tausend Mal empirisch erwiesen werden kann. Es liegt eine gewisse Unselbstständigkeit vor, wenn der Mensch nicht selbst fähig ist, irgend ein Dilemma zu schlichten; der Jugend verzeiht man diesen Umstand gern, man würde ihr den Mangel desselben sogar verargen, und hier ist ein liebevolles Rathgeben geradezu eine unumgängliche Nothwendigkeit; denn nur mit den Jahren kommt der Verstand. Anders verhält es sich

dagegen mit dem Berathen, dieses beruht auf Gegenseitigkeit und schließt somit jedes spezifische Verantwortlichmachen aus, es verlangt keine blinde Folgsamkeit, da man ja doch nur einen Austausch der Ideen bewerkstelligen will und dieselben je nach Belieben verwerfen oder acceptiren kann. Im Allgemeinen ist guter Rath wirklich theuer, schon der Egoismus verbietet ihn in den meisten Fällen, und da der Kreis unser Angehörigen, oder derjenigen Menschen, die es wirklich gut mit uns meinen, nicht immer einsichtige Rathgeber aufzuweisen hat, so ist es gewiß besser, das Wort zu beherzigen: Ein rechter Schütze hilft sich selbst.

Ein Emporkömmling bestellte bei dem französischen Maler Horace Vernet eine Landschaft mit einer Höhle und in solcher einen heiligen Hieronymus, denn er wollte auch ein Gemälde von diesem berühmten Künstler besitzen. Vernet erfüllte den Wunsch des Bestellers und sandte es diesem zu. Dieser, nichts vom Perspective-Zeichnen verstehend, meinte: „Die Landschaft und die Höhle sind sehr gut, aber der heilige Hieronymus ist ja nicht in der Höhle."—„Das läßt sich verbessern," versetzte Vernet. Er ließ sich das Gemälde wieder in sein Atelier bringen, verstärkte die Schatten, so daß der Heilige tiefer in der Höhle zu sitzen schien. Doch der Besteller war noch nicht zufrieden, er blieb bei seiner Behauptung, der Heilige sei nicht in der Höhle. „Auch das läßt sich ändern," sprach Vernet. Er übermalte die Figur ganz und händigte das Gemälde dem Besitzer wieder ein. Jetzt war dieser befriedigt und zeigte es Jedem, der ihn besuchte, mit Stolz. Wenn nun der Eine oder der Andere die Bemerkung machte, er sähe den Heiligen nicht, antwortete er: „Verzeihen Sie, er ist in der Höhle, ich habe ihn am Eingange gesehen und weiß es gewiß, daß er drinnen ist."

Mißverständniß über Mißverständniß. — Ein Bezirksphysikus wollte eine statistische Tabelle über die Sterblichkeit in seinem Bezirk aufstellen und wandte sich deßhalb an alle Ortsvorsteher mit der Bitte, sie möchten ihm mittheilen, wie viele Personen wohl jährlich in ihrem Bezirke sterben möchten. Ein junger Vorsteher, erst seit kurzer Zeit im Amt und im Führen der Mistgabel erfahrener als in der Handhabung der Feder, schrieb kurz zurück: „In unserer Gemeinde mag Niemand sterben."

Der Arzt fragte hierauf zum zweiten Mal an, wie viele Personen den durchschnittlich im Jahr sterben könnten, und erhielt pünktlich zur Antwort: „Hierortz können alle sterben."

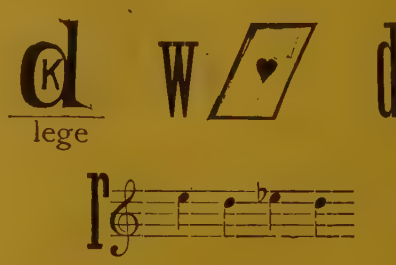
Noch einmal setzte der Doctor an und bat, der Vorsteher möchte ihm doch umgehend mittheilen, wie viele Personen in einem Jahr in jener Gemeinde sterben dürften. Hierauf kam die Antwort: „Sterben darf hier, wer will und muß; denn der Ortsvorsteher kann es Niemanden verbieten." A. G.

Aus Cairo wird folgender heitere Vorfall berichtet, der sich kürzlich in einer dortigen Bank abspielte: Ein Fellah verhandelte eben mit dem Director in Geschäftsangelegenheiten, als der Letztere zu dem in seinem Büreau angebrachten Telephon gerufen wurde. Der Director stand rasch auf und begann die telephonische Conversation. Dem Fellah, welcher eine Weile zusah, wurde ganz ängstlich zu Muthe; er stürzte aus dem Büreau und erklärte draußen, er wolle mit dem Director nichts mehr zu thun haben, denn er habe den Verstand verloren, er spreche mit der Wand!

Der Appetit eines Vogels ist außerordentlich. Eine Drossel verzehrt auf einmal die größte Schnecke. Ein Mann würde in demselben Verhältniß eine ganze Rindskeule zum Mittagsbrod essen. Auch das Rothkehlchen ist höchst gefräßig. Man hat ausgerechnet, daß, um ein Rothkehlchen bei normalem Gewicht zu erhalten, eine Menge thierischer Kost täglich erforderlich ist, die einem vierzehn Fuß langen Regenwurm gleichkommt. Nimmt man einen Menschen von gewöhnlichem Gewicht und vergleicht man seine Masse mit der des Rothkelchens, so läßt sich berechnen, wie viel Nahrung er in 24 Stunden verbrauchen würde, wenn er in demselben Verhältniß wie der Vogel äße. Gesetzt eine Wurst, neun Zoll im Umfange, stellte den Regenwurm dar, so würde der Mensch 27 Fuß von solcher Wurst alle 24 Stunden verzehren. Dies ist besonders erwähnenswerth, um die Thätigkeit zu beweisen, welche von insektenfressenden Vögeln entwickelt wird.

Ein Leihgeschäft. — Daß es in Berlin wie in jeder Großstadt seltsame Industrien und Reclamen gibt, ist nichts Neues und das Seltsamste ist schon dagewesen. Ganz neu aber dürfte die Reclame eines hiesigen Zahnkünstlers sein, der seit einiger Zeit seinen Kunden beim Weggehen eine Karte überreichen läßt, auf welcher nebst seiner Namens- und Wohnungsangabe folgendes Avis zu lesen ist: „Außerdem habe ich die Ehre, meinen hochgeehrten Kunden mitzutheilen, daß ich zu kommender Wintersaison für Hochzeiten, Bälle, Soireen und andere Festlichkeiten aller Art vollständige Gebisse oder auch einzelne Zähne zu billigen Preisen ausleihe."

Rebus.



G. V.

Wer erräth's?

Das Erste birgt, gedrängt in knappe Hülle,
Des Lebens Keim, und was ihn stärkt und nährt,
Das Zweite ist der Jubelruf des Schiffers,
Wenn er das Ziel erblickt, nach dem er fährt.
Das Ganze schwimmt einsam wie Wasserrosen
Still auf der Fluth, es läßt die Wellen tosen. —ck.

Biblisches Räthsel.

1. Der Name einer Stadt der Philister.
2. Der Name eines Sohnes Eliphas.
3. Der Name einer Leviten-Stadt.
4. Der Name einer Stadt im Stamme Juda.

Jedes dieser Wörter besteht aus vier Buchstaben. Wenn diese Wörter untereinander gesetzt werden, so ergibt die zweite Reihe, von oben nach unten gelesen, den Namen eines Propheten, und die dritte Reihe, in derselben Weise, den Namen einer Stadt in Arabien.

S. S.

Auflösung der Räthsel im Novemberheft.

1. Rösselsprung:

Jeder hat die Ersten, Keiner mag sie sein,
Lust und Schmerzen schließt die Zweite ein.
Ueber Flur und Auen zieh'n mit frohem Sinn
Knabenschaaren mit dem Ganzen hin. (Armbrust.)

2. Räthsel: Schnee. — G. W. Reichert.

Der hungrige kleine Gast.

Das Evangelische Magazin.

Band 16. Februar 1884. Nr. 2.

Ein hungernd Vöglein.

(Von Julius Sturm.)

O Vöglein, dir bringt der Winter Weh,
Er ist gekommen mit Eis und Schnee.
Mein Feuer brennt, komm, sei mein Gast,
Und halt' in meiner Hütte Rast."

Das Vöglein piept: „Ob's friert, ob's schneit,
Gott schenkte mir ein warmes Kleid,
D'rum trag' ich nicht Leid um Frost und Schnee,
Der Hunger aber, der Hunger thut weh."

Da hat das Mägdlein Futter gestreut,
Das pickte das hungrige Thierlein erfreut,
Und sang, als kaum der Winter schied,
Zum Dank dem Kind sein schönstes Lied.

Die Belohnung.

(Eine Begebenheit, geschildert von J. Staacke.)

Es war im April des Jahres 15..; ein heftiger, orkanartiger Sturm tobte an der Westküste der jütischen Halbinsel, und obgleich noch mitten am Nachmittage, so lag doch schon tiefe Dämmerung auf Land und Meer, denn der mit dunklen, drohenden Wolken bedeckte Himmel gestattete nicht, daß die Sonne auch nur für kurze Augenblicke einen freundlichen Strahl warf auf das unheimliche, düstere Bild, welches die Natur an diesem Tage bot. Die Wellen der aufgeregten Nordsee thürmten sich haushoch und prallten mit einförmigem Getöse gegen das Ufer, wo sie entweder zerstäubten oder weithin über den flachen, sandigen Strand rollten. Plötzlich zeigte sich in einer kurzen Entfernung vom Lande ein kleines Boot; in dem unsicheren Lichte der Dämmerung war es bis jetzt jedem noch so scharf spähenden Auge verborgen gewesen. Nun aber, der Küste so nahe gekommen, zeichnete es sich scharf und deutlich mit seinen Insassen gegen das dunkle Wasser ab. Bald ward das kleine Fahrzeug von den empörten Wellen hoch aufgeworfen, bald versank es wieder in den tiefsten Abgrund, und hätten nicht kräftige, geschickte Hände und kundige Augen das Boot gelenkt, so wäre keine Hoffnung vorhanden, das nahe Ufer zu erreichen, denn durch manche zurückprallende Woge wurde es verschiedene Male von dem ersehnten Lande wieder in die wildtosende See geworfen, und dann schien es, als ob die Wassermasse es in ihrem dunklen Schooße begraben wollte.

Mit angsterfüllten Mienen schauten die Insassen des Fahrzeuges nach der nahen Küste; außer dem Schiffer waren es eine Dame mit ihren beiden Kindern, die in höchster Gefahr schwebten und jeden Augenblick fürchten mußten, eine Beute der Wellen zu werden. Doch endlich, nach vielen vergeblichen Anstrengungen des tapferen, kühnen Lenkers des Bootes wurde dieses durch eine ungeheure Welle gegen das Ufer geschlagen; die Macht des Stoßes war so groß, daß der Kiel sich tief in den Sand

grub, und—vier Menschen waren von einem schrecklichen Tode gerettet.

Als die Dame sah, daß das Fahrzeug fest saß, ergriff sie die beiden Kinder und stieg mit ihnen ans Land. Nur mit Mühe konnten sie indeß weiter kommen; ihre Füße sanken oft tief in den von den Wogen bespülten Sand, und die von dem Seewasser durchnäßten Kleider hinderten sie ebenfalls sehr an einem raschen Vorwärtsschreiten. Dennoch gelang es ihnen nach vielen Bemühungen, das flache Wiesenland zu erreichen. Kaum aber fühlte die Dame festen Boden unter ihren Füßen und sah, daß die Wellen sie nicht mehr vernichten konnten, als sie auf die Knie sank; die Kinder folgten dem Beispiele der Mutter, und alle drei sandten ein inniges Dankgebet für ihre Rettung zum Himmel. Der Schiffer, welcher zurückgeblieben war, sein Fahrzeug in völlige Sicherheit zu bringen, kam jetzt auch näher; als er aber Mutter und Kinder in andächtigem Beten sah, blieb er in ehrfurchtsvoller Entfernung stehen, entblößte sein Haupt, faltete die Hände, und Thränen der innigsten Rührung flossen über seine gebräunten Wangen.

Nachdem die Geretteten ihr Gebet beendet und aufgestanden, trat der Schiffer näher. „Madam," begann er schüchtern, „Sie und ihre Kinder sind zwar für den Augenblick gerettet, doch müssen Sie sich beeilen, unter ein schützendes Dach zu kommen. Ist meine Hütte Ihnen nicht zu geringe, so lassen sie uns dorthin gehen, denn sehen Sie, wie dicht und schwarz die Wolken sich thürmen, nur noch wenige Minuten und ein Regenschauer wird uns überfallen. In meiner Wohnung sind sie geborgen, und meine Frau wird Sorge tragen, daß Sie und die Kleinen bald trockene Kleider haben. Lassen Sie uns aber keinen Augenblick zögern."

„Wie soll ich Euch danken, ehrlicher, treuer Freund!" rief die Dame bewegt, indem sie die harte, braune Rechte des Schiffers ergriff; „hättet Ihr uns nicht in Euer Boot genommen, als wir von Feinden umringt schutz- und trostlos am Ufer umherirrten, wir wären jetzt Gefangene!"

„Ich that nicht mehr, als meine Pflicht!" erwiderte der brave Schiffer ruhig. „Doch lassen Sie uns eilen, Madam, sonst bricht das Wetter von Neuem los."

Mit diesen Worten nahm er das kleinste der Kinder, ein blondlockiges Mädchen, auf seine kräftigen Arme, die Mutter führte das größere, einen Knaben, bei der Hand und so schritten sie so rasch als möglich landeinwärts. Die Dame, obgleich ihre Kleidung nur aus einfachen groben Stoffen bestand, schien den höheren Ständen anzugehören; ihr ganzes Wesen hatte etwas Vornehmes, ja Majestätisches. Sie mußte indeß viel Kummer und Leid erfahren haben, denn auf ihrem schönen, blassen Gesichte lag der Ausdruck der tiefsten Trauer. Der Knabe an ihrer Hand mochte auch schon wissen, daß seine Mutter unglücklich sei; oft sah er wie fragend mit seinen großen blauen Augen zu ihr hinauf, dann aber beherrschte sie sich und versuchte zu lächeln, dem Kinde den Kummer, der ihre Seele zu belasten schien, zu verbergen.

Die Hütte des Fischers hatte man bald erreicht; das Innere derselben war zwar nur sehr ärmlich, aber im höchsten Grade reinlich; ein großes Feuer brannte auf dem Herde, dessen heller Schein und belebende Wärme den Eintretenden wohlthuend entgegenkamen. Die Frau des braven Finn saß bei einem ausgespannten Netze, welches sie emsig bemüht war, auszubessern. Erstaunt sprang sie von ihrem niedrigen Stuhle auf und begrüßte ihren Mann, indem sie fragende Blicke auf seine Begleitung warf.

„Nun, Alte! Hast mich in diesem Wetter wohl nicht erwartet?" hub Finn im scherzenden Tone an. „Wie du siehst, habe ich dir noch Besuch aus Skagen mitgebracht. Die Dame will gern mit ihren Kindern nach Holland; sobald daher der Sturm sich gelegt und die Nordsee wieder glatt ist, fahre ich sie in der großen Schaluppe hinüber. Aber nun rühr' dich, Alte, wir hatten böses Wetter, die tückische Nordsee und der Regen haben uns keinen trockenen Faden gelassen. Erst gib uns andere Kleider und dann tisch' auf, was deine Speisekammer uns bieten kann."

Die alte Frau Finn hatte während der Erklärung ihres Mannes die Dame und ihre Kinder unverwandt angestaunt. Das blasse, schöne Gesicht der Ersteren, sowie die sanften, freundlichen Züge der Kleinen, die vor Kälte zitternd sich dem Feuer genaht, erregten ihr Mitleid, und es bedurfte keiner zweiten Mahnung ihres Mannes. Mit geschäftigem Eifer sorgte sie für die Bequemlichkeit ihrer Gäste und versah sie mit allem Nöthigen, und schon nach kurzer Zeit saßen diese in den reinlichen, wenn auch groben Kleidern, welche die brave Frau Finn aus ihrem Vorrathe hervorgesucht, an dem gastlichen Herde.

Ein einfaches Mahl, so gut die ärmliche Hütte es bieten konnte, stand vor ihnen, und obgleich die Kinder an bessere Kost gewöhnt zu sein schienen, ließen sie sich doch das grobe Brod und die gesottenen Fische, welche die freundliche Wirthin ihnen auf das wohlwollendste zutheilte, trefflich munden. Die Mutter indeß genoß nur wenig; Sorge und Kummer schienen in ihrer Seele zu tiefe Wurzel gefaßt zu haben, als daß sie, wenn auch nur für Augenblicke, dieselben hätte vergessen können. Mit wehmüthigen Blicken schaute sie auf ihre Kinder, und manch' tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Draußen stürmte es noch heftig, und der Regen fiel in Strömen vom Himmel oder ward in großen, schweren Tropfen, vom Winde gepeitscht, gegen die geschlossenen Fensterläden geworfen.

„Madam!" begann der Fischer nach einer langen Pause, indem er sich ehrfurchtsvoll an die Dame wandte, „Sie und Ihre Kinder bedürfen jetzt der Ruhe; meine Frau hat ein Bett für Sie in der Kammer hergerichtet, es ist zwar nur ärmlich, aber Sie können sicher darauf ruhen. Morgen, wenn der Sturm sich gelegt, bringe ich

Sie nach Holland, wo Sie bei Ihren Freunden Schutz und Sicherheit finden."

„Habt Dank, Ihr braven Leute!" rief die Dame bewegt. „Aber sagt mir," fügte sie mit ängstlicher Geberde hinzu, „weile ich noch auf dänischem Boden?"

„Ich bin ein dänischer Unterthan," versetzte der Fischer, indem er sich stolz aufrichtete, „und als solcher werde ich Sie und Ihre Kinder schützen. So lange Sie bei dem alten Finn und seiner Frau sind, darf Ihnen kein Haar gekrümmt werden!"

„Aber Ihr wißt nicht, meine braven Freunde, daß ich dem dänischen Boden entfliehen wollte!" erwiderte die Dame mit bebender Stimme. „Denn," fügte sie leise hinzu, „ich bin —"

„Behalten Sie das Geheimniß für sich, Madam!" bat der Fischer in ehrfurchtsvollem Tone. „Ich gebrauche es zu Ihrer Rettung nicht zu wissen. Wohl aber weiß ich, was ich meinem Herrn und Könige Christian schuldig bin. Was ich thue, würde jeder brave Mann gethan haben!"

„Gäbe es viele solche treue Unterthanen in Dänemark, als Ihr, mein Freund," versetzte die Dame mit trübem Lächeln, „dann, doch Ihr wißt, was ich meine. Damit Ihr aber seht, daß Treue und Muth Anerkennung finden, so nehmt diesen Ring als Zeichen meiner Dankbarkeit. Es wird hoffentlich bald eine Zeit kommen, wo ich Euch das, was Ihr für mich und meine Kinder gethan habt, reicher belohnen kann, als es heute der Fall ist!"

Mit diesen Worten streifte die Dame einen kostbaren Ring von ihrem Finger und reichte ihn dem braven Fischer. Doch dieser erwiderte abwehrend:

„Eines solchen Reichthums bedarf ich nicht! Meine Arbeit ernährt mein Weib und mich hinreichend; dieses Gold und diese Edelsteine werden Ihnen von größerem Nutzen sein, als uns. Ihre und Ihrer Kinder Rettung ist mein schönster Lohn! Jetzt aber bitte ich Sie dringend, Madam, begeben Sie sich zur Ruhe, vertrauen Sie auf Gott und meine Treue!"

Der Fischer öffnete dann eine Thür, die in eine kleine, niedrige Kammer führte; hier war ein sauberes Bett auf dem Boden ausgebreitet, und während die Dame, ihre Kinder fest in den Armen haltend, bald in einen erquickenden Schlummer sank, saßen der alte Finn und seine brave Frau noch lange am Feuer, ein eifriges, flüsterndes Gespräch mit einander führend. Mitternacht war schon lange vorüber, ehe die guten Leute ihre Ruhestätte suchten.

Der Sturm hatte sich indeß bedeutend gelegt, und von dem klaren, wolkenlosen Himmel sandte der Mond sein sanftes, bleiches Licht auf Land und Meer.

Kaum stand am nächsten Morgen die Sonne hell und klar am Himmel, als die Bewohner der kleinen Hütte durch ein lautes Klopfen an der Thür aus ihrem tiefen Schlaf geweckt wurden, und als der alte Finn ein Fenster öffnete, um zu sehen, was es gäbe, gewahrte er zu seinem Schrecken, daß seine Wohnung von dänischen Soldaten umringt sei. Der Anführer der kleinen militärischen Abtheilung verlangte von ihm, sogleich zu ihm hinauszukommen. Ehe der brave Fischer indeß diesem Gebote Folge leistete, trat er in die Kammer, und als er sah, daß die Dame bereits damit beschäftigt war, den Anzug der Kinder zu ordnen, schien er befriedigt zu sein.

„Verhalten Sie sich ruhig, Madam!" bat er in einem flüsternden Tone. „Fürchten Sie Nichts, hier sucht man Sie jedenfalls nicht. Es ist indeß gut, daß Sie bald reisefertig sind, ich hoffe, die dänischen Soldaten halten sich nicht lange auf und sobald sie fort sind, stechen wir in See!"

Mit diesen Worten schloß er die Thür und begab sich hinaus. Die Dame horchte mit ängstlich gespannter Miene auf das Gespräch, welches der alte Finn mit dem Offiziere vor der Hütte führte. Deutlich hörte sie folgende Worte: „Hundert Goldstücke!" sagte der Fischer mit lauter Stimme. „Das ist eine hübsche Summe, die mir armen Manne schon gefallen kann, Herr Capitän! Sie können sich sicher darauf verlassen, ich werde jede Person, die hier an der Küste landet, anhalten und nach dem nächsten Wachtposten bringen!" Dann fügte er mit der größten Kaltblütigkeit, die den Bewohnern des Nordens ja eigen ist, hinzu: „Wollen Sie nun aber nicht einen Augenblick in meine bescheidene Hütte treten, Herr Capitän, und sich ein wenig ausruhen?"

„Ich danke Euch, guter Finn," erwiderte der Offizier. „Ich muß weiter, aber haltet scharfe Wache und seht zu, daß Ihr den reichen Fang thut! Hundert Goldstücke bringen Euch die Fische so leicht nicht ein!"

„Wahr gesprochen, Herr Capitän!" versetzte der Fischer in einem scherzenden Tone. „Daher verlaßt Euch darauf, ich werde mein Bestes thun!"

„Nun dann auf Wiedersehen, Finn!" rief der Offizier lachend, indem er seinen Leuten ein Zeichen gab, ihm zu folgen, und bald war die kleine Schaar durch eine Biegung des Weges den Augen des nachschauenden Fischers entschwunden.

Finn trat jetzt wieder in die kleine Hütte, wo die Dame nebst ihren Kindern bereits völlig reisefertig seiner harrte. „Madam, jetzt lassen Sie uns eilen!" rief er. „Der Sturm hat sich gelegt, und von den Fluthen haben wir nichts mehr zu fürchten, wohl aber von den Menschen!"

Rasch wurden nun die Zurüstungen zur Reise getroffen, die kalten Ueberreste von dem gestrigen Mahle und etwas Kaffee dienten als Frühstück; nachdem die gute Frau Finn eilig Brod und einige gebackene Fische in einen Korb gepackt, begab sich die kleine Gesellschaft an den Strand, wo die Schaluppe des Fischers bereits segelfertig lag, und schon nach Verlauf von einigen Minuten flog das schlanke Fahrzeug, von einem günstigen Winde getrieben, in die dunkelblaue See.

Der ehrliche Finn saß schweigend am Steuerruder, sein scharfes Auge spähte unverwandt in die Richtung,

wo Hollands Küste lag. Der Wind blieb den Flüchtlingen günstig, und die geschwellten Segel gaben die sichere Hoffnung, daß das ersehnte Land in nicht zu langer Zeit zu erreichen sei. Mehrere Stunden verflossen, ohne daß die Insassen des Bootes auch nur für Augenblicke sich der sorglosen Unterhaltung hingegeben hätten. Da endlich zeigte sich ein grauer, dunkler Nebelstreif, der von Minute zu Minute deutlicher hervortrat, und bald lag die ersehnte Küste klar vor ihren Blicken. Der ehrliche Finn sah mit vor Freude und Stolz strahlenden Augen auf die lieblichen Kinder und die edle, blasse Gestalt der schönen Dame. Das Bewußtsein, eine gute That vollbracht zu haben, veredelte seine wettergebräunten Züge; indeß nicht lange dauerte diese Freude, denn plötzlich bemerkte er, wie ein Boot, in dem sich bewaffnete Soldaten befanden, ihn verfolgte; aber Finn verlor den Muth nicht, sondern richtete folgende Worte mit ruhiger, fester Stimme an die Mutter.

„Das Boot geht nicht schwer genug, Madam! Legen Sie sich mit Ihren Kindern auf den Boden und, bitte, rühren Sie sich nicht!"

Kaum hatte die Dame diese Weisung befolgt, als auch ein paar Kugeln um Finn's Ohren sausten. Mit ruhiger Berechnung maß er dennoch die Entfernung, die ihn noch vom Ufer trennte; er mußte sich zu seinem Leidwesen eingestehen, daß das feindliche Fahrzeug, das von zwei kräftigen Matrosen gerudert wurde und wie ein Pfeil dahin schoß, ihn erreichen würde, ehe er an die Küste gelangen konnte. Da reifte ein kühner, verzweifelter Entschluß in seiner Seele; er zog die Segel ein, ergriff die Ruderstangen und ruderte so langsam, daß das feindliche Boot bald in seiner Nähe war, dann seine als Sprachrohr gebrauchend, rief er mit lauter Stimme: „Ha, was wollt Ihr?"

„Du bist nicht allein am Bord!" war die Antwort.

„Nein!" erwiderte Finn. „Ich habe eine ganze Ladung der schönsten Fische. Wollt Ihr Euch damit versehen, so steh' ich zu Diensten, deßhalb aber Feuer auf mich zu geben, ist nicht nöthig!"

„Komm' her und empfange meine Befehle!" rief der Offizier, welcher das Commando über das feindliche Fahrzeug hatte.

„Gleich!" war die Antwort des Fischers.

Wirklich ruderte er auch scheinbar höchst gleichgültig auf das Boot zu; als er indeß ziemlich nahe gekommen, stellte er sich, als ob die starke Strömung des Wassers seine Schaluppe ganz in ihrer Gewalt habe, und plötzlich flog sie mit dem starken Kieleisen so heftig gegen die Planken des feindlichen Fahrzeuges, daß dieses umschlug. Während nun die ins Wasser geworfenen Soldaten und Matrosen schwimmend versuchten, ihr Boot wieder aufzurichten, ruderte Finn aus Leibeskräften der holländischen Küste zu, die er bald erreichte.

Sechs Jahre waren seit den eben erwähnten Ereignissen verflossen; in sechs Jahren der schweren Arbeit waren der ehrliche Finn und sein braves Weib bedeutend älter geworden. Die feste, sichere Hand des einst so rüstigen Fischers war nicht mehr so kräftig als damals; sein Auge blickte nicht mehr so kühn hinaus in das Gebrause der Wellen, und wenn er es sich auch nicht nehmen ließ, trotz Sturm und Wogen in die See zu fahren, so führte doch eine andere jüngere und stärkere Hand das Steuer oder die Ruderstange, und ein schärferes Auge spähte nach den Klippen und Felsenriffen. Der junge Finn war nach jahrelanger Abwesenheit als erprobter Seemann heimgekehrt in die väterliche Hütte, und mit rüstigen Armen und jugendlichem Muthe half er dem alten Vater in seinem schweren Berufe.

Wieder zog der launenhafte April ins Land, aber nicht wie im Anfange unserer Erzählung mit Sturm und Regen, milder Sonnenschein und laue Lüfte waren seine Begleiter. Vater Finn und sein Sohn saßen an einem heiteren Vormittage vor der Hütte emsig beschäftigt, ihre Netze auszubessern, während die sorgsame Gattin und Mutter drinnen waltete und sich bemühte, ihre Kochkunst zu bewähren, indem sie das einfache, aber kräftige Mittagsmahl bereitete. Plötzlich erscholl ganz in der Nähe ein lustiges Soldatenlied, welches die Aufmerksamkeit der beiden Männer auf sich zog. Gespannt blickten sie in die Richtung, von wo der Gesang ertönte und sahen zu ihrem Erstaunen bei der Wendung des Strandweges eine kleine Abtheilung bewaffneter Männer unter der Anführung eines Offiziers gerade auf sie zu schreiten. Als sie ganz in der Nähe waren, redete Letzterer den Vater folgendermaßen an:

„Nicht wahr, Ihr seid der Fischer Finn und jener junge Mann ist Euer Sohn?"

„Ihr habt Recht," entgegnete der Gefragte lächelnd.

„Nun wohl!" fuhr der Offizier fort. „Ihr Beide müßt mir folgen, auch Eure Frau, alter Finn, darf nicht zurückbleiben!" fügte er nach einer Pause hinzu. „Widersetzt Euch nicht, sondern folgt mir bereitwillig und nehmt mein Ehrenwort, es soll Euch kein Leid geschehen. Ihr müßt aber sogleich kommen, am Feldwege wartet Eurer ein Wagen, man wird Euch in die nächste Hafenstadt bringen, dort werdet Ihr weiter sehen!"

Finn's Wangen erbleichten unwillkürlich bei dieser Botschaft; eine Ahnung, daß die Gefangennahme mit jenem Ereignisse, welches vor sechs Jahren stattgefunden, im Zusammenhange stände, wurde in seiner Seele wach. Wohl sah er indeß ein, daß Widerstand nutzlos sei, ja die Gefahr nur vergrößern würde, und nachdem er seinen Sohn besänftigt, der sich zur Wehr setzen wollte, rief er seine Frau, und bald wurden alle drei, von den Soldaten umringt, abgeführt.

Wie der Offizier gesagt, stand am Landwege ein Wagen, der sie rasch in die nächste Hafenstadt brachte, und hier lag ein Schiff, welches sie besteigen mußten. Während der Seereise wurden sie mit großer Schonung, ja Freundlichkeit behandelt; sobald sie aber um Aufklärung ihres Schicksals baten, erhielten sie entweder gar keine

Antwort, oder man sprach mit ihnen in einer Sprache, welche sie nicht verstanden.

Schon nach Verlauf von einigen Tagen landete das Fahrzeug bei einer großen Stadt an der holländischen Küste; der alte Finn nebst seiner Frau und seinem Sohne wurden abermals an einen Wagen geführt, der sie nach langer aber rascher Fahrt vor ein prächtiges, großes Schloß brachte. Hier mußten sie aussteigen und wurden von einem Offizier in einen schön geschmückten Saal geleitet. Eine zahlreiche Versammlung reich gekleideter Herren schien die Eintretenden erwartet zu haben. Einer von diesen, der sich durch eine besonders reiche Kleidung auszeichnete, trat auf die von der Pracht des Gemaches geblendeten Fischer zu und redete den alten Finn folgendermaßen an:

„Seid Ihr der Fischer Finn?"

„Der bin ich!" erwiderte dieser mit betonter Stimme.

„Ihr wohnt an Dänemarks Küste, unweit des Dorfes Logen?" fragte der Herr mit lauter Stimme weiter.

Finn antwortete bejahend.

„Ihr habt vor sechs Jahren eine Dame nebst ihren beiden Kindern, die an der jütischen Küste umherirrten, in Euer Boot genommen und sie trotz Sturm und Wetter in Eure Hütte gebracht?" fragte der Herr in scheinbar strengem Tone.

„Ja, das that ich!" erwiderte der Fischer.

„Habt keine Rücksicht genommen," fuhr der Herr fort, „auf die Befehle, die Euch aufs strengste geboten, den Strand zu bewachen und Niemand ans Land kommen zu lassen, ohne die Wache zu benachrichtigen. Ihr habt sogar die Dame mit ihren Kindern nach Holland gebracht, habt auf der Nordsee ein dänisches Boot, das Euch und die Flüchtlinge verfolgte, umgerudert?"

„Es ist Alles wahr, gestrenger Herr!" bestätigte Finn mit leiser Stimme.

„Wußtet Ihr, welche Strafe Euer harrte, wenn man Euch ergriffen?" fragte der Herr weiter, indem er den Fischer forschend anblickte.

„Ja, der Tod!" erwiderte dieser.

„Kanntet Ihr die Flüchtlinge?" fragte der Herr.

„Ich wußte, daß es die Königin von Dänemark, die Gemahlin meines gefangenen Königs Christian war," erwiderte Finn. „Auch ihre Kinder erkannte ich, sie irrten hilflos am jütischen Strande in der Nähe der Stadt Ribe umher, ich landete dort mit meinem Boote, und hätte ich sie nicht mit mir genommen, sie wären sicher in die Hände ihrer Verfolger gefallen. That ich Unrecht, so strafen Sie mich, mein Leben ist in Ihrer Hand! Doch," fuhr er mit bebender Stimme fort, indem er auf seine Knie fiel, „schonen Sie mein Weib und meinen Sohn. Sie sind unschuldig!"

Ein Flüstern erhob sich in der Versammlung, so daß der arme Finn glaubte, es sei um sein Leben geschehen und man würde des Todesurtheil über ihn sprechen.

Der Herr aber sagte plötzlich in einem freundlichen, milden Tone: „Du hast ein edles Herz, Finn! Eine großmüthige That hast du vollbracht, denn mit der Gefahr Deines eignen Lebens hast du die verfolgte Königin von Dänemark, die Schwester Kaiser Karl's, gerettet. Der Kaiser aber ist kein Undankbarer; erhebe dich, braver Finn, und küsse die Hand, die er dir bietet. Glück und Ehre soll dir und den Deinen widerfahren. Sprich, hast du irgend einen Wunsch, wie groß er auch sei, er soll dir erfüllt werden!"

„Gnädigster Herr und Kaiser!" erwiderte Finn bescheiden. „Ich bin alt und gebrauche wenig, die kleine Hütte an der Küste des Meeres, in der schon mein Vater gelebt, genügt mir; sie ist zwar alt und baufällig, aber so lange ich und mein braves Weib leben, wird sie wohl mit uns aushalten. Doch mein Sohn hier bedarf einer besseren, habe ich einen Lohn für meine einfache That verdient, so helft mir, daß ich ihm ein neues Häuschen bauen lassen kann, denn ich selbst besitze keine Mittel dazu. Für mich aber genügt das Bewußtsein, meine unglückliche Königin gerettet zu haben!"

„Das mag dir genügen, mein ehrlicher Finn; aber mir genügt es nicht!" versetzte Kaiser Karl gerührt. „Ich ernenne dich hiermit zum Oberaufseher aller meiner Fischereien bei Ostende und erhebe dich und deine Familie in den Adelstand. Ritter Finn!" fuhr der Kaiser mit lauter Stimme fort, „nimm dieses zum Andenken an den heutigen Tag!" Bei diesen Worten nahm Karl V. eine goldene Kette von seinem Halse und band sie dem vor Staunen sprachlosen Finn um.

Dich, lieber Leser, bitte ich, nun einen Blick in die dänische Geschichte zu werfen; Christian II. bestieg im Jahre 1513 den dänischen Thron. Er mochte die besten Absichten haben, sein Volk glücklich zu machen, da er aber die niederen Stände zu sehr begünstigte, zog er sich den Haß des Adels zu; außerdem brach in Schweden, welches ja damals noch mit Dänemark vereinigt war, eine Empörung aus, die zur Folge hatte, daß dieses Land sich ganz von Dänemark lossagte. Der dänische Adel wählte sich einen Gegenkönig, den Herzog Friedrich von Gottorf; Christian II. aber ward gefangen genommen und saß siebzehn Jahre im Gefängniß zu Sonderburg, auf der Insel Alsen. Seine Gemahlin, die Königin Elisabeth, eine Schwester des deutschen Kaisers Karl V., entkam den Verfolgungen des dänischen Adels, wie wir bereits mitgetheilt; sie entfloh mit ihren Kindern nach Holland.

Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß es im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts in Ostende noch eine Familie gab, die den Namen Finn führte und Nachkommen des braven Fischers waren. Ihr Wappen trug einen kaiserlichen Adler und ein Boot auf rothem Felde.

Eine deutsche Lieblingsblume.

(Von J. Trojan.)

II.

Dank den Bemühungen unserer Gärtner haben wir jetzt, die heißen Sommermonate ausgenommen, das ganze Jahr hindurch Veilchen. Sie sind im Winter von großer Wichtigkeit für die Bouquettbinderei und werden für diese an mehreren Orten Deutschlands, so in Potsdam und in Hamburg, im Großen gezogen. In südlicheren Gegenden aber lassen sie sich noch viel leichter und mit weit geringeren Kosten zur Winterszeit cultiviren. Daher werden sie auch in Frankreich und in Italien in ungeheuren Massen gezogen, verleihen den winterlichen Blumenmärkten dieser Länder einen großen Reiz und werden, in Sträußen zusammengebunden, kistenweise nach dem Norden verschickt. Aber das Versenden der Veilchen bleibt bei großen Entfernungen immer eine mißliche Sache; denn die Blume und ihr Duft haben keine lange Dauer. So ist das Veilchen zu einer Handelspflanze von nicht geringer Bedeutung geworden. Als Arzneipflanze dagegen möchte es wohl aus den Offizinen verschwunden sein. In alter Zeit war „Veiel-Syrup" ein beliebtes Arzneimittel, dem kühlende und sänftigende Eigenschaften zugeschrieben wurden. Auch „Veiel-Oel" wurde gegen das Hauptweh und „Violen-Wasser" gegen die Fieberhitze und den trockenen Husten verordnet.

Zu den nächsten Verwandten unseres wohlriechenden Veilchens gehören einige sehr bekannte Blumen, zunächst diejenigen Veilchen, welche von uns wilde genannt werden, im Gegensatz zu den zahmen oder cultivirten, und unter diesen kommt am häufigsten vor das zwar duftlose, aber sehr anmuthige blaßlila Veilchen, unschön Hundeveilchen (Viola canina) benannt, das im Frühjahr mit bunten Anemonen zusammen so schön den Waldboden schmückt, dürre Haiden nicht verschmäht und selbst auf die unfruchtbaren Sanddünen des Seestrandes hinaufsteigt. Dann gehört zu demselben Geschlecht das dreifarbige Veilchen (Viola tricolor), eine fast noch genügsamere Blume, die mit der vorigen zusammen auf öden Sandfeldern gesellschaftlich sich ansiedelt, aber auch auf keinem bestellten Acker fehlt. Von ihr sagt Oberon zu Puck, in Shakespeare's Sommernachtstraum:

„Er (Cupidos Pfeil) fiel gen Westen auf ein zartes Blümchen,
Sonst milchweiß, purpurn nun durch Amors Wunde,
Und Mädchen nennen's: Lieb' im Müßiggang.
Hol' mir die Blume!"

Lieb' im Müßiggang (Love in idleness) ist das dreifarbige Veilchen, das wir Stiefmütterchen nennen. Der deutsche Name wird in bekannter Weise daraus gedeutet, wie die fünf Kelchblätter oder Stühlchen auf die fünf Blumenblätter (Mutter, zwei rechte und zwei Stiefkinder) vertheilt sind; aber die Deutung ist wahrscheinlich erst gefunden worden zur Erklärung des weit älteren Namens. Sonst hieß die Pflanze auch Freisamkraut, weil sie als Mittel gegen den Freisam oder Milchausschlag der Kinder gebraucht wurde; in Frankreich aber hatte sie in alter Zeit schon den hübschen Namen Pensées oder menues pensées, der auch in andere Sprachen übergegangen ist. Wir denken

Gewöhnliches Veilchen.

Alpenveilchen.

bei Pensée, das wie Violett, Bezeichnung einer Farbe geworden ist, gewöhnlich an eine andere nah verwandte Art, an das große altaische Stiefmütterchen oder Sammtveilchen, das immer noch Lieblingsblume der Gärtner und, man kann wohl sagen, eines Jeden ist, welcher es sieht, wenn es im Frühling die Gartenbeete mit einer Fülle von bunten Gesichtern bedeckt. Außerordentlich groß ist die Verschiedenheit der Formen und Farben, welche die Spielarten dieser Pflanze entwickeln, und neue Farben und Formen kommen fast jedes Jahr noch zum Vorschein.

Alle die bis jetzt genannten Pflanzen gehören dem eigentlichen Geschlecht Viola. Es sind aber auch nach dem Veilchen Blumen genannt, die ganz und gar nicht mit demselben verwandt, sondern ihm nur an Blumengestalt und Farbe einigermaßen ähnlich sind. Von diesen soll zum Schluß noch in aller Kürze die Rede sein.

Zuerst ist zu erwähnen das gelbe Veilchen oder Gelbveigelein, bekannt Allen wenigstens durch Uhland's Lied, in welchem es von dem Mädchen heißt, wie es dem fortziehenden Burschen unachsieht:

„Sie möcht' ihre Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Rosenstöcken."

Dieses Gelbveiglein der Dichter und unserer alten Pflanzenbücher ist nichts anderes als der gewöhnliche Goldlack, der auch jetzt noch immer sehr beliebt und viel an Fenstern und in Gärten zu finden ist. Er wächst heutzutage wild im westlichen Deutschland, zumal an Felsen des Rheinthals; doch scheint es, daß er im Mittelalter erst aus dem Orient zu uns gebracht ist. Darauf deutet sein botanischer Name Cheiranthus, dem wiederum der arabische Name derselben Pflanze, Cheiri, zu Grunde gelegt ist. Nach dem gelben ist das weiße Veilchen zu nennen, das Leukoion der Griechen, unsere Levkoje. Denn Leukoion heißt auf Deutsch „Weißes

Weißes Veilchen.

Veilchen," und das griechische Wort Leukoion ist bei uns zu Levkoje umgewandelt worden. Die Franzosen haben dieselbe Blume ihres Duftes wegen nach dem griechischen Namen der Gewürznelke (Caryophyllum) Giroflée genannt. Auch diese Blume ist nicht mit unserem gewöhnlichen Veilchen verwandt, aber mit dem Goldlack. Ihre Cultur ist sehr alt. Auch die Römer nannten sie weißes Veilchen (Viola alba), und ihre Violarien oder Veilchengärten sind, wie aus dem von Schriftstellern über sie Gesagten hervorgeht, mit dieser Pflanze bestellt gewesen. Einem anderen Verwandtschaftskreise als dem des Veilchens gehört auch die Nachtviole an, welche die Botaniker Hesperis matronalis nennen, und ebenso das jetzt in so und so vielen hübschen Spielarten cultivirte sogenannte Alpenveilchen. Die Veilchenwurzel endlich stammt nicht von dem Veilchen her, sondern von der florentinischen Schwertlilie und hat ihren Namen, wie das Veilchenmoos und der Veilchenstein, von ihrem an das Veilchen erinnernden Duft bekommen.

So viel sei gesagt von der kleinen blauen Blume. Die Zeit ist da, in der sie selbst für sich das Wort nimmt. Sie kann sich an Ruhm mit der Rose nicht vergleichen, in Anbetracht ihres bescheidenen Wesens; dessenungeachtet hat sie doch genug in der Welt von sich reden gemacht.

Riesenveilchen.

Unser Herrgott und die Neumodischen.

Aus dem Holsteinischen von C. A. Thomas.

I.

„Im Mondscheine spricht sich's recht gut, und der Mond geht seinen stillen Gang dabei durch die Abendwolken, allein unser Herrgott hat dabei auch mitzusprechen."

Sie saßen vor der Hausthüre auf der steinernen Bank, darauf waren die rothen Kissen ausgebreitet, und erkälten konnten sie sich auch nicht mehr, denn die Luft war weich und warm im Juli, und die Sonne ging eben als rothglühender Feuerball am westlichen Himmel unter. Es war nemlich vor des alten Paul Cornils' Hausthür, und er selbst saß in höchst eigener Person davor, mit seiner blauen Mütze auf dem ehrwürdigen grauen Haupte und einem Thonpfeifchen im Munde.

Dicht neben ihm an seiner rechten Seite saß Mutter Cornils mit ihrem großen Strickzeug; den Garnknäuel hatte sie sich an das Schurzband gesteckt, sie wickelte sich immer ein ziemlich langes Ende ab, das dann in ihrem Schooße lag. Auf der Nase hatte sie eine Brille sitzen mit großen runden Gläsern; und daß sie hie und da 'mal eine Masche fallen ließ, war nicht zu verwundern, zumal wenn sie recht scharf zuhörte, was die Mannsleute sprachen, und ihren Bescheid auch dazu gab.

Die anderen beiden Männer, die ebenfalls mit vor der Hausthür saßen, waren der Schulmeister und der Apotheker. Bei der schönen Jahreszeit pflegten sie meist jeden Abend so von acht bis zehn ein wenig herüber zu kommen. Punkt zehn jedoch war alles aus und vorbei, dann legten die beiden Alten sich ins Bett, und zur Winterszeit schon präcis neun. Der Sommer macht nemlich die Menschen ein Bischen weitläufiger, selbst den alten Paul Cornils; er pflegte das auch selbst zu sagen, es sei eigentlich zu spät für Bauersleute, erst um zehn Uhr ins Bett zu gehen.

Es war gerade eine merkwürdig trockene Zeit, seit der Woche vor Pfingsten hatte es nicht mehr geregnet, nicht einmal ein ordentliches Gewitter hatten sie gehabt, und nun war's schon mitten in der Heuernte. Auf den Wiesen war das Gras sehr kurz geblieben, und auf den Höhen war's kaum des Mähens werth. Das liebe Korn hatte sich bei allem doch noch immer tapfer gehalten, und man konnte nicht begreifen, wo es noch Feuchtigkeit hernahm zum Wachsen. „Unser Herrgott gibt das, wenn wir schlafen, und die Sonne scheint keinen Hunger ins Land!"

Das waren so dem alten Cornils seine Redensarten in der trockenen Zeit. Er hatte das auch heute Abend wieder gesagt, und der Apotheker gab auch seinen Beifall, aber der Schulmeister mußte Widerpart halten und fing an, seine Weisheit auszukramen von „Grundwasser" und „Elektricität" und dergleichen mehr. Der alte Cornils ließ ihn erst eine Zeit lang drauf los machen, dann sagte er: „Herr Lehrer! das ist mir viel zu hoch studirt, ich halte mich in solchen Zeiten an zwei Sachen, erstlich an die Bibel und dann an meine eigene Erfahrung; in der Bibel steht: ‚Den Seinen gibt er es schlafend,' und das hab' ich sattsam erlebt in meinen fünfundsiebenzig Jahren: die trockenen sind nicht die Geringsten." —

Der Schulmeister lächelte so ein Bischen vornehm, als wollte er sagen: kluge Leute sind eine Seltenheit, aber er schwieg doch still, und an sein Schmunzeln kehrte sich kein Mensch. Nun brachte der Apotheker etwas Anderes auf das Tapet. Sie hatten einen frischen Bauer ins Dorf gekriegt, der betrieb die Landwirthschaft mit Maschinen. Eine Dreschmaschine war schon was Altes, aber heute hatte er eine ganz neue Maschine beim Heuen in den Gang gesetzt, und da waren sie alle hingegangen, um sich die Sache mit anzusehen; nur der alte Cornils war nicht gegangen, denn er hatte mit den Maschinen nichts im Sinn. Dahingegen war der Apotheker ganz voll davon, es sei ein Pläsir gewesen, zu sehen, wie nett das „Ding" das Gras geschnitten habe, und wie es keinen Halmen stehen lasse und dabei so schnell, daß drei der besten Mäher nicht dazu aufkommen könnten.

„Dein Wort in Ehren," sagte der alte Cornils und schob seine blaue Mütze auf das rechte Ohr, „dein Wort in Ehren," aber paß 'mal auf, das Ding hat einen Haken! Anfangs geht das wohl, aber wirst sehen, morgen gibt's schon Reparaturen! Sind viel zu viel Schrauben und Federn und Räder daran und ist einmal etwas entzwei, dann taugt die ganze Geschichte nichts mehr — mit dem Maschinenkram halte ich's nun einmal nicht — was sollen zuletzt unsere Arbeitsleute anfangen — bringt nichts als Noth und Armuth ins Land!" —

Auf diese Rede erhob sich der Schulmeister. Mit dem Maschinenwesen war das nach seiner Ansicht etwas ganz herrliches. Da offenbare sich „der Geist der Neuzeit," das sei der „wahre Fortschritt," dagegen könne man sich auch gar nicht auflehnen, das sei Thorheit, er wolle eine Wette machen, daß nach zehn Jahren jeder Bauer alle seine Feld- und Hausarbeit mit Maschinen verrichte, und er habe sich das als Aufgabe gestellt, in der „Physik-Stunde" die Kinder über das Maschinenwesen gründlich zu unterweisen.

Der alte Cornils blies ganz furchtbare Dampfwolken aus seinem Pfeifchen bei dieser Rede, und schaute den Apotheker an, was der wohl zu sagen habe — der sagte gar nichts, schaute verloren nach oben, als lauere er auf

den Aufgang des Monds, der aber schon längst am Himmel stand. Er wußte nur zu gut, was nun komme, denn über diesem Thema geriethen der alte Cornils und der Schulmeister gewöhnlich heftig an einander, doch blieben sie immer gute Freunde dabei.

Diesmal aber legte Mutter Cornils ihr Strickzeug in den Schooß, setzte sich die Brille auf der Nase zurecht und schaute den Schulmeister fest an. Sie war sonst eine alte, gutmüthige Seele, grundredlich gegen alle Menschen, aber wenn es auf die „Physik-Stunde" kam, da wurde sie meistens hitzig.

„Nein, Herr Lehrer! Alles was recht ist! Aber mit der Physik bleiben Sie mir vom Leibe, das ist ein wahres Leiden, wenn meine Großmagd ‚buttern' soll, dann kommt sie mit der Physik und will mir aus einander setzten, wie das zugeht, wenn sie nicht abbuttern kann, und soll das Küchenmädchen die kupfernen Kessel blank scheuern, so will sie mir es mit der Physik beweisen, wie es kommt, daß sie nicht blank werden — ich sage dann immer, ich wolle von der lumpigen Physik sauber nichts wissen, braucht nur einfach eure Hände, wozu sie Gott euch gegeben hat, dann wird's schon Butter geben im Gefäß, und die Kessel werden ohne fehl blank — nein, Herr Lehrer, die Physik hat mir schon großes Aergerniß ins Haus gebracht, wovon man in alter Zeit nichts gewußt hat. Und was das Schlimmste ist, wenn ich die Dirnen 'mal an den Katechismus erinnere, so beim Spinnen in der Hinterstube, so geht's damit oft greulich schwach, das muß wohl auch von der leidigen Physik kommen."

Nach dieser Rede nahm Mutter Cornils ihr Strickzeug wieder auf und fing an die Nadeln gewaltig schnell zu bewegen, als wollte sie einholen, was sie versäumt hatte.

Der alte Cornils aber machte ein gar vergnügtes Gesicht und blinzelte mit den Augen, das war so seine Manier, wenn er sich recht herzlich über etwas freute, und dabei schaute er ein Bischen schelmisch nach dem Schulmeister hinüber und sagte: „Mutter! Mutter! ‚Fahret mir säuberlich mit dem Knaben Absalom,' sagt die Schrift. Du machst das erstaunlich scharf, da fliegen ja die Funken nach allen Seiten! Schau ihn nur 'mal an, wie er da sitzt — gerade wie ein Pudel, dem man einen Eimer voll Wasser über den Kopf geschüttet, und der den Schwanz zwischen die Beine kneipt!"

Das war nun wahr — der Schulmeister machte eine ganz niedergeschlagene Miene, denn er hielt große Stücke auf Mutter Cornils; er hatte eigentlich einen schweren Hausstand: Frau und sieben kleine Kinder, Mutter Cornils that ihm ungeheuer viel Gutes, dazu waren sie Nachbarsleute, und als seine Frau den letzten Winter zehn Wochen lang krank darnieder lag, da war die alte Nachbarin jeden Tag gekommen und hatte nach dem Rechten gesehen, und mit leerer Hand kam sie auch nicht, er konnte nicht sagen, was aus ihm und seiner Familie geworden wäre, wenn er keinen solch' treuen Beistand gehabt hätte.

Das konnte auch nichts helfen, wenn er der guten Alten den großen Nutzen der Physik hätte aus einander setzen wollen, darum sagte er blos, daß es ihm von wegen dem Katechismus leid thäte, und er wolle gewiß sein Bestes dran wenden, daß die Kinder ihn gut auswendig lernten, das sei ja natürlich das Allerwichtigste, er meine aber doch, das Eine solle man thun und das Andere nicht lassen.—Der Apotheker stand auf und wollte gehen, er müsse noch nach dem Gemüsehändler und sich Krautpflanzen bestellen, es sei freilich viel zu trocken, dieselben zu pflanzen, aber länger könne man doch nicht auf den Regen warten.

Dem Schulmeister war es auch nicht mehr so gemüthlich, er sagte „Gute Nacht!" und ging. So blieben die beiden Alten allein zurück, und da die Uhr erst neun geschlagen hatte, und der Mond so allerliebst hell schien, und die Abendluft unter den Linden so überaus köstlich war, so beschlossen sie, noch eine halbe Stunde auf zu bleiben. „Ja, Mutter," fing der Alte an, „was ist doch das für eine Welt, immer soll es höher hinaus mit der Menschheit, ist's denn jetzt besser mit all den Eisenbahnen und Telegraphen, als es früher war? Das mag alles gut genug sein für reisende Leute und dergleichen, da hab' ich gar nichts dagegen; und daß die Kinder in der Schule was Ordentliches lernen, das ist ja auch recht und gut, wenn nur nicht der Uebermuth und die Klugheit zum Schlechten dabei wäre, wenn das liebe Gottes Wort nicht so verachtet und die Kirchen nicht immer leerer, dagegen die Wirthshäuser immer voller würden! In unserer Jugend ein Wirthshaus und jetzt vier große Saloons, dazu fast alle vierzehn Tage Tanz und Saufgelage, ist es nicht ein Schimpf und eine Schande, wie's da zugeht? Wird da nicht alles vertrunken und verthan, was die Dienstleute und der arme Mann sich verdient haben; ja, und was gibt das für Leute ins Haus — alle Jahre frische, kein Wort darf man mehr zu ihnen sagen, es ist alles zu viel, nach der Kirche kann man sie kaum hinkriegen, und vor dem Abendgebet wollen sie schlafen gehen." Der Alte seufzte tief, als er so redete und ließ sein schneeweißes Haupt auf die Brust sinken, so saß er und grübelte still vor sich hin, in tiefen Gedanken verloren. Die Alte seufzte auch und schaute ihn so von der Seite an, sie wußte wohl, es war noch lange nicht alles, was ihm auf dem Herzen lag, das Schwerste war noch zurück, das war sein eigener und einziger Sohn, sein Peter, der war leider auch einer von den Neumodischen.

Peter Cornils war ein Staatskerl von vierundzwanzig Jahren, hatte in Berlin bei der Garde gestanden und sollte natürlich 'mal seines Vaters Haus und Hof erben, sollte Korn bauen und Ochsen mästen, wie sein Vater und Großvater auch gethan hatten. Das hatte sich auch alles gut gemacht, so lange er noch ein Junge war. Er hatte immer viel mehr Lust, die Ochsen zu füttern und auf den Pferden zu hängen, als hinter dem Buche zu sitzen und die Schulbank zu drücken; und was sein

Vater befahl, das galt ihm fast als Evangelium! Dabei war er kerngesund und stark, und wuchs wie ein junger Eichbaum. Als er vierzehn Jahre alt war, warf er sich schon einen tüchtigen Sack Hafer auf die Schulter, daß es eine Lust anzusehen war, für den alten Cornils. Aber als er aus der Schule und confirmirt war, mußte er doch einmal den „Unterschied" lernen, und so kam er zu einem alten Freund seines Vaters, der hatte ein großes Gut in Pacht im östlichen Holstein. Da war er drei Jahre; in dieser Zeit war er nie zu Haus gewesen, das sei läppisch sagte der Alte, wenn die Kinder zu oft nach der Mutter laufen, und als er nun mit dem neunzehnten Jahr wieder kam, da war er ein ganz anderer Mensch geworden. Schmuck zwar sah er noch aus, aber viel zu neumodisch. Einen gehörigen Bart hatte er sich gezogen — einen Vollbart, kraus und dicht, die Stiefeln reichten bis an die Knie, waren ganz blank gewichst, dazu enge Hosen mit Knöpfen an den Knien, nebst einer modischen Jacke mit grünem Kragen, auf dem Kopf trug er einen zierlichen Hut mit kleinen herabhängenden Klunkern.

Die letzte Strecke von der Eisenbahn hatte er zurückgelegt auf einem prächtigen Braunen, den hatte er sich in der Stadt gemiethet, und so trug er auch noch eine Reitpeitsche in der Hand, als er „flink und flank" vom Pferde sprang und den Zaum dem Dienstjungen hinschmiß. Das schlimmste jedoch war, er sprach ja wahrhaftig hochdeutsch—Peter Cornils, ein Bauernsohn aus dem Ditmarschen, sprach hochdeutsch! Der alte Cornils konnte kaum seinen eigenen Ohren trauen, als sein eigen Fleisch und Blut auf ihn zu kam mit den Worten: „Guten Tag, lieber Vater, wie befindest du dich?"

Fast wäre dem Alten sein irdenes Pfeifchen zur Erde gefallen. Anfangs sagte er gar nichts, dann faßte er sich am Tisch an, schaute sich nach „Muttern" um und frug: „Mutter, was ist das? Ist das unser Peter?"

Dem Jungen machte das Spaß, er drehte sich ein Bischen am Schnauzbart und sagte: „Ja, lieber Vater, die drei Jahre sind nicht umsonst an mir vorübergegangen, ich bin natürlich nicht mehr der unreife Knabe, als welcher ich das Haus verließ, ich habe gesehen und gehört, wie es in der Welt zugeht, und gelernt, daß man mit der Welt fortschreiten muß, wenn man nicht zu kurz kommen will. Dabei werde ich aber doch dir ein treuer Sohn bleiben und, wie ich denke, diesem alten Hause keine Schande machen!"

Dabei warf er sich in die Brust und reichte seinem Vater die Hand hin. Der alte Cornils hatte sich aber jetzt auch besonnen und sagte: Langsam, mein Sohn, so geht die Sache nicht, wir müssen erst ins Reine kommen. Hochdeutsch wird hier nicht gesprochen, daß paßt mir absolut nicht, willst du hier nicht holstein'sch reden, so kannst du meinetwegen diese Nacht hier schlafen, aber morgen mußt du wieder reisen! Willst du mir jedoch versprechen, dein Hochdeutsch in der Tasche zu behalten, dann ist hier meine Hand, und morgen wollen wir weiter reden!"

Da sah Peter seine Mutter an, die stand hinter dem Tisch und die hellen Thränen liefen ihr über die Backen, und mit ihren Augen schaute sie ihn so bedauerlich und wehmüthig an, und ihre beiden guten Hände hatte sie gefaltet und hob dieselben so ein wenig auf gegen ihren Sohn! Das machte ihm sein Herz so weich wie Butter, er ging an dem Alten vorbei, hinter dem Tisch herum, faßte seine Mutter mit beiden Armen um den Hals, gab ihr einen tüchtigen Kuß und rief: „Meine Mutter, willst du denn auch keinen hochdeutschen Sohn haben? Dann laß es meinetwegen einen holstein'schen sein, ist es nicht alles ein Thun, wenn nur das Herz recht und das alte ist?" Dann gab er auch seinem Vater die Hand und drückte sie ihm herzlich. Der Alte stand Anfangs ein wenig verblüfft da, aber der Frieden war doch gemacht —freilich nicht auf die Dauer. Mit dem Holstein'schen ging das schon, das hatte der Peter nicht vergessen, er wollte erst blos ein Bischen hoch aufspielen und sich wichtig machen mit seinem Hochdeutsch. Doch der Knoten saß viel tiefer. Das war dem Jungen alles nicht großartig genug in seines Vaters Haus, er sprach so verächtlich über all das Alte—es war eine ganz andere Sache auf dem großen adeligen Gut, allwo er drei Jahre lang den Schreiber gespielt hatte; wo die Taglöhner mit dem Hut in der Hand vor ihm standen, und wo sein Stock oft auf dem Buckel der Dienstjungen getanzt hatte.

Der Alte konnte sich aber auch nicht drein finden, daß sein Sohn ein großer und ausgewachsener junger Mann geworden war; er wollte ihn noch immer kommandiren wie früher, und eine eigene Meinung sollte er noch gar nicht haben. Da gab's denn nun oft böse Zusammenstöße, und Mutter Cornils hatte viel zu thun, die Beiden immer zu beschwichtigen, damit alles gut blieb.

Länger als ein halbes Jahr dauerte es damals nicht, dann mußte Peter Soldat werden. Und es war auch eben so gut, denn bei den Soldaten ist schon mancher zur „Resong" gekommen. Da er ein ziemlich „langes Ende" war, so thaten sie ihn bei der Garde in Potsdam. Bis zum Herbst waren seine drei Jahre herum, und so kam er wieder nach Haus—und was dann? Daran gerade dachte der alte Cornils diesen Abend, als er bei seiner guten Frau im Mondschein vor der Hausthüre saß, und eben daran dachte die gute Frau auch, als ihr Mann so tiefe Seufzer holte, wegen der neumodischen Zeiten.

Mutter Cornils legte ihr Strickzeug in den Schooß, sie war gerade am Abnehmen, und das konnte sie in der Dämmerung nicht so recht sehen. So schaute sie denn nach oben, wo der Mond so schön durch die Linden schien; und wenn man so recht nach oben schaut, so tauchen immer gute Gedanken in Einem auf, als ob der liebe Gott seine Engel als Briefträger damit ausgesandt habe.

„Ja, Vater," fing sie an, „wenn unser Sohn nun diesen Herbst wieder kommt von den Soldaten, dann ist er vierundzwanzig Jahre alt, was soll er dann? Du bist freilich noch rusch genug, Gott sei Dank! und kannst dem Hof allein vorstehen, aber für euch Beide ist hier

nicht genug zu thun. Mich dünkt, wir sollten auf den ‚Altentheil' gehen. ‚Es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget.' Das gilt uns nun auch."

Der Alte schaute so ein Bischen auf und klopfte seine Pfeife aus. „Das war ihm eben auch schon durch den Kopf gegangen," sagte er, „und er wolle auch gern Feierabend machen, wenn nur der Junge nicht mit dem neumod'schen Kram sich befassen würde und alles auf den Kopf stellte, das könne er nicht mit ansehen und es ginge ihm ans Leben. Siehst du, Mutter, wenn sie nur könnten, so ließen sie es auch nicht mehr zu, daß der Mond dort oben seinen alten, stillen Gang durch die Abendwolken ginge, dann müßte er auch nach ihrer Pfeife tanzen; ist doch gut, daß unser Herrgott da einen Riegel vorgeschoben hat."

Dabei schaute er nach oben, und eine Zeit lang war es ganz still auf der Bank. Diesen Moment nahm der liebe Gott wahr, und schickte auch so einen Engel als Briefträger nach dem alten Cornils; in dem Brief mag wohl so was gestanden haben, als wie: „Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn." Denn als er wieder anfing zu sprechen, hatte seine Stimme einen ganz andern Klang, weicher und liebevoller. „Na," sagte er, „wir haben ja nur den einen Sohn, Mutter, und schlecht von Herzen ist er auch nicht, wir müssen unsern lieben Herrgott nur recht bitten, daß er alles zum Besten lenke! Du weißt ja wohl, ich bin etwas hitzig von Natur, hast auch deine liebe Noth mit mir schon gehabt die viele Jahre; mußt mich blos immer zur rechten Zeit anstoßen, wenn es aufbrausen will. Du weißt wohl—mich dünkt, es wäre mit dem Jungen etwas besser geworden, als er vergangenes Jahr auf Urlaub hier war—er hat gar nicht so viel raisonirt, sie haben ihm die Flügel ziemlich gestutzt! Wenn wir heute Abend unser Vater-Unser beten, dann wollen wir auch recht an unsern Peter denken, Mutter!"

Als sie ihren Alten so reden hörte, kriegte sie das so mit der Rührung, just so, als wenn auf den Charfreitag der Küster anstimmte: „O Haupt voll Blut und Wunden"—es zog so innerlich durch sie, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen rollten. So ging ihr das jetzt auch; sie mußte sich ordentlich mit dem Schurz abtrocknen; sagen konnte sie rein gar nichts, sie legte ihre Hand auf des alten Knie und schaute ihn ganz erstaunt an.

So standen sie dann Beide auf und gingen ins Haus—die rothen Kissen nahm die Mutter mit hinein, die sollten doch nicht naß werden im Abendthau.

Als sie aber nun das Vater-Unser gebetet hatten, da lagen sie beieinander, jedes in seinem Bett. Jedes mit einer schloßenweißen Nachthaube, und gefalteten Händen über der Decke. Fliegen waren nicht da, die sie hätten stören können—die wurden mit Alaun gehörig ausgeräuchert; inwendig im Herzen waren die Fliegen diesmal auch ausgeräuchert, und so stieg es leicht in die Höhe, wie der Rauch aus dem Schornstein, wenn der Wind ganz still ist, und—ihren Peter nahmen sie zwischen sich; das konnte unserm lieben Herrgott wohl gefallen, und als der Mond durch die Fenster auf die beiden weißen Nachtmützen schien, da war es, als wenn so ein leises Ja und Amen durch die stille Nacht hinzöge zur guten Ruh'. (Fortsetzung folgt.)

Alexander von Humboldt.

Unter allen Namen, welche das deutsche Volk in sein Heldenregister eingetragen hat, und auf welche es mit Stolz hindeuten darf, steht der Name Humboldt mit obenan, denn wenn wir die Größe eines Mannes allein nach dem Wirken der eigenen Kraft und seine Thaten und Arbeiten nach dem für die Menschheit daraus entstandenen Guten bemessen, so steht wohl Humboldt als der größte seines Jahrhunderts da.

Merkwürdig ist es jedenfalls auch, und nebenbei aufmunternd für die Jugend, daß die größten Männer nicht auf Rosenbetten lagen, sondern in vielen Fällen in ihrer Jugend die bitteren Qualen des Hungers und der Entbehrungen zu dulden hatten.

Friedrich Heinrich Alexander Freiherr v. Humboldt wurde am 14. September 1769 zu Berlin geboren. Sein Vater starb als der junge Humboldt neun Jahre alt war, und nun hatte die Mutter die Erziehung ihrer beiden Söhne zu leiten, sie führte dieselben auf die Bahn der Wissenschaft und beide errangen die höchste Stufe. Einmal war Humboldt jedoch in großer Verlegenheit, denn die Mittel, um seine Studien fortzusetzen, waren ausgegangen. Ein wohlthätiger Herr, welcher schon andern armen Studenten geholfen hatte, streckte ihm vierhundert Thaler vor und Humboldt bezog die Universität. Ueber diese Episode seines Lebens, und das damit Verknüpfte, erzählt ein Schreiber: Als Humboldt vermögend war, steckte er sein Geld ein und eilte zu seinem Wohlthäter. Der Alte hatte das längst vergessen; der schmächtige, schüchterne Abiturient hat sich in einen stattlichen, selbstbewußten Mann verwandelt; er erkennt ihn kaum wieder. Endlich erinnert er sich, läßt sich die Geschichte seines Schützlings kurz erzählen und freut sich, daß es demselben gut geht. „Und hier sind die damals großmüthig vorgestreckten vierhundert Thaler," sagt der Arzt und zieht die Brieftasche, „Nein, das geht nicht," entgegnete der Commerzienrath und macht eine abwehrende Handbewegung, „es ist dies das erstemal, daß mir

einer der Herren, die ich als Studirende unterstützt habe, die Schuld wieder abtragen will, wir wollen die Regel lieber nicht unterbrechen. Geben Sie's irgend einer ‚verschmähten Armuth' in meinem Namen." Und dabei blieb es.

Alexander von Humboldt.

Als Humboldt 21 Jahre zählte, trat er mit seinem ersten wissenschaftlichen Werke: „Ueber die Basalte am Rhein" vor die Oeffentlichkeit. Jetzt unternahm er eine Reise durch Belgien, Holland, Frankreich und England, dann bezog er die Handelsacademie von Busch und Ebeling in Hamburg, um sich im Finanzfache auszubilden und sich die Kenntnisse der lebenden Sprachen anzueignen. Ein Jahr darauf erhielt er die Erlaubniß, sich dem Bergfach zu widmen, und schon nach einem Jahre wurde er Oberbergmeister am Fichtelgebirge in Baireuth. Im Jahr 1796 starb seine Mutter; ein Jahr darauf entsagte er dem Staatsdienst und folgte nunmehr als freier Gelehrter dem Drang seiner Wissenschaften. Er hatte nun eine Reise nach Italien beschlossen, aber die französischen Kriege verhinderten ihn daran, und er hielt sich längere

Zeit in Tirol auf. Im Jahr 1798 kam er nach Paris. Hier lernte er den Gefährten seiner Reisen und Forschungen in Amerika: Aime Bonpland kennen. Bald umschloß ein inniges Freundschaftsband beide, und sie beschlossen der französischen Expedition nach Egypten zu folgen. Sie begaben sich nach Spanien, verlebten da den Winter unter gemeinschaftlichen Forschungen und wollten sich im Frühjahre nach Cadix einschiffen. Da wurde auf einmal der Plan geändert. Der spanische Hof machte Humboldt die verlockendsten Anerbietungen zu Forschungsreisen in den spanischen Colonien in Amerika. Freudig sagte Humboldt zu. Am 5. Juni 1799 schiffte er sich mit seinem Freunde Bonpland auf der spanischen Fregatte „Pizarro" ein und am 16. Juli betraten sie die neue Welt bei Cumana. Ein großartiges Werk von 29 Bänden mit 1425 Kupfertafeln erzählt von dieser amerikanischen Reise, von den Forschungen, enthält Beschreibungen der Sammlungen, und geographische und historische Schilderungen. Der große Forscher berechnete über 700 Ortsbestimmungen, zeichnete selbst über viele vor ihm noch ganz unbekannte Landstriche die genauesten Karten und maß nicht weniger als 459 Höhen mit dem Barometer. Humboldt führte auch genaue Tagebücher über meteorologische und elektrische Zustände in den von ihm bereisten Ländern und legte dadurch den Grund zu einer neuen Wissenschaft: der vergleichenden Witterungskunde. Die Botanik vergrößerte der Gelehrte durch das neue Gebiet der Pflanzengeographie, und auch die Zoologie wurde von ihm bereichert. Alle diese großartigen Werke wurden aber erst nach seiner Rückkehr nach Europa ausgeführt. Am 9. Juli 1804 ging er zu Philadelphia in See, landete am 13. August in Bordeaux und verblieb längere Zeit, behufs Vollendung seiner Arbeiten in Paris. Das Jahr 1805 brachte er in Italien zu und kehrte dann nach Berlin zurück.

Im Jahre 1829 rüstete Kaiser Nikolaus von Rußland für Humboldt eine Expedition nach dem Ural, Altai, der Dsongarei und dem Kaspischen Meere aus. Die Resultate dieser neunmonatlichen Reise waren sowohl für Rußland als auch für die Wissenschaft von unschätzbarem Werthe. Bis zum Jahre 1848 war Humboldt fortwährend mit dem Hofe in Verbindung und erst dieses Jahr erlöste den nahe achtzigjährigen Gelehrten von seinem Posten. Nun hatte er Muße zur Vollendung seines größten Werkes, des Kosmus.

Ueber das Privatleben dieses großen Mannes erzählt man sich allerlei Interessantes, wie dieses auch nicht anders zu erwarten ist. Man erzählt z. E., daß er einst in Berlin durch den Mühlendamm, das ist jener Stadttheil, wo sich die Trödler und Händler in alten Kleidern niedergelassen haben, ging, und weil er überhaupt nicht viel auf seinen Anzug legte, erfreute er sich der ganz besonderen Aufmerksamkeit dieser geschäftslustigen Trödler:

„Papachen, wie steht's mit 'nem neuen Winterrock? Kommen Se rein! Det reine Eisentuch," tönte es von der einen, „hier alter Herr, ein schöner, mottenfreier Pelz, erst einen Winter getragen, paßt Ihnen wie angegossen," von der anderen Seite. In Gedanken versunken hatte er diese Anpreisungen vollständig überhört. Da fühlte er sich plötzlich am Rock festgehalten, und sah sich, als er aufblickte, einem besonders eifrigen Geschäftsmann gegenüber, der ihm mit großer Beredsamkeit eine grüne Sammetweste zum Verkauf präsentirte. Kopfschüttelnd wollte er weitergehen, als er unter dem im Schaufenster ausgelegten Kram zwei lange mit Perlmutter ausgelegte Reiterpistolen bemerkte, die bei näherer Besichtigung durch ihre alterthümliche, kunstvolle Arbeit sein Interesse erregten. Willens, sie seiner Waffensammlung in Tegel einzuverleiben, fragte er nach ihrem Preise. „Was werden Se geben für die schönen Pistölchen?" war die Antwort. „Sagen wir zehn Thaler! Will ich mal ausnahmsweise nichts dran verdienen. Neun Thaler haben sie mir selbst gekostet; Reparaturkosten und Zinsen dazu gerechnet macht's grade zehn Thaler." Humboldt legte zwei Friedrichsd'or auf den Ladentisch, ließ sich den Rest herausgeben, ergriff das in Papier eingeschlagene Päckchen und entfernte sich.

Unterwegs warf er zufällig einen Blick auf das zum Emballiren benutzte Papier und machte dabei die interessante Entdeckung, daß es ein Blatt aus einem alten „Kräuterbuche" war. Die in Gestalt großer Folianten von Aerzten und Naturforschern im Mittelalter herausgegebenen Kräuterbücher sind insofern von großem Werth, als sie über den damaligen Zustand der botanischen Wissenschaft, über die Anwendung der Pflanzen im menschlichen Haushalt, in der Technik, Medizin 2c. Aufschluß geben. Man wird es erklärlich finden, daß der große Naturforscher und Gelehrte sofort umkehrte, um die Ueberreste des werthvollen Werkes vor dem Untergange zu bewahren. Bei der Aehnlichkeit der einzelnen Läden war er aber auch jetzt nicht mehr im Stande, den richtigen heraus zu finden. Wo er fragte, ob man ihm die Pistolen verkauft hätte, erhielt er ein kurzes „Nein" zur Antwort. Sehr natürlich! Denn man hielt ihn für einen Reingefallenen, der den Kauf rückgängig machen wollte. Schließlich kam er auf einen listigen Ausweg und sagte zu den ihm zunächst Stehenden: „Schade, daß ich den Mann nicht finden kann. Ich wollte ihm nur einen Thaler zurückliefern, den er mir vorhin zuviel herausgegeben hat." — „Kommen Se 'rein, hier bei mir haben Sie gekauft," erscholl es sofort von allen Seiten. Aus allen Läden stürzten die Antiquaren hervor, zwanzig Hände auf einmal faßten und zerrten an seinem Rocke, ein wahrer Höllenlärm umtönte ihn. In dieser Bedrängniß erhob er drohend die Pistolen. Im Nu stob die Schaar auseinander. Nur einer blieb verschmitzt lächelnd stehen und meinte: „Sind se doch nicht geladen, Papachen! Stecken Se die Donnerbüchsen ein und geben mir meinen Thaler!" — Der wirkliche Verkäufer war gefunden. Humboldt folgte ihm in sein dunkles Gewölbe und verlangte hastig, das alte Buch zu sehen, aus welchem das Blatt herausgerissen sein mußte. Bei

näherer Besichtigung stellte sich heraus, daß der in Schweinsleder gebundene Foliant, den der Trödler mit anderem alten Kram auf einer Auktion gekauft hatte, mit Ausnahme weniger am Ende herausgerissener Blätter wohlerhalten war und zu den seltensten seiner Art gehörte. Gefragt, was er dafür haben wollte, dachte der Geschäftsmann eine Zeit lang nach, nahm dann eine Hose mit eingesetztem Boden vom Riegel und antwortete: „Geben Sie vier Thaler und die schöne Hose kriegen Sie zu. Mit der können Sie Sonntags Staat machen!" Das Geschäft kam auf dieser Basis zu Stande, jedoch verzichtete Humboldt auf die Zugabe.

Eines Tages ging er auch einmal im Humboldt-Park spazieren und sah da einige Jungens im Streit miteinander; es waren zwei gegen einen, und so bekam der Eine natürlich Hiebe; damit begnügten sich die Beiden nicht, sie zerschlugen dem armen Jungen auch noch einen Topf mit Erdbeeren, welchen derselbe im Land gesammelt hatte. Darüber fing der Junge an zu weinen, während die Beiden die Flucht ergriffen; aber, o Elend, Humboldt hatte einen am Kragen ergriffen und hielt ihn nun am Ohr fest, bis er Namen und Wohnort seiner Eltern erfahren hatte; dem Jungen bezahlte er nun seinen Topf und die Beeren, den Eltern der beiden Bengels schrieb er einen Brief, und die wohlverdiente Strafe folgte.

Humboldt hatte nur ein Lebensziel: die Wahrheit der Natur und ihre Gesetze zu erforschen. Er hat eine neue, ganz eigenthümliche naturwissenschaftliche Schule geschaffen, er hat der Naturkunde die Höhe der Zukunft gezeigt und er hat im Volke die Sehnsucht nach dem Erkennen der Natur geweckt. Aber auch als Mann steht Humboldt frei und fest da. Die Gesetze Gottes, die er in der Natur so klar ausgesprochen fand, galten ihm alles; sie waren die Sterne, nach denen er sein Lebensschiffchen und seine Hoffnungen steuerte.

Kukin, der Geizhals.

Am 10. October ist in Moskau am Nowinski'schen Boulevard ein Mann, Namens K. A. Kukin, gestorben, welcher 20 Millionen Rubel, 150 Buden, 30 Häuser und verschiedene Landgüter hinterließ. Er hat aber von diesem ungeheuren Reichthum keinen Nutzen gehabt. Zwar gab es Prunkgemächer im oberen Stock des Hauses, der Alte betrat sie jedoch nie; und Möbel, Gemälde, Vorhänge waren mit einer dichten Staubschicht bedeckt. Staub bedeckte auch die von Kukin bewohnten Zimmer des unteren Stocks. In seinem Kabinet standen auf einem runden Tisch zwei Theetassen, alles so mit Schmutz bedeckt, daß man sich scheute, sie anzufassen. In einer Ecke des Zimmers lagen alte Eisennägel, Hufeisen und allerlei auf der Straße gefundener und sorgfältig aufgehobener Kram. Statt der Schlösser waren Stricke an den Thüren der inneren Zimmer, auch am Kabinet und Schlafzimmer. Das Bett sah ekelerregend, zerrissen und beschmutzt aus; unter demselben befand sich eine eiserne Geldkiste. In dieser sollen sich gegen 60,000 Rubel Papiergeld befunden haben, das von Feuchtigkeit und Mangel an Luft halb verfault war. Seine Hauptschätze hatte er jedoch in dem Kellergewölbe unmittelbar unter den von ihm bewohnten Zimmern aufbewahrt. Vor etwa fünf Jahren hatte der Deckel einer seiner Geldkisten im Kellergewölbe die Laune, über Kukin zuzuklappen, als derselbe gerade in seinen Schätzen wühlte. Der schon alte und schwächliche Millionenbesitzer konnte sich nicht mehr selbst aus der Falle ziehen und begann jämmerlich zu stöhnen und um Hülfe zu rufen. Der Hausknecht hörte dies, kam herbei, hob den schweren Deckel auf und befreite den Alten aus der Klemme. Um dem Hausknecht seine Dankbarkeit für die Lebensrettung zu bezeigen, gab ihm Kukin — dreißig Kopeken, mit diesem Vermögen aber auch zugleich den Paß, und entließ ihn mit den Worten: „Geh, Brüderchen! Suche dir eine andere Stelle; bei mir kannst du nicht länger dienen: du hast

gesehen, wo mein Geld ist." Eine der letzten Beschäftigungen Kukin's soll gewesen sein, die im Kellergewölbe etwas feucht gewordenen Werthpapiere in seinen armselig möblirten Zimmern an Schnüren aufzuhängen und zu trocknen. Wie so viele Geizhälse ist er alt geworden und hat ein Alter von 80 Jahren erreicht. Manche Leute wollen behaupten, er sei auf seiner Geldkiste gestorben und habe im Tode noch die Eisenklammer umfaßt, welche die Kiste schützte. In Wirklichkeit ist er auf seiner elenden Lagerstätte gestorben, das Gesicht zur Wand gekehrt.

Schloß und Kirche.

Ein kleines Stück vom Dorfe N. entfernt steht das große, prächtige Schloß und nebenan eine schöne Kirche, die für die Bedürfnisse und Verhältnisse des kleinen Dorfes zu schön und zu groß erscheint. Fragt man nach Kirche und Schloß, so schütteln die alten Leute im Dorfe traurig die Köpfe und erzählen eine wunderbar klingende Geschichte. Im alten Schloß lebte ein reicher Baron. Neben dem Schloß stand ein armes Kirchlein, klein und zerfallen, mit durchlöchertem Dach, Regen und Schnee drangen hinein, vor dem Altar stand oftmals eine Lache Wasser. Der Baron hatte die Verpflichtung, die Kirche zu bauen; aber jegliche Bitten des Pastors oder der Gemeinde wies er barsch zurück: „die Kirche sei noch viel zu gut für sie." Doch wer Gottes und seines Wortes nicht achtet, auf dessen Hause ruht kein Segen. Vier Knaben wurden dem Baron geboren, beim vierten starb seine Frau. Die Knaben wuchsen heran, zwei wurden Offiziere, einer Richter, einer Landwirth und der sollte das väterliche Gut übernehmen, hatte in der Schweiz eine schöne, reiche Australierin kennen gelernt und sich mit ihr verlobt. Der alte Baron hielt für das junge Paar das alte Schloß nicht schön genug, ein neues, stattlicheres, mit dem größten Luxus ausgestattet, sollte sich erheben.

Wieder baten die Leute um Neubau der Kirche, wieder wies der Baron hart jede Bitte zurück, die Leute schüttelten die Köpfe und meinten, es könne kein Glück auf dem Schlosse wohnen. Der Baron lachte gezwungen, als er das hörte. Als das Schloß noch im Bau war, starb der eine Sohn an der Schwindsucht, der andere, Lieutenant, stürzte beim Rennen so unglücklich, daß er sofort todt war. Wie gebrochen schaute der alte Baron auf die Leiche des Lieblings. Das prächtige Schloß wurde fertig; durch das Kirchendach jedoch regnete es immer mehr, es schien ein Wunder, daß das Kirchlein nicht zusammenstürzte.

Das junge Paar zog ein in das Schloß mit großem Pomp, aber das Glück währte nur kurze Zeit. Drei Kinder waren geboren worden, zwei wieder gestorben, da starb auch die junge Frau, und fast zu gleicher Zeit blieb der dritte Sohn des Barons, der Referendar, im Duell. Wieder hörte der Baron das Gerede der Leute, daß kein Glück auf dem Schloß wohnen kann, wenn das Gotteshaus eine elende Hütte und Gottes Wort verachtet sei.

Der alte Baron wollte wieder lachen und spotten, aber Furcht und Grauen kamen über ihn, als auch das dritte Enkelkind sich zum Sterben legte. Voll Todesangst gab er Befehl, sofort zum Bau einer schönen Kirche zu schreiten, — aber das letzte Enkelkind starb, und als die schöne Kirche fertig war, starb auch der junge Schloßherr.

Allein und verlassen wohnte der alte Baron auf dem großen, einsamen Schloß, wollte sich die Haare raufen, und konnte doch seine Todten nicht lebendig machen, und schließlich fand er nur Trost in der Kirche, an den Stufen des Altars des Herrn, um den er sich früher nie gekümmert. Dann legte er sich zum Sterben, und das alte Geschlecht war erloschen, aber Schloß und Kirche blieben neben einander, trotzen der Zeit und dem Wetter.

E. N.

Ueber den St. Gotthard.

Bearbeitet von N. M.

II.

Von Göschenen, welcher Name wohl so viel ist als Gemünde, Gmünd, führt die Straße ganz in der Richtung des Tunnels, in die „Schöllenen" hinein. So heißt das Reußthal hier, von Göschenen bis zum Urnerloch, oberhalb der Teufelsbrücke; eine wilde Felsenschlucht, zu beiden Seiten die schwindelnd hohe, schroffe, braungraue Gneißwand, an deren Fuß über das wirr gelagerte Trümmerfeld die neue Kunststraße in kühnen Windungen angelegt ist, hoch über der tosenden Reuß, an welcher der alte Saumpfad schüchtern sich heraufzieht. Die „Schöllenen" oder auch „Schellenen" haben ihren Namen offenbar von Schall, wie unser „Klingen"; sie sind Oerter des Schallens, und zwar eines dreifachen: des Wassers, der Lawinen und des Sturmes. Nach jeder neuen Strecke kann man auf einen reißenden

Wasserstrudel hinabsehen, bis man hinaufkommt zum obersten und mächtigsten derselben bei der Teufelsbrücke, von welchem der Dichter singt:

„Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth."

An der von Lawinen am meisten gefährdeten Stelle ist über die Straße eine lange Schutzgallerie erbaut. Vom Ausbruch eines Föhnsturmes aber soll uns der Bericht eines Augen- und Ohrenzeugen sagen: „Bei einer der Windungen des Weges bekam ich plötzlich einen Stoß, der mich fast zu Boden geworfen hätte. Auf Geierfittigen war jetzt der Föhn über das Joch herabgeschossen und schrie wüthend auf, da er sich an den stahlharten Felswänden zerstieß. Zwischen sein Aechzen, Pfeifen, Kreischen, Heulen mischten die klagenden, grollenden Wasser ihr Weinen, ihr Schelten, ihren Donner; es war, als sei die Hölle losgelassen."

Gletscher.

Wir wandern die Straße entlang; die senkrecht aufsteigenden Felswände rücken immer näher zusammen, die Reuß kommt tosend so eilig herab, daß man merkt, man naht sich ihrem höchsten Sturz. Jetzt stehen wir an der Teufelsbrücke, welche von unserer Felsenwand hinübergeht an einen vorspringenden Hügel auf der andern Seite. Diese Brücke ist 1830 erbaut worden. Auch die alte Brücke steht noch, gleich unterhalb der neuen, aber viel tiefer. Schaut man aufwärts, so muß man denken: Wie mag es gewesen sein, als diese Schlucht noch nicht durchbrochen war, als das Urserenthal oben, wie deutliche Spuren zeigen, ein See war, aus welchem die Reuß noch viel höher über diesen Felsenkranz herabstürzte!— Da konnte man von hier schlechterdings nicht weiter kommen; freilich wird damals auch noch kein Menschenfuß hierher gekommen sein. Jetzt fährt 750 Fuß unter uns im Innern des Berges die Eisenbahn. — An der jenseitigen (östlichen) Seite windet sich die Straße an einer Schutt- und Felsenhalde hinauf und kommt wieder an die Felswand. Da ist nun zwischen dem Fluß und den Felswänden kein Räumlein mehr, wo man einen Fuß aufsetzen könnte. In alten Zeiten hing hier am Felsen hin in Ketten ein schwanker Steg für Fußgänger, die „stäubende Brücke." 1707 wurde durch den Felsen ein 200 Fuß langer Tunnel gebrochen, nur für Menschen und

Saumrosse gangbar, das „Urner Loch“; mit Erbauung der neuen Gotthardstraße 1830 wurde der Tunnel erweitert, daß er nun für zwei Wagen breit genug ist.

Hat man das Urnerloch durchschritten, so ist man wie in einer neuen Welt. Man steht am Anfang des Urner- oder Urserenthals; ganz ruhig und still fließt die Reuß einher; das ganze, etwa drei Stunden lange, eine halbe Stunde breite Hochthal, in welchem einige freundliche Dörflein liegen, ist grünes Weideland, von hohen, zum Theil schneebedeckten, kahlen Bergen umgeben. Vor uns liegt Andermatt; darüber hinein Hospenthal; von dort sehen wir unsere Gotthardstraße in zahlreichen Windungen aufwärts steigen. Von Hospenthal rechts hinüber, westlich, setzt sich das Thal noch zwei Stunden weiter fort zum Furkapaß. Zur Linken, nach Osten, haben wir den Oberalppaß ins Rheinthal. Von Hospenthal aufwärts gelangen wir zur obersten Stufe des Reußthals, und unsere Wanderung geht zwischen öden Felshängen hin; zackige Berghäupter, die altersgrau, wie zerfallendes Gemäuer uns entgegenstarren; mächtige Felskolosse, wie große Brocken umhergestreut, sind alles, was wir erblicken. Zwischen kleinen Seen, welche unentschieden zwischen Reuß und Tessin schwanken und die oft im hohen Sommer noch mit Eis bedeckt sind, kommen wir endlich zum einsam daliegenden Gotthardhospiz. Eine Fernsicht gibt es hier nicht, nur wenn man den verwitterten Gipfel ersteigt, welches an vier Stunden Zeit erfordert, erlangt man eine Aussicht; aber sie ist reizend, denn hier oben hat man Aussicht fast über alle Hauptgebirgsstöcke der Schweiz.

Auf den Hochalpen.

Die Gotthardhäuser bestehen aus der alten Gotthardherberge, sodann dem Posthaus und dem Gasthaus von Lombardi. Der Anfang des Gotthardhospitiums sowie sein Name datirt von einem Grafen Azzo, Herr von Mailand, welcher um 1330 dem hl. Gotthard zu Ehren an dieser Grenzmark seines Gebiets eine Capelle erbaute. Viele Tausende von Reisenden finden hier jährlich Aufnahme. Wer kann, bezahlt eine Entschädigung dafür. Unterhalten wird das Hospiz durch Beiträge, die in der Schweiz ersammelt werden. Verwaltet wird es nicht durch Mönche, wie das auf dem St. Bernhard, sondern seit langer Zeit im Namen der Tessiner Regierung durch die Familie Lombardi, von welcher jetzt auch das auf eigene Rechnung geführte gute Hotel Prosa erbaut ist. Im Hospiz fanden im vorletzten Jahr ungefähr 18,000 Reisende unentgeltliche Herberge, Speiserationen wurden ungefähr 70,000 verabreicht. Und daneben besteht seit längerer Zeit für bemittelte Reisende das Hotel Prosa. Wie wird es jetzt wohl fernerhin mit diesem Verkehr über den Paß gehen? Im Sommer wird er immer noch ein reger bleiben, denn die Eisenbahn entzieht nicht nur, sondern sie bringt ihm auch Reisende. Aber im Winter wird es anders sein; wer da reisen muß, weiß sich im Innern des Berges vor Kälte, Schnee und Sturm geborgen, und da oben können die „Guxeten,“ in deren Sturmgeheul sich nicht mehr das Schellengeklingel der mit ihren Schlitten daherkeuchenden Postpferde mischen wird, ganz ungestört ihr Wesen treiben. —

Jetzt geht unser Weg abwärts nach Süden, es geht nun Italien zu; wir folgen dem Lauf des Tessin, welcher

stark dem Po entgegen eilt. Plötzlich sehen wir uns am Rand eines tiefen, schaurigen Thales, in welches der Tessin in prächtigen Fällen hinunterstürzt; aber auch die Straße lenkt unzähligen Windungen wie eine riesige Bergschlange hinab. Der Name dieses Thales ist Val Tremola, oder Thal des Zitterns; es ist das von Lawinen am meisten bedrohte und gefährdete am Gotthardweg. Das kann man auch an den Schutzhäusern, welche hier gebaut sind, merken. Bald erweitert sich das Thal, andere Thäler münden ein und vor uns liegt Airolo; noch näher aber, gerade unterhalb der Straße, die südliche Oeffnung des Gotthardtunnels.

Man kommt also beim Austritt aus dem großen Tunnel in ein gar liebliches Gebirgsthal, in welchem rings herum grüne Halden mit freundlichen Hütten und Dörfchen, weiter aufwärts dunkle Tannenwälder und beschneite Bergkuppen auf uns herablicken. Aber es geht darum für die Bahn im weitern noch nicht so leicht und glatt dahin, sondern sie hat im Tessinthal hinab noch viel wildere Schluchten zu überwinden, als im Reußthal.

Gehen wir, ehe der Bahnzug kommt, unsere Straße weiter, so führt uns dieselbe bald durch vier Felsenthore hinab durch die prächtige Schlucht von Stalvedro, an deren Ende ein Wasserfall in wildem Sprung herabstürzt. Oberhalb der Schlucht setzt die Bahn über den Tessin und windet sich durch den Felsentunnel und an der Thalwand hin, auf deren sonnigen Terrassen viele Dörflein liegen, abwärts nach Fiesso. Hier treten die Thalwände wieder ganz nah zusammen. Wir kommen in die großartige Felsenschlucht von Dazio Grande, durch welche die Straße, den hochaufschäumenden Wasserstürzen des Tessin entlang, wiederholt den Fluß überschreitend hinabführt; die Bahn aber setzt gleich beim Eintritt in die Schlucht über den Tessin, durchfährt einen kurzen Tunnel, hierauf einen Kehrtunnel, und kommt dann mitten in der Schlucht heraus. Bald zieht Bahn und Straße durch eine prächtige Landschaft hin, malerisch liegen an den Bergen die Dörflein umher, rechts und links stürzen von den steilen Felswänden Wasserfälle, besonders schön der Schleierfall der Cribiasca. Gewaltige Felsblöcke liegen zerstreut umher, von stattlichen Kastanienbäumen überschattet; Weinbau und Maulbeerzucht beginnen. Es geht aber noch einmal eine Schlucht hinab, die Biaschinaschlucht, zur Biaschina, der untersten Thalstufe des Tessin. Hier sind gar zwei Kehrtunnels hart über einander angelegt mit je einer Meile Länge und etwa 110 Fuß Fall. Von Giornico, dessen Mauern und Thürme schon in heidnischer Zeit in diese schöne Gegend hereingeschaut haben, und das schon 100 Fuß tiefer als Flüelen liegt, gelangt die Bahn ohne weitere Schwierigkeiten durch das reben- und feigenreiche Tessinthal über Biasca nach Bellinzona, dem Hauptort des Cantons Tessin. Bellinzona ist der Schlüssel zu den Gotthardthälern. Außer der beiderseitigen Thalwand überragen drei Hügel die Stadt, gekrönt mit den Burgen der Kantone, welche bis zu Anfang unseres Jahrhunderts Bellinzona und die Umgegend beherrschten: Uri, Schwyz, Unterwalden. Und hier stehen wir nun am Ende unseres Gotthardwegs. Von hier an führt dich die Bahn den herrlichen Seen Oberitaliens zu, entweder mit dem Tessin zum nahen inselreichen, paradiesischen Langensee (Lago Maggiore), oder nochmal über und durch Gebirg zum herrlichen Luganersee, über den sie auf einem 2448 Fuß langen Damm hinübersetzt, um in kurzem Lauf über Berg und Thal und über die Schweizergrenze an die reben-, oliven- und seidenreichen Gestade des Comer Sees zu gelangen und weiter in die mailändische Ebene.

Auf dem St. Gotthard.

Dies ist der in unsern Tagen so merwürdige, seit alten Zeiten so ehrwürdige Gotthardweg.

Interessante Thatsachen.

Zusammengestellt aus astronomischen Werken.

1. Von der Sonne.

Die Sonne ist der große Ursprung des Lebens, des Lichtes und der Hitze für die Erde und für alle andere Planeten im Sonnensystem.

Dieser große Körper ist ein Globus 850 Tausend Meilen im Durchmesser.

Die Sonne ist so groß wie 13 hundert Tausend solcher Erden, wie unsere. Sie ist 674 Mal größer als alle anderen Körper des Sonnensystems zusammen! Der Umfang der Sonne ist zwei Millionen 640 Tausend Meilen.

Wenn eine Person jeden Tag 90 Meilen geht, dann nimmt es 80 Jahre um die Sonne herumzuwandern.

Das Licht, welches 183 Tausend Meilen per Secunde geht, nimmt etwa 8½ Minuten, um von der Sonne die Erde zu erreichen. Es würde einen Passagier-Zug, der dreißig Meilen die Stunde geht, 340 Jahre nehmen, um von der Sonne zu unserem Globus zu gelangen.

Wir sind im Winter der Sonne um 3 Millionen Meilen näher, als im Sommer. Die Sonne ist, verhältnißmäßig, 90 Millionen Meilen entfernt von der Erde. Eine bessere Vorstellung dieser ungeheueren Strecke kann man sich durch die folgende Vergleichung machen: Ein Dampfschiff, das 200 Meilen zurücklegt in einem Tage, würde 1300 Jahre gebrauchen, um eine Distanz gleich der zwischen der Erde und Sonne zurückzulegen.

Es wird geglaubt, daß das Licht, das wir von der Sonne an einem klaren Tage bekommen, dem Licht von sechs Tausend Lampen (ein Fuß von uns entfernt) gleich kommt. Es würde 800 Tausend Vollmonde nehmen, um einen solchen Tag zu erzeugen, so hell wie der der Sonne.

Wir bekommen jährlich genug Hitze von der Sonne, um eine feste Lage Eis, 114 Fuß im Durchmesser, über der ganzen Erde zu zerschmelzen.

Johann Herschel, der berühmte Astronom, sagte, daß wenn eine feste Lage Eis, 45 Meilen im Durchmesser und 200 Tausend Meilen lang, in die Sonne geworfen würde, es in einer einzigen Secunde zerschmolzen wäre!

Mit der Hülfe starker Fernröhre hat man viele dunkle Flecken auf der Sonne gesehen, so viel wie 40 oder 50 auf einmal. Ein Flecken wurde beobachtet, welcher mehr als 50 Tausend Meilen im Durchmesser sein soll, und noch einer wurde entdeckt, der sogar zweimal so breit war.

2. Von den Sternen und unseren Planeten.

Unsere Erde, in ihrer Bahn um die Sonne, geht 18 Meilen per Secunde oder 1080 Meilen in einer Minute. Während wir 7 Stunden schlafen, passirt der Planet, auf welchem wir leben, 470 Tausend Meilen.

Alle Fixsterne sind Sonnen; und einige Astronomen haben die Zahl dieser Sternen-Sonnen in dem Universum auf nicht weniger als 75 Millionen festgesetzt. Die Sonne, welche die nächste zu der Unsrigen ist, heißt Sirius, und die Distanz ist 852 Millionen Meilen. Eine Vorstellung von dieser großen Entfernung kann man sich machen durch den folgenden Vergleich: Eine Locomotive, die Tausend Meilen pro Tag geht, würde 2361 Jahre gebrauchen, um von dieser Erde zum Sirius zu gelangen.

Neptun ist der entfernteste Planet, der bis jetzt in unserem Sonnensystem bekannt ist. Während unsere Erde in 365 Tagen ihre Runde um die Sonne macht, gebraucht Neptun 165 Jahre für seine Runde, welche die große Strecke von zwei Billionen und 750 Millionen Meilen beträgt.

Mercur ist der Planet, welcher der Sonne am nächsten steht. Die Entfernung beträgt 37 Millionen Meilen, welche er in der kurzen Zeit von 88 Tage zurücklegt. Sein Durchmesser ist 3200 Meilen.

Der Mond ist der nächste Himmels-Körper zu der Erde. Die Entfernung beträgt 240 Tausend Meilen. Sein Durchmesser ist 2180 Meilen.

Die nächsten Sterne sind 20 Billionen Meilen entfernt. Es nimmt ihrem Lichte etwa 3½ Jahre, um zu uns zu gelangen. Astronome geben nicht vor, die genaue Entfernung von mehr als 20 Sternen zu wissen. In einer klaren Winternacht können mit dem besten Auge nicht mehr als 3000 Sterne gesehen werden, aber mit der Hülfe des Telescops sind Millionen entdeckt worden. Wenn die Sterne durch die besten Vergrößerungsgläser betrachtet werden, sind sie augenscheinlich nicht größer, als wenn man sie mit dem bloßen Auge sieht. Es würde eine Kugel, welche 500 Meilen in der Stunde geht, 750 Mal die Zeit, die seit der Schöpfung der Welt vergangen ist (5887 Jahre), nehmen, um die Distanz von der Erde zu dem nächsten Sterne zurückzulegen!

Einige der Sterne sind so weit entfernt, daß die Astronome denken, daß es ihr Licht Tausende von Jahren nimmt, unsere Erde zu erreichen.

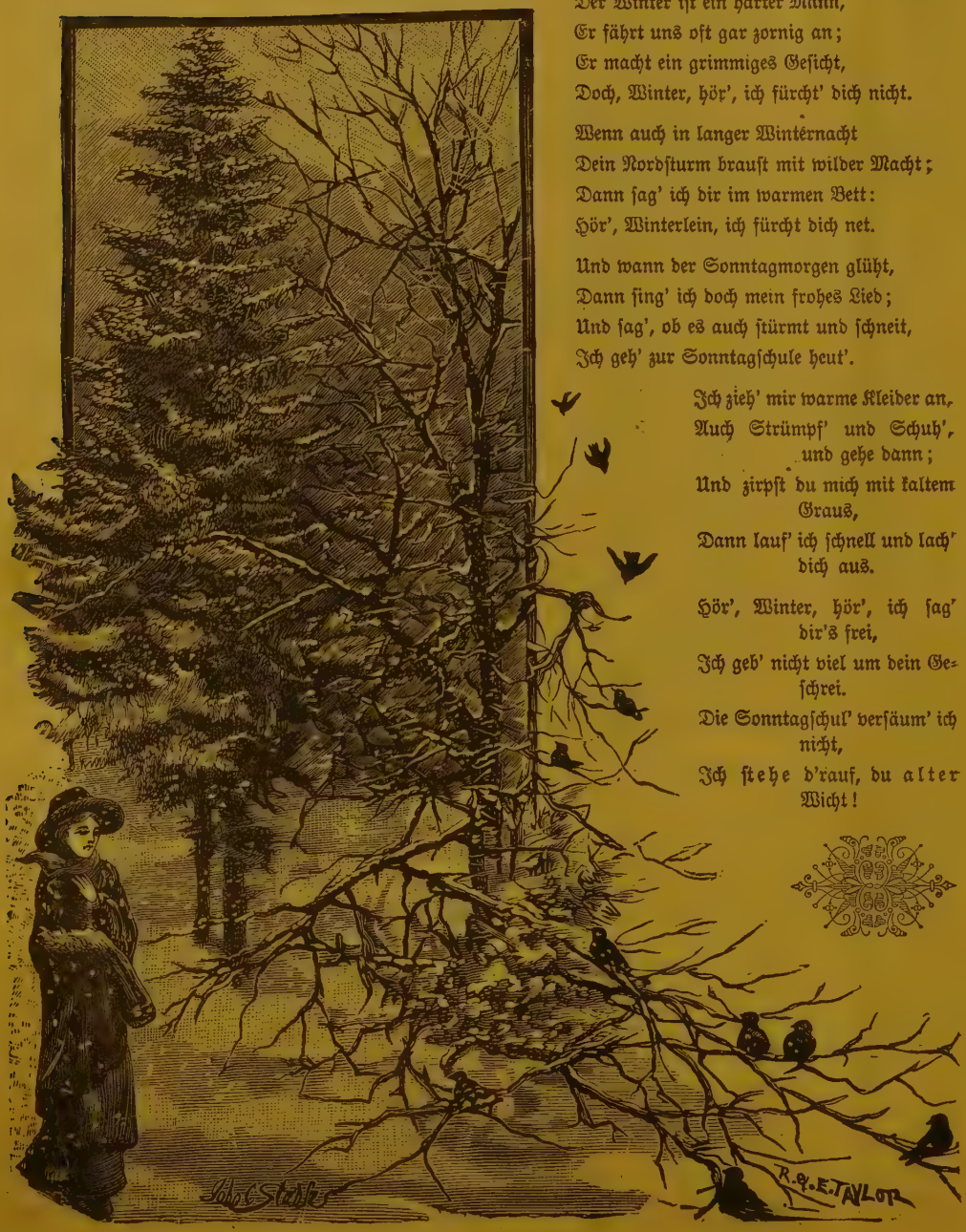
Wenn du den Polarstern an einem klaren Abend betrachtest, dann vergiß nicht, daß seine Strahlen ein halbes Jahrhundert gebraucht haben, um den Ort, da du stehst, zu erreichen! Wenn der Stern ausgetilgt würde, dann könnten wir es erst nach fünfzig Jahren ausfinden.

Die himmlische Körper werden in ihren Positionen gehalten durch die Anziehungskraft.

Theure Leser, laßt uns mit Ehrfurcht an das heilige Wesen denken, das im Himmel thront, denken an Den, der die Wasser in seiner Hand hält, der die Berge in einer Wage wiegt, vor dem die Nationen nur wie ein Tropfen im Ocean sind, und vor dem wir uns bald verantworten müssen an jenem großen Tag.

Winter.

Von Jakob Maurer.



Der Winter ist ein harter Mann,
Er fährt uns oft gar zornig an;
Er macht ein grimmiges Gesicht,
Doch, Winter, hör', ich fürcht' dich nicht.

Wenn auch in langer Winternacht
Dein Nordsturm braust mit wilder Macht;
Dann sag' ich dir im warmen Bett:
Hör', Winterlein, ich fürcht dich net.

Und wann der Sonntagmorgen glüht,
Dann sing' ich doch mein frohes Lied;
Und sag', ob es auch stürmt und schneit,
Ich geh' zur Sonntagschule heut'.

Ich zieh' mir warme Kleider an,
Auch Strümpf' und Schuh',
und gehe dann;
Und zirpst du mich mit kaltem Graus,
Dann lauf' ich schnell und lach' dich aus.

Hör', Winter, hör', ich sag' dir's frei,
Ich geb' nicht viel um dein Geschrei.
Die Sonntagschul' versäum' ich nicht,
Ich stehe d'rauf, du alter Wicht!

Ein unheimlicher Reisegefährte.

Auf Thatsachen gegründet.

Vor einigen Jahren, es war schon im Spätherbst, mußte ich einmal schnell eine Reise nach Böhmen machen, welche mich, ich konnte es nicht anders einrichten, zwang, bei Abend zu fahren. Wenige Tage vorher nemlich erhielt ich die Einladung eines Freundes in Dresden — ich selbst wohnte in Berlin — ihn auf ein paar Stunden zu besuchen, in seiner Familie wenigstens zu Abend zu speisen und die Nacht über in seinem gastlichen Hause zu verweilen, eine Einladung, welche ich mit Vergnügen annahm, erstens um meines, mir lange aus den Augen entschwundenen Freundes willen, und dann, weil meine eintönige Reise eine willkommene Unterbrechung erlitt. Ich beschloß also, es so einzurichten, daß ich des Abends ungefähr zur Zeit, wo man noch mit dem Essen auf mich warten konnte, eintreffe, um im Laufe des nächsten Vormittages meinem eigentlichen Ziele zuzudampfen.

Als der Tag meiner Abreise kam, wurde ich durch zufällige Geschäfte noch sehr in Anspruch genommen, so daß ich nach hastig eingenommenem Frühstück, sogar auf das Mittagsbrod verzichten mußte, und selbst noch einige Stunden des Nachmittags brauchte, eh' ich dazu kam, die nöthigsten Reiseeffekten in einen kleinen Koffer zusammenzuwerfen, um nach dem Dresdener Bahnhof zu jagen — bei vielen Berliner Droschken zweiter Classe darf sich der freundliche Leser darunter freilich eine besonders wilde Jagd nicht vorstellen — wo ich denn glücklich kaum zwei Minuten vor Abgang des Schnellzuges — 5 Uhr 20 Minuten Nachmittag — anlangte. Ich fragte nach dem Zuge, und der Portier wies mich nach einem bereitstehenden Train mit dem Bemerken, daß ich, wenn ich nicht eilte, noch sitzen bleiben würde. Natürlich folgte ich seinem Rath und stürmte in das erste offenstehende Coupe, in welchem sich, wie ich bald sah, nur noch ein einziger Reisender befand. Hier machte ich mich für die Fahrt möglichst bequem zurecht und fand die erste Zeit, als wir durch den Sand der Mark Brandenburg dahinsausten, genügende Muße, meinen Begleiter zu mustern. Es fällt mir gewiß nicht ein, mich als Meister in der Physiognomie aufzuspielen, aber ich muß doch sagen, daß der erste Eindruck, den der Mann auf mich machte, kein besonders angenehmer war. Allem Anschein nach gehörte er zu den nervös erregten Menschenkindern und seine grauen Augen, ohne besonders hervortretenden Eindruck, schienen nie und nirgends Ruhe zu finden. Dazu kamen noch röthliches Haar und ein ebensolcher Bart — mit einem Wort, das Aeußere des Mannes nahm nicht gerade für ihn ein. Seine etwas hagere Gestalt bedeckte ein langer Ueberrock aus sehr dickem Stoff, den ich für ziemlich überflüssig hielt, denn trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit war das Wetter doch keineswegs kalt zu nennen. Auf dem Polster neben sich hatte er einen kleinen eichenen Kasten, eine Art Schatulle stehen, welche sorgfältig verschnürt war, und immer richteten sich seine Augen einmal auf den Kasten und gleich darauf wieder auf mich. Es ward mir sonderbar zu Muthe; ich dachte an Höllenmaschinen und wer weiß noch an was. Nachdem er mich mehrere Minuten scharf fixirt hatte, redete er mich plötzlich an.

„Ist es möglich, mein Herr," begann er ernst und im Tone der Verwunderung, „daß Sie es übersehen hätten, daß dieses Coupe nur für Kronenbeamte reservirt ist?"

Ich sah mich rund um in dem beschränkten Raume, da mir aber nicht das Geringste in die Augen fiel, das auf eine solche Beschränkung hingedeutet hätte, antwortete ich:

„Ich habe nichts bemerkt, was mich darüber hätte belehren können."

„Dann, mein Herr, muß ich Sie bitten, das Coupe sofort zu verlassen, und mich hier, worauf ich Anspruch machen kann, allein zu lassen."

In Erwägung, daß der Zug jetzt mit einer Schnelligkeit von 60 Kilometern in der Stunde dahinbrauste und nicht eher anhielt, als bis wir in Dobriluck-Kirchhain schon die kleine Hälfte nach Dresden zurückgelegt hatten, konnte ich nicht einsehen, wie es mir möglich sein sollte, seinem Gesuche, oder vielmehr seinem Befehle nachzukommen, und sagte ihm das offen mit dem Zusatze, daß ich hier ebenso viel Recht habe wie er, und ich keine Lust verspüre, meinen Platz zu verlassen.

Da erwiderte er mit einer gewissen Feierlichkeit im Tone:

„So mögen die Folgen Ihrer Weigerung auf Ihr Haupt fallen!"

Diese Worte erschreckten mich doch ein wenig, denn die ganze Art und Weise des Mannes ließ unschwer erkennen, daß es mit ihm nicht ganz richtig im Oberstübchen sei, und die Aussicht, eine wenn auch nur dreiundeinehalbe bis vier Stunden lange Reise allein in einem geschlossenen Coupe mit einem — Irrsinnigen zu machen, war nicht besonders geeignet, mich heiter zu stimmen. Doch was half's? Ich mußte wohl gute Miene zum bösen Spiel machen und gab mir das Ansehen, als ob ich in die Nationalzeitung, die ich noch von früher her in meiner Rocktasche hatte, völlig vertieft sei, während ich in Wahrheit jede Bewegung meines etwas zweifelhaften Reisegefährten beobachtete. Plötzlich ergriff er den hölzernen Kasten, setzte sich denselben auf die Knie, murmelte nur einige unverständliche Worte und stellte dann jenen ebenso schnell wieder neben sich; mit dieser Bewegung

bemerkte ich zufällig, daß der silberbeschlagene Griff eines Revolvers aus seiner rechten Rocktasche hervorblitzte. Das war nun nicht gerade die angenehmste Situation; in einem Coupe eingeschlossen mit einem Manne, der entschieden verrückt und nebenbei mit einem Revolver oder Pistol bewaffnet war, während ich zu meiner Vertheidigung nichts hatte, als einen Schirm und eine Rolle Papier von solcher Länge, daß ich es, auch um dasselbe zu schützen, immer aufrecht in der Hand halten mußte. Plötzlich richtete er wieder an mich das Wort:

„Darf ich fragen, ob Sie sich mit den wunderbaren Kräften der Elektricität genauer bekannt gemacht haben?"

Ich verneinte die Frage.

„Ich habe es gethan," sagte er, „und bin darin so weit gekommen, daß ich mit Hülfe des Inhaltes dieses Kästchens den ganzen Eisenbahnzug mit Allem, was darin ist, in Atome zerschmettern und in alle Winde zerstreuen könnte."

„Was Sie sagen," antwortete ich, „doch was würde da mit Ihnen selbst?"

„Mit mir?—Ich würde vorher ganz ruhig in die Luft emporsteigen und mir die Scene aus der Vogelperspective mit ansehen."

„Wie sollten Sie das zu Wege bringen?" fragte ich.

„Das ist meine Sache und—mein Geheimniß," antwortete er abweichend, „kümmern Sie sich dabei um sich selbst."

Das war deutlich und für mich eine reizende Aussicht. Inzwischen machte ich doch noch eine Bemerkung, welche ihn zu befriedigen schien, denn er versank wieder in Stillschweigen. Ich empfand es mehr, als daß ich es hätte beweisen können, daß er irrsinnig und aller Wahrscheinlichkeit aus einem Asyl für Geisteskranke entwichen war, denn seinem Aeußern nach gehörte er den besseren Gesellschaftsklassen an; dabei konnte ich freilich noch nicht darüber ins Klare kommen, was es mit dem Kasten für eine Bewandtniß hatte, den er fast eifersüchtig überwachte. Der Mann that mir leid, trotz meiner keineswegs beneidenswerthen Lage. Ich versuchte also, ihn auf andere Gedanken zu bringen und begann verschiedene gleichgültige Gespräche; stets antwortete er aber nur mit einigen Silben, bis er plötzlich wieder sozusagen losbrach.

„Wie können Sie wagen, mich anzureden, ohne mir vorher gesagt zu haben, wer Sie sind? Ihre Kühnheit nimmt mich Wunder!"

Ich hielt es für das Beste, auf seine Launen einzugehen und händigte ihm meine Karte ein, auf der der Name „B. B. Schmid, Gerichtsrath", stand.

„Ach, das hab' ich mir doch gedacht, daß Sie ein Schmid wären, Sie sehen gleich wie ein solcher aus, nach dem Ruß in Ihrem Gesicht zu urtheilen, Sie werden ein Blechschmied sein!" Hier brach er in ein wahrhaft maniakalisches Lachen aus; als er sich endlich wieder beruhigt, sagte er, „wünschen Sie vielleicht auch zu wissen, wer ich bin?"

Ich erwiederte ihm, daß es mir ein Vergnügen sein würde, auch seinen Namen kennen zu lernen, wenn ihm das beliebte.

„Ganz wie Sie wollen," sagte er, sich etwas vorwärts beugend und mich fast mit den Augen verschlingend, während er die eine Hand fest auf den verdächtigen Kasten gelegt hatte, „als ich vorhin in den Waggon einstieg, war ich der Khan der Tartarei, die Wunder der Elektricität vermögen es aber auch zu Wege zu bringen, daß ich meine Persönlichkeit von Zeit zu Zeit wechsle; so kann ich binnen einigen Stunden oder vielleicht Minuten, schon ein ganz Anderer sein."

Ich mag auf diese Worte wohl ein verdutztes Gesicht gemacht haben, denn er fuhr fort: „Ach, Sie wundern sich darüber? Dann werden Sie vielleicht noch weniger glauben oder verstehen, daß mein ganzer Charakter, mein Thun und Treiben davon abhängt, wer ich gerade bin. Vor nicht langer Zeit plauderte ich noch mit einigen Freunden; plötzlich aber wurde ich zum König von Siam verwandelt, und bevor sich jene noch in Sicherheit zu bringen vermochten, biß ich jedem von ihnen einen Finger ab. Ach, den Spaß hätten Sie mit ansehen sollen! Ha, ha, ha!"

„Gott sei uns gnädig!" rief ich, „das kann doch nicht Ihr Ernst sein?"

„Natürlich ist es mein voller Ernst; ich bin niemals so gefährlich für Andere, außer wenn ich eben jenen Charakter annehme."

Nach dieser wenig beruhigenden Erklärung blieb er still sitzen, und ich dankte meinem Schöpfer für den kurzen Waffenstillstand. Durch einen Blick auf meine Uhr überzeugte ich mich, daß noch eine gute Viertelstunde vergehen mußte, eh' wir in Dobrilugk anlangten. Ach, wie wünschte ich, daß diese Zeit vorüber wäre! Denn jetzt lag mir nichts mehr am Herzen, als bei dem nächsten Haltepunkt eiligst das Coupe zu wechseln. Plötzlich und zu meinem nicht geringen Schrecken, erklärte er mir, als ob sich's um gar nichts handelte, sehr gelassen:

„Ich halte es für meine heilige Pflicht, Ihnen mitzutheilen, daß jetzt wieder eine Umwandlung mit mir vorgeht, und daß ich binnen wenig Minuten der König von Siam sein werde."

Unwillkürlich blickte ich rund umher, ob sich mir ein Ausweg, meinem schrecklichen Vis-a-vis zu entfliehen, böte, und gleichzeitig ergriff ich meinen soliden Schirm, fest entschlossen, meine gesunden Finger wenigstens so theuer wie möglich zu verkaufen. Mein Lebenlang werde ich nicht die Empfindung der Erleichterung vergessen, als ich endlich die Lokomotive pfeifen hörte und daraus die Hoffnung schöpfte, daß wir sogleich in der Station ankommen mußten. Unbemerkt legte ich mir alle meine Effecten zurecht, um schnell aussteigen zu können, um so mehr, als mir keineswegs entging, daß Seine Majestät der König von Siam mit jeder Sekunde immer aufgeregter wurde, und die Art und Weise, wie er seine Zähne zeigte, würde gewiß hingereicht haben, auch einen weni-

ger nervösen Mann als mich zu erschrecken. Als wir näher nach der Station herankamen, fuhr der Zug langsamer und stand endlich still.

Gerade als ich mit flüchtigem Grüßen zur Coupethür hinausſprang, erhob ſich der Wahnſinnige, um auf mich loszuſtürzen; zum Glück entging ich ſeiner Fauſt und ſchlug hinter mir die Thür des Waggons zu. Ich ging zum nächſten Coupe und fand dieſes glücklicherweiſe leer und als der Schaffner hinter mir die Thür zumachen wollte, rief ich dieſem zu: „Heda, Schaffner, hier ſitzt ein Verrückter im . . .“

Das Pfeifen der Maſchine übertönte das Ende meines Satzes und der Zug ſetzte ſich in Bewegung, bevor ich im Stande war, denſelben zu vollenden. In höchſter nervöſer Erregung drückte ich mich ſtill in die Kiſſen und erwartete, ich weiß ſelbſt nicht was.

Endlich rollte der Schnellzug in den Bahnhof in Dresden ein und ich ſprang heraus. Beim Vorübergehen am nächſten Coupe ſah ich meinen unheimlichen Reiſegefährten ganz ruhig daſitzen und ich begab mich nach dem Büreau des Bahnhofinſpectors, erzählte dieſem kurz, was mir paſſirt war und legte ihm an's Herz, geeignete Maßregeln zu ergreifen, um ſich des wahnſinnigen Paſſagiers zu verſichern. Er verſprach, nach Berlin zurück zu telegraphiren, ſagte jedoch, ſo lange der Mann nichts Schlimmes *gethan* habe, ihn die Sache nichts angehe, und mit dieſer etwas lakoniſchen Verſicherung mußte ich mich wohl oder übel zufrieden geben.

Ich eilte nun nach dem Hauſe meines Freundes, wo man mich richtig mit einem ſolennen Abendbrod erwartete. Vermuthlich mochten die Spuren des Geſprächs noch auf meinem Geſicht zurückgeblieben ſein, denn ich war kaum in's Zimmer eingetreten, als mein Wirth ausrief:

„Aber um Gottes Willen, was iſt Dir denn geſchehen, alter Freund? Du biſt doch auf der Eiſenbahn keinem Geſpenſt in den Weg gekommen?“

Ich erwiderte ihm nun, ich hätte noch etwas viel Schlimmeres vor Augen gehabt, als ein Geſpenſt und während des Eſſens erzählte ich das ausgeſtandene Abenteuer, wobei mich alle beglückwünſchten, ſo mit heiler Haut davongekommen zu ſein. Nach dem Abendbrod begab ich mich, Müdigkeit und einige am nächſten Tage zu erledigende Geſchäfte vorſchützend, bei Zeiten zur Ruhe.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, fand ich meinen Freund ſchon am Frühſtückstiſch und ſetzte mich mit daran, da mein Zug erſt nach einer Stunde abging. Als ich ihm dann auf dem böhmiſchen Bahnhof die Hand zum Abſchied reichte, bemerkte er, es werde für ihn von Intereſſe ſein, zu erfahren, ob der wahnſinnige Paſſagier von der Behörde in Sicherheit gebracht worden ſei.

Ich fuhr weiter, kam ohne Zwiſchenfall an meinem Beſtimmungsorte an und erledigte zunächſt meine Geſchäfte, was ſchneller abgemacht war, als ich erwartet hatte, und da ich nun Muße hatte, trat ich in das erſte beſte Hotel ein, wo ich einen alten Univerſitätsfreund, Friedrich Kalten antraf. Er ſchien ziemlich erſtaunt, mich zu ſehen, und fragte wie es mir ergangen wäre u. ſ. w. Ich ſagte ihm, daß ich vor nicht langer Zeit erſt mit dem erſten Morgenzuge von Dresden angekommen ſei und konnte mich nicht enthalten — denn der Vorfall ſtak mir ſozuſagen noch immer in den Gliedern — ihm auch in kurzen Zügen die abenteuerliche Fahrt vom vergangenen Abend zu ſchildern. Kalten lächelte und ſagte:

„Was du ſagſt, alter Junge! Na, ich habe ſchon etwas davon lauten gehört.“

„Du etwas gehört?“ fragte ich, „von wem denn?“

„Nun,“ antwortete er, „ich will dir zum Gaudium der Geſellſchaft die ganze Geſchichte klar machen. Der alte Hartenſtein, der reiche Diamantenhändler, erzählte mir, daß er geſtern Abend oder in der Nacht von Berlin hierher gereiſt ſei. Als er dort auf dem Dresdner Bahnhof kaum ſeinen Platz eingenommen hatte und allein im Coupe ſaß, ſei ein Mann an den Wagen entlang geeilt und zu ihm mit eingeſtiegen. Hartenſtein erklärte, der unerwünſchte Gefährte habe ihm nicht beſonders gefallen, und da er in einem kleinen Kaſten für hunderſechzigtauſend Mark Diamanten bei ſich gehabt, hätte ihn ein unangenehmes Gefühl beſchlichen. Er erzählte, der eingeſtiegene Reiſende ſei ein ſtarker Mann geweſen, und wenn es zu einem Handgemenge wegen der koſtbaren Juwelen gekommen ſei, hätte er, der Händler, nicht viel Ausſicht gehabt, die Oberhand zu behalten, denn er mochte nun einmal den Gedanken gefaßt haben, der Andere wolle ihn berauben. So kam er denn auf den Einfall zu verſuchen, ob er Jenen wieder aus dem Coupe hinausſchaffen könne und ſtellte ſich wahnſinnig, welche Rolle er ſeiner Ausſage nach ſo vortrefflich geſpielt haben ſoll, daß der Andere an der nächſten Station bleich vor Furcht ausgeriſſen ſei und ihn die Weiterreiſe habe allein machen laſſen. Wir wußten freilich nicht, daß du der Held dieſes Abenteuers geweſen warſt, alter Junge,“ ſagte Kalten, als die ganze übrige Geſellſchaft in ein ſo donnerndes Gelächter ausbrach, wie ich es in meinem Leben noch nie gehört hatte. „Du mußt hier bleiben, wir werden Euch beide einander noch einmal vorſtellen, er wird heute Abend hier ſein!“

Ich war natürlich nicht dazu aufgelegt, noch eine Minute zu verweilen. Jetzt ſelbſt wie ein Verrückter ſtürmte ich die Treppe hinunter, ſchlug mich vor den Kopf, daß ich mich ſo hatte dupiren laſſen, benutzte den erſten Zug, der nach Dresden und Berlin abging, und habe mich ſeitdem in jener Stadt natürlich nicht wieder blicken laſſen.

Die Krone des Alters.

Auf des Verständigen und Tugendhaften Haupt ist graues Haar eine schöne Krone. — Drei Greise feierten zusammen ihr Jubelfest und erzählten ihren Kindern, wie es kam, daß sie alt geworden.

Der Eine, ein Lehrer und Priester, sprach: „Nie kümmerte mich, wenn ich zu lehren ausging, die Länge des Weges; nie schritt ich anmaßend über die Häupter der Jugend hinweg, und hob die Hände nie auf zum Segnen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt geworden."

Der Andere, ein Kaufmann, sagte: „Nie habe ich mich mit meines Nächsten Schaden bereichert; nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen gab ich gern den Armen; darum hat mir Gott die Jahre geschenkt."

Der Dritte, ein Richter des Volks, sagte: „Nie nahm ich Geschenke, nie bestand ich starr auf meinem Sinn; im Schwersten suchte ich mich jederzeit zuerst zu überwinden, darum hat mich Gott mit meinem Alter gesegnet."

Da traten ihre Söhne und Enkel zu ihnen heran, küßten ihre Hände, und kränzten sie mit Blumen. Und die Väter segneten sie und sprachen: „Wie eure Jugend, sei auch euer Alter! Eure Kinder seien euch, was ihr uns seid, auf unserem greisen Haar eine blühende Rosenkrone." — —

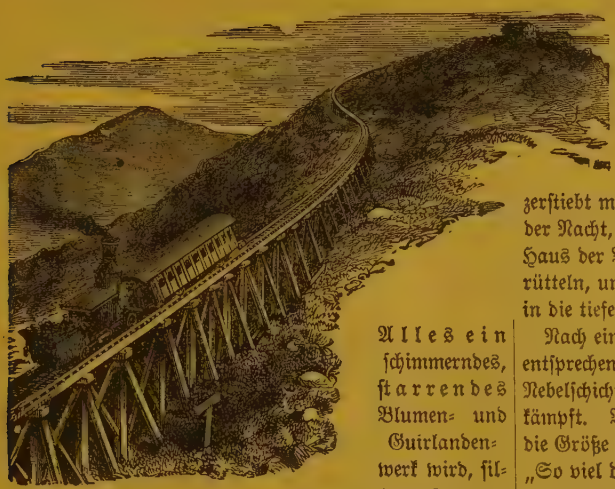
Das Alter ist eine schöne Krone; man findet sie nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und Weisheit.

Auf Mount Washington.

Von Peter A. Mölling.

Wie groß ist doch das Interesse, mit dem man nun die Berichte von den Professoren auf Mount Washington, aus einer Höhe von 6200 Fuß herunter telegraphirt, liest. Am Morgen des 29. Nov. stand ihr Spiritus-Thermometer auf 59 Grad unter Null, (Quecksilber gefriert schon bei 40 Grad) und draußen heulte ein Sturm über die Bergesspitzen mit einer Geschwindigkeit von 100 Meilen die Stunde. Mit schweren Ketten ist ihr Haus an die Granitfelsen befestigt, sonst würde es einen solchen Sturm keine zehn Minuten aushalten.

Im Geiste stehe ich oftmals bei ihnen, wenn sie die unvergleichliche Schönheit der stillen Winternächte beobachten, und Scenen vor ihren Blicken sich entfalten, wie wir in unseren Ebenen sie nie erleben. Wenn der Frost die dünneren Wolkenschichten erfaßt und dieselben krystallisirt, und so weit die Blicke durch die mondhelle Nacht reichen,



Jakobsleiter, Mount Washington.

lichkeit der arktischen Flammen hing. Aus weiter Ferne naht es wie eine dunkle, dem Froste trotzende Wolke. Es ist ein Sturm im Anzug. Schon kracht es in den höheren Regionen der zierlichen Nebel-Frostgebilde; ein Regen von Perlen, Schloßen und Eiszinken bricht durch die Luft herunter und zerstiebt mit schrecklichem Gekrach das Wunderschauspiel der Nacht, und scheint selbst wie mit Titanengewalt das Haus der Beobachter von den granitenen Felsen loszurütteln, und wie in einem Strom von wallendem Eis in die tiefen Thäler herunter schwemmen zu wollen.

Nach einer solchen Nacht folgt dann auch wieder ein entsprechend schöner Morgen, wenn die Sonne mit den Nebelschichten um den Besitz der steilen Bergesspitzen kämpft. Bei Betrachtung dieser Scenen gedenke ich an die Größe des Schöpfers und an die Worte der Schrift: „So viel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Gedanken höher denn eure Gedanken." (Jes. 55, 8.) Und wie wahr sagt David: „Aber wie köstlich sind vor mir, Herr, deine Gedanken." (Ps. 139, 17.) Da wird mir wie aus weiter Ferne klar, was doch Alles im Vaterherzen Gottes lag, noch eh die Welt erschaffen wurde. Solch eine Schöpfung, mit so viel Pracht und sich immer erneuernder Schönheit zu erdenken, konnte nur ein Wesen

Alles ein schimmerndes, starrendes Blumen- und Guirlandenwerk wird, silberne Festoons von einer Wolkenmasse zur andern, ungeheure Füllhörner von Dunst gewoben, aus denen Millionen Silberperlen durch die stille, starrende Nacht herunter auf die Erde träufeln. Wenn dann die Königin der arktischen Regionen, die Aurora Borealis, ihre Flammenkrone an den äußersten Rand des Himmels stellt, und der goldne, blaue, purpurne Glanz wechselsweise hinaufschießt in die krystallenen Regionen, und der Mond und die Planeten selbst als Beobachter und Zeugen dieser Schönheit am Himmel stehen — o, wer vermag da dieses Schauspiel der Natur würdiglich zu beschreiben?

Wenn es vor dem Vorhof des Himmels schon so schön und erhaben ist, wie schön muß es erst drinnen sein, da: „was kein Auge gesehen und kein Ohr es gehört, was Gott bereitet hat Denen, die ihn lieben." Ja, das Ewige, Unvergängliche! Hienieden ist doch Alles wieder eitel und vergänglich, und das haben sie auch auf Mount Washington gar oft erfahren, und oft am schnellsten, wenn ihre Seele wie trunken an den Schönheiten des nächtlichen Himmels und der großartigen Herr-

"Owl's Head," White Mountains.

voll Weisheit und Kraft thun, und wir arme, kurzsichtige Geschöpfe stehen hier hinten, drunten bei den Bergen und wagen es, Gott zu leugnen oder ihn gar zu meistern, und wir sagen, die Welt sei aus Atomen (Sonnenstäubchen) zusammen geflogen, und wir verkennen den Gedanken und das Gesetz und das Wort Gottes, das in Allem waltet, und „das Alles hebt und trägt." (Ebr. 1, 3.) „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er auch dir Gutes gethan."

Ernstes und Heiteres aus meinem Reisepredigerleben in Preußen.

Von Carl Grün.

1. Einleitung.

Wie ich als elfjähriger Magazinleser schon oft bemerkte, ist es den lieben, unermüdeten Magazinmännern besonders darum zu thun, ihren Lesern immer Ernstes und Heiteres; Erbauliches und Beschauliches; Belehrendes und Aufklärendes zu bieten; das ist auch nach meiner und Anderer guten Meinung das Richtigste. Wir sind Ewigkeitsmenschen, deßhalb brauchen wir immer etwas Heilig-Ernstes, wir sind aber auch Erdenmenschen, denen sich immer tausenderlei Entmuthigungen entgegenstemmen, deßhalb brauchen wir auch etwas Heiteres. Das Magazin zu einem Gebetbuch zu machen, wäre ebenso ungeschickt, wie es zu einem Romanen- und Witzblatt zu stempeln. Heiliger Ernst mit dem Sinn und Geist Jesu Christi durchdrungen, dabei gesunder, natürlicher Humor, wie ihn das Hinterstübchen auch trefflich liefert, halte ich für ein solches Blatt für die zeitgemäßeste Politik.—Aus Dankbarkeit, weil ich auch schon so viel aus dem Ev. Magazin für Kopf und Herz schöpfen durfte, möchte ich nun auch Einiges zu dem Capitel des „Ernsten und Heiteren" beitragen, und zwar von meinem bewegten Reisepredigerleben in Preußen. Also denn:

2. Wie ich nach Preußen kam.

Es war im Jahr 1874, als die Deutschland Conferenz bei ihrer Sitzung in Zofingen, Schweiz, eine Preußenmission aufnahm. Br. Berger, der neuangekommene Missionar von der lieben Mutterkirche in Amerika, wurde als erster Prediger dahin bestimmt. Es war keine Kleinigkeit für diesen geborenen Amerikaner, unbekannt mit den deutschen, besonders mit den eigentlich preußischen Verhältnissen. Dazu kamen nun auch gerade zu dieser Zeit Heimsuchungen in der Familie dieses Bruders, als er diesen Posten beziehen mußte, und war kein Mensch da, den er kannte oder ihm mit warmem Herzen entgegen kam, wie dieses jetzt die Brüder erfahren dürfen, die mitten in den Rosengarten hinein sitzen. In später Abendstunde kam diese liebe Familie halb krank in Essen an, aber da war Niemand, der sie aufnahm, und somit mußten sie in einem Wirthshaus übernachten und unter traurigen Verhältnissen ein Heim gründen. Das ist ein Stückchen vom Pionier-Missionsleben. Da aber trotz allen Hindernissen und Schwierigkeiten der Herr die Arbeit seines treuen Knechtes segnete und die Aussichten für Gottes Sache sich günstig gestalteten, so beschlossen die Vorst. Aelt. mit einigen älteren Brüdern, Br. B. einen Gehülfen zu senden, und diese Wahl traf mich. Es war mir eigenthümlich zu Muthe, als ich es erfuhr. Einmal deßhalb, weil ich ein gutes Arbeitsfeld hatte, so ein kleines Paradieschen und jetzt gerade nach der Conferenz mit allerlei Missionsplänen umging, um für Jesum Beute zu machen, besonders aber, weil ich seit der Conferenz ein unaufhörliches Verlangen fühlte, für Br. B. und Preußen zu beten, da ich doch mit ihm und Preußen nicht bekannt war. Nun war es mir klar, daß dies eine stille Vorbereitung des Geistes Gottes war.

Es war ein schöner Octobertag, als ich in der angenehmen Gesellschaft des theuren Br. Kächele, der eine Inspektionsreise dem schönen Rhein entlang machte, Abends müde und matt in Essen ankam. Der Abschied vom lieben Schwabenland war etwas hart für den jungen, noch ziemlich unerfahrenen, aber im Herzen glücklichen Missionar. Die von Jugend auf eingeprägte, süddeutsche Meinung: „Die Preußen seien lauter böse Burschen und ihr Land ein Hungerland," war mir noch nicht ganz entschwunden; dazu kam noch, daß bei meiner Abreise die lieben Schwaben gerade Vorbereitungen trafen für Kirchweih, und das will für einen Schwaben etwas heißen.—Daß aber die Preußen nicht alle böse Kerle sind, obwohl es viele böse unter ihnen hat, und in ihrem Land auch gerade Keiner Hunger sterben darf, habe ich bald erfahren dürfen.

3. Erste Missions-Ausflüge.

Br. Berger wünschte nun, daß während der Anwesenheit von Br. Kächele einige Gegenden besucht werden sollten, wo man möglicherweise Aufnahme finden könnte. So fuhren denn die drei Missionare der Ev. Gemeinschaft eines schönen Herbstmorgens des Jahres 1874 zum ersten Mal nach der Gegend von Mülheim a. d. Ruhr, und kehrten in Speldorf bei der lieben Familie Sassenhof ein. Br. Kächele theilte ihnen kurz und bündig in aller Liebe und Freundlichkeit den Zweck unseres Kommens mit, daß wir nemlich religiöse Versammlungen halten wollten, Seelen zum Heiland führen, und wenn es der Herr so lenke, auch eine Gemeinde gründen. Obgleich nun diese Leute als entschiedene Terstegianer schon Jahre lang aus der Staatskirche ausgetreten, sich unter einander erbaut

und an den freien, christlichen Vorträgen eines alten Schulmeisters erquickt hatten, haben sie doch bei obiger Mittheilung die Stirn gerunzelt, die Angesichter verzogen, und dabei die ernste Bemerkung gemacht: „Hier ist nichts für Sie, gehen Sie nur in die Gegend von Bochum, Dortmund 2c., nach Westphalen, da hat es Arbeit für Sie, bei uns ist schon gesorgt." Kurz besonnen sagte nun Br. Kächele: „So wollen wir doch aber noch vorher mit einander beten," und während Br. Kächele schon auf den Knien lag und betete, folgten Br. Berger und ich; aber diese Leute wollten nichts vom Knien wissen. Br. K. betete nach seiner Weise so gewaltig und brünstig, daß ich es in meinem Leben nicht vergessen werde. Als wir uns umsahen, waren alle Anwesenden auch auf den Knieen. Nachdem Br. B. den Leutchen noch bedeutete, was es heiße, Diener des Evangeliums fortzuschicken, verabschiedeten wir uns. Den Leuten war es sonderbar zu Muth, das merkten wir und hatten auch den Eindruck, daß da etwas mehr komme, und so war es auch. Nach einigen Tagen bekamen wir einen Brief, mit einer Einladung, wieder zu kommen. Wir kamen, es gab Erweckung und Bekehrung, so daß bald eine nette Gemeinde entstand, von welcher obige Familie, die einen so heilsamen Schrecken vor uns bekam, heute liebe Glieder und treue Beamte sind. Sie fühlen sich herzlich wohl und dankbar, daß sie in der Ev. Gemeinschaft dem Herrn dienen dürfen. Manchesmal haben wir schon heitere Stunden verlebt, wenn wir uns an das erste „Fortschicken" erinnerten, aber auch Gott auf den Knien gedankt, daß er uns zusammengeführt. Den folgenden Tag ging's nach Westphalen. In Dortmund kehrten wir bei einem christlichen Bruder ein, welcher uns gleich zu verstehen gab, daß man uns hier nicht brauche, wir sollen in die Gegend von Mülheim a. d. R. gehen 2c.; sonderbar, von dort schickten sie uns ja gerade hieher. Nun besuchten wir keine christlichen Brüder mehr, um uns im Herbst als „Aprillennarren" umherschicken zu lassen. Wir fingen nun an, unabhängig zu wirken und zündeten hie und da ein Feuerlein an; Gottlob! es brannte und brennt noch.

4. In Hüssen's Capelle.

Durch Br. Link, ehemaligem Prediger unserer Kirche, sind wir gleich im Anfang mit einem Millionär und sonderbaren Heiligen, Namens Hüssen, in Essen bekannt geworden. Dieser Mann hat im christlichen Liebesdrang mitten in seine zahlreichen Wohn- und Fabrikgebäude eine nette, angenehme Capelle gebaut, und zwar ausschließlich für religiöse Zwecke. Es wurden darinnen christliche Vorträge, Bibelstunden und Sonntagschule gehalten. Aber weil er ein ganz eigenthümlicher Kauz war, so hat er es weder mit dem Pfarrer der Landeskirche fertig gebracht, noch mit den verschiedenen Gemeinschaften, die in Essen existirten, und so kam es, daß er die paar Getreuen, die sich um ihn schaarten und mit seinem wunderlichen Kopf Geduld hatten, gewöhnlich gut bezahlen mußte, was er auch that. Um so erwünschter war es ihm, als wir kamen. Er sah in uns ein helles Licht an einem dunklen Ort. Doch es sollte für Herr Hüssen auch nicht zu lange scheinen. Weil wir in E. noch kein gemiethetes Lokal hatten, so nahmen wir die Anerbietung gerne an, und predigten jeden Sonntag in dieser Capelle, auch betheiligten wir uns an der Sonntagschule; nun gab es aber ganz unerwartet einen Bruch, und das Licht erlosch. Ich predigte einst über „Mosis Glaubenswahl." Da zeigte ich unter Anderem, daß Moses den königlichen Titel, Reichthum, Macht und Ehre verleugnete 2c.; das schlug, ohne daß ich es darauf absah, in des Millionärs Herz ein; ich forderte ihn auf zum Schlußgebet, welches er sonst mit Freuden that, aber jetzt nicht; kurz besonnen, that ich's selbst. Nachher sah ich an den verstellten Geberden, daß etwas vorgegangen sein mußte. Den folgenden Tag sagte er Br. B., daß ich gestern das Verbrechen begangen und anstatt den Herrn Jesum den alten Mose verkündigt hätte, darum müsse er mir das Predigen in seiner Capelle untersagen. Dieser sonderliche Mann wollte nemlich wenig oder gar nichts wissen vom Alten Testament, und auch von dem Neuen nicht, mit Ausnahme der Evangelien, dann aber nur von den Stellen, wo Jesus selbst spricht. Zu diesem Zweck hat er auch einmal 12 Getreue ausgesandt in die umliegenden Städte, um als die rechten Apostel diese seine Meinung bekannt zu machen, aber sie kamen bald wieder zurück, in der Meinung, es sei noch zu früh, im Grunde aber weil ihre Taschen, Herzen und Köpfe leer waren. Br. Berger meinte nun, wenn sein College nicht mehr predigen dürfe, wolle er auch nicht, und somit schieden wir; es war auch recht, indem wir daselbst nie evangelisch wirken hätten können, und das Werk einen schwärmerischen Stempel bekommen hätte. Aber das Gute und Rühmenswerthe hatte es, wir hatten daselbst unsere Gemeinde in E. gesammelt, welches die Muttergemeinde unseres Werkes in Preußen wurde. Nun ist dieser Herr Hüssen im Himmel, indem er, Gottlob! selig gestorben ist; die nette Capelle ist von den Angehörigen zerstört worden, die Ev. Gemeinschaft aber ist herrlich gediehen. Halleluja!

5. Eine sonderbare Begebenheit beim Tractatvertheilen.

Um überall ein Zeugniß von Jesu abzulegen, mußten wir anfangs öfters von Haus zu Haus gehen. Das ging nun am besten mit Tractaten in den Händen; auf diese Weise hatte man immer einen passenden Anknüpfungspunkt. So war ich auch einmal im Begriff Mission zu treiben in einer Bergmannscolonie. Unterwegs gesellte sich ein lieber Lehrbruder des evang. Brüdervereins zu mir, welcher gleichen Zweck im Auge hatte, so gingen wir denn mit einander. Wir fingen im ersten Hause an; wo wir konnten, redeten wir, oder wenn es sich schickte, lasen wir etwas aus Gottes Wort und beteten; nun begab sich folgender interessante Zwischenfall. Mein lieber College, ein origineller Charakter, redete eine

dicke Bergmannsfrau, die gerade mit dem „Rührlöffel" das Gemüse unter einander machte, wie folgt an: „Wie geht's Ihnen?" Antw.: „Gut." „Das ist nicht wahr." Frau: „Warum?" „Weil Sie noch dem Teufel gehören." Kaum gesagt, hatte das Weib den Rührlöffel sammt seinem ganz anklebenden Stoff, ihm in das Gesicht geschlagen, daß ihm Sehen und Hören hätte vergehen mögen; das war ein Werk des Augenblicks. Ich aber machte ein Satz zur Thüre hinaus, weiß nicht wie, weil mir ein solches Kriegsgefecht zu gefährlich vorkam. Mein lieber Bruder folgte mir, aber mit unreinem Gesicht, trauriger Miene und mit Schimpfreden begleitet. Macht nichts, meinte er, diese Frau muß noch ein Eigenthum Jesu werden. Ja, dachte ich, da hat es noch gute Zeit, aber was bei Menschen unmöglich scheint, wird bei Gott möglich. Als wir noch einige Häuser gingen, kam dem lieben Bruder die Lust an, nochmals an die Unglücksstätte zu gehen. Ich erschrak zuerst und zögerte, endlich ging ich aber mit, und siehe, die Frau kam in Bußnoth, bekehrte sich zu Gott und nahm die Versammlung auf. Wenn ich genau berichtet bin, hält der ev. Brüderverein jetzt noch Gottesdienste daselbst, und haben sich auch schon ziemlich Seelen bekehrt. Möchte diese eigenthümliche Missionsoperation nicht Jedem empfehlen, sie könnte auch 'mal fehlschlagen.

6. Unvermerkt in ein Pfarrhaus gerathen.

Ein anderesmal habe ich in einem Bauerndorf auf diese Weise hantiert. Von diesem Orte kamen nemlich eine Zeit lang mehrere Personen in unsere Gottesdienste im Nachbarsdorf. Endlich kam ihnen der Wunsch, daß auch in ihrem Orte gepredigt werden möchte. Gerne nahmen wir die Einladung an. Nun aber meinten die Leute, ich solle das erste Mal selber die Leute einladen; so nahm ich denn einen Pack Tractate unter den Arm, ging von Haus zu Haus und lud die Leute ein. Da kam ich auch in ein Haus, wo mich eine ziemlich gut gekleidete Frau empfing. Ich gab ihr einen Tractat, lud sie in die Versammlung ein und ermahnte sie, ihre Seele zu retten. „Bitte, bleiben Sie noch ein wenig, ich will meinen Mann rufen," war die Antwort. Nun rasselte ein ziemlich wohlgenährter Herr die Treppe herunter und frug mich hastig, wer ich sei. „Reiseprediger G. aus W.," war meine Antwort. „Ach! Sie sind der ‚Grün,' welcher unsere Gegend unsicher macht, das ist mir aber sehr interessant, Sie einmal zu sehen und zu sprechen, bitte, nehmen Sie ein wenig Platz." Nun hatte ich mich in das Studirzimmer eines niederrheinischen Pastors verlaufen, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. „Was wollen Sie denn eigentlich in unserer Gegend?" fing nun der Herr Pastor an, „man kann in unserem Pastorenkränzchen gar nicht schlüssig über Sie werden." „Gottes Wort verkündigen und Seelen dem Heiland zuführen," war meine Antwort. „Ja, das sagen alle Sectirer, aber dies ist gewöhnlich nur ein Deckmantel." „Das wird sich," meinte ich, „nach Gottes Wort, an den Früchten offenbaren." „Von wem sind Sie gesandt?" „Von Gott durch die Ev. Gemeinschaft." „Ach! das sind die Albrechtsbrüder." „Wenn man so sagen will." Nun wurde ich gefragt über Geschichte, Dogmatik und Homiletik; der Herr Pastor meinte, er hätte nicht geglaubt, daß wir auch auf diesem Gebiete zu Hause wären. Als ich ihm dann auch noch meine Bekehrung erzählte und die Gnade Gottes lobte, war es dem lieben Mann ganz ernst zu Muthe und gerührt sagte er: „Ja, wissen Sie, ich habe auch schon so etwas erfahren: als ich in Ihrem Vaterland in Tübingen studirte, ging ich als in die Erbauungsstunden einiger alter Handwerksmänner, und da habe ich etwas empfunden, das mir heute noch nachgeht. Ich bete auch jeden Tag auf den Knien mit den Meinen und bemühe mich auch, meine Gemeindeglieder darauf aufmerksam zu machen, daß der Himmel nicht allein durch Taufe und Confirmation erreicht werden kann, sondern durch Bekehrung." Nun meinte er aber doch, ich solle ihn und seine Gemeinde verschonen; aber zwei Stunden von da sei eine Gemeinde, welche zwei ungläubige Pfarrer hätte, da hätte ich Arbeit; doch ich fing da und dort an. Er begleitete mich nun noch und drückte mir herzlich die Hand zum Abschied. Ich aber war froh und dankbar, daß Gott überall seine Leute hat.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Sonntagschul-Literatur.

Die Evangelische Gemeinschaft hat von Anfang ein tiefes Interesse in der Sonntagschularbeit bekundet, und hat sich nicht dahinten finden lassen, wenn es galt, einen Schritt vorwärts zu thun in diesem Werk. Davon liefert der Sonntagschul- und Tractat-Verein einen klaren Beweis; aber ebenso auch die von der Kirche für Sonntagschulen und Familien gelieferten Schriften.

Ueber die Wirksamkeit der Kirche auf diesem Gebiet geben wir folgende kurze Uebersicht, sowohl zur Belehrung als auch zur Aufmunterung der Leser:

1. Das Evangelische Magazin.

Diese Familienschrift war Anfangs eine Monatsschrift von nur 32 Seiten, welche von einem Verein (der evangelisch-literarische Verein) im Juli 1869 gegründet wurde, zu welcher Zeit denn auch die erste Nummer ihre Erscheinung machte, Rev. J. J. Escher, Senior-Bischof, war Editor. Der volle Name des Magazins war: „Das Evangelische Magazin, eine Monatsschrift für praktische und wissenschaftliche Theologie."

Im Jahr 1872 wurde das Magazin in eine Familien- und Sonntagschul-Schrift umgewandelt; die Unter-

schreiberzahl betrug zu dieser Zeit etwa 800. Im General-Conferenz-Journal von 1871 ist der Beschluß jenes Körpers bezüglich dieser Monatsschrift verzeichnet wie folgt: „Da wir vernommen, daß die Eigenthümer der Living Epistle und des ‚Evangelischen Magazins' geneigt sind, ihre Monatsschriften an die General-Conferenz abzutreten, daher rathen wir der Conferenz, solches in Berathung zu nehmen und, wenn thunlich, dieselben zu übernehmen." Diese Empfehlung wurde angenommen und die Herausgabe des „Evangelischen Magazin" unter der neuen Einrichtung begann am 1. Januar 1872.

Die General-Conferenz erwählte (1871) Rev. W. Horn zum Editor, und an der folgenden Gen.-Conferenz (1875) wurde er wieder erwählt. Während dieser vier Jahre vermehrte sich die Unterschreiberzahl von 1000 zu 6900, eine Zunahme von 5900 in vier Jahren. Dieser ungeheure Wachsthum war jedenfalls viel der Veränderung des Namens und Zweckes des Magazins zuzuschreiben. Vorher war es vorwiegend für Prediger der Kirche von Interesse, indem es eine theologische Zeitschrift war; die Umwandlung in eine Familien- und Sonntagschulschrift öffnete demselben die Thüren zum Familienleben, und es gewann die Mitwirkung der Glieder der Kirche im Allgemeinen, daher die starke Zunahme zu dieser Zeit.

Im Jahre 1874 bestimmte die Publikationsbehörde, daß das Magazin um 16 Seiten vergrößert werden solle, welches demselben 48 Seiten gab. In 1876 wurde die Form verändert; die Seiten merklich vergrößert, aber auf 36 reduzirt. Im Jahre1879 passirte die Gen. Conferenz folgenden Beschluß: „Beschlossen, daß das Evangelische Magazin um 4 Seiten pro Heft vergrößert und eine Festnummer von 48 Seiten herausgegeben werde." So ist das Magazin denn auch gehalten worden, und die Unterschreiberzahl hat bis zum Jahr 1879 um 1000 zugenommen.

Im Jahr 1879 erwählte die Gen. Conferenz den jetzigen Editor, C. A. Thomas, der immer bestrebt ist, dem Volke entsprechende Lectüre zu liefern. Im Jahr 1883 hat die General Conferenz bezüglich des Evangelischen Magazins folgende Beschlüsse passirt: „Da sich im Allgemeinen unter unseren Sonntagschul-Arbeitern der Wunsch kund gibt, daß die Sonntagschul-Lectionen in unserem Evang. Magazin etwas ausführlicher erklärt werden möchten, und dieser Wunsch auch begründet ist, daher

Beschlossen, daß das Evangelische Magazin um vier Seiten der jetzigen Form vermehrt werde. Etwaige Veränderung der Form sei der Executiv-Committee der Publikationsbehörde, den Verwaltern und dem Editor zur günstigen Berücksichtigung überwiesen."

Die Form ist nun etwas verkleinert, aber die Seitenzahl (56) beträchtlich vermehrt. Es ist jetzt größer als je. Ferner wurde bei dieser Gen. Conferenz bestimmt, daß der Editor des Ev. Magazins und der S. S. Literatur sich mit Beistimmung der Publikationsbehörde einen Gehülfen erwählen soll. C. A. Thomas wurde wieder erwählt und R. Matt wurde sein Gehülfe.

Das Magazin hat gegenwärtig 9000 bis 9600 Unterschreiber, und die Aussichten für die Zukunft sind versprechend. Für den Erfolg der vergangenen Jahre sind wir unseren thätigen Agenten zu großem Dank verpflichtet; der Editor fühlt sich genügend belohnt in der Thatsache: zu wissen, daß seine Arbeit nicht vergeblich war.

2. Der Christliche Kinderfreund.

Seit 1856 im Juni, macht dieser „Freund der Kinder" seine Runde; zuerst monatlich, dann halbmonatlich, endlich wöchentlich, halbmonatlich und monatlich. Der erste Editor dieses Blattes war C. G. Koch, gegenwärtig Prediger der Mich. Conferenz. Br. Koch hat nahe sieben und ein halbes Jahr erfolgreich gearbeitet, den Kinderfreund zum willkommenen Besucher der Sonntagschule und der Familie zu machen. An der Gen. Conf. 1863 wurde Rev. R. Jäckel als Editor erwählt, welche Stelle er auch bis zum Jahr 1871 mit Erfolg innehielt. Jedoch muß hier bemerkt werden, daß diese Brüder damals, wie die Editoren jetzt auch, noch andere Pflichten nebenbei zu besorgen hatten; denn die ganze S. S. Literatur ist ihren Händen anvertraut. Der erste Bericht bezüglich des Kinderfreundes ist vom 1. Oct. 1867 und ergibt eine Unterschreiberzahl von 12,960; im October 1871 belief sich die Zahl bereits auf 19,200, ein Gewinn von 6,240 in vier Jahren. Im Jahr 1871 beschloß die Gen. Conferenz, daß der Kinderfreund auch halbmonatlich erscheinen soll, und daß die Lectionen für die S. Schule in demselben publizirt werden sollen; denn Lectionsblätter existirten damals noch nicht. Bis zum Jahr 1875 betrug die Zunahme der Unterschreiber 12,500, so daß die ganze Zahl sich auf 31,700 belief gegen 19,200 in 1871. Die Gen. Conferenz von 1875 traf nun die Verordnung, daß der S. S. Messenger und Christliche Kinderfreund auch wöchentlich erscheinen sollen, mit dem Zusatz, daß die Unterschreiber dieselben auch halbmonatlich oder monatlich beziehen können. Dieser Beschluß trat mit dem Jahr 1876 in Kraft und besteht bis heute.

Von 1875 bis 1879 war eine bedeutende Abnahme in der Unterschreiberzahl eingetreten (nemlich: 10,000), und der Verlust ist bis jetzt noch nicht ganz gedeckt worden. Seit '79 haben sie jedoch zugenommen und beträgt gegenwärtig 23,300 für die drei Ausgaben.

Die Ursache obiger Abnahme muß wohl in der Thatsache zu suchen sein, daß vor dem Jahr '75 kein Blatt existirte, welches das Kleinkinderdepartement vertrat, wie das kurz darauf der Fall wurde.

3. Lämmerweide.

„Das Blatt für die Kleinen" erschien also zuerst im Januar 1876. Das Bedürfniß einer solchen Schrift war schon früher gefühlt, deßhalb beschloß die General Conferenz (1875) demselben abzuhelfen durch die Gründung von „Lämmerweide". Anfangs wurde nur vier Nummern jeden Monat herausgegeben; später jedoch eine

Nummer für jeden Sonntag im Jahr. Von 1876 bis 1879 enthielt jede Nummer zwei Seiten; seit 1880 aber ist „Lämmerweide" ein liebliches kleines Blättchen von vier Seiten, welches allgemein beliebt ist und den Kleinen viele Freude verursacht. Rev. W. Horn war der erste Editor desselben, und es erreichte unter seiner Wirksamkeit 7,500 Unterschreiber; gegenwärtig zählt „Lämmerweide" 11,700.

4. Das Evangelische S. S. Vierteljahresheft.

Diese Sonntagschulschrift machte ihre Erscheinung zuerst im Januar 1879, als ein Heft von 26 Seiten, doch wurde es sehr bald um 6 Seiten vergrößert. Rev. W. Horn war der erste Editor desselben. Seit 1879 ist die Schrift in den Händen des jetzigen Editors unserer S. S. Literatur. Dieses Heft ist eins der billigsten Hülfsmittel in der Sonntagschulwelt. Fünf oder mehr Hefte kosten pro Jahr 8 Cents das Heft, und geben bis zum Ende des Jahres dem Bibelforscher 144 Seiten ausgelesenes Material zum richtigeren Verständniß der heiligen Schrift— der Internationalen Reihenfolge der Sonntagschul-Lectionen. Daß dieses Heft geschätzt wird, davon zeugt die Thatsache, daß es gegenwärtig 30,000 Abnehmer hat. Möge es den Sonntagschulfreunden lange zum großen Segen gereichen!

5. Lectionsblätter.

Die General Conferenz von 1875 bestimmte, daß in Zukunft die Lectionen nicht mehr im Kinderfreund veröffentlicht werden sollen, und daß Lectionsblätter herausgegeben werden. Dies geschah, und sie erreichten im Jahr 1876 bereits eine Auflage von 30,000. Im Bericht der Gen. Conferenz mußte man die Zahl ändern und 42,400 schreiben. Nun war jedoch der Höhepunkt erreicht, denn von da an nahm die Unterschreiberzahl ab und fiel auf 25,000 herab. Die Ursache davon ist in der vermehrten Unterschreiberzahl des „Vierteljahresheftes" zu suchen.

6. Wandtafel.

Die deutsche Wandtafel machte zuerst ihre Erscheinung im Januar 1879. Der Bericht der Gen. Conferenz zeigt, daß bis dorthin 125 Exemplare gedruckt wurden. Gegenwärtig zählt sie 260 Abnehmer. Diese verhältnißmäßig geringe Unterschreiberzahl erklärt sich dadurch, daß viele der S. Schulen diese gleichzeitig im Magazin erscheinende Tafel frei benützen und dieselbe mit Kreide nachzeichnen.

7. Kleinkinderlehrer.

Im Jahr 1882 gründeten die Editoren der deutschen und englischen Sonntagschul-Literatur den Kleinkinderlehrer. Die deutsche Ausgabe betrug zu Anfang 55 Exemplare. Der Zweck dieses Hülfsmittels ist, den Lehrern zu helfen, auch die „Allerkleinsten" in der Sonntagschule erfolgreich zu unterrichten. Gegenwärtig zählt dieses Blatt 125 Abnehmer. Es sollte eine größere Verbreitung haben.

8. Liederbücher.

Die deutschen Liederbücher für die Sonntagschule, welche unsere Kirche herausgibt, sind: „Jubeltöne," „Hosianna" und „Hallelujah." Das Erstere wurde von E. A. Hoffman und R. Jäckel verfaßt; das zweite von W. Horn und J. M. Biermann, und das letztere von C. A. Thomas. Möge der gute Einfluß dieser Bücher sich stets mehren!

9. Sonntagschulbücher.

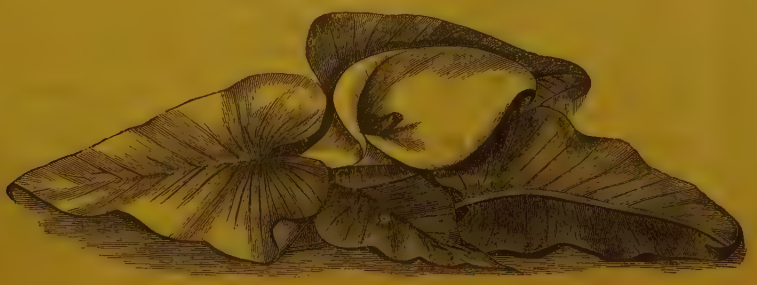
Es ist nicht nöthig, daß man hier den Namen jedes Buches anführe; die Kirche bestrebt sich beständig den gerechten Erwartungen und wirklichen Bedürfnissen Genüge zu leisten, und wird auch in der Zukunft darauf sehen, daß unsere Schulen in allen Stücken versorgt werden.

Genüge es, zu erwähnen daß nebst den Büchern, die vor der Gen. Conf. von 1879 herausgegeben wurden, noch folgende seitdem erschienen sind: Feurige Kohlen; Ein Licht angezündet vom Herrn; Biblische Geschichten für die Jugend; Der Hirte von Bethlehem; Pädagogische Winke; Thiergarten Nr. 2. Zweiundneunzig verschiedene S. S. Bücher waren erschienen vor der erwähnten Conferenz.

10. Der Evangelische Kinderfreund.

Dieses Sonntagschulblättchen wurde zuerst in Reutlingen, Würtemberg (1869), herausgegeben, gegenwärtig in Stuttgart, erscheint wöchentlich und hat eine Circulation von 8000 bis 10,000. Gottl. Füßle ist der Editor desselben seit seiner Erscheinung.

Zum Schluß sei nur noch bemerkt, daß kein Zweig der christlichen Literatur eine wichtigere Stelle einnimmt und mehr und besseren Einfluß ausübt als eine gute, kernige, zweckentsprechende S. S. Literatur, und das einfach, weil diese sich direkt an die Herzen der Jugend und aller derer wendet, die an derselben arbeitet. Die Anforderungen sind groß, und die Aufgabe denselben zu entsprechen ebenfalls. Jeder Christ und Menschenfreund sollte sich billig an der Verbreitung guter Sonntagschulliteratur betheiligen und dadurch der Fluth seichter weltlicher Schriften einen Damm entgegen setzen helfen. Mögen alle unsere lieben Leser doch an diesem gesegneten Werk mithelfen!



Das letzte Stündlein.

Von W. H. v. S.

„Wir lauschten still dem schweren Athemzug,
Dem seltnen Pulse, der schon stockend schlug.
Jetzt kam des Todes ernste Majestät;
Wir schauderten, von seinem Hauch umweht.
Sein Schatten traf entstellend das Gesicht,
Sein Mund war fremd und graß der Augen Licht.
Ein Seufzer noch, ein letzter Herzensstoß:
Nun war's vollbracht, der bange Geist war los."

Täuschung. Dieses Wort bezeichnet den Schatten, der von der Wiege bis zum Grabe über so manchem Menschenleben schwebt. Hundert Hände sind bereit, den Armen in seinen Täuschungen einzuwiegen; hundert Zungen regen sich geschäftig, um dem am trügerischen Abgrunde Schlummernden seine Wiegenlieder zu singen. Als ob man durch Täuschung die Wirklichkeit zu bannen im Stande wäre; als ob die Dunkelheit vor dem gefährlichen Einbrecher schützen könnte. Gerade das Gegentheil ist der Fall.

Nirgends aber ist wohl das Bemühen, den Menschen in Täuschungen einzuwiegen und mit Illusionen zu necken verwerflicher und strafbarer, als in dem Augenblicke, welchen unsere Ueberschrift bezeichnet: Im letzten Stündlein. Und doch werden wohl nirgends mehr Versuche gemacht, mit dem bunten Spinngewebe trügerischer Hoffnung den schwarzen, klaffenden Abgrund der Wirklichkeit zuzudecken, als gerade dann.

Dort im Nachbarhause ist Jemand krank. Du, als erfahrener Christ oder als Seelsorger weißt gut genug, wie es um den armen Leidenden — wie es um seine ewigen Hoffnungen bestellt ist. Du weißt, daß ihm der Seelenfrieden mangelt, und daß er aufs Fleisch gesäet hat, denn du hast ihn gut gekannt. Dein Herze brennt vor innerem Drang, noch zu ihm hin zu gehen und den süßen Jesusnamen in sein Ohr zu flüstern. Du machst dich auf und gehst. An der Thüre des Krankenhauses empfängt man dich mit aufgehobenem Finger. „Bst! bst! Der Arzt hat unserm lieben Kranken Ruhe anbefohlen. Ja keine Aufregung!" Und weil man dich kennt, so wird noch hinzu gesetzt, daß man ja nicht von religiösen Dingen und vom Sterben reden solle, und daß der Arzt auch das Beten verboten habe; das rege zu sehr auf. Oder man macht die Sache noch kürzer und einfacher und sagt: „Der Arzt hat strenge anbefohlen, Niemand zu dem Kranken ins Zimmer zu lassen." Damit ist man auf einmal aller weiteren Mühe überhoben. Man sollte aber doch meinen, Leute, welche es mit ihren Kranken gut meinen, würden einem Arzt, welcher verbietet einem Patienten, der sich auf der Schwelle der Ewigkeit befindet, von dem großen Arzt der Seelen zu reden, die Thüre weisen. Doch aus falscher Rücksicht wird der arme Kranke, welcher vielleicht in wenigen Stunden vor seinem ewigen Richter aus allen Täuschungen jäh erwacht, absichtlich über seinen Zustand und seine Zukunft in der Irre gehalten.

Aber fast noch trauriger ist es, wenn die Angehörigen um das Heil eines Sterbenden bekümmert sind, und den Seelsorger an dessen Schmerzenslager rufen, und dieser dann dem nach Seelennahrung Hungernden Steine für Brod bietet. Und daß es solche Fälle gibt, kann der, welcher dieses schreibt, aus Erfahrung bezeugen. Als sein Großvater dem letzten Stündlein entgegen ging, da wurde er um sein Seelenheil bekümmert. Derselbe hatte als redlicher Mann nach bester Erkenntniß gewandelt; jedoch die war sehr beschränkt, weil wahres Christenthum dann und dort selten war. Aber der Geist der ewigen Liebe wirkte an dem Herzen des redlichen Mannes. Man sandte zum Herrn Pfarrer. Dieser kam mit langem Gesicht, langem Schlafrocke, langer Pfeife und langem Gebete und wartete nach Vorschrift seines Söldneramtes. Er hätte aber ebensowohl sein Buch schicken und die Großmutter können lesen lassen; ihr blutendes Herz und thränendes Auge hätten den Worten mehr Nachdruck gegeben, als die kalten Mienen des gefühllosen Pastors. Also es half nichts.

Da sprach der mit dem Tode ringende Greis: „Sendet nach D. zu dem S. und laßt den einmal zu mir her kommen." Dieser S. aber war ein armer Fuhrmann, ein verachteter Pietist, dessen die Leute meistens ihren Spott hatten.. Er wurde gerufen. Er kam. Er betete mit dem Großvater und wies ihn hin auf das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt. Und was waren die Folgen? Ruhe und Frieden kehrten bei dem Kranken ein. Schweigend faltete er seine Hände in stillem Gebet, verklärt hob er seine Augen himmelan, neigte sein Haupt und verschied.

Nun noch einen Vorfall, den ich ebenfalls miterlebt habe. In O. wohnte neben meiner Wohnung eine katholische Familie — brave Leute. Der Sohn des Hauses aber war krank. Er hatte sich während des Krieges ein Leiden zugezogen, an welchem er langsam hinsiechte. Endlich starb er und ward begraben. Weil's ein so braver Jüngling und naher Nachbar war, wollte ich ihm doch die letzte Ehre erweisen, und folgte seinem Sarge zur letzten Ruhestätte. In der großen Kirche hielt der Priester eine kleine Leichenrede. Ich kann mich ihres Inhalts noch recht wohl entsinnen. Einige Stellen derselben lauteten wie folgt:

„Geliebte! Vor vier Wochen umringten wir hier den Sarg eines jungen Mannes, und heute sind wir schon wieder hier am Sarge eines Jünglings versammelt. Es

ist hart, sehr hart für die alten Eltern, daß sie ihren guten John verloren haben. Er war ein braver Jüngling, ein gehorsamer Sohn. Es ist aber auch hart für seine lustigen Kameraden, denn der Verstorbene war bei seinen gesunden Tagen ein heiterer, lebensfroher Mensch. Endlich ist es auch hart für mich, seinen Seelsorger, ein so gutes Glied, wie der John war, verloren zu haben. Ich besuchte ihn öfters während seiner Krankheit. Eines Tages sagte er traurig zu mir: Lieber Herr Pfarrer! Wenn nur einmal diese letzte Noth vorüber wäre. Ich sagte zu ihm: Mein lieber John! Fürchte du dich nicht. Die Sache ist nicht so schwer als du denkst. Du hast im Süden während des Krieges so manchen Sturm durchgemacht, du wirst auch dieses durchmachen."

Welch ein süßer Trost für einen sterbenden Menschen von einem sogenannten Seelsorger! Du wirst's schon durchmachen. War es Unwissenheit oder Spott, einen an der Pforte des unerbittlichen Todes stehenden Menschen mit solcher plumpen Satire in die Ewigkeit zu senden, und dann an seinem Sarge sich befriedigt zu sagen: „Ich habe ihm tröstend gesagt, er werde es durchmachen und siehe, er hat's durchgemacht." Ach, wenn in das Sterbezimmer eines jeden mit dem Tode Ringenden ein wahrer Diener Jesu Christi wie ein rettender Engel mit der Botschaft des Heils hineinträte, wie viele könnten dann noch im letzten Stündlein zu dem großen Seelenretter hingeführt werden! Jedoch behüte Gott jeden Lebenden, ganz besonders aber jeden Sterbenden vor dem Wolfe in Schafskleidern!

Der Pentateuch.

Der Pentateuch, das „Rüstzeug der Fünf" ist bekanntlich das berühmte, heilige „Gesetzbuch" der Juden und besteht aus den fünf Büchern Mosis. Diese fünf Bücher Mosis, nemlich Genesis, Exodus, Leviticus, Numeri und Deuteronomium, eröffnen unter dem hebräischen Gesammtnamen Thorah oder Chamuschni die Literatur der Hebräer etwa ums Jahr 1500 vor Christo. Moses ist der Verfasser des Pentateuch mit Ausnahme des Theiles, der von seinem eigenen Lebensende handelt.

Der Pentateuch wurde in die Bundeslade niedergelegt. Durch das Vorlesen desselben am Erlaßjahre wurde der Inhalt Jedem neu eingeprägt und die Verfälschung erschwert. Mit Samuel wird der Gebrauch des Pentateuch durch die Prophetenschulen allgemeiner. Sicher wurden bald Abschriften davon gemacht, weil die Priester das Recht darnach zu verwalten hatten. Zur Zeit der Trennung des hebräischen Reiches in zwei Staaten waren die Exemplare bei den Priestern in beiden Reichen in Ansehung der eingeschobenen Glossen gleichlautend, wie die beiden auf unsere Zeit gekommenen Abschriften der hebräisch-jüdische und der hebräisch-samaritanische Pentateuch beweisen.—Wie Josias bis zum Anfang des Babylonischen Exils blieb der Pentateuch durch die steten Rückweisungen Jeremias auf das mosaische Gesetz in frischem Andenken. Im Exil gedenkt Daniel desselben, und nach diesem ist er die einzige Norm, nach welcher die neue Colonie am Jordan ihren Gottesdienst einrichtete. 80 Jahre nachher arbeiteten Esra und Nehemia an der Reform, der neuen schon verwilderten Colonie. Im Jahre 285 oder 286 vor unserer Zeitrechnung wurde der Pentateuch ins Griechische übersetzt. — In jeder jüdischen Synagoge befindet sich ein Exemplar des Pentateuch in Rollschriften auf Pergament geschrieben, die Rolle des Gesetzes, wie in beistehender Abbildung dargestellt. Das Aeußere derselben muß schön sein; gewöhnlich werden sie mit bunten Tüchern und Bändern umwunden: Geschrieben muß die Rolle von einem rechtschaffenen Juden sein, eine Rolle, welche ein Christ, Heide, Samaritaner, Knecht, eine Magd, Frau oder ein noch nicht 13jähriger Knabe geschrieben hat, muß nach dem Talmud verbrannt oder wenigstens so verborgen werden, daß sie Niemand braucht. Eine solche Rolle darf nicht verkauft, auch nicht in einer Kammer aufbewahrt werden, worin Eheleute schlafen. Uebrigens genießt sie auch das Ansehen, daß, wenn sie an Juden vorübergetragen wird, diese ehrerbietig vor ihr aufstehen müssen.

Zum ersten Male gedruckt wurde der Pentateuch im Jahre 1482 in Bologna. Ins Deutsche übersetzt ward derselbe von Martin Luther.

Der eigensinnige Handelsmann.

Für einen solchen wurde einmal ein frommer Handelsmann, Jakob Häuser aus Hessen, gehalten, da er in Cassel auf der Messe war. Und doch war das, was alle Leute für einen ganz nach Willen leicht aufzuhebenden Eigensinn hielten, ein felsenfester Glaubenssinn, der unter Gebet und innern Stürmen so fest gewurzelt war.

Nachdem unser Häuser um Christi Willen den Dienst als Stallknecht im Hause eines Generals und hiermit sein Brod verloren, fing er auf den Rath seiner christlichen Freunde einen kleinen Handel an, besonders mit Brabanterspitzen. Auf diesen Handel legte Gott einen solchen Segen, daß Häuser gut davon zu leben hatte und immer mehr neue Waare für den Erlös der alten kaufen und absetzen konnte. Einmal, als er auch von seiner Handelsreise nach Hause geht, alle Waaren abgesetzt hat und dafür das bare Geld bei sich trägt, womit er die Kaufleute, deren Spitzen es waren, zu bezahlen und noch viel übrig zu behalten hofft, wird ihm bei Nacht sein Wanderbündel sammt dem Gelde gestohlen. Jetzt ist er übler daran, als da er den Dienst bei dem General verlor. Denn damals war er zwar auch ohne Brod, hatte aber dabei auch keine Schulden. Jetzt ist er auch brodlos, aber zugleich voller Schulden. Traurig zieht er in dem großen Amsterdam ein. Dennoch wagt er es, er geht in seine alte Wohnung im Hause des reichen Kaufmanns, der sein Hauptgläubiger ist, weil aus seinem Waarenlager die meisten Spitzen für seine letzte Handelsreise genommen waren. Da will er ruhig einige Tage warten. Bietet der Kaufmann ihm von selber, ohne darum gebeten zu sein, neue Waaren an, so ist es Gottes Wille, daß er sein Geschäft forttreibt, wie bisher; wo nicht, so will er sich als Krankenwärter auf ein holländisches Schiff verdingen, um im Dienste des Nächsten sein eigenes ehrliches Brod zu essen.

Nach einigen Tagen redet der Kaufmann ihn an, fragt ihn, warum er nicht schon, wie er das früher gethan, gekommen sei und sich neue Waare ausgesucht habe? Jakob klagt ihm nun seine Noth, erzählt ihm, daß sein kleines mühsam erworbenes Vermögen ihm gestohlen, und daß er jetzt sogar außer Stand sei, seine Schuld zu bezahlen, geschweige einen neuen Handel anzufangen, denn er könne keinen Bürgen noch sonst eine äußere Sicherheit stellen.

„Wenn es nur das ist," sagte der Kaufmann, „so ist mir Eure Ehrlichkeit Bürge und Sicherheit genug. Kommt nur getrost und wählt Euch Waare aus, so viel Ihr wollt." Jakob kam denn und nahm sich von neuem Spitzen. Andere Kaufleute, welche den Unfall des ehrlichen Mannes vernommen hatten, machten ihm dasselbe Anerbieten und drangen ihm die besten ausgesuchtesten Waaren, wie er sie sich nur auswählen wollte, fast auf. Noch niemals hatte er so viel, so schöne Güter beisammen gehabt. Die sind es wohl werth, daß er, nach dem Rathe eines Freundes, sich damit auf die Messe nach Cassel begibt.

Er reist ab. Auf der Reise fällt es ihm wie eine Felsenlast aufs Herz. „Du hast bisher bei deinen Preisen immer eine etwas höhere Summe angesetzt, als die war, für welche du die Waaren lassen konntest und auch wirklich ließest, wenn Leute da waren, die das Handeln verstanden. Manche haben aber doch nicht gehandelt, und den geforderten Preis bezahlt. War es auch recht von dir, daß du die Forderung machtest und eine solche Bezahlung nahmst? Ein Christ soll nicht lügen und betrügen, das war aber beides. Wohlan, mein Gott, vor deinem heiligen Angesicht gelobe ich's, es soll nicht mehr geschehen, gib du mir Kraft, meinem Vorsatz treu zu bleiben.

Er kommt nach Cassel. Das Quartier so theuer, das Essen auch. Doch der Absatz solcher Waaren soll ja hier so groß sein. Er bezieht die gemiethete Bude. Gleich am ersten Tage kommen viele Leute, die seine Waare besehen, nach dem Preise fragen und dann handeln wollen. Da er aber erklärt, das sei wirklich der äußerste Preis, um welchen er die Spitzen lassen könnte, mag Niemand mit diesem eigensinnigen Menschen etwas zu thun haben, sie wenden ihm den Rücken, und er verkauft an diesem Tage nicht eine Elle.

Abends im Wirthshaus kann er vor Traurigkeit nicht essen. „Das ist also," denkt er, „der Lohn christlicher Treue und christlichen Ernstes in der Welt: Spott und Noth, ja Hungertod. So ist dir's doch nicht gegangen, da du noch bei der Welt warst." Er schläft indessen ruhig und erwacht getrosten Muthes. Aber es geht an den beiden folgenden Tagen wieder ebenso. Abends, wenn die andern in seinem Wirthshaus wohnenden Kaufleute fröhlich sind, essen und trinken und zählen das eingenommene Geld, hat der arme Jakob auch nicht einen Heller gelöst, er ißt sein Stückchen trocken Brod heimlich — mit Seufzen.

Noch ist Hoffnung auf eine Käuferin, die gewöhnlich nicht handelt, die Jakobs schöne Waare und Billigkeit wohl anerkennen wird. Sie war bisher noch nicht auf dem Markte. Endlich am vierten Tage kommt die Frau Landgräfin wirklich und kommt unter allen Spitzenbuden zuerst an Jakobs. Diesem klopft das Herz hoch auf vor Freude und Erwartung, da die Frau Landgräfin jetzt eine Menge Spitzen aussucht und zur Seite legt. Sie fragt nach der Rechnung, will Mäßiges abhandeln. Jakob erklärt traurig, er habe schon das äußerste Gebot gethan, keinen Heller könne er davon zurückgehen. Die Frau Landgräfin, welcher dies Benehmen neu war, geht schweigend davon, ohne nur ein einziges Stück zu nehmen.

In diesem Augenblicke, da die Noth aufs höchste gestiegen, ist auch Gottes Kraft und Gnade am mächtigsten in ihm. „Wohl," denkt er, „ich ergebe mich ganz in deinen Willen, du getreuer Gott. Ich weiß jetzt keine Hülfe mehr; mit meinem Handel ist es aus. Nun sorge du nach deinem Rathe und auf deine Weise." Da wird das Herz so ruhig und fröhlich, wie es in ganzen Tagen nicht gewesen. Er weiß es, Gott wird sorgen und helfen.

Die Frau Landgräfin hatte sich indes auch bei den andern Spitzenhändlern umgesehen. Die Waare, die sie da fand, war viel schlechter, die Preise unverschämt viel höher gestellt, als bei Jakob. Sie, als Kennerin, bemerkt dies gegen ihre Damen und beschließt, zur ersten Bude zurückzukehren. Hier kauft sie denn nun mehr noch, als sie erst gewollt hatte, und lobt gegen ihre Damen das Benehmen des ehrlichen Mannes, der wirklich nichts vorschlage; nennt das löblich. Alle Damen des Hofes und der Stadt wollen nun auch bei Jakob kaufen. Am Abend hat er auch nicht eine Viertelelle mehr. Alles ist verkauft.

„Konnte ich," erzählt er, „an den ersten drei Abenden der Messe vor Kummer und Sorge nicht essen, so konnte ich nun vor Freude nicht essen. Meine Seele war voll Lobes und Dankes gegen Gott."

Ja, der Treue und Wahrhaftige lohnt jede Treue, sei sie im Geringsten oder Größesten geübt.

König gegen König.

Von R. M.

Wer Abenteuer und Naturwunder sucht, braucht nicht nach fernen Ländern zu ziehen; es ist kein Land in der Welt, welches an diesen Dingen Amerika übertreffen könnte, und Landschafts- sowohl als Natur-Scenerien hat Amerika in seinem fernen Westen, wie kein Maler sie reizender geben kann.

Die kurze Schilderung, die wir hier geben, ist eine Scene aus dem Steppenleben Colorado's, und ist spannend sowohl als aufregend. Jenes Cottonwood-Wäldchen dort, kaum dreißig Bäume zählend, erinnert uns auf den ersten Blick an einen der alten Druidenhaine; es ist meilenweit von sandiger Steppe umgeben, nur nach dem Süden hin zieht sich auf etliche Meilen ein schmaler Streifen Grases, welches jedoch einen üppigen Wuchs bekundet. Nach dem Westen hin erblicken wir ein reizendes Thal, welches dem Anscheine nach auf beiden Seiten mit schwerer Waldung begrenzt ist, und Nahrung für das wilde Vieh in Fülle bietet.

In diesem lieblichen Hain wächst hohes Gras, denn es birgt eine schöne Quelle, welche ihr Bächlein durch die Grasfläche südlich sendet, bis der lockere Steppensand auch den letzten Tropfen aufsaugt. Im Sommer kommt der lechzende Coyot, das wilde Pferd und der Buffalo, an dieser Quelle die lechzende Zunge zu kühlen und den brennenden Durst zu löschen. In der Nähe der Quelle liegen Gerippe; einige von der Sonne gebleicht, andere noch frisch und blutig; während wir uns denselben nahen, zieht sich knurrend ein hungriger Prairiewolf ins hohe Gras zurück, denn er hat bereits den Menschen als seinen bittersten, aber auch stärksten Feind kennen gelernt. Das sind keine menschlichen Gerippe, sie sind zu groß; es sind Thiere, große Thiere, ja, es sind Pferdegerippe. Vielleicht denkst du jetzt an eine hingemordete Emigranten-Caravane, aber du irrst, sonst könnte man noch andere Spuren entdecken, und diese fehlen; wir wollen nachforschen. Beobachte den schweren Baum dort: siehst du, wie seine Rinde verkratzt ist? Das sind die Zeichen, daß das Puma der Steppen, der amerikanische Löwe, hier haust, und seinen Thron aufgeschlagen hat, denn er ist auch hier König der Thiere. Dort auf jenem Baum lauert die wilde Katze, wenn nun das Pferd zur Tränke kommt, welches immer im Trupp geschieht, dann fällt gewöhnlich eines dem Löwen zum Opfer, denn er stürzt sich mit Wuth und sicher zielend auf seine Beute; es gibt ein schwerer Kampf, aber der König siegt; denn er ist im Vortheil. Das sind Skelette seiner Opfer, welche er hier gemächlich und in Ruhe verzehrt. Wo ist der Löwe heute, daß sich der hungrige Coyot an die Ueberreste wagen darf, ohne gestört zu werden? Gib Acht! Hörst du das tiefe Knurren? Es ist der König dieses Hains, er verläßt ihn nicht ohne Zwang. Paß auf, es handelt sich um uns verwegene Abenteurer, die wir uns in sein Revier gewagt haben; die wilde Katze droht mit Gefahr und ihr Gebrumm bedeutet Böses. Jetzt erhebt sich das Haupt hinter einem der Gerippe; es ist richtig der Steppenlöwe des Westens, aber der Ton ändert sich, man kann ein Winseln des Schmerzes herauslesen; er schleppte sich mühsam hinweg, seine Schulter ist gebrochen, und das vordere Bein hängt lahm herab; siehe, wie schmerzlich er sich ins freie Feld hinausbewegt? Er hat den Wald im Thale im Auge, dort erwartet er besseren Schutz. Hier hat ein Kampf stattgefunden; der König ist verwundet, er ist ein gemeiner Krüppel. — Das mag die Ursache sein, daß sich der Coyot in das Versteck hereinwagt, um die Ueberreste der Mahlzeit zu verzehren, denn sonst würde solcher Frevel bald genug geahndet werden. Der König flieht und gibt sein Reich ohne Kampf auf.

Wir müssen warten, bald kommt der Schlüssel zu die-

sem Räthsel: es ist Mittagszeit und wir werden sehen. Wahrscheinlich hatte der Löwe einen Kampf mit einem der wilden Pferde; das Thier konnte sich nicht retten, aber es hat dem Strauchdieb einen Denkzettel versetzt, der ihn zum elenden Krüppel gemacht und seinen Untergang besiegelt, ehe es den scharfen Zähnen zum Opfer fiel. Jetzt schleppt die Katze sich mühsam über die Wüste hin, um im Walde Schutz, vielleicht auch etwas Kleinwild als Nahrung zu finden. Schutz vor wem? Ei, vor den Prairiewölfen, denn obwohl sie ihn in seiner Stärke fürchteten, jetzt, da er schwach ist, hat er keine Ruhe. Wer nie Barmherzigkeit erzeigt, darf auf Barmherzigkeit nicht hoffen, das weiß der lahme Löwe. Wahrlich, Menschen könnten da etwas lernen, wenn ihr Gemüth anders in rechter Stimmung ist.

Aber nun aufgemerkt, die Scene wird ernsthaft; dort kommt ein Trupp verwegener wilder Ponies angebraust, sie wollen nach der Tränke, wenn die den lahmen König erspähen, dann wird die Geschichte interessant. Richtig, sie haben ihn bereits gewittert. Siehe, der ganze Trupp steht wie eine Mauer und alle Nüstern stehen offen, sie beobachten den Todfeind. Jetzt legt sich der Löwe wie eine Katze längs auf den Bauch und leckt mit heißer Zunge seine Schnauze, als richtete er sich zum Angriff. — Beobachte nun die Ponies, siehe, wie sie mit dem Auge die Distanz abmessen? Nun kommen sie in sausendem Galopp heran; noch einmal wirft der Löwe einen sehnsuchtsvollen Blick nach unserem — nach seinem Hain; aber es ist zu spät, denn plötzlich trennen sich die Pferde, als kennten sie seine Absicht, und in weniger Zeit als es erfordert, dieses zu schreiben, ist „Musjö" Löwe umringt. Er erhebt sein mattes Haupt, sein Auge sprüht Feuer, und es kehrt verwegener Muth zurück, ein wildes Angstgeheul zeigt an, daß er sein Leben zu vertheidigen gesonnen ist; er erhebt sich, als wenn er keine lahme Schulter hätte, aber es geht nicht, denn sie trägt ihren Theil der Last nicht und er sinkt zusammen. Jetzt, im Angesicht des Kampfes, sucht er einen Ausweg, er ist ein Feigling. Schwach, aber nur einen Augenblick, denn siehe, er bereitet sich zu sterben, wie es einem König geziemt.

Jetzt beobachte die Pferde. Sieh', wie sie sich zusammen drängen; wie bedachtsam sie herannahen und wie ängstlich schnaubend sie den Boden stampfen; aller Augen sind auf ihn gerichtet, und jede seiner Bewegungen macht die Pferde stutzen. Ha, wäre er kein Krüppel, wie bald säße er auf dem Rücken eines Pony angeklammert, um es zu tode zu reiten. Beobachte ihn, wie er sich zum Sprung richtet — sieh', wie er schnell den Schweif bewegt, gib Acht, er wagt den Sprung trotz der lahmen Schulter.

Jetzt stehen die Pferde; ein Prachthengst tritt hervor, kein Maler könnte ihn schöner malen; was gilt's, er ist des Truppes Anführer und König! Dann ist es König gegen König in diesem Kampfe. Das Pferd blickt dem Feind beständig ins Auge, seine Muskeln zittern, er kann sich kaum bemeistern, und seine Augen glänzen seltsam scharf, wie er dem Feinde, einen Kreis bezeichnend, naht. Nun ist der Augenblick der Entscheidung nahe; der Löwe rüstet sich, er wagt den letzten Sprung, denn wenn dieser fehlt, hat er zu einem zweiten nicht mehr Zeit. Mit übernatürlicher Kraftanstrengung und einem markdurchdringenden Wuthgeheul wagt er den Sprung; zu einer anderen Zeit wäre es des Pferdes Untergang gewesen, aber der König ist ein Krüppel; der Hengst macht einen Seitensprung, die lahme Tatze kann ihn nicht erfassen, und der grimmige Feind wälzt sich im Sand. Ehe er sich erholen konnte, hatte der Hengst Stellung geändert; man meint fast, er habe wenigstens ein Dutzend Hufe, so schnell bewegt er sie. Tödtlich getroffen wälzt sich der Steppenkönig im Sand; wie ein Sturm galoppiren die Pferde davon nach dem Wald zurück, fortwährend hinten ausschlagend, als wenn zwanzig Löwen hinter ihnen drein wären. Wenn die Hufe beschlagen gewesen wären, keine Anzahl von Nägeln hätten da die Eisen aufgehalten, sie wären wie ein Regen durch die Luft geflogen.

Dort verendet nun der Löwe, ein mildthätiger Kolbenschlag des Jägers macht ihm vollends den Garaus, und die beiden Reisenden, welche den Kampf mit angesehen, tragen die Haut des Löwen als Trophäe mit. Noch sind sie keine hundert Ruthen weg, als auch schon einige hungrige Coyote ihre heisere Stimme ertönen ließen, denn sie haben Blut gewittert; sie werden sich über dem Carcaß auch noch blutig streiten und auffressen.

Der Kampf ums Dasein ist nicht nur unter Menschen heiß und bitter, selbst die wilden Thiere der Wüste sind darin begriffen.

Die Gefahren im Steinkohlenbergwerk.

Das Geschäft der Arbeiter in den Steinkohlengruben ist ein höchst gefährliches; bald stürzen die Gruben ein, bald steigt in ihnen ein erstickender Dunst auf, bald bringt das Feuer, bald das unterirdische Wasser Gefahr, oder es droht der schauerliche Abgrund.

„Freund," so fragte ich einen alten Bergmann, „ist es nicht recht gefährlich, in Minen zu arbeiten?" — Er stund da, gestützt an die Wand des ungeheuren Schlundes, mit übereinandergeschlagenen Armen und schien versunken zu sein in seine Gedanken. — „Es muß doch ein trauriges Leben sein um das Eurige," sagte ich zu ihm.

Der Greis, der in der schwarzen Steinkohlengrube dem Tod so oft ins blasse Antlitz geschaut, fuhr bei meiner Frage zusammen, schaute mich an mit tiefem und ern-

stem Blick und erwiderte mit gebrochener Stimme: „Gefahr? Wo fände man keine? Ueber der Erde ist sie so gut als unter der Erde, auf dem Meer wie an den lieblichsten Zufluchtsörtern, wo wäre keine Gefahr? Wo hätte der Tod nicht einige Zeichen zurückgelassen, daß er auch da gewesen?"

„Das ist wahr," antwortete ich; „aber es ist doch ein Beruf gefährlicher als der andere. Der Matrose sucht seinen Lebensunterhalt auf dem Meere und weiß, daß er in jedem Augenblick von demselben verschlungen werden kann; der Jäger findet oft seinen Tod im Walde, der Soldat auf dem Schlachtfelde, der Bergmann weiß nicht, ob der Ort, wo er heute aufrecht steht, nicht morgen sein Grab sein wird."

„Ja," antwortete der Alte, „so finden wir den Tod bei den Dingen selber, die uns dazu dienen müssen, um unser Leben zu erhalten; das ist ein seltsames Räthsel, wer kann es erklären?"

Ich war betroffen durch die Ausdrucksweise und Sprache des Bergmanns und fragte: „Ist es schon lange, daß Ihr hier arbeitet?"

„Seit meiner Kindheit," antwortete er; „ich bin von Jugend an im dunkeln Bergwerk und hoffe, daß ich in demselben auch sterben werde."

„Ihr waret ohne Zweifel vielen Gefahren ausgesetzt?"

„Ja," sagte er mit bewegter Stimme, „es war eine Zeit, wo ich drei erwachsene Söhne hatte, die mich ihren Vater nannten. Es waren rüstige Gesellen. Es ist mir, es sei gestern, daß sie noch an meiner Seite waren, so stolz auf ihre Kraft — und ich auch, ich war zu voll von väterlicher Eitelkeit. Aber der Herr straft das stolze Herz. Wo sind sie jetzt? Den Jüngsten — er war der Liebling — den Jüngsten, ich habe ihn zerquetscht und blutig zu meinen Füßen gesehen! — Noch war mir's, als tönte sein fröhliches Lachen in meinen Ohren, als plötzlich ein Einsturz geschah; kein Schrei wurde aus seinem Munde gehört, kein Blick des Entsetzens gesehen, blitzesschnell war der Uebergang in die Ewigkeit, und mein armes Kind lag zerquetscht unter den furchtbaren Massen! — Das war ein furchtbarer Augenblick. Indessen hat die Zeit, die Alles ändert, meinen Schmerz ein wenig gemildert; ich hatte noch zwei Söhne. Aber den Kelch der Schmerzen hatte ich noch nicht ausgetrunken. Auch sie wurden mir hinweggerafft; — sie starben, der Eine an der Seite des Andern, nicht auf dieselbe Weise wie ihr Bruder, sie erstickten im Kohlendunst; man brachte sie todt in meine Hütte! — — Das waren meine kostbaren Kleinodien, neben denen die reichsten Schätze der Welt Nichts sind in meinen Augen; es war mir nun gesagt, daß ich allein sei nnd ohne Kinder! — Das ist ein seltsames Ding, daß der alte Stamm also die kräftigen Zweige überleben muß, die mir Erquickung gaben, und für die ich tausendmal mein Leben hingegeben hätte! — Ist es nun noch auffallend, daß ich wünsche, im Bergwerk zu sterben?"

„In der That," antwortete ich ihm, „Ihr habt den bittern Schmerzenskelch getrunken; wo habt Ihr Trost gefunden?" — Da blickte der Greis in die Höhe und sagte: „Im Himmel! Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gelobt!"

Richter Roos und seine Tochter.

Richter Roos wohnte in Belleville, an dem Ufer eines großen Flusses des Westens. Jedes Jahr ging er nach Washington, und seine Stimme wurde oft im Congreß vernommen. Doch, obwohl er groß genannt wurde, war er nicht gut, denn er liebte den Wein und den Schnapps zu sehr, und es war seine Gewohnheit die Spielhöhlen, deren es in jener Stadt viele gibt, zu besuchen. Diese Gewohnheiten wurden jeden Tag stärker, bis sie endlich seine ganze moralische Kraft überwandten. Seine Mitbürger weigerten sich, ihn noch einmal als ihren Repräsentanten nach Washington zu senden.

Richter Roos hatte eine edle Frau und drei schöne Töchter. Maria, die älteste, war sein Liebling. Er dachte mehr von ihr, als von sich selbst, und keiner ihrer Wünsche blieb unerfüllt. Sie hatte ein gutes Temperament und gehorchte ihren Eltern und denen, die um sie herum waren, so, daß sie von Jedermann geliebt und geachtet wurde. Und obwohl ihre Heimath einen reichen Inwohner verrieth, und obwohl sie ein schönes Landgut und Dienstboten und Pferde und Wagen und elegante Kleider besaß, war sie immer demüthig und zurückhaltend. Herr Roos, sein Weib und seine Töchter waren alle Glieder einer christlichen Gemeinde. Er wurde oft von der Gemeinde ausgeschlossen, aber nachdem er Besserung versprochen hatte, wurde er eben so oft wieder aufgenommen. Seine einflußreiche Stellung in der Gesellschaft, und das Vertrauen seines Weibes und seiner Töchter, erregte viel Bedauern unter den Mitgliedern, weßhalb sie auch viel Geduld mit ihm hatten. Sie hofften durch Liebe und freundliche Warnung ihn wieder gänzlich auf den rechten Weg zu bringen. Aber all die Liebe seiner Familie und der Gemeinde vermochten nicht, den armen Mann auf seiner abschüssigen Bahn zurückzuhalten.

Zuletzt fiel er so tief, daß er alle Selbstachtung verlor und die schlechtesten Wirthshäuser und Saufhöhlen in der Stadt besuchte. Täglich ging er unrasirt, ungewaschen, zerrissen und beinahe nackt aus. Wenn er dann betrunken war, sang er einige schlechte Straßenlieder,

welches die Knaben zusammenbrachte, die dann den einst geachteten und respectablen Richter auslachten. Sein Aussehen verrieth auch nicht das kleinste Zeichen seines einst so hohen Standes.

Selbstverständlich ließen christliche und Mäßigkeitsmänner den Mann sich nicht ruiniren, ohne daß sie auch einen Versuch machten, ihn zu retten. Ernstliche und anhaltende Versuche wurden gemacht, Gebete wurden zu Gott gesandt, und seine Familie ließ sich auch in dieser Sache nicht dahinten finden. Aber alles war vergeblich und hoffnungslos. Sein Weib und seine Töchter weinten und beteten, aber endlich gaben sie auch die Hoffnung auf.

Maria, sein Liebling, probirte oft und hart ihren Vater vor öffentlicher Schande zu bewahren. Sie wurde sehr traurig, und weigerte sich in die Kirche und in die Gesellschaft zu gehen. Wenn ihr Vater nüchtern war, hatte er Verstand genug, die traurige Veränderung in dem Betragen seiner nicht so glücklichen Maria zu beobachten, und schien es zu bereuen, daß er diese Bahn betreten hatte, mehr um ihretwillen, als um seinetwillen.

Eines Morgens wollte er wie gewöhnlich nach dem Wirthshause gehen. Er war ein niederträchtiges Object, schrecklich anzusehen. Sein Weib probirte ihn zurückzuhalten, daß er doch wenigstens genug Kleider anziehen solle, aber er willigte nicht ein. Maria machte ihre Erscheinung an seiner Seite, in Lumpen gekleidet, mit bloßem Arm und ohne Kopfbedeckung und mit einer alten Schnappsflasche in der Hand. Ihres Vaters Arm in den ihrigen nehmend, sagte sie:

„Komm, Vater, ich gehe auch."

„Wohin denn?" sagte er, sie erschrocken anstaunend.

„In das Wirthshaus. Was gut für dich ist, ist auch gut für mich."

Dann begann sie ihre Flasche zu schwingen und sang eines jener Straßenlieder, das sie ihn oft singen hörte.

„Gehe zurück, Tochter; du bist wahnsinnig. Mutter, nehme sie hinein."

„Aber ich will mit dir gehen, Vater, um beides Seele und Leib zu ruiniren. Es ist von keinem Nutzen, daß ich brav bin, wenn du an einen schlechten Platz gehst. Du wirst dort einsam sein ohne mich."

„Gehe hinweg, Mädchen; du wirst mich wahnsinnig machen."

„Aber du bist schon längst wahnsinnig, und ich werde auch bald wahnsinnig sein."

Maria faßte ihres Vaters Arm an und ging, um die Thüre zu öffnen. Er zog sie zurück; aber sie ging immer weiter und sang lauter. Einige Knaben kommen herzugelaufen, und dann riß sich ihr Vater von ihr los und ging in das Haus. Dann setzte er sich hin, und seine Hände über sein Gesicht hebend, weinte und schluchzte er laut. Immer noch war Maria draußen.

„Was fehlt denn?" fragte Frau Roos.

„Maria ist wahnsinnig, und ich habe sie so gemacht. Ich wünsche, ich wäre todt. Sei so gut und gehe hinaus und hole sie herein. Ich werde heute nicht fort gehen."

Frau Roos ging hinaus und erzählte ihrer Tochter, was ihr Vater gesagt hatte, worauf sie hinein ging, und sich hinsetzte mit ihrer Flasche in der Hand und den ganzen Tag ihre Lumpen anbehielt. Herr Roos war in einer furchtbaren Situation, denn er mußte ohne seinen gewöhnlichen Trunk thun. Oefters ging er an die Thüre, aber Maria war immer an seiner Seite. Frau Roos machte ein ungewöhnlich gutes Mittagessen und gab ihm einige Tassen voll starken Kaffee. Nach dem Essen legte er sich schlafen. Als er aufwachte, war Maria noch immer in ihre Lumpen gehüllt, mit der Schnappsflasche an ihrer Seite.

Nach vielem Zittern zog er gute Kleider an und sagte seiner Frau, sie solle ihm einen Barbier bestellen. Nach dem Abendessen sagte er: „Ich gehe jetzt aus."

„Wohin?"

„In die Mäßigkeitshalle. Geht mit mir, wenn ihr es nicht glauben wollt."

Also ging Frau Roos mit ihm bis zu der Thüre der Halle, während Maria sagte: „Ich muß ihm folgen, denn ich befürchte, daß er wieder in das Wirthshaus geht ohne mich."

Aber sein Weib sah ihn hinaufgehen und in die Versammlung treten, worauf sich die Thüre hinter ihnen schloß. Dann gingen sie und Maria heim, um mit Zittern sich über den Erfolg ihres Planes zu erfreuen.

Erstaunen, Freude und auch Mißtrauen erfüllten die Gemüther der Mäßigkeitsbrüder als Herr Roos herein kam. Er wurde eingeladen vorzutreten und zu sprechen, was er wünsche.

Er stand auf und erzählte die Geschichte dieses Tages, und setzte hinzu:

„Als ich sahe, in welch eine schlechte, herabgesunkene Kreatur meine Tochter sich umgestaltet hatte, als ich wußte, wie viel schlechter sie noch werden würde, wenn sie mit mir ginge, verabscheute ich mich selbst. Sie sagte, daß, wo ich hinginge, würde sie auch hingehen, und das, was ich thue, würde sie auch thun. Könnte ich das ansehen? Könnte ich es ansehen, daß ihr Charakter ruinirt und ihre Ehre geschändet würde? Nein, meine Herren! und wenn es mich tödtet, werde ich es jetzt aufgeben. Ich werde nie wieder, von diesem Abend an, berauschende Getränke weder trinken noch anrühren. Und nun, ihr Herren, helft mir, wieder ein Mann zu werden."

Das Gebäude hallte wieder von dem Jauchzen, Stampfen und Händeklatschen, und ein fröhlicher Gesang erhob sich aus jenen männlichen Herzen, den man meilenweit hören konnte.

O ja, es ist Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut; und sollte nicht auch Freude auf Erden sein?

S. S.

Perlen.

Wie kann das uns zum Leben dienen, was unserem Heiland den Tod brachte?

Zwischen Sünden bekennen und Sünden fühlen ist doch immer noch ein großer Unterschied.

Schweigen ist sehr oft die begeisternde Rede des Herzens.

Kein Mensch hat das Recht zu thun, wie er will, es sei denn, er *will* recht.

Ehrlicher Zweifel ist immerhin besser als geerbter Glaube, denn ein aufrichtiger Zweifler hat Hoffnung.

Der sicherste Weg in Ehren durch die Welt zu kommen ist's, das zu sein, was man zu sein scheinen will.

Liebe, welche sich von Schönheit nähren und erhalten muß, wird nicht lange leben. Güte ist besser als Schönheit.

Menschen, welche gar nichts thun, sind in großer Gefahr etwas Schlimmes zu thun.

Es fordert viel, ein rechter frommer Mensch zu sein, aber es fordert noch weit mehr, es nicht zu sein!

Ein Verlangen glücklich zu sein, ist ganz natürlich. Ein Verlangen heilig zu sein, ist übernatürlich.

Wahre Freunde sind wie Sterne; ihr Glanz ist am hellsten in der finsteren Nacht der Trübsal.

Hüte dich vor glatten Worten, sie sind leider oft
Hecken, hinter welchen Feinde versteckt sind.
Leider wahr; schade darum.

Christus hat unsere Natur in den Himmel genommen, um uns dort zu vertreten; er hat uns seine Natur hier gelassen, damit wir ihn hier repräsentiren.

Alle Wahrheiten werden sich zuletzt einigen und wird nur eine Wahrheit sein; gleich wie alle Flüsse und Bäche sich einigen und nur ein Meer ist.

Ein guter Mensch sollte Credit haben, und ein schlechter Mensch sollte getadelt werden für das, was Andere durch sie oder um ihretwillen vollbringen.

Höflichkeit ist wie ein Luftkissen, es mag sein, daß nichts darin ist, aber es erleichtert das holperige Fahren auf der Straße des Lebens ganz wundersam.

Es gibt Hausmütter, welche das Zimmer kehren und den Staub hinter der Thüre liegen lassen. Es gibt Menschen, welche eine Beleidung vergeben, aber nicht vergessen. Ein kleiner Luftzug weht den Staub wieder im ganzen Zimmer herum. Die Moral ist deutlich.

Vergiß nie, was Andere dir Gutes gethan haben, aber erinnere sie nie an irgend etwas Gutes, das du für *sie* gethan hast.

Gold und Silber sind zu schwer nach dem Himmel zu nehmen, aber in den Händen weiser, frommer Menschen thun diese Metalle viel, den Weg zu bahnen.

Die unerneuerte Seele ist ein verwüsteter Weinberg; ein zerstörter Tempel; ein Reich in Aufruhr, und eine Welt im Chaos.

Es muß doch irgendwie ein Vortheil in Jesu Nähe sein, sonst hätte Judas es nicht so lange bei ihm ausgehalten, da er doch im Herzen schon von ihm getrennt war.

Diese Welt ist ein Tempel, in allen ihren Theilen dem Dienste Gottes geweiht und mit der Herrlichkeit Jehovas erfüllt.

Um nicht in Gefahr zu gerathen, etwas Ungesetzliches zu thun, müssen wir uns oft verleugnen in Dingen, welche ganz gesetzlich sind.

Manche, welche an den Felsen und Klippen der Sünde glücklich vorbeisegelten, sind bald darauf im Sand der Selbstgerechtigkeit stecken geblieben. Aus Gnaden wird der Mensch selig.

Die Lüge kann sich Kleider kaufen,
Die Wahrheit muß oft nackend laufen,
Weßhalb verächtlich mancher Wicht
Hier von der nackten Wahrheit spricht.

Unter dem levitischen Gesetz wurde die Taube und das Lamm als Opfer angenommen; der Löwe und der Adler wurden verworfen. Gottes Wege sind nicht unsere Wege!

Wahrheit ist wie Wasser, welches seine Färbung vom Strombett enthält, durch welches es fließt; man muß deßhalb genau achten, wie man die Wahrheit aufnimmt, denn sie ist öfters gefärbt.

Von den nemlichen Sonnenstrahlen trinkt eine Pflanze Gift, und eine andere Honig. So empfängt ein Mensch von der Betrachtung des Wortes Gottes himmlischen Segen, und ein anderer schreckliche Qual. Die Ursache ist im ersteren Fall in der Pflanze, in letzterem im Menschen zu suchen. Es ist in der Natur, daher muß diese verändert werden.

Die Christen haben in der heiligen Schrift vier sehr schöne Namen, und sie sind auch inhaltvoll: Sie werden Heilige genannt wegen ihrer Heiligkeit; Gläubige wegen ihres Glaubens; Brüder, ihrer Liebe wegen; und Jünger, wegen ihrer Erkenntniß.

Es wird erzählt, daß Hannibal einst Gelegenheit hatte, Rom einzunehmen, aber er wollte nicht; später wollte er Rom einnehmen, aber er konnte nicht. Es gibt Menschen, welche Jesum finden könnten, aber sie wollen nicht; später suchen sie ihn, aber können ihn nicht finden.

Ohne Glauben steht's bei uns wie bei Jenem, der im Wasser versank, aber vorher noch einen schönen Regenbogen sah. Seine letzten Worte waren: „Was hilft mir das, daß die Welt nicht mehr im Wasser vertilgt werden soll, da ich nun elendiglich ertrinke!"

In Persien haben sie ein Sprichwort, welches sagt: wenn ein Waisenkind betet, bebt der Thron Gottes und schwankt nach allen Seiten. Das Neue Testament gibt auch Versicherung, daß Gott sich der Waisen annehmen will.

Ein Sohn, welcher seinen Eltern versprochen hatte, von Zeit zu Zeit zu schreiben, wie es ihm in der Fremde ergehe, sandte einmal folgenden Brief heim: „Ich arbeite nun drei Monate hier, wenn ich noch drei Monate bleibe, dann werde ich ein Christ, ob ich will oder nicht, denn die Liebe dieser Familie überwältigt mich."

Wer dein Gottvertrauen und deinen Glauben wanken machen will, ist nicht dein Freund; auch der nicht, welcher dich an der Ausübung deiner Pflichten stört, oder dir in der Erfüllung derselben Hindernisse bereitet. Wer dich im Guten stärkt, Liebe zur Pflicht einflößt, und dich zu einem besseren Menschen macht, der ist dein Freund.

Payson sagte zu seiner Tochter, ehe er starb: „Du wirst dir viel Angst und Grämen ersparen, wenn du in all deinen Verhältnissen Gott vertrauen lernst. Alle deine Anliegen wirf auf ihn; wenn du aber nur hingehst und ihm klagst ohne die Last hinzulegen, dann wirst du schwereren Herzens weggehen, als du kamst."

Die Sonne macht den Sommer nicht allein,
Es muß dazu der rechte Wind auch sein.
So ist es mit der Wahrheitspredigt auch:
Fehlt ihr des Osterfürsten Lebenshauch,
Die Herzen bleiben trübe, kalt und arm
Und werden nimmer froh und liebewarm.

Sehr wahr. Im Fehlerfinden bei Andern ist selten Jemand kurzsichtig. Dagegen wenn man vor seiner eigenen Thüre kehren soll, hat man gewöhnlich den Besen verlegt. Oft sucht man die Fehler bei Andern, anstatt bei sich. Es hat Jemand gesagt: „Fehlen ist ein Zeitwort, das kann man conjugiren. Da fange ich allemal an: Ich fehle." Ja, aber die Meisten fangen da hinten zu conjugiren an: Sie fehlen — ihr fehlt — er fehlt — du fehlst — allenfalls heißt es noch: wir fehlen; aber das ich fehle, bringen nur Wenige heraus.

Der Sohn eines frommen Predigers wurde einst von seinen Kameraden gefragt, die Führung eines Ball's zu übernehmen. Als er sich besonnen hatte, sagte er: „Kameraden, jetzt ist es Zeit, daß ich mein Leben ändere, denn während mein Vater Seelen zum Himmel führt, fragt man den Sohn ein Führer nach der Hölle zu werden."

Die erbärmlichste Rolle unter den Menschen spielt derjenige, der ohne fühlendes Herz und ohne einen Funken von Geist sich in dem Gewühle des täglichen Lebens bewegt. Der göttliche Strahl des Lichtes bescheint niemals sein eisumrahmtes Haupt und von der wohlthuenden Wärme des Herzens, welche aus dem Mitgefühle entsteht, hat sein steinernes Herz keine Ahnung.

Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

So häufig hört man die Worte: „Ich bin kein schlechter Mensch, Gott kann mich nicht verdammen, ich habe noch nie gestohlen und noch Niemand ermordet!" O du armes Geschöpf! möchte ich auf deine Selbstgerechtigkeit dir zurufen. Gerade diese Behauptung ist Sünde. Es ist nichts Gutes an dir; du steckst so tief im Moraste mit deinem ganzen inneren Ich, daß du dich gar nicht selbst finden und retten kannst. Deine besten Thaten sind vor Gott ein Greuel.

Ob du in Bruderblut die Hände tauchtest,
Ob du ein liebendes Vertrauen mißbrauchtest;
Was ist der Unterschied? Am Leib begingst du dort,
Hier an der Seele einen Mord.

Der Mensch betrachtet sich so gerne als den Herrn der Schöpfung und vergißt, daß er selbst nur wie ein Atom in der Schöpfung ist. Daher die große Unzufriedenheit so Vieler mit ihrem Schicksale, wenn die Verhältnisse sich ihren Dictaten nicht fügen wollen. Statt zu erkennen, daß Einer über uns steht und waltet, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt und nach dessen Gesetzen und Anordnungen, vom kleinsten bis zum größten Dinge in dem Weltall, Alles sich bewegen muß und wird, wollen Solche mit frecher, blinder Hand der Vorsehung in das Räderwerk greifen. Sie spielen die Rolle einer Mücke, die einen heranbrausenden Eisenbahnzug aufzuhalten sich bemüht. Was der Mensch auch immer beginne, sollte er im Namen seines Gottes beginnen. Wenn er Rath sucht, sollte er ihn bei seinem himmlischen Vater suchen; wenn er sich mit ganzem Herzen, im vollsten Vertrauen an ihn wendet, wird die Antwort nicht ausbleiben.

Der Sonntagschullehrer.

Ein Gedanke über den Unterricht.

Wenn ein Lehrer dem Schüler alles das sagt, was er vielleicht den Schülern selbst hätte sagen machen können, dann hat er diesen Schüler nicht unterrichtet; er hat ihm nichts Neues gesagt, sondern ihm die Gelegenheit geraubt, zu sagen, was er weiß, und dadurch hat der Schüler den Gedanken gefaßt, hinfort nicht mehr so viel zu lesen, denn der Lehrer sagt doch alles selbst. Habt ihr auch je gesehen, daß man ein Loch in den Boden gegraben hat, dasselbe voll Wasser trug und es dann Brunnen nannte? Nein, man gräbt vielmehr tiefer und tiefer, bis man zum Wasser kommt, dann ist es auch ein Brunnen, den man mit Recht so heißen kann.

Noah's Arche.

Eine Sonntagschule ist in einer Hinsicht wie die Arche, welche Noah bauete; nemlich überaus kleiner Raum für den Zweck; wofür sie gebaut wurde. Daher sollte ein Superintendent immer darauf bedacht sein, und jeder Leser sollte stets darüber nachdenken: wie kann ich die größte Arbeit in so kurzer Zeit verrichten? Dränge alles zusammen, d. h. schneide das Ueberflüssige ab, und gib nur das Beste, so daß es nahe zusammen geht, und nicht viel Zeit und Raum aufnimmt. Dieses macht gute Vorbereitung nöthig, aber es bringt zugleich auch System in die ganze Arbeit der Sonntagschule.

Der Höhepunkt der Sparsamkeit.

Gibt es auch wohl eine niederträchtigere Sparsamkeit, als wenn Eltern ihre Kinder die Sonntagschule unterhalten lassen, mit ihren eigenen Sparpfennigen? Und doch soll es Sonntagschulen geben, welche keine Unterstützung haben, als die "pennies" der kleinen Kinder! Hu!

Winke.

Ein Mann mag gerade über einer Goldgrube leben und doch sehr arm sein; er muß graben. Wenn ein Sonntagschullehrer nützlich sein will, dann muß er in Gottes Wort graben — forschen.

* * *

Die Condukteure der Eisenbahnzüge müssen ihre Uhren nach der Uhr in der Hauptoffice richten, so daß alle Züge die nemliche Zeit haben, und dadurch wird viel Unglück verhütet. Sonntagschullehrer sollten öfters zusammen kommen, um von einem Geist erfüllt zu werden, so daß man von ihnen sagen kann: „Sie sind ein Herz und eine Seele." Das ist ein vortreffliches Bild, um die Nothwendigkeit der Lehrerversammlungen darzustellen; hoffentlich beherzigen es alle Lehrer und Superintendenten.

Herr Morgen's Schüler.

Verlasse jetzt sogleich diese Sonntagschule, und sei dabei nicht langsam, auch brauchst du nicht wieder zurückzukommen, hörst du?"

Diese Worte wurden von dem jungen Herr Morgen zu einem seiner Sonntagschüler geredet, ein rauher, unerzogener Junge, augenscheinlich nicht zum Bemeistern, und der sich vergnügte, dadurch daß er die Aufmerksamkeit der ganzen Classe an sich zog durch seine Possen und Streiche.

Er hatte Herr Morgen's Geduld, während der letzten paar Wochen, aufs Aeußerste geprüft, und nun, da er, Johann Dunbar, die ganze Classe, mit einer Ausnahme, zum Lachen, und jene Ausnahme zum Weinen gebracht hatte, dadurch, daß Johann eine Biene in des Schülers Ohr fliegen ließ. Nun war der letzte Faden der vielgeprüften Geduld zerrissen, und Herr Morgen, in seinem Zorn, wünschte, daß Johann Dunbar niemals wieder in seine Classe kommen würde.

Das Gelächter hörte auf, als die Knaben das strenge Gebot vernahmen. Einen kurzen, durchdringenden Blick warf Johann noch auf seines Lehrers Antlitz, aber als er den Ausdruck des Zornes und Ernstes in demselben sah, ging er eilig hinaus. Gerade noch ehe er die Thür erreichte, erblickte er ein wunderschönes Motto. Es war ihm noch niemals so schön vorgekommen — wenigstens so dachte Johann: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solchen ist das Himmelreich." Das war das Motto.

Johann dachte von vielen Dingen als er aus der Sonntagschul-Thüre trat und hinab zum Flusse wanderte. Herr Morgen hatte ihm das wunderschöne Motto ausgelegt, und dies waren etwa seine Gedanken:

„Er sagte, daß ich eins der kleinen Kinder sei, die der liebe Heiland verlangte, aber ich denke, er ist im Irrthum. Ich bin wahrscheinlich zu groß, denn ich bin schon im zwölften Jahre; und Herr Morgen hat ja auch gesagt, daß ich niemals wieder zurückkommen sollte — und so ist mir's nun verboten — immerhin denke ich, daß ich nicht zu dem Himmelreich gehöre, denn sonst wäre ich nicht so schlecht, das ist wahr. Doch wollte ich recht brav sein, aber nichtsdestoweniger kommt das Schlechte mir immer wieder in den Kopf, ich weiß nicht wie; ich denke ich will gar nicht mehr probiren brav zu werden. Was nützt es? Ich habe jetzt Niemand mehr, der mir sagt wie, und Herrn Morgen sagte, daß niemand brav werden kann, ohne daß er zum Heiland geht, und jetzt kann ich nicht mehr zu ihm gehn, dieweil ich nicht mehr

zur Schule gehen darf, und der liebe Heiland ist niemals in unserem Hause, nein, niemals."

Als die Stunden so vorübergingen, dachte Johann nicht mehr an den lieben Heiland, sondern amüsirte sich, indem er Stecken und Steine in den Fluß warf, Löcher in das Ufer grub, und ein armes Kind fortjagte, das Ysopstengel suchte. Er ging nicht heim bis er so hungrig wurde, daß er es nicht länger aushalten konnte. Irgend Jemand würde Johann gedauert haben, wenn er seine Heimath gesehen hätte. Es war der Wohnsitz der Armuth. Johann's Vater lag auf einem Haufen Stroh in einer Ecke der Stube, er war vor Trunkenheit eingeschlafen. Seine Mutter saß in einem alten zerbrochenen Lehnstuhl, ihre Augen mechanisch auf die nackten, leeren Wände richtend. So fiel ihr Auge auf Johann, der eintrat, und sie sagte:

„Du bist spät, Johann."

„Es scheint keinen Unterschied zu machen, ob ich spät oder früh bin — es sieht immer gleich aus," brummelte Johann, sich einem alten Tische nähernd, auf dem die Ueberreste eines ärmlichen Mahles lagen.

„Sei nicht unartig, Johann," befahl die Mutter.

„Ich bin nicht unartig, aber ich bin hungrig — was bekomme ich denn zum Essen, Mutter?"

„Das kannst du für dich selbst sehen. Laß doch deine müde Mutter in Ruhe."

Ja, Johann konnte es gut genug sehen, einige trockene Kruste und ein Glas Wasser. Er sah sie mit Verachtung an.

„Wir haben Kartoffel, Mutter — ein ganzes Peck davon — warum hast du keine gebacken?" fragte er.

„Dieweil ich nicht gut fühlte, und Sonntag ist ja auch ein Tag der Ruhe."

Johann würgte das Brod hinunter und trank das Wasser.

Herr Morgen wohnte in den Vorstädten. Der Heimweg war sehr romantisch und schön; aber in seinem jetzigen Zustande freute er sich nicht. Er verließ sogar den Weg, den er gewöhnlich nahm, und lenkte seine Fußtritte dem Walde zu. Er fühlte sich sehr schlecht und war nicht in seinem gewöhnlichen Gemüthszustande. Seine Gedanken „trubelten" ihn. Versteht sich, hatte er recht gethan indem er den unruhigen Johann Dunbar zurechtwies und bestrafte, aber hatte er recht gethan, als er ihm verbot, je wieder das Haus Gottes zu betreten? Wenn Gott seine Kinder so behandeln würde?

Dann hob Herr Morgen, ohne zu wissen, warum er es that, ein Sträußchen Veilchen auf, welche er fest in seiner Hand hielt, bis er aus dem Walde war und seine schöne Heimath vor sich sah. Ein reichliches Mittagessen erwartete ihn. Er war hungrig und labte sich daran. Aber Johann Dunbar war noch in seinem Gedächtniß. Seine Aufwallung hatte ihn verlassen; sein Gewissen beunruhigte ihn, daß er seit einigen Monaten nicht in Johann's Heimath gewesen war. Er wunderte, was der kleine, bleiche Johann zum Mittagessen habe; er wünschte beinahe zu ihm zu gehen, um ihm ein wenig seines Ueberflusses zu geben.

Nach dem Essen legte Herr Morgen sich auf sein gemüthliches Sofa und schlief bald ein. Kaum hatte er das Land der Träume betreten, als ein Antlitz, o so schön, hell und rein, ihn beobachtete, und dann sagte eine Stimme liebend, jedoch bittend: Weide meine Lämmer." Als er weiter ging, auf einem Pfade mit Rosen bestreuet, sah er das liebliche Gesicht wieder, und hörte die milde Stimme wiederholen, flehentlich: „Weide meine Lämmer." Dann (von der anderen Seite des Weges) hörte er die Stimme wieder, sagen, o, so lieblich: „Laß die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht." Er schaute um und sahe den Heiland auf einen anderen Pfad zeigend, voll Disteln, Dornen und Steinen. Er war weit entfernt, aber er konnte doch einen kleinen Wanderer sehen, welcher sich mühsam weiterschleppte. Für eine Minute blickte das kleine, bleiche Antlitz ihn bittend an, die Hände flehentlich zu ihm ausstreckend, und dann drehte sich der Knabe wieder um. Aber Herr Morgen hatte in jener Minute das Gesicht als das des Johann Dunbar's erkannt. Er weinte laut und erwachte. Die Nachmittagssonne schien freundlich zu den Fenstern herein und beleuchtete das herrliche Bild an der Wand, Raphael's Madonna und ihr Kind. Er betrachtete des Kindes Gesicht.

„Er kam in die Welt um die Verlorenen zu suchen und zu erretten — wie konnte ich ein Kind so hartherzig behandeln?„ dachte er traurig.

Der Sonntag war noch nicht vorüber, als man in Johann Dunbar's Hause ein lautes Klopfen an der Thüre hörte. Johann öffnete sie, und er erschrak ein wenig als er Herr Morgen sah. Was hatte er im Sinne zu thun? Wollte er ihn in das Gefängniß werfen lassen, weil er jene verhaßte Biene in Daniel Philipps Ohr hatte fliegen lassen? Nein, das war nicht Herr Morgen's Absicht. Er nahm Johann's Hand in die seinige und sagte freundlich: „Du hast diesen Morgen nicht recht gethan, aber ich auch nicht. Ich habe dir vergeben, Johann; nun verzeihe mir meinen Fehler, und wir werden hinfort suchen besser zu thun. Komme zur Sonntagschule wie gewöhnlich, Johann. Ich bin ein wenig stärker wie du, und ich will dir helfen, einmal in jenes große, schöne Himmelreich zu kommen, wo du den lieben Heiland für immer sehen kannst." Dann ging Herr Morgen in die elendaussehende Stube, und ging wieder heim mit Thränen in den Augen. Aber es waren keine Thränen in Johann's Augen als er einen großen Korb voll Früchte und Gemüse auspackte, und ein Packet Bilder von Herrn Morgen in Empfang nahm. Es war große Freude in seinem Herzen, und er sagte, gefühlvoll: „O, wie gut ist doch der liebe Herr Morgen, wie er doch einen Knaben dauert, der so schlecht und verlassen fühlt. Nach allem, wünsche ich doch nicht, daß ich todt wäre, sondern ich denke, ich will noch einmal probiren in jenes schöne Himmelreich zu kommen.

Jahre sind nun seit diesem Vorfall verflossen; Johann ist nun in jenem Himmelreich, einer der Treuen. Seine Mutter folgt ihm, und nun nimmt sogar sein armer Vater die ersten schwachen Schritte auf dem schmalen Wege, welcher zum ewigen Leben einführt.

Eine zeitgemäße Frage.

Bei einem Sonntagschul-Institute, welches neulich abgehalten wurde, kam folgende unübertreffliche Methode zum Vorschein: der Führer gab jedem anwesenden Lehrer ein Stück Papier, auf welchem die Frage stand: „Welche Irrthümer machst du in deiner Lehr- und Umgangsmethode mit deinen Schülern am häufigsten?" Das Papier enthielt Raum für eine Antwort, und Antwort ward verlangt. Diese Frage erregte Nachdenken und erzeugte einen neuen Gedankenlauf; die Lehrer fingen an einzusehen, daß vielleicht ihr Mangel an Erfolg in ihrer Methode, oder jedenfalls auf ihrer Seite zu suchen sein möchte. Irgend eine Methode, welche zur Selbstprüfung Veranlassung gibt, sollte öfters in Anwendung gebracht werden. Worin verfehlte **ich** es, daß ich nicht mehr Erfolg habe? Studire diese Frage, lieber Lehrer.

Kleinkinderclassen. — Ueber Fragen.

Es ist führwahr keine Kleinigkeit, einer Kleinkinderclasse solche Fragen zu geben, welche die Kinder beides interessiren und belehren, was der Lehrer, der dieses nicht zu einem besonderen Studium macht, ganz wahrscheinlich ausfinden wird. Die Fragen müssen nicht zu einfach sein, sonst möchten die Kinder denken, daß es nichts ausmacht, ob sie dieselben beantworten oder nicht. Auch müssen sie nicht zu schwierig sein, sonst möchten die Kinder entmuthigt werden. Sie sollten sein:

1. Fragen, die den Gedanken erwecken.
2. Fragen, die den Gedanken einleiten.
3. Fragen, die den Gedanken formiren.

Zum Beispiel: Ein Lehrer fragte eine Classe, über welche er soeben Aufsicht bekommen hatte: „Kinder, wen hat Gott lieb?"

„Die Guten Leute," war die einstimmige Antwort.

„Liebt er die bösen Leute nicht?"

„Nein," hörte man erschallen.

„Dann liebt euch Gott nicht, wenn ihr unartig seid? Das muß sehr traurig sein!" Aber die Kleinen waren standhaft, und blieben bei ihrer Aussage, obwohl einige Mädchen augenscheinlich nicht recht gewiß waren. Der Lehrer sagte einfach: „Ich denke, Gott liebt uns zu jeder Zeit, sogar wenn wir unartig sind," aber in seinem Herzen hatte er beschlossen, mit aller Macht gegen diesen falschen Glauben zu wirken; und nach diesem suchte er, durch Fragen und Antworten den kleinen Herzen diese Lehre des Neuen Testamentes, von der anbetungswürdigen und unbegreiflichen Liebe, die alle Menschen umfaßt, einzuprägen. Es dauerte nicht lange, bis man eine solche Antwort, wie er am Anfang bekam, nicht mehr von jener Classe bekommen konnte.

O, wie wir Lehrer doch das einfache Evangelium in unseren Herzen haben müssen, wenn wir dasselbe unsern Schülern recht einprägen wollen.

„Aber wie sollen wir diese Fragen vorbereiten?" fragt Jemand.

Wenn du irgendwie an deiner Fähigkeit zweifelst, die Gedanken des Kindes zu treffen, so probire deine Fragen an einem älteren Kinde, oder noch besser, an zweien oder dreien. Billige, verbessere, oder verwerfe, wie du es für gut ansiehst. Eine solche Probe wird Stunden des Studirens werth sein, und es ist nicht gut diese Probe in der Classe zu machen. Man braucht nicht viele Fragen, so daß man sie gerade so wohl ausschreiben kann; nimm aber nur das Blatt nicht mit.

Es gibt manche Lehrer, die Fragen geben, als ob sie keine Antwort erwarteten, und sie werden nicht getäuscht. Kinder wissen gut genug, ob der Lehrer wirklich eine Antwort haben will, und wenn nicht, so werden sie auch gewißlich keine geben. Wir müssen passende Fragen machen, oder wir werden nie die Fehler der Kinder ausfinden. Diese Fehler sind oft die Folge falscher Lehre, wie in dem vorerwähnten Fall, oft die Folge von Mißverständnissen, welche lange, gleich einem nagenden Wurm, in dem Herzen eines Kindes liegen mögen.

Wir sollten sowohl „herausziehen," als „hineinpumpen," und das können wir am besten durch das Fragen thun. S. S.

Erfolgreiche Thorheiten.

Ein Lehrer schreibt, daß sie eine sehr erfolgreiche Lehrerversammlung im Gange haben, und daß die Versammlung auch von vielen Fremden besucht werde. Sie haben immer sehr interessante Fragen vor, aber sie können sich nicht immer einigen; nun soll doch der Editor so gut sein und über nachstehende Fragen, welche verhandelt wurden in der vorigen Versammlung, entscheiden:

1. Ist Salomon selig gestorben, oder wurde er verdammt?

2. Hat Noah auch Fische mit in die Arche genommen, besonders Walfische?

Darüber sagt der Editor: Fragen von solcher Wichtigkeit, wie die obigen, sind wirklich von Bedeutung; wer sich darüber einmal entzweit hat, wird schwerlich je wieder ganz zurecht kommen; man sollte jedenfalls einen Arzt konsultiren, ehe es zum völligen Ausbruch kommt, dann könnte man vielleicht noch Mittel anwenden, um den Ausbruch zu verhüten. Die Symptome sind freilich gefährlich, aber es scheinen Symptome eines „kindischen Anfalles" zu sein, und die sind gewöhnlich nicht sehr gefährlich.

Erstes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Pauli zweite Missionsreise.

5. Lection: Apstg. 15, 35–41 und 16, 1–10. — Sonntag den 3. Februar 1884.

35. Paulus aber und Barnabas hatten ihr Wesen zu Antiochien, lehreten und predigten des Herrn Wort, sammt vielen andern.

36. Nach etlichen Tagen aber sprach Paulus zu Barnabas: Laß uns wieder umziehen und unsere Brüder besehen durch alle Städte, in welchen wir des Herrn Wort verkündiget haben, wie sie sich halten.

37. Barnabas aber gab Rath, daß sie mit sich nähmen Johannes, mit dem Zunamen Marcus.

38. Paulus aber achtete es billig, daß sie nicht mit sich nähmen einen solchen, der von ihnen gewichen war in Pamphylien, und war nicht mit ihnen gezogen zu dem Werk.

39. Und sie kamen scharf an einander, also, daß sie von einander zogen, und Barnabas zu sich nahm Marcus, und schiffte in Cypern.

40. Paulus aber wählte Silas, und zog hin, der Gnade Gottes befohlen von den Brüdern.

41. Er zog aber durch Syrien und Cilicien, und stärkte die Gemeinen.

1. Er kam aber gen Derben und Lystra; und siehe, ein Jünger war daselbst, mit Namen Timotheus, eines jüdischen Weibes Sohn, die war gläubig, aber eines griechischen Vaters.

2. Der hatte ein gutes Gerücht bei den Brüdern, unter den Lystranern, und zu Iconien.

3. Diesen wollte Paulus lassen mit sich ziehen, und nahm und beschnitte ihn um der Juden willen, die an demselbigen Ort waren; denn sie wußten alle, daß sein Vater war ein Grieche gewesen.

4. Als sie aber durch die Städte zogen, überantworteten sie ihnen zu halten den Spruch, welcher von den Aposteln und den Aeltesten zu Jerusalem beschlossen war.

5. Da wurden die Gemeinen im Glauben befestiget, und nahmen zu an Zahl täglich.

6. Da sie aber durch Phrygien und das Land Galatien zogen, ward ihnen gewehret von dem heiligen Geist, zu reden das Wort in Asien.

7. Als sie aber kamen an Mysien, versuchten sie durch Bithynien zu reisen; und der Geist ließ es ihnen nicht zu.

8. Da sie aber von Mysien überzogen, kamen sie hinab gen Troa.

9. Und Paulo erschien ein Gesicht bei der Nacht; das war ein Mann aus Macedonien, der stand und bat ihn, und sprach: Komm hernieder in Macedonien, und hilf uns.

10. Als er aber das Gesicht gesehen hatte, da trachteten wir alsobald zu reisen in Macedonien, gewiß, daß uns der Herr dahin berufen hätte, ihnen das Evangelium zu predigen.

Haupttext: Komm hernieder in Macedonien, und hilf uns. — Apstg. 16, 9.

Geschichtliches.—Die Zeit des Jahres A. D. 50 nach der Versammlung zu Jerusalem, verbrachte Paulus zu Antiochien, bis gegen den Herbst, dann trat er seine zweite Missionsreise an. Paulus mag um diese Zeit 48 Jahre gezählt haben. Diese zweite Missionsreise umfaßte einen Zeitraum von nahezu vier Jahren, ehe er wieder nach Antiochien kam. Achtzehn Monate verbrachte er zu Corinth, die übrige Zeit war er auf Reisen ohne je bestimmte Zeit auf einem Platze zu verbleiben. Diese zweite Missionsreise ist besonders dadurch merkwürdig, weil während derselben das Evangelium nach Europa, nemlich nach Macedonien, Athen und Corinth gebracht wurde. Um diese Zeit regierte Claudius als Kaiser zu Rom, und Cumanus war Prokurator von Judäa. Diese Lection bringt uns nun wieder in die Geschichte der Kirche. Als Paulus und Barnabas von der Conferenz zu Jerusalem zurückkehrten, gaben ihnen die Brüder ein Schreiben mit, und sandten auch etliche Brüder mit, um die Gläubigen zu Antiochien zu stärken im Glauben. Eine Zeit lang verblieben die Brüder noch beisammen, dann traten sie die Reise an.

Erklärung des Textes.—V. 35–40. Während dieser Zeit trug sich jene Geschichte zwischen Petrus und Paulus zu wovon Gal. 2, 11–16 handelt. Obwohl die beiden Apostel hart an einander geriethen, gaben sie doch der Welt und der Kirche sogleich ein Zeugniß, daß keine harten Gefühle zwischen ihnen existirten.

Nach etlichen Tagen—d. h. nicht lange nach der Begebenheit zwischen den beiden Aposteln. Einige Monate nach der Conferenz zu Jerusalem, machte Paulus den Antrag an Barnabas, eine Missionsreise zu unternehmen, um die Gemeinden zu besuchen und sie zu stärken. Barnabas war willig, aber er wollte seiner Schwester Sohn, den Markus mitnehmen, dagegen opponirte Paulus. Barnabas hat nur den Trieben seines Herzens gefolgt, denn seine ganze Geschichte zeigt uns, daß er ein sehr weiches Gemüth hatte. — Markus war von Jerusalem gebürtig, und ist der nemliche, welcher das Evangelium verfaßt hat. Seine Mutter hieß Maria (Apg. 12, 12). In ihrem Hause wurde jene denkwürdige Betstunde gehalten, als Petrus im Gefängniß war.

V. 38. Drei Jahre früher, als Paulus seine erste Missionsreise machte, ging dieserMarkus mit, aber als die Reise am wichtigsten und seine Hülfe am nöthigsten war, verließ er die Arbeit und kehrte heim. Vielleicht hatte er gute Ursache gehabt, Paulus konnte es nicht so erkennen, und da nun eine viel beschwerlichere Reise vorlag, wollte Paulus keine Verantwortung auf sich laden, und er traute auch dem Jünger nicht mehr so recht; mag auch sein, daß Paulus Ahnung hatte von der schweren Krankheit, welche ihm selbst während dieser Reise zustieß. (Gal. 4, 13, 14.)

V. 39. Ueber diese Angelegenheit entzweiten sich auch die beiden Apostel, wohl mögen sie sogar bitter geworden sein, denn es führte zu einer Trennung. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß Pauli Mißstimmung mit seinen Brüdern, die einzige in seinem Leben, gerade jetzt auftrat mit mehreren zugleich; man möchte wohl annehmen, daß seine geschwächte Gesundheit vielleicht schuld daran war. Barnabas nahm nun Markus zu sich und reiste allein mit ihm. Barnabas hatte Verlust bei der Sache; wäre er mit Paulus gereist, hätte er mit ihm das Evangelium nach Europa tragen dürfen. Er ging heim nach Cypern und ist scheints auch dort geblieben; hat sich altershalber seßhaft gemacht. Sein Name verschwand; nur Paulus

führt ihn noch an. Markus jedoch ist wieder zu Paulus gegangen und ist später sein treuer und werther Geselle geworden; auch mit Petrus hat er Missionsdienst gethan, und hat jedenfalls seine jugendliche Furcht verloren, denn er starb des Märtyrertodes um Jesu willen.

V. 40, 41. Paulus erwählte nun Silas als Reisegefährte, und dieser war auch in jeder Beziehung tüchtig und der Ehre werth; er besaß das Zutrauen der Brüder im hohen Grade und hatte ihre Empfehlung. Diese Beiden durchreisten Syrien und Cilicien im Dienste des Herrn. Es wird angenommen, daß Paulus auf dieser Reise Damaskus wieder besuchte. Die Absicht war: die Gemeinden zu erbauen und Sünder zu gewinnen für den Herrn. (Cap. 16, 1, 2.) Sie kamen in die Gegend von Derbe und Lystra. Die Lage dieser Städte ist nicht mehr genau zu bestimmen, aber sie lagen jedenfalls im östlichen Theil von Lycaonien, vielleicht 20 Meilen von einander. Zu Lystra fanden sie einen Jünger, Namens Timotheus, dessen Vater ein Grieche, die Mutter aber eine Jüdin war; dieser hatte sich wahrscheinlich während Pauli erster Missionsreise bekehrt. Ueber Näheres vergleiche man 2 Tim. 1, 5. Dieser Jünger war um diese Zeit vielleicht 18 oder 20 Jahre alt. Er stand in gutem Ruf bei den Jüngern daselbst; er war seit einigen Jahren thätig, man kannte ihn, und er war geeignet als Mitarbeiter auszuziehen. (V. 3–5.) Diesen erwählte Paulus als Gehülfen. An Stelle des Barnabas war Silas getreten, und nun sollte Timotheus die Stelle des Markus füllen. Paulus verlangte einen Mann, welchen er so recht herzlich „Sohn im Evangelium" nennen konnte, wie weit dieses mit Timotheum der Fall war, das zeigt die Geschichte hernach.

Nicht aus Furcht vor den Juden, sondern um alle Vorurtheile zu entfernen, alle Hindernisse zu überbrücken, ließ Paulus den neugewonnenen Mitarbeiter auch noch das Ceremonialgesetz der Beschneidung erfüllen, denn dieses gab ihm ein Recht in den Schulen zu lehren, und mehr noch, es gab ihm Einfluß bei den Juden, zu deren Bekehrung er ja das Seinige beitragen wollte. Daß Paulus nicht ebenso handelte mit Titus, liegt in der Thatsache, daß Titus ein Grieche war; Timotheus hingegen hatte eine jüdische Mutter; es war also im Geringsten keine Verleugnung von Principien.

V. 4. Wo immer diese Jünger Gemeinden trafen, da verkündeten sie zuerst den Beschluß, welchen die Apostel zu Jerusalem annahmen, bezüglich der Haltung in den nichtjüdischen Gemeinden. Es scheint der Apostel hat in all den griechisch-christlichen Gemeinden eine Abschrift jenes apostolischen Schreibens zurückgelassen.

V. 5. „Da wurden die Gemeinden im Glauben befestigt." 1. Der Glaube in ihnen wurde stärker; 2. Sie nahmen zu an Zahl und Kraft; 3. Gegründet im Ansehen vor den Menschen und im Wohlgefallen vor Gott.

V. 6–10. Der Geschichtschreiber übergeht nun viele Einzelheiten, und läßt die Geschichte einer großen Arbeit in der Verborgenheit liegen, und zwar: a) Weil er ja bereits einige Beispiele vom Werk gegben hat, daraus man schließen konnte, was die Arbeit gewesen sein mag, und b) weil die Arbeit, welche er vorhatte, ihm nicht gestattete in Einzelheiten einzugehen. Sobald sie auf europäischen Grund traten, fängt er wieder an, ganz genau die Einzelheiten zu berichten.

Wie mag der heilige Geist ihnen gewehrt haben, in Kleinasien zu bleiben? Entweder durch eine Erscheinung, oder durch eine specielle Thätigkeit göttlicher Vorsehung. Die Ursache war deutlich, um ihn auf ein mehr erfolgreiches Arbeitsfeld zu führen. Das Asien hier benamt, ist jedoch nicht jenes ganze Gebiet, welches wir heute Kleinasien nennen, sondern wohl nur eine Provinz gleich den andern jenes Erdtheils.

V. 7. Sie kamen nach Mysien, eine nordöstliche Provinz; manche Schreiber nehmen an, diese Provinz sei ein Theil der Provinz Asien gewesen; sie grenzte an das heutige Schwarze Meer; da zogen sie durch und kamen gen Troas, am Hellespont gelegen; das war eine der wichtigsten Städte jener Gegend.

Es ist zweifelhaft, ob Paulus mit dem berühmten Dichter Homer bekannt war, aber es ist gar nicht zweifelhaft, daß ihm das Werk der Kirche näher am Herzen lag, als all die Weisheit und Philosophie der Alten; sein Auge war auf Höheres gerichtet.

V. 9. Wo soll ich, wo kann ich nun zunächst predigen? Diese Frage beschäftigte ihn über alles Andere. Hier war es, wo Paulus die dritte übernatürliche Erscheinung sah, und diese war nicht nothwendigerweise ein Traum, vielmehr ein Engel des Herrn in der Gestalt eines Macedoniers. Dieser rief Paulus an um Hülfe für Macedonien. Der Ruf deutet aber nicht so viel Verlangen als Bedürfniß an, doch konnte man auch aus der Erscheinung auf Macedoniens Vorbereitung schließen. Der macedonische Ruf ist heute noch der Schrei, welcher die Kirche durchdringt, und ob es wohl der Hülferuf von sterbenden Sündern ist, so ist es doch auch der Lebensruf der Kirche, denn es ist ein Schrei aus Elend, Laster und Verzweiflung an die Kirche, um Hülfe. Wehe der Kirche, welche das Missionswerk versäumt!

Macedonien, das berühmte Land nördlich von Griechenland, dessen Hauptstadt hieß Thessalonika, hatte aber noch eine Anzahl berühmter Städte, von denen mehrere in der Apg. angeführt werden. Das Land ist jetzt unter türkischer Herrschaft, aber noch bis heute findet man Christen dort; jedoch in ärmlichen Verhältnissen.

V. 10. Man vergesse ja nicht zu beobachten, daß der Schreiber hier als ein Mitbetheiligter redet; auch er war berufen das Evangelium zu predigen in aller Welt. Aber es scheint auch deutlich zu sein, daß der große Paulus seine Mitarbeiter in Berathung zog, denn er allein war es, der das Gesicht sah; zusammen entschlossen sie sich aber zu gehen. Von Stund an hatte Paulus nie wieder Zweifel bezüglich der Gegend, wo er predigen sollte; er wußte nun, daß Gott für ein Feld, und auch für Zuhörer sorgen kann. Paulus war blos ein Instrument, ein Werkzeug in Gottes Hand, um Gottes Plan und Willen auszuführen. Hier lerne, wie man sich Gott hingibt und für Gott lebt.

Lehre und Anwendung. — Gott erwählt sich die Werkzeuge, welche er in seinem Dienst gebrauchen will selbst, und da ist oft das menschlich Unvollkommene in den Händen Gottes mächtig und stark.

Daß die Brüder Paulus und Barnabas sich entzweiten, zeigt, daß auch die Größten noch mit Schwachheiten behaftet sind. Bei gewöhnlichen Menschen hätte man das kaum beachtet, aber wir sehen darin auch, daß die wahre größe in Herzensgüte besteht, und daß Reinheit, Tugend und Demuth den Contrast hervorheben.

Treue und Gewissenhaftigkeit in kleineren Dingen, macht uns für größere Verantwortlichkeiten tüchtig.

Wenn man die Geschichte des Timotheus liest, dann kann man deutlich sehen, wie viel von der Erziehung in der Familie abhängt. Die christliche Familie erzieht die besten Arbeiter für des Herrn Werk.

Wer für Gott arbeiten will, der muß lernen, wie man sich der Leitung Gottes durch den heiligen Geist unterwirft. Durch die Leitung des heiligen Geistes kam das Evangelium nach Europa.

Der macedonische Ruf geht auch an uns. So lange noch Seelen in Finsterniß schmachten, darf die Kirche nicht ruhen, denn Gott hat sie zur Arbeit gerufen.

Illustrationen. — Harmonie. — Wenn ein Dichter ein Lied in Verse setzt, dann muß erst noch Musik dazu ge-

macht werden, und diese Musik muß wiederum dem Instrument angepaßt sein; und selbst dann, wenn so zu sagen Alles paßt, kommt es noch auf den Spieler an, ob es Harmonie oder Mißtöne gibt. Man muß im Ganzen menschliche Unvollkommenheit zugeben, dann kann man das Ganze in Harmonie bringen. Zwei harte Steine mahlen nie gut, sie entzünden sich zu gerne.

Kräftige Predigt.—Jonas, ein einzelner Mann, predigte nur eine Predigt, und zwar in Worten eine sehr kurze; doch wurde ein König und dessen ganzes Volk bußfertig. Diese Predigt enthielt „Salz" und auch „Pfeffer." Es ist schön, wenn man Gottes Wort hört, denn es hat Geist und Leben.

Meidet den Streit. — Ein Talglicht ist gegen der Sonne Licht wie gar nichts; darum steht es auch zufrieden in einer Ecke, bis die Sonne untergegangen ist, hernach sind die Menschen auch für ein Talglicht froh. Es wäre thöricht, wenn das Talglicht nicht brennen wollte, blos weil man die Sonne höher schätzt, so lange sie scheint. Warum sollte der Geringere verdrießlich sein, wenn man den Größeren höher achtet? Warum sollte sich der Schilling ärgern, weil er kein Dollar ist? Thue du Alles in deinen Kräften, Frieden zu erhalten, aber thue gar nichts, Frieden zu stören. Hüte dich, mit Großen zu zanken, sie sind dir zu mächtig.

Lexicon.—Antiochien. 1. Hauptstadt von Syrien, hat ihren Namen von Antiochus, zu dessen Ehren sie genannt wurde. Die Stadt wurde 300 v. Chr. angelegt durch Nicator. Dort wurden die Nachfolger Jesu zuerst Christen genannt. 2. Stadt in Pisidia, Kleinasien; auch diese Stadt wurde von Nicator gegründet.

Cypern. Eine bedeutende Insel im Mittelländischen Meer, etwa 184 Meilen lang und 40 breit. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Juden diese Insel schon vor Alexander des Großen Zeit besiedelten, denn um jene Zeit fand man sie bereits sehr stark vertreten daselbst. Die Geschichte dieser Insel ist eine bedeutende, besonders aber in der neutestamentlichen Beschreibung der Kirche Christi.

Pamphilien. Der Name bedeutet „Vermischtes Volk," ist eine Provinz in Kleinasien gewesen, deren Einwohner aus allen Völkern der Erde stammten; vor seiner Zeit eine Art Freistadt für Handel, wodurch die verschiedenen Völker dort vertreten wurden. Nach der Apostelgeschichte zu schließen, müssen viele Juden dort gewohnt haben.

Syrien. Die Grenzen dieses Landes sind schwer fest zu stellen, denn dieselben sind nie lange fest geblieben. Nach der neutestamentlichen Geschichte, nimmt man das Wort in seinem engeren Sinn; begrenzt im Norden von Amanus und Taurus, im Osten von der arabischen Wüste und dem Euphrat; im Süden von Palästina und im Westen von Phönizien. Das Land wäre daher 300 Meilen lang und 50 bis 150 Meilen breit, mit etwa 30,000 Quadratmeilen Flächenraum.

Lystra. Die Lage dieser Stadt kann nicht mehr mit Bestimmtheit gegeben werden, ist jedoch wahrscheinlich im östlichen Theil der Provinz Lycaonien gewesen.

Derbe. Etwa 20 Meilen von Lystra in der nemlichen Provinz; aber über die wirkliche Lage der Stadt hat man nichts Bestimmteres.

Phrygien. Stammt von schmachten, weil es dort so heiß ist. Ueber diese Provinz Kleinasiens liegt weniger sichere Nachricht vor, als über irgend eine andere. Es war aber seiner Zeit eine römische Provinz des Namens; Colosse, Hieropolis und Iconium waren von ihren Städten.

Galatien. Der Name stammt von Gaul, Gallien, dem alten Frankreich. Etwa 300 Jahre v. Ch. kam ein ganzer Schwarm von Celten und Galliern über den Hellespont, um dem König in einem Kriege beizustehen. Nach dem Krieg blieben sie im Lande, mußten aber in gewissen Grenzen bleiben, und ihren Distrikt nannte man Galatien.

Wandtafelerklärung. — Auf dem Bilde haben wir eine Andeutung, wie das Evangelium zuerst in Europa eindrang. Dieser Welttheil lag unter schwerer Finsterniß; aber durch Gottes Vorsehung erhielt Paulus einen Ruf nach Macedonien, und so drang das Licht des Evangeliums bis nach Europa, es wurde helle und die Finsterniß mußte weichen. Die Posaune des Evangeliums gab einen klaren Ton, und den Macedoniern erschallte die frohe Botschaft, „Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbei gekommen." Wo das Kreuz erhöht wird, da scheint das helle Licht des Evangeliums, und es fängt zu tagen an. Wo der Posaune Ton erschallt, da vernehmen die geistlich Todten den Auferstehungsruf vom Himmel und erwachen zum neuen Leben. O daß doch bald die ganze Welt unter dem Kreuz im Lichte wandeln möchte!

Die Bekehrung der Lydia.

6. Lection: Apstg. 16, 11-24. — Sonntag den 10. Februar 1884.

11. Da fuhren wir aus von Troa; und stracks Laufs kamen wir gen Samothracien, des andern Tages gen Neapolis,

12. Und von dannen gen Philippen, welche ist die Hauptstadt des Landes Macedonien und eine Freistadt. Wir hatten aber in dieser Stadt unser Wesen etliche Tage.

13. Des Tages der Sabbather gingen wir hinaus vor die Stadt an das Wasser, wo man pflegte zu beten, und setzten uns und redeten zu den Weibern, die da zusammen kamen.

14. Und ein gottesfürchtiges Weib, mit Namen Lydia, eine Purpurkrämerin, aus der Stadt der Thyatirer, hörete zu; welcher that der Herr das Herz auf, daß sie darauf Acht hatte, was von Paulo geredet ward.

15. Als sie aber und ihr Haus getauft ward, ermahnte sie uns, und sprach: So ihr mich achtet, daß ich gläubig

bin an den Herrn, so kommt in mein Haus, und bleibt alda. Und sie zwang uns.

16. Es geschahe aber, da wir zu dem Gebet gingen, daß eine Magd uns begegnete, die hatte einen Wahrsagergeist, und trug ihren Herren viel Genuß zu mit Wahrsagen.

17. Dieselbe folgte allenthalben Paulo und uns nach, schrie und sprach: Diese Menschen sind Knechte Gottes, des Allerhöchsten, die euch den Weg der Seligkeit verkündigen.

18. Solches that sie manchen Tag. Paulo aber that das wehe, und wandte sich um, und sprach zu dem Geist: Ich gebiete dir in dem Namen Jesu Christi, daß du von ihr ausfahrest. Und er fuhr aus zu derselbigen Stunde.

19. Da aber ihre Herren sahen, daß die Hoffnung ihres Genusses war ausgefahren, nahmen sie Paulum und Silam, zogen sie auf den Markt vor die Obersten,

20. Und führeten sie zu den Hauptleuten, und sprachen: Diese Menschen machen unsere Stadt irre, und sind Juden;

21. Und verkündigen eine Weise, welche uns nicht ziemet anzunehmen, noch zu thun, weil wir Römer sind.

22. Und das Volk ward erreget wider sie; und die Hauptleute ließen ihnen die Kleider abreißen, und hießen sie stäupen.

23. Und da sie sie wohl gestäupt hatten, warfen sie sie in das Gefängniß, und geboten dem Kerkermeister, daß er sie wohl bewahrete.

24. Der nahm solches Gebot an, und warf sie in das innerste Gefängniß, und legte ihre Füße in den Stock.

Haupttext: Welcher that der Herr das Herz auf, daß sie darauf Acht hatte, was von Paulo geredet ward. — Apstg. 16, 14.

Geschichtliches. — Vielleicht ein Jahr seit dem Beginn der zweiten Missionsreise durch Kleinasien. Jetzt war Paulus bis nach Europa vorgedrungen in seines Meisters Werk, nemlich nach Philippi in Macedonien; dort, wo einst Augustus, Brutus und Cassius ihre berühmte Schlacht schlugen. Die Philipper waren zu ihrer Zeit ein berühmtes Volk und waren in den Wissenschaften andern Provinzen sehr weit voraus. Um diese Zeit wurde Cumanus seines Amtes als Landpfleger über Judäa entsetzt und Felix an seine Stelle ernannt. Anfangs dieses Jahres wurde ein kaiserliches Gebot erlassen, daß alle Juden Rom verlassen mußten; unter diesen Verbannten war Aquila und Priscila, welche Paulus später zu Corinth fand. Philippi war also das erste Arbeitsfeld der Apostel in Europa, Philippi die erste Stadt und Lydia die Erstlingsfrucht ihrer Arbeit. Stelle dir die vier ersten Missionare vors Gemüth, wie sie in Europa eindrangen, um den Welttheil zu gewinnen für ihren Meister! Paulus, Silas, Timotheus und Lukas. Durch den heiligen Geist geleitet, ziehen sie, und mit dem heiligen Geiste siegen sie. Betrachte, was Europa seither für das Evangelium gethan hat!

Texterklärung.—Vers 11–15. **Da fuhren wir aus von Troas,** nemlich, weil sie der göttlichen Erscheinung glaubten und Folge leisteten. Der Wind war günstig, und sie erreichten Samothrakien den ersten Tag, dort ankerten sie und fuhren des anderen Tages gen Neapolis, auf deutsch Neustadt. Also legten die Evangelisten die Reise in zwei Tagen zurück, welche später auf ihrem Rückweg 5 Tage Zeit in Anspruch nahm (Apstg. 20, 6). **Und von dannen gen Philippen.** Das war die Hauptstadt des Landes und war zugleich eine Freistadt. Philipp, der Vater Alexanders, hatte diese Stadt erbaut und nach seinem Namen genannt. Die Stadt ist längst verschwunden und auf ihren Ruinen steht ein armes Dörfchen Filiba genannt. **Redeten zu den Weibern.** Die erste Versammlung in Europa war scheints, wie man sie jetzt noch oft findet in neuen Gegenden; es waren einige Weiber zusammengekommen, und zu diesen redeten die Apostel das Wort vom Kreuz. Die Juden hatten keine Schule daselbst, daher versammelten sie sich außerhalb der Stadt, um Gottesdienst zu pflegen. Es ist jedoch nicht bestimmt zu sagen, ob dieses wirkliche jüdische Weiber waren oder, wie Lydia, nur Proseliten, welche zum jüdischen Glauben übergegangen waren. **Lydia.** Unter diesen Frauen war Lydia, welche ihre Wohnung zu Philippi hatte; dieser **that der Herr das Herz auf.** Man darf wohl Nachdruck darauf legen, daß das Christenthum die Frauen zuerst als den Männern ebenbürtig behandelte, und dadurch eine neue Laufbahn für sie eröffnete. Weiber haben eine wichtige Rolle gespielt in der Apostelgeschichte und in der ersten Zeit der christlichen Kirche. Lydia war aber nicht hier gebürtig, sondern stammte aus Kleinasien, eben von dort her, wo der heilige Geist dem Apostel Paulus das Predigen wehrte. Das Herz aufthun heißt: erleuchten, beeinflussen, überzeugen und willig machen. Gott kann auch solche Herzen öffnen, welche der Wahrheit verschlossen sind. Zu bemerken ist, daß die Rede des Apostels wahrscheinlich mehr eine Unterhaltung als eine Predigt war.—Als sie aber und ihr Haus getauft ward. Kaum hatte sie die Wahrheit erfaßt, so folgte auch schon das Bekenntniß: sie und ihr ganzes Haus wurden getauft, d. h, ihre ganze Familie. Es steht nicht geschrieben, daß sie keine Kinder hatte, aber wenn sie welche hatte, wurden dieselben auch getauft, so daß wir jedenfalls auf der einen Seite ein ebensogutes Argument haben, als auf der andern. **So ihr mich achtet.** Die Männer haben darin, daß sie die Frau sammt ihrem Haus tauften, gezeigt, daß sie Zutrauen zu ihr hatten; jetzt aber will sie ein Zeugniß dieses Zutrauens haben: **kommt in mein Haus.** Paulus hat in der Regel nicht gerne Jemanden zur Last gelegen, und nahm nicht einmal gerne Gunstbezeugungen an; aber Lydia hielt an mit Bitten, bis sie ihr Vorhaben erreichte. Hier haben wir das erste Beispiel christlicher Gastfreundschaft, welche die christliche Religion so sehr empfiehlt, und die Kirche jener Zeit so rühmlichst übte.

V. 16–18. **Es geschah aber.** Es muß nun nicht Jemand glauben, daß dieses sich am nemlichen Tage zugetragen hat. Paulus und seine Genossen blieben längere Zeit daselbst, und kamen gewöhnlich am Sabbath dort zusammen. **Einen Wahrsagergeist.** Im Tempel des Gottes, besser Götzen, Apollo war immer eine Weibsperson das sogenannte Medium, d. h. inspirirt von dem Gott, welcher dort verehrt wurde; die Heiden betrachteten also diese Person als göttlich begabt, während sie jedoch thatsächlich von einem bösen Geiste besessen war. Paulus glaubte nicht an die Macht der Götzen; ihm war Apollo ein Ding der Einbildung, weiter nichts. Als Paulus den Geist beschwor, hat er nicht blos einen Schwindel aufgedeckt, oder das Gemüth eines Wahnsinnigen besänftigt, sondern er hat eine Person von einem bösen Geist erlöst. Weil diese Person ihrer Herrschaft großen Gewinn einbrachte durch ihre Wahrsagerei, war sie natürlich werthvoll. Es war von jeher so, und ist heute noch so, wenn Jemand auf das Gefühl eines abergläubischen Publikums einzuwirken versteht, dann gewinnt er Anhang; laufen ja doch in unseren Tagen noch Menschen nach solchen Schwindlern, welche sich einzuschleichen wissen. Damals hatten diese falschen Propheten einen großen Vorzug, denn die Regierung beschützte sie. **Dieselbige folgte allenthalben.** Ob es ein höherer Zwang war, daß der Teufel ein Bekenntniß ablegen mußte, oder ob sie aus Spott und Verachtung nachlief,

wie vielleicht ein Schwarm von Gassenjungen, ist schwer zu entscheiden; jedoch ist mehr Interesse in der ganzen Begebenheit, wenn man annimmt, daß diese Magd in sich selbst ein Verlangen nach Erlösung fühlte, aber nicht mächtig war, sich zu kontrolliren. Sie folgte **manchen Tag.** Die Ursache, warum Paulus dieses „manchen Tag" geschehen ließ, ohne einzuschreiten, ist nicht leicht anzugeben; man kann Ansichten hegen, aber nur Ansichten, und diese sollten natürlich Grund haben. Endlich aber schmerzte es den Paulus, 1. Daß der Teufel solche Gewalt haben soll über einen Menschen, und 2. Daß ein Mensch so leiden soll durch einen Teufel. Im Namen Jesu gebot er dem unsaubern Geist auszufahren, und der Geist mußte gehorchen. Weiteres sagt die Geschichte nichts von der Person, doch ist anzunehmen, daß sie Heimath und Aufnahme fand bei den Gläubigen, als sie ihren Herren keinen Gewinn mehr brachte durch ihre Kunst.

V. 19–24. **Die Hoffnung ihres Genusses war ausgefahren.** Wenn der Mensch in Gefahr ist, seinen Gewinn zu verlieren, dann ist er bereit in die Schranken zu treten, denn bei Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf. Den Gadarenen waren ihre Schweine lieber, als ihr Heiland, und diese Herren hatten diese Sklavin wohl nur deßhalb gekauft, weil sie einen solchen Geist hatte. Das Evangelium tritt aller ungöttlichen Spekulation in den Weg. **Paulum und Silam.** Entweder waren Lukas und Timotheus nicht anwesend, oder aber sie waren in ihrer Wirksamkeit nicht so hervorragend. Sie brachten die beiden Gefangenen auf den Marktplatz vor die Obersten.—Der Marktplatz war im griechischen Leben so eine Art Mittelpunkt, wie etwa ein Park in der Mitte einer großen Stadt ist, aber mehr als das; es war in jener Zeit gebräuchlich, daß die Richter dort Verbrecher verhörten in Gegenwart des Volkes. Also um verhört zu werden, besser aber noch: um bestraft zu werden, wurden die beiden Evangelisten dorthin geschleppt. **Sind Juden.** Die Anklage gegen diese Männer war eine doppelte: 1. Sie machen mit einer fremden Lehre die Stadt irre, denn sie sind Juden; 2. Sie verkünden eine Weise, welche uns als Römern nicht geziemet zu thun. Die Beschuldigung, daß sie Juden wären, war keine Kleinigkeit, denn es war noch gar nicht lange her, seit die Juden aus Rom vertrieben wurden, und dieses war hier eine römische Provinz. Die Römer erlaubten jeder Provinz ihre eigene ursprüngliche Religion zu behalten, aber neue durften nicht verkündet werden, denn das wäre eine Beleidigung des Schutzgottes der Provinz und hier in einer Freistadt sogar gegen den schützenden Stadtgott. **Ließen sie stäupen.** Die wahre Ursache des Hasses blieb verborgen, denn wenn das Volk erfahren hätte, daß es sich blos um Gewinn handelte, dann wäre es nicht so aufgeregt geworden. Hier nun handelte Volk und Richter in Vereinigung; ohne Verhör und ohne Nachdenken wurden die Männer gegeißelt. Paulus hatte nicht einmal Zeit von seinem Bürgerrecht Gebrauch zu machen; zudem hatte das römische Gesetz auch keine Barmherzigkeitsgrenzen wie das jüdische, welches die Streiche auf eine gewisse Zahl setzte, und welche nicht überschritten werden durfte. **Wohl gestäupet hatten,** das ist hier so zu verstehen, daß sie die Apostel mehr als gewöhnlich mißhandelt hatten, blos um das Volk zu befriedigen. **Warfen sie in das Gefängniß,** um den kommenden Tag abzuwarten. Es scheint die Richter gingen selbst noch mit, entweder um die Apostel zu schützen, oder um zu sehen, daß das Gebot gehörig vollzogen wurde. **Das innerste Gefängniß.** Die Römer hatten dreierlei Gefängnisse: 1. Das äußere, Communiora genannt, da hatten die Gefangenen Licht und Luft; 2. Interiora; abgeschlossen mit eisernen Thüren und Riegeln; und 3. Tullianum, wo gewöhnlich die zum Tode verurtheilten Verbrecher gehalten wurden; schmutzig, feucht, kalt, und deßhalb ungesund für irgend einen Menschen. In diesem letzteren lagen die Apostel. **Legte ihre Füße in den Stock.** Ein Instrument der Qual, sowohl als der Sicherheit, denn beide Beine wurden zwischen zwei schwere Blöcke gelegt, in welche eine Höhlung eingehauen war, um die Beine gerade oben am ersten Gelenk zu halten; oft wurden dann auch noch die Arme ebenso fest gemacht, daß von einer Bewegung fast keine Rede sein konnte. Also wurden die Apostel verwahrt, nachdem man sie gestäupet hatte. Das war der Empfang der Apostel und des Evangeliums in den römischen Provinzen Europas!

Lehre und Anwendung. — Schon im ersten Vers der Lection lernen wir, daß man im Weg der Pflicht am sichersten ist, denn man hat ein ruhiges Gewissen.

Gott bauet seine Kirche in den Herzen gläubiger Seelen, und fragt nicht darnach, ob es Männer oder Weiber sind. In einer Betstunde, bei welcher nur Weiber Theil nahmen, begann das große Evangeliumswerk in Europa.

Gott kann die Herzen der Menschen öffnen für seine Wahrheit, aber doch fordert er Willigkeit auf Seite des Menschen. Lydia war willig, die Wahrheit zu hören, und als sie dieselbe aufnahm, fand sie den Trost des Evangeliums für ihr Herz.

Sobald der Mensch den Herrn Jesum findet, ist er auch bereit es zu bekennen und auf seine Seite zu treten.

Illustrationen. — In den römischen Provinzen war die christliche Religion 300 Jahre lang den schrecklichsten Verfolgungen ausgesetzt; wer da ein öffentliches Bekenntniß machte, that es auf Gefahr seines Lebens. Am schlimmsten jedoch waren nicht die Kaiser, denn nach ihnen haben die Päpste es noch schlimmer getrieben; ihre Geschichte ist mit Blut der Heiligen verzeichnet.

Christenpflicht. — In dem Augenblick, wo du ein Streiter Jesu Christi wirst, unterziehst du dich der Pflicht, auf den Einzelnen, wie auf die ganze Welt erleuchtend und bessernd einzuwirken. Die Absicht Gottes ist in deiner persönlichen Rettung noch nicht erfüllt, nein; es gilt dir, Theil zu nehmen an dem großen Werk der Weltbekehrung. Wir sind Mitarbeiter, und sollen deßhalb die uns geschenkte Kraft für Gott verwenden allenthalben.

Bekenntniß und Wandel. — Christen müssen immer Gottseligkeit bekennen und dieselbe immer üben; ihr Leben muß immer grün und ihre Früchte müssen immer reif sein. Es sollte keinen Tag noch Stunde geben, in der sie nicht Gutes thun, oder doch zum Guten bereit und fertig sind. Denn einen jeglichen Baum erkennt man an seiner Frucht.

Lexikon. — Troa. Eine Stadt an der Küste von Kleinasien, Europa gegenüber; wurde von Antigonus erbaut, und soll in der Nähe des berühmten alten Troy liegen. Troa ist durch Paulus in der neutest. Geschichte berühmt geworden. Die Stadt war zu jener Zeit eine römische Colonie.

Samothracien. Samo—Höhe, Thrace—Name einer Insel, welche die Höhe von Thrace, daher Samothracien bedeutet. Bei klarem Wetter kann man diese Insel, eben weil sie so hoch liegt, während der ganzen Seereise zwischen Troa und Neapolis sehen.

Neapolis. Neustadt. Liegt im nördlichen Griechenland, über die Lage der Stadt herrschen Zweifel; doch wird allgemein angenommen, daß die Stadt einen guten Hafen hatte, und deßhalb dort gelegen haben muß, wo gegenwärtig Kavelle liegt. Dafür zeugen noch andere Punkte.

Philippe. Siehe Texterklärung.

Lydia. 1. Die erste Person, welche sich unter Pauli

Wirksamkeit in Europa bekehrte. 2. Eine Provinz in Kleinasien; woraus Einige schließen, Lydia sei eigentlich gar kein Personennamen gewesen, sondern eine Abstammung von Lydianerin. Sich daran aufzuhalten, wäre zwecklos.

Purpur. 1. Farbestoff, d. h. zubereitete Farbe zum färben von Kleidern. 2. Bereits gefärbte Stoffe. Bei den Juden waren im Allgemeinen nur natürliche Farben, d. h. Grundfarben Mode; bei den Griechen jedoch war das nicht der Fall, sie zogen reiche, besonders Purpurfarben vor.

Stäupen. Verbrechen, welche nicht mit dem Tode bestraft wurden, also zweiter Classe gerechnet waren, wurden schon im alten Bund durch Stäupen, d. h. Geißeln bestraft. Bei den Juden durfte jedoch die Zahl der Streiche 40 nicht übersteigen, und dem Verbrecher mußte man den Vortheil eines Zweifels geben; d. h. es durften nur 39 Streiche fallen aus Furcht, man möchte sich im zählen geirrt haben. Bei den Römern war keine bestimmte Zahl.

Freistadt. Philippi war eine solche. Nach der Schlacht von Actium gab Augustus seinen Veteranen eine Theil von Italien, und verbannte jene Einwohner, weil sie sich zum Feind gehalten hatten; so kamen viele derselben nach Philippi; ihre Namen blieben jedoch in der Liste römischer Bürger stehen, weßhalb sie taxfrei, also eine freie Stadt waren. Auch wurden sie immer noch nach römischen Gesetzen regiert, und der Gouverneur der Provinz hatte kein Recht über sie.

Wandtafelerklärung. — Das Bild stellt verschlossene Herzen und Thüren vor mit der Erklärung, daß Jesus an beiden anklopfet, und einer Mahnung, ihn doch nicht umsonst klopfen zu lassen. Als Paulus lehrete, öffnete sich Lydia's Herz und sie nahm das Wort auf; nachdem dieses geschehen, öffnete sich auch die Thüre ihres Hauses für Gottes Boten. Die Lehre des Bildes ist eine sehr tröstliche, besonders für Arbeiter im Weinberg Gottes, zu welchen ja auch die Sonntagschularbeiter gehören; es werden sich Herzen und Thüren öffnen, dem anhaltenden Wirken kann nicht widerstanden werden. Die Herzen der Kinder sind entweder offen — oder geschlossen. Jesus klopfet an, wer thut ihm auf?

Die Bekehrung des Kerkermeisters.

7. Lection: Apstg. 16, 25–40. — Sonntag den 17. Februar 1884.

25. Um die Mitternacht aber beteten Paulus und Silas, und lobten Gott. Und es höreten sie die Gefangenen.

26. Schnell aber ward ein großes Erdbeben, also, daß sich bewegeten die Grundfesten des Gefängnisses. Und von Stund an wurden alle Thüren aufgethan, und aller Bande los.

27. Als aber der Kerkermeister aus dem Schlaf fuhr, und sahe die Thüren des Gefängnisses aufgethan, zog er das Schwerdt aus, und wollte sich selbst erwürgen; denn er meinete, die Gefangenen wären entflohen.

28. Paulus aber rief laut, und sprach: Thue dir nichts Uebels, denn wir sind alle hier.

29. Er forderte aber ein Licht, und sprang hinein, und ward zitternd, und fiel Paulo und Sila zu den Füßen.

30. Und führete sie heraus, und sprach: Lieben Herren, was soll ich thun, daß ich selig werde?

31. Sie sprachen: Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig.

32. Und sagten ihm das Wort des Herrn, und allen, die in seinem Hause waren,

33. Und er nahm sie zu sich in derselbigen Stunde der Nacht, und wusch ihnen die Striemen ab; und er ließ sich taufen, und alle die Seinen alsobald.

34. Und führete sie in sein Haus, und setzte ihnen einen Tisch, und freuete sich mit seinem ganzen Hause, daß er an Gott gläubig geworden war.

35. Und da es Tag ward, sandten die Hauptleute Stadtdiener, und sprachen: Laß die Menschen gehen.

36. Und der Kerkermeister verkündigte diese Rede Paulo: Die Hauptleute haben hergesandt, daß ihr los sein sollet. Nun ziehet aus, und gehet hin mit Frieden.

37. Paulus aber sprach zu ihnen: Sie haben uns ohne Recht und Urtheil öffentlich gestäupet, die wir doch Römer sind, und in das Gefängniß geworfen, und sollten uns nun heimlich hinausstoßen? Nicht also, sondern laßt sie selbst kommen, und uns hinaus führen.

38. Die Stadtdiener verkündigten diese Worte den Hauptleuten, und sie fürchteten sich, da sie höreten, daß sie Römer wären;

39. Und kamen, und ermahneten sie, und führeten sie heraus, und baten sie, daß sie auszögen aus der Stadt.

40. Da gingen sie aus dem Gefängniß, und gingen zu der Lydia. Und da sie die Brüder gesehen hatten, und getröstet, zogen sie aus.

Haupttext: Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig. Apstg. 16, 31.

Geschichtliches. — Diese Begebenheit trug sich während der auf die vorige Lection folgenden Nacht zu, als Paulus und Silas im Gefängniß schmachteten, wo sie den kommenden Tag und — ihr Urtheil erwarteten. Sie waren gebunden, aber Gottes Wort und Geist waren frei. Auch die Gebete sind frei, und keine Gefängnißmauern sind im Stande, den Ruf einer Seele vom Gnadenthron zu halten. In dieser Lection können wir auch

deutlich sehen, daß Gottes Wege nicht Menschenwege sind, und ein heidnischer Gefangenwärter ist nicht auf die gleiche Weise zu gewinnen, wie eine gläubige Purpurhändlerin. Ein römischer Gefangenwärter war Folterknecht, Scharfrichter und Aufseher zugleich; man kann sich also wohl vorstellen, daß solche Menschen im Allgemeinen hartherzige Leute waren, denn einen Weichherzigen hätte man zu solchem Dienst nicht verwenden können. Das Gefängniß ist allezeit eine Schmach gewesen, und wer einmal darin war, der mußte sich schämen. Man hat aber gelernt, daß auch gute Menschen hinein kommen können, deßhalb sollte man nicht Jeden, der dort war, verachten.

Texterklärung. — Vers 25 und 26. **Um Mitternacht.** Als man erwarten hätte sollen, die Gefangenen wären vor lauter Müdigkeit und Traurigkeit eingeschlafen. Vom Schlaf war aber keine Rede, deßhalb verbrachten die zwei Gefangenen die Nacht im Gebet und Gottesdienst. Nicht blos Gebet, auch Gesang wurde geübt, und da haben sie in den Psalmen gerade solche Lieder gefunden, wie dieselben ihrem Zustande anpaßten. Sie hatten Ursache zum Lobe Gottes, denn sie waren gewürdigt, um Jesu willen zu leiden, das war eine große Ehre in ihren Augen.—Man darf hier wohl beachten, daß der Apostel nie einer Gemeinde eine freudigere Epistel geschrieben, als gerade den Philippern, wo er doch am meisten zu erdulden hatte. **Und es höreten sie die Gefangenen.** Dieser Satz ist aber nicht sowohl auf das laute Gebet und den Gesang der Apostel, als auf das Hören der andern Gefangenen anzuwenden. Es soll nicht gesagt sein, daß sie sehr laut wurden, sondern daß die Gefangenen zuhörten, wie man etwa einer musikalischen Vorstellung zuhört; denn dies war wohl etwas Seltenes, daß von einem Ort solcher Qual Töne der Verehrung und Glaubenslieder aufstiegen. Wer würde sich einen solchen Ort für Gottesdienst und Lobgesänge wählen? Bei Tag und beim Sonnenschein des Glück's kann jeder Narr singen, aber in solchem Zustand fordert es Gnade und Glauben. **Schnell aber ward ein großes Erdbeben.** Es ist hier die Rede von einer wunderbaren Einmischung Gottes in die Schicksale der Menschen. Dieses Wunder war wahr, herrlich und nothwendig. Man mag dieses Erdbeben gerade erklären, wie man will, führt die Erklärung auf das Wunder, denn wenn es ein ganz gewöhnliches Erdbeben war, muß man doch zugeben, daß es auf eine wunderbar passende Zeit eintraf. Ich werde es allezeit als die Antwort eines gebetserhörenden Gottes betrachten. — **Alle Thüren aufgethan.** Die Mauern zittern so, daß die Thüren aus den Schlössern oder aus den Angeln fielen. **Aller Bande los.** Daß auch die Banden der übrigen Gefangenen los wurden, muß mit in das Wunder eingerechnet werden. Die Ketten der Gefangenen waren an Ringe in der Mauer befestigt, und diese Ringe wurden durch die Erschütterung der Mauer los. Wir müssen noch ziemlich genauer mit den Ursachen eines Erdbebens bekannt werden, ehe man uns glauben machen kann, das wäre nur so von „ungefähr" passirt. Die Gefangenen hatten Gebete und Gesänge gehört, zu einem Gott, den sie nicht kannten, und nun wurden sie auch mit Kräften bekannt, welche ihnen vormals fremd waren.

Vers 27. **Der Kerkermeister.** Dieses war gewöhnlich ein ausgedienter Soldat, und er hat jedenfalls in der Nähe geschlafen. Er erwachte, und kam wahrscheinlich mit seinem Lichte gelaufen; als er sah, daß alle Thüren auf waren, welches er wohl beim Schein des Lichtes sehen konnte, aber keine Gefangenen erblickte; **zog er das Schwert,** natürlich in der Absicht, sich selbst zu ermorden. Nach dem römischen Gesetz mußte der Kerkermeister gewöhnlich die Strafe tragen, welche dem Gefangenen auferlegt war, wenn ein Gefangener entrinnt; dieser Mann zog Selbstmord der Schande vor.— Hier haben wir auch eine Erinnerung an die Thatsache, wie genau Pilatus und die Soldaten den Tod Christi feststellten, ehe Joseph den Leichnam bekam, daß die Gefangenen nicht wirklich flohen, gehört fast mit zum Wunder. War es Furcht, oder hielt sie eine unsichtbare Macht zurück? **Paulus aber rief laut.** Es war keine Zeit zu versäumen, denn der Mann war daran, sich zu tödten, welches Paulus wohl entdeckt haben mag. **Thue dir nichts Uebels.** Ewig denkwürdige Worte! Es ist Gottes Botschaft an den verzweifelnden Sünder.

Als Ursache, warum der Mann sich nichts Uebels thun soll, gibt der Apostel an, daß die Gefangenen noch alle da seien. Dieses zeigt uns auch, wie schnell der Apostel die ganze Begebenheit erfaßte und verstand.

Das war wohl auch noch selten bekannt worden, daß ein Gefangener sich so viel um seinen Kerkermeister bekümmerte.

Vers 29. **Forderte ein Licht.** Im Grundtext „Lichter"; wohl um das Gefängniß wieder in Ordnung zu stellen und dann, um den Schaden zu untersuchen. Er hat wohl mit Recht die ganze Begebenheit auf eine oder die andere Weise mit den zwei Gefangenen verwickelt, und da er sieht, daß gerade diese nicht davon liefen, sondern sogar noch trösten und helfen, kommt er auf den Gedanken, daß diese mehr als gewöhnliche Menschen sein müssen. **Ward zitternd.** Kein Wunder, er glaubte nun, diese Männer seien unter dem Schutz der Götter, am Ende gar selbst mit ihnen verwandt. Daß er vor ihnen nieder fiel, geschah nicht, um sie anzubeten, sondern vielmehr um zu zeigen, daß er sie als Boten höherer Mächte anerkenne, und wenn sie das sind, können sie ihm den Weg zu den Göttern zeigen.

Vers 30. Von dem inneren Gefängniß brachte er sie nun **heraus,** d. h. in den Vorhof des Gefängnisses, wo er die herrliche und denkwürdige Frage an sie richtete: **„Was soll ich thun, daß ich selig werde?"** Es ist die Evangeliumserlösung, welche er jetzt sucht; er will sagen: Ihr habt den rechten Weg, zeigt mir denselben auch. So ein Erdbeben bringt die Ewigkeit näher als einem unbekehrten Sünder lieb ist, und in der Angst seines Herzens sucht er einen Ausweg. **Sie sprachen.** Merke wohl, hier ist nicht blos, ein Redner, Beide haben sich am Gespräch betheiligt, und auf die wichtigste aller Fragen folgt nun die wichtigste aller Antworten, welche wohl in diesem Buche verzeichnet sind. Von dieser Frage hängt des Kerkermeisters ewiges Glück und Heil ab, denn sie umfaßt seine Seligkeit in dieser und in der zukünftigen Welt. **Glaube an** u. s. w. Unter diesem Ausdruck hat der Apostel Alles gesagt, was in so wenigen Worten nur gesagt werden kann; es faßt in sich: 1. Annahme der verheißenen Erlösung in Christo; 2. Anerkennung Jesu als Lehrer und Heiland; 3. Vereinigung mit Christo in heiligem Wesen; 4. Erfüllung des Herzens mit göttlicher Liebe, und 5. Aufnahme geistlicher und himmlischer Dinge in unser Herz. **Du und dein Haus;** die Familie kann auf die nemliche Bedingung auch selig werden, wenn sie will; aber nicht, als könnte sie es werden, weil er es geworden ist.

Vers 32. **Die in seinem Hause waren.** Der Apostel redete zu Denen, welche gerade dort im Gefängniß oder im Vorhofe waren, ob es nun blos die Glieder der Familie waren, oder ob die Anderen, die Gefangenen, es mit anhörten, ist nicht gesagt.

Vers 33. **Er nahm sie zu sich.** Es war um Mitternacht als diese Begebenheit sich ereignete. Der dankbare Kerkermeister wusch nun die Striemen der Apostel

und reinigte sie vom Blute. Sonderbar, wie die Religion einen Menschen verändert; wer hätte sich getraut, diesen Kerkermeister um eine Gefälligkeit für die Gefangenen zu bitten? Jetzt kommt er und bewirthet sie aufs Beste. **Ließ sich taufen, und alle die Seinen alsobald.** Die wichtigste Frage ist hier nicht, ob wohl auch Kinder in der Familie waren, bedeutungsvoll ist aber der Gedanke, ganze Familien für den Herrn. Die christliche Familie, das christliche Familienleben, welcher Einfluß auf die menschliche Gesellschaft! Wie ernstlich sollten Eltern darnach trachten, ihre Kinder und Dienstboten für Jesum zu gewinnen! Nun ward große Freude in jenem Hause, so daß Paulus und Silas ihre Schmerzen darüber vergessen konnten.

Vers 35–40. **Und da es Tag ward.** Ob nun die Hauptleute dachten, sie hätten den Menschen unrecht gethan, oder ob sie die gestrige Begebenheit genauer untersucht hatten, darüber verlautet nichts; aber sehr wahrscheinlich hatten die Obersten bald nach dem ersten Auftritt auch noch den Rumor vernommen, daß die so mißhandelten Männer römische Bürger seien. Etwas aufgeblasen und verächtlich sagten sie deßhalb den Stadtdienern: **Laß die Menschen gehen.** Der Kerkermeister war natürlich froh, daß die Apostel ohne weitere Belästigung loskommen sollten, aber nicht so Paulus und Silas. Betrachte nun den 37. Vers; gibt es einen Satz, welcher mehr Schärfe in so wenigen Worten enthalten könnte? **Ohne Recht und öffentlich.** Einen römischen Bürger zu schlagen, selbst im Verborgenen, wurde schwer geahndet; nun aber erst im Oeffentlichen; und dazu noch **ohne Urtheil,** d. h. ohne sie verhört zu haben, welches doch das heiligste Vorrecht eines römischen Bürgers ist. Dieses Bürgerrecht hat den Römer selbst an den äußersten Grenzen der Civilisation geschützt, und nun sollte es in einer römischen Provinz mißachtet werden? **Laßt sie selbst kommen.** Es war nothwendig für die Apostel sich also zu rechtfertigen, denn das Volk mußte erfahren, daß noch Gesetze existiren. Wenn Paulus sich hätte heimlich entfernen wollen, hätte er das während des Erdbebens leicht thun können, aber er wollte frei, und ohne Flecken an seinem Charakter vor dem Volke auftreten. **Sie fürchteten sich.** Kein Wunder, wenn ein Gesetzesdiener einen römischen Bürger geißeln oder ohne Verhör einkerkern ließ, wurde es als Hochverrath angesehen, und nicht selten mit dem Tode bestraft. Kaiser Claudius hat den Rhodeanern ihr ganzes Eigenthum confiscirt, weil sie einen römischen Bürger mißhandelten. — **Ermahneten sie.** Die Hauptleute kamen selbst und bekannten, daß sie unrecht gethan hätten; durch schöne Worte suchten sie ihre schlechte That zu decken. **Gingen zu der Lydia.** Sie wollten zeigen, daß es sich nicht um ein eiliges Fliehen handle; sie wollten die Gläubigen noch einmal sehen und trösten, dann zogen sie weiter. Es scheint jedoch Lukas blieb zu Philippe, um die Gläubigen zu stärken und anzuleiten im angefangenen Gnadenwerk; später traf er den Apostel wieder zu Troa (Cap. 20, 6).

Lehre und Anwendung. — Ein gutes Beispiel beeinflußt viele Andere, den Herrn zu suchen, dieses kann man in Pauli Leben am besten sehen.

Der innere Friede der Seele siegt über die größten Hindernisse, welche sich in den Weg drängen mögen. „Kerker sind wie die Paläst', wenn Jesus wohnt mit mir darin."

Die Bekehrung eines Menschen ist Gottes Werk und deßhalb ein plötzlicher Act. Es macht nichts aus, wie lange ein Sünder sucht, der Friede kommt endlich plötzlich.

Wenn sich das Haupt der Famue einmal recht zu Gott bekehrt, dann folgt gewöhnlich die ganze Familie bald; der Einfluß eines guten Vaters ist unwiderstehlich, wenn derselbe von Anfang an aufrecht erhalten wird.

Wenn Gott seine Kinder retten, seine Macht offenbaren und seine Feinde zittern machen will, dann müssen auch die Elemente unterthänig sein. Wenn der Mensch dem Tode ins Antlitz blickt, ändern sich oft des Menschen Ansichten, Vorurtheile und Prinzipien in einem Augenblick.

Illustrationen. — Macht des Glaubens. Napoleon I. hielt einst Revüe über seine Truppen, als ihm sein Pferd scheu wurde und durchging; ein gewöhnlicher Soldat erfaßte den Zügel und brachte es zum Stillstand. „Danke, Capitän!" sagte Napoleon freundlich. „Von welchem Regiment, Sire?" fragte beherzt der Soldat.

Napoleon hatte Freude an dem scharfen Wink des Kriegers und antwortete: „Meine Garde." Der Soldat war sein Gewehr in die Ecke und meldete sich im Hauptquartier beim Obersten als Capitän der Garde; man lachte ihn aus und hielt ihn für einen harmlosen Narren. „Der Kaiser hat's gesagt!" war alles, was er einwendete, und richtig: in kurzer Zeit traf das Offiziersdiplom ein. Das war einfacher Glaube aufs Wort.

Glaubensblümlein. Unten im Thal bei üppigster Vegetation da wächst fast irgend eine Pflanze; aber je höher man steigt, desto seltener werden die Pflanzen, zuletzt findet man nur noch Gestrüpp. Und doch! dort wo ewiger Schnee die Felsen deckt und man nichts mehr sonst zu hoffen hatt, blickt einem plötzlich wie mit Zauberblicken ein Blümchen aus dem Schnee entgegen, so zart und weiß, man könnte weinen; es ist das Edelweiß, ein prächtig Glaubensblümlein. Ja, man findet immer noch welche der seltenen Glaubensblumen. Diese Lection bietet auch welche dar. Stecke sie dir ein.

Wandtafelerklärung. — Was Menschen thun können, sollte immer zu Gottes Verherrlichung geschehen. So lebte und wirkte Paulus; ihm galt das einerlei; ob er im Palast, in der Hütte oder im Gefängniß war, er konnte Loblieder singen, denn wer Gott zum Trost hat, braucht sich nicht zu grämen. Paulus hatte wenig Aussicht als er mit Silas im Stock lag, daß es gnädig ablaufen würde: aber in der Befreiung wurde Gott verherrlicht, ebenso in der Ueberzeugung des Kerkermeisters, denn wo Seelen gerettet werden, da wird Gott gepriesen. Paulus hat in seiner Liebe zu Gott sich selbst ganz vergessen, und so sollte es auch sein. Wie viel mehr könnten wir thun, wenn wir eifriger wären, selbst in der Sonntagschule. Lasset die heutige Lection euch zum aufmunternden Beispiel dienen.

Die Thessalonicher und Beröer.

8. Lection: Apstg. 17, 1–14. — Sonntag den 24. Februar 1884.

1. Da sie aber durch Amphipolis und Appollonia reiseten, kamen sie gen Thessalonich; da war eine Judenschule.

2. Nachdem nun Paulus gewohnt war, ging er zu ihnen hinein, und redete mit ihnen auf drei Sabbathen aus der Schrift;

3. That sie ihnen auf, und legte es ihnen vor, daß Christus mußte leiden und auferstehen von den Todten, und daß dieser Jesus, den ich (sprach er) euch verkündige, ist der Christ.

4. Und etliche unter ihnen fielen ihm zu, und gesellten sich zu Paulo und Sila, auch der gottesfürchtigen Griechen eine große Menge, dazu der vornehmsten Weiber nicht wenige.

5. Aber die halsstarrigen Juden neideten, und nahmen zu sich etliche boshaftige Männer Pöbelvolks, machten eine Rotte, und richteten einen Aufruhr in der Stadt an, und traten vor das Haus Jason's, und suchten sie zu führen unter das gemeine Volk.

6. Da sie aber sie nicht fanden, schleiften sie den Jason und etliche Brüder vor die Obersten der Stadt, und schrieen: Diese, die den ganzen Weltkreis erregen, sind auch hergekommen.

7. Die herberget Jason; und diese alle handeln wider des Kaisers Gebot und sagen, ein anderer sei der König, nemlich Jesus.

8. Sie bewegten aber das Volk, und die Obersten der Stadt, die solches höreten.

9. Und da sie Verantwortung von Jason und den andern empfangen hatten, ließen sie sie los.

10. Die Brüder aber fertigten alsobald ab bei der Nacht Paulum und Silam gen Beröa. Da sie darkamen, gingen sie in die Judenschule.

11. Denn sie waren die Edelsten unter denen zu Thessalonich; die nahmen das Wort auf ganz williglich, und forschten täglich in der Schrift, ob sich's also verhielte.

12. So glaubten nun viele aus ihnen, auch der griechischen ehrbaren Weiber und Männer nicht wenige.

13. Als aber die Juden zu Thessalonich erfuhren, daß auch zu Beröa das Wort Gottes von Paulo verkündiget würde, kamen sie, und bewegten auch allda das Volk.

14. Aber da fertigten die Brüder Paulo alsobald ab, daß er ging bis an das Meer; Silas aber, und Thimotheus blieben da.

Haupttext: Denn sie waren die Edelsten unter denen zu Thessalonich, die nahmen das Wort auf ganz williglich, und forschten täglich in der Schrift, ob sich's also verhielte.
Apstg. 17, 11.

Geschichtliches. — Bald nach den Begebenheiten der vorigen Lection begaben sich Paulus und Silas von Philippi nach Thessalonich, der Hauptstadt der Provinz Macedonien, etwa 100 Meilen westlich von Philippi an dem Meerbusen von Thermä. Wegen seines schönen Hafens war die Stadt zu jener Zeit eine ziemliche Handelsstadt, und deßhalb für Missionsarbeit sehr günstig, indem immer viele Fremde dort waren. Etwa 60 Meilen westlich von da lag Beröa, eine Stadt von geringer Bedeutung, sie war mit einer Mauer umgeben. Thessalonich wurde so genannt nach einer Schwester Alexanders des Großen, und sie hat den Namen seither, nur in verkürzter Form — Salonica, beibehalten. Beröa ist griechisch und bedeutet etwa: „sehr viel Wasser." Daß Lukas jetzt nicht mitreiste, entdecken wir sogleich, indem er anstatt „wir" das Fürwort „sie" gebraucht. Paulus war um diese Zeit nach allgemeiner Annahme etwa 49 Jahre alt; Silas und Timotheus waren bei ihm, Lukas war in Philippi geblieben.

Texterklärung. — Vers 1–4. Auf der großen römischen Heerstraße wandelten die Männer freudig ihres Weges, und hatten bereits ihren Kummer ganz vergessen. Sie kamen nach Amphipolis und Appollonia, aber hielten sich nicht auf, bis sie Thessalonich erreichten. **Da war eine Judenschule.** Es wohnten damals, wie auch jetzt noch, sehr viele Juden daselbst. **Ging zu ihnen hinein.** Paulus hatte die Gewohnheit, er konnte keine Gelegenheit versäumen, wenn er eine Schule sah, mußte er hinein. Immer noch liebte er, den Juden das Evangelium zuerst zu verkündigen. — **Auf drei Sabbathen.** Damit ist nur gesagt, daß er drei Wochen lang ausschließlich zu den Juden redete, denn in der Stadt ist er bedeutend länger geblieben; wir lesen ja, daß er hier mit seinen Händen arbeitete für den Lebensunterhalt, und daß man von Philippi ihm etlichemal Mittel sandte (Phil. 4, 16). **Aus der Schrift.** Wenn Paulus zu den Juden von Jesu redete, berief er sich gar nie auf die Wunder Jesu, sondern deutete immer nur auf ihre eigenen heiligen Schriften hin, welche sie natürlich als direkt göttlich inspirirt hielten und glaubten. **That sie ihnen auf.** Er erklärte, erläuterte und deutete ihnen die Schriften der Propheten, d. h. aus ihren eigenen Schriften suchte er ihnen zu beweisen, daß Jesus der langerwartete Messias sei.

Vers 4. **Etliche unter ihnen.** Von Denen, welche in der Schule anbeteten, also von den Juden einige, nicht viele Juden, hielten sich zu Paulo und Sila, d. h. sie nahmen nicht blos die Lehre an, sondern bekannten sich frei zu den Nachfolgern Christi. **Der gottesfürchtigen Griechen eine große Menge.** Solche, welche nicht zu den Juden gehörten, nicht mit jenen Vorurtheilen angefüllt waren, diese waren leichter zu gewinnen für den Herrn; Viele bekehrten sich von ihrer Abgötterei, und kamen sogleich zu den Aposteln, ohne erst sich mit den Ceremonien abzuquälen. **Der vornehmsten Weiber nicht wenige.** In der christlichen Kirche haben die Weiber von Anfang an eine bedeutende Stellung eingenommen. In den Synagogen durften die Weiber die Gallerien einnehmen während des Gottesdienstes; diese waren dann so eingerichtet, daß man die Weiber nicht sehen, sie jedoch alles sehen konnten. In der griechisch-jüdischen Kirche haben diese Weiber großen Einfluß ausgeübt.

Vers 5–9. **Die halsstarrigen Juden.** Im Allgemeinen glaubten die Juden nicht an Jesum, obwohl hie und da einige gewonnen wurden. Als diese nun sahen, daß sich selbst einflußreiche, gebildete Personen bekehrten, hetzten sie **das Pöbelvolk** auf; diese Menschen waren bereit, für ein wenig Geld irgend etwas zu thun. Die Juden an sich selbst hatten keinen Einfluß, denn sie waren im Ganzen selbst ein verachtetes Volk, daher dingten sie solches Volk, ihnen den schmutzigen Dienst zu erweisen. Diese machten einen Aufruhr und erregten die ganze Stadt. — Der Satan findet immer Menschen, welche bereit sind, das zu thun, dessen er selbst sich

schämt. **Das Haus Jason's.** Dieser Mann war wahrscheinlich ein Freund der Sache, und in seinem Hause herbergten die Apostel. Man hat gesucht, diesen Jason mit dem in Röm. 16, 21 zu identifiziren, wenn dem so war, dann war natürlich Jason selbst auch nur ein Eingewanderter und später in Corinth wohnhaft. Indem jedoch der Name ein sehr allgemeiner war, läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Die Absicht war, die Apostel unter das Volk zu bringen, denn Thessalonich war eine griechische freie Stadt, und das Volk hat in solchen Dingen als Versammlung zu entscheiden **Diese, die den ganzen Weltkreis erregen.** Als sie die Apostel nicht f den, ergriffen sie den Jason. Es scheint die Apostel w n unterrichtet von der Absicht des Pöbels und entfernten sich in guter Zeit. Diese hat Bezug auf Paulus und Silas in erster Instanz, bezog sich aber auch auf alle ihre Anhänger; auf Jason aber besonders, weil er sie beherbergte. Die Behauptung des Pöbels gegen die Apostel zeigt übrigens auch, wie sehr das Werk Gottes zu jener Zeit sich schon vorbereitet hatte, und wie das Volk allenthalben beeinflußt wurde. Ohne es zu wollen, gestanden sie eine wichtige Wahrheit zu: das Evangelium erregt den Weltkreis.

Ein Anderer sei König, nemlich Jesus. Die Absicht war, die Apostel des Hochverraths, der Rebellion zu beschuldigen. Entweder war dieses eine jüdische Verleumdung, wie wir sie auch in mehreren andern Fällen schon sahen, oder aber, es war ein Mißverständniß der Rede Pauli, wenn er vom messianischen Reiche redete. Daß selbst die Gläubigen die messianische Reichsidee nicht recht fassen konnten, dafür haben wir Beweise genug. **Die Obersten der Stadt.** Das Volk war aufgeregt, und selbst die Richter waren nicht gering erschreckt. Die Juden schienen überhaupt um diese Zeit in einer sehr elenden Lage gewesen zu sein, denn überall vertrieben, suchten sie doch überall nur Unheil anzustiften. **Verantwortung empfangen.** Als die Verklagten sich verantwortet hatten und keine gerechte Sache gegen sie gefunden ward, ließ man sie los. Einige Uebersetzer lesen das Verantwortung „Bürgschaft," als hätten die Verklagten Bürgschaft stellen müssen, den Frieden zu wahren. Es fing jedoch bald nach dieser Begebenheit eine ausgedehnte Verfolgung an, welche längere Zeit dauerte.

Vers 10. **Fertigten sie alsobald ab.** Als die Untersuchung beendet, fanden die Brüder es rathsam für die Apostel die Stadt zu verlassen, welches dieselben noch während der Nacht thaten. Paulus gedachte erstens wieder zu kommen, als sich dieses nicht thun ließ, sandte er Timotheum zu ihnen (1 Thess. 3. 2). **Beröa.** 60 Meilen von Thessalonich, muß von wenig Bedeutung gewesen sein, Paulus erwähnt die Stadt nicht ein einzigmal in all seinen Briefen. **Sie waren die edelsten u. s. w.** Unter den Juden zu Thessalonich waren keine, welche diesen gleich gekommen wären, denn: 1. Waren sie bereit die Wahrheit zu empfangen, wo immer dieselbe herkam; Popularitätssucht war hier nicht in Frage; 2. Sie suchten nach Wahrheit. „Die Wahrheit zu lieben um der Wahrheit willen, ist das Prinzip menschlicher Vollkommenheit auf Erden, und ist der Saatort aller andern Tugenden; 3. Weil sie die Wahrheit nur auf gutes Zeugniß annahmen. Diese Beröer ließen sich nicht von jedem Wind wenden; sie kannten und durchforschten ihre heilige Schriften. Das ist ein gutes Lob, und wir thun wohl, jenen Beröern nachzuahmen. — **Forschten täglich.** Hier ist eine Andeutung, daß wenn ein aufrichtiger Jude sein Altes Testament mit dem Leben und der Lehre Jesu vergleicht, dann kann er nicht anders, er muß Jesum als seinen Messias anerkennen.— Gott verlangt von keinem Menschen, daß er sich bekehren soll, ohne sich erst von der Wahrheit des Wortes Gottes überzeugt zu haben. Die Religion enthält Wahrheiten, von welchen jeder Mensch überzeugt werden kann, und wer diese nicht sucht und verlangt, handelt unmännlich. Wenn aber Jemand denken sollte, die christliche Religion habe gar keine Beweise ihrer Wahrheit als das alte Testament, der irret sehr, denn die Religion hat untrügliche Wahrzeichen, welche für den Griechen und Heiden bedeutend mehr werth sind als die Weissagungen, denn sie ist eine Kraft Gottes, die selig macht, alle welche daran glauben.

V. 12. **So glaubten nun viele.** Außer den Juden waren Heiden da, sowohl Männer als Weiber, welche Judengenossen waren und von angesehener Herkunft; diese nahmen im Glauben Jesum von Nazareth als ihren Erlöser an, denn sie erkannten, daß er es sei.

V. 13. **Als aber die Juden zu Thessalonich.** Durch Boten, Briefe, oder auf andere Weise kam die Nachricht von dieser Auflehung nach Thessalonich, und sogleich machten sich einige auf, um, wo möglich, das Werk Gottes hier zu hindern, Aehnlich wie Cap. 14. 19. — **Und bewegten das Volk,** erregten einen gewaltigen Sturm unter dem Volk, so läßt sich der Vers nach der Ursprache deuten, um anzuzeigen, daß der Aufruhr einem Sturm auf der See glich; aber die Brüder trugen Sorge, daß Paulus sich entfernen konnte und keinen Schaden erlitt. Die englische Uebersetzung läßt die Idee auf dem Gemüth als wäre eine List angewendet worden; sie übersetzt: „Als wie, wenn er ans Meer ginge," wo die lutherische Uebersetzung „bis ans Meer" sagt. Die neuesten Ausleger geben jedoch der deutschen Uebersetzung den Vorzug, mit der Annahme, daß Paulus zu Wasser weiter reiste.

Lehre und Anwendung. — Der öffentliche Gottesdienst am Sabbath (des Herrn Tag) ist eine große Hülfe in der Ausbreitung des Werkes Gottes. Der Feind weiß das, daher sucht er mit aller Macht die Heilighaltung des Tages des Herrn zu verhindern.

Das alte Testament war den Juden über Alles heilig; daß sie aber in Christo die Erfüllung ihres Gesetzes nicht anerkannten, ist als Fluch auf ihr Haupt gefallen und sein Blut ist über sie gekommen.

Die Verfolgungen zur Zeit der Apostel waren wie Glockenklänge, welche den Beter auf die Kirche aufmerksam machen. Das Evangelium wurde durch die Verfolgung nur um so mehr ausgebreitet, und Manche fanden es, welche sonst in Finsterniß geblieben wären.

Wie man die Schrift forschen soll:

1. Täglich, denn es erleichtert die Bürde des Tages.
2. Aufrichtig, denn Gott zeigt uns darin seinen Willen.
3. Zu gewissen Zeiten mehr als zu andern; um der Zeiten selbst willen, und weil die Bedürfnisse es erheischen. Schriftforschen ist ein Hülfsmittel auf dem Weg des Glaubens, denn durch das Forschen wird der Glauben stärker und die Erkenntniß größer.

Illustrationen. — Als Prinz Napoleon in Italien war, begleitete ihn der berühmte Literat About, dessen Ruhm eben jetzt im Aufgehen war. Ein Herr fragte ihn, wie sein Buch: „Die römische Frage," verkaufe, worauf der Literat traurig antwortete, daß nur fünf oder sechs Exemplare verkauft seien. Der Herr sagte nun, Napoleon könne dem Buch reißenden Absatz verschaffen, wenn er nur den Verkauf verbieten wolle. Der Prinz that so, den nächsten Tag erschien in der Zeitung, die Regierung habe das Buch konfiszirt, und in einer Woche wurden 15,000 Exemplare verkauft.

Pöbelvolk. In allen Gesellschaften findet man eine Menschenclasse, welche bereit ist, den Willen einer Partei zu vollziehen; sie ist ein Fluch für die menschliche Fami-

lie. Selbstinteresse der Demagogen nährt dieses Volk, und Furcht tolerirt es und gibt ihm Wurzelgrund.

Widerstand. Zusammenstoß ist nothwendig, wenn zwei Körper Feuer produziren sollen. Widerstand ist nothwendig, wenn Tugend sich offenbaren und ausbreiten soll. Pauli Zusammenstoß mit den Autoritäten hat immer Feuer des vermehrten Ernstes zum Vorschein gebracht.

Lexicon. — Amphipolis. Amphi–rund um; polis–Stadt. Eine Stadt in Macedonien, welche vom Fluß Strymon so umflossen war, daß sie beinahe eine Insel geworden wäre; daher der Name. Die Einwohner waren eine athenische Colonie. Im peloponesischen Krieg wurde die Stadt sehr berühmt wegen einer in der Nähe gelieferten Schlacht.

Apollonica. Von Apollo, Stadt in Macedonien, durch welche Paulus reiste auf seinem Weg von Philippi nach Thessalonich.

Thessalonich oder Thessalonika. Stadt am Meerbusen von Therma, welches auch früher der Name der Stadt war. Lassander vergrößerte sie und nannte sie nach dem Namen seiner Gattin, welche eine Schwester Alexander des Großen war. Im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung war es die größte Stadt in Macedonien.

Pöbelvolk. Marktbuben; in Englisch: lüderliche Gesellen. Der Abschaum des Volkes. Menschen, welche zu allem fähig sind und sich zu allem gebrauchen lassen.

Jason. Wahrscheinlich ein hellenistischer (griechischer) Jude. (Sieh Texterklärung.)

Beroe. Beröa. Viel Wasser. Eine unbedeutende Stadt, nach welcher Paulus zog, als er Philippi verließ. Die Stadt heißt jetzt Veria.

Judenschule. Synagoge, stammt vom Griechischen und bedeutet eine Versammlung; oder auch ein Haus der Versammlung. Weil es der Ort des Unterrichts war, beides für Alte und für Kinder, nannte man es auch kurzweg Schule, so wie wir unsere Versammlungshäuser Kirchen heißen. Wenn in Offb. 2, 9. von Satan's Schule die Rede ist, dann bedeutet es eine Versammlung von Menschen, welche eine religiöse Versammlung zu sein vorgeben, aber thatsächlich Schüler des Teufels sind.

Wandtafelerklärung. — Dieses Bild zeigt uns Gottes Wort im Lichte des heiligen Geistes, denn nur in diesem Lichte können wir dasselbe verstehen. Es zeuget von Christo, aber dieses Zeugniß kann nur durch den heiligen Geist kommen. Man sollte Gottes Wort nicht blos untersuchen und durchsuchen; man sollte täglich darin forschen, und hierin nennt uns die heutige Lection ein Prachtbeispiel, nemlich die Berör, diese forschten täglich, um zu sehen, ob die Lehre der Apostel auch mit der heiligen Schrift übereinstimme. Wenn die Lichtsstrahlen des heiligen Geistes das Herz erleuchten, dann machen sie auch das Wort klar, so daß man weiß und fühlt, es zeuget von ihm, als dem Erlöser von Gott gesandt zum Heil der Welt. Mögen wir denn heute ein Beispiel nehmen an denen zu Beröa!

Mit unsern Lesern.

Es war ein äußerst angenehmer Sonntag, den wir unlängst mit unserer Gemeinde und Sonntagschule in Pittsburg zubrachten. Für Arbeit hatten die lieben Brüder Witt und Renz reichlich gesorgt. Es freut uns, sagen zu können, daß die Freunde dort besonders ernstlich beflissen sind, ihre Jugend für unsere Kirche zu erhalten und—die deutsche Sprache unter derselben zu pflegen. Unsere diesbezüglichen Winke sind hoffentlich auf guten Boden gefallen. Der Herr segne unser Werk in dieser volkreichen „Rauchstadt"!

Bis jetzt (Dec. 28.) sind etwa 800 neue Unterschreiber für das Magazin eingegangen. Bedeutend mehr als letztes Jahr um diese Zeit. Und da die alten Unterschreiber sehr gut erneuern, so erwarten wir einen hübschen Zuwachs, mehr als je zuvor. Es ist aber auch nöthig, daß unsere fleißigen Agenten alles thun, was in ihren Kräften steht, die Unterschreiberliste anzuschwellen, denn das Magazin ist ungeheuer billig. Man denke—56 Seiten, dabei gut illustrirt, alles für 1.25 das Jahr. Wir sollten's mit diesem Jahrgang zu mindestens 10,000 Unterschreiber bringen. Laßt's uns probiren, Brüder!

Nirgends wird unser Magazin höher geschätzt und mit mehr Eifer gelesen, als im alten Vaterland. Wir wissen das aus Zuschriften, die uns beständig zugehen. Und wenn Jemand mit wenig Geld ($1.49) viel Gutes wirken möchte, so sende er das Magazin an seine lieben Anverwandten in Deutschland. Das Magazin möchte dort gern Missionsdienst thun. Wer will ihm ein frisches Feld anweisen?

Der „Sontagschullehrer" (Seite 96 bis 98) sollte billig Wort für Wort von jedem Sonntaschularbeiter gelesen werden. Die Stücke sind kurz und bündig, gerade so wie wir meinen, daß sie sein sollten. Werden die guten Winke befolgt, so müssen sie nicht nur bildend auf die S. S. Arbeiter einwirken, sondern auch viel praktischen Nutzen schaffen. Es ist unser Bestreben, den

Sonntagschullehrer immer interessanter zu machen. Auf das Stück: „Herrn Morgen's Schüler," möchten wir besonders hinweisen.

Verschiedene Leser. — Und Isai hatte dennoch acht Söhne! 1. Sam. 16, 10. 11. ist richtig. Wenn aber das Geschlechts- oder Familienregister in 1. Chron. 2, 13–15. blos sieben nennt, so ist damit nicht gesagt, daß die erste Angabe unrichtig sei; alles was nöthig ist, wird sein, zu zeigen, daß noch ein Sohn existirte, dessen Namen nicht im Familienregister gefunden wird; 1. Chron. 28, 18. finden wir aus den Brüdern Davids, Elihu, und dieser Elihu mag der siebente, also der nächste zum Jüngsten gewesen sein. Die 70 Uebersetzer lesen: „Elihu, der siebente; David, der achte"; über die Veränderung der Lesart in verschiedenen Uebersetzungen zu reden, haben wir hier nicht Raum. Daß man aber heute noch sehr oft hört: „Ich habe vier Kinder," und nach einiger Zeit von der nemlichen Person: „Ich habe drei Kinder," ist ja nichts Neues, und doch ist kein Widerspruch darin, denn es mag leicht in der Zwischenzeit eines gestorben sein, und so etwas kann sich schon zu Isai's Zeit zugetragen haben.

Ein S. S. Lehrer. — Eine solche Frage: „Was ist das Verhältniß zwischen dem Superintendenten und seinen Lehrern?" sollte eigentlich gar nicht vorkommen. Wir wissen nicht, was das Verhältniß zwischen ihnen ist in eurer Schule, aber bei uns ist es ein ganz brüderliches, und es sollte das überall sein. Der Geist der Rechthaberei ist ein böser Geist, sei es in der Kirche, in der Sonntagschule oder in der Familie. Der Geist der brüderlichen Verträglichkeit aber ist ein guter Geist und macht solche Fragen überflüssig. „Einer ist euer Meister, ihr aber seid alle Brüder." „Wonne lächelt überall, wo die Liebe wohnt." Wenn unser Superintendent nicht im Altar stände bei der Eröffnung der Schule, würde es ihm kein Mensch ansehen, daß er ein Amt hätte, und die Lehrer sind ganz zufrieden, daß er das Amt hat.

Schw. W. in C. Ob es möglich sei, daß ein jeder Sonntagschüler jeden Sonntag einen Kinderfreund bekommt? Das war schon längst unsere Ueberzeugung. Wozu hat man denn diese Blätter? Und ist es gut, daß ein Schüler alle zwei Sonntage sein Blatt bekommt, so kann es nur besser sein, wenn er jeden Sonntag eins bekommt. Können auch für alle Welt nicht einsehen, warum man einem Kind diesen Schatz vorenthalten sollte. Um einiger Dollars willen? Nimmer. Da waren wir unlängst in einer Sonntagschule, wo unter Andern auch eine Mädchenclasse bei der Blättervertheilung zu kurz kam — eigentlich gar nichts erhielt. Was thaten die Mädchen? Das Rechte — sie wichen nemlich nicht von der Stelle, bis sie ihren Kinderfreund hatten. Es waren Kinder unbekehrter Eltern. Man denke, solches Verlangen und — es nicht befriedigen zu wollen. Ja, ein Sonntagschüler sollte jeden Sonntag seinen Kinderfreund haben und lesen. Wir stehen drauf.

S. S. in O. Ob es nicht Sonntagschullehrer gibt, die ihren Classen zu viel predigen? Leider ja. Und da möchten wir gerade hier beifügen, daß ein Lehrer sich vor dem „Zuviel" ernstlich hüten sollte. Alles hat seine Zeit. Geschieht etwas allzu mechanisch, so verliert es gern die Kraft und Frische des Eindrucks. Es sollte unser Bestreben als Lehrer sein, die Sonntagschullection nicht sowohl in unsere lieben Schüler hinein, als vielmehr aus denselben herauszupumpen. Wenigstens sollten wir uns bestreben, in allem so viel wie möglich die „goldene Mitte" zu halten. Gewiß macht man zu den gestellten Fragen ergänzende Bemerkungen, aber an jede Frage eine kleine Predigt anhängen, das muß den Schülern zu viel werden. Man probire, sie selbst ans Reden zu bringen. Das halten wir für den besten Plan.

Br. W. in K. Ob es nicht gut wäre, die Sonntagschul-Artikel im Sonntagschul-Departement ganz weg zu lassen? Br. W. hält nemlich dafür, daß die betreffenden Aufsätze nicht gelesen werden. Ob dem so ist, können wir nicht sagen. Wir kennen wenigstens Einen, der sie alle liest. Wenigstens haben wir den Vorschlag des Bruders in soweit beachtet, daß wir in der Januarnummer ganz kurze „Artikelchen" gaben. Vielleicht haben wir damit das Rechte getroffen. Wir wären froh, Br. W's Meinung darüber zu hören. Es darf nicht vergessen werden, daß unser Magazin nicht blos für den Familienkreis, sondern auch für die Sonntagschule bestimmt ist. Zudem sollte dem Sonntagschul-Lehrfach doch bedeutende Aufmerksamkeit zugewandt werden. Wollen sehen, was sich in der Sache thun läßt. Gute, praktische Winke sind jederzeit willkommen.

„Hinterwäldler." Gewiß ist es auch von ärmeren Sonntagschulen gefordert, Missionsgaben zu sammeln. Aber es ist nicht gefordet von ihnen, daß sie mehr thun, als sie können. Es heißt in der Schrift: Nach dem man hat, und nicht nach dem man nicht hat. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. Auch in die Herzen armer Kinder, die im Hinterwald und auf Frontier-Missionen leben, muß die Liebe zur Mission und der Grundsatz des Mittheilens eingeprägt werden. Arme geben in der Regel gern. Sie geben mit dem Herzen, während Reiche oft nur mit der Hand geben. Kann man nicht $5.00 monatlich sammeln, so sammle man $2.00, oder einen, und bete recht über der Gabe, so wird es Gott ein Geringes sein, auch durch wenig zu helfen. Das merke dir, lieber „Hinterwäldler." Zudem hat es die Kirche verordnet, daß in allen unseren Sonntagschulen Missionsvereine bestehen sollen, um monatlich oder vierteljährlich Gelder zu sammeln und überhaupt im Interesse der Mission zu wirken.

Hinterstübchen.

Vor hundert Jahren. — Die Zeiten ändern sich und wir uns mit ihnen. Zum Glück oder zum Unglück. Vor hundert Jahren, oder seien wir ganz genau, im Jahre 1779, war es noch möglich, daß folgende „Akte" im englischen Parlament eingebracht wurde: „Alle Weibsleute, ohne Unterschied des Alters, Ranges oder Standes, gleichviel ob Jungfrauen oder Wittwen, welche vor oder nach dem Erlaß dieser Akte irgend einen der männlichen Unterthanen seiner Majestät in verrätherischer oder betrügerischer Weise durch Schminken, Salben, Schönheitswasser, künstliche Zähne, falsche Haare, spanische Wolle, Korsets, Reifröcke, Hakenschuhe und gepolsterte Hüften zur Eingehung einer Heirath verlocken, machen sich der Strafe schuldig, die das Gesetz über das Vergehen der Zauberei verhängt hat, und soll eine solche Heirath nach Ueberführung des betreffenden Frauenzimmers für null und nichtig erklärt werden." Wenn eine solche Akte heute noch Gesetzeskraft hätte! Wo nähmen wir nur die vielen Gefängnisse und die schwere Menge Zeit her, die da abgesessen werden müßte.

Ganz leicht. — De englische Sprak, sagte ein biederer Plattdeutscher zu seinem eben von Deutschland herüber gekommenen Neffen, is ganz licht; süh, wenn du tom Bispil „Steveln" seggen willst, dann seggst du nicht Steveln, sündern eenfach „Boots," und so is et mit de anderen Wörde ok.

Der alte Almanac.

(Pennsylvanisch.)

Ich hab en alter Almanac, der leit da uf em Schelf,
Un uf em Deckel, ganz verwischt, steht: „1811."
Ich geb den alte Almanac nich her for enig Geld;
Mei Däd hat mir en g'schenkt, eb er fort is aus dieser Welt,
Er is en alt Familiestück vom alte Vaterland,
Mei Däd sein Name steht a druf in zitterlicher Hand.
Un guck do, uf der erste Peetsch — 's kaum zu lese bal —
Sin unser Name ufgezählt, die Brüder, Schwestere all,
Nau leit mei Däd schun mannig Jahr dort draus im kalte Grab;
Un der alt Almanac is all, was ich noch vun em hab.
Un darum geb ich des alt Buch net her vor enig Geld;
's ist jo mei Schatz vom Vaterland, der eenzig uf der Welt.

Nachahmenswerth. — „Auf den Wunsch meiner Frau." Mit dieser Ueberschrift veröffentlicht ein Arader Bürger im offenen Sprechsal des „Alföld" folgende Erklärung: Endesgefertigter erkläre hiermit vor der Oeffentlichkeit, daß ich nie wieder in ein Wirthshaus, noch in einen Weinschank, noch auch in sonstige ähnliche Lokale gehen werde; auf Grund dieses Entschlusses bitte ich denn auch meine Freunde und Bekannten, mich nie wieder auch nur mit einem Worte auf solche Plätze locken zu wollen. Ferner gebe ich Jedem, der mich in einem Wirthshause oder dergleichen erblickt, die Ermächtigung, von mir 50, sage fünfzig Gulden zu Gunsten der städtischen Waisen fordern, ja selbst gerichtlich eintreiben zu können. Arad, 1. Juli 1883. Ernst Ternay."

Eine feine Rüge. — Ein Landrath und Rittergutsbesitzer stieg in ein Eisenbahncoupe und traf dort einen älteren Herrn, den er für einen simplen Gelehrten hielt und sich ihm so überlegen fühlte, daß er ihn ohne Weiteres aufforderte, seinen bequemen Eckplatz zu räumen. Jener sträubte sich anfangs, als aber der große Herr seinen Namen und Titel nennt, rückt der alte Herr lächelnd weiter. Im Laufe des Gesprächs stellte sich heraus, daß der also Gemaßregelte Alexander v. Humboldt sei. Natürlich folgten nun viele Complimente und Entschuldigungen seitens des Herrn Landraths. Im nächsten Jahre fand im Bezirke desselben ein großes Manöver statt, zu welchem auch König Friedrich Wilhelm IV. (1840 bis 1861) erschien. Der Herr Landrath war bei allen Begrüßungen, Festlichkeiten u. s. w. in der Nähe des Königs, aber merkwürdig, während sich dieser gegen Jedermann freundlich und herablassend zeigte, würdigte er ihn keines Blickes. Schon begann dies aufzufallen, da endlich am dritten Tage, kurz vor Weggang des Königs aus der Manövergegend, schien ihm das Glück günstiger. Der hohe Herr ritt direkt auf ihn zu und sagte freundlich lächelnd: „Bald hätte ich es vergessen, lieber N., der Humboldt läßt Sie grüßen." — Der Herr Landrath begriff; Humboldt hatte seinem hohen Gönner das kleine Eisenbahnerlebniß mitgetheilt.

Ein deutsches Wort. — Ein deutscher Sprachreiniger schlägt für das Fremdwort „Apotheker" folgenden Ausdruck vor: „Gesundheitswiederherstellungsmittelzusammenmischungsverhältnißkundiger."

Auch nicht übel.—Ein sehr eingebildeter Pastor wurde als Caplan im Staatsgefängniß angestellt. Als er seinen ersten Besuch bei den Gefangenen machte, wollte er doch einen guten Eindruck auf dieselben machen, und fragte deßhalb einen:

„Wissen Sie, wer ich bin?"

„Nein, bekümmert mich auch nicht im Geringsten."

„Ich bin aber der neue Caplan hier."

„So, ich habe schon von Ihnen gehört."

„Was haben Sie denn von mir gehört, bitte?"

„O, ich habe gehört, Sie hätten schon zwei Kirchen leer gepredigt, Sie werden das kaum fertig bringen hier!"

Beim Färben.—„Was thust du denn dort, Hanna?"

„Ei, Vater, ich will das Angesicht meiner Puppe roth anstreichen."

„Aber mit was willst du es denn anstreichen?"

„Mit Bier."

„Wer auf dieser ganzen Erde hat dir denn gesagt, daß Bier roth machen würde?"

„Ei, Mutter sagte, daß es Bier sei, das deine Nase so roth machte, und —"

„Hier, Susanna, nehme dieses Kind fort."

Auch ein Zahnarzt. — „O Christoph, i han Zahnweih, i mag d'Welt nemme angucke, woischt mer koi Mittel?"

„Rauß reißa isch 's allerbescht."

„Jo, des koscht mi aber au wiedere a Märkle."

„Ha, i woiß der a wohlfeile Zahnarzt, nemscht a Schnur, bindst an die dei Zahn und ans anner End beim Gaul sei Kopf, dann hauscht'm eins na, daß er mit dem Kopf nuffährt; des nehmt en 's erschtmol."

„Ha, i will's so mache."

(Nach acht Tagen.) „No, wie isch dei Zahnweih, hoscht en ziege lau?"

„Husse isch er, 's sind aber no zwoi und e Stückle Kiefer mitgange; merkscht nix am Sprecha?"

„Hoscht doch bei Märkle g'schpart."

„Hei jo, und Zähn sind furt."

Ein Fremdling in dem Dorf. — Es war eine ungewöhnlich schöne Nacht. Der Mond schien hell. Zwei sehr betrunkene Männer waren auf dem Heimweg. Einer von ihnen sagte zum andern: „Wie hell scheint doch die Sonne."

„Das ist nicht die Sonne," sagte der andere, „was fehlt dir denn, es ist ja der Mond."

„Ich sollte doch denken, daß ich den Mond von der Sonne unterscheiden kann, so gut wie du," entgegnete jener.

„Ich sage, es ist die Sonne."

Sie stritten sich für einige Zeit, und beschlossen endlich, dem ersten Manne, den sie treffen würden, die Entscheidung zu überlassen. Bald trafen sie Einen, der auch unter dem Einfluß berauschender Getränke war, und sagten zu ihm: „Willst du so gut sein, und uns sagen, ob das dort oben, welches so hell scheint, die Sonne oder der Mond ist?"

Darauf antwortete dieser: „Ihr Herren, ihr werdet so gut sein und mich entschuldigen, denn ich bin ein Fremdling in diesem Dorfe." S. S.

Wann ist ein Mann betrunken?—Es ist sehr schwierig, die Frage zu entscheiden, wann ein Mann betrunken ist, und zu beweisen, daß er betrunken ist. Das Folgende möchte uns vielleicht etwas Aufschluß geben: „Ein Mann wird als betrunken betrachtet, wenn er zum Brunnen geht, um seine Pfeife anzuzünden, oder wenn er kein Loch durch eine Leiter sehen kann, oder wenn er in dem Rinnstein liegt, und Jemand ruft, ihn aufzuheben, oder wenn er Nachts heim geht und den Schlüssel nicht in die Thüre stecken kann, und schwört, daß Jemand das Schlüsselloch gestohlen habe, oder wenn er probirt, seine Uhr mit dem Stiefelknecht aufzuziehen. S. S.

Werft ihn hinaus. — In einem Wirthshaus zu R. war einmal ein Bauer Namens Zimmermann aus der Rheinpfalz. Er hatte eine Gurt voll Kronenthaler, aß und trank, was ihm schmeckte, und ließ auch Andere mitessen und mittrinken und spielte. Ein Kronenthaler nach dem andern wurde verjubelt. Der Wirth machte immer mehr Complimente, je mehr Kronenthaler in seine Tasche wanderten. Da hieß es: „Was befehlen Sie, Herr Zimmermann? Schmeckt's Herr Zimmermann?" u. dgl. Als aber der Herr Zimmermann voll getrunken war, und der Wirth merkte, daß er kein Geld mehr hatte, sagte er: „Werft die Sau hinaus!" — „Schaut," fügt der selige Henhöfer hinzu, als er diese Geschichte erzählt hatte, „so ist die Welt. Sie sagt, so lange man Geld hat und mitmacht: ‚Herr Zimmermann!' aber nachher, wenn man kein Geld mehr hat, heißt es: ‚Werft die Sau hinaus!' So ging es dem verlorenen Sohn im fremden Lande, und so geht es jedem Menschen, der dem Fleisch fröhnt und dem Teufel dient. O, es ist ein trauriger und harter Dienst, der Dienst der Sünde, aber ein seliger Dienst, dem Herrn zu leben!" A. G.

Hält nicht lange an.—Vor einem Jahre organisirten etwa zwanzig junge Mädchen in einer kleinen Marylander Stadt eine „Sunrise Sweeping Society," so genannt, weil jedes Mitglied sich verpflichtete, ein Jahr lang täglich bei Sonnenaufgang den Bürgersteig (sidewalk) vor dem Hause zu fegen. Die Idee hatte einen vortrefflichen Erfolg, denn schon nach drei Monaten war die letzte Theilnehmerin verheirathet. Wie viele aber setzten dann das Fegen fort? Nur eine einzige Verheirathete.

Aus dem reichen Anekdotenschatz, den die derbe originelle Art des Nestors unter den Berliner Aerzten, des „alten Heim," geliefert, sind folgende charakteristische Geschichten wohl der Nacherzählung werth. Heim hatte die Gewohnheit—da er unmöglich die Namen und die Persönlichkeiten aller derer behalten konnte, die sich Hülfe suchend um ihn drängten — Jeden, der ihm begegnete, in sehr kurzer, ja barscher Art zu fragen: „Wer sind Sie, und wie heißen Sie?" Diese Frage war ihm derart zur zweiten Natur geworden, daß es ihm nicht selten passirte, daß er dieselbe, halb aus Gewohnheit, halb aus Zerstreutheit, auch an Bekannte oder hervorragende, allgemein gekannte Berliner Persönlichkeiten stellte. So geschah es dem alten Heim einst, daß er seine beliebte Frage an einen seiner berühmtesten theologischen Zeitgenossen richtete. Der Befragte, den Heim öfter zu sehen Gelegenheit gehabt, sah ihn scharf an und erwiderte mit dem größten Ernste: „Ich bin ein berühmter Arzt und heiße Geheimrath Heim!" Schnell gefaßt replicirte der schlagfertige Heim: „Jetzt kenne ich Sie auch; Sie sind ein berühmter Theologe und heißen—Schleiermacher."

Probatum est! — Lieblich: „Sage 'mal, du, Schlaumeier, du weißt doch sonst Rath; ich habe in meiner guten Stube den Boden mit Oelfarbe anstreichen lassen, und es riecht immer noch so stark darnach. Weißt du kein Mittel, um den Oelfarbengeruch wegzubringen?" — Schlaumeier: „Ei, stell' eine Kiste guten alten Limburger in die Stube, dann riecht's gleich nicht mehr nach der Oelfarb'."

Classisches Quartett. — Drei Schüler werden arretirt. Nach ihren Namen gefragt, nennt sich der Erste Göthe, der Zweite Schiller, der Dritte Lessing.—Polizeimeister: Na, warten Sie einen Augenblick, ich werde gleich den Klopstock holen.

Räthsel.

Was Menschengrausamkeit vermag,
Das hab' ich tief empfunden,
Eh' mir der Freiheit gold'ner Tag
Ließ Leib und Seel gesunden.

Nenn' mich nun von der and'ren Seit',
Und ich erfreue weit und breit,
Was dürstend nach mir seufzet.

Jetzt wechsle auch mein Silbenpaar,
Geb ich dir zu verstehen,
Daß dir dein Wunsch erfüllet war,
Ganz freudig, auf dein Flehen. R. M.

Homonym.

Ich schütze und ziere die Finger an der Hand;
Du treibst mich durch Thüren, durch Bretter und Wand.

Auflösung der Räthsel im Decemberheft.

1. Biblischer Rebus.—Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes.—C. Hillmann, E. Hawe, F. Lüben, L. G. Landenberger, G. W. Reichert, Geo. Heisel, J. A. Henke, Sarah Henke, Florian Gasser, Emma Thomas, E. H. A. Thomas, John H. Movius, F. W. Emerich, F. Lohse, J. J. Krehbiel, Sarah Hammetter, Emma Schlörb, David D. Eidt, A. H. Utzinger, Jakob und Lina Hofer, W. J. Kyburg, Albert Reinke, G. W. Bluhm.

2. Diamanträthsel.—

M
D A N
M A R I A
N I L
A

C. Hillmann, E. Hawe, F. Lüben, L. G. Landenberger, G. W. Reichert, J. A. Henke, Florian Gasser, Emma Thomas, E. H. A. Thomas, J. H. Movius, F. W. Emerich, F. Lohse, J. J. Krehbiel, Sarah Hammetter, Emma Schlörb, David D. Eidt, A. H. Utzinger, W. J. Kyburg.

3. Buchstabenräthsel.—Erdbeben.—C. Hillmann, E. Hawe, F. Lüben, L. G. Landenberger, Geo. Heisel, J. A. Henke, Sarah Henke, Florian Gasser, Maria Hochschlitz, J. H. Movius, F. W. Emerich, F. Lohse, Eduard Handschien, J. J. Krehbiel, Sarah Hammetter, Emma Schlörb, David D. Eidt, A. H. Utzinger, Jakob und Emma Hofer, W. J. Kyburg, Albert Reinke.

„Diese aber hat ihre ganze Nahrung eingelegt.“

Das Evangelische Magazin.

Band 16. März 1884. Nr. 3.

Die opfernde Wittwe.

Am Gotteskasten in des Tempels Raum
Stand Jesus, wo der Edeln viel erschienen,
Mit milden Opfergaben Gott zu dienen,
Den großen Lehrer sah die Menge kaum;
Still stand er, dicht umgeben von den Seinen,
Den Gebern nicht als Richter zu erscheinen.

Es nahten Reiche sich mit voller Hand;
Gern legten sie die milden Gaben nieder,
Und kehrten in den Schooß des Reichthums wieder,
Beglückt durch ihren Ueberfluß und Stand.
Was sie dem Schatz des Heiligthums verliehen,
Sie brauchten es sich selbst nicht zu entziehen.

Da trat, der Menge folgend, noch hinzu
Ein Weib in einem ärmlich schlichten Kleide;
Doch strahlt in ihrem sanften Blick die Freude
Des milden Sinns und hoher Seelenruh;
Still legte sie zur frommen Tempelgabe
Zwei Scherflein nieder, ihre ganze Habe.

Darauf der Herr zu seinen Jüngern spricht:
„Wißt, diese arme Wittwe hat soeben
Von Allen hier am reichlichsten gegeben;
Den Andern mangelt, was sie schenkten, nicht;
Sie aber, wissend, daß ihr Nichts mehr bliebe,
Gab ihre ganze Habe hin — mit Liebe."

Das Geheimniß des Traumes.

Wer vermag im Wachen das Wesen des Traumes zu erklären? „Träume sind Schäume," sagt ein Sprichwort; aber auch der größte Zweifler kommt einmal an einer Stelle an, wo er einfach schweigen muß, hinsichtlich solcher nächtlichen Schäume. Der Körper schläft, aber die Seelenthätigkeit der Einbildungskraft und des Vorstellungsvermögens wirkt geschäftig fort und fort. Das ist der Traum. Bunte Bilder der Gegenwart, vermischt mit Gestalten der Vergangenheit und Schattenumrissen der Zukunft treten auf, ja nicht selten tritt ein volles Lebensgemälde vor dem Träumer auf. Was verursacht diese Erscheinung? Ist es blos erregte Phantasie, die über dem Abendhimmel verflossener Jahre die Morgenröthe einer neuen Zeit aufgehen läßt? — Ist es wahr, sind Träume nur eine krankhafte Reizbarkeit, welche uns mit dem Zauber einer niegemachten Erfahrung, und mit seltenen Ahnungen täuschen? Wenn dem so wäre, warum sind Träume dann oft so zusammenhängend, so lebendig, so treu und wahr? Der Eindruck des Traumes ist oft so klar und bleibend auf dem Gemüth, daß er dasselbe warnt, beruhigt und aufklärt, daß er dasselbe zum Geständniß einer Schuld, zur Reue und zum inneren Frieden führen kann.

Auf der anderen Seite hingegen dürfen wir freilich eben so frei sagen: Wehe Dem, welcher den Vorspiegelungen eines Traumes mit Sicherheit traut. Wie oft verwandeln sich nicht die warmen Blumen träumerischer Einbildung zu winterlichen Eiszacken, und die lieblich rauschenden Wasserfälle zu trüben, sumpfigen Gewässern? Ganz anders erscheint die Zukunft in Wirklichkeit, als sie der liebliche Wahnsinn eines Traumes ausgemalt; wehe Dem, welcher mit Zuverlässigkeit auf Träume baut und sie zu Wegweisern seines Schicksals und seines Handelns macht; er geht irre. Merkwürdig ist die Thatsache, daß Jesus des Traumes und seines Einflusses mit keinem Wort erwähnt; ihm war das Licht einer erleuchteten Vernunft, und das bedachte Handeln eines klaren Verstandes von größerem Werth. Daß er auch nie mit einem Wort die leiseste Andeutung bezüglich des Traumes gibt, sollte jedenfalls hinreichend sein, uns hinsichtlich dieses Gegenstandes behutsam zu machen.

Die Wissenschaft lehrt uns, der Traum sei die unbewußte Geistesthätigkeit des Gehirns während des Schlafes, und der Inhalt derselben sei immer der Vergangenheit (dem Gedächtniß) entlehnt; sie gibt aber zu, daß der Traum Zeit und Raum ganz gegen alle wissenschaftlichen Regeln vernachlässigt, und doch ein selbstständiges klares Lebensbild fertig bringt; mit anderen Worten: Es sind mit dem Traume Dinge verknüpft, welche die Wissenschaft noch nicht zu erklären vermag, und auch nicht wegdisputiren kann. Daß der Traum sich nicht nach Zeit und Raum richtet, nennt man eine Uebertretung der Naturgesetze, und daß es ihm doch gelingen sollte, zuweilen einmal etwas Ordentliches zu

Stande zu bringen, wird dem Zufall, höchstens den Erlebnissen früherer Tage zugeschrieben.

In der Regel fehlt dem Traum der Zusammenhang, und nicht selten auch aller Sinn. Cicero, welcher den Traum zu seinem Studium machte, sagt einmal: Wenn der Mensch das, was er träumt, in Wirklichkeit verrichten müßte in seinem Schlaf, dann müßte man ihn mit Ketten an sein Lager fesseln; wie aber dann, wenn Einer träumt, er habe die stärksten Ketten zerrissen?

Die anleitende Ursache zum Traum, kann nur im Allgemeinen gegeben werden, denn auch hier werden wieder alle Gesetze der Wissenschaft übertreten. Gewöhnlich ist der Traum einem eigenthümlichen Zustand des Körpers oder der Einwirkung des wachenden Geistes auf die Sinne zuzuschreiben, und zwar auf besondere Veranlassungen. So erzählt z. E. Doctor Gregory, daß er einst ein Gefäß mit heißem Wasser an seine Füße legte im Bette; er schlief ein und träumte, er habe einen feuerspeienden Berg bestiegen und sei auf heißer Lava gelaufen; erst als er erwachte merkte er, daß er sich die Füße an der heißen Flasche verbrannte.

Das wunderbarste am Traum ist jedoch die Geschwindigkeit, mit welcher Zeit und Distanz durchflogen wird. Ein Traum, welcher Jahre erfordern würde, um ihn in Wirklichkeit zu durchleben, kann in wenigen Sekunden in all den Einzelnheiten durchträumt werden. Ein Herr träumte, er habe sich fürs Militär anwerben lassen, und kam zu seinem Regiment; er desertirte, wurde gefangen, vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt; er stand auf der Schanze, hörte den Knall des Schusses und erwachte. Den Lärm hatte seine Frau verursacht, welche eben zu Bette gehen wollte und mit dem Fuß an einen Stuhl stieß. Sie erklärte ihm, daß er unmöglich länger als eine Minute geschlafen habe, denn er antwortete ihr noch auf eine Frage, ehe sie Zeit hatte, daran zu denken, daß er schon schlafen könne.

Dr. Carpenter erzählt von einem Prediger, welcher auf der Kanzel, während des Gesanges einschlief; er träumte die Begebenheiten von fünf Jahren, und dachte, er müsse wenigstens eine Stunde geschlafen haben; sah jedoch in seinem Gesangbuch, daß die Gemeinde nur eine Zeile des Liedes gesungen hatte.

Lord Brougham, welcher das Gemüths- und Seelenleben des Menschen zu seinem besonderen Studium gemacht hat, behauptet, daß der Mensch eigentlich während des richtigen Schlafes gar nicht träumt, vielmehr blos während des Einschlafens und Aufwachens, daß aber diese Theorie nicht stichhaltend ist, kann fast jeder Beobachter beweisen.

In Verbindung mit dem Geheimniß des Traumes ist eine bedeutungsvolle Frage; nemlich: Was ist der Zweck des Traumes in der Oekonomie des menschlichen Lebens? Die Wissenschaft hat noch keine befriedigende Antwort gegeben, und doch können Träume nicht ganz zwecklos sein. Sind sie blos eine Beschäftigung der Einbildungskraft während des Schlafes? Es ist jedenfalls so viel gewiß: der Traum treibt uns in den Stunden des Wachens zu vergrößerter Thätigkeit an, und hat insofern also schon einen guten Zweck.

Der Traum wurde in allen Ländern und zu allen Zeiten als ein Vorbote, eine Andeutung der Zukunft betrachtet; und unter allen Formen des Aberglaubens hat der Traum vielleicht in etwa Grund für Entschuldigung und Berechtigung. Was in seinem Wesen geheimnißvoll und in seinem Ursprung unerklärlich ist; die Kräfte des Willens überwindet und selbstständig wirkt, *scheint* übernatürlich, und was ist mehr so als der Traum? Wohl stellt man wissenschaftliche Beweise auf, daß der Traum dem Zustand des Gemüthes, des Magens und der Einbildung zuzuschreiben sei, aber jeder Gelehrte mit sammt seiner Theorie, würde lächerlich erscheinen, wenn man dieselbe auf das Thierleben anführen wollte, und doch ist es unwidersprechlich, daß Thiere auch träumen.

Wer kann das Seelenleben in seinen Einzelnheiten klar beschreiben, da doch die Seele sich an den Rath und die Regeln der Weisen nicht kehrt? Kein Wunder, scheut sich mancher Mensch, wenn er aufwacht, vor den Mühsalen des wirklichen Lebens, hatte er doch gar so schön geträumt! Wer weiß, wie weit sich das Doppelleben eines Menschen erstreckt, und wie weit dessen Einfluß reicht? Ja, wer will den Gegenstand ergründen und erschöpfen?

Vetter Hochmuth.

(Eingesandt von Anna Gülich.)

Ein schlichter Handwerksmann hatte es mit einem Bürger einer Stadt zu thun, welcher sich auf sein Stadtbürgerrecht gar nicht wenig einbildete. — „Wir zählen uns noch lange nicht zusammen," hatte dieser einmal zu ihm im Eifer gesagt — „Meinen Sie?" hatte der Handwerksmann erwidert, „und doch haben wir einen gemeinsamen Verwandten!" — „Unmöglich, Sie von Sch., ich von B." — „Und doch, mein Herr, ist's so. Wir haben beide denselben Vetter — den *Vetter Hochmuth*!"

O du guter Handwerksmann. Da hast du's gut getroffen. Da bin ich auch mit dir verwandt, und dieser heillose Vetter hat sich wie mein Schatten an mich gehängt — und ich bringe ihn gar nicht mehr fort. Hundertmal

habe ich ihn zur Thüre hinausgewiesen, geworfen hie und da — hundertmal ihm Haus und Heim feierlich abgesagt und verboten. Ich habe in frommen und weltlichen Kreisen alles mögliche und unmögliche Böse über ihn gesagt, und handkehrum ist der unverschämte Vetter Hochmuth immer wieder da. Es ist zum Verzweifeln.— Und was das Aergste ist: er bleibt ganz derselbe, ich mag ihm sagen, was ich will. Kleider ändert er hie und da — aber der Bursche selbst wird nie besser.

Schon damals, als ich ein Kind war, kam er — damals selbst jung — zu mir und saß mit mir auf den Boden oder aufs Wägelein. Und wenn ich darnach Etwas machte, stellte er sich neben mich und flüsterte mir zu: „So, jetzt bist du ein Rechter, jetzt werden sie lugen." — Und selbst als der Herr Pfarrer kam, und die Mutter sagte: „Bet' jetzt schön, Friedeli!" da stand der Vetter Hochmuth da und sagte mir: Sieh', wie der Herr Pfarrer sich ob dir verwundert! — und als ich meine ersten Hosen anziehen durfte, stellte er sich hinter mich und sagte mir ganz deutlich: „Heida, du bist jetzt ein Kerl, Fridolin! sieh', wie dort der Bub' noch nur ein Mädchen-Röcklein an hat!"

Und der Vetter wuchs mit mir auf und ließ mich nie ganz allein. Und mit wie manchem Stück Brod und Schluck Wein haben ihn meine Tanten und Frau-Basen dick und stark gefüttert, den argen Vetter Hochmuth, wenn sie lobten und priesen, und ein Wesens machten aus dem Menschenkind, das doch, wie ich jetzt hie und da einsehe, ein gar ordinäres Kind war!

Ich wurde ein Knabe. Ich besuchte Schule um Schule. — Ging's gut, so schwatzte mir Vetter Hochmuth Dinge vor, die bis in den Himmel reichten. Ging's weniger gut, sank ich im Rang um einige Kameraden hinunter, so flüsterte er mir zu, der Lehrer sei ungerecht — und ich glaubte es dem elenden Vetter.

Ich wurde Jüngling und lief mit den flotten Kameraden. Vetter Hochmuth immer neben mir herein: „Laß dir das nicht gefallen" — oder „mach', daß man dich ehrt und rühmt" — stachelte er mich bald zum Streite an, bald zu allerlei Dumm- und Thorheiten; machte, daß ich bald im Schwören, bald in allerlei Reden, bald im Trinken und Großthun meine Größe suchte.

Aber was soll ich sagen, daß Vetter Hochmuth mir auch da nachgelaufen ist, als ich schon erweckt war und den Himmel suchte — und beten konnte — und meinen Heiland kannte und liebte. — Da kam er gar fein und sanft, wenn ich betete oder redete, und sagte mir ins Ohr: „Gut, jetzt ist's doch schon Etwas mit dir; jetzt ist's doch vorwärts gegangen." — Er kam mir so recht frech, wie jenem Pharisäer im Tempel, und sagte mir am heiterhellen Sonntag in der Kirche, oder auf der Straße, oder in der Eisenbahn: „Sei du froh und danke Gott, daß du kein so elender Kerl bist, wie Der und Der, Die und die!" Und bis ins Allerheiligste herein kommt Vetter Hochmuth und Base Eitelkeit und verderbt mir, was etwa Edleres erwachen wollte — ja als Engelein verkleidet sagte er mir sogar, wie schön mir meine Demuth stehe!

O da habe ich mir nicht mehr anders zu helfen gewußt, als daß ich bei dem l. Heiland angehalten habe: „O du allmächtiger Heiland, du treuer Hirte — ich bringe den Vetter nicht selbst zum Haus hinaus. Komm' du, ich bitte dich dringlich, komm' du und jag' ihn selber zum Tempel hinaus."

Und da schien mir's längere Zeit, als nütze das Beten nicht viel. Ich wurde traurig und sagte: „Herr, willst du nichts von mir? Ach, ich bitte dich, rette mich vor meinem Vetter."

Aber erst da, als der Heiland mich erhörte, merkte ich recht, daß ein Vetter blutsverwandt und uns lieb ist. Der Heiland schickte mir eines Tages einen Engel ins Haus, welcher den Vetter Hochmuth tüchtig ausklopfte und vor die Thüre werfen sollte. — Und siehe, da that mir's weh, als ob der Engel mich getroffen, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als für den armen Vetter ein gutes Wort einzulegen; ja — ein folgendes Mal kam's bei mir bis zu Thränen, und ich war drauf und dran (fast glaube ich, ich habe es wirklich gethan), für den argen Schelm um Gnade zu bitten, den ich oft schon verwünscht hatte.

Nur schwer habe ich's gelernt, danken, wenn der Heiland den Vetter aus dem Haus hat werfen lassen. Immer wider will mich ein Erbarmen ankommen mit ihm. Und ich freue mich herzlich, daß immer mehr mein treuer Hirte den elenden Kerl hinauswirft, ohne mich zuerst anzufragen.

Jetzt habe ich den Bund mit meinem Herrn gemacht: „O Herr, handle du fest und treu an mir und wirf um jeden Preis den Herrn Vetter hinaus. Und thue es, auch wenn ich sauer dazu sehe, wenn ich den Vetter unter dem Bett, oder im Schrank verstecken will. Hier hast du, o Herr, den Schlüsselbund zu allen Zimmern und Ecken, zu Keller und Estrich, zu jedem Schrank und jeder Commode meines Herzens. Du hast von nun an zu befehlen."

Und immer kühner werde ich. Jetzt habe ich ihm gesagt: „O Herr Jesu — ich habe gemerkt, daß mein alter Vetter Hochmuth in deiner Gegenwart sich nicht aufhalten darf, sondern abmarschirt — und daß er schon das Zeichen deines Kreuzes scheut und sich vor ihm zurückzieht. So komm' denn du selbst und wohne in meinem Herzens-Haus und laß den Vetter gar nicht mehr herein. Ja, wenn er immer wieder sich aufmacht, da er ein Mörder und Friedensräuber ist, so nimm' das Gewehr und schieß ihn ohne Erbarmen nieder, den Seelenmörder, den Würgeteufel, den Heuchler, den elenden Giftmischer, den Comödianten und Tragödianten!"

Am liebsten aber, Heiland, komme ich dann zu dir. Da darf er nicht mehr hin! — Wie muß es sich herrlich ruhen ohne Vetter Hochmuth!

Gott sei gelobt! Amen.

Alban Stolz.

Den meisten unserer Leser ist es ohne Zweifel bekannt, daß der katholische Professor und Schriftsteller Alban Stolz am verflossenen 18. October zu Freiburg, im Breisgau, verstorben ist. Stolz war ein wackerer Mann und ein echter Volksschriftsteller. Wie oft haben wir uns erbaut an seinem „Kalender für Zeit und Ewigkeit," Mixtur für Todesangst und anderen seiner Schriften. Er hat seinem Geschlechte treu und redlich gedient, er war ein Menschenfreund im vollen Sinne des Worts. In seinen Schriften tritt mehr der Christ als der Katholik zu Tage.

Zufällig fällt uns da eben ein kleiner Artikel von ihm in die Hände, der so gut und kräftig ist, daß wir nicht umhin können, denselben hier mitzutheilen. Er wird beweisen, was wir oben sagen. Der Artikel lautet also:

„Heute!

Ich stehe an einem Bach und schaue in die Wellen, wie sie zittern und wie sie rennen, schnell fortzukommen; und ich schaue mit den Gedanken noch weiter als die Augen reichen, dem Wasser nach. — Wo gehst du hin, Wellelein, und wo kommst du her? Du bist am Schwarzwald droben geronnen aus moosiger Quelle, und bist ungesehen wild abgestürzt vom Felsgestein; und wie in Schweiß gekommen schäumt und schnauft es noch eine Zeit lang im engen Thale und fließt dann besänftigt und süß durch schöne, weite Ebenen. Jetzt glänzt das Wasserflöckchen im Sonnenschein, und nachher versinkt es im Schatten von Weidengebüsch, und sechs Stunden später leuchtet es, wie ein mildes Flämmchen, röthlich und goldig im Abendroth. Die Sonne sinkt, aber die Welle wallt fort, bald stahlgrau und dunkel, bald weißblau im Mondschein, oder geht unter in schwarzer Nacht.

So geht es mehrmals fort und zuletzt stürzt das schwarzwilde Wassertröpflein in einen Fluß oder Strom und wird hinuntergeschwemmt ins Meer. Aber so groß und unergründlich das Meer ist, die kleine Welle versauft nicht darin und geht nicht verloren; und es gibt ein Auge, das jedem Tropfen im Meer nachkommt, woraus jene Welle zusammengesetzt war.

Man kann oft in Büchern lesen, die Zeit sei wie ein Fluß; und die Ewigkeit wie ein unendliches Meer. Nun denn, ein Tag im Menschenleben, ein Heute ist gerade so, wie eine kleine Welle, die am Bache schwimmt und sich hebt und glänzt und wieder versinkt.

Es quillt der Tag hervor aus der Nacht und dem Schlaf, glitzert und zittert eine Weile an der Helle und sinkt wieder hinab in die Nacht und den Schlaf. So ein Tag ist eine Spanne Zeit, ein Schritt, ein Pendelschlag, ein Ruck vorwärts. Jeder Tag ist eingeklemmt zwischen zwei Nächten; ein Tag kommt dem Alten zuletzt noch vor, wie wenn man im Finstern Feuer schlägt, wie wenn es in der Nacht blitzt.

O Mensch, du kannst die Uhr still stehen machen, aber nicht die Zeit und nicht dein Heute. Die Gelehrten sagen: die Erde mit Allem, was darauf ist, jage schneller im Weltraum fort, als eine losgeschossene Büchsenkugel, ohne daß wir es sehen. Das ist das stille Jagen, der stille Sturm der Zeit. Laß dein Leben nicht darin zerbröckeln und zerstäuben in verdorbene, nutzlos verlebte Tage. Jeder Tag wird auferstehen von den Todten ins ewige Leben, dir zum Gericht oder zur schönen Seligkeit. Aber du bist nur Herr und Eigenthümer des heutigen Tages; die vergangenen Tage sind unauslöschlich eingeätzt im Buch deines Lebens, und vielleicht kommt bald das letzte Blatt, dein letzter Tag; und der Sarg, in den sie dich legen, ist der Gedankenstrich zu deinem verflossenen Erdenleben; dann nagelt der Schreiner noch den eisernen Schlußpunkt hinein, der Todtengräber aber wirft den Streusand über dich mit seiner Schaufel. Gott behüte dich!"

Es wäre zu wünschen, daß die katholische Kirche noch viele solcher Männer wie Stolz haben möchte, die sich redlich bemühten, dem Volke die Wahrheit zu sagen. Es könnte nur Gutes dabei herauskommen.

Kathedralen.

Wir leben in einem Lande der Schulen und Kirchen. Beide hat man in unsern Tagen so zu sagen vor der Thüre. Wer die dadurch gebotenen Vorrechte und Segnungen sich nicht zu Nutze macht, der wäre sicherlich besser in einem finstern Heidenlande geboren. Nicht immer zwar ist die Zahl der Kirchen und Schulen ein sicheres Kennzeichen von der strengen Religiosität und Sittlichkeit eines Landes oder einer Stadt, und dennoch kann Niemand bestreiten, daß dieselben oft als beredte Zeugen des frommen Sinnes der Einwohner da stehen.

Wo eine Anzahl Seelen sich vereinigen, dem großen Heiland der Welt Dienst zu pflegen, da regt sich auch sogleich der Wunsch, ihm einen Altar zu bauen; und so geschah es, daß in unserem Land und anderen Ländern der Erde Gotteshäuser aller Schattirungen entstanden: vom kleinsten, einfachsten Dorfkirchlein bis hinauf zu den schmucksten, kostspieligsten Kathedralen. Es ist zwar wahr, daß eine Heidensumme Geldes (und sicherlich manchmal ohne Noth) für kirchliche Prachtbauten, zumal in alten Ländern, verschwendet wurde und noch wird,

aber es kann nicht wohl anders gehen, wenn der Mensch vom innern Gehalt der Religion sich auf die äußere Form derselben verliert. Und doch, wie erschiene uns in unsern Tagen eine große, volkreiche Stadt, wie London, Berlin, New York 2c. ohne deren zahlreichen himmelanstrebenden Kirchen und imponirenden Kathedralen? Sie gehören scheint's mit zu dem großen Weltganzen. Ueber der Hauptstadt des Reichs. Es ist eine alte Normanenstadt.

Die Normanen waren Leute, welche vor etwa Tausend Jahren aus dem Norden von Europa, aus Scandinavien, überall hinruderten und Reiche gründeten, nach Island, Weinland (so nannten sie Deutschland), nach Italien und Frankreich. So ums Jahr 1066 haben sie

Norwich Kathedrale.

etliche dieser Prachtbauten Altenglands nun einiges Nähere.

1. Die Kathedrale zu Norwich. Wo liegt Norwich? Schnell die Karte her! Ah, noch nichts davon gehört? Freilich, so lange man von einem Dinge nichts weiß, hat man auch kein besonderes Interesse dafür. Norwich liegt also im Reich der guten Königin Victoria, etwa hundert Meilen nordöstlich von London, dann von Frankreich aus die Angelsachsen besiegt, und Wilhelm der Eroberer hat zum jetzigen England den Grund gelegt.

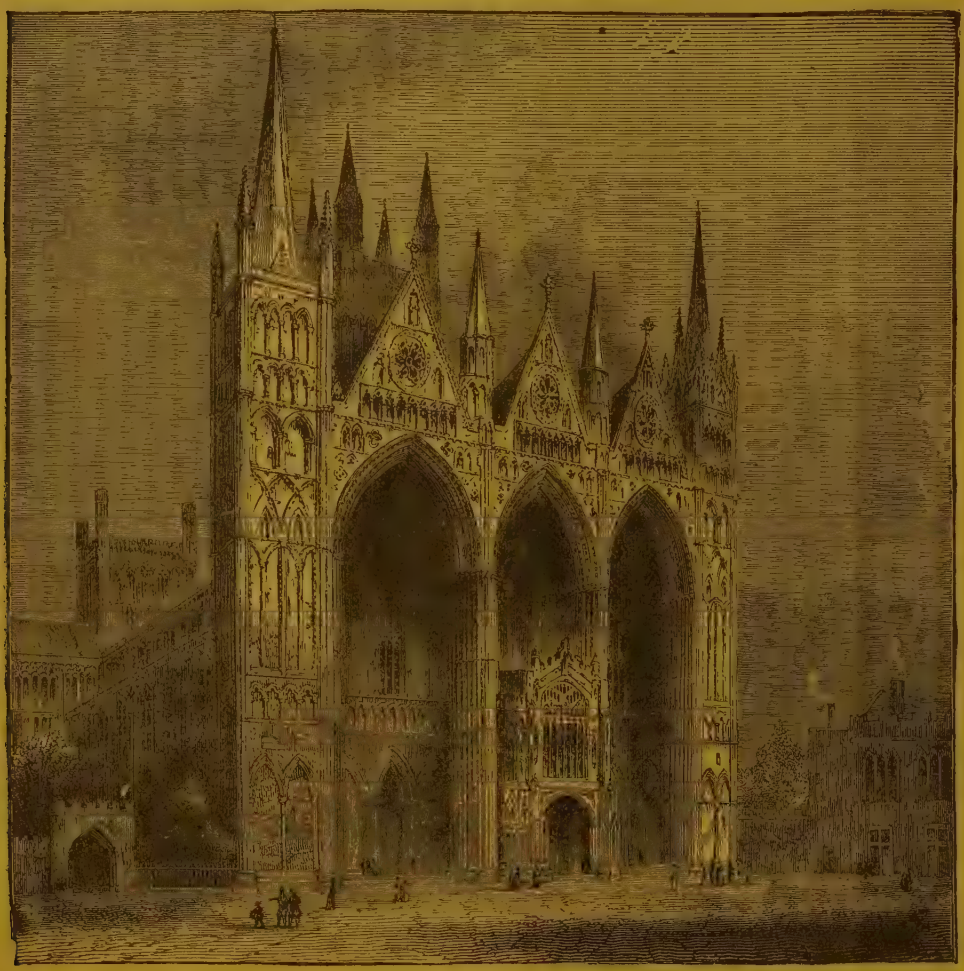
Das war eine wilde Zeit. Bald darauf begannen die Kreuzzüge. Wollten nun die Ritter nicht mit, so kauften sie sich von ihrer Pflicht dadurch los, daß sie eine recht großartige Kirche bauen ließen. Hatten sie vielleicht auf ihrem Sterbebette eine gar zu schwere Last auf dem Ge-

wissen, so hieß es, sie könnten sich durch ein gutes Werk, durch Gründung eines Domes oder durch Landschenkung an ein Kloster die ewige Seligkeit verdienen.

Reich genug waren denn ja auch die Eroberer von England, und wollten gerne ihre Namen noch nach dem Tode berühmt machen, wenn sie nicht mehr gefürchtet würden. So entstanden denn gerade um jene Zeit der Kreuzzüge die prächtigen normannischen Bauwerke, deren wir in England so viele finden. Aber die gleichen Ursachen und der gleiche Eifer trieb auch in Deutschland zum Bau der großartigen Kirchen. Es wurden in jener Periode die Grundsteine der meisten Dome gelegt, und sie stehen noch zu Ehren (?) Gottes und unseres Heilandes, nachdem die zweifelhaften Verdienste der Stifter und Erbauer längst vergessen sind.

Auf diese Weise, und zu jener Zeit ist die Norwich Kathedrale gebaut worden, wie auch die anderen berühmten Kirchen zu Durham, Canterbury, Winchester, Rochester, Chichester 2c.

Die hier abgebildete ist rein normannisch im Plan und Baustyl. Sie ist 411 Fuß lang, 191 Fuß breit, und der Thurm 315 Fuß hoch. Also eine recht anständige Kirche. Seht sie euch einmal an. (Erstes Bild.) Norwich selbst ist aber auch eine hübsche Stadt und gar nicht unbedeutend. Sie zählt an die 100,000 Einwohner.



Peterborough Kathedrale.

2. Die Peterborough Kathedrale. Peterborough ist eine „Bischofsstadt" und zugleich Sitz des Gesetzgebenden Körpers für Northamptonshire, liegt an dem linken Ufer des Nen, der bis an diesen Ort schiffbar ist: sechsundsiebenzig Meilen nordwestlich von London und hat eine Einwohnerzahl von etwa 20,000.

Der größte Prachtbau der Stadt ist indessen die famose Kathedrale, die, wenn nicht den ersten, so doch den zweiten Rang einnimmt unter den Kathedralen Englands.

Der Chor und der östliche Theil des Kreuzflügels (erbaut 1118–33) sind altnormannischen Styls, der Kreuzflügel (erbaut 1145–77) ist mittelnormännisch; das eigentliche Schiff (erbaut 1177–93) ist im neunormännischen Styl aufgeführt. Der westliche Flügel, um dieselbe Zeit erbaut, zeigt schon den Uebergang in die englische Bauart; die westliche Front, betrachtet als eine Art Portico, soll die schönste ihrer Art in ganz Europa sein. Der östliche Flügel (begonnen in 1438, vollendet in 1528) ist perpendiculär. Die wunderschöne westliche Front besteht aus drei Bogen, je 81 Fuß hoch, getragen von dreieckigen Pfeilern. Die Vorderseite ist mit hübschen Thürmen geziert, jeder 156 Fuß hoch. Das Dach des Schiffes ist wunderschön angestrichen in lauter Abtheilungen von der Form eines Cents, deren jede mit dem Bildniß eines Königs, Bischofs, Grotesken 2c. (in Farben) geziert ist. In der Mitte des Schiffes und dem Kreuzflügel erhebt sich ebenfalls ein ansehnlicher, laternenförmiger Thurm. In dem nördlichen Chorgang bedeckt eine bläuliche Marmorplatte die Ueberreste der Catharina von Aragonien. In den Stein ist folgende einfache Inschrift eingehauen: „Königin Catharina, A. D. 1536." Im Juli 1587 wurden die Gebeine der Königin Mary von Schottland von Fotheringgay hierher gebracht, um beigesetzt zu werden, und hier ruhten dieselben etwa 25 Jahre, bis sie (1612) nach der Westminster Abtei geführt wurden. Die ganze Länge der Kathedrale ist 476 Fuß, die Breite des Schiffes und Kreuzflügels 78 Fuß, die Höhe inwendig (bis zur Decke) 78 Fuß, Breite der großen Hauptflügel 203 Fuß, Länge der westlichen Front 156 Fuß, Höhe des Hauptthurmes 150 Fuß.

Hereford Kathedrale.

Im Ganzen also hat man volle 410 Jahre an diesem Prachtbau gearbeitet und beides viel Zeit, Talent, Arbeitskräfte und ungeheure Summen Geldes darüber ver-

schwendet. Wäre nur auch die Ehre Gottes dadurch in dem Maße befördert worden!

3. Schließlich noch ein Wort über die Hereford Kathedrale. Hereford ist eine westenglische Grafschaft an der Grenze von Wales. Die Hauptstadt gleichen Namens mit über 20,000 Einwohnern liegt am Wye, besitzt in dem älteren Theile noch eine Anzahl mit interessanten Holzschnittwerken versehene Gebäude, und die im Jahre 1115 erbaute Kathedrale. Dieselbe wurde vor etwa zwanzig Jahren mit ziemlichem Kostenaufwand gründlich renovirt und 1863 wieder eröffnet. Sie ist ein wahrer Prachtbau und eine Hauptzierde der Stadt.

T.

Unser Herrgott und die Neumodischen.

Aus dem Holsteinischen von C. A. Thomas.

II.

„Unser Herrgott läßt sich nicht so leicht bei Seite schieben, und mit dem fünften Gebot hat es auch noch immer seine Richtigkeit, selbst bei den Neumodischen."

Es war so um Michaeli. Die Ernte war eingeheimst; viel Stroh hatte es gerade nicht gegeben, und mit dem Heu stand es arg knapp, allein der Roggen war prächtig gediehen, und es ließ sich ein herrlich Stück Brod davon backen. Nun waren sie noch auf dem Feld bei den Rüben und Kraut, damit mußten sie sich den Winter über durchhelfen — denn die Kartoffeln waren auch klein geblieben wegen der Dürre, und es waren obendrein ihrer nur wenige.

Die Abenddämmerung lag bereits über dem Feld, und die Leute gingen langsam nach Haus. Der Rauch stieg aus den Schornsteinen, und das Feuer aus der Schmiede schien hell über die Straße; es war ein recht schöner Herbstabend, die Sterne leuchteten, einer nach dem andern freundlich vom Himmelszelt hernieder. Aus der Ferne erklang einer jugendlichen Brust ein frommes Abendlied, das überaus lieblich am Waldessaum widerhallte. In der Dorfstraße, vor den Hausthüren, spielten die kleinen Mädchen, und die Mutter konnte sie gar nicht hereinkriegen, denn es war zu schön draußen. „Aber schaut 'mal, wollt ihr gleich 'rein, dort kommt die Polizei, der wird euch schon kriegen! Nein, ein Polizist ist das doch nicht, aber einer in einem bunten Rock, ein Staatskerl — wie der so stramm und gravitätisch daherschreitet! Kinder! das ist ja in der That dem alten Cornils sein Peter! Wie, bist du wirklich da? Na, wie geht's, wie steht's? Habt ihr auch viel ausgestanden beim Manöver? Bist auch Unteroffizier geworden? Was werden deine Eltern sich freuen! Junge, die Klappen auf deinen Schultern stehen dir charmant!"

So ging das von einer Hausthür zur andern, die Frauen wollten ihn alle sehen, er hielt sich jedoch nicht lange auf, es war ihm eigentlich ein wenig ärgerlich, daß sie ihn noch immer „Duzten," er war schon an „Herr Cornils" hinten und „Herr Cornils" vorne gewöhnt, überall estimirte man ihn als einen reichen Bauernsohn!

Als er endlich das väterliche Heim betrat, hatten sie schon Licht angesteckt, und er konnte ganz in die Stube hineinschauen. Der Alte saß oben am Tisch mit dem Löffel in der Hand, das Abendbrod war just fertig. Peter bleibt einen Augenblick stehen und betrachtet sich seinen Vater; da saß er mit seinem ehrwürdigen grauen Haupt und den großen ernsthaften Augen — das sieht man ihm gleich an: er weiß, was er will, spaßen läßt sich mit ihm nicht!

Jetzt geht die Thür auf von der Küche her, die Mutter bringt selbst die gefüllte, dampfende Schüssel, ihr nach kommen die beiden Mägde und von der andern Seite die Knechte und der Dienstjunge; nun sitzen sie Alle um den Tisch, der alte Cornils faltet seine Hände, die Uebrigen ebenfalls; das ehrwürdige graue Haupt neigt sich tief, und die übrigen blond- und schwarzhaarigen Köpfe machen's ebenso — sie beten. Und außen vor der Thür steht der Sohn! Der hat lange, lange nicht am Tisch gebetet und — auch sonst nicht. Nun war es aber Zeit, wenn er noch etwas mit haben wollte, sie langten fix zu— mit ein paar raschen Schritten stand er auch schon in der Thür und ruft über den Tisch hin: „Guten Abend euch Allen zusammen, prosit Mahlzeit!" Nun gab das aber ein Aufstand! Die Mutter warf den Löffel aus der Hand, der Alte jedoch faßte sich rasch und sagte: „Guten Abend, mein Sohn, und willkommen auch zu Haus! Setz dich nur gleich hin und iß mit, hier oben bei mir soll dein Platz sein von nun an. He da! Knechte, rückt 'mal ein Bischen zusammen auf der Bank, mein Sohn ist der Erste nach mir!"

So war denn Peter Cornils wieder zu Haus. Und es ging auch die ersten Tage alles ganz hübsch mit ihm und dem lieben Alten. Morgens war Peter zur rechten Zeit auf seinem Platz, er war das so gewöhnt vom Militär her, und die Arbeit war ihm etwas Neues, es machte ihm Spaß, wieder mit den Knechten auf das Land zu fahren und mit Wagen und Pferden zu hantieren. Die beiden besten Braunen sollten nun sein eigen sein.

Es war ein alter Knecht auf dem Hof, der hieß Hans-Jakob; der hatte von klein auf an dem Jungen viel Vergnügen gehabt, er hatte ihm aufs Pferd geholfen, als er noch nicht allein hinauf konnte, kurz in all seinem Treiben hatte er dem Kleinen vorangeholfen. Der Knecht

war noch vom rechten alten Schlag, was seinem Herrn gehörte, das gehörte auch ihm, er sprach immer von „wir" und „unser," deßhalb konnte er auch ein Wort mitsprechen und seine zwei „Heller" beilegen, wenn ein Stück Vieh verkauft werden sollte, wenn es ans Mähen ging, ob der Weizen wohl reif sei und dergleichen mehr. Hans-Jakob kannte auch seinen Herrn ganz genau und wußte, wie er alles haben wollte; aber er kannte auch den jungen Herrn mit all seinen neumodischen „Raupen," und wenn er das so bei sich selbst überlegte, dann wurde es vor seinen Augen, als wenn zwei große Gewitterwolken sich gegenüberstünden, und er dachte: Stoßen sie zusammen, dann gilt's zu retten, Hans-Jakob! Der erste Zusammenstoß kam auf einen Sonntag. Als es Zeit war, nach der Kirche zu gehen, nahm der alte Cornils seinen Hut und Gesangbuch und schaute sich nach seinem Sohn um, der war aber nirgends zu finden, so machte er die Zwischenthür auf nach dem Hof zu und rief dreimal: „Peter! Peter! Peter!" aber da war kein Peter. Hans-Jakob stand im Kuhstall und hörte den Alten rufen, und er wußte auch Bescheid.

Der junge Herr war nemlich schon um sechs Uhr ausgegangen; er war ihm begegnet und hatte ihm guten Morgen gesagt. Hans-Jakob hatte sich ein Herz gefaßt und ihn gefragt, wo er denn schon so frühzeitig hin wolle, und ob er nicht nach der Kirche wolle? — Nein, nach der Kirche wollte er nicht, das war sonstwo gar keine Mode mehr, alle Sonntage hin zu gehen, er wollte nach der Stadt und einen Kameraden besuchen, der mit ihm bei der Garde gestanden hatte.

Hans-Jakob war dem jungen Herrn mit Fleiß so ein Bischen in den Weg getreten und fragte schüchtern, ob das dem Vater wohl auch recht sein werde, er halte doch so sehr streng auf das Kirchengehen. Aber Herr Peter hatte drauf gar nicht gehört, er hatte ganz kurz ab gesagt, er sei nun groß genug, zu gehen und zu kommen, wann er Lust habe.

Als der alte Cornils in den Hof hinein rief und Hans es hörte, kratzte er sich hinter den Ohren und dachte: Was nun? Langsam trat er aus dem Kuhstall und sagte: „Unser junger Herr ist nach der Stadt gegangen, er hat dort etwas Nothwendiges zu thun!"

„Dummes Zeug!" war die Antwort, und „schwab" schmiß der Alte die Thür zu und ging nach der Kirche.

Peter kam nicht einmal zu Mittag nach Haus, und der Alte machte ein Gesicht wie ein Unwetter, sie sahen ihm das auch Alle an, und kein Mensch sagte ein Wort. Die Klöße waren bunt genug mit Rosinen, und die Mettwurst war saftig und schön, aber sie aßen das so weg, als wäre es Alltagskost, und Mutter Cornils konnte fast nichts 'nunter kriegen, der Hals war ihr wie zugeschnürt.

Vater Cornils hatte sich zu seinem Mittagsschläfchen in die Kammer zurückgezogen, und die Mutter nickte unruhig schlummernd in ihrem Lehnstuhl immer drauflos. Alle Augenblick fuhr sie in die Höh' und lauschte, ob Peter noch nicht komme. Endlich, es war halb zwei, da kam er. Er sah arg roth und aufgedunsen aus, er hatte mehr als seinen „Frühschoppen" getrunken. Hastig trat er in die Stube, warf seinen feinen Hut auf den Tisch und sagte: „Nun, schon gegessen? Hast mir was aufgehoben, Mutter?" — und forsch zog er sich dann einen Stuhl an den Tisch.

„Nein, mein Sohn," entgegnete die Alte, „Vater will das nicht haben, ich hätte es sonst wohl gethan; er ist nicht gut zu sprechen, weil du so stillschweigend weggegangen bist, und das auf den Sonntag Morgen, du sollst ja mit ihm nach der Kirche gehen, und das gehört sich doch auch. Wenn ich dir zum Guten rathen soll, so gehe ihm erst ein Bischen aus dem Weg, wenn er von seiner Mittagsruh' aufsteht, ist er nicht gut zu sprechen."

Aber der Peter war auch nicht gut zu sprechen, er trumpfte mit seiner Faust auf den Tisch und war ein ganzer Kerl! Ob er wohl noch um Erlaubniß bitten solle, wenn er 'mal Sonntags ausgehen wolle. Er habe seine drei Jahre bei der Garde gedient, nun däuchte ihn, er sei groß genug, daß er wisse, was er zu thun habe, und nach der Kirche lasse er sich nicht länger hincommandiren, es sei beim Militär toll genug gewesen, nun wolle er es Jedermann männiglich kund gethan haben, daß er in solchen Sachen ein freier Mann sei.

Er war noch am Reden, da ging die Kammerthür auf, der alte Cornils trat in die Stube. Einen Augenblick blieb er stehen und schaute auf seinen Sohn, der war aufgesprungen und schaute ebenso scharf auf seinen Vater.

Eine Weile schwieg der Alte ganz stille, sein Gesicht schien aber gewaltig ernsthaft, aus seinen großen, dunkeln Augen leuchtete meistens so was Heiliges.

Langsam trat er an den Tisch heran und legte seine Hand dem Jungen so schwer auf die Schulter, daß er auf den Stuhl niedersank — die Hand blieb auch auf der Schulter liegen, als er nun mit so einem apparten tiefen Ton sagte: „Mein Sohn, ich habe deine Rede gehört — das hat keinen Grund! Der Sonntag ist nicht von Menschen gemacht, der ist von unserm lieben Herrgott verordnet, und der läßt sich nicht bei Seite schieben. Du willst ein freier Mann sein, an der Kirche vorbei zu gehen am Sonntag? Das wäre was. Das Commando steht jedoch im vierten Gebot: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest — und das: ‚Was ist das?' hast du ja auch wohl noch nicht vergessen. Meinst du, daß du gegen dieses Commando dich auflehnen könntest? Du bist ja eine Made, ein Wurm dagegen. Und dann will ich dir noch was sagen: nach dem vierten Gebot kommt das fünfte, und da du das vierte nichts achtest, so wundert es mich gar nicht, daß du das fünfte mit Füßen trittst. Das schadet dir gar nicht, mein Junge, wenn du deinem alten Vater und deiner Mutter ansagst, daß du aus dem Hause gehst, und gar, wenn du zu Mittag nicht wieder da sein willst. Und nun kannst du nur ein wenig nach deiner Stube gehen und das bedenken, was ich dir gesagt habe, ich will indessen etwas mit der Mutter sprechen."

Herr Peter saß da, feuerroth im Gesicht, es kochte in

ihm vor lauter Wuth, ein paar Mal wäre es fast losgebrochen, aber seines Vaters Hand lag zu schwer auf seiner Schulter, er konnte nicht in die Höhe kommen. Als der Alte zu Ende war, kam die Mutter sachte heran, faßte den Jungen bei der Hand und zog ihn aus der Thür; er schaute sich noch um nach seinem Vater, als wolle er was sagen, aber er ließ sich doch herausführen.

An seiner guten Mutter Hand kam er nach seiner Stube, er wußte selbst nicht recht, wie er die Treppe heraufgekommen war, sein Zimmer war nemlich droben im Giebelende des Hauses; die Lindenbäume reichten mit ihren Zweigen dicht an die Fenster, es war da so reizend, so schön. Peter stellte sich an das Fenster und schaute in die Baumzweige, auf welchen die Vögel munter hin und her hüpften. Die Mutter setzte sich auf die Bettkante. „Mein Sohn," fing sie an, „er ist dein Vater, und wenn er auch Unrecht hätte, so mußt du dich doch vor ihm beugen, nun hat er aber Recht — in allen Stücken Recht. Unser lieber Herrgott läßt sich nicht bei Seite schieben, das geht einmal nicht! Du wirst das selbst früh genug gewahr werden, und zur Hausordnung gehört das auch, daß du nicht so stillschweigend wegbleibst — und noch dazu auf den Sonntag! Ich will dir was sagen, entweder mußt du dich geben vor deinem Vater, oder aber ihr müßt aus einander, auf diese Weise geht das verdu nicht; wenn du nach deinem eigenen Kopfe gehst, so wirst du wohl durch eigenen Schaden klug werden."

Wie sie das nun gesagt hatte, wandte sich Peter rasch um und entgegnete: „Ja, Mutter, das ist auch das Beste, daß wir aus einander gehen, ich will mich zu dem auch verheirathen."

„Ver—hei—rathen! — Peter — Sohn — du willst heirathen — wie kann das angehen — du bist ja noch nichts — du hast ja noch nichts! — Und du willst heirathen? — Um Gottes willen, das kann ich dem Vater ja gar nicht sagen, da gibt er nimmer sein Jawort zu. Hast du denn schon Jemand — und wer ist es? Ei, du mein Gott, das ist das allerschlimmste, was uns passiren könnte."

Der junge Mann am Fenster war bei dieser Rede feuerroth geworden; er trat an seine Mutter heran und setzte sich zu ihr auf die Bettkante, faßte sie um die Schulter, zog ihren Körper an seinen Busen und sagte: „Liebe Mutter, du mußt uns helfen, sie ist ein gar braves Mädchen, und wir halten so viel auf einander, aber sie hat nichts, sauber gar nichts, sie ist keine Bauerntochter — kannst du es nicht errathen?

Die Mutter schüttelte den Kopf und schaute ihren Peter ganz verstimmt an, sie war über dieser Offenbarung ganz erbleicht.

„Es ist dem Tischler Köhek seine älteste Tochter, du kennst sie ja gut, hast sie auch schon oft gelobt und gemeint, es sei ein tüchtiges Mädchen, und sie halte ihres Vaters Hausstand gut in Ordnung."

So redete Peter immer auf seine Mutter ein; aber sie hatte die Hände über das Gesicht gelegt und weinte, sie konnte anfangs gar nicht reden, sie wußte, das würde nichts Gutes bringen.

„Kind! Sohn!" rief sie endlich, „das gibt ein Unglück! Wie kannst du glauben, daß dein Vater das zugibt, nie und nimmer! So was ist nicht vorgefallen, so lange der Hof steht, daß Jemand sonst als eine Bauerstochter hereingekommen wäre, das kann ich ihm nicht sagen, das mußt du selbst ausfechten. Und nun muß ich wieder gehen, Vater wartet auf mich, er möchte sonst ungeduldig werden. Mein Gott, was soll ich für ein Gesicht machen, ich habe noch nie etwas Heimliches vor ihm gehabt, mein Sohn, warum hast du uns doch das zu Leid gethan?!"—

So lamentirte die alte Mutter, und doch zog sie Peter's Kopf an sich und küßte ihn auf beide Backen, und die hellen Thränen liefen ihr dabei über das Gesicht.

Dann schritt sie hinaus, und mit einem schweren tiefen Seufzer stieg sie die Treppe hinab, ein paar Mal blieb sie stille stehen, als hätte sie keine Luft mehr, und ehe sie die Stubenthüre öffnete, faltete sie ihre Hände und schaute so trostmüthig nach dem Himmel, als wollte sie sagen: „Nun muß unser lieber Herrgott mir helfen."

Der alte Cornils saß ganz ruhig in seinem Stuhl am Fenster und guckte hinaus in den Hof, wo die Sonntagsstille sich so ruhig vor ihm ausbreitete. Die alte weiße Katze schlich sich längs der Scheune, die Hühner pickten und scharrten auf dem Mist und der Kettenhund lag vor seiner Hütte und schlief. Draußen war alles in gutem Frieden, aber drinnen stand's ganz anders.

Als Mutter Cornils ihren Mann so von der Seite anschaute, da wußte sie gleich, daß er etwas Wichtiges auf seinem Herzen hatte. „Setz dich 'mal näher her, lieb Mütterchen," sagte er so ganz freundlich, und als sie sich einen Stuhl geholt und hingesetzt hatte, faßte er sie bei der rechten Hand, und sagte: „So geht das nicht, Mutter, er ist gar zu aufsätzig und widerspenstig—zusammen können wir nicht bleiben, was dünkt dich nun, soll ich ihm einen Hof kaufen oder sollen wir auf den ‚Altentheil' ziehen, eins von beiden muß geschehen, und dann muß unser Herrgott ihn in die Schule nehmen und ihm den neumodischen Kram austreiben, und wir beide müssen recht für ihn beten, und wenn's zu schlimm wird, einschreiten, was dünkt dich, Mutter, sag deine Meinung."

Als ihr lieber Alter nun einen solch gute, vernünftige Rede zu Tage brachte, war es der Frau zu Muth, als wenn ihr das Herz in der Brust umgekehrt würde, und fast wäre sie ihm um den Hals gefallen, und sie sagte: „Du bist und bleibst doch der allerbeste Mann, und es geht nichts über deinen guten Rath."

Als sie sich endlich ein wenig gefaßt hatte, schaute sie ihm mit nassen Augen ins Gesicht, und sagte: „Vater, mich dünkt, wir ziehen auf den ‚Altentheil,' dann sind wir immer zur Hand, wenn ihm was zustößt, und können auch vielleicht dem tollsten abwehren, und mich dünkt auch, es sei für uns ganz gut, wenn wir Feierabend ma-

chen würden, wir haben ja Beide unser Theil Arbeit schon geschafft in dieser Welt, wir müssen uns zudem auch bald für die andere bessere Welt vorbereiten, was meinst du dazu, lieb Väterchen? Wir können uns ja vom Baumgarten allein nähren, bei dem Backhaus ein niedliches kleines Häuschen hinstellen, da können wir ihm nicht auf den Hof sehen und sind doch nah dabei."

„Das soll ein Wort sein," sagte der Alte, „und dann in Gottes Namen sobald als möglich."

So redeten die beiden alten Leute in der Stube unten. Oben in der Giebelstube aber lief das junge Menschenkind auf und ab, und sein Brausekopf wollte sich nicht zufrieden geben, daß er seinen Willen nicht durchsetzen durfte; und da waren zwei Stimmen in der Brust, die eine sagte: Nur zu, ich bin ja mündig, da thue ich einfach, was ich will und—Tischler's Maria nehm ich; die andere Stimme sagte: Thue es ja nicht, das fünfte Gebot läßt sich auch nicht gerade bei Seite schieben, und wenn du's thust, so wird es kein gut Ende nehmen!

(Fortsetzung folgt.)

Im Inneren der Erde.

Von R. M.

I.

„Dreifach ist des Raumes Maaß.
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge fort ins Weite,
Endlos gießet sich die Breite;
Grundlos senkt die Tiefe sich."

Man hört oft die Klage, der Mensch sei im Allgemeinen zu oberflächlich, er sollte eingehender, eindringlicher und tiefer sein. Diese Klage mag gewissermaßen begründet sein, aber man kann sie nicht unqualifizirt anwenden; denn das muß man den Menschenkindern lassen: in ihrer Sucht nach Gold und Reichthümern haben sie sich so eindringlich bewiesen, daß selbst das Innere der Erde nicht zu widerstehen vermochte, und man kann in unserer Zeit richtig sagen: die Erde birgt wenige Geheimnisse, welche nicht ehestens dem Späherauge des Menschen zur Beute werden.

Ast eines Baumes.

Gewöhnlich sagt man, Gold sei das Werthvollste, was im reichen „Schatz der Erde" verborgen liegt; das ist in soweit richtig, als man annimmt, daß die Seltenheit einer Sache deren Werth bestimmt; wäre Gold so massenhaft als Kohlen, dann wäre es von bedeutend geringerem Werth als diese, denn nicht selten geschieht es, daß man Kohlen für Gold eintauscht.

Ueber die aus dem Innern der Erde hervorgebrachten Kohlen, und die damit verbundene Industrie, wollen wir einige Angaben zu Nutz und Frommen unserer Leser niederschreiben. Daß die Erde und Alles, was darinnen ist, dem Herrn gehört, hat schon der Psalmist in Versen besungen; daß aber der Mensch des Herrn Erde frech und undankbar ausbeutet und sich zu Nutzen macht, lehrt uns die tägliche Beobachtung.

Daß die Kohlen aus dem Innern der Erde kommen, ist Jedem männiglich bekannt, daß man dieselben aber nicht allenthalben findet, haben schon viele spekulative Menschen zu ihrem Schaden erprobt. Die bis jetzt entdeckten Steinkohlenlager der Erde umfassen einen Flächenraum von nahezu 220,000 Quadratmeilen. Damit aber der Mensch diese Reichthümer nicht eigenmächtig zum Schaden seiner Mitmenschen monopolisiren kann, hat die Vorsehung Sorge getragen, daß diese Lager nicht in einem Felde vorhanden sind, sondern hat sie über die ganze Erde nach ihren verschiedenen Theilen verbreitet.

Ueber den Ursprung der Steinkohlen ließe sich wohl

manche gelehrte Abhandlung schreiben, über ob sie dann dem Leser verständlich sein würde, ist am Ende doch zweifelhaft, und wenn wir uns über die biblische Schöpfungsgeschichte hinauswagen wollten, würden die Leser gar sagen: „Armer Schlucker, dir haperts im Kopf." So viel ist jedoch als sicher ermittelt: alle Steinkohlenablagerungen der Welt sind Ueberreste von Pflanzen und Thieren, über deren Umwandlung folgende Angaben gemacht werden können: Die in den ersten Zeiträumen der Urwelt vorhandenen Inseln bedeckte eine überaus reiche, üppige und riesenhafte Pflanzenschöpfung, sehr verschieden von den Pflanzen der Jetztwelt. Die Beweise hiefür sind niedergelegt in der ungeheuren Masse von Pflanzenresten, welche in den mächtigen Ablagerungen des Kohlensandsteins begraben liegen. Die Trümmer dieser uralten Schöpfung, welche mit dem Boden, den sie bedeckte, untergingen, oder auch von Strömen und hereingedrungenen Meereswogen in Süßwasserbecken oder Meeresbuchten geführt worden sind, haben sich in dem Sandstein niederschlag in zahlreichen, übereinander gelagerten Schichten abgesetzt und bilden nun in der eigenthümlichen Veränderung, welcher sie bei ihrer Bedeckung und nachher unterworfen wurden, die Steinkohlengebirge der Erde.

Baumstamm.

Den Umwandlungsprozeß hat man noch in neuerer Zeit an der Missisippimündung entdeckt, wo alljährlich ungeheure Massen Treibholz von Schlamm und Sand zugedeckt wird, welches in langsamer Entwickelung in sogenannte Braunkohle übergeht. Diese Umwandlung hat die Entstehung verschiedener Gase zur Folge, welche sich auf eine oder die andere Weise Ausgang verschaffen, wodurch dann die häufige Landsinkung entsteht, so bilden sich dann immer noch Kohlenflötze, welche zu ihrer Zeit wieder als neue Kohlenlager entdeckt werden. Die Flötzgebirge überhaupt sind das Werk jener urweltlichen Zeiträume, in welchen mächtige Wasserströmungen vorherrschend waren. Sie bestehen aus quarzigen und thonigen Gesteinen, welche in vielfältigem Wechsel auftreten, und zwischen ihnen erscheinen, als die Reste versunkener, zusammengestürzter und zugeschwemmter Waldungen, als — Steinkohlenflötze.

Ideale Landschaft aus der Steinkohlenperiode.

Die Pflanzengeschlechter jenes urweltlichen Zeitraumes hatten nicht nur ungeheure Ueppigkeit, sondern auch erstaunli-

che Verbreitung; denn überall, wo der Kohlensandstein in den verschiedenen Welttheilen vorkommt, finden sich die Ueberreste und Eindrücke derselben Pflanzenarten. — Ebenso ist auch der Umwandlungszustand der Pflanzenstoffe überall ziemlich derselbige. Die Steinkohlen, von ihrem Gefüge die Blätter-, auch Schieferkohlen genannt, sind aus erweichtem Zustande erhärtet; wobei natürlich Feuchtigkeit, Druck und Pressung bei mehr oder minder gehemmtem Luftzutritt bedeutend mitwirkten. Daß man noch Farrenkräuter und andere Pflanzenabdrücke in den Kohlen findet (siehe Bilder), zeugt davon, daß die Gährung bei hohem Wärmegrad und in verhältnißmäßig kurzer Zeit vor sich gegangen sein muß. Den öligen und harzigen Bestandtheil, den die Steinkohlen mit sich führen, haben sie durch vulkanische Einwirkungen in der Tiefe erhalten, denn das Erdöl findet man am häufigsten, wo der Boden von Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen erschüttert wurde, und somit muß angenommen werden, daß das Erdöl durch Zusammentritt von Gasen entsteht, welche aus großen Tiefen emporbringen und sich in den oberen, kälteren Schichten verdichten.

Farrenkraut.

Man nimmt an, daß die so in Kohlen verwandelten Pflanzen bei ihrer Verwandlung eine mindestens siebenundzwanzigfache Verschmälerung erlitten; wenn dieses seine Richtigkeit (und wer will es anders beweisen?) hat, dann kann man sich in etwa einen Begriff von der Ueppigkeit des Pflanzenwuchses machen, welcher seiner Zeit das Land bedeckt haben muß; besonders wenn man bedenkt, daß Kohlenlager von mehr als 2000 Fuß Dicke aufgefunden worden sind. — Die Gelehrten haben auch schon die Zahl der Jahre zu bestimmen gesucht, welche erforderlich war, diese Kohlenablagerungen zu bewerkstelligen; weil aber diese weltklugen Menschen alles nach gegenwärtigen Verhältnissen berechnen, dabei menschliches Dafürhalten als Basis benützen, ohne dem allweisen Baumeister und Regenten der Schöpfung auch nur im Geringsten irgendwelche Mitwirkung zuzuschreiben, will ich mich lieber nicht in ihre Rechnungen versteigen, sonst möchten meine Leser auf den Gedanken kommen, ich leide im Kopf, vielleicht an Jahreszahlen.

Wurzelrest.

Pflanzenreste.

Wie weit nun auch immer die Zeitperiode jenes großartigen Pflanzenwuchses hinter uns liegen mag, oder welchem Zweck derselbe entsprochen haben mag, thut nichts zur Sache; soviel steht fest: der allweise Schöpfer hat gewußt, wie den Ueberfluß eines Zeitraumes zu sparen und denselben in einem anderen Zeitraum, unter anderer Gestalt, wiederzugeben.— So sorgt Gott, so hat er stets gesorgt, und wir dürfen aus der Vergangenheit und der Gegenwart lernen, daß

er auch in Zukunft sorgen wird.—Die in Kohlenlagern aufgefundenen Pflanzentheile, deren Gestalt und Formation wir diesem Artikel in Bildern beifügen, zeigen, daß dieselben meistens in sumpfigem Boden gewachsen sind. Man zählt in England allein über 294 verschiedene Species von Pflanzen, welche in Kohlenlagern aufgefunden worden sind. Aber auch die Ueberreste von Thieren sind nicht minder zahlreich und in ebenso gutem Zustand der Erhaltung vorgefunden worden; diese jedoch mehr häufig in den Kreide- und Kalkablagerungen. Es sind vorwiegend Fische und Schalthiere, welche sich erhalten haben, doch hat man auch schon viele Gerippe und Zähne des Mastodons und dergleichen gefunden.

Wie Einer des Andern froh geworden in dieser Welt.

(Von Emil Frommel.)

Wenn der geneigte Leser einmal nach Bielefeld in Westfalen gereist ist, sich dort etwa die Burg angeschaut und dann der Merkwürdigkeit halber ein Vorhemdlein in Bielefelder Linnen, und für des Gevatters Sonn- und Festtagsnase ein feines, echtes Taschentuch zum Mitbringen gekauft, dann aber seitwärts von der Eisenbahn sich ins Land geschlagen per pedes apostolorum, so ist er dort bald in das richtige alte Sachsenland gekommen. Freilich muß er zu Fuß gehen, wenn er es kennen lernen will. Das heutige Geschlecht läuft mit Siebenmeilenstiefeln durch die Welt, sieht vor lauter Sehen gar nichts mehr und weiß das Beste nur von Hörensagen und kennt von den Städten meistens nur die Eisenbahnstationen und wie gut oder wie schlecht die Restauration da und dort ist, aber weiter nichts oder wenig. Wer noch was sehen will, muß sich Zeit nehmen und abseits von der Landstraße halten, fern von den „reißenden Thieren," zu Deutsch commis-voyageurs, die „Alles" gesehen haben. Reist er aber von Bielefeld nordwärts, dann kommt er über Schildesche nach Engern, dem Stammort der tapfern Engern, davon noch in dem Titel der Könige von Preußen sich findet: „Herzog der Sachsen, Engern und Westfalen." Dort in Engern zeigt der Küster gegen ein Trinkgeld den steinernen Sarg des Sachsenherzogs Wittekind und erzählt auch noch eine Geschichte auf Verlangen dazu von dem grimmigen Herzog, der bei seinem heidnischen Sachsengötzen, „Hermen" oder „Irmin," bleiben wollte, und mit Kaiser Karl dem Großen in böse Fehde gerieth, der mit der „eisernen Bibel," d. h. mit dem Schwert, die Leute bekehren wollte, was noch sein Lebtage kein Gutes gebracht hat. Drum singen dort die Sachsenkinder noch:

Hermen! s'la (schlag) Dermen,
S'la Pipen, s'la Trummen!
De Kaiser will kummen
Mit Hammer und Stangen,
Will Hermen uphangen!

In jener Gegend auf dem flachen Lande mitten unter wogenden, goldenen Kornfeldern taucht ein grünes, mit alten Bäumen bewachsenes Fleckchen Erde auf, wie eine Insel anzuschauen, oder wie eine der Halligen der Nordsee. Das Haus, das mitten in den Bäumen steht, gleicht einer Burg, denn draußen vor dem Thore zieht sich ringsherum der breite Graben, mit Schilf und Laich und dem Froschvolk reichlich behaftet; nur ist's keine Zugbrücke, wie beim Ritter, der sich extra noch einmal von der Welt abschließt, sondern eine steinerne Brücke, die hinabführt in den großen Hofraum und zum Hause.

Dort war's Ende der 40er Jahre dieses Jahrhunderts, als man fröhlich Kindtaufe hielt. War's doch der erste Sohn, der dem Hofbauern geboren ward zu den drei Töchtern, die er bereits besaß.

Schon längst hätte er gern einen Mannes-Erben gehabt, aber es kam ein Mägdlein nach dem andern. Bei dem dritten ward er traurig, und während er sonst seine Grethe auf den Händen trug, war er diesmal so kurz und einsylbig, so daß ihn der alte Vater, der im Altentheil im Großvaterstuhl saß, gehörig vermahnen und ihm begreiflich machen mußte, daß Mägdlein so zu sagen auch Menschen seien, und er deßhalb seinem Weibe nicht gram sein dürfte. Und 's ist gut, wenn noch ein alter Vater mit seinem Sohne redet wie ein Freund, und es geht in manchem Hause viel Segen fort, wenn so ein Altes wegstirbt.

Als das vierte Kind geboren wurde, war der Bauer just auf dem Felde. Der Knecht kam, um es ihm anzusagen, aber der Bauer wollte nicht heim, aus Furcht, daß es wieder ein Mägdlein wäre. Da kam der zweite Bote, er sollte doch kommen; er machte sich langsam dran, den Wagen zu wenden. Da kam der Dritte, der rief ihm entgegen: „Herr! Ihr habt einen Sohn!" — Da ließ er seine Gäule laufen, als ob sein Haus in Flammen stände. Er küßte seine Grethe auf den bleichen Mund, die mit Freudenthränen im Auge ihn erwartete und das Kind, sauber gewickelt, ihm in den Arm legte.

Drum sollte an der Kindertaufe sich Alles mit ihm freuen. Der Pfarrer und seine ganze Familie wurden geladen und in der etwas alterthümlichen, aber um so solideren Kutsche abgeholt; die Verwandten und Freunde kamen auch zur Auffahrt bei Hofe, und der Kindtaufvater oder Kramherr, wie sie ihn im Bergischen nennen, stand mit dem Stuhle da und half den geputzten Leuten absteigen.

Die Taufe war vorüber, die Pathen machten zwar keine Bemerkungen, wie die Stadtleute, die in Ermangelung eines Besseren sich nicht genug verwundern können, wie still das Knäblein gehalten habe (als ob das Männlein oder Fräulein eine Operation auf Leben oder Tod ausgestanden hätte), aber sie küßten das Kind und zogen ihren großen Beutel heraus und gaben der Hebamme und dem Küster ihr pflichtschuldiges Opfer.

In der großen, weiten Tenne, zu deren Rechten und Linken die Ställe waren, saßen Knechte und Mägde an langen Tischen. Auf dem Herde brannte ein mächtiges Feuer, über dem die Kessel an langen Ketten hingen. Der Rauch suchte sich den Ausgang selbst durch Haus und Tenne. Auf dem Herde aber thronte der Frauen Schwester wie eine Königin, rückwärts in das Staatszimmer und vorwärts auf die Tenne schauend. Feierlich, im langsamsten Tempo kam ein Gang nach dem andern, den Gästen Zeit lassend, daß das Essen gehörig sich „setzen" könne — bis zum späten Abend, wo Alles fröhlich aus einander ging.

Draußen aber im Hofe standen die armen Kinder aus der Umgegend; es war, als hätten sie den Speckkuchen gerochen aus des Bauern Küche, und uneingeladen waren sie alle erschienen, im Stillen denkend, daß die uneingeladenen Gäste die liebsten sind. Und ob solch ein armes Kinderhäuflein, das an einem Festtage mitgespeist wird, nicht dem Taufkinde weit mehr Segen bringt, als so mancher Trinkgevatter? Die junge Bäuerin sorgte absonderlich dafür, daß das Kindervolk draußen zu essen bekam. So war sie's von ihren Eltern her gewohnt, die viel Gutes gethan und auch auf dem Acker nicht Nachlese hielten, sondern den Armen, die übers Stoppelfeld gingen, noch etwas gönnten, damit sie's in den Schürzen heimtrügen.

Die Gäste waren wieder abgezogen, das Haus still geworden, und der Bauer hatte seine Freude an dem derben, kräftigen Jungen, den er auf dem Arm hielt. „Hätt's nur der Vater noch erlebt," sagte er mehr denn einmal.

„Häng dein Herz nicht zu sehr an den Jungen," mahnte die junge Bäuerin, „er möchte dir sonst genommen werden."

„Du hältst's halt mit den Mädchen, Mutter, laß du mir meinen —"

„Nun, er gehört auch mein," sagte scherzend die Bäuerin; „mußt ihn doch mal hergeben, wenn er Soldat wird, dann wirst du noch froh um die Mädchen sein."

„Bis dahin hat's gute Weile, Mutter, und wenn's sein muß, nun dann muß es eben sein."

Der kleine Bursche gedieh, nur war's der Mutter oft, als hätte ihr Sohn gerade kein absonderliches Erbtheil von Verstand und Witz mit bekommen, während die Mägdlein lebhaft und schnell mit dem Kopfe waren.

Die Augen der Mütter sehen meist schärfer als die der Väter, und das macht die Liebe. Denn die Liebe macht in der Welt nicht blos blind, sondern auch sehend, und wer den Andern wahrhaft liebt, merkt auch Manches, was andere Leute nicht sehen. Der Bauer wollte es nicht Wort haben und dachte: „Solltest du keinen gescheuten Sohn haben? Du bist doch nicht auf den Kopf gefallen und deine Grethe auch nicht, woher soll er denn seine Dummheit haben?"

Aber es war doch so, wie die Mutter sagte. Und der Schulmeister oder „Herr Lehrer," wie er heut zu Tage heißt, der dort auf den Höfen die Wanderschule hielt, fand es auch und gab ihr Recht und meinte, in dem Hirnkasten des Jungen müsse etwas zerbrochen sein, so wie an einer Uhr ein Rädlein, denn so etwa stellte er sich das Gehirn vor, mit dem „Rechenrädlein," „Geographierädlein" u. s. w.

In das Kind war schwer etwas zu bringen, und die Schläge, die er von dem Vater reichlich bekam, machten's auch nicht besser, denn der Mensch ist kein Feuerstein, aus dem man die Funken nur so herausschlägt. Treuherzig und bieder war er deßwegen doch, und gutherzig gegen seine Geschwister, und auf dem Felde wußte er Bescheid.

Der Bauer dachte: „Hat er auch wenig Grütze, bekommt er doch einmal den schönen Hof, wenn ich alt werde oder mich schlafen lege."

So rückte die Zeit herbei, auf die die Mutter gedeutet, da er unter die Soldaten mußte. Groß und breitschulterig, von starkem Knochenbau und frischen, rothen Wangen, so trat er mit dem Vater, der ihn zur Losung brachte, vor die gestrengen Herren. Nach kurzem Befühlen sagten der Doctor und der General aus einem Munde: „Kürassier." — Rechts um — marsch! und kein Wörtlein sonst dazu.

Als Vater und Sohn mit einander heimfuhren, saß der Junge still in sich versunken da. Der Vater sagte auch nichts, aber jeder hatte so seine Gedanken. War's doch sein einziger Sohn, auf dem seine Hoffnung ruhte, und dem Jungen ging's unter dem Brusttuch auf und nieder, wenn er daran dachte, von der Mutter weg zu gehen, die ihn trotz seiner Dummheit immer so treu unter ihren Schutz genommen, aber es half ja nichts, und wenige Monate darauf fährt der Hofbauer mit seinem Sohne nach dem Garnisonorte. Der Abschied war schwer, so kurz er auch war. Hinter ihm lag die Heimath mit Allem dem, was sie Liebes und Treues hatte. Am folgenden Tage ward er eingekleidet. Er beschaute sich und kannte sich selbst nicht mehr.

II.

In dem großen Parke hinter dem alterthümlichen Schlosse tummeln sich auf flinken Pferden zwei junge Burschen von 13 und 15 Jahren. Seitwärts in der Laube sitzt ihr Hofmeister, der Candidat, bereits im würdigen Alter stehend, auf dem Haupte den leichten Ansatz von Mondschein, und schaut den sich tummelnden Knaben zu.

„Das ist besser als Julius Cäsar lesen, wenn man

ihn aufführt, Herr Candidat. Hier der Hans ist Arioviſt, und ich bin Julius Cäſar," rief lachend der Jüngere, ein Burſche mit langem, vorn quer über die Stirne abgeſchnittenem Haar, ſchwarzer Sammetjacke und zierlich feiner Halskrauſe.

Die Zwei ritten gegen einander, mit langen, breiten, hölzernen Schwertern ſchlagend und parirend. „Curt," rief der Candidat, „du biſt ein unverbeſſerlicher Menſch, ein Kerl wie ein Centaur, ein Menſch mit einem Pferdeleib. Dich bringt das Reiten noch ins Unglück, lerne du lieber was Geſcheutes."

„Bitte recht ſehr, Herr Candidat, Reiten iſt auch geſcheut; da müßte ich nicht meines Vaters Sohn ſein, wenn ich hinter den Büchern ſitzen wollte. Da wird man nur dumm davon."

Der Hofmeiſter hielt's gerathen, ſich in keine weitere Discuſſion einzulaſſen, die Unterhaltung abzubrechen und die Knaben zur Stunde zu rufen.

„Un bon livre est un bon ami (ein gutes Buch iſt ein guter Freund), ſteht in dem alten verräucherten Schinken von Buch, Hans! Aber für die Freundſchaft danke ich. Ich kann das Schweinsleder nicht riechen, ſag ich dir," rief Curt im Abſteigen. Sie führten ihre beiden Roſſe an den Zügeln in den Hof, wuſchen ſich und erſchienen in der Stunde.

Es war ein altes freiherrliches Haus, in das die Beiden traten. Der Freiherr, ein Mann in dem Anfang der fünfziger ſtehend, eine hohe, breite Geſtalt, war ein Bild altritterlichen Weſens. Ueber ihn kam noch manchesmal der alte Küraſſierrittmeiſtersgeiſt, der meinte, daß es überhaupt nur zwei Dinge in der Welt gäbe, und zwei Worte im Wörterbuche ſtänden: „Befehlen und Gehorchen," und damit Punktum. Aber von dem Buchſtaben B bis zum Buchſtaben G liegen eben noch manche andere. Da wußte denn die Frau wieder Alles ins Gleiche zu bringen, und wenn er einmal brauſte, wie der Wettersturm, da war ſie wie Frühlingsſonnenſchein.

Der jüngſte ihrer Knaben, Curt, war das Abbild des Vaters, nur was die Heftigkeit anging, in verſchlechteter Ausgabe. Wollte etwas auf den erſten Streich nicht fallen, dann war ſchon alle Geduld weg, und die Röthe ſtieg ihm bis an die Schläfe in den Kopf. Lebhaft und feurig, dazu reich begabt, mit ſchneller Faſſungskraft, überflügelte er den ältern Bruder, der ſtillerer Natur, aber auch langſameren Geiſtes war. Curt hatte etwas Hochfahrendes und commandirte ſchon als Junge die Bedienten und Mägde, und ſelbſt mit dem Vater rannte der Knabe hart wider hart zuſammen. Nur die Mutter hatte eine ſtille Gewalt über ihn, und der milde Ernſt, der aus ihren blauen Augen ſprach, brachte ihn augenblicklich zur Beſinnung.

Mit dem Candidaten gab's manchen Strauß, denn der Candidat hatte leider auch verſäumt, auf Univerſitäten ein Collegium über „Geduld" zu hören; war auch nicht darin examinirt worden vom hochwürdigen Conſiſtorio.

Bei dem Knaben ſtand es von Jugend an feſt, Küraſſier zu werden; und nur ſo viel wollte er lernen, ſein Fähnrichs-Examen zu machen; alles Andere ſollte nachher kommen. Er machte auch mit ſiebzehn Jahren ſeinen Fähnrich mit Auszeichnung. Der Oberſt des Küraſſier-Regiments, darin einſt ſein Vater geſtanden, nahm ihn gerne an, und ſo erſchien er denn eines Tages in ſchmucker Uniform vor dem Vater, dem beim Anſchauen ſeines Kindes die Erinnerung an ſeine Vergangenheit ſo mächtig auftauchte, daß die hellen Thränen die Wangen herabliefen.

„Junge! halt dich brav," ſagte er, ihn umarmend.

Die Mutter nahm ihn aber noch einmal beſonders unten im ſtillen Park unter den rauſchenden Bäumen vor und ſagte ihm etwas fürs Leben.

„Kind! Kind," ſagte ſie, „es lernt Niemand befehlen, er gehorche denn zuerſt. In dieſer Welt braucht Einer den Andern; verachte Niemanden, er ſei, wer er wolle, nur das Schlechte und Gemeine haſſe von ganzer Seele. Habe Geduld mit dir und mit den Andern, verſprich es mir!" Die Mutter küßte ihn auf die Augen und befahl ihn dem treueſten Lehrmeiſter, unſerm Herrgott im Himmel, der ſchon Manchen nicht vergebens in ſeiner Kur und Schule gehabt hat. Lange noch winkten ſie ihm vom alten Schloſſe aus nach, als der Vater ſeinen Sohn im Wagen begleitete zur Station und zur erſten Garniſon.

III.

Im Jahre 1868 im Herbſte geſchah's, daß die Rekruten mit ihren Zwerchſäcken in die Garniſon einrückten, und unter ihnen auch unſer Bauernſohn aus Weſtfalen mit ſeinem Vater. Als die junge Mannſchaft in die Schwadronen vertheilt wurde, bekam der jüngſte Lieutenant den weſtfäliſchen Rekruten, und der Rekrut den Lieutenant, und es war, als ob über den Beiden eine Stimme ſpräche: „Sehet nun zu, wie ihr mit einander fertig werdet in Liebe und Geduld." Der jüngſte Lieutenant war aber juſt unſer märkiſcher Junker Curt, der ſchnell Alles begriffen und bald zum Lieutenant avancirt war.

Es waren die erſten Rekruten, die der Lieutenant einzuexerciren hatte. Es iſt wahrlich kein leichtes Stück Arbeit, aus einem drallen, vierſchrötigen Bauernjungen, von denen mancher ſeine erſte Bekanntſchaft mit der Seife erſt in der Kaſerne macht, einen ſchmucken und gewandten „Gaulreiter" (wie die Schwaben ſagen) herzuſtellen. Da muß ein Menſch im erſten Jahr des Dienſtes ſo viel lernen, als das Kindlein im erſten Jahr ſeines Lebens, und zwar accurat Alles noch einmal wie damals: Marſchiren, Sprechen, Sehen, Hören, kurz als hätte er keine zwanzig Jahre auf der Welt ſchon gelebt. Ja, es hat ſchon Mancher gemeint, der Feldwebel oder Wachtmeiſter verlange von dem Manne, daß er Alles ſchon riechen müſſe, was er zu thun habe.

Es dauerte nicht lange, da kamen die zwei, Lieutenant und Rekrut, in nähere Berührung. Der Rekrut that

Alles, was er geheißen wurde, aber wie weiland Till Eulenspiegel, der das Kind ersäufte, das er baden sollte. Wer hinten an dem Kasernenhof vorüberging, konnte fast täglich einen Mann allein marschiren sehen und und später allein reiten, aber NB. nicht zum Vergnügen, sondern hundertmal dasselbe Exercitium machen, und doch war's am folgenden Tage wieder verkehrt.

Der gute Westfälinger war des Lieutenants tägliches Magenpflaster. „Kerl, du kannst auch nichts recht machen," das war der Refrain aller Reden. Wenn's so recht zum „aus der Haut fahren" war, und der Lieutenant am liebsten das Feuersteins-Experiment probirt hätte, da war's doch, als hörte er eine weiche Stimme hinter sich: „Kind, Kind! habe Geduld mit anderen Leuten!" — das war ein Rath, den ihm seine Mutter gegeben hatte; und wenn er dann in das ernsthafte, treuherzige Gesicht des Rekruten schaute, das unter dem Gewicht des Helms und der Dummheit so wunderlich herausschaute, die Augenbrauen hoch geschwungen und Lippen fest zusammen gebissen, dann kam ihm doch wieder ein Lachen an. In seinen Briefen an die Mutter schrieb er aber: „Du glaubst nicht, liebste Mama, auf welche Geduldsprobe mich ein Kerl aus meiner Schwadron stellt. Ich weiß nicht, welche Geduld am Platze hier ist: Engelsgeduld oder Eselsgeduld, wie der Freiherr von Moser einmal eintheilt. Wenn ich nicht manchmal an dich dächte — ich weiß nicht was ich thäte."

Dahingegen berichtet der Westfälinger an seine Mutter: „Es geht Alles gut, nur der Lieutenant ist arg ungeduldig. Ich kann ihm nichts recht machen, denn er ist zornig, aber doch bald wieder gut, und ich lerne viel bei ihm. Ihr könntet ihm einmal einen Schinken schicken, daß er mich nicht so arg plagt."

So strichen die Monate hin, und seine besondere Herzstärkung sollte der Lieutenant empfangen, als es im Winter in den Unterricht ging. Da machte er die Erfahrung des westfälischen Schulmeisters vom zerbrochenen Rädlein auch durch. Er hatte es so ziemlich aufgegeben, seine Schüler auf eine höhere Stufe der Wissenschaft zu bringen, als plötzlich sich die Wolken zusammenzogen, diesmal nicht auf der Stirne des Lieutenannts, sondern am Völkerhimmel, und wie ein Wetter aus heiterer Luft die Kriegserklärung im Jahre 1870 kam.

Der Lieutenant war zum Besuch bei seinen Eltern, als die Kriegserklärung eintraf. Hochklopfenden Herzens hörte der junge Mann die Botschaft. Am Abend vor dem Abschied nahm der alte Freiherr seinen Sohn, zeigte ihm die Bilder der Ahnen, sein eisernes Kreuz aus dem Jahre 1813 und noch ein Stück des Lorbeerkranzes, den er einst bei der Heimkehr empfangen. „Nimm meinen Säbel mit, mein Sohn," sagte er, und gab ihm das Gehänge, „und denke an deinen Vater, an König und Vaterland." Was die Mutter ihm sagte, das lag Alles im Blick und in der segnenden Hand auf seinem Haupte. „Hab' Geduld mit dir und dem Rekruten," sagte sie ihm noch ins Ohr. Er eilte zum Regimente.

Auch zum Westfälinger kamen die Seinen, Abschied zu nehmen. Sie hatten noch viel mitgeschleppt, so daß er reichlich unter die Kameraden theilen konnte. Aber als der Trompeter das Signal zum Sammeln blies, da mußte es geschieden sein. Sie küßten sich und weinten zusammen, und beim Scheiden sagte die Mutter leise: „Hermann, bet' nur, daß du's recht machst vor Gott und Menschen, und vor dem Lieutenant!"

Die Heimath lag schon weit zurück; über den Rhein war's schon gegangen, die ersten Siege waren schon erfochten, als die heißen Tage des 14., 16. und 18. August auch das tapfere Regiment ins Feuer brachten.

Es war in der Slacht bei Vionville. Es galt, die breite Lücke, die zwischen den Divisionen Buddenbrock und Stülpnagel eingerissen war, zu füllen und dem Stoß des Feindes zu begegnen. Und sie sausten heran, die Reiter in geschlossenen Reihen wie Wetterwolken, ihre geschwungenen Säbel wie die zackigen Blitze zwischendrein, und hinein ging's in die französischen Regimenter. Das erste Carré wurde niedergeritten, das zweite auch. Aber immer neue Schaaren feindlicher Bataillone tauchten auf, und die Batterien, mit denen sie gedeckt waren, spien Tod und Verderben unter die Reiter. Sie mußten zurück. Da brachen noch zu allem Ueberfluß aus einem Hinterhalte französische Küraſſiere und Dragoner. Es galt, sich durchzuschlagen. Der Lieutenant gerieth abseits und flugs waren etliche gewaltige Reiter an ihm. Er focht im Einzelkampfe gegen sie, bald an ihnen vorbeijagend, bald um sich hauend. Aber sein Arm wurde müde, sein Auge umdunkelte sich, er befahl Gott seine Seele, nahm Abschied im Geist von der Mutter und dem väterlichen Schloß, mit seinen grünen Bäumen — da, im Augenblick der höchsten Noth, die Feinde schon dicht hinter ihm, sauſt ein preußischer Reiter heran, daß der Fußboden dröhnt. Hinter einer Mauer hatte er bei dem Rückzug sich verdeckt gehalten und wollte die Rückkehr der Franzosen abwarten, da hört er Schwerter klirren. Er sieht den Lieutenant umringt, in Todesnoth, gibt dem Pferde die Sporen, setzt über den Graben und ist den Reitern am Wamse. Den Einen haut er herunter zur Rechten, den Andern zur Linken über das Gesicht, daß ihm das Sehen verging, die Anderen machten Kehrt. Der Lieutenant fühlt frei Luft hinter sich — wer mag der rettende Engel sein? Er bringt sein schäumendes Roß zum Stehen, und hinter ihm hält — der dumme Rekrut, sein Schmerzenskind, das freudestrahlend ihm entgegenruft: „Herr Lieutenant, habe ich's nun recht gemacht?" Der Lieutenannt will eben anheben zum Lobe, das zum erstenmal von seinen Lippen kommen soll, aber noch ehe er ein Wörtlein gesagt, da pfeift es aus dem Gebüsch, und den treuen Westfalen trifft die Kugel durch den Helm mitten in die Stirn, daß er lautlos vom Pferde sinkt.

Das war das Werk eines Augenblickes. Weinend wirft sich der Lieutenant über den Gefallenen und ruft

ihm in die Ohren: „Ja, ja, treue Seele, das hast du recht gemacht!“ — Der hörte es freilich nicht mehr, aber das Lob ist hinaufgegangen und hineingefallen in die Waagschaale des ewigen Richters, der die Treue auf Erden ansieht.

Wenige Tage darauf, als die gewaltigen Siege errungen waren, wurde der Lieutenant mit seiner Schwadron zur Patrouille abgeschickt. Sie reiten an einem Gehölz vorbei, es kracht hinter den Bäumen — Franctireurs sind's, die im Walde sich versteckt. Der Lieutenant sprengt mit geschwungenem Säbel heran in das Gehölz, aber noch ehe er zum Streich ausholen kann, sinkt er tödtlich getroffen vom Pferde. Wohl säubern die Kameraden das Gehölz, und keiner der Feinde entrinnt. Als den einzigen Todten von ihrer Seite bringen sie ihren todten Lieutenant zurück.

So ruhen sie denn Beide im kühlen Schooß unter Frankreichs Erde, sind im Frieden mit einander geschieden, sind einander noch froh geworden in dieser Welt.

Drüben in Westfalen weint das eine Mutterherz und in der Mark das andere; sie haben beide vom Scheiden ihrer Kinder gehört, ihre letzten Worte vernommen und wissen: Sie sind nun droben bei einander, Lieutenant und Rekrut; und haben's beide recht gemacht, Rekrut und Lieutenant!

Im Yellowstone Nationalpark.

(Nach Rich. Gordeler.)

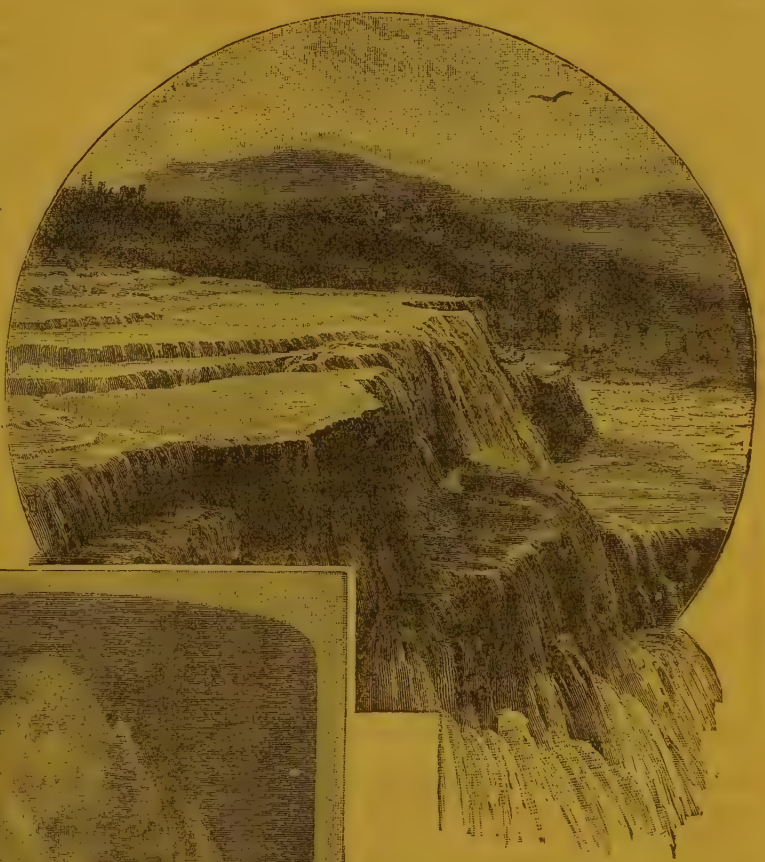
Am Ufer des oberen Yellowstone, dort, wo die Nord-Pacificeisenbahn den Fluß verläßt, um bald darauf das Gürtelgebirge zu durchbohren, liegt das Städtchen Livingstone. Vor einigen Jahren noch, da ich diese Gegend zu Pferde durchreiste, war hier nichts zu finden, als kahle, unbewohnte Prairie, mit einem einzigen Hause darauf, wo ein müder Wanderer für sein gutes Geld schlecht zu essen und zu trinken bekam. Heute steht hier eine Stadt von über tausend Einwohnern mit Maschinenwerkstätten, Kaufläden, Kirchen, Schulen und — versteht sich auch eine hinlängliche Anzahl elender Saloons. Das Grundeigenthum ist zu einer ziemlichen Höhe gestiegen.

Auf dem Wege zum Nationalpark.

Hier lichtete sich unsere Reisegesellschaft — ein Häuflein verwegener Abenteurer — um den seiner wunderthätigen heißen Quellen, gewaltigen Geyser und großartigen Naturwunder wegen berühmten Nationalpark zu besuchen. Unsere Parthie bestand zur Hälfte aus Engländern, zur Hälfte aus Deutschen, und da Einige der Englischen ganz vorzüglich deutsch sprachen, so trug das nicht wenig dazu bei, ein recht freundschaftliches Verhältniß anzubahnen.

Von Livingstone aus führt eine siebenundfünfzig Meilen lange Zweigbahn durch eine höchst malerische Gegend, an Hohenzügen, Gehölz und Ansiedlungen vorbei, bis sieben Meilen von der Nordgrenze des Parks, wo vierspännige Bretterwagen und andere Fuhrwerke uns erwarteten, und wir die gemüthlichen Sammt-

polster der Eisenbahnwaggons mit harten Sitzen vertauschen mußten. Es war das selbstverständlich ein ziemlich greller Wechsel für uns, allein wer einmal reisen will und A gesagt hat, der muß dann auch — übel oder wohl—B. sagen. Für mich wenigstens erhöhte das Gefühl der Gefahr, da wir im gestreckten Galopp dicht am Rande hoher Abgründe dahin flogen, den Reiz der Situation. Jetzt saßen wir bereit, durch einen gewagten Sprung vom umkippenden Wagen das kostbare Leben zu retten, dann wieder waren wir in Betrachtung der



Mammoth Hot Springs (heiße Quellen) des Yellowstone.

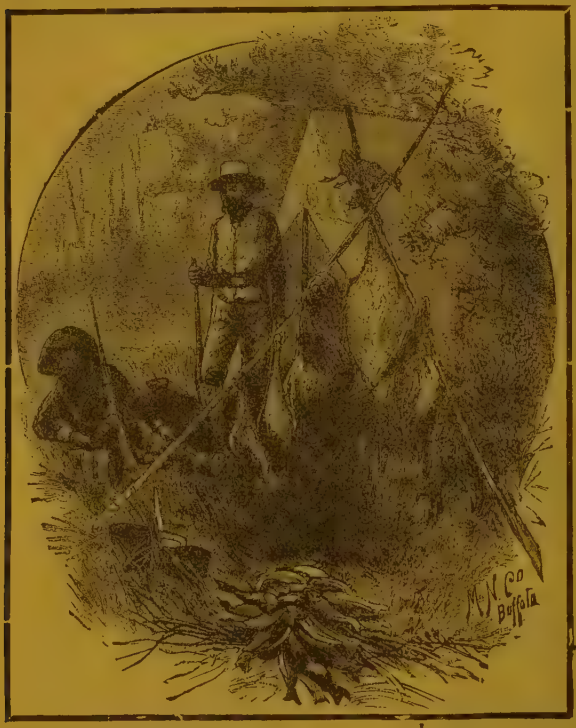
Beehive (Bienenkorb) Geyser im Yellowstone-Nationalpark.

majestätischen Felsgebilde verloren und vergaßen über dem Anblick der unbeschreiblich prachtvollen Wälder unser eigenes geringes Selbst und unsere gewiß nicht unbegründeten Bedenken.

O wie erhaben! Hoch über uns im hellen, blauen Luftrevier schoß ein Adler auf die zitternde Taube herunieder, leichtfüßig huschte die Antilope über das Grün der Wiesen, im Saume des Waldes zeigte sich das Geweih des Elchs, um gleich darauf wieder zu verschwinden, und Myriaden wilder Gänse und Enten bedeckten das Wasser des Yellowstone.

Eins ist schön und lobenswerth in diesem Park: an besonders interessanten Stellen ist für Bequemlichkeit der Reisenden einigermaßen Sorge getragen, nemlich durch hübsche Zelten, aber ihre Anzahl ist so gering und ihre Räumlichkeit so beschränkt, daß man mit Manchem, gerade wie's ist, vorlieb nehmen muß.

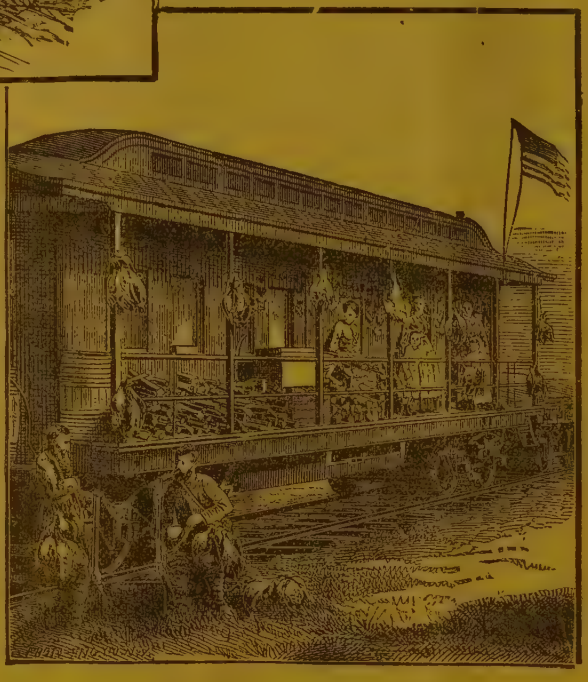
Zunächst dann erstiegen wir die Höhen, welche durch die wundervollen Mammoth Hot Springs (heißen Quellen) gebildet sind. So weit das Auge hier reicht, thürmt sich Terrasse auf Terrasse, weiß wie der Kalk an der Wand, über deren gezackte Ränder das stark kalkhaltige Wasser langsam hinabrieselt und im Flusse zu versteinern scheint. Blumen, die man hier ins Wasser legt, werden schon im Verlaufe weniger



Jagdbeute.

Stunden mit einer weißen Kalkschicht überzogen und zu Stein. Die Temperatur des Wassers ist sehr verschieden, kochend heiß in der Mitte, an den Rändern viel kühler. Am Fuße dieser Terrassen steigt eine kegelförmige Säule, die ebenfalls durch eine kalkhaltige Quelle gebildet ist, fünfzig Fuß in die Höhe, ist aber schon seit einer Reihe von Jahren verwittert, da das Ueberfließen von Wasser und damit die Bildung frischer Schichten ganz aufgehört hat. Diese wunderbaren heißen Quellen führen ihre Gewässer in den klaren Gebirgsstrom, den Gardinerriver, der von Forellen wimmelt, man kann somit ein Fischlein fangen und, ohne es von der Angel und aus dem Wasser zu nehmen, gleich nach einer Stelle führen, wo es gesotten wird. Freilich, ob der in solcher Mischung von Schwefel und Kalk gekochte Fisch schön schmeckt, ist eine andere Frage; versucht haben wir es nicht.

Am folgenden Tage machten wir uns früh auf die Reise. Wir hatten zu fünf ein leichtes mit vier Pferden bespanntes Wägelchen und flogen nun lustig durch die herrliche Gegend. Anfangs freilich flößte uns die Fahrt wieder Grauen ein. Während der ersten anderthalb Meilen ging der Weg eine steile Höhe hinan, längs eines Abhanges, von dem aus wir bei jedem Schritt in Gefahr waren, in die Tiefe geschleudert und zerschmettert zu werden. Bald standen die inwendigen Räder hoch, bald die auswendigen, nicht um einen oder zwei Zoll, sondern um einen bis zwei Fuß, dann rollten wir in eine schöne Ebene hinein, die von zahlreichen Seen durchschnitten und mit lieblichem Grün bedeckt war. Wir befanden uns jetzt mehr als siebentausend Fuß über dem Meeresspiegel, aber die Sonne brannte so heiß von dem dunkelblauen Himmel hernieder, als befänden wir uns in tropischen Landen. Die Schönheit der Natur wird im „Park" beeinträchtigt durch die Verwüstungen, welche Waldbrände verursacht haben; Waldbrände, die nicht zufällig, sondern durch die Fahrlässigkeit der Menschen entstanden sind. Man gibt oft den Indianern die Schuld an dieser Roheit, indem man behauptet, sie gingen zu nachlässig mit Feuer um und brächen Morgens stets vom Lager auf, ohne ihre Feuer auszulöschen; aber da es im ganzen Yellowstonepark keine Indianer gibt, so müssen es wohl Weiße sein, die diesen Frevel begehen. Wann werden wir endlich weise Oekonomie lernen, ohne welche wirthschaftliches Gedeihen nicht möglich ist? — Vorbei geht der Weg an großen Feldern von halbverkohlten Bäumen, vorbei an Felsen von vulkanischem Glas und längs des Bibersees mit seinen kunstreichen Dämmen.



Nord-Pacific-Eisenbahn.

Plötzlich sehen wir in der Ferne Rauch aufsteigen, von allen Seiten qualmt es empor, die Pferde scheuen vor dem Wagen, denn unter ihren Füßen beinahe öffnet sich der Boden und wirft heißen Dampf in die Luft: wir befinden uns im "Norris Geyser Basin," jenem gewaltigen „Hexenkessel," in dem es

— wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Feuer mit Wasser sich mischt."

In der Mitte hebt sich aus den Dämpfen mit plötzlicher Gewalt ein Wasserstrahl, tanzt einen Augenblick in der Luft und verschwindet wieder, um in der nächsten Minute dasselbe Spiel zu wiederholen; es ist der sogenannte "minute man," der noch nie sein Publikum enttäuscht hat. An einer anderen Stelle steigt eine riesige Rauchsäule auf, und kleine Geyser sind überall in Thätigkeit, wohin sich auch das Auge wendet. Ein dichter Tannenwald bildet den Rahmen dieses wunderbaren Stückes Erde, das an großartiger Erhabenheit seinesgleichen sucht.

Großer Fall des Yellowstone.

Nachdem wir uns genugsam an diesem hehren Schauspiel geweidet hatten, begaben wir uns ins Lager; denn

es war mittlerweile Abend geworden. Dieses Lager wurde durch einige Zelte gebildet, in denen Matratzen lagen, während ein größeres Zelt als Speisesaal diente. Die Mahlzeit, die man uns zumuthete, bestand aus stark gesalzenem Schinken und alkalihaltigem Geyserwasser, aber wir aßen von dem köstlichen wilden Truthahn und dem saftigen Elch, die wir so gelegentlich erlegt hatten. Auf unseren Matratzen schliefen wir dann nach einem solch kräftigen Nachtessen ganz herrlich bis an den lichten Morgen.

Das Ziel dieses neuen Tages war das Upper Geyser Basin mit seinen riesigen Geysern, unter denen Old Faithful die erste Stelle einnimmt. Alle dreiundsechzig Minuten wirft dieser riesige Krater eine Wassersäule bis zur Höhe von zweihundert Fuß empor. Mitunter erfolgt der Ausbruch schon früher, und dann natürlich auch schwächer; läßt er aber einmal zwanzig oder fünfundzwanzig Minuten auf sich warten, so ist das Schauspiel über alle Beschreibung erhaben. Rings donnert und zittert die Erde und scheint die ganze Welt unter ihren Trümmern begraben zu wollen. Ein Sprudel erhebt sich, versinkt wieder, wird aufs neue sichtbar, und plötzlich fliegt mit furchtbarer Gewalt die kochende Wassersäule aus der Tiefe empor, als wolle sie den Himmel durchbohren und Sonne, Mond und Sterne auslöschen. Wie nichtig kommt sich der Mensch in solchem Augenblicke vor, wie fühlt er die Nähe seines Schöpfers in seinen unverstandenen Gewalten!

Vorbei war das gewaltige Schauspiel, und langsam näherten wir uns dem Schlunde, um, dicht an der Oeffnung angekommen, unsere Taschentücher hineinzuwerfen, ein Scherz, der zu den Traditionen des Yellowstoneparks gehört. Nach einer Stunde erhielten wir sie sauber gewaschen zurück, und nur unser liebenswürdiger Freund G. hatte entschiedenes Unglück; den von zwei Tüchern, die er dem Experiment geopfert, kam das eine gar nicht, das andere arg zerfetzt zurück.

„Die richtige amerikanische Waschanstalt," sagte er trocken, indem er das Andenken einsteckte, „die eine Hälfte behalten sie und die andere ist zerrissen; Old Faithful nennt man ihn, aber Old Faithless sollte er heißen."

Das ganze Geysergebiet ist über vier Quadratmeilen groß und zieht sich an beiden Ufern des Feuerlochflusses hin. Der Name "Firehole" ist nicht gerade poetisch schön, aber treffend gewählt. Wir sehen da den Grottogeyser, so benannt nach der Form seines Kraters, den Beehive (Bienenstock), und den Excelsior, welch letzterer die unangenehme Eigenschaft besitzt, nicht blos heißes Wasser, sondern auch Steine umher zu schleudern.

Leider nur allzubald mußten wir von diesem Wunderland Abschied nehmen, da die Meisten sich nach Hause sehnten. Die Erinnerung aber an die großartigen Wunder des Yellowstoneparkes und an die Meisterhand eines allmächtigen Schöpfers bleiben jedem denkenden Besucher unvergeßlich.

Ernstes und Heiteres aus meinem Reiseprediger-leben in Preußen.

Von Carl Grün.

7. Als Vertreter eines amerikanischen Missionars.

Die Liebe ist erfinderisch, besonders die wahre, brennende, allesdurchdringende Jesusliebe. Das war auch bei Br. B. in reichem Maße der Fall. Der liebe Mann sann Tag und Nacht darüber nach, wie man doch am besten Beute für Jesum machen könnte. So kam er auch einmal auf den Gedanken, mit großer, fetter Schrift bekannt zu machen, daß an dem und dem Tage in einem gewissen Wirthshaussaal ein amerikanischer Missionar aus dem Hinterwald einen religiösen Vortrag halten werde; dieses geschah an einem Orte, wo wir eben gar keinen Anknüpfungspunkt bekommen konnten; das jedoch zog. Der Saal wurde zur bestimmten Zeit ganz voll. Leider aber konnte nun Br. B. wegen eines Halsleidens nicht gehen, und so fiel diese nicht geringe Aufgabe mir zu. Es klopfte in mir, aber weil ich wußte, daß Gehorsam nicht nur die erste Bürger-, sondern auch die heiligste Christenpflicht ist, und der Herr die Seinen nicht verläßt, so bin ich im Aufblick zum Herrn gegangen. Als ich in den Saal trat, wurde ich von den Anwesenden, welche fast alle Schoppengläser vor sich stehen hatten, von Kopf bis zu Fuß gemustert. Als ich dann aber erklärte, wie es sich verhalte, wollte Manchen fast der Muth sinken; doch der treue Gott that über Bitten und Verstehen. Mit freudigem Aufthun meines Mundes konnte ich über die Worte in Jer. 9, 1 predigen. Mit gespannter Aufmerksamkeit wurde zugehört; die Schoppengläser wurden ganz vergessen. Nachher kamen Manche heran und luden uns ein, da und dorthin zu kommen. Ich aber betete zu Gott, daß er das Ausgestreute segnen möchte. Und er hat es gesegnet!

8. Eine gute Hühnsuppe.

Was doch einem Reiseprediger alles begegnet! Bücher könnte er darüber schreiben. Kam ich da einmal auf freundliche Einladung an einem schönen Sonntagmorgen zu wirklich herzlich lieben Bergmannsleuten und predigte ihnen Gottes Wort. Nachher lud mich eine liebe Familie zum Mittagessen ein. Gerne folgte ich der Einla-

bung. Da brachte der Hausvater, wie es gebräuchlich ist, die Suppe herein; eine ausgezeichnete gelbe, und wie es schien, kräftige Nudelsuppe. Weil ich auch ziemlich Hunger hatte, und die Suppe ausgezeichnet gut roch, so fiel es mir nicht schwer, mich auf die Speise zu freuen. Aber da sollte plötzlich ein Hinderniß dazwischen kommen. Nun sagte der Hausvater in seiner volksthümlichen Weise: „So, Br. Grün, setz dich her, wir hont extra wegen dir a Huh gschlacht." Was, einen „Hund" geschlachtet, dachte ich, das wäre aber doch zu bunt, da kann ich nichts von essen, und wenn es noch so glänzend aussieht und herzlich gut gemeint ist. Und in dieser Meinung, als hätten die Leute einen Hund geschlachtet, wurde ich noch dadurch gestärkt, weil ich ein paar Wochen vorher einen Hund vor dem Haus sah, jetzt aber nicht mehr. Ich probirte zu essen, aber es wollte nicht hinunter, immer stand mir der Hund vor Augen. Die Leute bedauerten es sehr und mir war es doppelt leid, einmal wegen der lieben Leute, und dann wegen meines leeren Magens. Endlich trug man die übrige Suppe ab, und nun kam das Fleisch, aber da sah ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß es ein Huhn und kein „Hund" war, und nun kam der Appetit wieder. Ich entdeckte jetzt der Familie mein Geheimniß, welches ein herzliches Lachen und die Wiederbringung der Suppe zur Folge hatte. Aber wie das schmeckte, das kann ich heut noch fühlen! Wir haben uns später noch oft an dieses Mißverständniß erinnert. Und so oft ich Nudelsuppe esse, fällt mir die gefährliche „Hundsuppe" ein. Das zeigt etwas von der andern Seite des Reiseprediger-lebens.

9. Erweckung in und bei Mülheim a. d. Ruhr.

Die ersten Anfänge in und bei Mülheim a. d. R., wo wir vor einigen Jahren die erste Kirche in Preußen bauten und die schönste und zahlreichste Gemeinde in Norddeutschland haben, werden mir zeitlebens unvergeßlich bleiben. Wenn es mir je vergönnt war, die Gnade Gottes zu sehen, so war es da. Weil wir in der Stadt Mülheim keinen Eingang finden konnten, arbeiteten wir lange in der Umgegend. Endlich mietheten wir einen Wirthschaftssaal und hielten da unsere Vorträge. Während Br. Berger, und der inzwischen zur Verstärkung gesandte Br. Hahl in Speldorf und Saarn Siege feierten, predigte ich in obigem Saal. Schon als ich das Lied verlas und betete, habe ich etwas Besonderes gespürt, vollends aber als ich anfing zu predigen. Es gab ein Gottloben, daß einige riefen, ich solle nur aufhören, wir wollten beten. Nun sagte ich: „Wenn der Herr predigt, will ich, sein schwaches Werkzeug, aufhören." Und eine große Anzahl Seelen bekehrte sich zu Gott, wovon heute noch viele treu sind, manche sind aber schon eingegangen zur Ruhe des Volkes Gottes und ernten ohne Aufhören. So durften wir dann unter allerlei Stürmen, Schwierigkeiten und Hindernissen in der Heimath des frommen Tersteegen herrliche Siege feiern. Dem Herrn sei Dank, Lob, Preis und Ehre in Ewigkeit.

10. Wie wir in Westphalen festen Fuß faßten.

Ich habe schon früher erzählt, wie wir zum ersten Mal nach Westphalen kamen. Dem ersten Besuch folgten noch andere, besonders in Dortmund. Br. Berger besuchte auch einen frommen Pastor daselbst, theilte ihm den Zweck seines Kommens mit, nemlich daß er Seelen dem Heiland zuführen wolle u. s. w., welches den Pfarrer freute und deßhalb Br. B. willkommen hieß, als er aber dann auch unverhohlen sagte, daß er auch, wenn Gott es so lenke, Gemeinden organisiren werde, da schlug der geistliche Herr auf den Tisch hinein, daß die Gläser wackelten und sagte: „Dann werde ich Ihr Feind sein." Nun meinte aber Br. B. „dann sei doch der Herr Jesus unser Freund." Um bescheiden zu sein, fingen wir außerhalb Dortmund bei den Fabrikarbeitern an, von welchen Tausend und aber Tausende das ganze Jahr in keine Kirche kamen. Eine Fabrikarbeitersfrau nahm uns auf; dort fingen wir Bibelstunde und Sonntagschule an; es ging ganz gut, bekehrten sich auch Seelen daselbst. Jetzt wurde der erwähnte fromme (?) Pastor darauf aufmerksam, und eines schönen Tages bekamen wir nach E. einen gar schändlichen Brief von der Frau, die uns aufgenommen hatte, welche aber der Pfarrer nun aufgereizt hatte. Jetzt meinte Br. Berger, gehen wir mitten in die Stadt hinein und miethen ein Lokal, und wenn es beim Pastorat ist; wir reisten hin und fanden mitten in der Stadt eine nette Capelle, welche früher die Deutschkatholiken inne hatten, und mietheten dieselbe. Nun wurde jeden Sonntag zweimal gepredigt und auch Sonntagschule angefangen, ich zog hin und wohnte daselbst; das gab aber Lärm. Die geistlichen Herren sprangen sich halb todt, aber es half alles nichts, wir waren nicht mehr zu vertreiben. Als ich nach 3½ Jahre Abschied nahm, konnte ich eine nette Gemeinde verlassen. An der nächsten Conferenz fing dann auch Br. B. Beck, weiter oben in Westphalen, in Minden bei Hanover an, und wir hatten in Westphalen festen Fuß gefaßt.

11. Ein durchgegangenes Missionsschwein.

Das ging so zu. Ein lieber Bruder bekehrte sich unter unserer Arbeit in Westphalen gründlich zu Gott. Wenn sich aber Jemand lebendig bekehrt, so erwacht auch gleich ein Missionsgeist. Dieses war auch bei diesem Bruder der Fall; er sann hin und her, was er wohl aus Dankbarkeit für seinen Heiland thun könnte: da kam ihm der Gedanke, er wolle ein Schwein kaufen, fett machen und zum Besten der Mission verkaufen. Eines schönen Morgens kam er zu mir und ersuchte mich, mit ihm auf den Schweinemarkt zu gehen. „Was, auf den Schweinemarkt! Was soll ich denn da thun?" Er wolle ein Missionsschwein kaufen. Wir gingen und kauften ein schönes Thier, der Segen Gottes ruhte darauf; es ist gut gerathen und wurde theuer verkauft, aber der Bruder hatte leider sein Gelübde vergessen. Eine geraume Zeit nach diesem Vorfall kam der Mann wieder zu mir, aber

nicht um ein Missionsschwein zu kaufen, sondern um zu klagen über die schlimmen Leute in der Gemeinde; da sei eine Frau, die erst einigemal in die Gottesdienste gekommen sei, zu ihm gekommen und habe ihn um Geld angegangen. Er hätte ihr gegeben, und zwar nicht wenig, jetzt lasse sie sich nimmer sehen, wahrscheinlich sei es verloren. Jawohl, es ist verloren, mein Lieber, sagte ich. Erinnerst du dich nicht bei diesem Vorfall an Einen, welcher den Herrn betrogen hat, indem er ihm ein Missionsschwein versprach und nie gab? Hätte mich sehr gewundert, wenn ihn der Herr nicht gestraft hätte. Später stellte es sich heraus, daß das ausgelehnte Geld gerade so viel war, als er für das Missionsschwein löste. Er hat es eingesehen, bereut und ich hoffe, sich für immer zur Warnung dienen lassen. Möge es auch Andern eine ernste Ermahnung sein, dem Herrn die Gelübde zu bezahlen.

12. Wie ich einmal von einigen Brüdern durchgehechelt wurde.

Das trug sich in einer Stadt zu, wo ich auch zu predigen angefangen hatte. Da kehrte ich nemlich bei einigen lieben Brüdern ein. Denen predigte ich mehreremal, ohne daß sie nach meinem Namen fragten, oder ich Veranlassung fand, sie zu unterrichten. Einmal erzählten sie mir nach einem Vortrag von einem gar bösen und schlimmen „Grün," der sich auch als Prediger ausgebe, in der Nähe sich aufhalte und gar schlimme Lehren verbreite, sie konnten fast nicht fertig werden über den Mann. Da sagte ich ihnen, es werde am Ende nicht so schlimm sein, wenn man der Sache auf den Grund ginge und den Mann näher kennen lernen würde; man dürfe nicht alles glauben, was die Leute sagen, besonders aber als Gottes Kinder müsse man vorher genau prüfen, ehe man ein Urtheil fälle ꝛc. Das leuchtete ihnen ein, aber sie hatten doch eine Abscheu vor dem gefährlichen Menschen. Nach einiger Zeit entdeckten sie, daß ich der böse Mann sei, und konnten sie sich nicht genug verwundern und entschuldigen; ich aber mußte herzlich lachen, und sie versprachen, in Zukunft vorsichtiger zu sein.

13. Ein Besuch im Lipp'schen.

Theils aus brüderlicher Freundschaft, theils aus Gesundheitsrücksichten, machte ich auch einmal einen Besuch in dem schönen, romantischen Lipperland, das mit seinen fruchtbaren Thälern und himmelanragenden Bergen ziemlich dem Schwabenlande ähnlich ist, und wo wir jetzt auch ein schönes Gottes Werk haben. Bei meinem Jugendfreund und Landsmann Br. Hahl, damals Prediger in Lemgo, genoß ich freundliche Herberge und war mir ein Hochgenuß. In der Stadt Lemgo war es mir vergönnt in der großen, geräumigen, sogenannten Stephanskirche das Wort Gottes zu verkündigen, und zwar zu einer zahlreichen, aufmerksamen Versammlung. Diese Stephanskirche, von einem aus der Landeskirche ausgetretenen Pastor Stephan und seinen Anhängern erbaut, steht schon Jahre lang leer, und legt Zeugniß ab, wie weit es mit der Schwärmerei kommen kann. Dieser Stephan, einst auf der Höhe der Heiligkeit, hatte fast das ganze Lipperland als Anfang, aber er verfiel in allerlei fleischliche Lüste und ist jetzt ungläubiger Romanschriftsteller, während seine Anhänger aus Gram, Herzeleid und Scham zum großen Theil nach Amerika auswanderten, andere aber wieder verweltlicht sind. Im Anfang unseres Wirkens daselbst hatten wir dieser traurigen Geschichte wegen viele Vorurtheile zu überwinden. Die Leute sahen nun aber doch ein, daß wir keine Stephane sind.—Auf dem Lande wurden wir von freundlichen, einfachen Bauersleuten vom echten Schlag lieblich bewirthet. Eines Tages führte mich mein lieber College auf den höchsten Berg des Landes, den sogenannten „Grennersberg." Als wir oben waren, und ich mich als Naturfreund so sehr an der schönen Aussicht erfreute, trat mein lieber Br. H. zu mir heran und sagte: „Dies alles will ich dir überlassen, so du hier bleibst und mich nach D. läßt." Ich aber sagte ihm: „Du sollst deinen Mitknecht nicht versuchen." — Gefreut hat es mich, daß wir auch auf diesem Berg eine Familie trafen, die Jesum liebte. Ich bekam von diesem schönen Ländchen die besten Eindrücke und war herzlich froh, daß die Evangel. Gemeinschaft das Kreuzesbanner hier erhob. Nur das machte einen schlechten Eindruck auf mich, daß die Landeskirchlichen einen so widerlichen Sectengeist offenbaren. Wenn z. B. ein Lutherischer in eine reformirte Kirche geht, oder umgekehrt, so wird das als ein Unrecht, ja als eine große Sünde angesehen, was freilich zum größten Theil von den Anführern, oder besser Verführern, den Pfarrern, herkommt. Möge das Evangelium Jesu Christi sich in diesem Lande noch Bahn brechen, ist und bleibt mein Wunsch und Gebet.

14. Ein gefährlicher Traum.

Es war an einem schönen Maitag, als die kleine Streiterschaar in Norddeutschland, in Minden, Westphalen, eine Predigerversammlung hatte. Die Aufgabe: am ersten Abend zu predigen, ist mir zugefallen; mein junger College, Br. Barchet, sollte mit einer Ermahnung schließen. Nun weiß ich nicht, hatte ich nicht genug gebetet oder mich nicht genug in den Text hineingesenkt, oder war sonst ein Bann vorhanden, das Predigen wollte eben nicht gehen, und mein gut aufgebauter Predigtentwurf stürzte eben durch einander; das Alles war meinem lieben Collegen, Br. Barchet, der vor mir saß, ebenso klar, wie mir, das konnte ich aus seinem speculativen Aussehen schließen; es kam mir der Gedanke, Br. B. denkt, höre nur bald auf, ich will es besser machen. Nach einigen Schlußanstrengungen hörte ich auch auf und bat Gott um Verzeihung, wenn ich ihm im Weg gestanden habe. Nun trat Br. Barchet vor, knöpfte sich den Rock von oben bis unten zu und machte gar gewaltige Anstrengungen, wobei ihm der Schweiß über die Stirne tropfte, aber es wollte eben auch nicht ziehen. — Jene Nacht träumte ich darüber, und weil damals mein Nervensystem ziemlich angegriffen war, so kam es öfters

vor, daß ich laut träumte, welches mich mehrmals in Verlegenheit brachte. Nun geschah es, daß Br. B. und ich gerade ein Bett mit einander theilen mußten, und weil er nicht gut schlafen konnte, hörte er alles, was ich träumte, da soll ich unter Anderem ausgerufen haben: „Und der Barchetle (da er nemlich klein von Person ist), der wollte es erst noch besser machen, aber trotzdem, daß er auf der Kanzel stand, wie ein Professor, der schon zehn Jahre das Doctordiplom hält, hat er doch auch nichts fertig gebracht" u. s. w. Als ich erwachte, sah mich mein lieber Schlafkamerad mit gar hellen und eigenthümlichen Augen an, ich aber war froh, daß alles ein Traum war, und wie ich meinte, Niemand nichts davon wußte. Aber ich täuschte mich. Br. Barchet konnte mir meinen bösen Traum haarklein erzählen. Wir lachten darüber, aber mir war es doch nicht ganz wohl zu Muthe bei der Sache, doch was ließ sich da machen? Ich bin aber froh, und meinem Gott dankbar, daß ich von diesem Träumen erlöst bin.

(Fortsetzung folgt.)

Die Winterlandschaft.

S hüllt in einen weißen Todtenschleier
Ihr Antlitz die verbleichende Natur;
Allüberall herrscht tiefe, ernste Feier
Und wehmuthsvolles, düst're Schweigen nur.

Verheerend streifte über grüne Matten
Der rauhe Nord, es fiel das Prachtgewand
Des Waldes, wo in den verschwieg'nen Schatten
Das Herz einst Ruh' und süße Labung fand.
Vom Berge rauscht nicht mehr die Caskatelle
Ins stille Thal mit langem Sprudelklang.
Es steht vom Frost erstarrt die Silberquelle,
Um welche Flora Blumenketten schlang.
Und doch wie reizend, o Natur! Es schauet
Mein Aug' entzückt das helle Schneegefild,
Den Berg, der dort in weiter Ferne blauet,
Und rings Gestalten regellos und wild.
An Baumeszweigen prangen weiße Flocken,
Wie einst im Wonneglanz ihr Blüthenkranz
Ein Westhauch fächelt, und die krausen Locken
Erzittern schillernd in der Sonne Glanz.
Wie rosig strahlt die Flur im Widerscheine!
Wie laut erklingt des glatten Stroms Krystall!
Wie färben sich mit Purpurgluth die Haine;
Wie funkelt, leuchtet, glänzt das weite All!

Im Schooß des stillen Thales ruht, umwallet
Von zartem Nebelduft, das Dorf, wie schön!
Und durch die schweigende Natur erhallet
Der Silberschellen fliegendes Getön.
Die Sonne sank; ein dichter Schleier webet
Sich finster um das schimmernde Gefild,
Und in der Nacht, die schwarz herniederschwebet,
Erblick' aufschauend ich des Grabes Bild.
Doch siehe, am azurnen Himmelsbogen
Hellleuchtend dort des Mondes Angesicht.
Er kommt mit Siegesglanz herangeflogen
Und rings verklärt die Flur ihr mildes Licht;
O Zauberschein, du strömest sanft und leise
Ins stille Herz, Gefühl der höher'n Welt,
Du lächelst freundlich, wie im Tod der Weise,
Wenn dieses Lebensdunkel ihm sich hellt.
Ein gottgesandtes, wundersüßes Ahnen
Ergreift den sterbenden, entzückten Geist,
Zur Heimath flieget er auf lichten Bahnen,
Wo Sonn' um Sonn' im Sphärentanze kreist.
So kann, Natur, dein Reiz uns nimmer alten,
So rührst du stets mit mächtiger Magie,
Und in den rastlos wechselnden Gestalten
Erkennen wir nur Ordnung, Harmonie.
Ja, diese öde Leichenhülle,
Die ringsumher jetzt die Gefilde deckt,
Sie birgt die Kraft, die einst in reicher Fülle
Zu süßem Duft die Lebensblüthe weckt.

(J. A. Michel.)

Ich muß, ich kann, ich will.

Eines Tages im Juli geht der treffliche Johannes Goßner, dessen Schatzkästlein in vielen Häusern sich findet, durch die Kanonierstraße in Berlin, wo eben Straßenpflästerer in Arbeit sind. Für Fuhrwerke ist die Straße gesperrt, für Fußgänger nur ein schmaler Steig längs den Häusern vorhanden. Eben stehen zwei „Besetzer" bei einander und jeder zieht eine Schnappsflasche heraus. Da geht Goßner, ein Greis mit silberweißen Haaren, hoch in den Siebzigen, raschen Schrittes vorbei. Als Freund der Armen und Geringen im Volke ist er Vielen bekannt; auch der eine der Pflästerer kennt ihn, zieht seinen Hut vor ihm ab und reicht ihm das Fläschchen hin mit den Worten: Thut Bescheid, Vater Goßner!

Goßner richtete sein schönes, durchdringendes Auge auf den Arbeiter und sagte ruhig und ernst: „Ich könnte trinken, wenn ich wollte; aber du mußt, auch wenn du nicht willst!" und damit geht er seines Weges.

Der Pflästerer erblaßt, und mit dem Rufe: Was, ich muß! wirft er die Flasche gegen den Steinhaufen, daß sie in tausend Stücke zersplittert.

Vierzehn Tage später tritt ein Mann mit zerstörtem Gesicht und unruhigen Geberden in Goßner's Wohnzimmer. Er kann fast nicht reden und endlich bricht er in die Worte aus: „Vater Goßner, um Gotteswillen, machen Sie mich los, sonst bin ich verloren sammt Weib und Kindern!"

Es war der Besetzer aus der Kanonierstraße. Er hat nach jener Begegnung es versucht, den Schnapps zu lassen; aber die Kameraden, die eigene Lust, ein Widerstreben im Innern — alles hilft dazu, daß er nicht loskommt; noch nie hat ihm der Schnapps so geschmeckt, und doch noch nie ist ihm das Getränk dann wieder so niederträchtig vorgekommen. Er kam in einen erbärmlichen Zustand; und wenn er heimkehrte, betrunken, unleidig, ja oft tobend, da weinte und härmte sich das Weib, die Kinder zitterten und verkrochen sich, und den Mann kam ein tiefes Weh an — „es brannte ein Feuer in meinen Gebeinen."

Jetzt entschloß er sich, zu dem Manne zu gehen, dessen ernstes Wort den Brand in ihm entzündet und ihn zu bitten: Machen Sie mich los!

Vater Goßner aber sprach: Lieber Sohn, ich kann dich nicht losmachen; denn du bist in eines starken Herrn Gewalt. Aber ich kenne einen Helden, der ist stärker als Sünde und Teufel, der entreißt dem Starken seine Beute, zu dem wollen wir gehen. Fragst du, wer er ist? Er heißet Jesus Christ, der Herr Zebaoth, und ist kein anderer Gott, das Feld muß er behalten. Und diesen Starken hat Goßner mit dem armen Manne angerufen um Hülfe und Errettung, bis dem Pflästerer geholfen war. Es ging durch Fallen und Aufstehen hindurch, und endlich hat der gute Geist die Oberhand gewonnen, und er konnte sagen: „Ich muß nicht mehr; ich könnte, aber ich will nicht!" Friede und Eintracht wohnt jetzt in der Familie des Pflästerers, und in dem Dachstüblein desselben hängt über seiner Schlafstätte das Bild Johannes Goßner's, und unten dran auf dem Bücherbrett ruht die vielgebrauchte Familienbibel.

Evangelische Väter.

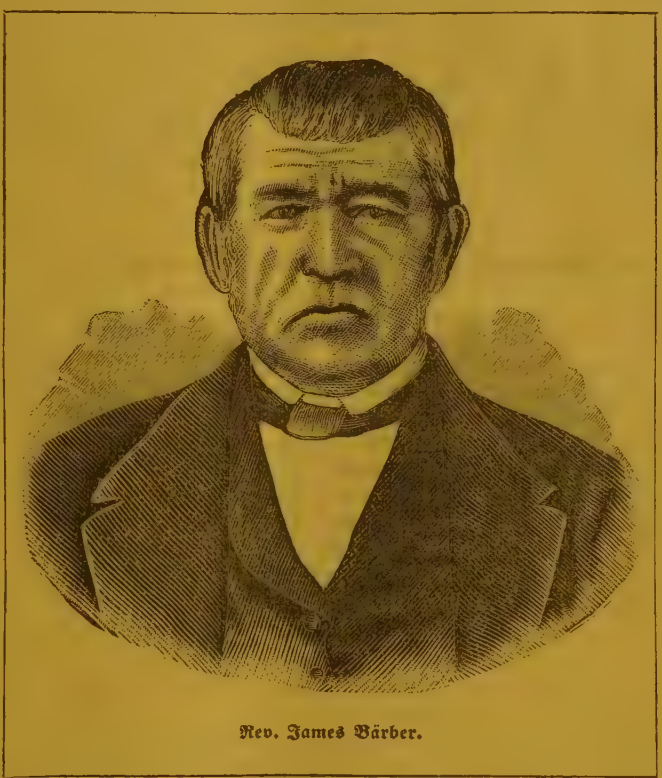
Von W. W. Orwig.

13. Rev. James Bärber.

Bruder Bärber gehört mit Recht zu den Vätern der Ev. Gemeinschaft, indem er schon im Jahre 1817 in das Reiseministerium eintrat, nahezu dreißig Jahre darin beharrte und hernach noch zwanzig Jahre als seßhafter Prediger diente. Er wurde geboren den 22. April 1797 in Manor Township, Lancaster Co., Pa., und kam daselbst im achtzehnten Jahre seines Lebens durch den Dienst des seligen David Thomas zur Bekehrung und schloß sich der Ev. Gemeinschaft an, da sie erst etwa elfhundert Glieder und nur fünfzehn Reiseprediger zählte.— Er war etwa zwanzig Jahre alt, da er als Reiseprediger ausging.— Die ganze Gemeinschaft bestand damals aus zwei Vorstehenden Aeltesten Distrikte und dreizehn Bezirken. Die Vorst. Aeltesten waren: Johannes Dreisbach und Heinrich Niebel, die ersten zwei Vorst. Aeltesten der Gemeinschaft. Sein erstes Jahr im Amte brachte Bärber zu auf Lancaster Bezirk in Pennsylvania unter der Aufsicht von Adam Ettinger. Das zweite Jahr diente er als Aufsichtsprediger auf Somerset Bezirk. Das dritte Jahr brachte er zu auf Lancaster Bezirk im Staate Ohio. Sein viertes Jahr diente er auf York Bezirk (Pa.) mit J. Dehoff zum Collegen. Im nächstfolgenden Jahre bediente er mit D. Middelkauf die Bezirke Somerset und Bedford. Sein sechstes Jahr brachte er mit J. Eisenberger auf Union Bezirk zu. Das folgende Jahr (1823) wurde er von der Conferenz als Vorst. Aeltester

gewählt und auf Salem Distrikt bestimmt, welchen er vier Jahre mit gutem Erfolg bediente.

Aus dem Gesagten ist zu sehen, daß Br. B. sozusagen noch zum ersten Schlag der Reiseprediger unserer Gemeinschaft gehörte. Vier Jahre nach ihm trat Joh. Seybert und ein Jahr später Jos. Lang in die Reihen der Reiseprediger. — In 1827 war Bärber Vorsitzer der Oestl. Conferenz. Die folgenden zwei Jahre diente er auf Centre Bezirk, und das letzte derselben war mein erstes Jahr im Predigtamte unter seiner Aufsicht, wo ich ihn dann erst recht kennen und besser schätzen lernte. Darnach diente er abwechselnd auf verschiedenen Bezirken, öfters wieder wo er früher gedient hatte, bis er endlich wegen körperlicher Gebrechlichkeit genöthigt ward, sich seßhaft zu machen. Er predigte jedoch noch Jahre lang beinahe jeden Sonntag in seiner Umgebung und wurde allenthalben willkommen geheißen. Und als er nicht mehr im Stande war, viel zu predigen, fühlte er sich außer seinem Elemente. Unter diesen Umständen traf ich ihn einmal bei einem Besuche krank im Bette, wo er seine Unvermögenheit zu fernerer Thätigkeit in seinem Amte sehr beklagte. „O, ich kann nichts mehr thun!" rief er wehmüthig aus. Ich sah es nöthig, ihn zu ermuntern und zu trösten mit der Bemerkung: daß unter seinen Umständen, Gott weiter nichts mehr von ihm fordern könne, als sich mit Ergebenheit und Geduld in sein Schicksal zu fügen, und ihm zu vertrauen. — Er litt in letzter Zeit bedeutend an Melancholie, nahm aber endlich einen siegreichen Ausgang aus diesem Thränenthal.



Rev. James Bärber.

Bruder Bärber war ein angenehmer und allgemein geschätzter und beliebter Prediger, und beinahe Jedermann hörte ihn gerne. Seine Vorträge waren einfach, lebhaft und kräftig und machten gewöhnlich tiefe und bleibende Eindrücke. Bei Lagerversammlungen und sonst großen Versammlungen trug er in seinen früheren Jahren gewöhnlich den Ruhm davon, ein meisterhafter Prediger zu sein, der von nicht vielen übertroffen werden könne. Dazu trug auch seine angenehme Stimme und anständige Geberdung viel bei und besonders auch die Thatsache, daß er nicht so lange predigte, als die meisten andern Prediger jener Zeit. Eine Stunde war seine Regel, und nur selten überschritt er dieselbe, obwohl er nie nach seiner Uhr schaute, während der Predigt. — Die meisten Prediger unter uns predigten in früherer Zeit anderthalb bis zwei Stunden, einige wenige drittehalb Stunden und dann und wann einer drei Stunden. — An manchen Orten, wo die Leute nur etwa jeden Monat eine Predigt bekamen, und manche derselben viele Meilen Wegs zu kommen hatten, wollten sie lange Predigten haben. Die heutigen Predigten von einer halben oder höchstens drei Viertel Stunde würden sie kaum besucht haben. Sie würden gesagt haben: Wer nicht mehr wisse, der solle schweigen. Dies waren jedoch Ausnahmen — die meisten Leute liebten die sehr langen Predigten nicht. Br. B.'s Stundpredigten fanden daher an den meisten Orten Beifall. Er sagte aber in einer Stunde so viel, als Mancher in einer Stunde und einer halben zu sagen vermag, indem er schnell redete, und doch so deutlich, daß man ihn leicht verstehen konnte. Er predigte überhaupt mit großem Ernst, und oft war sein Predigen sehr kraftvoll und siegreich und wurde mit herrlichem Erfolg gekrönt: Sünder wurden dadurch erweckt und bekehrt, und die Gläubigen allenthalben erbaut und im Werk der Gnade befördert. Auch fand er vielfältig Eingang und Beifall außerhalb seiner kirchlichen Verbindung, und wurde, wo er bekannt war, oft von andern christlichen Benennungen ersucht, Leichenreden zu halten, wozu er besonders geschickt war.

An Conferenzen sprach Br. B. in der Regel nicht sehr viel, und überhaupt nahm er keinen regen Antheil an den äußerlichen kirchlichen Einrichtungen und Angelegenhei-

ten. Hierzu schien er nicht besonders geeignet. Seine Stärke lag hauptsächlich im Predigen und im socialen Umgang unter dem Volke, darin that er es manchen Andern zuvor. — Er war ein treuer Gatte und Familienvater und bemühte sich, die Seinen christlich zu erziehen, was ihm, so weit mir bewußt ist, auch wohl gelang. Seine Gattin, eine Tochter von Michael Meeß, der schon im Jahr 1804 ein Glied der Ev. Gemeinschaft war, da dieselbe nur sechzig Glieder und vier oder fünf Prediger zählte, war ihm eine getreue Gehülfin in seinem hohen Berufe. — Vater Meeß war der erste Classführer der Gemeinde unserer Kirche zu New Berlin und Umgegend, in Union Co., Pa., und lernte, nebst Albrecht, Walter, Miller 2c., beinahe alle Prediger der Gemeinschaft während des ersten Vierteljahrhunderts ihrer Existenz kennen. Unter diesen Umständen hatte Bruder Bärber hinlängliche Gelegenheiten, mit der Entstehung und dem Fortschritt unserer Gemeinschaft bekannt zu werden, wie nur wenig Andere dieselben besaßen, zumal da er das Alter von nahezu 71 Jahren erreichte und bei 50 Jahren im Predigtamte stand, was bisher nur von wenigen unserer Prediger der Fall war.

Während der letzten zwanzig Jahre seiner Pilgerschaft auf Erden war Bruder B. oft unpäßlich und zuweilen hart krank, erholte sich jedoch immer wieder, bis er etwa ein Jahr vor seinem Hinscheiden vom Typhoidfieber befallen ward, wovon er sich nicht wieder völlig erholte, und wozu eine Art Schlagfluß sich gesellte und so seinen Tod beiführte. Er verschied am 19. September 1867, voll Glaubens und Zuversicht des ewigen Lebens — hatte jedoch während seiner letzten Krankheit noch schwere Prüfungen zu bestehen zu völligerer Bewährung seines Glaubens. — Sein Leichenbegängniß soll das Zahlreichste gewesen sein, dessen man sich an dem Orte zu erinnern wußte. Er hatte viele Freunde und Gönner.

Eine Geschichte zum Trost und Exempel für Viele.

Am 8. Jan. 1821 starb zu Berlin der Kaufmann Daniel Löst, nahe an seinem 61. Jahre. Er war kein Großer an der Börse, daß etwa deßhalb sein Name aufgezeichnet wäre, er hatte nur ein einfaches Posamentierwaarengeschäft, das er fleißig und ordentlich betrieb, und als ihm dies den Sonntag zu sehr verkümmerte, hatte er auf den Rath des um die schlesischen Weber so verdienten Barons von Kottwitz sich mehr dem Leinengeschäft zugewendet. Weßhalb ich ihn 33 Jahre nach seinem Tode nenne? Weil er ein *christlicher* Kaufmann war. Aus seinem einfachen Leben will ich einen Zug mittheilen.

Eines Tages besuchte Baron von Kottwitz unsern Löst und erzählte ihm von einer wohlhabenden christlichen Dame, die aber augenblicklich von einem harten Gläubiger in eine kostspielige Klagesache gedrängt wurde, wenn nicht Jemand für sie gutsagte; Justizrath S. könne über ihre Verhältnisse nähere Auskunft ertheilen, und eine bloße Namensunterschrift ohne sonst ein Opfer könne sie retten. Löst geht zu Herrn S. und findet auf dem Tische eine aufgeschlagene Bibel. Er verwundert sich, S. erzählt ihm aber, daß er fleißig in der heiligen Schrift lese, und als Löst auf die gewünschte Auskunft zu reden kommt, sagt er ihm, daß nicht die mindeste Gefahr dabei sei, er selbst werde das Geld nächstens auszahlen, und so unterschreibt Löst in gutem Vertrauen für 600 Thlr. Mehrere Monate vergehen, und Löst hört nichts weiter von der Sache. Da bekommt er plötzlich vom Gericht die Anweisung, die 600 Thaler, für die er gutgesagt, bei Vermeidung der Exekution, zu bezahlen. Nun kam's zu Tage, daß die ganze Geschichte auf einen Betrug hinauslief, daß die Besitzung der Dame tief verschuldet war, und bis Dienstag mußten die 600 Thlr. gezahlt werden. Nun war Löst in seinem Geschäfte immer in guter Ordnung und hätte allenfalls 600 Thlr. verschmerzen können, aber sie bis Dienstag auszahlen, war hart, noch dazu, da er auf Sonnabend darauf einen Wechsel über 300 Thlr. acceptirt hatte. Er eilt also zu einem befreundeten Manne, der ihm bereits 500 Thlr. geliehen hatte, der wird vielleicht aushelfen. Unterwegs aber trifft er einen andern Bekannten, der ihm 400 Thlr. gegen einfachen Schuldschein geliehen hatte, und der ihm eröffnet, daß er dieser Summe am Freitag bedürfe, um eine eintreffende Waarensendung zu berichtigen. „Sie sollen's haben," sagt Löst und geht zu dem befreundeten Manne, zu dem er eigentlich wollte. Dieser tritt ihm mit den Worten entgegen: „Gut, daß Sie kommen, lieber Löst, ich wollte Sie eben um die 500 Thaler auf Mittwoch bitten; ich brauche sie nöthig, um eine gekündigte Hypothek auf mein Haus zu bezahlen." „Sie sollen's haben," antwortet Löst, aber das Herz wird ihm immer schwerer. Noch eins fällt ihm ein: Ein ihm nahestehender Kaufmann war kürzlich gestorben; er wußte, daß er bei seinem großen Geschäfte immer bedeutende Barschaft hatte. Er geht zu der Wittwe, vielleicht ist von dorther Rath zu schaffen. Löst war dem Verstorbenen 500 Thlr. auf Wechsel und 300 Thlr. außerdem schuldig. Der Wechsel war abgelaufen, und wie es unter nahen Freunden wohl sein kann, nicht erneuert worden; jetzt aber war er mit den übrigen Papieren des Verstorbenen aufs Vormundschaftsgericht gekommen, und als Löst bei der Wittwe eintrat, zeigte sie ihm die gerichtliche Verfügung, wonach die 500 Thaler zum Donnerstag ad depositum

gezahlt werden mußten. „Um die 300 Thaler," setzte die Wittwe hinzu, „möchte ich Sie auf Sonnabend früh bitten, es gehen jetzt allerlei Rechnungen ein, dazu die Begräbnißkosten" u. s. w.—„Es wird bezahlt werden," antwortet Löst, ohne daß er auch hier ein Wort von dem hätte anbringen können, was er eigentlich gewollt hatte. Je wunderbarer alle Last auf ihn zusammenbrach, desto klarer wurde ihm die Führung seines himmlischen Vaters, und je mehr aller Ausweg vor seinen Blicken verschwand, desto sicherer ward es ihm, daß — gehe es, wie es gehe — Gott es — hinausführen werde zu seines Namens Ehre.

Um 600 Thaler zu suchen, war Löst ausgegangen, und als er heimkam, stand die Rechnung also: 600 Thlr. auf Dienstag zu bezahlen, 500 Thlr. auf Mittwoch, 500 Thlr. auf Donnerstag, 400 Thlr. auf Freitag, 300 Thlr. auf Sonnabend Früh, 300 Thlr. auf Sonnabend Nachmittag — Summa 2600 Thlr., und heute war Sonnabend und in Kasse zwischen zwei und vier Thaler. Mit schwerem Herzen entschloß er sich jetzt, zu einem reichen Manne zu gehen, der seine Umstände kannte, und zwar nicht aus Gefälligkeit, aber doch gegen 6 ℘ und darüber Geld auslieh; ihn wollte er um ein Darlehn von einigen tausend Thalern bitten. Doch da kam er gerade vor die rechte Schmiede: der Wucherer hatte sich schon lange im stillen an dem freudigen, glaubensvollen Löst geärgert. „Was bringt mich denn zu der Ehre Ihres Besuches?" fragte er den Eintretenden. — „Herr N., ich komme für die nächste Woche in Verlegenheit." — „Sie in Verlegenheit, Herr Löst? Sie rühmen ja allezeit und überall, daß Sie einen so reichen und lieben Herrn haben, warum gehen sie denn nicht zu ihm?" — „Sie haben recht," sagt Löst, „verzeihen Sie, daß ich Sie gestört habe."

Der Spötter hatte ihn auf den rechten Weg gewiesen; er fühlte es deutlich als einen Wink vom Herrn und ging heim, ein wunderbar aufgehendes Licht im Herzen. Dort warf er sich auf die Knie und bat seinen Helfer und Heiland um Vergebung, daß er, statt zu ihm sich zu wenden, an löcherige Brunnen gegangen sei. Gestärkt und getröstet stand er wieder auf, und der Sonntag ward ihm ein reich gesegneter Tag im Herzen. Zur Kirche konnte er nicht gehen, dazu war der Leib von den vorangegangenen Gemüthsbewegungen zu sehr angegriffen; an Brustbeklemmung litt er außerdem. Er theilte seine Lage Niemand mit; seine Frau war seit einigen Jahren todt, eine Schwester und eine bejahrte Magd waren seine einzigen Hausgenossen. Früh stand er am Montag auf. Noch war er nicht fertig angezogen, als er bemerkte, wie Schwester und Magd vorn im Waarenlager so beschäftigt waren, daß sie sich nicht durchfinden konnten. Er eilte ihnen zu Hülfe. So hörte es aber den ganzen Tag nicht auf. Als es endlich Abend geworden, ging's ans Zählen des eingegangenen Geldes. Jedes Hundert wurde für sich gelegt. Und das Ergebniß war: 603 Thaler 14 Groschen. Die 600 Thlr. für den andern Morgen waren bereit, und 3 Thlr. 14 Gr. blieben in Kasse.

Und am Dienstag ging es ebenso wie am Montag, und Mittwoch waren 500 Thlr. da, die der Freund auf die Hypothek brauchte. Und so ging es am Mittwoch — und am Donnerstag konnten 500 Thlr. ans Vormundschaftsdepositum gezahlt werden. Und am Freitag erhielt der andere Freund die 400 Thlr. zu seiner Waarensendung, und am Sonnabend früh hatte die Wittwe ihre 300 Thaler.

Und das merkwürdigste in dieser ganzen Wunderwoche war für Löst, daß jeden Tag ungefähr derselbe Rest in Kasse blieb, der vorigen Sonnabend darin gewesen war, nie unter zwei und nie über fünf Thlr. Als an diesem Sonnabend Morgen die 300 Thlr. abgeholt wurden, hatte er eben zwei Thlr. zwanzig Groschen. Damit war's nun aber auch vorbei, und nachdem es die fünf Tage in einem Laufe gegangen war, kam heute kein Mensch, nicht einmal ein Kind, das für einen Groschen Zwirn oder Band geholt hätte, was sonst in jeder Viertelstunde zu geschehen pflegte. Es war drei Uhr Nachmittags, und dieselben zwei Thlr. zwanzig Groschen waren noch der ganze Kassenbestand. Und um 4 Uhr — das wußte er — stellte sich pünktlich der Agent mit dem obengenannten acceptirten Wechsel ein, und konnte er den nicht einlösen, so ward sein kaufmännischer Credit erschüttert, und zahlte er nicht, so mußte der Indossent des Wechsels zahlen, ein ehrlicher Mann, der auch nichts übrig hatte. Das war noch eine letzte Prüfung. Es schlug ein Viertel auf vier, es schlug halb vier, und nicht die leiseste Spur — es schlug drei Viertel — und — da klopft's, und herein kommt ein altes Mütterchen: „Ist Herr Löst zu Hause?" — „O ja, warum denn?" — „Sehen Sie, ich wohne hier in der Nachbarschaft allein in einer Küchenstube, und da sind mir ein paar Thaler ausgezahlt worden. Nun wollte ich Sie bitten, ob Sie die wohl hinnehmen möchten, ich kann keine Nacht ruhig davor schlafen." — „Gern, ich will sie Ihnen verzinsen." — „Nein, um Gotteswillen keine Zinsen!" — „So will ich Ihnen einen Schein geben für Leben und Sterben. Auf wieviel soll ich ihn denn schreiben?" — „Es sind nur 300 Thaler. Bleiben Sie wohl noch ein wenig zu Hause?" — Damit läuft die Frau fort, und Löst hat kaum den Sand auf den Schein gestreut, da ist sie schon wieder da und legt sechs Rollen @ fünfzig Thaler auf den Tisch, und als sie eben mit vielem Dank und dem Schein in der Tasche aus der Thür geht, kommt der Agent mit dem quittirten Wechsel und erhält die daliegenden sechs Rollen.

Damit ist die Geschichte aber noch nicht zu Ende. So weit war alles gut, aber wer etwas vom Handel versteht, weiß, daß es keine Kleinigkeit ist, 2600 Thaler aus einem Geschäfte zu nehmen. Löst's Waarenlager war merkwürdig zusammengeschmolzen, selbst Muster von Bettzeugen, wonach seit fünfzehn Jahren Niemand gefragt hatte, waren vollständig aufgeräumt; der Absatz mußte in der nächsten Zeit stocken, und Betriebscapital, das Aufgeräumte zu ersetzen, hatte er auch nicht gleich;

alles, was irgend von Zahlungen zu erwarten war, war in der einen Woche eingegangen.

Ich weiß nicht, ob dem Daniel Löst dieser Gedanke auch schon aufgestiegen war; seine Seele war voll Lob und Dank gegen den überschwänglich freundlichen Herrn, und seit acht Tagen schlief er nach der auffallenden Stille des Sonnabends zum ersten Mal wieder tief und sanft und feierte seinen Sonntag mit inniger Erbauung. Montag in aller Frühe kam ein Kaufmann Richter aus Reichenbach, in Schlesien, und trug ihm sein ganzes Lager an; er müsse nothwendig nach seiner Heimath zurück, und die Niederlage in Berlin trüge ihm zu wenig ein; ob Löst nicht dieselbe ganz übernehmen wollte? „Ja, aber bezahlen kann ich's nicht," erwiderte Löst. — „Das ist auch nicht nöthig," lautete die Antwort, „das können Sie nach Bequemlichkeit thun, wenn Sie die Waare verkauft haben."

Sofort geht Löst hin, besieht den Vorrath, empfängt Rechnung über das ganze und übernimmt es. Außergewöhnliche Bestellungen setzen ihn in den Stand, seinen Gläubiger Richter, noch ehe dieser es erwartete, zu befriedigen, und die Preise waren mittlerweile so gestiegen, daß Löst dabei auch zugleich zu einem guten Theile von dem kam, was er bei der betrügerischen Bürgschaft verloren hatte. — Glücklich, wer aus solchen Erfahrungen heraus mit dem Kaufmann Daniel Löst im Glauben sprechen kann: „Deine Zeugnisse sind wunderbarlich, darum hält sie meine Seele." (Ps. 119, 129.)

(Nachbar.)

Mutterliebe.

Auf einer abgelegenen Hochebene im Juragebirge gewahrt man zwei Bäume, an die man ein Gemälde befestigt hat. Dasselbe, von einer Ueberdachung beschattet, stellt eine bäuerisch gekleidete Frau vor, die sich mit einem Beil gegen zwei Wölfe vertheidigt; und obschon das Bild alt und durch Wind und Wetter gelitten hat, so wird es doch stets durch die Bewohner des nahe gelegenen Thales den Fremden gezeigt, welche Freude daran finden, auf die Mittheilung des damit verknüpften Ereignisses zu lauschen.

Ich setze voraus, daß auch meine Leser mit dieser Geschichte bekannt zu werden wünschen, denn sie spricht nicht nur von der Kraft der Liebe einer Mutter, sondern auch von der gnadenreichen Fürsorge des Herrn für die Seinigen.

Im genannten Thale stand eine einsame Hütte. Vom Frühling bis zum Herbst gab es hier eine angenehme Zeit. Dann sangen die Vögel und prangten die Blumen in Wald, Feld und Wiese; und zwei Bächlein rieselten so lustig das Felsenbett hinunter, als ob bis zu ihrem Ziele noch viele Tagereisen zu machen seien. Aber im Winter gab's hier nicht viel zu sehen und zu hören. Dann waren die Vögel verstummt, die Blumen verwelkt, die Bächlein ringsum in einen dichten Eispanzer gehüllt; und das ganze Thal hatte sich in ein Schneefeld umgewandelt.

Mit dieser Jahreszeit beginnt unsere kleine Erzählung. In der einsamen Hütte, von der wir gesprochen, lag ein kleines Kind auf dem Krankenlager. Die besorgte Mutter beugte sich von Zeit zu Zeit über dasselbe hin und war unermüdlich damit beschäftigt, kalte Umschläge auf die brennende Stirn des Kleinen zu legen, sowie zugleich ihre Seufzer zum Throne der Gnade zu richten, flehend, daß der Herr, so es anders sein Wille sei, ihr doch den einzigen Sohn am Leben erhalten möge.

In diesem Augenblicke verrieth ihr ein lustiges Geklingel vor der Thüre der Hütte, daß ein Schlitten nahe. Ein Hoffnungsstrahl erhellte die trüben Mienen der unglücklichen Mutter; denn in der nächsten Minute trat der bestellte Arzt ins Zimmer. Mit welch einer ängstlichen Spannung hingen ihre Blicke an den Lippen des Mannes, um seine Aussprüche zu erlauschen! Nach einer längeren Untersuchung setzte sich dieser an einen kleinen Tisch und verschrieb ein Rezept, indem er der armen Frau zugleich mittheilte, daß die Krisis, d. h. jener Höhepunkt der Krankheit im Anzuge sei, wo sich das Schicksal eines Kranken entscheidet. Also nur noch eine kurze Zeit; und es sollte sich klar herausstellen, ob die Mutter ihr Kind verlieren oder behalten sollte.

„Wenn sich das Fieber verstärkt, dann müssen Sie sofort diese Tropfen geben, die ich verschrieben habe," sagte der Arzt und verließ das Zimmer.

Die arme Mutter war wieder allein. Das Schlittengeklingel war längst verstummt. Der vom Arzt beschriebene Zettel lag auf dem Tische. Aber wer sollte denselben in die Apotheke tragen? Sie selbst konnte das sterbende Kind nicht verlassen; und Niemand war da, der für sie Botendienste verrichten konnte. Wo war denn ihr Mann? Ach! der hatte mit Napoleon in den Krieg ziehen müssen; und ob er noch lebte oder todt war, wußte sie nicht. Sie hätte zu Boden sinken mögen vor Schmerz und Traurigkeit. Wem anders konnte sie ihr Leid klagen, als Ihm, der stets ein offenes Ohr hat für den Nothschrei des Elenden? Und ihr Flehen sollte erhört werden.

Wieder vernahm ihr Ohr das Geklingel eines Schlittens, der an ihrer Thüre vorüber fuhr. Das Gefährt, mit einem kleinen Pferde bespannt, gehörte einer in der Nähe wohnenden Bäuerin, die im Begriff war, in die Stadt zu fahren. Der Sohn derselben saß auf dem Bocke und führte die Zügel. Dringend bat nun die unglückliche Mutter die in Schafspelze eingehüllte Nachbarin, ihr in der Apotheke das Rezept machen zu lassen. Diese zeigte sich sofort dazu bereit; und wie von einer

schweren Bürde befreit, kehrte die Mutter zu ihrem kleinen Sohne zurück und setzte sich, da derselbe im Schlummer lag, an ihr Spinnrad.

In dieser Weise verliefen mehrere Stunden. Draußen fiel der Schnee in dichten Flocken; und durch den scharfen Nordwind zu hohen Haufen zusammen gewirbelt, wurden die Wege mit jedem Augenblicke ungangbarer und unfahrbarer. Kein Wunder, daß die hungrigen Wölfe ihre Schlupfwinkel verließen und durch ihr schauerliches Geheul die ganze Umgegend in Schrecken versetzten.

Doch die unglückliche Mutter vernahm nichts von dem Geheul dieser gefräßigen Gesellen; sie hatte nur ein Ohr für die unruhigen, unregelmäßigen Athemzüge ihres Kindes. Nahendes Schellengeklingel brachte sie jedoch endlich wieder zu sich selbst. Sie zweifelte nicht daran, daß ihre Nachbarin zurückkehre und die ersehnte Medicin bringe, wovon, wie der Arzt versichert hatte, das Leben ihres Kindes abhange. Mit raschen Schritten eilte sie der Hausthür zu. Der Schlitten hielt, und die erwartete Nachbarin stürzte, bleich wie der Tod, ihr entgegen und schloß, ohne ein Wort zu sagen, mit Hast die Thür hinter sich zu, während ihr Sohn so schnell als möglich davon jagte.

„Gott sei gepriesen!" rief endlich die Bäuerin, während sie fast athemlos auf einen Stuhl niedersank. „Ein Wunder — ja wirklich, ein Wunder ist es, daß ich hier wohlbehalten angekommen bin."

Nachdem sie endlich ein wenig zu Kräften gekommen war, theilte sie mit, daß es ihr unmöglich gewesen sei, sich einen Weg durch den Schnee zu bahnen; daß sie darum ihren Sohn zu Pferde nach der Stadt geschickt, um die Arznei zu holen, während sie in dem zunächst gelegenen Dorfe auf seine Rückkunft gewartet habe; daß derselbe aber zurückgekehrt sei, ohne die Stadt erreicht zu haben; und daß sie endlich auf der Rückreise stets der Gefahr ausgesetzt gewesen seien, von den gierigen Wölfen überfallen zu werden.

„Wie, und ich bekomme keine Arznei für mein armes Kind?" rief die Mutter verzweiflungsvoll.

In diesem Augenblicke erwachte der kleine Kranke plötzlich und stieß einen lauten Schrei aus. Augenscheinlich war die Krisis, wovon der Doctor gesprochen, angebrochen; und die Medizin war nicht vorhanden.

„Ach! wäre ich doch selbst gegangen!" seufzte die unglückliche Mutter, während sie vergeblich die brennende Stirn durch nasse Umschläge zu kühlen trachtete. „Wirklich, ich muß jetzt noch gehen. Wollen Sie meinen Kleinen bewachen, Nachbarin; ich werde in kurzer Zeit zurück sein."

„Wie, Sie wollen gehen in solch einem Unwetter?" schrie die Nachbarin, die Hände zusammenschlagend. „O, es ist sicher Thorheit, daran zu denken. Sie werden im Schnee versinken und von den Wölfen zerrissen werden; unmöglich werden Sie die Stadt erreichen können."

Doch die Mutter lauschte nicht mehr auf ihre Worte, sondern warf sich ein Tuch um den Hals, zündete eine Laterne an, nahm ein Beil zur Hand, stürzte, sich und ihr Kind dem Herrn befehlend, aus dem Hause und begab sich in der dunkeln, grausigen Nacht auf den Weg. Der Wind hatte sich etwas gelegt, das Schneegestöber hatte aufgehört, und der bleiche Mond warf sein Licht über die Landschaft. Indem sie sich einen Weg durch den Schnee bahnte, der an einzelnen Stellen bis an ihre Knie reichte, arbeitete sie sich mit der äußersten Anstrengung vorwärts. Ein düsterer Wald lag vor ihr; und schon von ferne hörte sie das heisere Geheul der hungrigen Wölfe; aber ihr ganzes Sinnen war auf ihr sterbendes Kind gerichtet. Es war ihr, als hörte sie das Stöhnen und Aechzen desselben als eine Mahnung zu größerer Eile; und zu Gott ihr Seufzen richtend, eilte sie unaufhaltsam vorwärts.

Nach einer unbeschreiblichen Anstrengung erreichte sie endlich die Stadt. Die Medicin war in ihrem Besitz, und ohne Säumen begab sie sich auf den Heimweg. Wieder lag der verhängnißvolle, düstere Wald vor ihr. Die Glocke einer fernen Thurmuhr schlug ein Uhr, als sie sich auf einem von dichtem Buschwerk umgebenen, freien Platze befand. Zwei einzelne Bäume standen in der Mitte dieser ausgedehnten Fläche, und durch Ermüdung erschöpft, setzte sie sich nieder, um am Fuße eines derselben sich ein wenig auszuruhen, während sie zu gleicher Zeit umherspähte, um zu prüfen, ob nicht irgendwo ein Wolf in der Nähe sei. Kaum aber hatte sie sich niedergelassen, als ihr scharfes Auge zwei dunkle Gegenstände entdeckte. Dieselben näherten sich und im nächsten Augenblick bemerkte sie, daß es zwei Wölfe waren, die sich auf dem Wege befanden, um in ihre Höhle zurückzukehren. Sich über den Schnee hinbeugend, gingen sie an den Bäumen vorüber, hinter welche sich die arme Frau versteckt hatte; und für den ersten Augenblick glaubte sie sich sicher. Doch eins von diesen Ungeheuern, welches ohne Zweifel ihre Nähe gewittert hatte, machte plötzlich Halt, näherte sich ihr und stierte sie mit seinen gierig funkelnden Blicken an. Die arme Frau, fast erstarrt vor Schreck und Angst, faßte ihr Beil und schlug mit aller Macht auf den Kopf des Thieres. Das Beil war scharf, der Hieb geschickt ausgeführt, und der Wolf, ein gräßliches Geheul ausstoßend, fiel mit gespaltenem Schädel todt zu ihren Füßen. Aber der zweite Wolf, der etliche Schritte vorausgegangen war, blieb, durch das Gestöhn seines Gefährten aufmerksam gemacht, plötzlich stehen und näherte sich dann mit raschem Sprunge. Die Unglückliche war kraftlos zu Boden gesunken und hatte ihr Beil in den Schnee fallen lassen. Ehe sie sich's versah, fühlte sie die Zähne des wüthenden Thieres. Eine Zeit lang war es ihr, als könne sie kein Glied rühren; ihr Kopf schwindelte; sie war einer Ohnmacht nahe. Da gedachte sie plötzlich ihres sterbenden Kindes, und dieser Gedanke fachte ihre dahin siechenden Kräfte wieder an. Sie nahm ihre Laterne zur Hand, die sie bisher unter ihrem Tuche verborgen hatte, und hielt diese dem

Wolfe so plötzlich vors Gesicht, daß derselbe davor zurück schrak und sich etliche Schritte von ihr abwandte. Doch dieses war nur für einen kurzen Augenblick. Sich auf den Boden werfend, knirschte der nach Blut lechzende Wolf mit den Zähnen und wartete einen günstigen Moment ab, um über sie herzufallen; denn es schien ihm nicht zu entgehen, daß die bald niedergebrannte Kerze ein immer matteres Licht von sich warf. Die arme Frau! Nahe am Rande der Verzweiflung, schrie sie mit lauter Stimme zum Herrn und sank dann bewußtlos zu Boden und die Laterne entsank ihrer Hand.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke fiel in der Nähe ein Schuß; eine Kugel pfiff durch die Luft. Mit gellendem Schrei flog der Wolf in die Höhe und fiel dann todt an der Seite der armen Frau nieder. Ein Soldat, mit einem Gewehr im Arme, näherte sich mit raschen Schritten. Der vom Blut geröthete Schnee, der gespaltene Schädel des einen Wolfes, das am Boden liegende Beil und die bewußtlos niedergesunkene Frau erzählten ihm alles, was geschehen war. Doch wer beschreibt seine Ueberraschung und Freude, als er in der unglücklichen Frau seine eigene Gattin wieder erkennt. Ja, er war der so lange beweinte Mann der armen Hüttenbewohnerin, Aus dem Militärdienste entlassen, war ihm wegen einer nicht sehr bedeutenden Wunde eine Pension bewilligt und wegen seiner guten Aufführung und Tapferkeit eine reiche Belohnung zu Theil geworden. — Wunderbare Führung Gottes! Er hatte gerade im rechten Augenblick diesen Platz erreicht, um das Leben seines geliebten Weibes zu retten.

Das Ende unserer kleinen Erzählung ist schnell mitgetheilt. Nachdem die ohnmächtige Frau wieder zum Gebrauche ihrer Sinne zurückgebracht worden war, wurde sie von den starken Armen ihres Mannes in großer Eile nach Haus getragen. Hier angekommen, sahen sie zu ihrer nicht geringen Freude, daß die Medicin, um derentwillen die Mutter sich einer so großen Gefahr ausgesetzt hatte, nicht mehr nöthig war. Die Krisis war vorüber und ein einziger Blick ihres kleinen Sohnes, der aufrecht in seinem Bettchen saß, genügte, um zu erkennen, daß jede Gefahr beseitigt war.

Wie groß die Freude der überglücklichen Mutter war, läßt sich nicht mit Worten ausdrücken. Heiße Dankgebete stiegen aus ihrem wonnetrunkenen Herzen zum Throne Dessen empor, der über Bitten und Verstehen an ihr gethan hatte. Das Leben ihres Kindes war gerettet, ihr eigenes Leben aus dem Rachen des Wolfes gerissen und der theure Gatte nach Hause zurückgekehrt. Das war des Glückes mehr, als sie mit einem Male zu hoffen gewagt hatte. Es war die gnadenreiche Antwort Gottes auf ihr Gebet.

Mein lieber Leser! Die Liebe einer Mutter war so stark, daß sie ihr Leben für ihr Kind aufs Spiel setzte. Aber was that der Herr Jesus? Er gab sein Leben hin für seine Feinde. Jene Mutter durchwatete den tiefen Schnee, während sie jeden Augenblick in Gefahr schwebte, von den Wölfen zerrissen zu werden; aber über das Haupt des Herrn gingen die „Wogen des Zornes Gottes," und er vergoß sein Blut für Sünder. Wer verdient am meisten deine Bewunderung? Kannst du eine solche Liebe, die stärker als der Tod ist, von dir abweisen? O, möchte sie doch dein Herz erweichen! Wer an ihn glaubt, ist für ewig gerettet und zwar aus einer weit größeren Gefahr, als derjenigen, wofür die Liebe einer Mutter ihr Leben preiszugeben bereit war.

Dreimal gewarnt.

Eine historische Thatsache; von N. M.

I.

Es ist eine Streitfrage, wie weit Gott sich herabläßt, den Menschen zu leiten, zu warnen und zu beeinflussen, um ihn vor Gefahren zu bewahren und für die Zukunft vorsichtig zu machen. Wer aber an die Bibel glaubt, der braucht keine Beweise für die Thatsache, daß Gott es wirklich thut, und selbst eigene Erfahrung, welche freilich in den meisten Fällen nicht in die Geschicke von Nationen eingreift, lehrt, daß der Mensch sich in der Hand Gottes befindet, und wenn er der Stimme gehorcht, die ihn begleitet, geht er sicher.

Der einst berühmte Graf Fouche von Otranto, welcher eine Zeit lang oberster Polizeibeamter des ersten Napoleon war, verlebte seine letzten Tage zu Aix, in Provence, wo er öfters große Gastereien hielt und von seinen Freunden aus früheren Zeiten besucht wurde. Einst, bei einem dieser Feste, war der Graf besonders leutselig und gesprächig. Nach dem Gastmahl, als er mit den Gästen, nemlich mit den Männern, sich auf sein Zimmer zurückgezogen hatte, erzählte er folgende Geschichte, welche uns einen Blick in das Leben des großen Napoleons gibt, wie wir ihn sonst nicht bekommen können.

Napoleon bestieg die Höhe seiner Macht von Stufe zu Stufe, und zwar Anfangs sehr bedächtig, aber mit der Zeit ging es königlich zu, und zwar schon während der Zeit des Consulats. Seine ganze Umgebung glich dem königlichen Hofstaat, und die alten Gebräuche der Monarchie kamen langsam zur Geltung. Unter diesen Gebräuchen war auch die Mode, täglich der Messe beizuwoh-

nen, ehe man den Ministern und Gesandten Audienz gab. Napoleon selbst war immer pünktlich in der Capelle St. Cloud bei solchen Gelegenheiten.

Es konnte freilich auf der Welt nichts weltlicher sein, als die Art dieser Gottesdienste. Die Opernsängerinnen von Paris waren angestellt, im Chor von St. Cloud zu singen, und die Kirche war von den Schwätzern der ganzen Stadt besucht, denn von der Gallerie aus konnte man gewöhnlich den ersten Consul und Josephine mit ihrem Gefolge sehen. Der ganze Gottesdienst bestand eigentlich darin, dem Volk von Paris den Consul und seinen fürstlichen Staat zu zeigen.

Einmal geschah es, daß die Pünktlichkeit Napoleon's in der Messe seiner Gemahlin zu traurigen Gefühlen Veranlassung gab; das scharfe Auge der eifersüchtigen Gattin hatte nemlich entdeckt, wie das Auge des Consuls an einem Fenster der Gallerie haftete, wo schon einige Morgen eine junge Dame von ungewöhnlicher Schönheit zu sehen war. Die braunen Locken, das milde Auge und das bleiche Gesicht machten einen sonderbaren Eindruck auf Josephine; mehr noch, als sie merkte, daß die Dame mit dem milden Auge dem Consul Zeichen zuzuwerfen schien.

„Wer ist die junge Dame?" fragte Josephine im Verlauf des Tages. „Was kann sie mit dem ersten Consul zu thun haben? Ich habe diesen Morgen gesehen, wie sie ein Brieflein zu seinen Füßen fallen ließ, und er hob es auf—ich sah es selbst."

Allein, Niemand konnte ihr Auskunft geben, obwohl Jemand meinte, sie sei die Tochter eines Verbannten und suche vielleicht die Vermittelung des Consuls zu Gunsten ihres Vaters. Das waren blos Gedanken, und diese waren aber auch alles, was Josephine erfahren konnte.

Nachdem die Audienz jenes Tages vorüber war, verlangte Bonaparte auszufahren nach dem Park, denn der König von Preußen hatte ihm neulich ein superbes Gespann Pferde verehrt, und diese wollte er heute einspannen und prüfen. In Begleitung seiner Gattin, seines Bruders Joseph, Duroc und Hortense Beauharnais fuhr er in der offenen Kutsche aus. Bonapart hatte Laune heute selbst zu treiben und setzte sich deßhalb zum Kutscher auf den Bock. Niemand weiß, wie es geschah, aber bekannt ist es, als Napoleon um die Ecke in den Park einlenkte, schlug das Rad wider einen Eckstein und die Kutsche fiel um; der Consul wurde auf die Straße geschleudert und Josephine ohnmächtig durch ihren Schwager gehalten. Duroc sprang mit Lebensgefahr aus der Kutsche, und es gelang ihm, die Pferde zu fassen und zum Stehen zu bringen. Mittlerweile hatte Bonaparte aufzustehen versucht, aber er wurde ohnmächtig. Man schaffte ihn in seine Gemächer, wo er sich wieder erholte, aber sehr nachdenkend war; plötzlich griff er in die Westentasche und holte das am nemlichen Morgen ihm zugeworfene Brieflein heraus; über seine Schultern blickend, las Josephine:

„Bürger-Consul, fahre heute nicht aus in deiner Kutsche."

„Das kann sich nicht auf unseren Unfall beziehen," sagte Bonaparte. „Niemand konnte das vorauswissen, denn mir fiel erst bei der Kutsche ein, selbst Pferdelenker zu spielen. Duroc, untersuche die Kutsche."

Duroc gehorchte, kam aber schon nach einigen Minuten kreidebleich ins Zimmer zurück, wo er den Consul auf die Seite nahm und ihm zuflüsterte: „Bürger-Consul, wärest du heute nicht Fuhrmann gewesen, wären wir jetzt Alle hin."

„Wie so?" fragte Napoleon stutzig.

„In der Kutsche lag hinten, verdeckt, eine Bombe mit geschnittenem Eisen geladen, und ein langsamer Zündfaden brennend daran; Alles war so eingerichtet, daß in höchstens einer Stunde die Bombe geplatzt wäre, und wir wären an den Bäumen des Parks hängen geblieben. Fouche muß benachrichtigt werden; Dubois muß Warnung haben."

„Kein Wort davon zu ihnen," antwortete Bonaparte. „Das Bekanntwerden eines Complotts legt den Keim zu einem andern. Josephine darf nichts wissen von der Gefahr; Hortense und Joseph müssen es nicht wissen, und die Journale dürfen kein Wort von meinem Fall sagen, melde das."—

Napoleon saß eine Weile sinnend, dann fuhr er fort: „Duroc, du kommst Morgen zur Messe und prüfst die junge Dame genau, welche ich dir zeigen werde. Sie sitzt am vierten Fenster zur Rechten auf der Gallerie; folge ihr heim, laß sie genau bewachen und schaffe mir Kenntniß von ihrem Namen, Stand und Verhältniß. Besser besorge es persönlich; um keinen Preis soll die Polizei es erfahren."

Am folgenden Morgen war mehr als ein Auge nach den Fenstern in der Gallerie gerichtet; aber die eifersüchtige Josephine suchte umsonst nach der reizenden Gestalt des jungen Mädchens, es war nicht dort. Der ungeduldige Consul und sein Vertrauter, Duroc, waren ebenfalls getäuscht, der Gottesdienst ging vorüber, ohne Andacht in ihnen zu erwecken. Die Dame wurde nicht wieder in der Messe gesehen. Das war die erste Warnung.

II.

Den Sommer verbrachte Napoleon gewöhnlich zu Malmaison, den Winter aber zu St. Cloud und in den Tuilerien. Es war Winter geworden, und Napoleon hielt Hof in seinem Palast am letzteren Ort.

Eines Abends bestieg er seine Kutsche, um in Begleitung seines Adjutanten Lauriſt, des General Lannes und General Berthier der Opera beizuwohnen. Als die Kutsche zur Abfahrt bereit war, trat eine Dame, in einen schwarzen Mantel gehüllt, plötzlich an die Kutsche heran, hielt dem Consul ein Papier entgegen und rief:

„Bürger-Consul! lies! lies!"

Bonaparte lächelte, verneigte sich gegen die Dame und griff nach dem Papier mit den Worten: „Eine Bitt-

schrift, Madame? Fürchten Sie nichts, ich werde sehen, daß Ihnen Gerechtigkeit wird."

„Bürger-Consul," rief die Dame flehentlich und rang die Hände, aber ehe sie weiter sprechen konnte, rollte die Kutsche davon. Es wurde später behauptet, der Kutscher sei betrunken gewesen.

Der Consul legte das Papier in seinen Hut und machte die Bemerkung: „Ich konnte die Gestalt nicht deutlich sehen, aber es schien mir, die Person sei noch sehr jung."

Die Kutsche fuhr wie im Sturm durch die Straßen; kaum hatte sie aus St. Nicholas umgebogen, als ein furchtbarer Knall ertönte, welchem das Geklirr von Tausenden zerbrochener Scheiben und das Geschrei von hundert Verwundeten folgte. Eine Höllenmaschine war explodirt. Die Kutsche erreichte das Opernhaus unbeschädigt, und Bonaparte betrat seine Loge mit heiterem Antlitz und zufriedener Miene.

Tausend Hüte fuhren in die Höhe, und der Consul wurde mit lautem Beifall begrüßt, als er sich verbeugte und die Menge begrüßte. Als aber der Bericht von der Explosion ankam, und vom glücklichen Entrinnen aus der Gefahr, in welcher der Consul schwebte, brach der Beifallsturm aufs neue los, Jedermann war erstaunt, und diesem Staunen folgte ein lähmender Schrecken; nur Napoleon blieb gefaßt. Plötzlich fiel dem Consul das Papier ein; er ergriff es hastig und las folgende Zeilen:—

„Bürger-Consul. Im Namen Gottes gehe heute Abend nicht ins Opernhaus; gehst du aber, dann meide St. Nicholas."

Als er die Zeilen gelesen hatte, erhob er seine Augen und erblickte gerade gegenüber, in einer Loge der dritten Reihe, die junge Dame von der Kapelle St. Cloud; sie schien ihn noch nicht beachtet zu haben, denn sie saß mit gefalteten Händen, das Auge zum Himmel gerichtet, als dankte sie Gott für die Rettung des Consuls. Ihr Haupt war entblößt, und ihren Körper deckte ein schwarzer Mantel, welchen der Consul jetzt als denjenigen erkannte, welchen die Person trug, die ihm das Papier übergab an der Kutsche, ehe er abfuhr.

„Gehe," sagte er still aber eilig zu General Lannes, „gehe zur Loge uns gerade gegenüber in der dritten Reihe;—schaue nicht hin, wie auch ich nicht schaue; dort sitzt eine junge Dame in schwarzem Mantel, bringe sie nach den Tuilerien, ich muß sie unverzüglich sprechen."

Bonaparte hatte diese Worte geredet, ohne aufzublicken, dann erfaßte er den Arm des Generals, deutete nach der Loge und sagte: „Siehst du dort!" aber er hielt plötzlich inne, denn die Dame war verschwunden; der schwarze Mantel war fort.

Getäuscht und ärgerlich, so überlistet zu sein, sandte Napoleon den General, eiligst ihr den Rang abzuschneiden, aber er war zu spät. Der Logenhalter sagte zwar, er habe die Dame gesehen; sie sei gekommen und gegangen, wie viele Andere, ohne daß sie seine Aufmerksamkeit besonders erregt hätte. Bonaparte berief nun Fouche und Dubois, aber aller Eifer und alle List, die Dame zu entdecken, blieb fruchtlos.

Die Begebenheit machte einen tiefen Eindruck auf Bonaparte, er konnte den Gedanken fast nicht mehr los werden, und oft saß er Stunden lang, wenn die Geschäfte ihn nicht drängten, sinnend, was wohl die Bedeutung sein möchte. Diese Begebenheit hat viel dazu beigetragen, ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß sein Schicksal besonders bestimmt sei, und daß Gott ihn bis zu einem gewissen Punkt beschützen werde. O, wäre er diesem Gott vertrauensvoll näher gerückt!—Das war die zweite Warnung.

III.

Jahre waren verflossen seit den Begebenheiten, welche wir oben erzählt. Dem Consulat war das Kaiserreich gefolgt, und Sieg auf Sieg folgte den Fußstapfen des verwegenen Corsikaners. Endlich kam ein Wechsel, die Stunde hatte geschlagen, da sich das Schicksal wendete. Das verbündete Europa warf seine Heere nach Frankreich, und zwang den Kaiser, das Scepter niederzulegen, welches so lange die halbe civilisirte Welt erzittern machte.

Die Insel Elba wurde für einige Tage das berühmteste Stückchen Erde, welches man kannte; endlich fiel auch das wiedererstandene Kaiserreich zu Trümmern bei Waterloo.

Bonaparte hatte sich bereits entschlossen, Frankreich zu verlassen und sich einem englischen Kriegsschiff anzuvertrauen. Die Freunde, welche ihm durch alle veränderlichen Schicksale gefolgt waren bis hieher, nahmen Abschied; er hob die Hand zum letzten Gruß und warf den letzten Kuß nach dem kaiserlichen Adler. In diesem Augenblick brach sich eine Dame Bahn durch die den gefallenen Helden umringende Schaar und stand plötzlich vor Napoleon. Die Dame schien in der Blüthe ihrer Jahre zu stehen; kein Mädchen mehr, doch noch jung genug, um zu zeigen, daß sie einst unter den Schönen den ersten Rang einnahm. Ihr Angesicht war traurig und ihre Mienen zeugten von innerer Angst, welches in diesem Augenblick den Reiz ihrer Züge erhöhte.

„Sire! Sire!" sagte sie, dem gefallenen Kaiser ein Papier überreichend. „Lies, lies!"

Der Kaiser nahm das Papier, schüttelte traurig das Haupt. Er las den Inhalt, zerriß das Papier und warf es in den Wind.

„Halt, Sire!" rief die Dame. „Folge dem Rath! Laß dich warnen—es ist noch Zeit!"

„Nein!" antwortete Napoleon. „Die Stunde hat geschlagen!" Dann nahm er von seinem Finger einen prachtvollen Ring mit orientalischem Rubin besetzt, ein werthvolles Andenken an seinen egyptischen Feldzug, und reichte ihn der Dame. Sie nahm ihn, kniend, und küßte die Hand, die ihn reichte.

„Dreimal," sagte die Dame, als sie sich erhob; aber Napoleon wandte sich um, betrat das Boot, welches seiner harrte, um ihn nach dem Schiff zu bringen. Er ge-

dachte in Amerika zu landen, aber er landete auf — Helena.

Zwei Warnungen waren fruchtlos, weil er sie zu spät entdeckte, und die dritte — welche sein Schicksal in der Feinde Hand schilderte — die dritte ward verachtet. Mensch! wer du auch seist, verachte keine Warnung, wer weiß, ob nicht dein Gott sie schickt!

* * *

„Aber wer war die Dame, Graf von Otranto?"

„Das kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden," antwortete der Gefragte. „Der Kaiser, wenn er es je bestimmt erfahren hat, behielt sein Geheimniß. Alles, was bekannt wurde über die Sache ist, daß eine Dame, mit St. Regent, welcher die Explosion in der Straße St. Nicholas plante, verwandt, im Spital Hotel Dieu im Jahr 1837 starb, und daß man nach ihrem Tode eine seidene Schnur an ihrem Halse fand, an welcher der werthvolle orientalische Rubin des Kaisers hing."

Ein Wort für Jünglinge.

Von J. J. Kliphardt.

Groß sind die Vorrechte und Verheißungen der christlichen Kirche und ihres Hauptes dem heranwachsenden Geschlechte gegenüber; aber auch vielen reizenden Einflüssen zum Bösen ist dasselbe ausgesetzt. Himmel und Hölle wetteifern mit einander, Kirche und Welt strecken die Hände aus, die versprechende Jugend zu umfassen und mit sich zu vereinigen. Viele edle junge Leute stehen schwankend am Scheidewege, die Wahl scheint wehe zu thun. Ihrer natürlichen Beschaffenheit gemäß zieht sie die breite Bahn des lebhaften Verkehrs und leichten Vergnügens an, aber eines Besseren überzeugt, beseelt mit der Sehnsucht nach wahrem Glück und ewiger Freude, scheint nur der schmale Weg des Lebens sicher. Glück oder Unglück, Wohl oder Wehe für Zeit und Ewigkeit hängt von der richtigen oder unrichtigen Entscheidung ab. Angesichts dieser Thatsachen ist die Frage des Psalmisten: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen?" mit der treffenden Antwort: „Wenn er sich hält nach deinen Worten" (Ps. 119, 9.) wohl einer Beherzigung werth. Der Weg, das Leben, die Lebensreise des blühenden jungen Mannes und das „Wie" der Unsträflichkeit desselben soll hier Gegenstand einiger Bemerkungen sein.

Zunächst möchte ich nun auf die Schönheit dieses Weges aufmerksam machen. Die Jugendzeit hat so viele Vorzüge und Annehmlichkeiten, daß der Greis in seiner Unterhaltung unwillkürlich in die Vergangenheit tritt und alsobald jung zu werden scheint, wie ein „Adler." Das jugendliche Herz fühlt sorgenfrei, Trübsale sind noch unbekannt, und das Kreuz ist ihm ein fremdes Ding; hingegen malt sich die lebhafte Phantasie die Zukunft in den schönsten Farben. Glück und Freuden, ohne Unterbrechung oder Widerwärtigkeiten, leuchten dem frohen Gemüthe überall entgegen. Wer wollte auch etwas dagegen einwenden? Freuten wir uns doch Alle einmal dieses lieblichen Looses. Stehen nun auch heute als Gegensatz jener bunten Vorspiegelungen manche bittere Täuschungen vor der Seele, so sind wir doch überzeugt, daß Sorgen und Grämen unseren Weg nie gesegnet hätten. „So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend." Blicke froh in den Tag; denn dein Gott, der die Sonne erschuf, die Erde mit vielen Schönheiten zierte und den Vögeln des Waldes ihr Lied gibt, gönnt auch dir des Lebens beste Freuden. Lieblich ist dein Gang, angenehm deine Straße, gehe nur hin in der Furcht des Herrn mit der steten Erinnerung: „Mein schöner Weg, mein schönes Leben ist doch auch ernst."

Ja, mein Freund, sehr ernst und von großer Wichtigkeit ist das Heute deiner Jugend. Vergiß dich ja nicht, sonst möchte bald deine Schönheit verwischt und alle Freude verwässert sein. Sei vorsichtig, daß du einen guten Grund legst für die Zukunft. All dein zukünftiges Glück, dein zeitliches und ewiges Wohl, mag leicht, sehr leicht durch Oberflächlichkeit und Leichtsinn in scheinbar unbedeutenden Dingen verscherzt werden. Der Griff nach dem Würfel — das Trinken eines Gläschen Weins mögen die Ursache sein, daß du später in deinem Geschäfte fallirst, in unglückliche Angesichter blickst, das Weinen und Seufzen junger, brechender Herzen hörst und schließlich als Auswurf der menschlichen Gesellschaft in das Grab eines Trunkenboldes sinkst. Spiele nur mit keiner Sünde, ihr Lohn ist der Tod. Fliehe die Liste der Jugend; sei genau in der Wahl deiner Kameraden und kämpfe einen guten Kampf. Lege dir einen gewissen Grund in sittlicher, intellectueller und religiöser Beziehung.

Dies ist eine große Arbeit, so groß, daß es in Anbetracht der Kürze deiner Zeit öfters eines muthigen Fassens erfordert, um nicht in den „Sumpf der Verzagtheit" zu gerathen. Jedoch banges Stillstehn oder Hin- und Herschauen bessert die Sache nicht; hingegen richtige Eintheilung und Ergreifung der Arbeit, eiserner Fleiß und gute Benutzung der Zeit sind unerläßliche Erfordernisse, wenn du irgend ein Ziel zu erreichen gedenkst. Jede Gesellschaft, jedes Vergnügen, in welchem es sich blos ums Zeitvertreiben handelt, ist dir Verlust. „Was dir vorhanden kommt, zu thun, das thue frisch." Dieses gilt in der Schule, in der Wahl und Wartung deines

Berufs, aber auch in der Kirche. Ueberlegung ist nothwendig, hingegen Verzögerung ist gewöhnlich Verspätung. Gar mancher sieht seinen günstigen Gelegenheiten nach, wie der Mann, welcher "only a *little* late," getäuscht dem dahinbrausenden Zuge nachschaut. Der Zug ist fort.

Ferner ist aber das Leben des jungen Menschen auch ernst, weil es in der vollen Blüthe, inmitten seiner größten Pläne vom „König der Schrecken" übereilt werden könnte. Ich weiß wohl, in der Jugend glaubt man gern ans Leben, der Tod scheint am fernen Horizont von der Zukunft umschleiert zu sein. Ich möchte dich auch gar nicht mit schwermüthigen Gedanken belästigen, wenn du dich nur allezeit vor dem Angesichte eines heiligen Gottes weißt, dem du in Kürze Rechnung thun willst. Dein Leben ist Gut des Herrn; es rein und unsträflich vor der Sünde zu bewahren, ist des Menschen Aufgabe, welche er vermöge der angebotenen Gnade Gottes in Christo auch gut zu lösen vermag. Wer hingegen sein Leben mit bösen Gedanken, Worten und Werken befleckt, sinkt immer tiefer im Schmutz der Sünde und ist in Gefahr, von seinem Herrn wie von einem Dieb übereilet zu werden. Darum wachet!

Unter solchen Umständen ist es billig für jeden verständigen Menschen, zu fragen: „Wie werde ich meinen Weg unsträflich gehen?" Welche Bahn muß ich wählen, um einmal in weißen Kleidern vor Gott stehen zu können? Bisher warst du unter dem unmittelbaren Einfluß frommer Eltern, im Kinderschmuck gingst du deinen Weg, geleitet an treuer Hand; aber jetzt ist die Stunde der Selbstbestimmung, der Entscheidung gekommen.

Versäume nicht, dich fürs Schöne, Wahre und Gute zu entscheiden. Frommer Eltern und Freunde Herzen schlagen warm für dein Glück, und Jesus rufet: Kommt!

Möglich wäre es aber, daß hier manche der jungen Leser sich von ihren Gewissen bestraft fühlen, indem sie schon die verkehrte Richtung gewählt, sogar die Bahn des Lasters betreten und sich schlimm mit der Sünde besudelt haben. Ist es doch nichts Neues in unseren Tagen, daß man Knaben antrifft, die im Sündigen dem Manne voraus sind. Sie können leider fluchen, rauchen, Branntweintrinken, wie ein Großer. Es sollte nicht so sein! Und wohl dem Unglücklichen, der heute gleich jenem verlorenen Sohn in sich schlägt und bußfertig und gläubig zum himmlischen Vater geht. Allen ohne Ausnahme gilt die treffende Antwort: „Wenn er sich hält nach deinen Worten." Eine gute Anweisung, wie sie nur Gottes Geist geben kann. Wer diesen Rath befolgt, die Heilige Schrift als Richtschnur und Wegweiser für sich wählt, wird des rechten Zieles nicht verfehlen. Sie führt den beweglichen Jüngling, der sich nach derselben richtet, zu Christo, dem „guten alten Weg," und zum Blut des neuen Bundes, welches rein macht von aller Sünde; sie ist ein Licht zu seinen Füßen und die Nahrung seiner Seele. — Bitte, liebes Herz! Lese, höre und bewahre Gottes Wort,

„Bis du, was du hier geglaubt,
Schaueſt mit gekröntem Haupt."

Euer Vater weiß, was ihr bedürft!

Es war an einem Herbstabend des Jahres 1848, als in einer gewerbreichen Stadt des preußischen Rheinlandes ein armer, aber gottesfürchtiger und fleißiger Weber in sein Stübchen trat. Es war eng und niedrig, aber freundlich und sauber. Seine Frau und fünf Kinder hatten ihn offenbar mit Sehnsucht erwartet. Die zwei Kleinsten hingen sich an seine Füße, die drei Größeren riefen lebhaft: „Der Vater! der Vater!" und die Mutter, die Kartoffeln schälte, richtete sich ein wenig auf und grüßte freundlich. Er legte den Wochenlohn schweigend auf den Tisch, und ein nur halb unterdrückter Seufzer entquoll seiner Brust. Mit der einen Hand suchte er die zwei Kleinen sanft von seinen Beinen loszumachen, mit der andern fuhr er über sein Gesicht. „Aber Mann, was hast du?" rief erschrocken die Frau, „du siehst ja ganz elend und bekümmert aus! Ich will doch nicht hoffen —" — „Sei ruhig," sagte der Mann mit festem aber schmerzlichem Tone, „der alte Gott lebt noch! Freilich hat mir der Fabrikherr heute den Abschied gegeben, wie noch einem großen Theil seiner Arbeiter, allein —" — „Großer Gott!" rief die Frau, „dir den Abschied? Also keine Arbeit und kein Brod? Ist das möglich? Erst vor vierzehn Tagen hat dich dein Herr so gelobt und den Anderen als Muster vorgestellt, und nun den Abschied? Das ist also der Lohn für deine treuen 25jährigen Dienste! Das ist —" — „Versündige dich nicht!" unterbrach sie der Mann. „Ich begreife es auch nicht; es ist ein dunkler Weg! Als die Entlassungen vorgelesen wurden, da dachte ich: dein Name ist gewiß nicht dabei, der Fabrikherr hat dich allen Andern immer vorgezogen. Plötzlich höre ich auch meinen Namen. Sobald ich mich etwas gefaßt hatte, stellte ich dem Fabrikherrn in aller Bescheidenheit vor, wie viele Jahre ich ihm treu und gewissenhaft gedient, wie er mit meiner Arbeit immer zufrieden gewesen sei, weßhalb er mich jetzt fortschicke, während er doch Andere behalte, die kürzere Zeit dienten, als ich. Der Herr sah mich mit einem sonderbaren Blick an und sagte kalt: „Es bleibt dabei, bei mir habt Ihr keine Arbeit mehr; da nehmt Euer Geld, wir sehen einander nicht wieder."

Bei diesen Worten brach die Frau in lautes Weinen aus; die größeren Kinder suchten sich weinend an den

Vater heranzudrängen, und die kleinen schrieen mit, ohne zu wissen warum. Auch der Vater konnte kaum seine Fassung behaupten, obgleich er zuversichtlich wußte und glaubte, daß alle Haare auf dem Haupte gezählt sind, und unser Vater im Himmel weiß, was wir bedürfen. „Jammert doch nicht so," sagte er endlich tröstend, „als ob es keinen Gott im Himmel gebe, der für uns sorgen will. Erst gestern haben wir im Morgensegen gelesen: Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet." (Matth. 6, 8.) Dann zu seiner Frau sich wendend, sagte er: „Weißt du, Mutter, was das Nöthigste ist? Ernstlich beten wollen wir und unser Vertrauen auf Gott nicht wegwerfen; er sorgt für uns, und Alles, auch diese Noth, muß uns zum besten dienen."

Der Sonntag brachte neuen Trost und Erquickung in die Herzen dieser armen Familie. Montag früh ging der Weber fort, um bei mehreren Fabrik- und Kaufherrn wegen Arbeit anzufragen, aber er kam betrübt nach Hause — er hatte keine erhalten. Die ganze Woche verging, ohne daß sich die geringste Aussicht zeigte, ungeachtet er sich keine Mühe verdrießen ließ und an alle Thüren klopfte. Die Unruhen, Aufstände und Empörungen jener traurigen Zeit zerstörten Handel und Gewerbe und raubten Verdienst und Brod. Eines Morgens stellte die Weberfrau die Suppe auf den Tisch, legte zwei Stückchen Brod dazu und sagte traurig: „Jetzt ist kein Brod mehr im Hause, kein Heller in der Schieblade, kein Stäubchen Mehl in der Küche. Wenn wir nichts übrig lassen, so haben wir gleich für Mittag und Abend gegessen!" Da wurde es den drei älteren Kindern recht schwer um's Herz, und sie wollten nicht essen; allein der Vater sagte: „So viel wir bedürfen, wollen wir im Glauben essen, und nicht im Unglauben hungern! Die Barmherzigkeit des Herrn hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und seine Treue ist groß." (Klagl. Jer. 3, 22–23.) Sie setzten sich an den Tisch, aßen und wurden satt. Nachdem der Vater das Dankgebet gesprochen, nahm er seinen Hut, gab Weib und Kindern die Hand und sagte getrost: „Ich bin diesen Morgen zu einem Fabrikherrn bestellt; gebt Acht, da bring' ich euch gute Botschaft zurück!"

Die Mutter rief zu Gott, daß er die Wege ihres Mannes segnen und sein Ja und Amen dazu sprechen wolle. Dann machte sie die Bettlein in der Kammer zurecht. Plötzlich hörte sie in der Stube etwas auf den Boden fallen. Sie fürchtete, es könne eines der beiden Kleinen sein, die sie dort zurückgelassen; als sie aber nachsah, saßen beide ruhig an dem Tische; auf dem Boden dagegen lag eine todte Dohle, und vom Fenster weg sprang ein Bube, der als bösartig bekannt war, und rief in die Stube hinein: „Da, ihr Mucker, habt ihr auch etwas zu essen!" Hatte die arme Frau kaum erfahren dürfen, wie unter ihrem stillen Herzensgebete Sorgen und Kummer zum Schweigen kamen und Ruhe und Ergebung in Gottes Willen in ihr aufkeimten, so traf dieser schnöde Spott ihr Gemüth so empfindlich, daß die Thränen mit Macht hervorbrachen und noch nicht gestillt waren, als ihr Mann zurückkehrte. Auch er trat sehr kleinlaut herein; er hatte wieder einen Fehlgang gemacht. „Da sieh," sagte sie zu ihm, „ein Spott der bösen Buben sind wir in unserer Noth geworden! Ich kann dir's gar nicht sagen, wie mir dieser Hohn das Herz abdrücken will." Der Weber hob den todten Vogel auf, um ihn seiner Frau aus den Augen zu thun und hinauszuwerfen. „Das arme Thier hat auch Hunger gelitten," sagte er, „vielleicht mußte es gar Hungers sterben. Aber nein, es hat einen vollen Kropf, einen gepropft vollen; er ist ganz hart, was ist das?" Er zog sein Taschenmesser heraus und schnitt dem Vogel den Hals auf. Voll Verwunderung sahen er und seine Frau ein gelbes Kettchen und etwas wie Glas herausglänzen. Sie holten schnell Wasser, reinigten das Thier und sahen nun zu ihrem größten Erstaunen eine Goldkette mit funkelnden Edelsteinen auf dem Tisch liegen. „Gott sei gelobt, daß der Vogel in unsere Stube geworfen ist," rief endlich der Weber, „wo der einen solchen Schmuck gestohlen hat, da muß jetzt großes Leidwesen, aber auch Brod die Fülle sein; vielleicht, daß wir durch diesen Fund auch ein paar Tage zu essen bekommen!" Er nahm Vogel und Kette und eilte rasch zu einem Goldschmied, um zu fragen, wer etwa der Eigenthümer sein könnte. „Weber," sagte der Goldschmied, nachdem er Kette und Steine geprüft hatte, „da könnt ihr froh sein; der Schmuck gehört der Tochter eures Fabrikherrn; ich habe ihn selbst gemacht, da seht mein Zeichen. Vor ungefähr vierzehn Tagen war der Herr selbst hier und erzählte mir, daß seiner Tochter auf unbegreifliche Weise dieser Schmuck abhanden gekommen. Tragt die Kette nur gleich selber hin, ihr werdet jedenfalls ein willkommener Bote sein."

Wer machte je einen fröhlicheren Gang, als unser Weber zu seinem Brodherrn? Die Tochter stieß einen Freudenschrei aus, als er ihr den Schmuck übergab. Sogleich wurde ihr Vater herbeigerufen, und der Weber mußte alles genau erzählen. „Du armes Mohrchen," sagte dann die Tochter, indem sie ihre Dohle ansah, „hast immer Dieb gerufen und bist selber zum Diebe geworden, hast nur weniger Glück gehabt, als deine Diebeskameraden, die das Leben über dem Stehlen nicht lassen müssen." Der Fabrikherr schaute nachdenklich drein, reichte dem Weber die Hand, und diesem kam es vor, als habe er seinen Herrn noch niemals so weich und so gütig gesehen. „Vergebt mir, lieber Freund," sagte er mit bewegter Stimme, „ich habe euch Unrecht gethan, ich habe euch mit dem Schmucke in Verdacht gehabt. Ihr waret der einzige Arbeiter, den man an dem Tage, wo der Schmuck abhanden kam, an dem Zimmer meiner Tochter vorübergehen sah. Von heute an seid ihr wieder in meinem Dienste und zwar auf Lebenszeit und um doppelten Lohn." Der Weber konnte keine Worte zum Danke finden; er eilte nach Hause, und als sich die Freude und der Jubel unter den Seinen etwas gelegt, dankte er mit den Seinen aus vollem Herzen Gott dem Herrn, der Wunder thut, der durch einen todten Vogel ihm Arbeit und seinen guten Namen wieder verschafft hatte.

Perlen.

Ein Heute ist zwei Morgen werth.

Gesuchte Liebe ist süß, aber ungesuchte ist besser.

Der, welcher gute Gedanken hegt, ist nie allein.

Durch das viele Borgen
Macht man zweien Sorgen.

Von Menschen kann man leicht zu viel erwarten, aber von Gott nie.

Das Alter verliert eines der ersten Menschenrechte: Es wird nicht mehr von Seinesgleichen beurtheilt.

Alles Weise ist schon einmal gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken.

Wer die Poesie nicht in sich hat, der sollte das Dichten bleiben lassen, denn Poesie wird nicht außerhalb gefunden.

Die Rede des Verleumders ist wie eine Kohle, wenn sie auch nicht brennt, macht sie doch schwarz.

Kein Mensch kennt sich selbst, bis er geprüft ist. Proben sind Prüfsteine des Charakters.

Die Ceremonien der Juden waren nichts anderes als ein offenes Bekenntniß der menschlichen Verdorbenheit.

Was Freunde sich gegenseitig zu verschweigen wünschen, offenbaren sie am deutlichsten.

Liebe ist das Zeugniß, aber auch die Frucht wahrer Religion.

Ein reines Gewissen wird oft für Geld verkauft, aber nie gekauft.

Was eine Untugend unterhält, würde zwei Kinder erhalten.

Wer den Geringen nicht beeinflussen kann, wird nie den Größeren erreichen.

Jedermann kann einen Schmerz unterdrücken, ausgenommen der, welcher ihn hat.

Religion ist die beste Waffenrüstung, welche ein Mensch anziehen kann; aber als Mantel taugt sie nicht viel.

Die Menschen verbessern sich selten dadurch, daß sie ihren Nebenmenschen nachahmen.

Wer nur den Willen Gottes sucht, wird immer finden, was er sucht.

Würde keine Sünde hier bestraft, dann würde man an keine Vorsehung glauben; würde aber jede Sünde hier bestraft, dann würde man kein Gericht erwarten.

Die Sünde gleicht einer Biene; sie trägt Honig im Munde, ihr Ende aber ist ein giftiger Stachel.

Wer am meisten arbeitet, hat am wenigsten Zeit sich seiner Arbeit zu rühmen.

Wenn ein Mensch die Hälfte seiner Wünsche erfüllt bekäme, würde es seine Mühsalen ganz gewiß verdoppeln.

Wer seine eigene Schwachheit nicht kennt, wird auch nie seine eigene Kraft erfahren.

Der Weg, welchen der Ehrgeiz reist, ist zu enge für die Freundschaft und zu krumm für die Liebe.

Prediger machen oft den Fehler, daß sie mehr Theologie in andern Büchern studiren als in der Bibel.

Wer viel mit Kindern lebt, wird finden, daß keine äußere Einwirkung auf sie ohne Gegenwirkung bleibt.

Die Jungen denken, die Alten seien Narren, aber die Alten wissen, was die Jungen sind.

Der muß laufen, den der Teufel treibt, denn dieser Treiber gibt keine Ruhestunde.

Wenn wir Jemand begegnen, der uns Dank schuldet, dann denken wir daran; aber wie oft begegnen wir Jemand, dem wir Schuldner sind, ohne daran zu denken?

Wie kannst du erwarten mit Gott im Himmel zu leben, da du doch nicht willig bist auf Erden mit ihm zu leben?

Kinder sind echte Prüfsteine der Wahrheit und der Lüge, denn es ist ihnen noch nicht um Selbstbetrug zu thun.

Etwas muß sein, um des Menschen Treue zu prüfen. Im Paradies ein Baum; in Israel ein Cananiter; und im Herzen eine Versuchung.

Der Tod ist dem Donner ähnlich, wir erschrecken vor seiner Stimme, und gefährlich ist er blos durch das, was ihm vorangeht.

Die Sünde hat diese Erde zu einem Dorngebüsch gemacht, und es ist an kein Durchkommen zu denken, ohne verkratzt zu werden.

Christi Joch ist immer leicht und sanft, ausgenommen wenn der Hals von Stolz und Leidenschaft aufgeschwollen ist.

Menschen, welche vorgeben, sich nie zu irren, sollten sich prüfen, ob sie auch je etwas Vernünftiges unternahmen.

Der Sonntagschullehrer.

Zur Selbstprüfung für S. S. Lehrer.

1. Habe ich wohlbegründete Hoffnung, daß ich wiedergeboren bin (Joh. 3, 3), und daß mein Name in das Buch des Lebens geschrieben ist? (Offb. 20: 12.)

2. Habe ich mich selbst als ein lebendiges Opfer der Arbeit ergeben, das Reich Christi auf Erden auszubreiten?

3. Habe ich, um in diesem Dienst wirksam sein zu können, Leib, Gemüth und Herz einer bestimmten Zucht unterworfen?

4. Bin ich so sehr Herr meiner Gedanken, daß ich über alle Gegenstände folgerichtig und gut denken kann?

5. Ist meine Einbildungskraft so unter der Herrschaft meines Gewissens, daß ich mich von einem sündlichen Gedanken ebenso schnell abwende, als ich meinen Finger von einer brennenden Kohle wegziehen würde?

6. Lese ich täglich 20 Minuten irgend ein gut geschriebenes religiöses oder wissenschaftliches Buch?

7. Erfülle ich alle Pflichten gegen Gott und meinen Nebenmenschen pünktlich, fröhlich, ohne Jemanden etwas schuldig zu bleiben?

8. Welches Zeugniß habe ich, daß ich täglich an Erkenntniß und Tüchtigkeit zunehme?

9. Bin ich willig, alles daran zu geben, was mich in in meinem Christenlauf hemmt?

10. Wende ich jeden Augenblick meine Zeit aufs beste an, indem ich fleißig in der Arbeit und brünstig im Geiste bin?

11. Bin ich bei allen meinen Verpflichtungen gegen meinen Nebenmenschen auch sorgsam, Geld und Zeit für religiöse Zwecke zu sparen?

12. War ich, als ich das letzte Mal aus meiner Sonntagsclasse kam, fest überzeugt, daß wenn ich bald mit meinen Schülern vor dem Gerichte Gottes stehen würde, ich sprechen könnte: Ich hätte alles, was in meiner Macht stand, gethan, um ihre Seelen zu retten?

13. Ist der Werth der Seele und die Gefahr ihrer dereinstigen Verdammniß kein unbestimmter Eindruck bei mir, sondern ein klares Bewußtsein, gerade wie es mir durch die Bibel eingeprägt ist?

Vorbereitung.

Die Arbeit eines Lehrers in der Sonntagschule hat viele Aehnlichkeit mit der Arbeit eines Photographen. Dieser braucht zehnmal mehr Zeit das Glas zu bereiten, als er braucht, die Impression, das Bild zu nehmen. Die Impression ist das Werk eines hellen Augenblicks. Es fordert viel Zeit und Arbeit das Herz der Schüler vorzubereiten, wenn aber diese Arbeit richtig gethan ist, dann ist ein Lichtstrahl des heiligen Geistes vermögend, einen bleibenden Eindruck auf die Seele zu machen. Lehrer, vergeßt ja nicht, daß ihr Bahnbrecher seid und dem Herrn seine Wege bereitet, wie es einst Johannes der Täufer that. „Er muß zunehmen, ich aber muß abnehmen."

Bibelstudium.

Jesus sagt: „Selig sind, die reines Herzens sind." Diese Worte sind auch in der Sonntagschularbeit von Bedeutung. Wenn man die Bibel studirt, findet man gewöhnlich, was man sucht. Eine Taube, welche über eine Landschaft fliegt, findet nur Schönes und Reines; ein Raubvogel durchstreift die nemliche Landschaft, er findet nichts Anziehendes, bis er irgendwo ein Aas wittert, dort setzt er sich, denn es paßt seinem Geschmack.

Warum kommen sie nicht mehr?

Das ist eine bedeutungsvolle Frage: Warum kommen die Knaben, wenn sie einmal ein gewisses Alter erreicht haben, nicht mehr zur Sonntagschule? Es giebt sehr viele und ebenso verschiedene Antworten auf diese Frage; eine derselben muß man jedenfalls vornweg gelten lassen: es liegt in vielen Fällen an den Knaben; sobald sie der elterlichen Zucht entwachsen sind, brechen sie die Bande, welche bisher als Bindeglied gedient haben und entziehen sich dem kirchlichen, und damit dem religiösen Einfluß. Dessenungeachtet kann es aber nicht geleugnet werden, daß auch andere Ursachen vorliegen, welche wohl zu beherzigen sind:

1. Es fehlt an der nöthigen Aufmunterung seitens der Schule, besonders der Lehrer. Der persönliche Einfluß eines Lehrers, welchem es um die Wohlfahrt seiner Classe zu thun ist, ist genügend, jeden einzelnen Schüler zu fesseln, und nur in Ausnahmsfällen verliert er einen. Wenn aber anstatt des Lehrers zwei bis dreimal jeden Monat ein Stellvertreter dient, welcher die Schüler nicht einmal dem Namen nach kennt, dann ist es kein Wunder, daß die Schüler muthlos werden. Unter solchen Umständen ist auch der beste Schüler in Gefahr, gleichgültig zu werden.

2. Es mangelt am nöthigen Interesse. Knaben sind Menschen, dieses will viel sagen. In der Alltagschule, beim Geschäft und in der Gesellschaft, geht es lebhaft zu; was vorliegt ist fesselnd und neu, daher reizend. Schelten und Ermahnen hilft nichts; es muß Reiz da sein, um persönliches Interesse zu wecken. Hat man diesen Zweck erreicht, dann ist keine Gefahr, daß man die Schüler verliert.

3. Ueber Alles aber bleibt fest: der persönliche Einfluß ist vermögend die Schüler zu halten. Wenn Schüler sehen und fühlen, daß der Lehrer sich um sie bekümmert, und wenn der Lehrer es dann auch versteht, Interesse zu erwecken und zu fesseln, dann ist keine Gefahr, daß ihm Schüler wegbleiben. Aufrichtigkeit ist allerwege gut, aber um Seelen zu gewinnen, ist auch Weisheit nöthig.

Für Kleinkinderlehrer.

Fast irgend Jemand kann die größeren Kinder unterrichten und interessiren; aber für die Kleinen fordert es ein liebendes Herz. Folgende Methoden mögen dienlich sein, um zu zeigen, wie man kleine Kinder lehren kann:

1. Gebrauche unseren „Kleinkinderlehrer."
2. In der Schriftsprache, rede mit ihnen wie die Schrift spricht.
3. Illustrire mit einer passenden Geschichte.
4. Zeige ein Bild auf der Wandtafel, oder hänge eins auf, daß es Alle sehen können.
5. Vergleiche etwas aus des Kindes täglichem Leben mit der Lection.
6. Erkläre Satz für Satz, so daß es die Kinder begreifen können. Irgend eine dieser Methoden wird dienlich sein, den Kindern die Lection einzuprägen.

Arbeite, rette!

Ich habe von einem Gläubigen gehört, dem seine Arbeit nicht so von Statten ging, wie gewöhnlich, worauf er Heimweh bekam und sich den Tod wünschte. In einer Nacht träumte ihm, er sei gestorben, und die Engel hätten ihn in die ewige Stadt getragen. Als er dahin ging über den krystallenen Boden der himmlischen Stadt, begegnete er einem Bekannten. Sie gingen mit einander durch die goldenen Gassen. Plötzlich bemerkte er, daß alle Augen sich nach einer Richtung hinwandten, und er sah einen heraufkommen, den schönsten unter den Menschenkindern. Es war sein hochgelobter Heiland. Als der Wagen herankam, stieg der Herr aus und setzte den Bekannten hinein, ihn selbst aber führte der Herr ganz auf die Seite und ließ ihn von der Zinne der Stadt hinabsehen.

„Schaue hinab," sagte er, „was siehst du dort?"

„Ich meine die finstere Erde zu sehen, von der ich hergekommen bin."

„Siehe recht hin."

„Ich sehe jetzt Menschen mit verbundenen Augen sich über einen schrecklichen Abhang in die bodenlose Tiefe stürzen."

„Gut," sagte der Herr, „willst du hier bleiben und selig sein in den Wohnungen, welche ich bereitet habe, oder nach der finsteren Erde zurückkehren, um jene Menschen zu warnen und ihnen von mir und meinem Reiche sagen und von der Ruhe, welche vorhanden ist dem Volke Gottes?"

Mein Freund wünschte sich nie mehr den Tod. Er sehnte sich so lange zu leben als möglich, um seinen Mitmenschen vom Himmel und Christus zu sagen. Das ist es auch, was Gott von uns will, geliebte S. S. Arbeiter. Die ganze Ewigkeit dürfen wir ausruhen, aber hienieden gilt es zu arbeiten. Wenn unsere Arbeit gethan ist, werden wir den Ruf: „Komm herauf!" schon hören.

Kleinkinderclassen.

Jedes Kind liebt Geschichte. Es ist etwas Lebendes und Reelles, das sein Gedächtniß leicht zu fassen vermag. In seinem Verstand sind beinahe alle Dinge möglich.

Wir als Lehrer von Kleinkinderclassen sollten uns diese Neigung des Verstandes der Kinder zu Nutze machen. Jede Lection ist gleichsam eine Geschichte. Wir mögen die Thatsachen, die in der Lection enthalten sind, lehren, und unsere Schüler dazu bewegen, glatte Antworten auf Fragen über Namen und Oerter zu geben; aber wenn wir dieses auf Kosten der Geschichte, die in dem wirklichen Bereich des Kindes ist, gethan haben, dann haben wir einen traurigen Irrthum begangen.

Wir können beinahe jede Thatsache durch eine wahre, biblische Geschichte, illustriren. Ei, die Bibel ist ja voll schöner und lehrreicher Geschichten! Es ist ein großer Vorrath für unser Bedürfniß in diesem Punkte da, und wir sollten guten und baldigen Gebrauch davon machen. Sagst du, daß du keine Gabe zum Erzählen hast? Dann bearbeite eine Gabe. In manchem kleinen Buche könntest du gerade finden, was du brauchst. Nehme eine biblische Geschichte, welche du schon früher an einem Kinde probirt hast, und studire. In kurzer Zeit wird sich der Geist und der Styl des Buches dir eingeprägt haben.

Wenn du in deinem Erzählen siehst, daß du die Aufmerksamkeit deiner Classe nicht fesseln kannst, suche daheim nach der Ursache, und mache die nächste Geschichte so lebhaft und interessant, wie du nur kannst durch Studiren, Denken und Beten. Wohlverstanden? S. S.

Lectionsblätter.

Wenn ein Lehrer nicht mehr weiß über die Lection, als ihm das Blättchen sagt, dann steht er auf derselben Stufe mit dem ärmsten seiner Schüler, denn auch dieser hat das Blatt. Es mag aber unter solchen Umständen leicht möglich sein, daß er Schüler hat, mit denen er Platz tauschen sollte. Das Lectionsblatt hat Fingerzeige, welche dem Lehrer andeuten, in welcher Richtung er Material finden kann, um seine Classe zu belehren und zu interessiren.

Reiche Frucht.

Im Staat Ohio ist eine Sonntagschule, welche ihren Superintendenten seit 28 Jahren immer wieder erwählte, und der Lehrer der Bibelclasse dient derselben nun schon 32 Jahre. In dieser Zeit sind dreizehn der Schüler ins heilige Predigtamt eingetreten und arbeiten theilweise im Missionsdienst der Kirche. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Hülfe für vernachläßigte S. Schulen.

1. Gebe man denselben solche Superintendenten, denen die S. Schule am Herzen liegt, und die mit heiligem Eifer und der Liebe Christi erfüllt sind; einerlei, ob sie viel oder nur wenig Gaben besitzen.

2. Sehe man darauf, daß jede Woche eine interessante Lehrerversammlung gehalten und die Lection gründlich besprochen und studirt werde.

3. Dringe man, beides bei Schülern und Lehrern, auf pünktliches Beiwohnen. Nichts ruinirt eine Schule eher und sicherer, als zu spätes und unregelmäßiges Kommen der Lehrer und Schüler.

4. Würde ich gelegentliche Hausbesuche anrathen. Wenn ein Schüler ausbleibt, so bringt ihn ein freundlicher Besuch in neun aus zehn Fällen wieder in die S. Schule. Die Erfahrung hat das sattsam gelehrt.

5. Pflege man den Gesang. Eine S. Schule, in welcher kein anziehender, lebendiger, geistreicher Gesang herrscht, werden die Schüler nur ungern besuchen. — „Wo man singt, da laß dich nieder," gilt auch in diesem Punkte in der S. Schule.

6. Behandle jeder Lehrer seine Schüler aufs zuvorkommendste und liebreichste. Und da mache man nur ja nicht den geringsten Unterschied zwischen den Kindern reicher und armer Eltern. Ansehen der Person kann nur schädlich sein.

7. Vergesse man das anhaltende, vereinigte, gläubige Gebet nicht; denn an Gottes Segen ist Alles gelegen. Nur mit Hülfe des Geistes Gottes kann vernachläßigten S. Schulen wieder aufgeholfen werden. Gott gebe uns doch eitel lebenskräftige, geistvolle S. Schulen! (Amen! Edr.)

M. Guhl.

Luther über Galater 6, 6.

„Der unterrichtet wird mit dem Wort, der theile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet."

Eine recht heilsame Lehre und Aufmunterung für S. S. Lehrer enthält die Erklärung, welche der große Reformator gelegentlich über obige Worte macht. Er sagt:

„Einen fleißigen und frommen Schulmeister, oder wer es ist, der Knaben und Mädchen treulich ziehet und lehret, dem kann man nimmermehr genug loben, und mit keinem Gelde bezahlen, wie auch der Heide Aristoteles sagt. Noch ists bei uns so schändlich verachtet, als sei es gar nichts, und wollen doch Christen sein. Und ich, wenn ich vom Predigtamt, und anderen Sachen, ablassen könnte und müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben, denn Schullehrer sein, denn ich weiß, daß dies Werk nach dem Predigtamt das allernützlichste und größeste ist, denn es ist schwer, alte Hunde bändig, und alte Schälke fromm zu machen, aber die jungen Bäumlein kann man besser biegen und ziehen, obgleich auch etliche zerbrechen. Lieber, laß es doch der höchsten Tugenden eine sein auf Erden, fremden Leuten ihre Kinder treulich ziehen, welches gar wenige, und schier niemand thut an seinen eigenen."

Davon sind wir überzeugt, daß wenn Luther jetzt lebte, und er käme in eine unserer S. Schulen, und man würde ihm eine Classe anbieten, so würde er sie lehren und—jeden Sonntag wieder dabei sein. Mit nichten würde er zu Hause bleiben, wie es viele Eltern machen. Was meinst du, Leser?

Wie man eine Sonntagschule vermehren kann.

Bei einer Versammlung im Interesse der Sonntagschulsache machte ein Redner die Behauptung, es seien in der Stadt Chicago allein 70,000 Kinder, welche gar keine Sonntagschule besuchen. Wir wissen nicht, wie viele solche Kinder Cleveland hat, und würden auch nicht lieben, sie zu zählen. Aber wie es hier ist, so ist es verhältnißmäßig in anderen Städten auch. Wie kann man diese Kinder zur Sonntagschule bringen? Verlangt: Mehrere Sonntagschullehrer, mit „Straßen- und Zauneifer" begabt, welche willig sind, hinauszugehen und sich auf den Straßen und an den Zäunen Classen zu sammeln für unsere Sonntagschule. Belohnung: Matth. 25: 21.

Schreibe, Lehrer, schreibe!

Mit der Feder eines Vogels könnte ich den Inhalt der Bibel auf Papier schreiben. Mit einem spitzen Eisen könnte ich denselben in die unbeweglichen Felsen meiseln; aber, o Gott, wie kann ich dein Wort in das Herz der Kinder meiner Classe schreiben, damit es unauslöschlich bleibe? Tauche die Feder der Ausdauer mit Fleiß in das Faß der Liebe und schreibe mit sanftmüthigem Geist Worte der Wahrheit.

Immergrün.

In einer gewissen Sonntagschule hatte jede Classe ihren besonderen Namen; eine derselben nannte man „Immergrün." Weil aber der Lehrer nicht fest war, und sein Unterricht folglich mangelhaft, so daß selten ein Schüler jener Classe eine Frage beantworten konnte, währte es nicht lange bis man die Classe und ihren Lehrer als die „immer grünen" kannte.

Erstes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen

Paulus zu Athen.

9. Lection: Apstg. 17, 22-24. — Sonntag den 2. März 1884.

22. Paulus aber stand mitten auf dem Richtplatz, und sprach: Ihr Männer von Athen, ich sehe euch, daß ihr in allen Stücken allzu abergläubig seid.

23. Ich bin herdurch gegangen, und habe gesehen eure Gottesdienste, und fand einen Altar, darauf war geschrieben: Dem unbekannten Gott. Nun verkündige ich euch denselbigen, dem ihr unwissend Gottesdienst thut.

24. Gott, der die Welt gemacht hat, und alles, was darinnen ist, sintemal er ein Herr ist Himmels und der Erde, wohnet nicht in Tempeln mit Händen gemacht.

25. Seiner wird auch nicht von Menschenhänden gepfleget, als der Jemandes bedürfte; so er selbst Jedermann Leben und Odem allenthalben gibt;

26. Und hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen;

27. Daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten. Und zwar er ist nicht fern von einem jeglichen unter uns.

28. Denn in ihm leben, weben und sind wir; als auch etliche Poeten bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts.

29. So wir denn göttlichen Geschlechts sind, sollen wir nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Gedanken gemacht.

30. Und zwar hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen, nun aber gebietet er allen Menschen an allen Enden, Buße zu thun;

31. Darum, daß er einen Tag gesetzt hat, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit, durch einen Mann, in welchem er's beschlossen hat, und Jedermann vorhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Todten auferwecket.

32. Da sie höreten die Auferstehung der Todten, da hatten es etliche ihren Spott, etliche aber sprachen: Wir wollen dich davon weiter hören.

33. Also ging Paulus von ihnen.

34. Etliche Männer aber hingen ihm an, und wurden gläubig; unter welchen war Dionisius, einer aus dem Rath, und ein Weib, mit Namen Damaris, und andere mit ihnen.

Haupttext: Denn in ihm leben, weben und sind wir. — Apstg. 17, 28.

Geschichtliches.—Diese Lection fällt wohl in das Jahr 51 n. Chr., und Paulus mag im Monat November zu Athen angekommen sein; denn gewöhnlich endete die Schifffahrt mit jenem Monat. Athen war nicht mehr in seiner vollen Herrlichkeit um diese Zeit, aber war immerhin noch eine berühmte Stadt. Paulus verließ Beröa wegen der durch die Juden daselbst angestifteten Verfolgung und begab sich nach Dium, etwa 17 Meilen entfernt, und von da aus segelte er nach Athen. Die Religion, welche dort geltend war, war die griechische, d. h. das Volk verehrte menschliche Eigenschaften und Kräfte der Natur in seinen Göttern. Es war Abgötterei in voller Form und Kraft. Es existirte früher ein Sprichwort, welches lautete: In Athen ist leichter ein Gott als ein Mensch zu finden, und Schaff's Wörterbuch rechnet die Zahl der griechischen Götter auf 30,000. Hier kam Paulus an, müde, traurig und entmuthigt, so weit als äußere Umstände ihn beeinflussen konnten. Aber schon hier hatte er sich sein Motto gefaßt: „Uns ist bange, aber wir verzagen nicht." Weil nun seine beiden Gehülfen noch nicht bei ihm waren, wollte er erst deren Ankunft abwarten, und ging deßhalb durch die Stadt, sich dieselbe genauer zu betrachten; so kam er denn auch in die Gegend der Altäre und Statuen, um derentwillen Athen berühmt war, und hier fand er dann willige Zuhörer, denen er das Wort verkündete.

Texterklärung.—Vers 22, 23. **Paulus aber stand mitten auf dem Richtplatz.** Dieses ist nicht blos auf den Ort zu beziehen, sondern auch auf die Zuhörer, denn dort, wo Paulus jetzt redete, versammelten sich selten, oder nie, Andere, als Gelehrte, Richter und Philosophen. **Ich sehe euch u. s. w.** Das Wort abergläubig ist hier nicht im allgemeinen Sinn zu gebrauchen, denn Paulus hätte sich kaum so ausgesprochen, wenn er das gemeint hätte; das Wort bedeutet hier vielmehr religiös, denn in der ganzen Welt ehrte Niemand die Götter mehr, als die Athener. **Dem unbekannten Gott.** Was immer nun das Wesen auch gewesen sein mag, welches hier verehrt wurde, es war eine Gottheit, welche sie nicht kannten, und Paulus nimmt die Gelegenheit wahr, die Athener zum Dienste des lebendigen Gottes, welchen sie auch nicht kannten, anzuspornen, denn diesen verkündigte er ihnen. **Unwissend Gottesdienst thun.** Sie kannten ihn nicht, und zwar wohl nur deßhalb, weil dieser Gott überhaupt nicht durch das Licht der Natur zu erkennen ist, die Athener aber alles durch ihre Vernunft begreifen wollten. Es ist jedoch das Wort nicht in einem beleidigenden Sinn aufzufassen, denn man kann unwissend etwas thun, dabei aber ganz aufrichtig sein.

Vers 24. **Gott, der die Welt gemacht hat.** Das war ein Angriff auf die Gelehrten von der Schule der Epikurer, denn Paulus stimmt mit Moses überein und verkündet die Schöpfung, während die Epikurer an Zusammenfließen der Atome, das hieße denn, an eine Entstehung der Welt durch Zusammensetzung in der Luft schwebender Theile, entstanden sei, und deßhalb ewig bestehen werde. **Wohnet nicht in Tempeln;** wird nicht von Mauern umschränkt, noch in Gebäude eingeschlossen, wie die Götzenbilder der Heiden und Griechen. Hieraus lernen wir denn ungefähr, was der heidnische Götzendienst in sich faßte: sie glaubten, daß Gott einen Leib habe, und daß derselbe dem menschlichen Leibe ähnlich sei; weil aber der Mensch die Götter nicht sehen könne und doch einen Begriff von ihnen haben soll, um sie anzubeten, daher sei es recht, sich Bilder, Statuen und Vorstellungen zu machen von den Göttern; sie behaupteten sogar, ohne Bilder sei Gottesdienst rein unmöglich, und die Christen hätten auch Bilder, nur hielten sie dieselben verborgen.

Vers 25. **Wird von Menschenhänden nicht gepfle-**

get. Dadurch, daß wir Gott anbeten, verschaffen wir ihm nichts, das ihm nützlich sein könnte, denn er ist in sich selbst vollkommen, weßhalb die Juden ihn auch **El schad dai**, Gott, der Allgenugsame nennen. **Weil er selbst Jedermann** ꝛc. Gott ist der Geber und nicht der Empfänger; Alles, was der Mensch hat, kommt von Gott, nur Verehrung, Gehorsam und Liebe kann der Mensch seinem Gott geben.

V. 26. **Und hat gemacht, daß von einem Blute,** d. h. aus eines Menschen Blute das Blut in alle Geschlechter überging. Die Hauptfrage bleibt hier, ob ein Unterschied ist im Blut, ob der Adelige besseres Blut hat, als der Bauer; ob der Edelmann „im Blut" liegt, oder ob er beides Titel und Blut geerbt hat, ohne es werth zu sein. Jedenfalls hat kein Mensch Ursache sich seines Geschlechtes zu erheben und seiner Herkunft zu rühmen, denn wir stammen aus einem Blute, es sei von Adam oder von Noah. Durch die Rede zeigt aber Paulus den Athenern auch, daß obwohl er Jude und sie Griechen seien, folge er doch nicht blindlings den Vorurtheilen und Begriffen, welche seinem Volke eigen sind, sondern er sieht in diesem einen Sinne alle Menschen als seine Brüder an. **Auf dem ganzen Erdboden zu wohnen.** Von Adam stammen alle Menschen ab, und durch göttliche Vorsehung ist ihnen der ganze Erdkreis zum Wohnplatz eingeräumt worden. **Und hat Ziel gesetzt.** Das sind merkwürdige aber tröstliche Worte. Auf so lange er die Welt gemacht hat, wird dieselbe auch bestehen. Ob er da nicht auf 5. Mose 32, 8 Bezug nahm? Die Schicksale, Einrichtungen und Begebenheiten auf Erden sind in den ewigen Rathschlüssen der Vorsehung bestimmt und dieser Ausdruck des Apostels warf das ganze Lehrgebäude der Epikurer über den Haufen.

V. 27. **Daß sie den Herrn suchen sollten.** Hier lernen wir erstlich, daß Gott eine Absicht hatte, indem er die Welt und die Menschen schuf. In der Betrachtung der Welt soll der Mensch ihren Schöpfer kennen lernen, er soll ihn suchen. Gott suchen meint aber in der Schrift nicht blos suchen, ob ein Gott sei, sondern ihn zu suchen, um ihm Anbetung zu Theil werden zu lassen, welche man ihm auch schuldet (Hebr. 11, 6). Ihn finden, bedeutet so viel als seine Huld und Gnade finden; denn wenn kein Vortheil darin ist, Gott zu haben, warum soll ich ihn denn suchen? Nun lernen wir aber zweitens auch, daß suchen allezeit ein Verlangen voraussetzt, denn man verlangt nichts, was einem nicht gut däucht. Hat ein Mensch dieses Verlangen, dann däucht ihn auch die Sache werthvoll; dieses aber deutet auf einen Zug im Herzen, welcher dem Menschen angeboren ist; es ist ein Gott, und das Herz fühlt einen Trieb, ihn zu verehren.

V. 28. **Denn in ihm leben** ꝛc. Wir sind von Gott und bestehen durch ihn. Diese Gedanken haben schon einige griechische Poeten in ihren Liedern besungen; es mag daher wohl sein, daß Paulus die Worte anführte, um den Athenern zu zeigen, daß die Lehre, welche er verkündet, nicht so neu und fremd ist, wie das ihnen scheinen mag. Uebrigens will er aber damit beweisen, daß alles Endliche vom Unendlichen abhängig ist, folglich auch der Mensch. Daß die Poeten die Worte dem Jupiter zuschrieben, ist auch ein Beweis, daß die Weisen in Jupiter das Bild des ewigen Gottes erkannten und verehrten.

Vers 29. **So wir denn göttlichen Geschlechts sind** ꝛc. Wenn selbst wir Menschen, mit unseren Gaben, Kräften und Talenten ausgerüstet, von Gott stammen, wie sollte denn Gott mit Menschen zu vergleichen sein? Es ist dieser Vers überhaupt eine feine Anspielung auf die vielen Götzenbilder und Statuen, welche in Athen verehrt wurden.

Vers 30. **Und zwar hat Gott** ꝛc. Nicht als hätte Gott die Blindheit und Unwissenheit gebilligt, vielmehr: er verabscheute dieselbe; aber es soll sein als hätte er sie gar nicht beobachtet, so nun jetzt die Menschen ihre Thorheit einsehen und die Offenbarung Gottes annehmen. Die Bekehrung wird hier geboten; ist jedoch nicht so zu verstehen, als könne der Mensch sich selbst bekehren; die Bekehrung ist auch Gottes Gabe und Werk, aber Gott vollzieht es, wo immer Menschen willig sind, sich ihm zu ergeben. Das Gebot hat von jeher bestanden, aber Paulus will andeuten, daß bis jetzt noch nie Abgesandte speziell zu den Heiden gesandt wurden, es zu verkünden. Das Gebot, welches bisher nur zu den Juden gesprochen worden, soll und wird nun durch das Evangelium der ganzenn Welt kund gethan.

Vers 31. **Darum, daß er einen Tag** ꝛc. Der Tag des Gerichts ist von Ewigkeit bestimmt und beschlossen, das ist aber nicht die Ursache, warum das Gebot gegeben wurde, es ist vielmehr die Ursache, warum die Menschen das Gebot befolgen sollten. **Durch einen Mann.** Nicht als wäre Christus bloßer Mensch, denn da wäre er ja kein befugter Richter, weil er nicht allwissend noch allmächtig wäre. **Hat von den Todten auferweckt.** Es war kein Leichtes für diese gelehrten Heiden, an eine Auferstehung von den Todten zu glauben; denn Alles, was sie sehen konnten, blieb ja beim Alten, und von der Auferstehung Christi hatten sie bisher nur wenig gehört.

Vers 32. **Da sie hörten die Auferstehung:** Nemlich die Epicurer, welche an keine Auferstehung glaubten, Es ist nicht alles geschrieben, was der Apostel redete, jedoch genug, um uns zu zeigen, welchen Eindruck die Rede machte. Diese Epicurer spotteten. **Weiter davon hören.** Das waren die Stoiker, welche an eine Verbrennung der Welt und an eine nachherige Wiederherstellung glaubten, aber bezüglich des Gerichtes waren sie im Zweifel. Sie wollten prüfen und erwägen, dann weiter darüber hören. So sehen wir, daß das Evangelium auf gewisse Menschen einen ganz verschiedenen Eindruck macht.

Vers 34. **Etliche hingen ihm an.** Das waren solche, denen das Wort zu Herzen ging; sie wollten mehr von Jesu hören: Unter diesen war auch ein Mitglied des Raths; also eine ungewöhnliche Person: ein Gelehrter, und ein Mann von Würde beim Volke.

Pauli erste Rede in Athen war jedenfalls ein Sieg des Christenthums über das Heidenthum; ein Sieg der Wahrheit über die falsche Gelehrsamkeit der Welt.

Lehre und Anwendung.—Das Evangelium erkennt jedes Verlangen des menschlichen Herzens, und sieht auch die Wahrheit, welche allem Irthum zu Grunde liegt, denn wo keine Wahrheit ist, da kann kein Irrthum stattfinden.

Das Evangelium bringt keinen neuen Gott auf, es offenbart nur den Gott, welchen die Menschen bisher unwissend verehrten; es offenbart ihn in seinem Wesen und in seinen Charakterzügen, denn auch die höchste Wissenschaft kann Gott nicht ergründen noch fassen, ohne die Offenbarung.

Athen ist ein Bild des menschlichen Herzens; voller Götzendienst und Abgötterei, und doch noch hie und da ein Verlangen nach dem wahren Gott.

Wenn alle Menschen Kinder eines Vaters, deßhalb Brüder sind, dann sind sie sich mehr schuldig, als gewöhnlich erkannt und zugestanden wird.

Illustrationen.—In Athen traten einst zwei starke Riesen auf, um im öffentlichen Zweikampf sich zu messen. Der eine der Riesen hatte das Volk auf seiner Seite, welches ihn zum Kampf beständig aufmunterte und anreizte, während der andere fremd, sogar das erstemal

in der Stadt öffentlich auftrat. Der Kampf war heiß, aber der Unbekannte siegte. Die Namen dieser Kämpfer waren **Christenthum** und **Philosophie.**

Altäre. 600 v. Chr. herrschte zu Athen eine arge Pestilenz. Um die Welt zu befreien, sandte man nach einem großen Gelehrten, welcher auch wirklich kam: er nahm einige Schafe, weiße und schwarze, und ließ sie vom Richtplatz aus laufen, dann sagte er den Wärtern dort, wo das erste weiße Schaf sich legt, dort bauet dem Gott, dem es gehört, einen Altar und opfert ihm sein Schaf. Natürlich sie kannten den Gott nicht, aber um von der Pest befreit zu werden, thaten sie alles, was in ihren Kräften stand.

Wo ist Gott? „Kind," sagte ein Gelehrter zu einem kleinen Mädchen, „sage mir wo Gott ist, dann gebe ich dir einen Gulden." „Sagen Sie mir wo er nicht ist, dann gebe ich Ihnen zwei," war die Antwort des Kindes.

Lexikon.—Richtplatz. Der Ort, an welchem zu Athen die öffentlichen Gerichte abgehalten wurden; seiner Erhöhung und Schicklichkeit wegen wurde der Platz auch zu öffentlichen Versammlungen, besonders für öffentliche Reden benutzt. Der griechische Name hieß Areopag, abgeleitet von Ares—Mars: buchstäblich übersetzt „der Hügel des Mars." Dort soll nemlich der Gott Mars gerichtet worden sein für den Mord von Neptun's Sohn Halvirhothius und wurde deßhalb der Ort als Richtplatz erwählt, wo alle Gerichte über Mörder, Giftmischer und Mordbrenner abgehalten werden mußten.

Winke für die Lehrer. 1. Die Umstände, unter welchen Paulus diese Rede hielt. Athen als Stadt, seine Götzen und Götzendienst, Religionen und Philosophie. 2. Pauli Predigt, betrachte deren Inhalt, und auch die Wirkung auf die verschiedenen Zuhörer. 3. Dreierlei Wirkung. Einige spotteten; Einige wollten mehr darüber hören; und Einige glaubten.

Wandtafelerklärung.—Das Bild repräsentirt einen Altar und durch denselben Opfer- oder Gottesdienst. Um Gott wohlgefällig zu dienen, muß man ihn und seinen Willen kennen. Zu Athen dienten sie einem Gott, den sie nicht kannten, und schrieben das auch an den Altar. Wer war dieser unbekannte Gott? Paulus lehrt, daß es der in Christo geoffenbarte Gott sei, und daß er denselbigen predige. Es ist also nothwendig zu wissen, ob wir denn auch mit dem Gott, welchem wir dienen, bekannt sind; leider gibt es heute noch Menschen, welche einem Gott opfern, den sie gar nicht kennen. Kennst du Jesum?

Paulus zu Corinth.

10. Lection: Apstg. 18, 1–17. — Sonntag den 9. März 1884.

1. Darnach schied Paulus von Athen, und kam gen Corinth;

2. Und fand einen Juden, mit Namen Aquila, der Geburt aus Pontus, welcher war neulich aus Welschland gekommen, sammt seinem Weibe Priscilla (darum, daß der Kaiser Claudius geboten hatte, allen Juden, zu weichen aus Rom,)

3. Zu denselbigen ging er ein; und dieweil er gleiches Handwerks war, blieb er bei ihnen, und arbeitete; sie waren aber des Handwerks Teppichmacher.

4. Und er lehrete in der Schule auf alle Sabbather, und beredete beide, Juden und Griechen.

5. Da aber Silas und Timotheus aus Macedonien kamen, drang Paulum der Geist, zu bezeugen den Juden Jesum, daß er der Christ sei.

6. Da sie aber widerstrebten und lästerten, schüttelte er die Kleider aus, und sprach zu ihnen: Euer Blut sei über euer Haupt! Ich gehe von nun an rein zu den Heiden.

7. Und machte sich von dannen, und kam in ein Haus eines mit Namen Justi, der gottesfürchtig war, und desselbigen Haus war zunächst an der Schule.

8. Crispus aber, der Oberste der Schule, glaubte an den Herrn, mit seinem ganzen Hause; und viele Corinther, die zuhöreten, wurden gläubig, und ließen sich taufen.

9. Es sprach aber der Herr durch ein Gesicht in der Nacht zu Paulo: Fürchte dich nicht, sondern rede, und schweige nicht;

10. Denn ich bin mit dir, und Niemand soll sich unterstehen, dir zu schaden; denn ich habe ein großes Volk in dieser Stadt.

11. Er saß aber daselbst ein Jahr und sechs Monate, und lehrete sie das Wort Gottes.

12. Da aber Gallion Landvogt war in Achaja, empörten sich die Juden einmüthiglich wider Paulum, und führeten ihn vor den Richtstuhl,

13. Und sprachen: Dieser überredet die Leute, Gott zu dienen, dem Gesetz zuwider.

14. Da aber Paulus wollte den Mund aufthun, sprach Gallion zu den Juden: Wenn es ein Frevel oder Schalkheit wäre, lieben Juden, so hörete ich euch billig;

15. Weil es aber eine Frage ist von der Lehre, und von Worten und von dem Gesetz unter euch, so sehet ihr selber zu; ich gedenke darüber nicht Richter zu sein.

16. Und trieb sie von dem Richtstuhl.

17. Da ergriffen alle Griechen Sosthenes, den Obersten der Schule, und schlugen ihn vor dem Richtstuhl; und Gallion nahm sich's nicht an.

Haupttext: Denn ich bin mit dir, und Niemand soll sich unterstehen, dir zu schaden. Apstg. 18, 10.

Geschichtliches.—Paulus kam ums Jahr 52 nach Corinth und blieb bis im Sommer 53, etwa ein und ein halbes Jahr. Corinth war die politische Hauptstadt von Griechenland und Residenzstadt des römischen Gouverneurs. Es war seiner Zeit eine berühmte Handelsstadt und lag an der Landenge, welche die beiden Theile Griechenlands verband. Corinth war, obwohl etwa 200 Jahre vor dieser Zeit gänzlich zerstört, jetzt die größte Stadt des Landes und der Mittelpunkt des griechischen Lebens. Was Paris für die Welt der Gegenwart ist, das war Corinth für die Welt jener Zeit, in Mode, Militär und zusammengelaufener Einwohnerschaft. Hier war es, wo Paulus so erfolgreich wirkte und über diese Stadt, oder besser Gemeinde, hat er seine zwei werthvollen Episteln verfaßt. Dort arbeitete Paulus mit seinen Händen während der Woche, um am Sabbath Gelegenheit zu haben, Jesum zu verkünden. Die Großen der Stadt wußten nichts davon, daß ein gewaltiger Mann in ihrer Stadt wirkte, man sah es dem Paulus nicht an, wenn man ihn am Werktag an seiner Arbeit traf, daß er die Gabe besaß, durch seine Rede ganze Versammlungen hinzureißen. Die Welt kennt öfters ihre größten Männer nicht.

Texterklärung.—Vers 1. **Darnach schied Paulus.** Nach den im vorigen Capitel angeführten Begebenheiten; doch ist nicht anzunehmen, daß Paulus nach jener Rede unverzüglich Athen verließ, vielmehr mag es so zu fassen sein: „Als Paulus sah, daß bei den abgöttischen Athenern nichts zu machen sei, verließ er die Stadt und ging nach Corinth." Diese Ursache führt er wohl selbst an (1. Cor. 1, 26); denn er konnte sich da nur auf die Athener bezogen haben.

V. 2. **Und fand einen Juden.** Der Name des Mannes scheint ein römischer zu sein; der Name Aquila ist römisch und heißt auf deutsch: Adler; welches aber die Juden nie als Eigenname gebrauchten. Daraus leuchtet ein, daß dieses ein Proselyt oder ein im Ausland geborener Jude gewesen ist. Ursache, den Namen zu verändern, hatten die Juden im Auslande damals mehr als genug, denn es waren der Judenhetzen mehr als heutzutage. Diese Familie war um ihres Glaubens willen aus Rom geflohen.

V. 3. **Weil er gleichen Handwerks war.** Es war den Juden Gewissenssache, ihre Kinder ein Handwerk erlernen zu lassen; dieser Gebrauch hat bei den morgenländischen Völkern jetzt noch die Oberhand, denn: arbeiten ist im Nothfall immer noch besser als betteln. Ob Paulus nun Teppichweber oder Zeltenmacher war, liegt in der Uebersetzung, und vielleicht haben beide Handwerke so in einander geschlagen, daß sie gewöhnlich zusammengehörten. Mit diesen Leuten arbeitete Paulus entweder als Theilhaber oder im Taglohn.

V. 4. **Und lehrete in der Schule.** Zu Corinth waren so viele Juden, daß sie eine eigene Synagoge unterhalten konnten; da ging Paulus jeden Sabbath hin und belehrte seine Glaubensbrüder, d. h. er suchte sie von der Wahrheit des Evangeliums zu überzeugen. **Und beredete beide.** Dieses übersetzen Einige: „Und gewann von beiden Etliche," nemlich Juden und Griechen. Es wird gewöhnlich geltend gemacht, daß der Unterschied zwischen Heiden und Griechen darin bestand, daß die Griechen eine Art von Judengenossen waren, denn im Allgemeinen waren ja doch alle Griechen Heiden. Kann sein, daß diese Heiden aus Neugierde in die Synagoge gingen; denn, um anzubeten, geschah es jedenfalls nicht.

V. 5. **Da aber Silas und Timotheus.** Diese beiden blieben in Beröa; von Athen sandte ihnen Paulus Wort, zu ihm zu kommen. Timotheus kam sogleich, wurde jedoch nach Thessalonich gesandt, um dort das angefangene Werk zu pflegen. Dort gesellte sich Silas zu ihm, und nun kamen beide nach Corinth. **Drang Paulum der Geist.** Das ist, entweder durch den heiligen Geist direct, oder aber sein eigenes Gemüth ließ ihm keine Ruhe mehr; er mußte öffentlich auftreten und lehren. Am liebsten nehme ich diesen Gedanken: Gottes Geist trieb den Paulus beständig so, daß sein eigener Geist keine Ruhe mehr hatte.

Vers 6. **Da sie aber widerstrebten.** Seine Lehre verwarfen und den Herrn, welchen er verkündete, lästerten, indem sie falsches Urtheil über ihn aussagten. **Schüttelte er die Kleider aus.** Des Heilands Befehl war, so zu thun, wo man das Wort nicht annehmen wolle. Das war ein Zeugniß für sie, daß er nun ferner unter ihnen nicht mehr wirken werde, daß nun ihr Blut auf ihrem eigenen Haupte sein werde, d. h. sie sind selbst schuld an ihrem Untergang (vergleiche Matth. 27, 24. 25; 20, 26). **Ich bin rein.** Der Apostel scheint auf Hes. 33, 4–9 anzuspielen, daß er nemlich als Lehrer seine Pflicht vollbracht habe, und man ihn also nicht beschuldigen könne.

V. 7. **Und machte sich von dannen.** Er kehrte nicht wieder zu Aquila zurück, denn dieser war Jude, und Paulus wollte sein Wort nicht brechen, sondern kehrte bei einem Manne Namens Justus ein, und lehrte und predigte daselbst; das Haus war nahe bei der Schule.

V. 8. **Crispus aber.** Der Name ist jüdischer Abkunft und wird in den alten Schriften viel gebraucht. Seitdem jedoch die Juden und Griechen unter einander wohnten, kann man nach Namen nicht mehr so viel urtheilen. Dieser Crispus war ein Oberster, das heißt, ein Vorgänger, welcher in Sachen der Synagoge Rath zu geben hatte. Dieser hatte Paulus oft gehört und ward gläubig, aber erst als Paulus sich von den Juden trennte, folgte ihm auch der Vorsteher mit seiner Familie. **Und viele Corinther.** Die Rede des Apostels fing an, Eindruck zu machen; denn seit Paulus im Hause des Justus predigte, kamen mehr Fremde als Juden, und viele ließen sich taufen. Darunter werden Gajus, Sosthenes und Epenetus (Röm. 16, 5; 1. Cor. 1, 1) gezählt.

V. 9. **Es sprach aber** ꝛc. Die Taufe des Crispus und anderer angesehener Männer hat eine Erbitterung hervorgerufen, daß Pauli Leben in Gefahr stand, und er den Plan faßte, die Stadt zu verlassen. Um diesen Plan zu vereiteln, erschien ihm der Herr in einem Gesicht und tröstete ihn. Was die Ursache von Pauli Schwachheit zu dieser Zeit war, ist nicht gesagt; aber gewiß hatte ihn eine menschliche Schwäche oder Furcht übernommen, denn es war nicht seine Natur, furchtsam zu sein. Solche Stunden hatten auch Moses, Elias, Johannes der Täufer und Christus. **Rede, und schweige nicht.** Daß man ihm nach dem Leben strebte, scheint sicher zu sein. Durch diese Aufmunterung sollte er jedoch Versicherung erhalten, daß ihm keine Gefahr nahe kommen würde.

V. 10. **Ich bin mit dir.** Die Verheißung ist aus Matth. 28, 20, wo der Heiland sie auch den Aposteln gab. Was macht's, ob Menschen gegen ihn sind, so lange Christus mit ihm ist. Anschläge mag es geben, aber deren Ausführung will Jesus verhindern. **Denn ich habe** ꝛc. Es sind Leute in der Stadt, welche sich durch die Predigt gewinnen lassen, und in diesem Sinne nennt Jesus sie bereits schon sein Volk. Die Zukunft hat es später auch bewiesen, denn Paulus hat in der gottlosen Stadt Corinth mehr Gutes gewirkt, als in dem feinen Athen. Jesus nennt das Volk sein, weil Paulus es ihm erwerben sollte. Dieses ist eine Lehre für uns, nicht müde zu werden, selbst unter den abschreckendsten Verhältnissen des Lebens.

V. 11. **Ein Jahr und sechs Monate.** Das war

an der That die Erfüllung der Verheißung, welche der Herr ihm gab. Während dieser Zeit schrieb Paulus seinen ersten Brief an die Thessalonicher, welcher auch der erste zu sein scheint, der im neuen Bunde vorkommt; nicht lange nach diesem schrieb er auch den zweiten Brief an die Thessalonicher, auch ist es wahrscheinlich, daß er den Galaterbrief während dieser Zeit schrieb. Paulus hat nirgends so lange verweilt, als in Corinth, ausgenommen zu Ephesus, wo er sich zwei volle Jahre aufhielt. Sein Aufenthalt zu Rom war freilich länger, aber unfreiwillig.

V. 12. **Da Gallion Landvogt war.** Dieser Gallion war ein Bruder des berühmten Seneca. Es scheint, Gallion war ein sehr moralischer, feiner Mensch, aber er hatte nicht Charakter genug, Mann zu sein; sein früherer Name war Annäus Novarus, nahm aber, als er von L. Junius Gallio als Sohn angenommen wurde, auch dessen Namen an. Das Gebiet, über welches er Landvogt war, umfaßte beinahe das ganze moderne Griechenland mit Corinth als Hauptstadt. **Empörten sich die Juden.** Ueber den guten Erfolg des Predigers erbost, setzten sie sich einmüthig gegen ihn und brachten ihn vors Gericht, nemlich vor Gallio, damit dieser ihn verurtheile.

V. 13. **Dieser überredet die Leute.** Eine Anklage mußten sie doch vorbringen; was soll es aber sein? Diese landesflüchtigen Juden konnten nichts vorbringen, welches etwa angehört werden möchte, außer es beträfe die römischen Gesetze. Nun hatten aber die Römer ein Gesetz, daß keine neuen Gottheiten eingeführt werden durften, ohne die Erlaubniß des Raths. Denn um das jüdische Gesetz bekümmerte sich ja kein Mensch zu dieser Zeit.

V. 14. **Da aber Paulus wollte.** Eine Vertheidigung war unnöthig; **sprach Gallion.** Es unterliegt keinem Zweifel, Gallion verstand etwas von der Lehre der Christen, so daß er fähig war, in der Sache zu reden. **Wenn es ein Frevel wäre,** d. h., wenn ihr beweisen könntet, daß der Verklagte Jemanden Unrecht gethan hat, an Person oder Eigenthum, dann müßte der Richter beide Seiten hören und urtheilen.

V. 15. **Weil es aber eine Frage ist.** Also nur ein Streit über religiöse Ansichten, darüber will Gallion kein Richter sein. Sehr wahrscheinlich kam der Name Jesu in der Anklage vor, daher der Ausdruck Lehre und Worte. Es lag nach Ansicht des Richters überhaupt kein Grund zur Anklage vor.

V. 16. **Und trieb sie,** d. h., er schickte sie weg mit dem guten Rath: mit solchen Dingen nicht wieder vor ihn zu kommen. Als sie, die Juden, aber nicht sogleich gehorchten, gab er Befehl, den Gerichtsplatz zu reinigen, und die Beamten trieben die lärmenden Juden mit Gewalt fort.

V. 17. Jetzt, da die Griechen das Recht hatten, **ergriffen sie Sosthenes.** Ob dieser des Crispus Nachfolger oder Oberster einer anderen Synagoge war, wird nicht gesagt; aber er war jedenfalls der Hauptankläger des Paulus. Ob es wohl der nemliche ist, von welchem 1. Cor. 1, 1 Meldung geschieht? Dann hätte er sich also auch noch bekehrt und ist Pauli Nachfolger geworden. Ueber die Schlägerei machte sich der Landvogt kein Gewissen, und darin that er groß Unrecht, denn er hätte nicht zugeben sollen, daß man eine unverhörte Person in seiner Gegenwart schlage.—Vielleicht wollte Sosthenes auch nur Friedensstifter sein, und diese bekommen gewöhnlich den Undank. Jedenfalls hätte das Gesetz den Mann schützen sollen, bis er schuldig gefunden war, welches nicht geschah. Daß Gallion sich nicht als Vermittler zwischen Paulus und die Juden stellen wollte, ist von seinem Standpunkt aus ganz richtig, denn die Sache hätte leicht vor ein höheres Gericht gebracht werden mögen, dann wäre er blamirt gewesen.

Lehre und Anwendung.—1. Für die Jugend ist hier eine sehr nützliche Lehre, nemlich: „Ein Handwerk hat einen goldenen Boden," und kein Knabe sollte zum Manne heranwachsen, ohne ein Handwerk zu erlernen. Wer weiß, wie man es brauchen kann.

Auch im alltäglichen Geschäft, am Handwerk kann man Gott dienen, und hat noch Zeit, nützlich zu sein. Eine Warnung für solche, welche nie „keine Zeit" haben.

In einem freien Lande, wo Gott selbst Herzen und Thüren öffnet, hat Niemand Ursache zu Klagen, wer verloren geht, muß es sich selbst zuschreiben.

Der Arbeiter im Werk des Herrn wird Frucht seiner Arbeit sehen, und kann sich des getrösten, daß das Werk des Herrn ist.

Illustrationen.—Michael Angelo sah einst einen rauhen Marmorblock liegen; alsobald schleppte er denselben nach Hause. Unterwegs fragte ihn ein Freund, was er mit dem Stein wolle. „O, da steckt ein Engel drin, den will ich herausbringen." So hat Gott in dem sündlichen Menschen einen Heiligen erblickt; es ist eine Möglichkeit in Christo Jesu, ihn zu entfalten und zum Vorschein zu bringen. Das sollte uns zur Geduld, zum Wirken und zum Hoffen aufmuntern.

Ein apostolischer Nachfolger.— Ein übermüthiger Beamter in England verklagte den Prediger einer Gemeinde beim Lord Bischof, weil jener während der Woche Uhren reinige und reparire. Der Bischof versprach, die Sache zu untersuchen, und ließ den Uhrenputzer vor sich laden; er fragte ihn scheinbar entrüstet: „Wie dürfen Sie Ihr Amt so beschämen und Uhren putzen?" „Um die Noth vom Herzen meiner Frau und zehn kleinen Kindern zu halten, mein Herr Bischof." „Das ist mir nicht genug, Sie sind verklagt worden, und das Uhrenputzen muß aufhören; ich verurtheile Sie deßhalb zu einer Gemeinde, welche Gehalt genug bezahlt, daß ein fleißiger Mann sich davon nähren kann. Von nun an ist Ihr Gehalt 150 Pfund Sterling jährlich, das wird Ihnen das Uhrenputzen verleiden." Man wird sich schon vorstellen können, welche Wirkung dieses Urtheil auf den armen Mann hatte.

Lexicon.—Corinth. Corinthus vom gr. Korinthos, welcher als ein Sohn des Jupiter gehalten wurde. Dieses ist nicht das griechische Corinth, welches 146 v. Chr. zerstört wurde, sondern die Stadt, wie dieselbe von den Römern wieder erbaut und bevölkert wurde. Es war die politische Hauptstadt Griechenlands und übte großen Einfluß aus (siehe Texterklärung).

Aquila. Auf deutsch Adler; ein jüdischer Flüchtling aus Pontus. Bei ihm wohnte Paulus eine Zeit lang zu Corinth.

Priscilla. Verkleinerung von Prisca; die Gattin von Aquila. Priscilla ist ein Vorbild von dem, was eine Frau thun kann, wenn sie die Sache des Herrn am Herzen hat.

Welschland. Italien.

Claudius. Ein römischer Kaiser, der vierte in der Reihe; wurde zu Lyone geboren. Wegen etlicher kleiner Revolutionen, welche die Juden in Rom anfingen, hatte dieser Kaiser sie aus Rom verbannt.

Teppichweber. Siehe Texterklärung.

Justus. Ein Bekehrter zu Corinth, bei welchem Paulus wohnte.

Sosthenes. Griechisch: rettend, Kraft; einer der Verkläger des Paulus vor Gallion. Wenn er der nemliche ist, von welchem 1. Cor. 1, 1 steht, dann muß er sich später bekehrt haben. Der Name war ein sehr gewöhnli-

cher, weßhalb man auch keine Bedeutung darauf legen kann.

Wandtafelerklärung.—Das größte Glück des Gläubigen besteht in der Versicherung Gottes, daß er die Seinen beschützt so lange sie für ihn arbeiten. Schon der Psalmist frohlockt, daß Gottes Engel Acht haben müssen auf die Tritte der Kinder Gottes, damit diese unverletzt bleiben. Den Jüngern wollte bange werden, aber Jesus spricht: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage." Die Wandtafel zeigt uns, wie Paulus für Jesum wirkt, predigt, umherreist und sogar leidet; aber in allen diesen Dingen war er getrost, denn der Engel des Herrn begleitete ihn. Die Versicherung, welche Paulus hatte, haben alle Kinder Gottes, und zwar in dem Maße, wie sie es bedürftig sind. Die Hauptsache ist also, daß wir für Gott arbeiten. Merkt's!

Das Kommen des Herrn.

11. Lection: 1. Thess. 4, 13–18 und 5, 1–8. — Sonntag den 16. März 1884.

13. Wir wollen euch aber, lieben Brüder, nicht verhalten von denen, die da schlafen, auf daß ihr nicht traurig seid, wie die andern, die keine Hoffnung haben.

14. Denn so wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, also wird Gott auch, die da entschlafen sind durch Jesum, mit ihm führen.

15. Denn das sagen wir euch, als ein Wort des Herrn, daß wir, die wir leben, und überbleiben in der Zukunft des Herrn, werden denen nicht vorkommen, die da schlafen.

16. Denn er selbst, der Herr, wird mit einem Feldgeschrei und Stimme des Erzengels, und mit der Posaune Gottes hernieder kommen vom Himmel, und die Todten in Christo werden auferstehen zuerst.

17. Darnach wir, die wir leben und überbleiben, werden zugleich mit denselbigen hingerückt werden in den Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft, und werden also bei dem Herrn sein allezeit.

18. So tröstet euch mit diesen Worten unter einander.

1. Von den Zeiten aber und Stunden, lieben Brüder, ist nicht noth, euch zu schreiben.

2. Denn ihr selbst wisset gewiß, daß der Tag des Herrn wird kommen, wie ein Dieb in der Nacht.

3. Denn, wenn sie werden sagen: Es ist Friede, es hat keine Gefahr; so wird sie das Verderben schnell überfallen, gleich wie der Schmerz ein schwangeres Weib, und werden nicht entfliehen.

4. Ihr aber, lieben Brüder, seid nicht in der Finsterniß, daß euch der Tag wie ein Dieb ergreife.

5. Ihr seid allzumal Kinder des Lichts, und Kinder des Tages; wir sind nicht von der Nacht, noch von der Finsterniß.

6. So lasset uns nun nicht schlafen, wie die Andern; sondern lasset uns nüchtern sein;

7. Denn die da schlafen, die schlafen des Nachts, und die da trunken sind, die sind des Nachts trunken.

8. Wir aber, die wir des Tages sind, sollen nüchtern sein, und angethan mit dem Krebs des Glaubens und der Liebe, und mit dem Helm der Hoffnung zur Seligkeit.

Haupttext: Denn so wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, also wird Gott auch, die da entschlafen sind durch Jesum, mit ihm führen. — 1. Thess. 4, 14.

Geschichtliches.—Die Gemeinde zu Thessalonich und deren Gründung wurde in einer früheren Lection besprochen. Der Haß der dort wohnenden Juden nöthigte Paulus zur Flucht; er zog nach Beröa und Athen. Von hier aus sandte er Timotheum nach Thessalonich, um die Gemeinde zu pflegen und zu bauen. Als dieser zurückkehrte, fand er Paulum zu Corinth und stattete ihm Bericht ab. Der Bericht veranlaßte Paulum einen Brief zu schreiben und nach Thessalonich zu senden. Dieses war die erste uns bekannte Epistel, welche Paulus schrieb. Die Glieder jener Gemeinde waren fast lauter bekehrte Griechen. Daß Paulus große Freude hatte an dieser Gemeinde, gibt er deutlich zu verstehen in seiner Epistel. Manche Schreiber wollen annehmen, daß ein Fremder nachher eine Epistel schrieb und sie im Namen Pauli nach Thessalonich sandte; dieses kann jedoch nicht bewiesen werden.

Es scheint aber, daß die Gläubigen den ersten Brief unrichtig auffaßten, wovon in der nächsten Lection die Rede ist, und der Apostel fand sich genöthigt, noch einmal zu schreiben, und seinen vorigen Brief näher zu erklären. Ueber die Stadt selbst haben wir schon im Lexikon einer früheren Lection das Nöthige berichtet. Es scheint, Paulus hat von Corinth aus die Gemeinden auf dem europäischen Continent alle beaufsichtigt, und durch seine Gehülfen regelmäßig besuchen und bearbeiten lassen. So wirkte der große Mann nicht blos durch seine eigene Anstrengung, sondern hatte auch beständig seine Gehülfen noch an der Arbeit.

Texterklärung.—Vers 13. **Wir wollen.** Ob der Apostel hier seine Gefährten mitmeint, oder ob er auf die ganze Kirche Bezug nimmt, wenn er sagt „Wir," ist nicht erklärt; einige Schreiber behaupten, daß welche, und zwar die besten Manuskripte, anstatt „wir" „ich" haben, welches auch das Richtige zu sein scheint. **Von denen, die da schlafen.** Ob die Thessalonicher gefragt haben, oder ob Timotheus blos berichtete, Paulus wußte um die Sache und wollte es ihnen nicht verhalten. Es scheint, viele Thessalonicher waren in Trübsal gerathen über den Zustand ihrer Geliebten, welche in Christo ge-

storben waren; denn sie erwarteten das zweite Kommen des Herrn fast unverzüglich, und waren bange, die Verstorbenen möchten keinen Antheil daran haben. **Wie die Anderen,** hat natürlich Bezug auf Alle, welche außer Christo und seiner Gnade leben, deren Trauer um ihre Todten eine wahrhaft heidnische war. **Keine Hoffnung haben.** Außerhalb des Evangeliums ist keine Hoffnung für die Todten; man kann Meinungen, Ansichten und Vermuthungen finden, aber keine Hoffnung. Die alten Dichter sangen: „Mit dem Leben schwindet alle Hoffnung," „Sonnen mögen sinken und steigen, Todte werden ewig schweigen" u. dgl. m.

Vers 14. **Denn so wir glauben.** „Und das," will der Apostel sagen, „thun wir ja." Die christliche Religion hat einen festen Ankergrund; **daß Jesus gestorben ist.** Diesen Punkt müssen wir fest halten. Jesus starb, er war nicht scheintodt, es war keine Verstellung; selbst seine Feinde bezeugten, er sei todt **und auferstanden.** Also auch er konnte nicht verherrlicht werden, ohne durch den Tod zu gehen, selbst er nicht; aber durch seine Auferstehung hat er ein ewiges Leben an das Licht gebracht. Christi Auferstehung ist ein Beweis von der Existenz der Seele nach dem Tode, und ein Beweis, daß Gott ihn, den Menschen, wieder zum Leben bringen kann. **Die da entschlafen sind.** Jesus starb, sein Tod hat den Tod seiner Heiligen zu einem Schlaf gemacht. Jesus starb, seine Kinder schlafen; das bedeutet aber noch mehr: sein Tod war ein Fluch, der Gläubigen Tod ist ein Segen. **Mit ihm führen,** d. h. wenn Christus wiederkommen wird, Hebr. 1: 6.

Vers 15. **Als ein Wort des Herrn.** Das, was er jetzt sagen will, ist nicht blos menschliche Ansicht, das ist Gottes Wort, und „eine mir gewordene Offenbarung." **Wir, die wir leben.** Damit ist nicht nothwendiger Weise zu verstehen, daß er erwartete zu leben zu dieser Zeit; die Zeit war ungewiß, und er hatte darüber keine nähere Auskunft. Mit dem „wir" will der Apostel einfach sagen: Diejenigen, welche den Tag erleben. Zu jener Zeit werden zwei Klassen Gläubige sein: die da übrig geblieben sind, und die da schlafen, d. h. welche vorher gestorben waren; aber einen Vortheil kann der Apostel nicht sehen zwischen ihnen zu jener Zeit.

Das Kommen des Herrn. Ueber diesen Gegenstand bestehen gar verschiedene Ansichten, und ist auch nichts Geringes, die unterschiedlichen Schriftstellen zu harmoniren. Schon in den ersten Zeiten der Kirche gingen die Meinungen auseinander, worin dieses Kommen eigentlich besteht; aber aus dem Ganzen läßt sich herausfinden, daß der Apostel sich sehr wahrscheinlich auf das letzte Kommen, wovon Matth. 25: 51–56 handelt, bezieht.

Vers 16. **Denn er selbst,** nicht seine Engel oder sonstigen Repräsentanten, keine Gestalt oder bloße Einbildung, der menschliche Jesus wird erscheinen und sich auf Erden offenbaren. Drei Dinge nennt der Text, welche diesem Act vorangehen, und zwar schnell aufeinander: 1. **Feldgeschrei,** ob es die befehlende Stimme des Königs selbst ist? Das Bild stellt ihn als siegreichen Befehlshaber dar, wie er mit lauter Stimme den letzten Befehl zum triumphirenden, siegreichen Angriff gibt; 2. **Stimme des Erzengels,** welcher wahrscheinlich die Engel des Himmels zur Theilnahme auffordert und einladet; 3. **die Posaune Gottes,** welche die Todten auferweckt und die Gläubigen sammelt, denn die Posaune war von jeher das Symbol der Ankunft des Herrn. **Die Todten in Christo.** Diejenigen, um derer willen die Thessalonicher im Unklaren waren, werden zuerst auferstehen; hat aber hier keine Verbindung mit jener ersten Auferstehung (Offb. 20 · 5–6), sondern soll blos zeigen, daß die Todten erst auferstehen, ehe die noch Lebenden aufgenommen werden.

Vers 18. **Darnach wir.** Dann wird mit denen, welche noch lebten, die große Umwandlung stattfinden, denn: „Fleisch und Blut" taugt nicht für das Reich Gottes. **Dem Herrn entgegen;** wie die Unterthanen ihrem König begegnen, um ihn mit Jubel zu empfangen, so werden die Erlösten des Herrn ihrem König entgegenziehen. **In der Luft,** d. h. in dem Raum zwischen Himmel und Erde. **Bei ihm sein allezeit.** 1. In seiner sichtbaren Gegenwart, im geistlichen Leib verklärt; 2. In seiner Gemeinschaft, wie wir dieselbe zuvor nie erkannten; 3. In seinem Reich, welches er zu bereiten hingegangen war.

Vers 18. **So tröstet euch.** Dieser Trost besteht: 1. in der Gewißheit des Kommens des Herrn, und dem Triumph seiner Religion; 2. in der Versicherung einer Heimath im Himmel, und des Lebens nach dem Tode; 3. in der Gewißheit, daß wir die Unsrigen dort wieder treffen werden, welche vorangegangen sind; 4. in der Versicherung, daß wir keinen Verlust haben, so wir auch auf Erden Mühe und Arbeit haben: „Siehe, euer Lohn wird groß sein." Diese Dinge erwartet, hoffet und glaubet, aber richtet auch das Leben darnach ein, denn:

Vers 1. **Von den Zeiten aber,** nemlich, welche mit dem Kommen des Herrn verbunden sind. **Nicht noth zu schreiben.** Darüber waren sie bereits unterrichtet, daß sie das Nähere wußten, welches der Apostel auch im zweiten Vers blos vorübergehend anführt. **Wie ein Dieb in der Nacht.** Dieses Gleichniß will jedoch mehr sagen als blos unbewußt, oder unerwartet. Ein Dieb kommt nicht blos unangemeldet; er sucht auch sein Kommen so viel als möglich zu verbergen; er kommt um zu rauben. Auch das Kommen des Herrn wird manchen Weltling seiner Freuden, seiner Schätze und seiner Hoffnungen berauben. Dieses Bild ist aber nicht des Apostels Eigenthum, Jesus hat es selbst gebraucht: Matth. 24: 43–44; ebenso Luk. 12: 39–40; so wurde dieses Gleichniß von den Aposteln allgemein gebraucht.—Wenn nun die Thessalonicher, wie Paulus sagt, diese Dinge wußten, haben wir denn nicht ein Recht anzunehmen, daß sie um diese Zeit bereits das Evangelium Matthäi in den Gemeinden hatten?

Vers 3. **Denn, wenn sie werden sagen.** Die wahren Gläubigen sind auf der Hut, sie wachen beständig, denn sie wissen, daß der Herr jeden Augenblick kommen kann, aber die Kinder dieser Welt treiben ihr Gespött und rufen: es hat keine Gefahr. Es ist eine bedenkliche Thatsache, daß der Mensch keine Warnung von seinem Schöpfer annimmt, mag dieselbe auch noch so deutlich gegeben sein; er lebt in Lüsten fort, und denkt, es ist kein Gott. Wenn alle Menschen das glauben, was sie predigen, und zu glauben vorgeben, wie können sie denn in ihrem Leben gerade das Gegentheil thun? **Schnell überfallen,** nemlich: das Verderben ist dann am Nächsten, wenn man es am Wenigsten erwartet oder fürchtet, was die Sache dann noch schlimmer machen wird ist, daß an kein Entfliehen zu denken ist. Es ist keine Möglichkeit auszuweichen, noch zu entfliehen. Also werden zu jener Zeit noch nicht Alle bekehrt sein; der Herr wird **bestrafen** müssen.

Vers 4. **Ihr aber,** nemlich die Thessalonicher, **seid nicht in Finsterniß,** d. h., sie waren nicht im Dunkeln bezüglich der Sache; sie können nicht von einem Dieb überfallen werden, denn sie schlafen ja nicht; sie hatten das Licht des Evangeliums und wußten um die Sache.

Vers 5. **Kinder des Lichts.** Dieser Ausdruck ist ein hebräisches Sprichwort gewesen, und bedeutete soviel als: aufgeklärt sein. Wer die nöthige Aufklärung hat, braucht nicht bange zu sein, denn was man erwartet, das

kann doch nicht unerwartet kommen. Das Licht ist die Offenbarung Gottes und seiner Wahrheit. Ihr wisset, was am Kommen ist, und ihr treffet Vorbereitungen darauf.

Vers 6. **Nicht schlafen;** das meint wohl, nicht gleichgültig zu sein bezüglich der kommenden Dinge, aber auch wartend, nachdenkend und forschend. Der natürliche Schlaf beraubt den Menschen der Macht seiner Sinne, so daß er weder Gefahr sehen, noch sich vertheidigen kann; solches thut auch der geistliche Schlaf. Manche schlafen wie einst Jonas, während der schrecklichste Sturm ihnen Verderben droht, und dabei träumen sie noch von Wohlstand und Glück. **Wachen und nüchtern sein.** Es soll mit dem Gläubigen gerade das Gegentheil sein von dem, was es bei den Ungläubigen ist. Nüchternheit meint hier: klaren Verstandes, nicht verwirrt, sondern völlig seiner Sinne mächtig.

Vers 7. Dieser Vers ist eine buchstäbliche Beschreibung oder Zusammenstellung des bereits oben Gesagten. Ist auch eine Schlußfolgerung von dem Gesagten; denn an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Bei den Griechen und Römern war die Nacht fest dazu bestimmt, sich den Lüsten des Appetits hinzugeben; es war eine Schmach, sich bei Tage zu betrinken, aber Nachts, das war fast Mode geworden, worauf der Apostel auch Anspielung macht.

Vers 8. **Angethan mit.** Also nicht blos wachend sein, sondern auch bewaffnet und beschützt sollen wir sein. Die Rüstung in diesem Vers ist ganz für die Defensive eingerichtet, während wir Eph. 6, 13–17 dieselbe auch für die Offensive finden. Der Glaube sei Schild und Schutz. Glaube und Liebe, diese zwei. Wenn Kopf und Herz in Ordnung sind, dann ist der ganze Mensch in Ordnung. Merkwürdig ist es aber dennoch auch, daß der Apostel die drei christlichen Haupttugenden als ein Schutzmittel gegen den Ueberfall aufstellt, wie er dieses hier thut. Glaube, Hoffnung und Liebe sind hier dnrch den Apostel also angepriesen. **Hoffnung der Seligkeit.** Diese Hoffnung der Seligkeit soll uns schützen und vertreten: 1. weil der Gegenstand unserer Hoffnung frei von Sünde ist; 2. weil diese Hoffnung das Herz erhebt und für edlere Dinge begeistert; 3. weil das in uns angefangene Leben Kraft gibt, der Sünde zu widerstehen; 4. weil wir wissen, daß sobald wir der Sünde Raum geben, alle unsere Hoffnung verloren ist.

Lehre und Anwendung.—Die Verheißung der Zukunft unseres Herrn ist dem Kind Gottes ein großer Trost in den Trübsalen und Scheidestunden dieses Lebens.

Das verheißene Kommen unsers Herrn Jesu hat die Auferstehung derer, die in ihm schlafen, zur Folge. So wie er vom Himmel kommt, werden die Todten in Christo von der Erde kommen. Wann aber der Herr kommen wird, dann wird er sich auch aller Welt offenbaren.

Die Gläubigen werden dann verändert und verklärt werden, damit sie gleich seien mit ihm und ihn schauen können von Angesicht.

Die Erscheinung des Herrn wird seinen Kindern zur unermeßlichen Freude gereichen, denn die Stunde ihrer Erlösung hat geschlagen. Den Feinden aber wird diese Erscheinung zum Schrecken werden, denn der Tag der Vergeltung nahet.

Illustrationen.—Unter den Grabmälern zu Rom findet man zwei Grabschriften, welche die Hoffnung Derer, die sie schrieben, zeigen. Eine lautet: „Eine ewige Heimath, ein ewiger Schlaf." Die andere: „Hier schläft in Frieden unser Bruder, er ist in der Gegenwart seines Herrn." Man braucht nicht zu fragen, welches die heidnische, und welches die christliche Hoffnung ist. Hoffnungslosigkeit auf der einen, und eine herrliche Zukunft auf der andern Seite; diese wird durch das Evangelium geoffenbart.

Ein trauriger Vorfall. Etwa 300 Jahre nachdem diese Epistel in Thessalonich ankam, starben im Cirkus zu Thessalonich 7000 Menschen in etwa drei Stunden, und zwar auf Befehl des Kaisers Theodosius. Werden nicht die Hinterlassenen Trost und Aufmunterung gefunden haben in Pauli Brief, und wird es ihnen nicht vorgekommen sein, als hätte Paulus speziell an sie geschrieben: „So tröstet euch nun unter einander mit diesen Worten"?

Wandtafelerklärung.—Der Herr kommt, so lautet die heutige Lection. Nicht im Verborgenen, nicht in Winkeln, alle Welt soll ihn sehen, und Aller Ohren sollen hören der Posaunen Schall: „Er kommt zu richten!" Das Bild vor euch führt den Gedanken trefflich aus: Unten die wartende Erde. Aus den Posaunen vom Himmel ertönt: „Jesus kommt!" Und der Name Jesus, hoch über Alles, steht über den Wolken, anzudeuten, daß er der Stimme der Posaunen folgen wird. Es ist Trost, Freude und Hoffnung in dem Bilde, wie es ja auch der Schriftabschnitt der heutigen Lection deutlich zeigt. Für uns ist es nun von größter Wichtigkeit, uns vorzubereiten auf sein Kommen, denn wenn er kommt, wird er seine Kinder sammeln und mit sich führen durch die Wolken des Himmels in seine Wohnung.

Der christliche Eifer.

12. Lection: 2. Thess. 3, 1–18. — Sonntag den 23. März 1884.

1. Weiter, lieben Brüder, betet für uns, daß das Wort des Herrn laufe, und gepriesen werde, wie bei euch,

2. Und daß wir erlöset werden von den unartigen und argen Menschen. Denn der Glaube ist nicht Jedermanns Ding.

3. Aber der Herr ist treu, der wird euch stärken und bewahren vor den Argen.

4. Wir versehen uns aber zu euch in dem Herrn, daß ihr thut und thun werdet, was wir euch gebieten.

5. Der Herr aber richte eure Herzen zu der Liebe Gottes, und zu der Geduld Christi.

6. Wir gebieten euch aber, lieben Brüder, in dem Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß ihr euch entziehet von allem Bruder, der da unordentlich wandelt, und nicht nach der Satzung, die er von uns empfangen hat.

7. Denn ihr wisset, wie ihr uns sollt nachfolgen. Denn wir sind nicht unordentlich unter euch gewesen;

8. Haben auch nicht umsonst das Brod genommen von Jemand; sondern mit Arbeit und Mühe Tag und Nacht haben wir gewirket, daß wir nicht Jemand unter euch beschwerlich wären.

9. Nicht darum, daß wir deß nicht Macht haben; sondern daß wir uns selbst zum Vorbilde euch geben, uns nachzufolgen.

10. Und da wir bei euch waren, geboten wir euch solches, daß, so Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen.

11. Denn wir hören, daß Etliche unter euch wandeln unordentlich, und arbeiten nichts, sondern treiben Vorwitz.

12. Solchen aber gebieten wir, und ermahnen sie, durch unsern Herrn Jesum Christum, daß sie mit stillem Wesen arbeiten, und ihr eigenes Brod essen.

13. Ihr aber, lieben Brüder, werdet nicht verdrossen, Gutes zu thun.

14. So aber Jemand nicht gehorsam ist unserm Wort, den zeichnet an durch einen Brief, und habt nichts mit ihm zu schaffen, auf daß er schamroth werde.

15. Doch haltet ihn nicht als einen Feind, sondern vermahnet ihn als einen Bruder.

16. Er aber, der Herr des Friedens, gebe euch Frieden allenthalben und auf allerlei Weise. Der Herr sei mit euch allen!

17. Der Gruß mit meiner Hand Pauli. Das ist das Zeichen in allen Briefen, also schreibe ich.

18. Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch allen! Amen.

Haupttext: Ihr aber, lieben Brüder, werdet nicht verdrossen, Gutes zu thun. — 2. Thess. 3, 13.

Geschichtliches.—Auch der zweite Brief an die Thessalonicher wurde zu Corinth geschrieben. Nicht lange nachdem die Thessalonicher den ersten Brief erhalten hatten, sandte ihnen Jemand einen Brief in Pauli Namen, andeutend, daß der Tag des Herrn nahe sei; hierüber entstand eine Gleichgültigkeit unter den Gläubigen, daß manche ihre zeitlichen Geschäfte versäumten und sich an keine Pflicht und Ordnung mehr kehren wollten. Als Paulus hierüber Nachricht empfing, fühlte er sich gedrungen, seine zweite Epistel zu schreiben, nicht um etwas zu widerrufen, sondern um etwaige Lücken auszufüllen und dunkle Stellen klar zu machen, und neue Aufmunterungen und Ermahnungen beizufügen, auch um die Unordentlichen zurechtzustellen, und zeigte ihnen dann wie seine Episteln zu erkennen seien, damit in Zukunft nicht wieder Jemand in seinem Namen schreiben kann, und sagen, Paulus habe es geschrieben.

Texterklärungen.—V. 1. **Weiter.** Dieses Wort mag in der Uebersetzung eingeschlichen sein; wäre besser übersetzt „endlich" oder „zuletzt." Zum Schluß, lieben Brüder—**betet für uns.** Er hat für sie gebetet, nun ersucht er sie, auch seiner und seiner Mitgenossen zu gedenken. Es ist bemerkenswerth, wie oft Paulus diese Bitte an die Gläubigen richtet; aber überall wo er die Fürbitte verlangt, handelt es sich mehr um den Erfolg des Werkes Gottes als um seine Person. **Daß das Wort des Herrn laufe.** Dieses meint natürlich nichts anderes, als daß es fruchtbar sein möge, sich ausbreiten möge, wie das gar auch bei den Thessalonichern der Fall war. Die Idee ist: sie sollen beten, daß dem Wort keine Hindernisse in den Weg kommen mögen, sondern daß es sein möge wie ein Feuer in einem dürren Wald. Die Bitte Pauli zeigt aber ferner auch, daß jeder Gläubige ein Mitarbeiter ist im Werke Gottes; kann nicht Jeder predigen, so können doch Alle beten, und Paulus wünscht, sie sollen nicht nur überall, sondern auch ohne Ermüden beten für den Erfolg des Wortes.

V. 2. **Daß wir erlöset werden.** Geduldig im Leiden für den Herrn, betet er dennoch für Erlösung, und darin ist auch gar nichts Unrechtes, denn der Apostel will ja nur von **unartigen und argen Menschen** erlöset werden. Wenn wir Apstg. 18: 6, 9, 12 lesen, mögen wir wohl auch einsehen lernen, was das für Menschen sind, welche er im Augenmerk hat; wahrscheinlich die herzlosen Juden, mit welchen er es in Corinth zu thun hatte, und welche ihm auf alle erdenkliche Weise zu schaden suchten. **Der Glaube ist nicht Jedermanns Ding.** Das mag wohl nach der neuesten Ansicht lauten, der von uns gepredigte Glaube an Christum wird nicht von Jedermann angenommen; hat sehr wahrscheinlich wieder auf jene Juden zu Corinth Bezug. Was Paulus damit sagen will, ist wohl dieses: Wundert euch nicht, daß ich Hülfe brauche gegen böse Menschen; denn ihr wisset, daß nicht Jedermann zum Glauben geneigt ist.

V. 3. **Der Herr ist treu.** Hier, wie überall, in seinen Episteln, bezieht sich Paulus auf den Herrn Jesum, wenn er „Herr" sagt. Er ist treu seinen Verheißungen, treu seinem Vorhaben und treu jeder Hoffnung, welche sich auf ihn gründet. Das ist die größte Hoffnung des Christen, daß er einen Gott verehrt, welchem er trauen kann. **Stärken und bewahren;** d. h. auf ein festes Fundament stellen und darauf erhalten, auch bewahren vor **den Argen.** Wie es im Gebet des Herrn heißt: „Erlöse uns von dem Uebel." Auch in diesen Worten zeigt Paulus, wie sehr er um das Wohl der Gläubigen besorgt war.

V. 4. **Wir versehen uns aber.** D. h. wir haben aber das Vertrauen in euch. Der Apostel spricht sein festes Vertrauen aus, daß die, welche wahrhaft bekehrt sind, werden auch leben und wandeln, wie es ihrem Bekenntniß ziemet, denn er baut auf Gottes Hülfe und Treue, darum fügt er noch bei: **in dem Herrn.** Im Vertrauen, welches er in die Gläubigen setzt, und in der Zuversicht auf Gott, erwartet der Apostel, daß die Gläubigen bewahrt bleiben vor den Argen.

V. 5. **Der Herr aber richte.** Immer noch richtet er die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf die Quelle alles Guten, nemlich: die Liebe Gottes, und sucht darin unsere Liebe zu Gott zu wecken und zu nähren.

V. 6. **Wir gebieten euch aber.** Jetzt ändert sich die Sprache, der bisher bittende und mahnende Apostel tritt nun mit Autorität auf und redet wie ein König zu seinen Unterthanen. Er hat die Hoffnung ausgesprochen, daß alle unordentlichen Personen seine Ermahnungen beherzigen würden, nun aber: wenn dieses nicht geschieht, **gebieten wir,** nicht aus eigener Macht und Willkür, sondern **in dem Namen unseres Herrn Jesu Christi.** Dieses zeigt: 1. daß Paulus des Herrn Wille kannte in dieser Sache, und 2. daß er ein Recht hatte, in Gottes Namen zu reden, wie er that. **Daß ihr euch entziehet;** d. h. daß ihr keine Gemeinschaft habet mit den Unordentlichen; nicht sie ausstoßen, sondern sich selbst von ihnen zurückziehen, so daß Jene immer noch eine Probezeit haben zur Besserung. Aber auch die Gemeinde soll dadurch zeigen, daß sie an solchem unordentlichen Wesen kein Theil hat. Dieser Gedanke enthält den Keim der wahren Kirchenzucht, welche überall ge-

handhabt wird, wo der Geist Gottes die Herzen leitet. Paulus beruft sich nun auf seine eigene Handlung und Lebensweise, und wünscht, sie möchten seinem Beispiele folgen, denn auch er arbeitete mit seinen Händen, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen. Um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, hat er den 7. Vers beigefügt. Kein Mensch kann mit Kraft predigen, es sei denn er belebe das, was er predigt; Paulus that es, darum konnte er sich selbst als Vorbild hinstellen für die Gemeinde.

V. 8. **Haben auch nicht umsonst.** Er will sagen, daß er nie irgendwo in die Kost gegangen, ohne Kostgeld zu bezahlen. **Tag und Nacht haben wir gewirket.** Seine Arbeit hat er so eingerichtet, daß er der Predigt und dem Familienbesuch abwarten konnte, und lieber als dieses versäumt, hat er Nachts gearbeitet. Ohne Zweifel waren Viele, welche es sich zur Ehre gerechnet hätten, den Paulus umsonst zu bewirthen, aber schon um des Exempels willen that er es nicht. Dieses macht er im 9. Vers besonders klar; er gibt zu, daß er die Macht hätte, dieses zu thun, oder in andern Worten, er könnte es fordern von den Gemeinden, daß sie ihn erhalten müßten, aber er thut es nicht, damit Andere an ihm ein Beispiel haben möchten.

V. 10. **Da wir bei euch waren.** Eine Erinnerung an seine Ermahnungen, da er bei ihnen Prediger war. **Nicht will arbeiten.** Dieses ist weislich geschrieben, denn es gibt Leute, welche nicht können. Die Alten, welche in ihrer Jugend gearbeitet, sollten am Tisch den Ehrenplatz haben; überhaupt sind gewisse Menschen, welche nicht arbeiten könnten, auch wenn sie wollten, doch sollen solche ernährt werden. Wer aber kann und **nicht will**, dem soll man das Essen vorenthalten, bis der Hunger ihn zur Arbeit treibt. Der Apostel ist der Meinung, die Kirche sollte Niemand ernähren, der arbeiten kann, und wir stimmen ihm bei.

V. 11. **Denn wir hören ꝛc.** Dieses ist eine Erklärung, warum er überhaupt über diesen Gegenstand spricht. Paulus hatte erfahren, wie es einige trieben, und nun sagt er der Gemeinde, daß er davon gehört habe. Dieses zeigt, daß der Apostel beständig in Unterhandlung stand mit den Gemeinden, welche er gegründet hatte. **Treiben Vorwitz.** Dieser Ausdruck hat seine Eigenthümlichkeiten, und ist deßhalb auf verschiedene Weise erklärt worden: „Sie treiben nichts, aber übertreiben Alles;" „sind nicht weise, aber naseweise;" „nicht witzig, aber vorwitzig," das ist die Meinung des Satzes in der Ursprache. Menschen, welche 1. unnütze Dinge treiben, sich mit Thorheiten beschäftigen; 2. sich in anderer Leute Sachen mischen und ihre eigene Sache versäumen. Wenn die öffentliche Meinung keine Verleumderin ist, dann soll es jetzt, selbst in unseren Tagen, noch solche Menschen geben.

V. 12. **Solchen aber gebieten wir.** Hier ist ein Gebot, welches auch noch eine Ermahnung und Bitte enthält. Im Ganzen haben wir in diesem Vers eine Andeutung über die Natur des Christenthums im praktischen Leben. 1. Jedermann an der Arbeit, was immer es sein mag, und Jeder an **seiner** Arbeit. 2. Jedermann sein eigen Brod essen. Die Arbeit ernährt ihren Mann, denn Gott hat seinen Segen darauf gelegt zum Besten seiner Kinder.—Doch soll hiemit nicht gesagt sein, als seien richtige Arme nicht der Unterstützung würdig, und als hätten Christen ein Recht, die Unterstützung zu versagen.

V. 13. **Werdet nicht verdrossen.** Uebereinstimmend mit der Ermahnung an die Galater, Cap. 6. 9. Obwohl auch die Gastfreundschaft und christliche Liberalität mißbraucht werden kann durch unwerthe Personen, so soll dieses doch Niemand ermüden, seine Pflicht zu thun. Warum ermüdet man so gerne im Wohlthun? a. Liebe zur Ruhe; b. Mangel an Selbstverleugnung; c. falsche Demuth und noch andere dergleichen Dinge. Zur Aufmunterung im Gutesthun haben wir: 1. Gottes Wohlgefallen; 2. Das Bewußtsein erfüllter Pflicht; und 3. die Frucht der gesegneten That. Noch ist aber zu bemerken, daß es sich hier nicht allein um Mildthätigkeit handelt, sondern auch um das in Christo angefangene Werk der Seelenrettung, auch darin sollen wir **Gutes** thun, und nicht ermüden.

V. 14. **Den zeichnet.** Wenn aber Jemand die Warnung verachtet und der Ermahnung zum Trotz, doch im unordentlichen Leben fortfahrend, sich der Gemeinde zur Last legt und zur Schmach wird, den zeichnet. Wie? Dadurch, daß ihr nichts mit ihm zu thun habt, und er sich schämen muß. **Daß er schamroth werde.** So lange sich ein Mensch noch schämt, ist Hoffnung für ihn; wenn aber einmal die Scham fort ist, dann hört auch die Hoffnung auf.

V. 15. **Doch haltet ihn nicht ꝛc.** Der Apostel will hiermit sagen: Hassen darf man einen solchen Menschen doch nicht; als Feind soll man ihn nicht betrachten, vielmehr probiren, ihn zu retten; **vermahnet ihn als einen Bruder.** Der Uebertreter ist doch noch ein Bruder; es hat viel Mühe gekostet, ihn zu gewinnen, man soll ihn nicht verstoßen, ohne zuerst das Beste für ihn gethan zu haben. Diese Ermahnung war sehr zeitgemäß, denn wir wissen leider aus Erfahrung, daß oft großer Schaden entsteht durch unweisliche Anwendung der Kirchenzucht. Selbst die Ruthe soll in der Hand der Liebe gehalten werden.

V. 16. **Der Herr des Friedens.** Das ist ein Wunsch, daß der Friede der Gemeinde, sowohl als der innere Herzensfriede, von der rechten Quelle kommen möge. Diese Stelle darf überhaupt nicht so angesehen werden, als habe sie auf Frieden mit einander Bezug, denn es ist keine Andeutung gegeben, daß Streit unter ihnen existirte. Es ist der Friede, von welchem der Apostel an anderen Orten sagt: daß er alle Vernunft übersteige; doch soll dieser Friede auf **allerlei Weise** sich offenbaren, so daß also Alles mit eingeschlossen ist. **Der Herr sei mit euch allen.** Gottes Weisheit, Liebe, Gegenwart u. s. w. offenbare sich immer und auf allerlei Wege unter euch. Das ist ein vielsagender Wunsch, und können Christen sich gegenseitig nichts Besseres wünschen.

V. 17. 18. **Der Gruß Pauli.** Diese beiden Verse gehören zusammen, wie sie Paulus mit eigener Hand geschrieben hat. Die Epistel hat wohl einer seiner Gehülfen geschrieben, wie er es dictirte, um aber allen Zweifel zu zerstören und der Gemeinde Beweis zu liefern von der Echtheit, so daß keine falschen Briefe sich neben einschleichen, unterzeichnete er mit eigener Hand. **Die Gnade unseres Herrn u. s. w.** Alle Episteln Pauli haben diesen Gruß oder Segenswunsch beigefügt. Die Ueberschrift des Briefes ist kein Theil der Epistel, sondern später beigefügt.

Lehre und Anwendung.—Der Hauptgedanke dieser Lection ist **der christliche Fleiß**, oder vielleicht auch Eifer, denn ohne Eifer besteht kein Fleiß. Hier aber besonders der Fleiß der Gläubigen im Beten und Wirken für die Ausbreitung des Werkes Gottes. Daher bittet ja auch der Apostel um die Fürbitte der Thessalonicher.

Gott gibt dem Menschen Zeit, Gelegenheit und auch die nöthige Ausrüstung, für ihn zu arbeiten und zu schaffen. Zwar ist nicht zu leugnen, es gibt viele Gründe, warum man oft ermüdet und auch laß werden will, aber kein Grund ist zulänglich, wenn man den Willen Gottes kennt und ihn erfüllen will.

Der Apostel ermahnt uns, nicht müde zu werden,

denn 1. Gott schaut auf die Motive, welche der Handlung zu Grunde liegen. Er belohnt den Beweggrund. 2. Gott sieht Erfolg, den wir nicht sehen, denn die Folgen einer Handlung sterben nicht mit der Handlung. Eine That kann die Ursache zu hundert anderen werden. 3. Die Liebe Christi sollte beständig das Motiv zu allen unseren Unternehmungen sein, dann erwarten wir weder Menschendank, noch Menschengunst; wir wirken für den Herrn. Was wäre aus uns geworden, wenn er müde geworden wäre? 4. In jeder guten Handlung liegt eine Ausbildung des christlichen Charakters, welche auf keine andere Weise erlangt werden kann. 5. Wir sind der Belohnung sicher. Keine gute That bleibt unbelohnt, denn sie trägt ihren Lohn in sich.

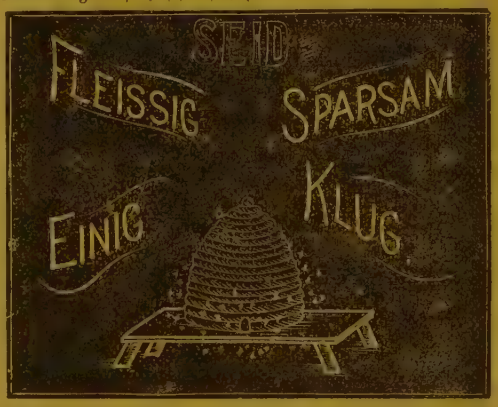
Das tägliche Brod ist an die tägliche Berufsarbeit gebunden, (ora et labora) bete und arbeite, denn gerade die nichtsthuenden Menschen machen sich am meisten zu schaffen, wo es nur schaden, nie aber nützen kann. Müßiggang ist aller Laster Anfang, gilt auch hier. Um die Herzen zur Liebe Gottes und zur Standhaftigkeit zu bringen, sind die Ermahnungen des Apostels von großer Wichtigkeit.

Illustrationen.—Starb vor lauter Nichtsthun. — „Woran ist denn Ihr Bruder gestorben?" fragte der Marquis Spinola den Sir Horace Vere. „Er starb am Nichtsthun." „Schade," meinte Spinola, „das ist genug, um irgend einem von uns den Tod zu geben."

Schwielige Hände. Wenn in Rom einer Bürger werden wollte, als der alte Cato noch am Ruder war, dann ließ er dem Applikanten die Hände untersuchen, um zu erfahren, ob er auch im Nothfall arbeiten könne, denn Rom hatte bereits genug Müßiggänger, ohne noch Fremde beizuziehen.

Festigkeit. Warum schwimmt ein Eisberg so fest und leicht auf dem tobenden Meer, während Schiffe zittern, und die stürmische Fluth an den Felsen Alles zerschellt, was ihr in die Arme fällt? Weil sie so tief gehen, die Masse derselben ruht im stillen Wasser. Tiefe gibt Festigkeit, daher sollten auch Christen beständig sich bestreben, ihr Leben verborgen in Christo mit Gott zu führen.

Kraft der Gemeinde. Welche Macht sollte eine Gemeinde ausüben unter Immanuel's Panier? Stark im Glauben; einig im Gebet; im Hoffen; in Arbeit, in Proben, im Glauben und in der Liebe. Stark in Gott und muthig zur Pflicht! Die ganze Welt kann nicht gegen eine solche Gemeinde auftreten, denn der Friede Gottes regiert sie.



Wandtafelerklärung. Die Kirche Gottes soll in vielen Hinsichten einem Bienenkorb ähnlich sein; jedes Mitglied soll einer Biene gleichen, welche emsig am Wohl des Ganzen wirkt und das ihrige thut um nicht als Drohne ausgestoßen zu werden. Nun merkt: Bienen sind **fleißig**, keine ohne Arbeit, und alle beständig an der Arbeit; Bienen sind **sparsam**, sie sammeln und ersparen um nicht im Winter darben zu müssen; Bienen sind **einig**, das ist ein edler Charakterzug; sie arbeiten nicht nur zusammen, sondern haben einen Zweck, und dieser Zweck umfaßt die Familie, nicht blos die einzelne Biene; dann sind sie auch **klug**, und dies offenbart sich z. B. in ihrem Zellenbau, ihrer Fürsorge für den Winter und besonders auch in ihrem Verfahren mit den faulen Drohnen; da heißt es: wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen, und gerade dieses hat der Apostel in der heutigen Lection gelehrt für Solche, welche gern in der Kirche sein möchten, ohne an den Pflichten der Kirche Theil zu nehmen.

Wiederholung.—Sonntag den 30. März.

1. Geschichtlicher Ueberblick. Das Pfingstfest zu Jerusalem, bei welchem der heilige Geist ausgegossen wurde, wird allgemein als der Geburtstag der christlichen Kirche betrachtet. Jenes war im Mai A. D. 30. Am Schluß unseres ersten Quartals sind wir beim Jahr des Herrn 53 angekommen. Die im verflossenen Quartal verhandelten Lectionen umfassen jedoch nur die Zeit von etwa 3 Jahren, nemlich von 50 bis 53.

Es sind seit der Gründung der Kirche erst 23 Jahre verflossen, und in dieser kurzen Zeit hat sie all die herrlichen Siege gefeiert und all die Verfolgungen erduldet, welche uns in der Apostelgeschichte, so weit wir gekommen sind, aufgezählt sind. Lukas erzählt uns da nicht blos die Gründung der Kirche durch den heiligen Geist, sondern auch den Weg, welchen der heilige Geist eingeschlagen hat, die Kirche zu erhalten, nemlich den Uebergang des Evangeliums von den Juden zu den Heiden; zwar nicht im Allgemeinen auf einmal, sondern den Weg desselben von Jerusalem durch Kleinasien nach Griechenland und nach Rom. Von der Wirksamkeit Pauli handelten unsere Lectionen während des vorigen Quartals.

2. Die Grenzen der Kirche. Das Evangelium war längst über Palästina hinausgedrungen, selbst Syrien konnte es nicht mehr halten, es drang hinüber nach Kleinasien; es hatte festen Fuß gefaßt in Afrika, und nun kam auch Europa an die Reihe. Bereits finden wir Gemeinden in Griechenland, in Macedonien und vielleicht in Rom. Das Evangelium ist gelaufen wie ein Feuer in einem dürren Walde, nichts konnte widerstehen, denn Gott selbst öffnete Thüren und Herzen allenthalben; täglich wurden Andere hinzugethan zur Zahl derer, welche gläubig wurden. Um diese Zeit mußte man thatsächlich die Hauptstadt der Kirche dort suchen, wo die größte Auflehung vor sich ging, denn das Evangelium brach sich Bahn trotz Teufel, Welt und Höllenpfort.

3. Die leitenden Personen. In dem verflossenen Quartal finden wir mehrere Namen, welche nicht blos in den verhandelten Lectionen, sondern in der ersten Gründungszeit der Kirche überhaupt, eine bedeutende Stellung eingenommen haben: Paulus, Petrus, Jakobus, Barnabas, Silas, Timotheus, Lydia, der Kerkermeister zu Philippi, Jason, Dionysius der Richter, Aquila und Priscilla, Crispus, Gallion und Sosthenes. Die

Schüler sollten über jeden dieser Namen Auskunft geben können; wenn sie die Lectionen im Magazin studirt haben, sind sie gewißlich auch zum Antworten schlagfertig. Unter die wichtigen Begebenheiten bei welchen diese Personen besonders thätig waren, gehören: die Versammlung zu Jerusalem, die Streitfrage zwischen Juden und Griechen, die Entzweiung des Paulus und Barnabas, die Bekehrung der Lydia und des Kerkermeisters, der macedonische Ruf, Paulus auf dem Richtplatz zu Athen u. s. w. Auch über diese Begebenheiten sollten die Schüler Auskunft geben können. In der Wiederholung ist es nicht rathsam zu fragen: Wer kann mir dieses oder jenes beantworten? Da geht zu viel Zeit verloren, und sie ist ohnedem schon zu kurz. Der Superintendent rufe einen Schüler mit Namen und stelle die Frage derart an ihn, daß er nicht mit Ja oder Nein antworten kann, sondern erzählen muß; dadurch kann die Wiederholung zur interessantesten Versammlung werden.

Thema.—Die beständige Ausbreitung der Kirche.

1. Ausbreitung in vielen Ländern.— (Lectionen 1, 5, 6, 8, 9, 10.) Paulus machte drei große Missionsreisen, und man möchte wohl seine Reise nach Rom, wenn er nicht als Gefangener hätte gehen müssen, auch noch eine Missionsreise nennen. Die zweite dieser Reisen ist im vorigen Quartal beschrieben. Wie viele Schüler sind im Stande eine Karte dieser Reise zu zeichnen nach dem Gedächtniß? Wie viele können eine Reisebeschreibung geben vom Anfang der Reise bis nach Corinth?

Die Reise beginnt zu Antiochien, von da nach Jerusalem, dann zurück nach Antiochien; dann in die verschiedenen Provinzen Kleinasiens; der Uebergang nach Europa, die bedeutendsten Städte Macedoniens und Griechenlands. Man lasse die Schüler über diese Punkte berichten.

2. Der Fortschritt in der Lehre. (Lectionen 1, 7, 11.) Die Verhandlung der Lehrfrage, welche eine Zeit lang Spaltung zu verursachen drohte, hatte im Allgemeinen eine mehr als günstige Wirkung auf die junge Kirche; die Einigkeit des Geistes zwischen Juden und Griechen wurde erhalten und der Geist der Trennung gedämpft. Was war denn die Streitfrage? Warum war es eine so wichtige Frage?

Der nächste wichtige Lehrpunkt kam zum Vorschein zu Philippi, als der Kerkermeister den Paulus fragte: Was muß ich thun um selig zu werden? Diese Frage hat Paulus so definitiv beantwortet, daß nie wieder daran gerüttelt wurde. Die nächste wichtige Lehrfrage, welche verhandelt wird, ist: das zweite Kommen des Herrn, und wie wir uns angesichts der Thatsachen verhalten sollten, um einst bereit zu sein, den kommenden Richter der Lebendigen und der Todten zu empfangen.

3. Der Fortschritt im sittlichen Leben. (Lectionen 2, 3, 4, 12.) Die drei Episteln, welche Lectionen für das vorige Quartal lieferten, sind in nähere Betrachtung zu ziehen. Wer schrieb dieselben? Wann und wo wurden sie geschrieben? Ist eine vorliegende Ursache anzugeben, was wohl zur Veröffentlichung Veranlassung gegeben haben mag? Die Lectionen dieser Episteln, dem Inhalte nach, beziehen sich ganz auf das Sittenleben der Gläubigen, und zeigen uns: 1. die Natur der wahren Religion mit besonderer Rücksicht auf diesen Punkt; 2. der rechte und unrechte Gebrauch der Zunge, mit vier Illustrationen, welche angeführt sind; 3. das Leben mit Gott, wie man es erlangen kann, und die Segnungen eines solchen Lebens auf Jedermann; 4. christlicher Fleiß und redliche Thätigkeit in der Familie und in der Gemeinde. Der Friede Gottes: in der Seele, in der Familie, in der Kirche und in der Welt; besonders aber der Friede Gottes in dem Herzen seiner Kinder. Ueber alle diese Punkte sollten die Schüler bereit sein, kurze, bündige Antworten zu geben, und wenn der Lehrer, der Superintendent oder Prediger die Fragen so stellt, daß kein Schüler seine Frage mit Ja oder Nein beantworten kann, wird obiger Abriß den Grund zu einer nützlichen Wiederholung geben.

Anmerkungen. — Die Lectionen des verflossenen Quartals enthalten so viel Geschichtliches, Geographisches und Lehrreiches, daß jeder Schüler suchen sollte, sich die Hauptpunkte ins Gedächtniß einzuprägen, und auch fertig zu sein, zu irgend einer Zeit eine Erzählung darüber zu machen. Im Allgemeinen wird es sehr oft verfehlt, weil man denkt diese Dinge seien über den Verstand der Schüler hinaus, aber wenn man überlegt, daß die meisten Sonntagschüler auch in die täglichen Schulen gehen, und daß eben diese Zweige: Geographie, Geschichte und dgl. hauptsächlich gelehrt werden, dann braucht man für die Schüler nicht besorgt zu sein; überhaupt sollte man die Schüler wissen lassen, daß man unbegrenztes Zutrauen zu ihnen hat; das muntert auf und ist eine große Hülfe im Unterricht, beides für Lehrer und Schüler.

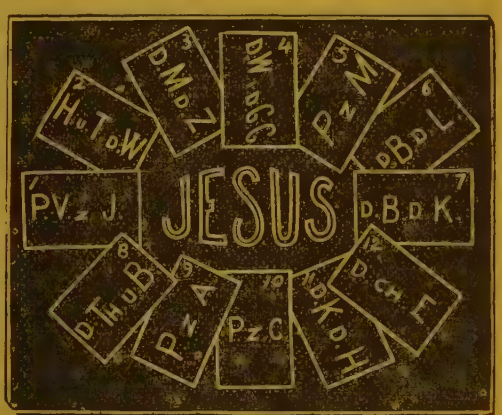
Zum Schluß der Schule.—Zur Abwechslung kann man den Beschluß also machen:

Supt.: Weiter, liebe Brüder, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach.

Schule: Ich vermag Alles durch Den, der mich mächtig macht, Christus.

Supt.: Er aber, der Herr des Friedens, gebe euch Frieden allenthalben und auf allerlei Weise. Der Herr sei mit euch Allen.

Schule: Amen.



Wandtafelerklärung. Das Bild auf der Tafel besteht aus 12 Lectionsblättern, deren ein jedes die Ueberschrift und Nummer der Lection für den bestimmten Sonntag trägt, mit Ausnahme des mittleren, welches den Namen **Jesus** enthält. Dieser Name hält die andern Blätter zusammen; alle deuten **auf ihn** und concentriren sich **in ihm.** Eine Lection ohne einen Fingerzeig auf Jesum wäre, wenn nicht unmöglich, doch außer Ordnung, denn Jesus selbst sagt ja, die Schrift zeuge von ihm. So haben wir denn 12 Fingerzeige auf Jesum, aber wir haben auch die Erzählung, wie Menschen den Fingerzeigen gefolgt sind und Jesum gefunden haben. Sind wohl von unseren Sonntagschülern näher zu ihm gekommen während des verflossenen Quartals?

Mit unsern Lesern.

„Das Magazin gewinnt," sagte der junge Br. Horn, der die Listen ordnet; und wenn Einer etwas Zuverlässiges über die Sache weiß, so ist er es. Warum sollte aber auch das Magazin nicht viele neue Gönner gewinnen? Die große Mehrheit unserer lieben Brüder Agenten stehen dafür ein, und lassen es sich sehr angelegen sein, dasselbe zu verbreiten. Wo noch eine Lücke offen ist, da suchen sie Einlaß. An den Editoren, wills Gott, solls auch nicht fehlen. Wir sind fest entschlossen und wollen uns keine Mühe zu viel sein lassen, das Magazin immer interessanter zu machen. Unsern fleißigen Agenten unsern besten Dank für ihre rege Theilnahme!

Hoffentlich haben unsere Leser unsern neuen S. S. Kalender richtig erhalten; wenn nicht, so wende man sich an unsere Prediger. Der Kalender sollte irgendwo an einem bequemen Platz im Familienzimmer, oder wo's ist, aufgehangen, und dann die „täglichen Bibellectionen" regelmäßig beim Familiengottesdienst gelesen werden. Das ist ein Hauptzweck mit, warum der Kalender herausgegeben wurde. S. S. Arbeiter sollten sich das besonders merken.

Es freut uns, daß der „Gegenseitige Unterstützungsverein" für Glieder der Evangelischen Gemeinschaft gegenwärtig so gute Fortschritte macht. Fast täglich laufen neue Applicationen bei dem Secretär, Br. Ewald, ein. Das Wachsthum ist ein durchaus gesundes, und wir sind fest überzeugt, der Verein hat eine herrliche Zukunft. Kann man ebenso wohl als nicht seiner Familie einen kleinen „Hinterhalt" schaffen, so ist es Christenpflicht so zu thun. Dem obigen Verein kann selbst der Arme beitreten; die Gebühren sind gering, und eigentliche Gehälter für Beamten werden nicht ausgegeben. Für Näheres wende man sich an den Secretär, Br. D. Ewald, Cleveland, O.

Br. D., Can. Eine Lehrerversammlung sollte vom Führer, und nicht von irgend welcher „gedruckten" Form geleitet werden. Originalität und Individualität sollten ihr das Gepräge geben. Alle gedruckten Formen und Fragen sind blos Anleitungen, nicht festgestellte Regeln. Wie kann denn eine Lehrerversammlung Leben halten, viel weniger frisch bleiben, es sei denn man bringe Leben hinein? Damit soll aber nicht gesagt sein, daß man die gedruckten Fragen ganz mit Gleichgültigkeit behandeln soll, denn viele derselben sind vielleicht so gut, als man sie machen kann. Nur so viel soll gesagt sein: Gold ist Gold, so wie so, aber die Prägung kennzeichnet dasselbe näher und zeigt, was es werth ist. Was oben mit Rücksicht auf Lehrerversammlungen gesagt ist, gilt auch für den Unterricht der Classen in der Sonntagschule; denn das Verhältniß bleibt sich gleich, wenn auch die Betheiligten an Alter verschieden sind.

D. H., N. Y. Man muß eben, um eine Bibelstelle zu erklären, verschiedene Punkte im Zweck haben und die besten Mittel gebrauchen, welche auf Hand liegen. Geschichtliche Begebenheiten z. E. können am besten erklärt werden wenn man die Historiker fragt. Josephus ist wohl der beste jüdische Schreiber; er lebte zur Zeit des Apostels Paulus und war bei der Zerstörung Jerusalems gegenwärtig. Er lebte nach jener Zerstörung bis A. D. 93 zu Rom. Wenn er nun Dinge erklärt, welche in der Bibel nicht erklärt sind, so ist dies kein Zeichen, daß sie deßhalb unwahr sind; wenn sie aber der Bibel nicht zuwiderlaufen, sind sie ein Beweis für die Wahrheit der Bibel. Der Kornhaufe ist nie so groß, wie der Strohhaufe, den man gedroschen hat.

Ein Leser im Westen. Also das Hinterstübchen wäre recht, wenn die Witze mehr fromm wären. Willst du, Lieber, uns gefälligst einmal welche derselben als Probe senden? Sie sollen richtig erscheinen, wenn sie die Eigenschaften besitzen, und dein Name dabei. Mit dem Hinterstübchen geht es eben so: Honi soit qui mal y pense. Vielleicht sagst du, das könne man ja nicht verstehen; da ist eben der Witz drin. Uebrigens ist es das Motto der Könige von Großbritannien und heißt auf deutsch: „Arg ist's ihm, der Arges denkt."

Leser. Reis ist seit undenklichen Zeiten in Indien gezogen worden. In China hat man Reis eingeführt um das Jahr 2822 v. Chr. Ueber die amerikanische Reiszucht sind die Berichte nicht einig; einige Schreiber behaupten, im 17. Jahrhundert sei ein Schiff von Madagascar in „den Carolinas" gelandet und habe etwas Samen dort gelassen, welcher in einem Garten aufwuchs, und von jenem Samen stammt die ganze Reiszucht dieses Landes. Nach dem neuesten Census betrug die Produktion des Reises in den Ver. Staaten im Jahr 1880 nicht weniger als 110,131,373 Pfund. Es wird nur sehr wenig exportirt, keine zwei Millionen Pfund.

Sonntagschullehrer. In der Uebersetzung aus fremden Sprachen, besonders aus den sogenannten todten Sprachen, sind Regeln zu beobachten, welche wir hier unmöglich näher erklären können. Jene Stelle: Apstg. 17, 9, kann nur so erklärt werden: die Redeweise ist eine gerichtliche, und ist auch von obrigkeitlichen Gerichten die Rede. Jason gab befriedigende Versicherung, daß in Zukunft nichts Ruhestörendes vorfallen soll. Gegen die Annahme des Wortes Caution stimmt die Thatsache, daß die Apostel noch in derselben Nacht die Stadt verließen. Wäre Caution gestellt worden, dann hätten sie sich nicht in aller Stille entfernt. Wir sind für die Meinung, daß Jason die Versicherung gab, die Brüder würden die Stadt verlassen, wenn sie losgegeben würden. —Im Magazin sind die Lectionserklärungen mehr vollständig als im Vierteljahrsheft.—Es werden immer Fragen vorkommen, welche nicht ganz deutlich sind, eben wegen der Uebersetzung, aber daran ist nichts zu nörgeln, denn es handelt sich gewöhnlich nicht um die Hauptsache; diese ist klar, es sind Nebendinge, und wenn Jemand Freude daran hat, so sollte man ihm sie lassen.

Ein Student in Pa. Die „Jungfrau zu Orleans" ist in Schiller's Werken vollständig zu finden. Sie wurde zu Domremy, Frankreich, von armen Eltern geboren. Sie gab vor, eine himmlische Erscheinung gesehen zu haben, und fühlte sich berufen, die Engländer aus Frankreich zu vertreiben. Karl VII. ernannte sie zur Führerin seiner Heere, worauf sie die Engländer in mehreren Schlachten besiegte. Die Jungfrau wurde einigemal schwer verwundet, aber sie hat selbst nie Blut vergossen, hat auch nie eine unweibliche Handlung begangen. Im Mai 1430 wurde sie von den Engländern gefangen und etwa ein Jahr hernach als Hexe verbrannt; diese That ist aber den Engländern nie als Ehrenthat angeschrieben worden. Wenn sich auch nicht alles wörtlich so zugetragen hat, wie Schiller es beschreibt, so ist deßhalb doch kein Unrecht darin, die Geschichte zu lesen. Schüler, welche die deutsche Sprache studiren hier, haben einen Auszug der Geschichte im Textbuch.

W. Z.—Utah ist noch kein Staat, deßhalb kann der Congreß Gesetze passiren für jenes Territorium, wie dieselben erforderlich sind, es bedarf keines Zusatzes zur Constitution. Die Einwohnerzahl betrug im Jahr 1880 143,906. Im Jahr 1870 standen die Einwohner 56,000 Eingeborene zu 30,000 Ausländern. Obst, Aepfel, Birnen, Trauben u. dgl. wachsen und gedeihen wild, in den südlichen Thälern gedeihen auch tropische Pflanzen und Früchte. Wir können nicht einsehen, warum ein Mann dort hinziehen sollte, so lange noch Land genug, und ebenso gut, sonstwo zu finden ist.

Leser von Wis.—1. Sie irren, man hat wenigstens 400 Jahre vor Christus schon falschen Zähne getragen, und haben bessere Dienste gethan, als Gaumen ohne Zähne. Man hat Schädel ausgegraben in California, welche wahrscheinlich einst die Schultern großer Häuptlinge zierten; diese Schädel hatten noch falsche Zähne, an den natürlichen befestigt. Diese falsche Zähne bestanden aus fein gearbeiteten Muschelschalen und waren mit Golddraht befestigt. Sonst hat man sie wohl auch nur mit Seide festgemacht. Aber irgend ein Zahn, mit welchem man beißen kann, ist besser als gar kein Zahn.—2. Whiskey, Rum, Gin und Brandy enthalten jedes 80 bis 90 Procent Alkohol; starke Weine enthalten 24 bis 36 Procent; leichte Weine etwa 15 bis 18; Bier von 6 bis 9 Procent. In Europa ist das Getränke, sowohl als die gesellschaftlichen Verhältnisse, derart, daß man keinen Vergleich zwischen hier und dort machen sollte, und Sie, als Deutscher, sollten das genau wissen.

W. H., Kansas.—Eine Ursache, warum man im Deutschen diese Dinge nicht gibt, ist darin zu suchen, weil es nicht lohnt; das deutsche Gemüth ist nicht dafür gestimmt. Da ist z. B. das sinnlose amerikanische "Peek-a-Boo", von dem wurden mehr als 300,000 Exemplare verkauft. "Grandfather's Clock", d. h. „des Großvaters Uhr," ein wichtiger Titel, nicht wahr? hat mehr als 350,000 Exemplare abgesetzt. Aber wo ist ein Volk in der ganzen Welt, welches solches Zeug mit gleicher Hast verschlucken würde? Was hier einmal im Gang ist, das geht, und wenn alle Stricke brechen, man braucht nur die Beinkleider eines amerikanischen „Dändy" zu betrachten.

Hinterstübchen.

Die Hand.—Die Hand, das kräftigste und gewandteste Glied des menschlichen Körpers, regiert praktisch, so wie der Kopf theoretisch, den ganzen Staat. Von „Hand" kommt: Handlung, Handel, Handthieren, Handwerk, Handstreich und Handgriff her. Aber was wäre die Hand ohne die Finger? Etwa was das Messer ohne Klinge, wäre, oder Kaiser Wilhelm ohne Bismarck, wenn der Moltke fehlte. Die Hand gleicht einer staatlichen Exekutivbehörde.

1. Der Daumen, der geldzählende oder durch leises Anreiben an den benachbarten Zeigefinger finanzielles Sein oder Nichtsein andeutende, ist der Finanzminister.
2. Der Zeigfinger (deutend, tupfend, spürend) ist der Justiz- und Polizeiminister.
3. Der große Mittelfinger ist der Minister des Innern und (bisweilen beim Fingerziehen) Erziehungsdirector.
4. Der Ring- oder Goldfinger ist der Handels- und Kultusminister.
5. Der kleine Finger ist der Minister des Aeußern.
6. Die Faust ist der Kriegsminister. A. G.

„Heinrich! Angenommen, du hättest zehn Dollars in der Tasche, und ich würde dich bitten, mir fünf Dollars zu leihen, wie viel würde darin bleiben?"—„Nun, zehn Dollars, das versteht sich."

Ein Marginalreim Kaiser Joseph's.—Eine Dame in Steiermark, Namens Kember, bat den Kaiser Joseph, ihm ihre Gedichte widmen zu dürfen und sandte diese im Manuscript ein. Der Kaiser schrieb eigenhändig an den Rand der ersten Seite:

„Meine werthgeschätzte Kember,
Mach' Sie, statt der Verse, Hember!"

In einem kleinen Städtchen Kentuckys bot ein Kirchen-Aeltester der dortigen "Ladies' Aid Society" $5 an, wenn die Mitglieder derselben gemeinsam eine Bettdecke steppen würden, ohne ein Wort zu sprechen. Die Herausforderung wurde angenommen, und innerhalb zwei Stunden war die Arbeit gethan. Die Damen aber erklären, daß sie sich nicht für $50 wieder einer solchen Tortur unterziehen würden.

Unter dem Hund.—Ein Trinker, dem sein Hund regelmäßig ins Wirthshaus folgte, gab demselben Spaßes halber so viel Bier ein, daß er völlig betrunken wurde. In den folgenden Tagen begleitete der Hund seinen Herrn nie weiter, als bis an die Thüre des Wirthshauses. Um keinen Preis war er aber zu bewegen, wieder in die Schenkstube zu gehen. So war das stumme Thier eine tägliche Predigt für seinen Herrn; er nahm sie auch zu Herzen, mied sofort das Wirthshaus und wurde ein Christ.

Was ist ein Reporter?—Ein nie verzagendes—nach Neuigkeit jagendes—überall schnüffelndes—zu Hause büffelndes—wie der Blitz laufendes—sich kaum verschnaufendes—zur Redaction eilendes—nur kurz verweilendes—Zeilen 'raus schindendes—wieder verschwindendes—hoffnungsvoll strahlendes—rosig ausmalendes—wundervoll träumendes—Frühstück versäumendes—wenig erbauendes—Dingen nicht trauendes—viel sich erkühnendes—wenig verdienendes—würdevoll tragendes—nimmer verzagendes—mühsam erwerbendes—dereinst sterbendes—Individuum.

Eine tapfere Weinsbergerin.—Wer kennt sie nicht, die Erzählung von den Weibern von Weinsberg, welche ihre Männer retteten durch ihre kühne That? Jedem steht es vor Augen, das erhebende Bild. Hoch zu Roß die belagernden Ritter, denen die Weinsberger Bürgerschaft lange getrotzt. Wie freuen sie sich, blutige Rache nehmen zu dürfen an den verhaßten Städtern für die lange Zeit der Belagerung! Die Weiber freilich dürfen zuerst abziehen mit so viel ihrer kostbarsten Habe, als sie zu schleppen vermögen. Aber siehe da! Zum Thore heraus schreitet die Bürgermeisterin, ihren Eheherrn auf dem Rücken, und hinter ihr drein die Weinsbergerinnen alle, jede ihren Mann tragend und rettend. Das ist die

Weibertreue von Anno 1140, wie sie besungen worden ist von den Dichtern, gemalt von den Malern und weitergetragen von Geschlecht zu Geschlecht durch den Mund des Sprichworts.

Weniger bekannt als diese alten Weinsbergerinnen dürfte eine Bürgerin dieses schwäbischen Städtleins aus unserer Zeit sein, und doch verdient auch sie als ein Exempel von Weibertreue gepriesen zu werden. Ihr hat nemlich, wie auf dem Weinsberger Gottesacker zu lesen ist, ihr Wittwer folgende Grabschrift gesetzt:

„Getragen hat mein Weib mich nicht,
„Doch hat sie mich ertragen;
„Das war ein größeres Gewicht,
„Als ich kann sagen."

Bekanntmachung.—Der Kirchthurm von Michelshafen soll neu gedeckt werden, mit obrigkeitlicher Genehmigung und mit Blech.

Das theuerste Metall.—Silber und Gold sind edel und kostbar vor allen Metallen, aber das Kupfer der Nase kommt noch viel theurer zu stehn!

Auf der Schule zu Norwich befand sich noch vor kurzem ein Knabe, der wirklich sein eigener Großvater war. Wie ist das möglich? fragt der geneigte Leser. Ich will's erklären. Eine Wittwe, die einen Sohn hatte, heirathete gleichzeitig mit ihrer Schwiegertochter. Letztere nahm den Vater des Gatten ihrer Schwiegermutter. In Folge dessen war die Wittwe die Mutter des Vaters ihres Mannes, d. h. dessen Großmutter. Sie war ihres Sohnes Groß-Großmutter, und folglich war dieser ein Großvater und zwar sein eigener, und der Großonkel ihrer Schwiegertochter.

Kindlich.—In einer sehr überfüllten Schulclasse müssen die kleinsten Schüler, die A-B-C-Schützen, auf dem Fußboden sitzen. Eines Tages nach der Religionsstunde frug der Herr Pfarrer, als Wiederholung, einen dieser Knirpse: „Wozu bist du auf Erden?"
Schüler: „Weil ich auf der Bank kan Platz hob!"

Recht jugendliche Straßenräuber gibt es auch in Ohio. In Mount Vernon haben zwei Knaben, im Alter von 10 und 12 Jahren, Charles Rutter und Harry Buera, einen anderen Knaben, Parmonter mit Namen, der einen Wagen kutschirte, auf öffentlicher Straße angehalten. Ihm einen Revolver vor den Kopf haltend, befahlen sie ihm, sie nach ihrem Bestimmungsorte, irgendwo außerhalb der Stadtgrenze, zu fahren. Unterwegs forderten sie ihn im richtigen „Dime"-Novellen-Stil auf, die Hände in die Höhe zu halten, worauf sie seine Taschen nach Beute durchsuchten. Nachdem sie Alles genommen hatten, was er besaß, zwangen sie ihn, sie eine Zeit lang umherzufahren. Die sauberen Früchtchen wurden verhaftet.

Der Natur-Enthusiast. — Leipziger: Ei! August, diese Aussicht! Brächdich, sag' ich dir, brächdich! — Berliner: Dir pickt woll der Vogel! Soll ich mich brechen, weil ihm die Aussicht gefällt!

Zarter Wink.—„Lieber Großpapa! Wir gratuliren dir herzlich zu deinem Geburtstage, und Mama sagt, wenn du uns jedem einen Thaler gibst, so sollen wir ihn auf dem Rückwege ja nicht verlieren."

Merkwürdiger Zustand.—Im Jahre 1620 ward der General Graf Pappenheim in der Schlacht am weißen Berge derart verwundet, daß er betäubt unter den Getödteten liegen blieb. Er erzählte: Es war mir der Verstand nicht ausgegangen, sondern ich hatte mein volles Bewußtsein, aber da ich nicht sah, mich nicht bewegen konnte und auch nichts hören konnte, so hatte der Hieb, den ich erhalten, mich betäubt, hielt ich mich für todt. Ich begann nun über meinen Zustand nachzudenken. „Im Himmel," sagte ich mir, „kannst du nicht sein, denn du empfindest keine Freuden. In der Hölle bist du ebenfalls nicht, denn du empfindest keine Schmerzen, du mußt also an einem dritten Ort sein, aber wo denn?" Als ich zu diesem Gedanken gekommen war, wollte ich durchaus wissen, in welcher Gesellschaft ich mich befände. In der Absicht, meine Kameraden zu entdecken, machte ich eine Bewegung. Dies war meine Rettung, denn man bemerkte mich und zog mich unter den Getödteten hervor.

Im Trubel.—Ein Papagai, welcher sehr gerne und geläufig sprach, saß einst auf seiner Stange unter dem Vordach des Hauses, als ein fremder Hund gelaufen kam. Kaum hatte er den Hund erblickt, da rief er auch schon: "Sic, sic, sic him!" Der Hund konnte nichts sehen, als den Vogel, und auf den ging's los. Der Kampf war heiß, schon zweimal war der Papagai gerupft, als er in der Angst ausrief: „Pack' dich, du Vieh!" Der Hund glaubte die Stimme eines Menschen zu hören und packte sich. Als der Papagai sich wieder gesetzt und seine Federn in Ordnung hatte, sagte er laut: „Polly plaudert zu viel, Polly hat Trubel."

Auflösung der Räthsel im Januarheft.

1. Rebus.—Kind, überlege, was du redest.—G. W. Reichert, David D. Eibt, Florian Gasser, Emma Thomas, John G. Schlenk, A. Reinke.

2. Wer erräth's?—Eiland.—Florian Gasser, John G. Schlenk, A. Reinke.

3. Biblisches Räthsel.—

C A S A
O M A R
N O B E
A S A N

Emma Thomas.

Rösselsprung.

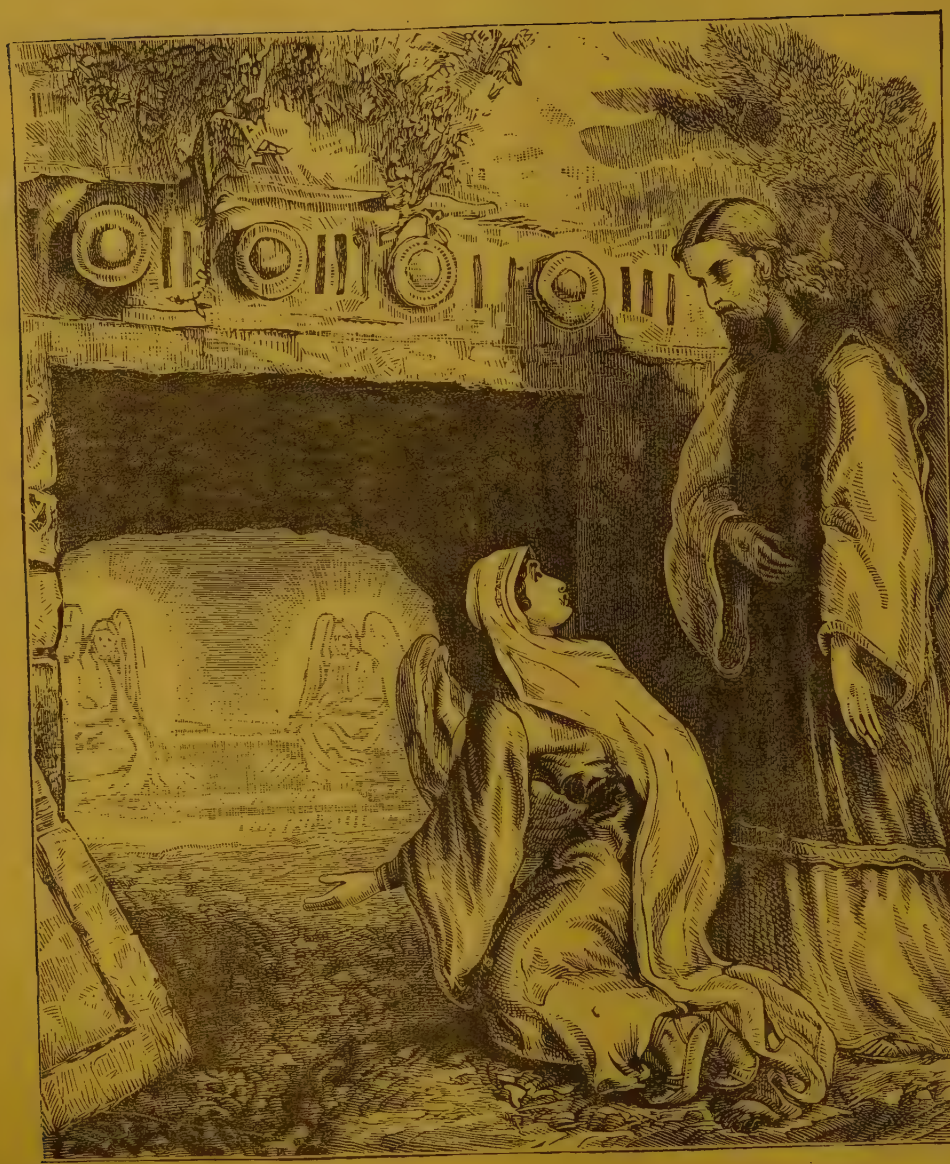
Das	zwei-	und	Wißt!	te	ist.	am	wor-
Hand	ze	drit-	das	sie	ge-	End-	Das
te	Wort.	Das	deutsch	filb'.	ei-	den	Trau-
Gan-	mit	zu	Als	einst	al-	er-	ne
Paßt	ein,	Ge-	Treu'	ste	dort	ten	ta-
klein	ma	und	den	tausch-	ei-	nichts	Ge-
die	wicht,	Sie	war	ten	Pa-	re	ma-
dein,	ein	Ma-	pa	De-	len	lob-	Der

Wer erräth's?

Das Erste war ein jeder Mensch, der's nicht mehr ist,
Das Zweite ist ein Weib! Merk', der du's liest.
Das Ganze war sie, eh' sies Zweite ward:
Das Reinste, das des Schöpfers Hand sich auserdacht!
Hoch ragt es einsam, rein im Schönheitsglanze
Und birgt sich schamhaft in dem Nebelkranze. ck.

Logogryph.

Suche zwei vierfüßige Thiere, wovon das eine mit ch ein kleines, mit n ein großes ist.



„Weib, was weineſt du? Wen ſucheſt du?"

Das Evangelische Magazin.

Band 16. April 1884. Nr. 4.

Maria Magdalena.

Von C. A. Thomas.

(Zum Titelbild.)

Es war Maria Magdalena, die an jenem denkwürdigen Ostermorgen (Joh. 20, 1) früh, da es noch finster war, zum Grabe des gekreuzigten Welterlösers eilte. Sie war ihren Gefährtinnen (Mark. 16, 1) entweder mit beflügeltem Schritt vorausgeeilt, oder aber sie hatte ihr Heim schon früher verlassen als jene. Aus tiefer Besorgniß um den Vielgeliebten hatte sie sich lange auf ihrem Lager ruhelos hin und her gewandt; und nun, als der Tag zu grauen anfing, konnte sie keine Macht auf Erden mehr zurückhalten: die durch den Sabbath unterbrochene Einbalsamirung des Leibes Christi mußte vollendet werden. Wie kein anderer Mensch auf Erden, fühlte sie sich verbindlich zu dem früh Verblichenen. War er es doch gewesen, der durch sein Machtwort sieben Teufel von ihr ausgetrieben hatte. Sie wollte und konnte es nun einmal nicht vergessen, wie stark die Banden und Fesseln der Sünde waren, mit denen sie so viele, viele Jahre gebunden gewesen war. Jetzt, Gottlob! war sie frei, los vom bösen Gewissen und gewaschen mit reinem Wasser; es war ein Wechsel in ihr vorgegangen dort in Magdala, der sie zu einem völlig neuen Menschen umgestaltet hatte. Wem anders hatte sie es zu verdanken als Jesum? Mit unbeschreiblicher Liebe hing sie daher an ihrem Erlöser. Ihr war viel vergeben worden, und deßhalb konnte sie viel lieben (Luk. 7, 47). Maria Magdalena war fest entschlossen, an dem letzten Liebesdienst ihren vollen Theil zu thun, und — sie that es mit inniger, großer Freude. —

In Gedanken vertieft über die Leib und Seele erschütternden Vorgänge der jüngsten Tage, schritt sie unaufhaltsam fürbaß. Ein Strom heißer Thränen rann unwillkürlich über die bleichen Wangen herab. Halblaut sprach sie so vor sich hin: „O, warum haben sie doch auch meinen guten, göttlichen Meister so unbarmherzig und ohne alle Ursache an das Kreuz, an dies verfluchte Holz genagelt; ich weiß, er ist unschuldig, ich weiß, er ist der wahre Messias, der Israel erlösen wird, hat er es mir doch damals in Magdala selbst gesagt, und er kann unmöglich lügen. Wenn es in meiner Macht gestanden, so lebte er heute noch, aber der feige, elende Pilatus ist schuld, möchte fast sagen allein schuld an seinem Tode; — hätte er dem Rathe seines Weibes gefolgt, wer weiß, wie sich die Sachen gewandt hätten, doch es ist zu spät, für immer zu spät! O, daß er noch lebte auf Erden und wohlthun könnte! Nur ein einziges Mal noch möchte ich sein freundlichholdes Antlitz schauen; aber er liegt erblaßt in dem Grabe des guten Josephs — ah! ein Mann, treu, wie Gold, der ihn auch kannte und mit uns in inniger Liebe an ihm hing, sonst hätte er ihm diesen letzten Liebesdienst frei öffentlich nicht erzeigt. Dafür wird Joseph auch einst sanft schlummern im Grabe. Gott Jehovah, der Gott unserer Väter, wird recht richten. O, mein armes Herz droht mir ob der Sache zu zerspringen!

Hätten die Hohenpriester, die Verblendeten, diese elenden, blinden Blindenleiter, nur keinen solch schweren Stein auf das Grab gelegt — kein Mensch kann ihn heben, scheint's doch fast, als seien sie bange, er werde wieder aus dem Grabe hervorgehen. Der Stein muß weg, es koste, was es wolle — wird schon Hülfe geben!"

Das gute Weib war eben an der großen Pforte des prächtigen Gartens angekommen, und sie athmete noch einmal tief auf. Ein Blick zurück, ob die Gefährtinnen wohl auch bald kämen, noch etliche hastige Schritte, und — sie steht am ersehnten Ziel, am Grabe. Aber, o Wunder, was ist das? Der Stein ist hinweggewälzt, das Grab ist offen, und der geliebte Todte nirgends zu erblicken. Fast will's ihr grauen! Bange Ahnungen steigen in ihrem Herzen auf, und sie werden in ihr im Moment zur Gewißheit: die Verruchten haben den Herrn weggenommen. Sie eilt wie im Fluge zurück und verkündigt's den ihr begegnenden Jüngern. Die finden's, wie sie gesagt, und glauben eben auch, der Geliebte sei weggenommen (Joh. 20, 8. 9).

Maria Magdalena steht augenblicklich allein am Grabe. Ein erfrischender Luftzug umspielt ihr bleiches Antlitz, während die liebliche Ostersonne ihre goldenen Strahlen mild in das einsame Gemach hinabsendet und dasselbe verkläret. In Magdalena's Seele ist's noch

Nacht, und des Grabes Schauer durchzittert mächtig ihr trauerndes Herz. Sie weint, wie bitterer vor ihr vielleicht noch Niemand geweint hat. „Jetzt auch noch das, noch den Herrn wegnehmen," denkt sie, „o, dieser schwere Kelch!" Da schaut sie auf und gewahrt zwei lichtumflossene Engelsgestalten. Da diese sie so freundlich um die Ursache ihrer Thränen fragen, so klagt sie ihnen ganz kindlich und offen ihr Leid. „Wo sie ihren Herrn hingelegt haben?" Das möchte sie um jeden Preis wissen.

Als sie so sagte, schaut sie zurück; ihr war's, als zöge es sie mit unwiderstehlicher Macht: sie mußte zurückschauen, wie der Mensch im Leben ja gar manchmal muß. Da erblickt sie Jesum, den Gesuchten, nicht im Grabe, sondern dicht an ihrer Seite. Man denke! Und er spricht auch: „Weib, was weinest du? Wen suchest du?" Aber ihr ist's, als sei's der Gärtner; wie konnte sie auch anders denken? Sie spricht zu ihm: „Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir (sofort): wo hast du ihn hingebracht? so will ich ihn holen" — ich allein. Sie suchte Jesum, nur Jesum, Jesum allein, und—sie fand ihn. „Maria!" ertönt es auf einmal aus des Fremden Mund. Sie wendet sich, und: o Wunder! o Wonne! sie siehet Jesum, ihren geliebten Meister. Sie will ihn in inniger, herzlicher Liebe im Glauben umfassen, allein dazu war's jetzt keine Zeit. „Aber gehe hin zu meinen Brüdern," heißt's, „und verkündige ihnen die frohe Botschaft, daß ich lebe, ewig lebe." Und sie geht, wie sie nie in ihrem Leben zuvor gegangen, leicht, fröhlich, glücklich, voller Wonne und Seligkeit. Ihr war's, als flöge sie durch die Luft, als trugen sie Engelshände. Ah! ihr war das ein funkelneuer Gedanke: Er lebt, er ist aus des Grabesnacht auferstanden; er hat die Banden des Todes durchbrochen.

Maria Magdalena war's, der sich der Erstandene am ersten offenbarte; sie war die erste (Mark. 16, 9) menschliche Trägerin der größten, herrlichsten Botschaft, die je auf Erden verkündigt wurde. Millionen wußten's seitdem, wissen's jetzt, wissen's mit Maria Magdalena aus seliger Erfahrung, daß Jesus lebt und—sie mit ihm. Und Millionen soll's noch kund werden, sollen noch entrissen werden den Fesseln und Banden des Todes. O selige, himmlische Hoffnung; denn wahr ist's in diesem Sinne, was der Dichter sagt:

„Geh' und laß den Stein versiegeln,
O du blinde Judenschaar;
Geh' und laß das Grab verriegeln,
Stelle Hut und Wache dar:
Jesus, wenn er auf will stehn,
Kann durch Stein und Siegel gehn."

Halleluja!

Ein Begräbniß.

Die Sonne schien hell, und wir standen Alle auf dem Kirchhof. Er lag hoch am Haidehügel. Rechts standen die Frauen. Alle trugen schwarze Kleider und weiße linnene Tücher um den Kopf, die unter dem Kinn zugesteckt waren und noch drei Hand breit herabhingen. Blühende Gesichter, alte Gesichter, alle trauernde Gesichter, und alle traten scharf in Schnitt und Linien aus den weißen Linnen hervor. Links standen die Männer mit langen Röcken und die Hüte jetzt in den Händen. Denn in der Mitte stand der kleine, offene Sarg. Darin lag das todte Kind. Es hatte ein weißes Kleid mit schönen Spitzen ringsum, und am Rande des Sarges her waren künstliche Blumen gesteckt. Der kleine Kopf lag auf weißem Kissen, links und rechts eine Blume. Die kleinen Hände waren still zusammengelegt und hielten Blumen, wie wenn sie damit spielten. Das stille, ernste Angesicht aber der jungen Leiche, weiß, durchsichtig, fein, friedevoll, unendlich lieblich, blickte mit geschlossenen Augen in den blauen Himmel hinein, der wie ein tiefes Vaterauge nur dies eine Kind anzublicken schien. Der weite Himmel war wie eine blaue, smaragdene Kuppel über dem Geheimniß dieses kleinen Sarges. Wenn man den offenen Sarg und dann den Himmel ansah, so verschwand Alles ringsumher. Nur neben dem Sarge that sich die schwarze Tiefe auf, in die er sollte gesenkt werden.

Mir war's, als wenn sich ein Streit erhob zwischen Himmel und Tiefe. Ich hörte, wie eine laute Stimme aus der Tiefe schrie: „Alles Fleisch ist Heu und alle seine Güte wie eine Blume auf dem Felde. Mein ist das Reich und die Kraft in Ewigkeit." Ich blickte in die Tiefe, da konnte ich sehen ein Meer von Särgen über das ganze Feld, darin die Gebeine mit Lappen von Leinentüchern, und faulende Leiber mit langen Haaren und leeren Augenhöhlen, und modernde Bretter und Bänder und Kränze.

Da auf einmal hörte ich einen Ton, wie wenn man aus der Ferne übers weite Feld her am Feiertag früh Morgens eine langsam feierliche Musik hört. Es war ganz leise, aber so feierlich, so selig. — Und wie ich aufblicke, da sah ich einen Stuhl in der Höhe, aber gar nicht hoch von der Erde, wie aus lauter kleinen, schimmernden Wolken gemacht. Aber Gestalten walleten auf und ab darinnen. Unter ihm war's wie Lichtgefunkel, tausendfach stieg's von der dunklen Erde aufwärts, wie lauter ganz kleine Flammen und schnelle Funken. Rings um den Thron ging ein Regenbogen mit leuchtenden Farben. Aber der auf dem Stuhl saß, ist nicht von einer irdischen Zunge zu beschreiben. Das Herz aller Creatur muß ja ihm voll Sehnsucht entgegeneilen. So schön, so unaussprechlich schön und innig freundlich, friedevoll! Eine stille Majestät, halb durchsichtig, weiß erglänzend. Er

hatte das Haupt ein wenig zur Erde hinabgeneigt, von wo die kleinen Flammen und Lichter sanft aufstiegen, und schmiegten sich an den lang wallenden Saum seines Kleides, der aus lauter Strahlen gewoben wie mit Lichtern besäet weit herabhing, von wo es ihm entgegenwallte, wie der Sonne, wenn sie Wasser zieht.

„In Gottes Namen!" so flüsterte es neben mir. Was war's? Wo war ich denn? Ich fuhr zusammen und blickte auf. — Der kleine Sarg war in der Tiefe gebettet, der Hügel darüber schon fertig. Die Schaufeln der Todtengräber waren in der Form des heiligen Kreuzes schon darüber gelegt. Der Vater des Kindes aber hatte eben die Bänder des Kranzes vorsichtig ausgebreitet, den er mit einem Föhrenzweig am Kopfende des kleinen Hügels befestigt hatte, und sagte nun: „In Gottes Namen!" Der Himmel, eine weite Schale von blauem Demantstein, wölbte sich über dem Grabe und goß seine Fülle funkelnder Sonnenstrahlen darüber. Die Menschen schwiegen. Da erhob eine Lerche ihre Stimme klingend der Sonne entgegen; die stieg wie Siegesgesang ob uns aufwärts und klang wie die helle, jauchzende Osterbotschaft niederwärts. Es war wie der Ton der singenden Kirche: „Christ ist erstanden von der Marter alle, deß soll'n wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein. Kyrieleison!"

An der Eltern Grab.

(Von Julius Sturm.)

Wie ist das Herz doch so voll und schwer
Der armen verlassenen Kleinen,
Sie hat ja nicht Vater noch Mutter mehr,
Wie sollte sie da nicht weinen?

Sie suchte im Wald bergauf, bergab,
Die schönsten Blumen zu pflücken,
Denn Liebe wird nicht müde, das Grab,
Drin Liebe ruht, zu schmücken.

Der Krug.

(Von Paul Lang.)

Von der Höhe des Oelbergs schritten Simon und Johannes, die beiden Jünger Jesu, hinab ins Thal des Baches Kidron. Im Licht der Frühlingsmorgensonne lag die Stadt Jerusalem vor ihnen; die weißen Marmorquader des Tempels glänzten wie verklärt über den flachen Dächern der Häuser, welche sich um den Hügel Zion schmiegten. Aber obwohl es noch früh am Tage war, war das Leben in der Stadt schon vollständig erwacht, manch ein Wanderer überholte die beiden Jünger, indem er rasch an ihnen

vorbeieilte und ein Lamm auf der Schulter trug.

„Sie rüsten alle das Passahlamm," begann Petrus, „und wir wissen noch nicht einmal, wo wir Platz finden werden; wir sind zu dreizehn, es wird an Raum gebrechen, wo wir auch anklopfen mögen, wir haben allzulang gesäumt, uns um eine Herberge umzusehen."

„Sei getrost," erwiderte Johannes, „der Meister hat uns ja versprochen, daß wir einen Mann finden werden, der uns den Weg zum richtigen Ziel zeigt."

„Wohl, aber ich muß dir aufrichtig sagen, mich will dünken, der Meister habe uns diesmal ohne die bestimmte Weisung gelassen. Ein Mann, sprach er, werde uns begegnen mit einem Wasserkrug; dem sollen wir folgen in das Haus, wo er hingeht, und dem Herrn des Hauses sollen wir des Meisters Botschaft ausrichten."

„Ja, so ist es."

„Aber wie viele Männer werden uns begegnen! Holen sie doch alle um diese Zeit Wasser am Brunnen, und woran sollen wir erkennen, wer der Rechte ist?"

„Dafür lassen wir den Meister sorgen. Er hat uns noch nie auf einen falschen Weg geleitet und unsere Seele noch nie im Ungewissen gelassen."

„Das ist wahr, wir haben ja auch das Füllen in Bethphage gefunden, wie er's im Geist geschaut hat. Aber wenn ich mich nicht gescheut hätte, den Meister zu fragen, so hätte ich doch ein bestimmteres Zeichen von ihm verlangt. Freilich hat er an Größeres zu denken, als an die Bereitung des Passahlamms, und so fürchtete ich mich, weiter ihn auszuforschen."

Mit diesen Worten waren die beiden Jünger über die Kidronbrücke geschritten; sie gingen das Kidronthal eine Strecke hinab, dann am Teich Siloah vorbei und betraten durch's Brunnenthor die heilige Stadt. Petrus schien Recht behalten zu sollen. Gleich am ersten Brunnen hinter der Umfassungsmauer standen nicht weniger als sieben Knechte, und ungeduldig wartete ein jeder, bis ihm sein Vorgänger den Schöpfereimer in die Hand geben würde.

Die Jünger standen rathlos, da winkte ihnen einer der Knechte, ein sonnengebräunter Mann mit ernsten Gesichtszügen, zu, wie wenn er ein alter Bekannter wäre.

„Kennst du ihn?" flüsterte Simon dem Johannes zu.

„Ich habe diesen Menschen in meinem Leben noch nicht gesehen."

„Versichere nicht, was du nicht gewiß weißt," entgegnete Johannes. „Mir ist, als hätte ich ihn schon irgendwo geschaut, aber freilich ich kann mich auch nicht entsinnen wo." Inzwischen hatte der Knecht den Krug gefüllt und sich den Jüngern zutraulich genähert, als ob es sich von selbst verstände, daß er sich ihnen als Führer und Begleiter anbieten müsse.

Er schritt vor ihnen her, die Gasse hinan, in den Theil der Stadt, der nördlich vom Tempel liegt; doch redete er kein Wort.

„Freund," begann endlich Simon, „wohin führst du uns?"

„Ihr kennet mich scheint's nicht mehr?" fragte der Knecht, indem er sich umwandte. „Zu meinem Gebieter führe ich euch und zu meiner Gebieterin."

„Woher sollen wir dich kennen?" entgegnete Simon.

„Ihr beide seid einmal zween Tage unter unserem Dach gewesen, freilich wohnten wir damals nicht in Jerusalem."

„Wo wohntet ihr damals? Dein Antlitz kommt mir bekannt vor," fiel Johannes ein.

„Wenn ihr mich nicht mehr kennet, so kennet ihr vielleicht den Krug auf meiner Schulter."

„Es ist ein Krug wie viele andere," meinte Simon.

„Nein," entgegnete Johannes, „es ist der Krug, der einst auf der Umfassungsmauer des Jakobsbrunnens bei Sichar stehen blieb, als die Frau, die ihn herausgetragen, in die Stadt eilte. Ich habe ihn mir damals genau betrachtet."

„Ja," erwiderte der Knecht, „es ist der Krug des samaritanischen Weibes, mit dem sich der Prophet von Nazareth am Brunnen unterredete. Und ich führe euch zu meinem Gebieter Gedaljah; er ist *jetzt* ihr Mann. Vor einem halben Jahr sind sie hieher nach Jerusalem gezogen, um zu lernen, wie man Gott im Geist und in der Wahrheit anbetet."

Der Knecht trat in das Haus, und die Jünger folgten. Sogleich erschien der Hausherr, in welchem Simon und Johannes sofort ihren freundlichen Wirth erkannten, der sie einst in Sichar beherbergt hatte.

Er zeigte ihnen einen geräumigen Saal, in welchem ein Tisch stand und sprach: „Mein Herz freut sich, daß ich dem Meister wieder einmal einen Dienst erweisen kann."

Der Knecht stellte den gefüllten Krug in eine Ecke des Saals, die beiden Jünger aber machten sich daran, das Osterlamm zu bereiten.

„Der Herr, der einst das Herz des samaritanischen Weibes durchschaute, wußte auch, daß uns der Knecht Gedaljah's mit dem Krug auf der Schulter begegnen würde," sagte Johannes.

Am Abend füllte sich der Saal. Jesus kam mit allen seinen Jüngern, das Passahlamm zu essen. Bevor sie aber anfingen zu essen, stund er auf und goß aus dem Krug, der einst am Jakobsbrunnen stehen geblieben war, Wasser in ein Waschbecken und begann seinen Jüngern die Füße zu waschen.

Johannes und Simon aber gedachten der Worte, die der Meister einst am Brunnen gesprochen.

Das letzte Gericht.

Der Friedensrichter Gripson in Arkansas war als ein strenger Mann bekannt, der unparteiisch nur die Gerechtigkeit walten ließ. Niemand sah ihn je lachen, und Niemand kam zu ihm in seine Wohnung. Er lebte ganz für sich abgeschlossen und verwaltete sein Amt mit großer Pünktlichkeit. Regelmäßig nahm er jeden Morgen seinen Platz hinter den Gerichtsschranken ein, und jeden Abend schloß er zur bestimmten Zeit seine Bücher und wanderte in seine einsame Wohnung.

So hatte er denn auch an dem Morgen, an welchem sich die Begebenheit zutrug, die ich eben erzählen will, sich zum Gerichtstische gesetzt. Man sah ihm an, daß ihm unwohl sein müsse, und die Anwesenden wunderten sich, daß der alte Mann heute in der Gerichtsstube erschien. Er bat auch die Advocaten, die ihn Alle achteten, sie möchten heute ihre Sache kurz machen.

Da ward eine Frau vor die Gerichtsschranken geführt.

„Ist das die Frau?" fragte der Richter. „Wer vertheidigt sie?"

„Ich habe keinen Vertheidiger, Euer Ehren," erwiderte das Weib. „Ich glaube auch keinen nöthig zu haben, denn ich bin hier, um meine Schuld einzugestehen. . . . Kein Mensch kann mich vertheidigen," fuhr die Angeklagte fort und schaute den Richter mit einem eigenthümlichen Blicke an. „Ich bin wegen Ruhestörungen verhaftet und bin gewillt, meine Strafe hinzunehmen. Ich habe die Auszehrung und fühle mich dem Tode nahe, Herr Richter, und weiß, daß kein Urtheil auf mich großen Einfluß haben kann."

Nach diesen Worten befiel sie ein krampfhafter Husten. Das Gesicht des Richters behielt seinen gewöhnlichen Ausdruck bei, nur seine Augenlider senkten sich und er sah auch nicht auf, als die Frau zu sprechen fortfuhr:

„Wie gesagt, kein Mensch kann mich vertheidigen. Ich bin bereits zu tief in den Abgrund der Sünde gesunken. Vor Jahren war ich ein Kind, auf das meine in Kentucky wohnenden Eltern ihre größten Hoffnungen setzten. Ich wuchs heran und ward bewundert und verehrt von Allen, die uns kannten. Da kam ein Mann, der mir sagte, er liebe mich. Herr Richter, ich sage dieses nicht, um Ihre Sympathie zu erwecken. Man hat mich schon oft und oft vor die Gerichte geschleppt, aber niemals sprach ich von meinem früheren Leben."

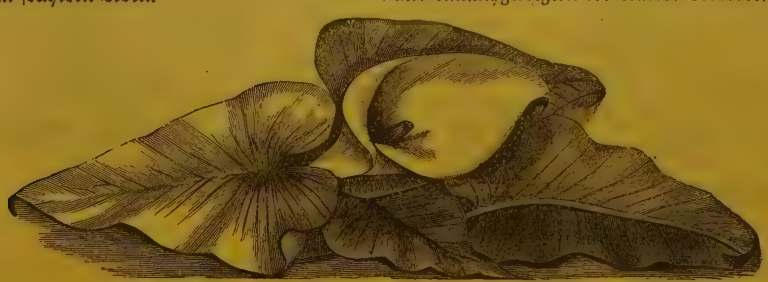
Heftiger Husten unterbrach hier wieder ihre Rede, und mit ihrem Sacktuche fing sie einen Blutstrom auf, der von ihren Lippen kam.

„Ich rede jetzt davon, weil ich weiß, daß dieses das letzte Gericht ist, vor das ich auf Erden gebracht werden kann. . . . Ich war fünfzehn Jahre alt, als ich mich in den Mann verliebte, von dem ich sprach. Mein Vater sagte mir: er sei schlecht und verbot ihm das Haus. Ich aber, ich Unglückselige, ich entfloh und ließ mich gegen meines Vaters Willen mit dem Manne trauen. Nicht mehr durfte ich nun in das Vaterhaus zurückkehren. Der Vater sagte sich von mir los und wollte von mir nichts mehr wissen. Was war das für ein Schmerz für mich! Um so bitterer empfand ich dieses Herzeleid, als sich mein Gatte dem Trunke ergab und mich auf jede Art mißhandelte. Ich schrieb meinem Vater und bat ihn so innig, als ich konnte und mir der Schmerz eingab, um Verzeihung und um die Erlaubniß, zu ihm zurückkehren zu dürfen. Er antwortete mir: ‚Ich kenne dich nicht.' Mein Mann starb mit einem Fluche auf den Lippen. Heimathlos und elend zog ich mit meinem Kinde in die Welt. Mein Knabe kam im Elend um. . . Abermals schrieb ich meinem Vater, schilderte ihm mein Elend mit den ergreifendsten Worten, er aber erwiderte mir: ‚Ich kenne jene nicht, die meine Gebote mißachten!' Von da an wurde ich schlecht, ich sank von Stufe zu Stufe—und bin jetzt hier . . . "

Weiter konnte sie nicht mehr sprechen. Sie brach zusammen. Blut quoll reichlich aus ihrem Munde. Man eilte auf sie zu, ihr Hülfe zu bringen. Doch umsonst. Ihr lebloses Haupt neigte sich zur Seite und statt der Angeklagten war eine Leiche vor den Schranken des Gerichtes. Es war wirklich ihr letztes Gericht auf Erden gewesen. Während man sich so mit der Unglücklichen beschäftigte, hatte man kein Auge für den Richter. Als man zu ihm aufsah, erblickte man ihn starr und unbeweglich auf dem Stuhle.

„Großer Gott!" rief ein Advocat aus, „er ist todt." Auch für ihn war es das letzte Gericht, das er gehalten.

Will aber Jemand wissen, weßhalb die Rede dieses Weibes auf den Richter so großen Eindruck machte, so wisse er, daß die Angeklagte seine Tochter war.—Mögen die Kinder sehen, wohin der Ungehorsam gegen die Eltern führt: die Eltern aber bedenken, wie zu große Strenge und Unnachgiebigkeit der Kinder Verderben sein kann.



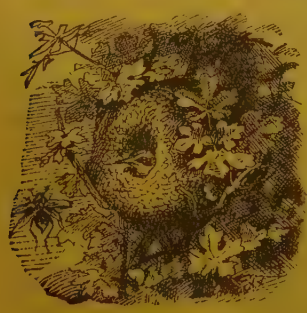
Baukunst der Vögel.

Aus allen Hecken und Gebüschen, von allen Gärten und Wäldern tönt uns das fröhliche Lied der befiederten Sänger aus Gottes Natur entgegen; ein Zeichen, daß der Frühling nahe ist. Manche dieser Sänger sind aus der Fremde gekommen, es hat ihnen lange gedauert, und einige hätten sich noch fast die Füße erfroren, so frühe kamen sie. Abends sah und hörte man noch nichts von ihnen; am folgenden Morgen ist ihre liebliche Stimme nahe am Kaminfenster vernehmbar, als wollten sie neckend rufen: „Guten Morgen! wir sind eben angekommen.“ Nun sie da sind, darf auch keine Zeit verloren gehen, denn wenn man sich häuslich niederzulassen gedenkt, muß man sich nach einer Baustelle umsehen, ehe die Nachzügler kommen, denn es gibt so wie so gewöhnlich etwas Zank und Streit, bis sich jede Familie ein heimathliches Plätzchen gesichert hat. Da gibt es aber nun nach und nach mehr zu thun, als blos zu singen, denn Vogel und Nest passen so gut zusammen als Mensch und Haus. Will nun so ein Vögelein bauen und seinen eigenen Herd gründen und nebenbei noch für das Sammeln des täglichen Brodes sorgen, dann bleibt wahrlich zum Singen wenig Zeit übrig: höchstens früh und spät. Mit dem täglichen Brod haben es die Vögel gerade wie die Kinder Israels in der Wüste, der liebe Gott sorgt fürs Brod, aber auflesen müssen sie es schon selbst. Es ist etwas so recht menschliches bei diesen buntscheckigen Sängern; einige sind so gleichgültig, daß es ihnen ziemlich egal ist, wie sie bauen und leben, wenn nur das Nest zusammenhält; aber auch noch andere menschliche Untugenden kann man beobachten, wenn man sie eine Zeit lang bewacht. Da ist z. E. ein Spatzenpärchen, welches nun schon einige Zeit arbeitet, um ein Haus zu bauen. Das erste Beste wird aufgelesen, gleichviel, ob es paßt oder nicht, ob rauh oder zart, ob kurz oder lang, es wird unters Dach getragen, und wie liederlich das Volk mit dem Baumaterial umgeht, sieht man nur zu deutlich, wenn das Nest fertig ist; da hängen Halme und Fäden ellenlang vom Nest herab, oder zur Mauerritze heraus. Aber das ist nicht Alles, was wir dem frechen Volk vorzuwerfen haben. Drüben im Garten baut ein Edelfinkenpärchen, und dem haben sie in dessen Abwesenheit das Nest zerzaust und den Baustoff zu ihrem eigenen Nest verwendet. Als diese Spatzen endlich fertig waren und der Bau mit allerlei ehrlichem und unehrlichem Material vollendet, setzten sie sich aufs Dach, putzten die Federn und flogen dann der Kurzweil und der Dieberei nach, auf Straße, Hof und in dem Garten.

Nachtigall.

Edelfink.

Der Bau des Sperlings, so einfach und unvollkommen er ist, läßt uns doch das Grundsätzliche der ganzen Baukunst der Vögel erblicken. Vergegenwärtigen wir sie uns, so lassen sich folgende Regeln an derselben absehen. Der Vogel gebraucht bei seinem Nestbau seine Gliedmaßen als Werkzeuge. Vorzüglich ist es der Schnabel, den er bald als Mittel zum herbeiholen der

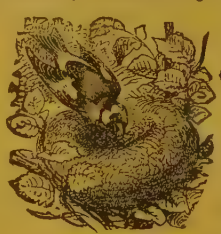


Flechtennest.

Drossel.

Webervogel.

Stoffe, bald mit seiner Spitze als Pfriemen oder Nadel, bald als ordnendes oder glättendes Werkzeug, wie Spatel oder Kelle, oder vereint mit Ober- und Unterkiefer als Greifzange gebraucht. Auch die Flügel dienen mit ihrer muldenförmigen Gestaltung als ein Mittel zur formgebenden Ausbauchung des Nestes. In ähnlicher Weise bedient sich der Vogel seines Hintertheils mit dem Schwanze und der Fersen seiner Füße. Die eigentliche runde Form der Nestmulde bildet derselbe aber mittelst seines ganzen Körpers. Er dreht sich im Kreise um sich selbst. Dabei stellen seine Fersen den einen Schenkel, sein Vordertheil, in dem spitzen Schnabel endigend, den andern Schenkel des Cirkels dar. Und diese natürlichen Werkzeuge sind nicht etwa dürftige, rohe. Im Gegentheil, sie spotten bei ihrer Einfachheit der vielfältigen unserer menschlichen Handwerker. Betrachten wir uns nur einmal eingehender die so unendlich verschiedene Schnabelbildung der Vogelarten. Da gewahren wir sie von der breiten löffelförmigen und innen bezahnten der Schwimmvögel bis zur spieß-, haken-, messer- und lancettförmigen; wir sehen den Pfriemen und Meißel, sowie den Spitzhammer, die Kelle und das Falzbein sprechend vertreten. Selbst der Spaten, die Schaufel, ja die Hacke, die Hechel und der Kamm wird ersetzt in den vielgestaltigen Füßen der Vogelfamilien. Unser Vergleich der Gliedmaßen des Vogelkörpers mit Werkzeugen der Handwerke und Kunstgewerbe ist deßhalb vollkommen gerechtfertigt. Ja, er wird sich schlagend bestätigen in dem unnachahmlichen Kunstbau unserer Naturkinder. Welche menschliche Hand wäre wohl im Stande, mit allen erdenklichen Werkzeugen und Stoffen ein so dauerhaftes und schönes Nest herzustellen, wie es Hauptkünstler in der Vogelwelt, Finke, Schwanzmeise, Zaunkönig, Pirol, Schwalbe und Singdrossel bauen?



Distelfink.

Der Bauart nach zu urtheilen, zerfallen die Vögel in sieben Classen, welche wir etwas genauer betrachten wollen, und was gilt's, wir nennen sie Tausendkünstler!

Goldhähnchen.

Die vorherrschende Gestalt des Vogelnestes ist die halbe Kugel ausgehöhlt. Das halbkugelige Nest steht immer nach oben offen, wie die vielen Nester unserer mittelgroßen und kleinsten Vögel zeigen. Die Nester unserer Hausschwalbe gestalten sich gewöhnlich zu einer unvollständigen Halbkugel, indem die Wand des Hauses und Daches, zwischen welchen die Mauernester meist hängen, die hintere platte Seite derselben abgibt. Unvollständige Halbhohlkugeln oder Viertelhohlkugeln bilden auch manche Nester der Colibris, welche an ein theilweis zusammengerolltes hängendes Blatt gekittet sind. Ferner sind die eirunde und die ganze Kugelform vorhanden. Eirunde Nester fertigen unsere Schwanzmeisen. Diese Form geht über in die Röhrengestalt, wie bei den Nestern der Beutelmeise, des kleinen Honigkukkuks am Cap der guten Hoffnung, der Webervögel und der Beutelstaare. Auch die Spechte meißeln ihre Höhlennester halb in röhren- halb in beutelförmiger Gestalt.

Zaunkönig.

Baumaterial ist sehr mannigfaltig vorhanden; den weit größten Theil liefert jedoch das Thier- und Pflanzenreich, und werdet ihr es glauben? Muscheln, Ringe, Glasperlen und andere glänzende Stoffe sucht sich das launige Völkchen auf, und befestigt sie als Zierde seiner Hütte hier und dort am Nest.

Diese Baukünstler sind 1. die Flechtenden. Freiljch sind das nicht die Edelsten der Zunft, sie sind mit den Korbmachern zu vergleichen, und umfassen die Schwimm- und Netzvögel, auch Raben, Staare, Würger und selbst einige der Singvögel. Die Flechter sind so die Anfänger in der Baukunst; unter ihnen in Rangstufe stehen die, welche eigentlich gar nicht bauen, sondern blos in Höhlen, Löchern und Spalten, in Mauern, Bäumen oder Felsen ihre Eier legen, wo dieselben nur nothdürftig vor

dem Zerdrücken oder Wegrollen geschützt sind, und nähren da ihre Brut.

2. Die Weber.—Dieser Name wird einer Reihe von Vögeln beigelegt, und zwar wegen ihrer Baukunst. Die meisten derselben sind Zugvögel und bringen die Wintermonate in wärmeren Gegenden zu. Der schönste dieser Classe ist die Goldamsel, auch Pirol (oriole) genannt. Mit Vorsicht kann es gelingen, daß man nahe genug kommt, den Pirol arbeiten zu sehen, denn er ist sehr scheu. Wenn das Männchen einen Bauplatz gefunden hat, dann sitzt es eine Weile auf dem höchsten Zweig eines Baumes und singt; bald erscheint das Weibchen und stimmt in die prächtigen Töne mit ein, doch währt das nicht lange, denn hier gilt das Sprichwort: erst Arbeit, dann Spiel. Als Fundament und Haltpunkt des Baues dient Wolle, diese wird mit den Füßen und dem Schnabel an dem ersehenen Zweig befestigt und dann zum langen Faden gesponnen, und an den bestimmten Zweigen befestigt. Es fordert drei Ladungen Wolle, wie sie nur das Männchen herbeizuschleppen vermag; nun werden Hobelspäne, Rindenbast u. dgl. mit der Wolle verwickelt und verwoben. Fünf Tage lang arbeiten sie ununterbrochen fort, bis das Nest so weit gediehen ist, daß das Weibchen an die Herrichtung des Wohnzimmers denken kann, da hilft das Männchen nicht mehr viel, höchstens trägt es einige Grashalmen bei. Wenn der Bau vollendet ist, dann singt die Goldamsel ihre schönsten Lieder und hat ihre Stimme den reinsten Klang; dann fesselt sie das Ohr des Lauschers wie mit einem wunderbaren Zauber, und der Gesang währt den ganzen Tag lang fort, kaum daß das Pärchen sich Zeit nimmt, für eine Mahlzeit zu sorgen.

3. Die Filzenden.—Zu dieser Classe rechnet man die Finken. In dieser Familie ist die Gabe des Gesanges auf den männlichen Theil gefallen, während die Weibchen nicht viel singen, aber um so mehr arbeiten, denn sie müssen fast ganz allein bauen. Filzende nennt man diese Classe, weil sie alle Materialien so mit einander verarbeitet und mit Speichel vermengt, daß das ganze Nest eine zähe, fast unzerreißbare Filzmasse ist, so daß kein Hutmacher einen dichteren und zäheren Filz bereiten kann. Acht Tage lang arbeitet das Finkenweibchen unverdrossen fort, ehe es seinen Bau als vollendet anerkennt, und während dieser ganzen Zeit ist das Männchen auf einem nahen Baum und—singt. Wahrscheinlich geschieht das zum Zeitvertreib und zur Aufmunterung des Weibchens. Zu dieser Classe zählt man ferner noch: den elegant gekleideten Distelfinken, die Zeisige, Hänfling, die Goldhähnchen, den Zaunkönig und die Meisen, welche letzteren es darin allen anderen Vögeln vorausthun, daß sie an ihrem zugewölbten Nest ein Fenster anbringen, welches auch nie als Thüre benutzt wird.

Ein Osterlied.

Von W. F. Faistkorn.

„Christ ist erstanden," sang die in der kleinen Kirche zu Oak Hill versammelte Gemeinde. Es war eine allerliebste kleine Landkirche, beschattet von uralten, mächtigen Bäumen. Am Eingang rankte sich wilder Wein empor, und durch die Fenster an der Südseite schauten zwei stattliche Orangenbäume herein.

Das einsam daliegende Kirchlein hatte eben heute einen Festschmuck angelegt, denn es war Ostersonntag, und überall sah man Blumen und Blumengewinde, auf dem Altar, der Kanzel und an den Pfeilern. Zugleich aber trug der sanfte Windhauch die Blüthenblätter der Orangenbäume durch die offenen Fenster in das Gotteshaus, wo sie wie Schneeflocken über den Sitzreihen niederfielen.

Alle, welche in einem Umkreise von drei Meilen von Oak Hill wohnten, hatten sich zum Ostergottesdienst in dem Kirchlein eingefunden, und auf allen Gesichtern sprach sich eine weihevolle Festfreude aus. Aber die guten Leute waren auch stolz auf ihr kleines Gotteshaus, das ihnen noch nie so schön erschienen war, wie in seinem Osterschmucke. Ihr größter Stolz aber war ihr Kirchenchor und ihr Organist, Herr Seldorf.

Letzterer war nicht lange nach seiner Einwanderung aus Deutschland auf seiner Wanderschaft zufällig nach dem kleinen Dorfe gekommen und hatte nach kurzem Aufenthalte das Dörflein mit seinen biederen Bewohnern so lieb gewonnen, daß es ihm schier unmöglich war, weiter zu wandern. Auf diese Weise war er dort geblieben und hatte schon ein Jahr in der ländlichen Abgeschiedenheit zugebracht. Sein unruhiges Herz schien dort Frieden gefunden zu haben.

Bald nach Beginn des Gottesdienstes war ein etwa fünfzehn Jahre altes Mädchen in einem verbleichten Kattunkleide und einem abgetragenen Strohhute sachte in die offen stehende Kirchthür getreten. Sie war offenbar eine Fremde und gehörte nicht zu den hübsch gekleideten Mädchen, welche die Sitzreihen einnahmen und in ihrem Festschmuck wie jugendfrische Frühlingsblumen aussahen. Sie aber hatte sich nicht festlich geschmückt, vielmehr sahen ihre Kleider abgetragen und bestäubt aus. Vor Allem aber fielen ihre dunkeln Augen auf, die aus einem blassen Gesichte hervorglänzten und mit großem Interesse auf dem Blumenschmucke der Kirche verweilten.

Das Mädchen schien bestrebt zu sein, sich im Hintergrunde zu halten und die Aufmerksamkeit der in der Kirche Anwesenden so viel als möglich von sich abzulenken. Als aber mit lauten und vollen Tönen das "Te Deum" angestimmt wurde, da trat sie mit gefaltenen Händen und mit dem Ausdruck freudiger Begeisterung vorwärts, so daß die Leute sich umwandten und sie verwundert anschauten. Sie kümmerte sich aber nicht darum, sondern trat in die ihr zunächst befindliche Sitzreihe. Und dort stand sie und blickte begeistert zu der Gallerie hinauf, auf welcher sich der Kirchenchor befand.

Es dauerte nicht lange, so ließ sich eine neue Stimme in dem Gesange vernehmen, ein heller, reiner Sopran, von wunderbarer Biegsamkeit, von solcher Stärke und Lieblichkeit, daß der vor der Orgel sitzende Herr Seldorf verwundert seine Blicke durch die Kirche schweifen ließ, um die fremde Sängerin ausfindig zu machen. Diese aber stand hoch aufgerichtet da. Ihren Strohhut hatte sie etwas zurückgeschoben, ihre bleichen Wangen hatten sich leicht geröthet, und ihre Augen richteten sich empor, mit dem Feuer heiliger Begeisterung strahlend. Sie selbst aber schien auf den Flügeln des Gesanges zu schweben, alles Irdische um sich her vergessend.

Als aber der Gesang verstummte, war sie wieder die, als welche sie in der Kirchenthür gestanden hatte; sie schien sich ihrer dürftigen Kleidung zu schämen und zog den breiten Strohhut über ihr Gesicht.

Der Gottesdienst war beendet und die Gemeinde verließ die Kirche, wobei ein Jeder einen neugierigen Blick auf die fremde Sängerin warf. Viele blieben sogar stehen und schienen sie anreden zu wollen, als sie aber bemerkten, daß die Fremde sich davor scheute, gingen sie weiter. Auch Herr Seldorf, der Organist, wünschte einige Worte mit dem Mädchen zu sprechen, sah aber seine Absicht durch ein Mitglied des Kirchenchors vereitelt, welches ihm beim Verlassen der Kirche in ein den Nachmittagsgottesdienst betreffendes Gespräch verwickelte.

Inzwischen war die Kirche leer geworden und die Leute befanden sich auf dem Heimwege. Die junge Fremde aber setzte sich mit einem tiefen Seufzer in der Nähe der Kirche nieder und schien unentschlossen zu sein, was sie zunächst beginnen solle.

„Bist du müde, meine Kleine?" redete sie der Kirchendiener an, welcher von Jung und Alt „Vater Johann" genannt wurde und sich ihr unbemerkt genähert hatte.

„Ich bin nicht mehr so müde, als da ich in die Kirche trat," antwortete sie schüchtern.

„Ich habe dich dort bemerkt. Wahrscheinlich bist du fremd in dieser Gegend."

„Ja, mein Herr," erwiderte sie, von Neuem tief aufseufzend, „ich lebte früher in Virginien. Wir befinden uns jetzt auf der Auswanderung nach Texas; unsere Wagen halten dort hinter jenem Hügel."

„Sind auch deine Eltern dort?"

Es dauerte wohl eine Minute, ehe das Mädchen eine Antwort finden konnte. Ihre schönen dunkeln Augen füllten sich mit Thränen, und endlich antwortete sie: „Mama starb, als ich noch ein ganz kleines Kind war, und mein Papa, mein lieber guter Papa, ist auf der Reise gestorben. O, ich wünsche, er wäre hier auf dem Friedhofe beerdigt worden, anstatt auf jenem mit wildem Gestrüpp bewachsenen Felde." Aber da versagte ihr die Stimme, sie begann zu schluchzen, so daß dem guten „Vater Johann" ganz weich ums Herz wurde, und er bedauerte, den Schmerz des armen Kindes neu wachgerufen zu haben.

„Du hast aber wunderschön gesungen, mein Kind," sagte er, um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. „Ich meine, nie zuvor Jemand so schön singen gehört zu haben. Man muß sich große Mühe gegeben haben, um dich so singen zu lehren."

Lächelnd antwortete sie: „O, ich habe daheim immer im Kirchenchor gesungen, wohl so lange als ich sprechen kann. Papa war einst wohlhabend, er liebte Musik und ließ mich von den besten Lehrern unterrichten. Der Kirchengesang und das Orgelspiel gefallen mir aber am allerbesten. Man fühlt sich davon so ergriffen und so erhoben, daß man allen Kummer und alles Herzweh vergißt. Man hat das Gefühl, als hätte man Flügel und schwänge sich zum Himmel empor."

„Wer sind denn deine Reisegefährten?" forschte „Vater Johann" weiter.

„Cousine Nancie und ihr Mann," erwiderte Jene. „Sie sind die einzigen Verwandten, die ich in der weiten, weiten Welt habe. Aber ich muß jetzt zu ihnen zurückkehren. Adieu, mein Herr! Der Besuch Ihrer Kirche hat mir sehr wohl gethan. Wir befinden uns nemlich schon lange auf der Reise, und ich hatte niemals Gelegenheit, die Kirche zu besuchen. Gott scheint so weit von uns entfernt zu sein, wenn wir kein Gotteshaus besuchen. Ich sollte freilich nicht so reden, aber ich habe auf der langen Reise so viel Mühsal gehabt, und außerdem bin ich kein gutes Mädchen, wenigstens behauptet Cousine Nancie, ich sei ein recht unnartiges Mädchen."

Während sie so sprach, lächelte sie traurig vor sich hin. „Vater Johann" hatte aber schon ein solches Interesse für die kleine Fremde genommen, daß es ihm unmöglich war, sich schon jetzt von ihr zu trennen. Er begleitete sie daher und ließ sich von ihr erzählen. Bald war er mit ihrer ganzen Lebensgeschichte bekannt. Ihr Vater hatte durch unglückliche Speculationen sein ganzes Vermögen eingebüßt und deßhalb den Entschluß gefaßt, an einem neuen Orte und unter anderen Leuten sein Glück zu versuchen. Während der Reise wurde er krank und starb, und wurde neben der Straße auf einem alten Felde begraben. Ueber Cousine Nancie hatte die Kleine nicht viel zu sagen, aber der Alte konnte aus den Worten seiner neuen Bekannten schließen, daß jene die kleine verwaiste Alma keineswegs freundlich behandelte.

„Sie hat mich nicht gern," sagte das Mädchen. „Ich glaube, ich mache ihr zu viel Mühe, und als wir die

Reise antraten, ahnte sie nicht, daß ich ihr zur Last fallen würde. Sie ist auch arm, und das macht sie wohl verdrießlich."

Damit beschleunigte sie ihre Schritte, aber „Vater Johann" blieb ihr zur Seite, denn er war entschlossen, die Bekanntschaft der Cousine Nancie zu machen und die Kleine bei ihr zu entschuldigen.

„O, sie haben mich im Stich gelassen!" rief händeringend die Kleine aus. „Welche Straße mögen sie nur eingeschlagen haben? Ich muß ihnen nach!"

Ja, welche Straße mochten sie eingeschlagen haben?

Es zweigten sich dort drei Straßen ab, die bis auf eine gewisse Entfernung alle in derselben Richtung liefen. Auf zweien derselben nahm man frische Wagenspuren wahr. Auch „Vater Johann" schüttelte den Kopf und wußte keinen Rath.

„Wie konnten sie nur ohne dich ihre Reise fortsetzen?" rief er entrüstet aus.

„O, sie wußten nicht, daß ich nicht da war!" schluchzte das Mädchen. „Nach dem Frühstück kletterte ich hinten auf den Wagen und schlief bald ein, aber die Kirchenglocken weckten mich auf. Da ich wußte, daß Cousine Nancie mich nicht fortlassen würde, so stieg ich still vom Wagen herab, um zur Kirche zu gehen, und hoffte, zurückgekehrt zu sein, ehe man mich vermissen würde. Sie glaubten sicherlich, ich läge noch schlafend auf dem Wagen. Sie riefen mich niemals, wenn sie aufbrachen, um ihre Reise fortzusetzen. Vor Anbruch der Nacht, wenn sie von neuem Halt machen, werden sie mich nicht vermissen."

„Aber dann werden sie gewiß hierher zurückkehren," sagte „Vater Johann" tröstend. „Höre nur auf zu weinen und gehe mit mir nach meinem Hause, damit du etwas zu essen bekommst. Ich wohne ganz allein in dem kleinen Hause neben der Kirche. Komm Alma! Morgen wirst du wieder bei deinen Verwandten sein."

„Niemals, niemals!" schrie sie, sich verzweiflungsvoll zu Boden werfend. „Sie werden niemals zurückkehren, um mich zu holen. Sie werden mich nur zu gern los. Aber mögen sie auch noch so herzlos sein, so sind sie doch meine einzigen Angehörigen, die ich auf Erden habe."

Sie gingen zusammen nach dem kleinen Hause „Vater Johann's." Die junge Waise war in gute Hände gekommen. Vor vielen Jahren schon waren dem alten Manne Weib und Kinder durch den Tod entrissen worden. Seitdem hatte er für sich allein gelebt, das heißt so allein, wie es ein von Allen geachteter und geliebter alter Mann sein kann.

Er that für seine Schutzbefohlene, was er in ihrer Sache thun konnte, aber über ihre Verwandten konnte er nichts in Erfahrung bringen. Erst zwei Monate später traf ein Brief von Cousine Nancie bei dem Postmeister von Oak Hill ein, in welchem sich jene nach der Vermißten erkundigte. Der Brief enthielt ferner die Bestimmung, daß, wenn Alma sich zu Oak Hill befinde, sie bei irgend Jemand ein Unterkommen zu erhalten suchen solle, bis ihre Verwandten sie abholen oder abholen lassen könnten, was aber vor dem nächsten Frühjahr nicht würde geschehen können. Der Inhalt des Briefes zeugte von großer Gefühllosigkeit, und für Alma selbst enthielt das Schreiben kein Wort. Es wurde nur auf sie hingedeutet, wie auf irgend einen verlorenen Gegenstand, den man gelegentlich würde abholen lassen.

„Gräme dich nur nicht, Kleine," sagte der Alte, dem Mädchen das Haar streichelnd. „Die, welche den Brief geschrieben haben, sollen sich keine Sorge mehr um dich machen. Du sollst bei mir wohl aufgehoben sein, indem du den von meiner kleinen Bessie leer gelassenen Platz ausfüllst. So lange ich lebe, oder bis du mit deinem eigenen Willen mich verlässest, sollst du bei mir ein Heim haben. Bist du damit zufrieden?"

Sie beugte sich nieder und küßte dem alten Manne die Hand, aber sagen konnte sie nichts.

Zwei Jahre waren dahin gegangen und das Osterfest war wiederum nahe. War Alma schon als Kind sehr zart gewesen, so war sie jetzt gleichsam ein durchsichtiger Schatten geworden. Aber sie war noch immer schön; ihre großen strahlenden Augen hatten einen ruhigen, friedlichen Ausdruck angenommen.

Am Abend vor dem Osterfeste sagte sie: „Ich fühle mich beinahe völlig wohl und ich hoffe, wir werden morgen einen herrlichen Tag haben."

„Aber du beabsichtigst doch nicht, morgen im Kirchenchor zu singen?" fragte der Alte besorgt.

„Gewiß werde ich morgen singen. Wie würden sie auch ohne mich mit dem Solo in dem 'Te Deum' fertig werden? Außerdem sind es morgen zwei Jahre, daß du mich als eine arme verlassenene Waise fandest und mich in dein Haus und in dein Herz aufnahmest. O, lieber Vater, dein kleines Mädchen muß in ihrer Weise dem lieben Gott für diese glücklichen zwei Jahre danken."

Es war ein herrlicher Ostermorgen. Kein Wölkchen ließ sich am Himmel sehen. Sonnenschein, Blumenduft und Vögelgesang umgab rings das kleine Kirchlein, das wieder in dem schönsten Blumenschmucke prangte. Wie vor zwei Jahren trug ein sanfter Windhauch die Blüthenblätter der Orangenbäume durch die offenen Fenster in das Gotteshaus; wiederum erschallte in mächtigen Tönen das "Te Deum"; aber Alma befand sich heute unter den weißgekleideten Chorsängerinnen. Sie sah aber blässer denn jemals zuvor aus, und aus ihren Augen leuchtete ein himmlischer Seelenfrieden. Das Solo erklang in vollen, ergreifenden Tönen. Nie zuvor hatte Alma so gesungen. Alle lauschten dem herrlichen Gesange.

Da stockt plötzlich ihre Stimme. Die Orgel verstummt. Aus dem Chor erklingt ein lauter Aufschrei, und Alma stürzt leblos zu Boden. Mit dem unvollendeten Gesang auf den Lippen trat sie vor den Thron des Höchsten.

Im Kreuz ist Hoffnung.

Auf dem Kirchhof in Bern steht ein schlichtes Marmorkreuz, das in goldenen Buchstaben die Inschrift trägt: In cruce spes, d. h. auf deutsch: „Im Kreuz ist Hoffnung." Das Grab darunter erzählt eine gar traurige Geschichte. Vor einigen Jahren kam ein reicher Engländer mit seiner jungen Frau auf der Hochzeitsreise nach der Schweiz und wohnte dort in dem hochgelegenen Mürren. Auf grüne Matten gelagert, sahen sie von dort täglich das gewaltige Gebirgspanorama der Berner Schneealpen in seiner ganzen blendenden Majestät. Namentlich das Zschingelhorn, das in ihrer unmittelbaren Nähe seine schneeweiße Kuppel zum blauen Himmel erhob, hatte es ihnen angethan, und da sie beide gesund und rüstige Bergsteiger waren, beschlossen sie, es zu besteigen. Gefahr war nicht dabei; denn die Partie wurde oftmals von Mürren aus gemacht, und sie hatten einen bewährten Führer mit sich. So wanderten sie frohen Muthes bergan; die junge Frau an Behendigkeit und Eifer ihren Gatten fast überbietend. Und doch hatte sie ihre Kräfte überschätzt. Als sie bis zur letzten Kuppe gelangt waren, erklärte sie, nicht weiter zu können. Zugleich aber drang sie in ihren Mann, den Weg mit dem Führer allein fortzusetzen, während sie auf einem Felsstück, das sich ihr bequem zur

Ruhebank darbot, auf ihn warten und der herrlichen Aussicht genießen wollte.

Ungern nur gab der junge Mann ihrem Drängen nach. Es war, als ob eine geheime Furcht seinen Fuß beflügelte. In seinem Eifer, vorwärts zu kommen, bemerkte er nicht, wie dichte Schatten aus allen Thälern aufstiegen. Endlich war die Höhe erreicht, aber schon verbarg den Himmel ein schwarzer Wolkenmantel, und ein fernes Grollen verkündete das herannahende Gewitter. Von unsäglicher Angst ergriffen, stürzte er bergab, ohne auf den Zuruf des Führers zu achten, der ihn zur Ruhe und Vorsicht mahnte.

Mittlerweile war das Unwetter herangekommen. Zuckende Blitze warfen ihr unheimliches Licht auf das weiße Schneefeld, und die Felswände ringsum gaben den Donner schaurig zurück. Schneller, immer schneller eilt er vorwärts. Jetzt hat er die Stelle erreicht, wo er sie verlassen, aber — der Felsblock ist leer. Er ruft ihren Namen — keine Antwort. Von wahnsinniger Angst ergriffen, stürzt er um die nächste Felsenecke. Da lag die theure Gestalt regungslos am Boden hingestreckt. Ein Blitzstrahl, vielleicht angezogen von der Stahlspange ihres Hutes, hatte sie getödtet. Mit einem lauten Schrei brach der junge Mann neben der geliebten Leiche zusammen.

Erst nachdem das Gewitter ausgetobt, gelang es den zu Hülfe gerufenen Männern, die beiden leblosen Gestalten in eine nahe Sennhütte zu bringen. Dort kam der unglückliche junge Mann wieder zur Besinnung und damit zum vollen Bewußtsein seines schweren Verlustes. Am Tage darauf verließ er Mürren und bald darauf die Schweiz, nachdem er in Bern die sterbliche Hülle seines geliebten Weibes zur letzten Ruhe gebettet. Wohl ihm, daß die Worte, die er als Inschrift auf das Kreuz setzte, mit tiefen Zügen auch in sein Herz eingegraben waren, und ihm durch alle Nacht der Trübsal leuchteten: In cruce spes. — Ja, im Kreuze ist Hoffnung.

H. N.

Ostern.

Vor des Grabes Finsternissen
Stehn die Weisen stumm und blind;
Denn hier endet alles Wissen,
Und des Glaubens Reich beginnt.

Du, mein Jesu, du alleine
Bietest mir ein sichres Pfand,
Denn du bist der Einzigeine,
Der aus Tod und Grab erstand.

Du hast mir dein Wort gegeben,
Daß du meiner nicht vergißt,
Und ich weiß, daß du das Leben
Und die Auferstehung bist.

Das rechte Wort

Von R. M.

Was ist ein Wort? Ein Schall der Seele durch den Mund, und so ein Träger und Offenbarer der Gedanken. Schnell ist es gesprochen, schnell entflohen, und wenn einmal fort, können's Welten nicht wieder zurückbringen. Das gesprochene Wort ist nicht mehr dein Eigenthum, es ist Gemeingut, an welches Jedermann Anspruch hat, daher rede besonnen, überlegt und bedächtig. Ehre und Schande, Reichthum und Armuth, Liebe und Haß; ja, Leben und Tod hängen oft an einem einzigen Wort. Noch kaum entflohen, brennt es schon als eine lohe Flamme.

Das Wort ist aber nicht blos ein geoffenbarter Gedanke, es ist auch der Erzeuger von Gedanken. Das beflügelte Wort des Redners verschwindet nicht mit dem verhallten Ton; es findet im Angeredeten eine Ruhestätte und wird dadurch zur fortwirkenden Kraft in der Seele, welche es vernommen hat; doch hängt da viel davon ab, ob der Redner das richtige Wort getroffen hat, und ob er weislich wählte. Das richtige Wort ist ein „goldener Apfel in einer silbernen Schale"; aber wer trifft es jedesmal? Wer fehlt auch in keinem Wort, und das ohne Wissen und Willen? Wer findet immer das Wort, welches er sucht, und wer hat noch nie umsonst gesucht nach einem einzigen — dem richtigen Wort? Ein Gelehrter sagt: „Das richtige Wort zur rechten Zeit ist der Magnet, welcher die unbewußten Begriffe der Seele an das Licht des klaren Bewußtseins emporzieht."

Wenn man bedenkt, in wie mancherlei Deutungen ein

Wort oft verfällt, und welche Freiheiten mancher Hörer sich mit dem gesprochenen Wort erlaubt, wie nicht nur die Umgebung mit anderen Worten oft den Sinn zu ändern vermag, und wie sogar ein begleitender Blick oder die geringste Emphase in der Betonung es schon ganz anders zu gestalten vermag, dann ist auch leicht zu erkennen, daß es eine schwere Aufgabe ist, immer das richtige Wort zu treffen. Hat Jemand aber diese Kunst auch nur in einem gewissen Grade erlernt, dann ist er ein gesuchter Rathgeber und ein erwünschter Tröster, aber auch der Gesellschaft fast unentbehrlich. Das richtige Wort ist der Zauberschlüssel, um die Herzen für Liebe zu öffnen, das Licht, um Wunden zu heilen und mildernder Balsam, um Schmerzen zu stillen.

Welch eine Macht übt das richtige Wort aus in der Poesie, auf der Kanzel und auf der Bühne! Welch eine Macht im alltäglichen Leben! Zwar vermögen viele Redner, immer ein Wort zu finden, um sich auszudrücken, aber derer, welche immer das Wort haben, sind nur wenige. Worin liegt die geheime Kraft mancher Prediger? Sie sind nicht studirt, sie sind nicht talentvoll zu nennen, und doch besitzen sie das Geheimniß des Erfolgs? Was ist es?—Das Glück, gewöhnlich das richtige Wort zu treffen!

Man sagt, im Gebrauch der Worte offenbare sich der Charakter des Redners, und das müssen wir wahr lassen, selbst wo die Verstellungskunst sich zu ihrer vollen Blüthe entfaltet hat; dieses gilt besonders beim Gebrauch des Eigenschaftswortes, nnd beim Anführen von Sprichwörtern. Der vorsichtige Redner ist sparsam, oft karg, aber wenn er redet, dann hat es „Schneide," dann werfen seine Worte ein Licht um sich, welches keinen Schatten erlaubt, noch viel weniger Deuteleien oder Wortspielen Raum gibt.

Wie ist denn die Kunst, immer das richtige Wort zu treffen, zu erlernen? Ich bin geneigt zu sagen, dieses ist keine Kunst, welche man erlernen kann, und doch ist es auch kein Talent, welches man mit auf die Welt bringt; es fehlt mir das richtige Wort, zu sagen, was es ist, aber einige Beispiele mögen es deutlich machen: Ein junger Ehemann verlor durch ein Eisenbahnunglück sein Leben; wer soll es der liebenden Gattin, welche daheim des Gatten wartet, sagen? Man wählte den besten Freund, den die jungen Leute hatten; ein Freund, dessen Wünsche und Bestreben im Glück dieser Familie aufgegangen waren; aber wie konnte er es unternehmen, ohne eine tiefe, tiefe Wunde zu schlagen,—er, der doch selbst den Schmerz nicht zu bewältigen vermochte? Er übernahm die traurige Pflicht:

„Ihren Gatten hat ein schweres Unglück betroffen!" sagte er, als er einige Minuten im Zimmer war.

„Wo ist er, wer ist bei ihm?" rief die Bedauernswerthe rasch, und zugleich erbleichend.

„Niemand ist bei ihm," sagte jetzt der Unglücksbote; „denn er braucht Niemand mehr."

Der Schmerz war natürlich unbeschreiblich, aber nach einigen Minuten, mitten im furchtbaren Seelenkampf der Gattin, wurde sie plötzlich gelassen, ein reicher Thränenstrom brach sich Bahn uud sie sagte sinnend: „Er braucht Niemand mehr!" Dann fortfahrend, des Freundes gar nicht achtend: „nicht einmal mehr dich, der du ihn doch so innig liebtest?"

„Auch ich bin ihm nun entbehrlich geworden—O, er ist gut versorgt, er ist geborgen — er braucht Niemand mehr!" Anfangs nur leise, wie von Ferne, dann aber deutlicher und heller klingt es in ihrer Seele. Sie denkt an ihre Liebe—an seine Liebe—an ihren Gott und seinen Gott, dann blickt sie den theuren Freund liebevoll an und spricht: „Er braucht Niemand mehr! Ich danke Ihnen für dieses Wort, es ist Balsam für mein Herz; er braucht Niemand mehr und mir wird Gott helfen." Das war in diesem Falle das richtige Wort.

Ein anderer Fall: Eine junge Frau pflegte ihre bejahrte Schwiegermutter während einer langwierigen und am Ende für die Pflegenden noch recht peinlichen Krankheit. Kurz vor dem Ende ersinnt die liebende Schwiegertochter noch ein Mittel der Erleichterung, indem sie Hände und Arme unter den wunden Körper der Kranken schiebt und dieselbe so Stunden lang auf ihren Armen hält. Jetzt wandte die Sterbende ihr mattes Haupt noch einmal ein wenig zur Seite und spricht: „Kind, wenn du je im Leben eine schwere Stunde hast, dann denk an heute, und um meinetwillen wird dir Gott helfen."

Schon schwebte des besseren Lebens Verklärung auf dem greisen Antlitz, denn nach einigen Stunden wurde sie von ihrem Leiden erlöst. Für die junge Frau aber ist jener Segensspruch das richtige Wort geworden. So oft in ihrem schwergeprüften Leben eine Prüfungsstunde schlug, stand auch das verklärte Antlitz ihrer Schwiegermutter vor ihrer Seele, und jedesmal durchtönte es ihr Innerstes: „Um meinetwillen wird dir Gott helfen!" Ihr Gatte aber trug sie bildlich auf den Händen, wie sie einst seine Mutter wörtlich trug, und er that es um jener Worte willen.

So las ich von einem jungen Geschäftsmann mit dem es in der Welt nicht so recht vorwärts wollte, er war beständig in heißem Wasser, und von Ruhe war gar die Rede nicht. Eines Abends brachte er einen Kalender heim und las seiner Gattin Einiges vor; plötzlich warf er den Kalender von sich und rief: „Der Mann hat's getroffen!" Schweigend ging er zu Bette und schlief wie lange nicht mehr. Von Stund an war es anders mit ihm. Was seine Gattin so sehnlichst erbeten, was seine Freunde so oft gerathen, und was seine alte Mutter oft—so oft mit Thränen gesucht hatte, hat ein einziger Spruch aus einem Kalender zu Stande gebracht. Es war dieses: „Treibe dein Geschäft, aber nie laß dein Geschäft dich treiben, Gott gibt ja doch den Segen." Nach einem Jahr des Glückes, als die Mutter auf Besuch

war, fand sie den Spruch als Motto schön gerahmt über der Thür des Zimmers hängen.

Welcher Mutter ist es nicht schon bei der Kindererziehung vorgekommen, daß sie auf ein verschlossenes, oder gar verstocktes Kind lange Zeit einsprach, daß sie die eindringlichsten Ermahnungen anwandte, selbst Thränen nicht sparte, ohne etwas Anderes zu erzielen, als das starre, stumme Zurerdeblicken des kleinen Sünders. Endlich hatte sie das richtige Wort gefunden, zu ihrem eigenen Erstaunen zündete es plötzlich; um die festgeschlossenen Lippen des Kindes zuckt es, seine Augen füllen sich mit Thränen, der wilde Trotz ist gebrochen und — in herzlicher Reue liegt der Liebling weinend und um Vergebung flehend an der Mutter Brust. Ah, Mütter, die ihr dieses leset, nicht wahr, jetzt trägt euch euer Gedächtniß gerade solche Erfahrungen vors Gemüth? Habt ihr bis jetzt gewundert, was die plötzliche Wendung damals verursachte? Hier ist das Geheimniß: es war das richtige Wort!

So erzählte mir kürzlich eine Mutter, und sie ist nicht ferne, da ich diese Zeilen schreibe: „Mein Kind hatte mich schwer beleidigt, aber ehe es zu Bette ging, kam es wie gewöhnlich, nur diesmal mehr gezwungen, zu mir her und sagte: „Gute Nacht, Mama," und wollte dann mit scheuem Blick sich wegwenden. Ich ergriff sein Händchen und sagte so gelassen, als ich es vermochte: „Du brauchst mir nicht gute Nacht zu wünschen, denn wenn mein Kind mich beleidigt hat und bereut es nicht, dann kann ich doch nicht schlafen." Das war das rechte Wort! Ihr hättet das herzbrechende Schluchzen hören sollen, dann die Umarmung sehen, und wie das weinende Kind ausrief: O Mama, nicht, nicht! Du brichst mein Herz! ich will gewiß artig sein, vergib mir doch!" Das war eine Abbitte, in welcher Segen war.

Nun will ich noch ein Beispiel anführen, welches ebenfalls aus dem Leben gegriffen ist, und von der Wittwe, welche obige Beispiele citirte, selbst erlebt wurde. Möge es auch anderen blutenden Herzen zum lindernden Balsam werden! Sie erzählt:

„Nach dem Tode meines Gatten bekam ich unzählig viele Liebeserweisungen, in allen Tonarten und Variationen kamen mir Trostbriefe zu. Die Einen verwiesen auf Religion, die Anderen auf die Macht der Zeit, die alle Wunden heilt. Andere meinten, ich habe Trost an meinen Kindern, und was das Mitleiden Alles sonst ersinnt in solchen Tagen. Ach, es war ja Alles gut gemeint, aber helfen konnte es mir nicht! Zuletzt kam eine Freundin, eine echte Christenseele, diese hatte die nemlichen Erfahrungen durchgemacht, unter Anderem sagte sie zu mir: ‚Rechne ja nicht darauf, daß dich der Schmerz um den Verlorenen jemals verlassen wird. Wer dir das sagt, der lügt, und hat nie so etwas erfahren. Er verläßt dich nicht, er wird kaum weniger mit den den Jahren, aber Eines kannst du erreichen, du kannst dich daran gewöhnen und mit dem Schmerz weiter leben, so wie du vorher ohne dieses Weh im Herzen gelebt hast. Ein Blinder gewöhnt sich an den Verlust der Augen und kann später sogar recht heiter werden, aber vergessen? nimmermehr! Sich an den Schmerz gewöhnen, das ist Alles, was du erstreben kannst, und das nur mit Gottes Hülfe.'

Es war, als hätten diese Worte eine Last von meiner Seele genommen, es war das richtige Wort! ‚So ist es!' klang's in meinem Herzen, ‚ich muß den Schmerz bekämpfen, denn ich muß leben; es ist nicht nothwendig, daß ich vergessen lerne. Ich werde mein Leid behalten so lange ich lebe, aber ich werde trotzdem nicht für meine Pflichten verloren sein. Stärke dich, mein Herz, denn nun erst liegt doppelte Last auf dir!' Und Gott sei gelobet! es ist so gekommen, wie diese edle Frau mir sagte; ich kann leiden, aber ich erliege nicht."

Warum sucht man oft so lange und doch umsonst dieses richtige Wort, während Andere es, zu sagen, am Finger haben? Ah, da liegt das Geheimniß! Ist es Gnade oder Geschicklichkeit? Es ist Mitgefühl!—Wer im Interesse Anderer lebt, wer es versteht, mitzufühlen, mitzuleiden, wer sich so recht vollständig in das Schicksal seiner leidenden Mitmenschen hinein versenken kann, der hat das Geheimniß entdeckt. Wer für eine Sache schwärmen kann, daß sein eigenes Wesen in das Schicksal Anderer versenkt wird, der hat fast immer das rechte Wort vnd trifft gewöhnlich—„den Nagel auf den Kopf." Das ist das Geheimniß des Dichters und der Erfolg des Redners, sie leben im Gegenstand ihrer Seele; sind hingerissen vom Wesen ihres Geistes und ihrer Betrachtung.

Wenn man diesen Gegenstand von dieser schönen Seite also betrachtet und das richtige Wort gefunden hat, ist es nicht schade, daß man zugestehen muß, daß er noch eine andere Seite, eine Schattenseite hat! Es war ein Franzose, Talleyrand, welchem die zweifelhafte Ehre gebührt, zuerst den Gedanken aufgetischt zu haben, Worte seien gemacht, Gedanken zu verbergen. Wer also das richtige Wort trifft, der kann so reden, daß seine Rede anders lautet, als sie wirklich deutet, man kann derselben eine gute oder eine böse Deutung geben, und der Künstler (?), welcher redet, kann die Deutung durch den Blick des Auges oder die Bewegung des Körpers in die gewünschte Richtung einlenken. Talleyrand, du hast schwer gesündigt, als du dieser Lehre Bahn gebrochen; wäre sie doch in Paris geblieben! Und in wie viele Zweige hat sich diese heillose Ansicht seither vertheilt! Man denke nur einmal an die vielen nichtsmeinenden Höflichkeitsphrasen, und diese besonders unter den Gebildeten (?) der besseren Klassen? da reicht sogar die Muttersprache nicht mehr aus, wer angesehen sein will, der muß mit fremder Zunge heucheln und in fremder Sprache schmeicheln können. Es gehört zur feineren Bildung, die Gedanken in fremde Kleider zu stecken, um sie als gebildet passiren zu können. Ueber diesen Punkt hat sich sogar ein Gelehrter sehr gelehrt (?) vernehmen lassen, indem er behauptet, die deutsche Sprache sei zu grob, zu ungeschliffen, um in den feineren Gesellschaftskreisen ge-

braucht zu werden. Daß die deutsche Sprache zu bieder und zu derb ist, sich in eine Zwangsjacke stecken zu lassen, gebe ich gerne zu, denn der „deutsche Michel" behauptet in einem seiner Kraftsprüche, „Die deutsche Sprache ist nicht zum Lügen gemacht, sondern den Leuten die Wahrheit zu sagen, und dafür hat sie immer das richtige Wort bei der Hand." Feine Bildung verlangt fremde Sprache in Gesellschaftskreisen und in den Gelehrtenkreisen; aber der ist doch noch lange nicht der Weiseste, welcher seine alltäglichen, gewöhnlichen Gedanken in fremder Sprache aufzutischen weiß.

Leider, gute liebe Muttersprache, deine Kinder sind über dich hinausgewachsen in deinem eigenen Lande: ein fremder Zauber hat sie dir entrissen, und im schwachen Augenblick hast du selbst gedacht, es sei schön, wenn deine Söhne und Töchter sich deiner schämen würden. Das bleibe der deutschen Sprache und des deutschen Wortes Ruhm: es gibt keinen Umstand und keine Zeit, da sie nicht dienen können. Die deutsche Sprache hat immer das richtige Wort, dem, der es ernstlich sucht.

Im Inneren der Erde.

Von * * * * *

II.

„—— Und vor Ort,
Hören wir das große Wort:
Nicht allein im Sonnenscheine,
Auch im festen Felsensteine;
In der Tiefe ist der Herr."

Haben wir in unserem ersten Artikel die Kohlen im Allgemeinen betrachtet, so ist es nun unsere Aufgabe, mehr die „Einzelheiten" hervorzuheben.

Die Steinkohle, auch Schwarzkohle genannt, besteht aus 74 bis 96 Prozent Kohlenstoff, 3 bis 20 Prozent Sauerstoff, ½ bis 5½ Prozent Wasserstoff und 1 bis 30 Prozent Asche. In petrographischer und technischer Hinsicht unterscheidet man: a) Glanzkohle, mit muscheligem Bruch, auf den glatten Flächen stark metallisch glänzend, eisen- oder auch sammetschwarz, oft bunt angelaufen. b) Grobkohle, welche graulich- bis pechschwarz erscheint. Glanz- und Grobkohlen werden gewöhnlich beisammen gefunden und bilden zusammen die sogenannte Schiefer- oder Blätterkohle. c) Kannelkohle, diese Sorte ist schwach fettglänzend, bis pechschwarz, findet sich besonders in England, Schottland und bei Saarbrücken, auch bei Waldenburg in Schlesien. d) Rußkohle, ist sehr locker, besteht aus oft staubartigen Theilen und ist leicht zerreiblich, wird gefunden in Sachsen, Schlesien, Kronach an der Rhön und in Schottland. e) Faserkohle, feinfaserige Massen, in dünnen Lagern oder eingesprengt in der Schieferkohle, wird in Deutschland und auch theilweise in England gefunden. f) Pechkohle, dicht, sammetschwarz, mit starkem Fettglanz; sie ist spröde und leicht zerbrechbar, und wird ebenfalls in verschiedenen Gegenden Deutschlands und auch in England gefunden. g) Anthracit, oder eigentliche Glanzkohle, Kohlenblende; derb, mit muscheligem Bruch, eisen- bis graulichschwarzer Farbe und metallischem Glanz; verbrennt sehr schwer und hinterläßt fast keine Asche mehr; zeigt keine organischen Bestandtheile und ist meist älter als die eigentliche Steinkohle. Die mächtigsten Lager sind in Böhmen, Mähren, Wallis und in Pennsylvanien. h) Die Stangenkohle, eigentlich natürliche Cokes, welche aber wieder in Unterabtheilungen zerfällt. Alle Variationen der Kohlen lassen sich am leichtesten verständlich in 5 Klassen theilen: 1. Trockene Kohlen; 2. Fett-Kohlen mit langer Flamme; 3. Schmiedekohlen; 4. Fette Kohlen mit kurzer Flamme, und 5. Magere Kohlen, Anthracit, mit sehr schwacher Flamme, aber um so größerer Glühhitze.

Die Menschen sind nun freilich auf den Gedanken gekommen, auch das Brennholz vor dessen Gebrauch zu verkohlen; dadurch wird der Wasserstoff entfernt und auch zugleich werden alle harzigen Bestandtheile entfernt, denn diese werden bei vielen Verwendungen geradezu hinderlich. Doch liegt die nähere Beachtung dieses Gegenstandes jetzt nicht vor, und wird deßhalb blos nebenbei angeführt.

Nach Ansicht bedeutender Fachmänner, ist die oben erwähnte Anthracit, ihrer besonderen Eigenschaften wegen, die beste und vortrefflichste Kohle der Welt. Diese Eigenschaften sind: dem Einfluß der Luft zu widerstehen, und vor Selbstentzündung gesichert sein; dadurch wird langes Lagern und massenhafte Aufspeicherung, besonders in Ozeandämpfern nöthig, möglich. Der Anthracit ist nahezu reiner Kohlenstoff, färbt nicht, raucht nicht und entwickelt dabei sehr hohe Hitzegrade; gefährlich wird sie jedoch oft wegen der ungewöhnlichen Gasausströmungen vom Feuer, wenn der Ofen nicht genau beobachtet wird oder schlechten Zug hat.

Die Steinkohlen waren schon im grauen Alterthum bekannt, man fand sie besonders in Thracien, wovon der Name Anthracit stammt. Als Brennmaterial wurden sie zuerst von den Chinesen gebraucht. Den alten Germanen waren die Steinkohlen unbekannt; warum sollten sie sich überhaupt darum bekümmert haben, sie hatten ja den Torf zum Feuern, und um die Spekulation bekümmerten sie sich nicht.

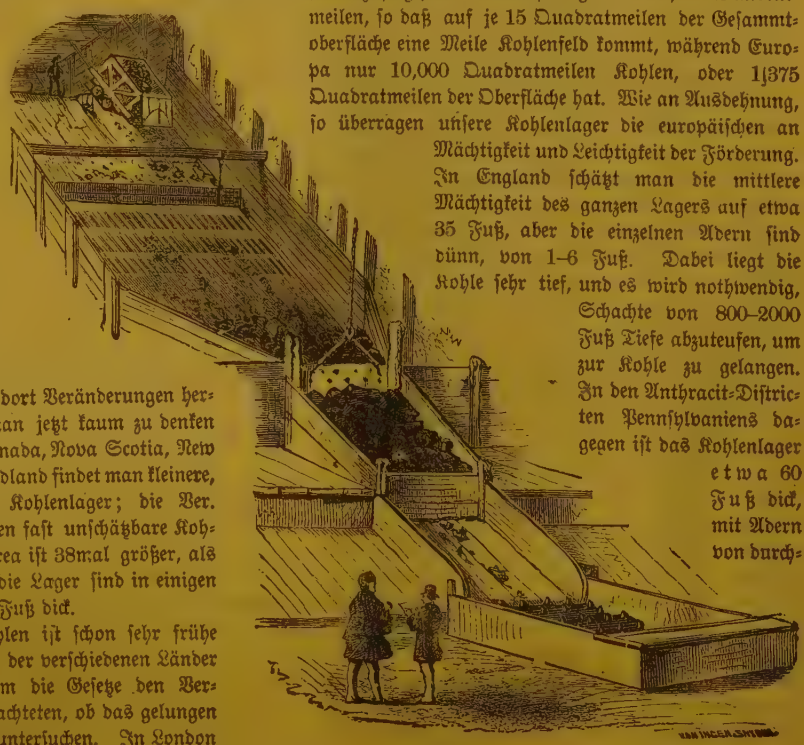
Bergwerker.

Die bis jetzt bekannten Kohlenlager sind über die ganze Welt vertheilt. In Europa findet man außer England noch sehr reiche Kohlenlager in Belgien, Frankreich, Spanien, Deutschland und Rußland; letzteres hat bei weitem die ausgedehntesten Kohlenfelder, aber nur wenige derselben sind bis jetzt noch unter Betrieb. Auch in Indien und China werden Kohlen gefunden; es wird angenommen, daß die Kohlenfelder Chinas sich über 400,000 Quadratmeilen belaufen. Ferner findet man Kohlen in Japan, Malaya, Australien, Neu-Seeland und in Afrika, weil aber der Holzvorrath noch unerschöpflich ist, so wäre der Kohlenhandel und Minenbetrieb nicht lohnend; spätere Jahrhunderte werden auch dort Veränderungen hervorrufen, an welche man jetzt kaum zu denken wagen würde. In Canada, Nova Scotia, New Brunswick und Neufundland findet man kleinere, aber sehr werthvolle Kohlenlager; die Ver. Staaten hingegen haben fast unschätzbare Kohlenlager, das ganze Area ist 38mal größer, als das in England, und die Lager sind in einigen Minen von 40 bis 50 Fuß dick.

Der Handel in Kohlen ist schon sehr frühe durch die Gesetzgebung der verschiedenen Länder gefesselt worden, indem die Gesetze den Verbraucher zu schützen trachteten, ob das gelungen ist, wollen wir nicht untersuchen. In London wurde schon unter Eward VI. ein Gesetz passirt, nach welchem der Mayor und die Stadträthe mit den Friedensrichtern des Countys, den Preis der Kohlen für den Kleinverkauf zu bestimmen hatten; wenn ein Händler sich weigerte, nach der Vorschrift zu verkaufen, nahm das Gericht den Vorrath in Besitz und verkaufte denselben nach dem festgesetzten Preis. Nebst diesen Gesetzen suchte natürlich der Staat auch noch einen Gewinn aus den Corporationen zu ziehen. Unter William III. wurde eine allgemeine Regierungstaxe auf alle für Verschiffung bestimmten Kohlen gelegt; die Steuer war im höchsten Grade ungerecht, denn viele Küstenstädte des eigenen Reiches bezogen ihre Kohlen durch den Küstenhandel auf Schiffen, und doch wurde diese Taxe erst 1830 aufgehoben. Im Jahr 1845 wurde dann in England auch die Taxe auf exportirte Kohlen aufgehoben, welches aber heute noch in den Augen der besten Staatsmänner als ein Fehlgriff angesehen wird.

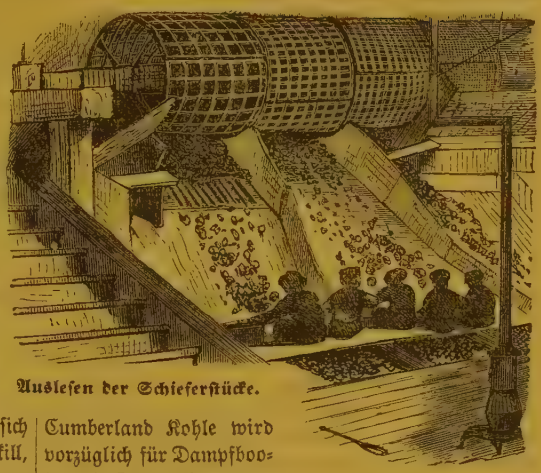
Werfen wir nun noch einen Blick auf die Kohlenindustrien Amerikas im Vergleich mit anderen Ländern, um in etwa eine Einsicht zu erlangen von dem Betrieb und Werth derselben für dieses Land. Die Geologen theilen die Kohlenstratas unseres Landes in zwei Gruppen: die niedere, welche mit den europäischen Kalksteinkohlen übereinstimmt, und die höhere, welche für sich besteht.

Unsere Kohlenfelder besitzen, jüngst publicirten Statistiken zufolge, eine Ausdehnung von 200,000 Quadratmeilen, so daß auf je 15 Quadratmeilen der Gesammtoberfläche eine Meile Kohlenfeld kommt, während Europa nur 10,000 Quadratmeilen Kohlen, oder 1|375 Quadratmeilen der Oberfläche hat. Wie an Ausdehnung, so überragen unsere Kohlenlager die europäischen an Mächtigkeit und Leichtigkeit der Förderung. In England schätzt man die mittlere Mächtigkeit des ganzen Lagers auf etwa 35 Fuß, aber die einzelnen Adern sind dünn, von 1–6 Fuß. Dabei liegt die Kohle sehr tief, und es wird nothwendig, Schachte von 800–2000 Fuß Tiefe abzuteufen, um zur Kohle zu gelangen. In den Anthracit-Districten Pennsylvaniens dagegen ist das Kohlenlager etwa 60 Fuß dick, mit Adern von durch-



Im Innern des Kohlenbrechers.

schnittlich 40 Fuß Stärke und für die gesammten jetzt bekannten Kohlenfelder der Ver. Staaten stellt sich die durchschnittliche Dicke der Schichten auf 20 Fuß. Dabei liegen die Kohlen entweder in horizontalen Lagen, welche an den Abhängen zu Tage treten, so daß sie durch Stollen leicht gefördert werden können, oder in ebenfalls horizontal laufenden Lagern unter der Prairie-Oberfläche, wo Schachte von wenigen Hundert Fuß Tiefe genügen, das Lager zu erreichen. Ein Areal von 472 Quadratmeilen ist als Anthracit-Kohlenfeld vermessen worden, und die durchschnittliche Mächtigkeit der unterliegenden Kohle wird auf 60 Fuß geschätzt, so daß hier 60,000 Tonnen per Acker gefördert werden können. Diese Lager versorgen jetzt etwa 13 Millionen unserer Bevölkerung mit Kohlen. Sie theilen sich in sogenannte „Basins," welche von dem Schuylkill, Lehigh und Susquehanna durchschnitten werden, Namen, welche jedem Kohlen-Consumenten ebenso geläufig sind, wie "red ash," oder "white ash," Unterschiede in der Asche, die durch die An- oder Abwesenheit von Eisenoxyden in der Kohle bedingt werden. Die erste Sorte enthält im Durchschnitt von 85–90, die zweite etwa 95 Procent reinen Kohlenstoff.



Auslesen der Schieferstücke.

Außer in Pennsylvanien wird Anthracit-Kohle nur noch sporadisch in kleinen Quantitäten in Virginien, Rhode Island und New-Mexico gefunden. Halbbituminöse Kohle (der Uebergang zur bituminösen [Weich-] Kohle) wird nur im Alleghenny-Gebirge am Susquehanna-, Juniata- und Alleghenny-Flusse und in Maryland, in der Nähe von Cumberland, gefunden. Das Gesammt-Areal dieser Kohlenfelder beträgt 550 Quadratmeilen. Diese sogenannte Cumberland Kohle wird vorzüglich für Dampfboote und Locomotiven verwendet. Bituminöse Kohle wird, außer in einem isolirten Felde von 6700 Quadratmeilen im Staate Michigan, in drei großen Kohlenfeldern gefunden; das östliche derselben liegt am westlichen Abhange des Alleghenny-Gebirges und zieht sich durch den westlichen Theil Pennsylvaniens, West Virginia, den Osten von Kentucky und Tennessee, den Nordwesten Georgias bis in den nördlichen Theil Alabamas, hinein. An seiner weitesten Stelle von Cumberland, Md., bis Newark, O., sich ausdehnend, ist es 180 Meilen weit und deckt im Ganzen etwa 60,000 Quadratmeilen. Die durchschnittliche Dicke der Schicht beträgt etwa 20 bis 30 Fuß. Die bei weitem beste bituminöse Kohle wird in dem sogenannten „Pittsburg Seam" gefunden, einem Flötz von 8–14 Fuß Mächtigkeit, das nach Ohio, West-Virginia und Maryland hineinreicht und ein Areal von 20,000 Acker einnimmt. Die Kohlen dieses Flötzes sind besonders geeignet zur Gasbereitung und an einzelnen Stellen, wie bei Connellsville, zur Schmelzung von Eisenerzen.

Aeußere eines Kohlenbrechers.

Das Central-Kohlenfeld nimmt einen Raum von 50,000 Quadratmeilen ein und umfaßt alle Theile von Illinois, Indiana und Kentucky. Die Würfelkohle Indianas ist besonders werthvoll zu Hüttenzwecken, da sie frei von Schwefel oder Phosphor ist, und in Folge ihres regelmäßigen Bruches die freie Passage von Flamme ꝛc. in den Hochöfen offen hält. Das westliche Kohlenfeld von dem mittleren nur durch das Thal des Mississippi geschieden, ist noch nicht vollständig erforscht. Es bedeckt in Jowa etwa 9500, in Missouri etwa, 26,887, in Kansas etwa 22,256, in

Arkansas ungefähr 10,000 Quadratmeilen. In Texas sind bis jetzt etwa 4000 Quadratmeilen vermessen worden. Hier wird vielfach schon Kohle gefunden, die weniger werthvoll ist und sich der tertiären Braunkohle zuneigt. Große Vorräthe dieser Kohlen finden sich auch in ausgedehnten Feldern am östlichen Fuße der Felsengebirge und an der Küste des stillen Oceans. Selbst in Alaska ist gute Kohle gefunden worden.

Trotz diesen Reichthümern an Kohlen ist die Frage schon mehr als einmal aufgeworfen worden: Werden sie wohl einmal zu Ende gehen? Was dann?

Die jährliche Durchschnittsmenge der aus Pennsylvanien auf den Markt gebrachten Anthracit-Kohle beläuft sich auf 20,000,000 Tonnen. Um eine solche Masse zu gewinnen, müssen 50,000,000 Tonnen zu Tag gefördert werden, da 30,000,000 Millionen verloren gehen. Als der Bergbau im Jahr 1820 in Pennsylvania begann, schätzte man das Volumen der marktfähigen Kohle auf 13,180,288,100 Tonnen, von denen gegenwärtig etwa 375,000,000 ausgebeutet worden sind. P. W. Schäffer von Schuylkill County, der Haupt-Ingenieur jener ganzen Region, berechnet, daß wenn man den von Jahr zu Jahr sich steigernden Kohlenverbrauch in Betracht zieht, bis zum Jahr 1900 1,364,720,827 Tonnen abgebrannt sein werden. Er veranschlagt das Maximum des Jahresproduktes der Pennsylvanischen Kohlenfelder auf 76,000,000 Tonnen, und ist das richtig, so würde 156 Jahre nach Beginn des nächsten Jahrhunderts keine Anthracit-Kohle mehr im Staate Sir William Penn's geben. Vom Jahre 2,056 ab wären somit die Einwohner unserer Republik wieder auf den Consum der bituminösen Kohle angewiesen, die sich über 200,000 Quadraimeilen des Ver. Staaten-Gebietes erstreckt.

Obwohl ich nun auch ein Gefühl für unsere Nachkommenschaft habe, muß ich hier beifügen, daß es mir nur wenig Kummer verursacht, was unsere Nachkommen als Feuerungsmaterial gebrauchen, wenn man einmal A. D. 2056 zählt.

Unser Herrgott und die Neumodischen.

Aus dem Holsteinischen von C. A. Thomas.

III.

„Bete und arbeite!" ist freilich etwas altmodisch, hilft aber doch eher, als alle Maschinen. — Zehntausend Mark (2500 Dollars) ist eine Handvoll Geld, und doch gewiß nicht mehr, als ein Tropfen auf einen heißen Stein. — So ein „liberaler Verein" soll auch was ganz herrliches sein — hilft aber nie gegen den Bankerott.

Gegen den Herbst ging's denn gleich los mit dem Bauen. Holz und Steine wurden herbeigeführt, der Grund zurecht gemacht und ein solides Fundament gelegt. Im Frühjahr konnte es dann bei Zeit in die Höhe gemauert werden, im März war das Gebäude schon unter Dach, und um Johanni bereits fix und fertig — inwendig und auswendig. Es war in der That ein niedliches kleines Häuschen mit vier Stuben und einer freundlichen Küche, und oben auch noch etliche Stübchen mit allerliebster Aussicht. Da wurde nichts gespart; die beiden Alten konnten da gut und warm sitzen.

Als es nun erst fest stand, daß er den Hof haben sollte, ging das soweit ganz gut mit dem jungen Herrn, er dachte bei sich selbst: ich will fein den Schnabel halten, meine Zeit kommt nun bald, und die Stimme wurde immer dreister inwendig, welche sagte: Du bist ja mündig, du kannst auch heirathen, wenn du willst.

Der alte Vater Cornils ging so still vor sich hin. Es war ihm doch ordentlich schwer, so von dem Hof zu gehen, aber er sagte es keinem Menschen, nicht einmal seiner Frau. Mit seinem lieben himmlischen Vater droben sprach er aber im Gebet alles durch, und empfahl ihm dabei auch seinen Sohn; er selbst wollte thun, was er konnte, ihm zum Guten zu rathen und den Kopf gerade zu halten; was jedoch nicht in seiner Macht stand, da müsse denn der liebe Gott eingreifen.

So kam denn die Zeit heran, daß die Alten in ihr neues Heim ziehen wollten. Es sollte auf den Sonnabend geschehen, damit der erste Tag ein Sonntag wäre, so hatten die Alten sich das ausgegrübelt. Vorher sprach er ein vernünftiges Wort mit Hansjakob. „Will er dich behalten," sagte er, „so bleib' bei ihm, du kannst doch schon ein wenig steuern, wenn's zu toll wird — mußt es nur ein bischen klug anfangen; du weißt ja, er hat seinen eigenen Kopf, er nimmt es aber doch vielleicht noch eher von dir an, als von mir. Mit Gewalt läßt sich da nichts nehmen, aber wohl mit Klugheit."

Die alten Sachen und Möbeln nahmen sie in das Abschiedshäuslein, so viel sie eigentlich placiren konnten. Vaters Lehnstuhl stand wieder am Fenster. Von da aus konnte er den Meldörfer Kirchthurm sehen; der Mutter Stuhl stand nicht weit vom Ofen weg. Die alte große Bibel mit dem schweren Silberbeschlag lag auf dem Kammbrett über dem Fenster, es war ein Erbstück, mehr als hundert Jahre alt, und davon trennten sich die lieben alten Leute nicht. Aber auf dem Hof hatte er auch eine Bibel zurück gelassen, die hatte er eigens gekauft und in starkes Leder einbinden und auch mit silbernen Ecken und Spangen beschlagen lassen beim Goldschmied: es

war ein rechtes Seitenstück zu seiner eigenen Bibel. Als der letzte Nachmittag gekommen war, legte er vor Peter's Augen diese Bibel auf den Tisch in der Wohnstube und sagte zu ihm: „Mein Sohn, das ist Gottes Wort, dies Haus und Hof hat immer auf diesem Grund gestanden; wenn ich dir rathen soll, dann bleib' du auch dabei, und leg' ja keinen andern Grund, sonst könnte es passiren, daß dein Haus einen großen Fall thäte, und das möchte ich doch nicht gern erleben." Dann gab er Peter seine Hand und wünschte ihm alles Gute und Gottes Segen zu all seinem Thun und Vornehmen; „und," sagte er weiter, „wenn du einmal in die Enge kommst, so sind wir ja nahe bei!"

Der Mutter war es zu hart gewesen, gehörig Abschied zu nehmen, sie war herübergegangen in ihr Häuschen und hatte Feuer angemacht, damit sie alles in Ordnung habe, ehe der Vater kam.

Der junge Herr auf dem Hof fing nun seine Sache gewaltig eifrig an! Er wollte seinem Alten beweisen, daß er ein fixer Kerl sei und alles gehörig in Ordnung und Schwung bringen könne. Die Bibel nahm er vom Tisch und legte sie in den Schrank und zuckte so ein bischen mit den Schultern — wenn er da seine Weisheit sollte herausnehmen, so werde wohl nicht viel herauskommen.

Dann ging er heraus und rief den Hansjakob herein ins Haus. Als der alte Knecht hereinkam, saß Herr Peter mit eingeschlagenen Armen in dem großen Lehnstuhl, gerade vor dem Tisch. Der Alte stellte sich mit der Mütze in der Hand neben an die Thüre und sagte: „Guten Abend, unser Herr!" Das kitzelte den Jungen gewaltig, daß er ihn „unser Herr" nannte, so nannte man sonst blos den alten Cornils; Peter kam dadurch in eine ganz angenehme Stimmung. „Ja, Hansjakob, ich wollte 'mal mit dir Rücksprache nehmen, von wegen der Leute; ich hatte eigentlich im Sinn, reines Haus zu machen, das ist immer besser; ein frischer Herr muß auch frische Leute haben, was meinst du dazu?"

„Das soll ja wohl heißen," sagte der Alte, „daß ich auch meinen Bündel schnüren kann?"

„Nicht doch, Hansjakob, das war nicht gerade meine Meinung! Du bist ein alter, treuer Kerl, auf dich kann ich mich verlassen, das heißt, du mußt dir nicht einbilden, daß du klüger bist als ich, du hast nichts von der Welt gesehen, und weißt folglich nichts davon, was die Zeit mit sich bringt! Du wirst noch große Augen machen, wenn ich erst den Hof gehörig anfasse. Und dann noch eins: Du sollst hier auch nicht den ‚Postträger' spielen; du weißt wohl, daß du immer alles, was ich thu' und laß, dem Alten vorplapperst!"

Hansjakob schnitt bei dieser Rede ein ganz sonderbar Gesicht — es war so zwischen Lachen und Weinen — und sagte: Er habe all sein Lebtag gewußt, daß er Knecht sei und nicht Herr, und ein altes Klatschweib sei er auch noch nie gewesen.

Dann wurden sie einig darüber, daß der Großknecht und der kleine Dienstjunge ihre Bündel schnüren sollten, mit denen sei nicht viel los — die Andern könnten 'mal erst bleiben.

Und nun ging es denn los! Den nächsten Sonntag fuhr der junge Herr gleich in die Stadt, dort war eine Agentur für amerikanische Maschinen. Erstlich denn eine Dreschmaschine mit einem Locomobile; dann eine Mähmaschine und eine Säemaschine. Für sein Leben gern hätte er gleich noch manch' andere Neuerungen eingeführt, aber da mußten Andere mit Theil nehmen durch Actien 2c., und so weit war er doch noch nicht.

Der Maschinenagent hatte ein tüchtiges Maulwerk und war ein „politischer Kerl," er merkte es bald, daß unser junger Peter Cornils sein Mann war. Er schwatzte ihm die Ohren so voll, von all der Maschinen-Herrlichkeit, daß es ihm in den Ohren sauste.

Die Dreschmaschine wurde denn auch nach der Roggenernte sogleich in Betrieb gesetzt, die Leute waren selbstverständlich furchtbar neugierig auf das wunderbare Ding; und der Dienstjunge bekam auch richtig seine linke Hand hinein, so daß ihm etliche Finger abgekneipt wurden. Der alte Hansjakob störte soviel er möglich konnte, allein das ging gar zu flink, und überall konnte er ja seine Augen auch nicht haben. Dem jungen Herrn indessen ging's immer noch nicht gut genug. Sobald der Roggen gedroschen war, luden sie ihn in Säcke und verkauften denselben. Das gab denn gleich eine tüchtige Handvoll Geld.

Als die Wintersaat gesäet werden sollte, ging's auch los von wegen des „künstlichen Düngers." Peter hatte das alles genau studirt in den Büchern, welche Art es für seine Bodenclasse sein müsse, und redete arg klug über Phosphorsauren und Salpeterhaltigen. Die Hauptsache war, daß so ein Fuder von dem Zeug gewaltig viel Geld koste; und er hatte ja einen ganzen Berg natürlichen Dünger vor seinem Stall liegen.

Hansjakob kratzte sich hinter den Ohren und sagte gar nichts.

So ging der Winter hin, und als der liebliche Mai durch's Land zog, sollte es Ernst werden, mit dem Heirathen. Das stand dem jungen Herrn so ein wenig schwer vor seinem Kopfe, mit seinem Vater darüber zu sprechen, und sagen mußte er ihm doch etwas davon. Die Leute im Dorf hatten daran großen Anstoß genommen, daß ein solch reicher Bauernsohn eines armen Tischlers Tochter nehmen wolle. Im Stillen hatte er sich gedacht, daß sein Vater ihn deßhalb anreden werde, das wäre ihm viel lieber gewesen, als wenn er selbst das Eis brechen sollte. Aber es half eben nichts, und Peter mußte dran glauben.

Es war auf einen Sonntag Nachmittag, als Peter 'mal herüber ging nach dem kleinen Häuschen. Vormittags war er in der Kirche gewesen, und das gab ihm eine gute Unterlage. Der alte Cornils saß, wie gewöhnlich in seinem Stuhl beim Fenster und schaute nach dem Meldörfer Thurme hin.

Erst sprachen sie ein Bischen vom Wetter und von den

Kornpreisen, dann schwiegen sie beide still. Mutter hatte das Gesangbuch aufgeschlagen und die Brille auf die Nase, aber sie las nicht, es war als wenn etwas Schlimmeres in der Luft läge.

Zuletzt nahm Peter einen frischen Anlauf und sagte: „Vater, ich möcht mich auch verheirathen!"

„So!" sagte der Alte, und holte einen tiefen Odem, „wer soll es den wohl sein, wenn ich fragen darf?"

Peter wurde roth und entgegnete: „Das wirst du wohl schon gehört haben, es ist dem Tischler Köhek seine Tochter Maria."

„So!—Schlimm genug, daß dein Vater das von anderen Leuten hören muß, wen du heirathen willst, mein Sohn. In alten Zeiten war das anders. Du bist ja freilich mündig!"

„Natürlich," anttwortete Peter, „ich wollte es aber doch nicht thun ohne deinen Segen."—

„Meinen Segen kann ich dazu nicht geben. In dem Mädchen steckt keine Bauersfrau. Sie mag im Haus gut genug sein, einer Bauernwirthschaft jedoch kann sie nicht vorstehen. Willst du sie absolut haben, und hast du ihr was in den Kopf gesetzt, dann hast du dir eine Ruthe auf deinen eigenen Rücken gebunden. Paß mal auf! Wenn ich die Dirne richtig taxire, so kann sie das nicht vertragen, eine Bauersfrau zu sein, sie schlägt über die Stränge. Nun mußt du thun, was du nicht lassen kannst."

Es war ein saurer Apfel, in den unser Peter beißen mußte, als er diese Worte hörte. Er biß sich auf die Lippen, saß noch einen Augenblick, dann stand er auf und sagte kurz ab: Adieu!

Seine Mutter schaute ihm lange nach mit traurigen Augen, dann seufzte sie tief, schlug ein Lied im Gesangbuch auf und fing an zu lesen.

„Lies doch laut!" sagte der Vater. Und so fing sie an: „Befiehl du deine Wege," und las all die Verse durch; dann saßen die beiden still bei einander.

Gegen Ende Mai war die Hochzeit. In der Studierstube des Herrn Pastors sollten sie getraut werden. In die Kirche wollte Peter nicht, das war ihm zu anstößig, daß seine Eltern nicht mit dabei wären, es gab so ein Gerede unter den Leuten.

Maria hatte ein schwarzseidenes Kleid an von der besten Sorte, das hatte ihr Peter geschenkt, sie hatte ja nichts. Als sie zum Prediger gingen, kam ein kleiner Junge schnell nach dem Häuschen gelaufen und schrie zur Thür herein: „Jetzt kommen sie!" Den Jungen hatte sich die Muteer bestellt, er solle ihr Bescheid sagen, sie selbst konnte ja das nicht sehen, da das Häuslein hinter dem Baumgarten lag; und wissen wollte sie es doch, wann ihr einziger Sohn seine Frau kriegte. Lieber Gott! das war ihr so schrecklich hart, daß sie nicht mit dabei sein sollte, aber das leidete der alte Cornils nicht.

„Vater," sagte sie, „nun gehen sie nach dem Pfarrer, willst du nicht ein Lied vorlesen, wir müssen doch für ihn beten, denn er hat es so groß nöthig."

„Ja, Mutter, ich wollte das schon, wenn ich nur wüßte, was für ein Lied ich lesen soll: ‚In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen,' das geht nicht; denn er hat den Höchsten nicht rathen lassen, er hat sich blos mit Fleisch und Blut berathen; und: ‚Nun danket alle Gott,' kann ich auch nicht lesen; denn da haben wir keine Ursache zu!—und: ‚Aus tiefer Noth' geht auch nicht, das ist erst recht kein Hochzeitsgesang! Nun sag du, Mutter, was dünkt dich?"

„Ach, Vater, lies du nur in Gottes Namen: ‚In allen meinen Thaten,'—wir beiden Alten können das doch für uns sagen, und da müssen wir ihn auch mit durchschleppen." So feierten die Beiden die Hochzeit ihres einzigen Sohnes. Sonst ging's auch ziemlich still ab; Mariens Vater, ihre Brüder und Schwestern waren zum Essen auf dem Hof, und alle bekamen Graupen-Weinsuppe und ein Stück Ochsenbraten.

Im Uebrigen kam es gerade so, wie der alte Cornils prophezeit hatte. Mariechen war keine Bauersfrau und—sie schlug über die Stränge. Sie war's nur im Kleinen gewöhnt, und nun kriegte sie auf einmal einen großen Hausstand mit Milch und Butter, mit Fleisch und Speck; sie wußte da gar kein Maß und Gewicht zu halten, sie dachte, das nehme gar kein Ende, und zu tief hineinlangen könne sie nicht. Das merkte das Gesinde bald, und—es ging, wie es konnte.

Das war jedoch nicht das Schlimmste. Das schwarzseidene Kleid hatte ihr gewaltig gefallen, nun wollte sie noch mehr solche feine „Kleideschen" haben. Ihr heimgemacht Zeug, das paßte sich doch nicht mehr für eine Bauersfrau, und Peter wollte das auch, daß sie „fein" gehen sollte. So kriegte sie sich einen seidenen Umhang und einen Hut mit einer großen weißen Feder. Wie schmuck sie schien! Und das war auch wahr, sie war eine nette Person, und das mußten doch nun die Leute auch ausfinden. So ging denn das „Ausfahren" los! Ah, welch eine Pläsir, so mit ihrem Peter durch das Land zu fahren in einem sanften Gefährt, mit zwei stattlichen Braunen bespannt. Wie leise ging das seinen Weg! Ueberall, wo Vogelschießen und Thierschau war, da mußten sie hin. Hansjacob blieb ja zu Haus, der konnte leicht nach Allem sehen—und daß so ein Ausfahren auch Geld koste, daran dachten sie nicht, sie hatten's ja.

Einen großen Wunsch hatte die junge Frau: sie wollte so sehr gern 'mal Hamburg sehen, davon hatte sie so viel gehört, und es war ja auch so leicht, per Eisenbahn hinzukommen. Peter vertröstete sie auf Weihnachten, da gab's so viel zu sehen, aber sie hatte keine Ruhe, es mußte schon früher losgehen. So spazierten denn die Beiden eines Tages in Hamburg auf dem Jungfernsteige und längs dem neuen Wall, und schauen sich fast die Augen aus an all den schönen großen gefüllten Ladenfenstern, und Schauen lehrt bedenken—die junge Frau bekam Lust zu Allem, es war auch gar zu schön; eine Sammet-Mantille müsse sie auf jeden Fall haben, ihr

altes seidene, das war ja gar nichts, und eine goldene Uhr mit Kette wünschte sie sich auch zu Weihnachten. Abends ging's dann in's Theater! — Na, wie hat da Mariechen die Augen aufgerissen! Ihr stand fast der Odem still vor lauter Bewunderung; und als es aus war, sagte sie zu Peter: „O könnte ich doch auch so was Künstliches, wir müssen bald wieder nach Hamburg, dort kann man sich nicht satt sehen."

Es war schlimm genug mit so einer Frau wie Mariechen; und wenn die alte Mutter Cornils nicht öfters herübergekommen wäre, und hätte nach dem Rechten gesehen, wenn die jungen Leute fort waren, so wär's noch viel schlimmer gewesen.

Und viel schlimmer kam's auch schon im nächsten Jahr, da kam das nemlich in Gang mit dem „liberalen Verein." Was ging das aber nun Peter Cornils an? Ja, Kinder, ich weiß nicht, das mag ja wohl gewesen sein, als der Advocat von der Heide gesagt hatte—das sei der „Freiheitsdrang" in der Menschenbrust und das „edle Streben," seinen Mitmenschen aus der alten Finsterniß zu helfen zur neuen Aufklärung. Genug, Peter Cornils ward von dieser Sache gewaltig hingerissen, und all der Freiheitsdrang stieg ihm zu Kopf, daß er davon ganz benebelt wurde. Eine Versammlung kam nach der anderen, was gab's da für schöne Reden zu hören, und dann all die Wahlen zum Landtag und Reichstag, und zur Kreissynode und Landessynode, und dann noch in der Commune all die Wählerei, bis hinab zum Nachtwächter, da mußte ja überall gewählt werden, und es war dabei viel zu bedenken von wegen der Gesinnungsgenossen.

Geld kostete es auch unmenschlich viel, in all die verschiedenen Kassen mußte ein Beitrag geliefert werden, und dabei waren auch so eine Art abgesetzte Pfarrer, die durften doch auch nicht Noth leiden; „denn," sagte der Advokat von der Heide, „sie leiden um des Gewissens willen."

„Es geht bergab," sagte der alte Cornils, „es geht schnell bergab, paß' einmal auf, Mutter, in drei Jahren ist er fertig! und was dann?"

Ja, in drei Jahren war unser Peter richtig „auf dem Hund"; er saß fest, hatte Schulden gemacht, Wechsel ausgestellt, und auf Neujahr schlug die Geschichte über ihm zusammen, wenn er nicht irgendwo zehn Tausend Mark ($2500) kriegen konnte, so war's mit ihm geschehen.

Das war wieder ein saurer Gang, als er seinen Vater um Geld angehen mußte, aber das Messer saß ihm an der Kehle, und er mußte wohl.

Der Alte sagte nicht viel, er hatte sich das ja alles so gedacht, er fragte blos: „Wie viel mußt du haben, mein Sohn?"—Als er nun von zehn Tausend Mark hörte, verfärbte er sich doch ein bischen, auf so viel hatte er kaum Rechnung gemacht. Es war doch fast zu toll—so ein Hof und in drei Jahren sich drei Tausend Mark zurück zu arbeiten.

Was war da wohl zu thun? Peter bekam für diesmal die zehn Tausend Mark. Als der Alte sie ihm gab, sagte er dabei: „Einmal und nicht wieder, mein Sohn, wir wollen doch nicht Beide arme Leute werden. Ich will dir was sagen: bist du nun klug geworden, dann ist es mit zehn Tausend Mark nicht zu theuer bezahlt, gehst du aber wieder in deine alte Spur, dann ist dir nicht zu helfen, dann kommt es so weit, daß wir tauschen müssen, ich ziehe wieder auf den Hof und du ziehest in das kleine Häuschen—anderen Rath weiß ich nicht."

Aber so weit war das noch lange nicht nach Peter's Meinung, er war auch überhaupt nicht schuld, daß ihm es so gegangen war. Der Alte hatte ihm lange nicht genug Geld in die Hände gegeben als „Betriebsmaterial," den Hof gehörig anzufassen. Das müsse ja jeder vernünftige Mensch einsehen, daß dazu Geld gehöre. Er hatte sich nichts vorzuwerfen, das sagten seine Freunde auch all, das läge im letzten Grunde blos daran, daß die alten Leutchen keinen Sinn und Verstand für die neumodischen Ideen hätten.

Das erste Jahr war Peter noch immer jeden ersten Festtag auf Weihnachten, Ostern und Pfingsten in die Kirche gegangen, das zweite Jahr war er zu Neujahr und in der Erntepredigt da gewesen, und das dritte Jahr kam er nicht 'mal zu Neujahr.—Und die Bibel mit dem schönen Silberbeschlag?—Ja, die lag noch immer, wo er sie damals hingelegt hatte. Und doch war unser Herrgott in Gnaden unter sein Dach getreten, das erste Mal mit einem kleinen Knaben, das zweite Mal mit einem kleinen Mädchen. Der Prediger hatte es auch in seiner Taufrede beide Mal scharf angezogen: „Ohn' all' unser Verdienst und Würdigkeit."—(Forts. folgt.)

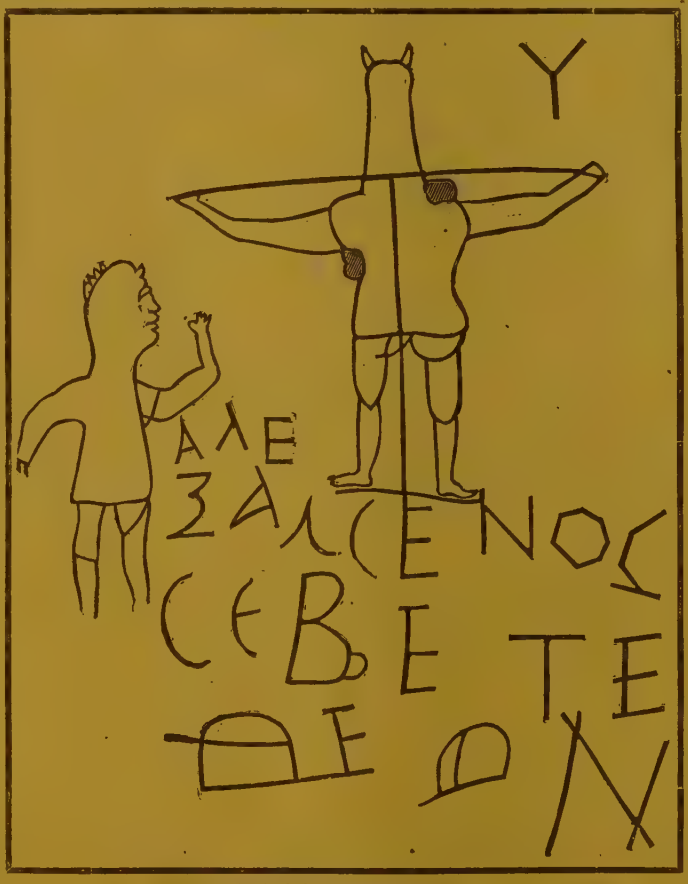
Die ältesten Kreuze.

(Victor Schulze.)

Die Begräbnißstätten der altchristlichen Gemeinden, die Katakomben, haben uns neben zahlreichen andern die Sitte und den Glauben beleuchtenden Gegenständen, einen reichen Cyklus von Malereien überliefert, durch welche der Entwickelungsgang der kirchlichen Kunst vom 1. bis zum 5. Jahrhundert in willkommener Weise illustrirt und charakterisirt wird. Es sind vor allem alt- und neutestamentliche Scenen, mit welchen die Künstler Wände und Gräber der stillen Todtenstätten bedeckt haben, und unter diesen wiederum überwiegen die

Darstellungen aus dem Leben Jesu. Wir sehen ihn auf den Katakombenfresken als Kind auf dem Schooße der Maria und die Gaben der Weisen empfangend, lehrend im Kreise der Jünger, Kranke heilend, Todte erweckend oder mitten unter jubelndem Volke einziehend in Jerusalem.

Mit dieser letzten Scene schließt zugleich der Bilderchklus aus dem Leben des Herrn ab. Kein Bild zeigt uns sein Leiden und Sterben. Erst seit der Mitte des 4. Jahrhunderts erscheinen auf Sarkophagen Reliefs, welche Einzelnes aus der Passionsgeschichte bieten: das Verhör vor Pilatus, die Dornenkrönung, die Kreuztragung. Doch auch hier hat die Kunst den Herrn nicht als leidenden Gottesknecht gebildet, sondern als triumphirenden Sieger und König, welchem Kreuz und Dornenkrone nicht Marterwerkzeuge, sondern gleichsam Insignien seiner Würde sind. Dagegen bedurfte es noch fast zweier Jahrhunderte, ehe die Kunst die Darstellung Jesu als den Gekreuzigten wagte. — Diese seltsame Thatsache ist vielleicht aus einer Nachwirkung der Antike zu erklären, welcher die Abneigung, das Leiden darzustellen, charakteristisch ist.



Palatinisches Spottkreuz.

Und doch haben wir einen Krucifixus schon aus dem Anfange des 3. Jahrhunderts, freilich von heidnischer Hand, aber darum nicht minder werthvoll für uns.

Bei den Ausgrabungen auf den mit Ruinen der Kaiserpaläste bedeckten Palatinus in Rom, von dessen Höhe der Blick weithin auf Stadt und Campagna sich öffnet, wurde im Jahre 1856 auf der Wand eines Zimmers, das einem länglichen, an den südwestlichen Abhang des Berges angelehnten Gebäude angehörte, eine Zeichnung entdeckt, die anfangs räthselhaft erschien. (Das Wandstück wurde damals ausgeschnitten und in das Museo Kircheriano [im früheren Jesuitencolleg] geschafft, wo es sich im Zimmer der christlichen Alterthümer heute noch befindet.)

Sie ist mit einem spitzen Instrumente leicht in die Wandbekleidung eingeritzt und zeigt ein vierarmiges, niedriges Kreuz, an welches eine menschliche Figur angeheftet ist, die ein kurzes Untergewand trägt und ein Eselshaupt hat. Die Hände sind angenagelt. Die Füße stehen auf einem langen Trittholze. Neben dem Kreuze steht ein Jüngling, in Tunika und mit Soldatenstiefeln und wirft dem Manne am Kreuze eine Kußhand —Art der Anbetung im Alterthume—zu. Unter dem Bilde lesen wir die Worte: „Alexamenos betet (seinen) Gott an." (Siehe 1. Bild.)

Der Sinn der Darstellung ist klar: Einer der Insassen des Gebäudes, welches als Erziehungsanstalt für kaiserliche Pagen gedient zu haben scheint, hat mit dieser Karikatur einen christlichen Kameraden, Namens Alexamenos, verspotten wollen, indem er diesen abbildete, wie er seinen gekreuzigten Gott verehrt. Daß der Zeichner diesem letzteren das Haupt eines Esels gegeben hat, erklärt sich aus dem verschiedentlich bezeugten heidnischen Volksglauben, daß die Christen einen Gott mit einem Eselskopf oder Eselsfuß verehrten. Denselben Vorwurf, dessen Ursprung nicht mehr zu erkennen ist, erhob das römische Heidenthum schon in vorchristlicher Zeit gegen die Juden und übertrug ihn dann von diesen auf die Christen, die man längere Zeit von jenen nicht genau zu unterscheiden wußte.

Wie hat der Christ Alexamenos diesen Spott aufge-

nommen? Zufällig sind wir in der Lage, diese Frage zu beantworten. Vier Jahre später, nachdem man jene Entdeckung gemacht hatte, kam in einem anderen Zimmer desselben Gebäudes die ebenfalls flüchtig in die Wand eigeritzte Inschrift zum Vorschein: „Alexamenos der Gläubige" (d. h. Christ). Der Verspottete hat also—denn so wird diese Inschrift zu deuten sein—auf die Schmähung des Heiden mit einem mannhaften Bekenntnisse seines Glaubens geantwortet, und es ist eine wunderbare Fügung, daß dieser Angriff und diese Erwiderung, eine Scene, die vielleicht nur einen Tag die Internen des Pädagogiums beschäftigt hat, zur Kenntniß der Gegenwart gelangt ist.

Oelfläschchen aus Monza.

— — Die Tage der Verfolgung gingen vorüber. Auf die Verhöhnung des Gekreuzigten folgte die Erhebung des Kreuzes zum Heereszeichen. Auf öffentlichen und privaten, auf kirchlichen und profanen Monumenten wurde das heilige Symbol abgebildet. Die kaiserlichen Münzen trugen es durch die civilisirte Welt und bis zu den Barbaren. Jetzt erst versuchte die christliche Kunst die Darstellung des Kruzifixus, welche im Mittelalter so beliebt wurde. So lange hatte die alte, aus dem Heidenthume überkommene Scheu nachgewirkt. Am Anfange des sechsten Jahrhunderts, als das Spottbild auf dem Palatinus längst antiquirt, vergessen, vielleicht schon in Trümmern begraben war, begann die Kirche, den Gekreuzigten abzubilden. Das älteste Beispiel der nach dieser Seite hin unternommenen Erweiterung des christlichen Bilderkreises, von welchem wir Kunde haben, stellte sich uns in einem, gegenwärtig im Britischen Museum befindlichen Elfenbeinrelief italischen Ursprunges dar (siehe 3. Bild).

Elfenbein Relief: Ende des Judas.—Kreuzigung.

Auch hier ist Christus an ein vierarmiges Kreuz geheftet, was der geschichtlichen Thatsache entspricht. Die Hände und, wie es scheint, auch die Füße sind angenagelt. Der Gekreuzigte wendet das jugendliche, bartlose Gesicht gerade aus, ohne Ausdruck des Schmerzes, worin sich noch die alte Tradition verräth. Ein schmales, an den mittleren Kreuzesbalken geheftes Brett trägt die Inschrift Rex Jud(aeorum). Links neben dem Kreuze ist ein seltsamer Weise in orientalische Tracht gekleideter, römischer Krieger im Begriff, Jesu die Seite zu durchstoßen (die Lanze ist ausgebrochen). Rechts stehen Maria und Johannes, betrübt zu Boden blickend. Neben diese in sich abgeschlossene Gruppe hat der Künstler in schärfstem Contraste zu dem Sterbenden Sündlosen das Lebensende des Verräthers gestellt. Zu den Füßen des Erhängten, der sein Antlitz dem von ihm verrathenen Herrn und Meister zuwendet, liegen ausgeschüttet die dreißig Silberlinge.

Das Bild ist einfach und ohne Anwendung irgendwelcher künstlicher oder künstlerischer Mittel entworfen. Dennoch empfängt man aus dem imponirenden Ernste der Figuren und aus dem Zusammenrücken zweier kontrastirender und doch in innerem Zusammenhange stehender Scenen einen tiefen Eindruck. Was die Dichter dieser Zeit in ihren Passionsliedern ausdrücken, die Trauer der Seele um das unschuldige Leiden und Sterben des Herrn, derselbe Hauch weht uns von diesem Bilde entgegen. Es ruft unwillkürlich die Worte der Maria in dem altchristlichen Epos: „Der leidende Christus" in Erinnerung:

„O du, der allen Sterblichen nur Heil gebracht,
Ersehentes Kind, mit welchem Rechte leidest du?
Für welche Sünden wird dir Buße auferlegt?
Rein ist von Blutschuld, rein und heilig deine Hand,
Rein, heilig Mund und Lippen, und am heiligsten

Dein Herz, das göttlich reine, sonder Trug und Falsch.
Und dich seh' ich mit Räubern diesen Tod der Schmach
Erdulden? Und von Feinden kam das Uebel nicht;
Nein, dich verdarb—du selbst ja wolltest es—der Freund,
Der Jünger, den, Brod brechend, du bezeichnetest."

So stehen diese beiden durch einen Zeitraum von dreihundert Jahren geschiedenen Kruzifixe da als Repräsentanten zweier Perioden der Geschichte der Kirche, und beim Anschauen gehen die Gedanken gern von der einen Darstellung zur anderen und wieder zurück, und mancherlei Betrachtungen und Vergleiche legen sich Einem nahe.

Im 6. Jahrhundert, nachdem einmal die Schranke durchbrochen war, finden wir häufiger Kruzifixe. Aber nur langsam ist man zum Neuen vorwärts geschritten. Das zeigen uns in interessanter Weise mehrere Denkmäler des 6. und 7. Jahrhunderts. Auf diesen finden sich Kreuze abgebildet, über denen das von einem Nimbus umstrahlte Haupt Christi schwebt. Ein Beispiel dafür ist das (siehe 2. Bild) abgebildete Oelfläschchen aus Monza mit der Umschrift: „Emmanuel, mit uns ist Gott." Die Künstler wollten die Kreuzigung darstellen, aber sie beschränkten sich darauf, sie blos anzudeuten.

Im Verlaufe des 7. Jahrhunderts schienen die früheren Bedenken gegen die Kreuzigungsbilder allgemein überwunden zu sein. Gerade in den Kruzifixen ist das Mittelalter dann sehr produktiv geworden, und bis zur Gegenwart herab haben sich die Künstler aller Länder und Richtungen in der Darstellung versucht.

Mitternacht.

Von Peter A. Mölling.

I.

Nun ist es hohe Mitternacht,
Schon ging so manche Welt zur Ruh';
Es halten tausend Sterne Wacht,
Doch thun sie weiter nichts dazu.
Es ist vollbracht ihr ganzes Amt,
Wenn bis zum Tag ihr Lichtlein flammt.

Doch du, mein Herz, bist mehr bedacht,
Als alle Welten, die da ruh'n;
Denn Gottes Engel halten Wacht,
Und Gott will selber für dich thun:
Daß du den Tag sollst wieder seh'n,
Um froh und dankbar aufzusteh'n.

O Wundergüte, wer dich kennt!
Ja, der steht wahrlich dankbar auf;
Und wo er Gott als Vater nennt,
Beginnt im Segen er den Lauf.
Und wenn er müd' den Lauf vollbracht,
Ruft er den Welten zu! „Gut' Nacht!"

II.

Wie ist es still und feierlich
In hoher Mitternacht;
Da schwebt der Geist der Liebe,
Der seine Welt bewacht.

Da lenkt ein Wink des Ewigen
Das wankende Geschick;
Und segnet seine Kinder
Mit liebevollem Blick.

Ahnst du ihn auch, den Heiligen,
Für den dein Herz jetzt wacht
In dieser stillen Feier,
In hoher Mitternacht?

Ernstes und Heiteres aus meinem Reisepredigerleben in Preußen.

Von Carl Grün.

15. Die Aufgehängten in Münster. Auf meinen unterschiedlichen Reisen kam ich auch in die erzkatholische Jesuitenstadt Münster in Westphalen, weil auch da Seelen waren, die sich nicht mit der Schale begnügen wollten, sondern nach dem Kern des wahren Christenthums suchten. Leider konnte ich meinen Besuch nicht wiederholen, weil es mir an Zeit und Mitteln fehlte. Wenn man in dieser Stadt herum wandelt, sind Einem neben den vielen „Schwarzröcken" und „Jesuitenpater" — nun aber vertrieben — besonders die Käfige am St. Lambertusthurme auffallend: dort sind, nach einer verzweifelten Gegenwehr in der Johannisnacht 1535, König Johann mit seinem Statthalter Knipperdolling und seinem Kanzler Krechting aufgehängt worden, nachdem sie vorher mit eisernen Zangen zu Tode gezwickt wurden, als ein ewiges Warnungszeichen für alle übermüthigen Schwärmer und Sectirer. Die-

ser König Johann war Niemand anders, als der ehemalige Schneider Bokelsohn aus Leyden. Knipperdolling und Krechting waren ebenfalls mit dem falschen Propheten und ehemaligen Bäcker Mathys aus Harlem, aus der unteren Volksklasse, gar schlechte und gefährliche Subjekte, die der Sache der Reformation in Westphalen bis heutiges Tages einen gar bösen Geruch machten und deßhalb von Gott gerechte Strafe erlitten schon in dieser Welt. Die Geschichte nennt sie „die Münsterische Rotte". Möge der liebe Gott seine Kirche in Zukunft in Gnaden vor einer solchen „Bande" bewahren; besonders auch vor allen Irrthümern unsere liebe Evangelische Gemeinschaft. Alle aber, die Sucht und Neigung zu Verkehrtheiten haben, sollten nicht vergessen „die Aufgehängten in Münster".

16. Wie ich bei Br. Berger's Abschied um mein Erstgeburtsrecht kam.

Der liebe Br. Bruder Berger, mit dem ich nun beinahe 5 Jahre Leid und Freud im Dienst des Herrn tragen und oft bemerken durfte, wie der liebe Gott noch Wunder seiner herrlichen Gnade an seinen Menschenkindern thut, wurde nun als Collector unserer europäischen Kirchenbauten nach Amerika zurückberufen, und somit mußte er von seinen Amtsbrüdern und dem Volk des Herrn Abschied nehmen. Es war ein rührender Abschied, einmal deßhalb, weil Br. Berger, was seine Gefühle anging, noch lieber da geblieben wäre, denn das Werk Gottes, welches der Herr so sichtbar segnete, war ihm wie in das Herz gewachsen und ist heute noch. Dann auch, weil wir junge Brüder-Prediger, die wir uns fast alle zu diesem Abschied eingefunden hatten, gar zu ungern unseren lieben Vorstehenden-Aeltesten verloren haben, ebenso auch die Gemeinden, die Br. Berger fast alle als ihren geistlichen Vater ansahen. Nach einem feierlichen, rührenden, mir unvergeßlichen Abschiedsgottesdienste, wobei sehr ernste Reden gehalten wurden, mußten wir Alle, wahrscheinlich für immer in diesem Leben, dem lieben Gottesmann die Abschiedshand reichen. Schreiber dieses machte seinen Herzensgefühlen durch folgende Verse Luft:

So wollt Ihr denn nun wieder ziehen
In Euer theures Heimathsland,
Und Euch nicht länger mehr entziehen
Dem Eltern- und Geschwisterband!
Wir gönnen's Euch!—Doch fällt's uns schwer,
Und wär uns lieb, wenn's nicht so wär.

So zieht denn hin, vom Herrn begleitet,
In's freie liebe Mutterland,
Und säet, betet, kämpft und streitet,
Bis Viele noch den Herrn erkannt!
Er segne Euch, er stärke Euch
In Eurem neuen Wirkungskreis!

Und weil Ihr geht auf's Herrn Geheiße
Zu seiner Ehr' und seiner Sach',
Und suchet mit erneutem Fleiße,
Daß Gottes Werk werd fest gemacht,
So habt nicht bang: Er geht voran,
Der seither lenkte Eure Bahn!

Wir wollen niemals Euch vergessen,
Besonders in dem Preußenland,
Wir werden immerdar ermessen,
Daß Jesu Liebe uns verband.
Wir lieben Euch!—Und das steht fest,
Daß Ihr auch uns niemals vergeßt.

So lebt denn wohl, Ihr treuen Zeugen,
Mit Euren lieben Kinderlein!
Wir wollen oft vor Gott uns beugen,
Und werden so vereint stets sein.
Auch kommt ja bald das Wiederseh'n
In jenen lichten Friedenshöh'n.

Diese Abschiedsfeier bleibt mir aber auch deßhalb in frischem Andenken, weil ich da um mein Erstgeburtsrecht kam, nicht um mein geistiges, himmlisches und ewiges, o, nein! um mein irdisches. Das ging so zu: Br. B. hatte, als er in Amerika vom alten, ehrwürdigen Vater Orwig Abschied nahm, dessen langjährigen schönen Spazierstock zum Andenken bekommen. Diesen Stock nun wollte Br. Berger einem seiner ersten Collegen als Andenken hier lassen mit dem Gebetswunsche: „Daß der Geist der evangelischen Väter auf denselben zwiefältig kommen möchte." Dieser Stock hatte natürlich in den Augen der jungen Brüder einen gar großen Werth; weil ich aber leider Vormittags bei dieser Abschiedsfeier noch nicht anwesend sein konnte, so griff mein lieber College, Br. Barchet, mit beiden Händen darnach und beanspruchte ihn als rechtmäßiges Eigenthum und bekam ihn auch, während ich vergessen war. Als ich am Nachmittag eintraf und von dem Vorgefallenen hörte, meldete ich mich gleich als rechtmäßigen Eigenthümer, indem ich der erste College war, aber es nützte nichts mehr, es war zu spät, Br. Barchet gab ihn nimmer her. So kam ich um mein Erstgeburtsrecht, indem mich mein jüngerer Bruder übervortheilte; ich hätte auch, wie Esau, weinen mögen. Gottlob! aber, daß man mir mein himmlisches Erstgeburtsrecht nicht nehmen kann, dachte ich damals und heute noch.

17. An der preußisch-holländischen Grenze.

Im Jahr 1878 wurde ich von Dortmund in Westphalen, wo ich 3½ Jahre mit Welt, Sünde und Teufel kämpfte, aber auch manchen Sieg feiern durfte, nach Wesel, an der holländischen Grenze versetzt. In dieser eigenthümlichen Militär- und Festungsstadt fing Br. Gülich an, die Fahne Jesu Christi zu schwingen, als Vertreter der Evangelischen Gemeinschaft und zwar mit gutem Erfolg. Er hielt seine Vorträge in dem großen, schönen Vereinshaussaal des evangelischen Brüdervereins, dessen Vertreter ihm daselbst sehr gewogen waren. Als aber dieselben merkten, daß es uns nicht allein darum zu thun ist, Seelen dem Heiland zuzuführen, sondern dieselben auch weiter zu befördern, in wohlorganisirten Gemeinden, und uns deßhalb zuschlossen, mußten wir unabhängig in einem eigenen Lokal anfangen, wodurch wir uns große Feindschaft zuzogen. Das Werk nahm aber einen guten Anfang, leider aber hatten wir nicht das rechte Material, und somit wurde es in seinem

Fortgang sehr gehemmt, so daß gegenwärtig die Frage ist, ob es nicht aufgegeben werden muß. Wie ist es doch so gut, ja nothwendig, daß man zum Anfang einer Mission gleich die rechten Leute bekommt, und daß man sich nicht durch Aeußerlichkeiten und Schein blenden läßt. Wie ein Gebäude nicht bestehen kann, wenn schlechtes Material zum Bau verwendet wird, noch viel weniger das Werk Gottes.

Ich suchte, nebst in W., in 13 Orten der Umgegend das Wort Gottes zu verkündigen, reiste und entbehrte viel, aber es wollte im Allgemeinen nicht ziehen, obwohl im Einzelneu manche Seele gerettet wurde. Dazu kam, daß die Gegend über die Hälfte erzkatholisch ist, und in dieser bekannten Kulturkampfeszeit unter den Katholiken zu arbeiten, ist fast so gefährlich, wie unter Bienen zur Schwarmzeit. Zudem hat der evangelische Brüderverein fast Alles eingenommen und entfaltet eine ziemlich evangelische Thätigkeit. Ich fühlte mich unter diesen lieben Brüdern recht wohl, besonders wenn ich ihren Eifer um des Herrn Sache ansah, und wie sie mit allem Ernst suchten, den Namen Jesu zu verherrlichen. Ich dachte deßhalb öfters, es sei unnütz, Zeit und Kraft zu verschwenden in dieser Gegend, zumal es noch viel wichtigere Plätze gibt, wo wir unsere Thätigkeit entfalten sollten.

Unter den Anhängern des evangelischen Brüdervereins waren mir besonders die lieben, fleißigen, christlichgesinnten, zum Theil recht frommen, Pfälzer wichtig, welche im siebzehnten Jahrhundert von den Franzosen aus ihren Heimathen bei Mannheim und Heidelberg vertrieben, in ihrer großen Noth nach Amerika auswandern wollten, aber aus Mangel an Reisegeld und weil Holland sie auch nicht aufnehmen wollte, sich hier an der Grenze auf dem wilden unbebauten Boden niederlassen mußten. Es war ein saures Stück Arbeit für die armen Pfälzer, deßwegen auch manche den harten Strapazen erlagen, aber nun sind ihre Nachkommen im Allgemeinen recht wohlhabende Bürger, und wie schon bemerkt, durch den evangelischen Brüderverein zum großen Theil für Jesum gewonnen.

18. Weßhalb ein alter Schustermeister einen unserer Prediger zum Gelehrten machte.

Während meines Weilens in W. kehrte ich auch öfters zu Besuch bei einem alten, frommen, erfahrenen, aber doch etwas beschränkten Schuhmacher ein. Er gehörte zwar dem Brüderverein an, ging aber doch auch fleißig in unsere Gottesdienste und schätzte unsere Gemeinschaft und Prediger sehr hoch, weßhalb ihm auch unsere Besuche sehr willkommen waren. Ich unterhielt mich gern mit dem lieben Alten, indem er mir, Dank seinem guten, von Gott geschenkten Gedächtnisse, immer Altes und Neues aus dem großen Schatz seiner Erfahrungen mittheilen konnte, und zwar aus christlichem und politischem Gebiete. Während einer solchen Unterhaltung fragte er mich einmal, wo sich denn auch wohl mein lieber Vorfahr, der junge College N. N., befinde. Den hätte er auch gar zu gern gehabt, indem er nicht allein ein recht frommer, sondern auch recht gelehrter junger Mann gewesen sei. Auf meine Frage, warum er ihn auch für einen gelehrten Mann hielt, antwortete er: „Ja, wissen Sie, der hat öfters Wörter in seiner Predigt gebraucht, die ich und kein Mensch verstehen konnte, und das bezeugte, daß er sehr hochstudirt war. Sie sind mir auch ein recht lieber Mann, aber so studirt sind Sie eben nicht," was ich dem ehrlichen Alten gerne zugab, und bemerkte, daß ich auch gerne auf solche Gelehrsamkeit verzichte, indem ich immer, als deutscher Mann, deutsche Worte, besonders in meinen Predigten, gebrauchen wolle. Doch sollte ein Jeder seiner Meinung gewiß sein, daß nur Seelen für Jesum gerettet werden möchten.

(Fortsetzung folgt.)

Spannhaken.

Ein in England publizirtes Sonntagschulblatt veröffentlichte einst eine Illustration bezüglich der Wahrheit der Bibel, welche zu gut ist, um nicht auch in deutscher Sprache zu erscheinen.—In einem Dorfe in Yorkshire wohnten zwei Nachbaren, welche immer in gutem Einvernehmen standen, ausgenommen, wenn sie über die Bibel zu sprechen kamen; denn Einer war ein Zweifler, der Andere aber streng rechtgläubig. Dieser Zweifler nun war stets bereit, mit seinen Bedenken herauszurücken, und manchesmal rühmte er sich sogar, es könne ihm Niemand beweisen, daß die Bibel wahr sei; wenigstens könne kein so klarer Beweis gebracht werden, daß nicht noch Raum für Zweifel sei. Das ist übrigens nichts Neues, denn solche Menschen machen heute dem lieben Gott seine Welt noch unsicher; es sollte ihnen gehen, wie diesem Zweifler. Er war nemlich ein Tuchfabrikant. Einst machte er auch ein Stück Tuch, auf welches er mehr als gewöhnlichen Fleiß verwendete, denn es sollte einen hohen Preis bringen. Während er nun das Tuch zur Abfertigung ausgespannt hatte, um es zu trocknen, wurde es ihm gestohlen, wenigstens war es, als er des Morgens kam, fort, und er hatte auch nicht den geringsten Anhaltspunkt für Verdacht, wer es haben möchte. Nach einigen Monaten wurde in der benachbarten Stadt eine Diebsbande gesprengt und ihr Versteck ausgehoben: da fand sich nun auch ein Ballen Tuch vor; es wurde in der Zeitung bekannt gemacht: der Eigenthümer könne das Tuch in Empfang nehmen, sobald er unzweifelhaften Beweis von seinem Eigenthumsrecht bringe. Der Fa-

brikant kam, besah das Tuch und erkannte es als das seinige; aber wie nun beweisen, daß es sein ist?

Darüber sinnend kam er nach Hause, denn es hatte ja das Stück Tuch Niemand außer ihm gesehen, da er es fabricirte. In seiner Betrübniß ging er auch zu seinem bibelfesten Nachbar und fragte den um Rath. „Da ist mein Tuch, aber wie kann ich nun beweisen, daß es mir gehört?" so schloß er seine Rede.

„Wenn es also nicht dein Tuch wäre, so wolltest du es nicht haben?" fragte ihn der Nachbar.

„Gewißlich nicht, dafür birgt dir meine Redlichkeit."

„Und du hättest gern solchen Beweis, den Niemand bezweifeln kann, vielmehr Jedermann anerkennen muß?"

„Das ist's, und den kann ich nun nicht finden; rathe mir, und ich werde es dir Dank wissen."

„Ei, da ist leicht zu rathen, Herr Nachbar: nimm Bibelbeweis."

„Wie verstehst du das? bitte, erkläre dich! Was hat die Bibel mit meinem Tuch zu thun?"

„Bring dein Tuch an die Spannhaken; jeder Tuchfabrikant hat zwar solche Spannhaken, aber keiner hat sie gerade so weit auseinander, wie du die deinen; ist das Tuch dein, dann werden die Hakenlöcher an den Enden genau zu deinen Haken passen, denn es war ja an deinen Haken ausgespannt; wer wollte dann noch zweifeln?"

„In der That, dein Rath ist gut; warum habe ich nicht daran gedacht?"

Den folgenden Tag ging der Fabrikant nach der Stadt und hatte seine Spannhaken bei sich; man probirte andere, aber keine paßten, bis man seine Haken brachte, da paßte jedes Loch an seinen Haken. Der Mann erhielt sein Tuch und machte sich freudig auf den Heimweg.

Etliche Tage nach dieser Begebenheit traf der Fabrikant seinen Nachbar, und sagte zu ihm: „Höre doch, Nachbar, du hast neulich meine Spannhaken Bibelbeweise genannt, was meintest du damit? Ich bin doch sicher, wenn ich so deutliche Beweise für die Wahrheit der Bibel hätte, würde ich nie wieder zweifeln."

„Und doch hast du gerade solche Beweise; nur sind sie noch sicherer, denn gib Acht, der nächste Dieb stiehlt dir auch noch die Spannhaken."

„Bitte, erkläre dich."

„Nun, nimm einmal deine Bibel und bringe sie an die „Spannhaken." Du liesest vom rothen Meer, von Sinai, und von der Wüste; du liesest vom todten Meer, vom Jordan und vom galiläischen Meer; du findest Tabor, Carmel und Hermon; du findest Damaskus, Jerusalem und Antiochien. Ein Buch, wie die Bibel, hätte nie geschrieben werden können, wenn solche Plätze nicht existirt hätten, aber die Plätze sind noch alle da. Das Buch muß geschrieben worden sein von Männern, welche dort waren, denn Alles paßt so genau, daß die Bibel selbst heute noch als das beste Reisehandbuch gilt. Das Land ist also die Form, in welcher das Buch gegossen wurde; nimm nun das Buch und passe es der Form an, wenn nun jede Beschreibung auf den Gegenstand paßt, welchen sie beschreibt, so sage ich, das Loch paßt auf seinen Haken, es muß also wahr sein. Ist aber das Buch eine Erfindung, dann passen die Löcher nicht auf die Spannhaken. Was willst du nun machen mit deinen Zweifeln? Wenn Jemand sagen würde, das Tuch gehöre dir doch nicht an, wäre das nicht Unsinn und eine grobe Beleidigung?"

„Ich gestehe ein, so habe ich die Sache nie betrachtet; es kommt am Ende gar noch ein Segen bei dem Diebstahl heraus, denn deine Argumente sind mir schlagend neu. Nachbar, ich fange an zu glauben, daß du Recht hast; wenn du aber Recht hast, dann—habe ich Unrecht, das ist Alles."

Und er war im Unrecht; was noch mehr ist, er hat es einsehen gelernt. An seinen Spannhaken konnte er nicht vorbei kommen, da blieb er immer wieder hängen; er gab zu, daß die Bibel unzweifelhaft wahr sei.

Noch Manche würden es zugeben, wenn sie nur einmal ernstlich nachdenken würden, denn das herrliche Wort Gottes hat feste Spannhaken.

Vom Occident zum Orient.

Von F. W. Vögelein.

„Und hättest du den Ocean durchschwommen,
Das Grenzenlose dort geschaut,
Dort sähest du doch Well' auf Welle kommen,
Selbst wenn es dir vorm Untergange graut;
Säh'st Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne,—
Nichts wirst du sehen in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören, den du thust,
Nichts Festes finden, wo du ruhst."

Es war an einem lieblichen Decembertag, als wir in San Francisco den eisernen Schraubendampfer „Oceanic," von der „Occidental und Oriental" Dampfschifflinie bestiegen, um unsere Reise nach dem Morgenlande (Orient) anzutreten. Die Witterung war äußerst schön, wie sie wohl nur in Californien, in diesem Breitegrad, um diese Jahreszeit sein kann — frühlingsmäßig. Duftende Rosen schmückten die lieblichen Gärten, die Hügel und Thäler waren in ihren grünen Mantel gehüllt, eine sanfte Frühlingsluft umsäuselte uns, während die holde Sonne ihre reinen, goldenen Strahlen in königlicher Großmuth spendete und sich zugleich in der Bai von San Francisco in malerischer Schönheit spiegelte.

San Francisco liegt auf einer Halbinsel; westlich

Dampfschiff „Oceanic."

vom Meere, nördlich und östlich vom „Goldenen Thor" und der Bai begrenzt, steht diese schöne Stadt nur südlich mit dem Festlande in Verbindung, woselbst hohe Hügel wiederum eine natürliche Grenze bilden. Mitten in der Bai liegen die beiden kleinen Inseln, Goat und Alcatras, während weiter nach Norden die Angel-Insel zu sehen ist. Unser Dampfer bewegt sich zwischen diesen und der Stadt langsam die Bai hinaus, dem goldenen Thore zu — indessen werden den Lieben am Ufer die letzten Winke ertheilt und in japanesisch Adieu (Sionara) zugerufen. Die Stadt liegt vor uns ausgebreitet, daß wir sie durch unseren Feldstecher „vogelperspectivmäßig" noch einmal „zu guter letzt sehen" konnten. (Siehe Bild.) Aber während man also schaut—wird man unwillkürlich an so Vieles erinnert, daß man das Schauen schier vergißt, weil vielmehr das Geistesauge in volle Thätigkeit tritt und umspäht den mächtigen Cirkel des Bewußten, und streift heftig am „Unbewußten" vorüber — es erinnert in diesen denkwürdigen Augenblicken an Manches, das beinahe ins Reich der Vergessenheit gesunken war. Aber was vor Allem recht lebendig vors Gemüth tritt, sind die Theuren, mit denen man in der Vergangenheit auf irgend eine Weise in Berührung kam, die einem aufrichtige Liebesthaten erzeigten, oder mit denen man Tage der Freude und des Segens genoß, oder die einem zur Reise ins Heidenland ihre Liebe durch Worte der Ermun-

Vogelperspectiv von San Francisco, Bai und dem Meer.

terung und die Versicherung ihrer Fürbitten aufs liebreichste ertheilten. Sie alle meinte ich sehen zu können, als seien sie um mich her geschaart und beteten mit mir. Doch so, wie die unerbittliche Zeit uns alle unabläßig dem Meer der Ewigkeit mit jedem Moment näher bringt, brachte auch unser Dampfer uns bald durchs Goldene Thor auf das große Weltmeer hinaus, wo westwärts die unabsehbaren Meeresfluthen sich ausbreiten, auf die unser Schiff rasch los dringt — hinter uns aber bleiben die goldenen Ufer des lieben Heimathlandes in Sicht. Die unmittelbaren Küstenberge, die sich in nördlicher und südlicher Richtung dem Meer entlang ausdehnen, bleiben längere Zeit sichtbar, bis sie endlich langsam in „nebelhafter Ferne" schwinden. Würden wir jetzt mit den Thoren sprechen wollen: „Es ist kein Gott," so müßte ein unheimliches Gefühl uns gewiß durchdringen, beim Anblick unserer Umgebung und wirklicher Lage. Unser Schiff schien im Hafen wohl ein Koloß zu sein, jetzt aber ein Schifflein, wie Knaben sie zu bauen pflegen, oder wie ein Spielball, den man in alle Richtungen zu werfen pflegt, also wird unser Schiff von den mächtigen Wellen umhergeworfen, als wollten sie uns sammt und sonders vernichten, sie öffnen ihren schäumenden Rachen, uns zu verschlingen, dann stürzen sie über uns her mit einer Wucht, daß unser Schiff furchtbar zittert und und bebt, wie Espenlaub; und unter uns liegt die schauerliche Tiefe. Furcht müßte uns ankommen, wie den Gottlosen, wenn wir nicht das feste Bewußtsein hätten, daß wir einen guten Gott im Himmel haben, der nicht ferne ist Denen, die auf ihn trauen, und hilft ihnen, und ein lieber Vater, dessen schützende Hand Tag und Nacht über seine Kinder ausgebreitet ist.

Die beiden Hemisphären.

Yokohama.

Im Inneren unseres Schiffes machen die Seekrankheitssymptome sich geltend, vor denen jeder „Sachkundige" Respekt hat, und denen er allergehorsamst zeitweilig seine ganze Aufmerksamkeit schenket. Die tausend Chinesen

aßen vorhin scheinbar mit größter Zufriedenheit ihren Reis, sie schienen ihn ungebissen hinab zu schlucken, jetzt aber wickeln sie ihre langen Zöpfe um den Hals und „schaffen" den Reis mit mächtiger Anstrengung wieder herauf.

Allein den Kajütenpassagieren geht es meistens nicht besser — höchstens mit dem Unterschied, daß letztere sich in ihre Kajüten (tactmäßig) zurückziehen, während die Chinesen an alle Oeffnungen des Schiffes eilen, um ihre rasirten Köpfe in der frischen Seeluft zu baden — und um „grimmige" Gesichter schneiden zu können.

Die Sonne ist am westlichen Horizont verschwunden, sie schien zitternd ins Meer zu sinken, sie ließ ein malerisches Abendroth zurück, welches aber bald hinter dicken Wolken verschwand. Diese Wolken sahen aus, wie zerrissene Mauern, dann schlossen sie sich an einander an und kamen uns vor wie hohe Berge (theils mit weißen Häuptern), als seien es Schneeberge. Der Anblick war grandiös, ich meinte schier, ein gelungenes Bild der Sierra Nevadas in großer Ferne zu sehen; wiederum wechseln sie die obere Formation und gestalten sich in spitzförmige Höhen; zuletzt schien's, als seien Pyramiden auf diesen Bergen errichtet worden.

In wunderbarer Reinheit breitete sich der blaue Sternenhimmel über uns aus und wunderschön leuchtete dies tausendfache Sternenheer, wie Diamanten auf dunkelblauem Sammt. Westwärts dringt unser Dampfer unablässig Tag und Nacht, trotz dem häufigen Widerstand seitens der Wellen und des Windes. Nördlich lassen wir die aleutianischen Inseln, südlich die Sandwich- und die Midway-Inselgruppen liegen, weder diese, noch jene kommen uns in Sicht. Endlich kommen wir an die Grenzscheide der beiden Hemisphären, östlich von uns wird das Meer von der westlichen und westlich von hier von der östlichen Hemisphäre begrenzt. Also stehen wir zwischen dem Orient und Occident. Wir verlieren einen Tag, da wir von Abend nach Morgen reisen; wären wir von der entgegengesetzten Richtung gekommen, so hätten wir einen Tag gewonnen. Von hier mißt man genau 180 Grade nach Greenwich, und zwar sowohl in westlicher als in östlicher Richtung, und eben deßhalb hat man sich auf diese imaginirte oder „wissenschaftliche" Linie geeinigt.

Endlich brach die „fröhliche Weihnachtszeit" herein, jedoch ohne „Sang und Klang," ohne den alten „Nicklaus," ohne Christbaum, ohne so manches Andere, das man sonst gewohnt war zu sehen, und welches zur Festfreude beitrug. Wir begingen das Fest nichtsdestoweniger und zwar in ausschließlich geistlichem Sinn. Wir folgten dem „Stern der Weisen," welcher uns nach Bethlehem führte, wo wir alsdann das Kindlein in der Krippe fanden, wir beugten uns und beteten an, wir brachten Lob- und Dankopfer dar und priesen Gott für die unaussprechliche Gabe seines eingeborenen Sohnes, welchen im Himmel des „Seraphs Hymne" preist, vor dem die himmlischen Heerschaaren niederfallen nnd anbeten. Und den Erhabenen, Majestätischen, Anbetungswürdigen fanden wir also erniedrigt in einem Stalle zu Bethlehem, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend. Dies war mir einstens zu hoch und zu wundersam, ich konnte es nicht fassen, noch begreifen, bis daß ich ging in das „Heiligthum Gottes," und suchte in der Schrift und fand daselbst den Schlüssel zu diesem heiligen Geheimniß: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

Als das neue Jahr anbrach, hatten wir gerade die Hälfte unserer Reise zurückgelegt, waren mithin 2500 Meilen von Amerika und ebensoweit von Asien, und der „Meeresspiegel" stand vier Meilen über der Erde; freilich, wir haben die Tiefe nicht selbst gemessen, aber also sagen uns die Gelehrten, und bisweilen ist wahr, was sie sagen.

Unter unsern Reisegefährten ist auch ein Hindu, welcher ein Jahr zurück eine Reise um die Welt antrat, die sich jetzt ihrem Ende naht, denn nach kurzem Aufenthalt in Japan und Hongkong wird er nach Indien in seine geliebte Heimath eilen. Er reiste nicht wie Amerikaner zu reisen pflegen, die so zu sagen im Galopp um die Welt rennen, so daß sie eben auch 'mal „herum" waren, sondern er nahm sich Zeit und besuchte alle interessanten Theile der Welt, und führte dabei ein äußerst interessantes Notizbuch, worin er von Allem genau Notizen nahm und die vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten trefflich beschreibt.

Früh am russischen Neujahrsmorgen (Jan. 14.) sah man in nebelhafter Ferne — Land. Zweiundzwanzig Tage zurück ertheilten wir Amerika unsere Abschiedswinke—jetzt winken wir am frühen Morgen dem Morgenlande unsere Grüße zu. Während am östlichen Himmel die Sonne wie aus der Tiefe des Meeres stieg, um den neuen Tag anzukündigen, lenkte unser gutes Schiff in die Bai von Yedo ein und zwar unter mächtigem Kanonendonner von den Kriegsschiffen verschiedener Nationen, nicht etwa, daß man es uns zur „Ehre" oder zum „Verdruß" hätte thun wollen, sondern von wegen des Umstandes, daß die Russen „Neujahr" feierten. Im schönen Hafen von Yokohama wurde endlich Anker geworfen, und bald nachher wurden wir an's Land (in die Stadt) gesetzt, wo wir von lieben Bekannten begrüßt wurden, und die uns sofort in die große Kaiserstadt Tokio brachten.

"Näher, mein Gott, zu dir!"

Von W. A. Friedrich.

In einem Walde in nördlicher Richtung von West-Franklin, Indiana, hörte man eines Abends gegen zehn Uhr im Frühling 1849 eine kräftige Männerstimme das obige Lied singen. Es war ein junger Mann, Namens Heinrich W., welcher so heiter singend von einer Gebetsversammlung nach Hause ging. Heinrich hatte alle Ursache, so fröhlich zu sein, denn er hatte vor ganz kurzer Zeit die sündenvergebende Kraft des Blutes Jesu an seinem Herzen erfahren, und es ist daher auch leicht begreiflich, daß ihm der Gesang und die Worte: „Näher, mein Gott, zu dir!" so recht von Herzen kamen.

Am Saume des Waldes waren einige Nachbarn und Nachbarinnen, welche auch von der Betstunde kamen, stehen geblieben und hörten dem Gesang des Dahineilenden zu.

„Der Heinrich ist wirklich glücklich!" sagte Herr S. ernst. „So glücklich, wie nur ein blutsgewaschenes Schäflein Christi sein kann."

„Ja, doppelt glücklich; und da hat er auch alle Ursache dazu!" sagte die Nachbarin N., die gewöhnlich mit den Neuigkeiten in der damals noch sehr spärlich bewohnten Umgegend gut bekannt war. „Habt ihr es noch nicht gehört? Die Maria M. hat ja dem Heinrich Herz und Hand gegeben an seinem vierundzwanzigsten Geburtstag vorige Woche; und da hat er gewiß Ursache, doppelt froh zu sein, denn die Maria ist ein gutes Mädchen und eine vortreffliche Haushälterin."

„Ist es möglich?" sagte Frau S. „Ich habe mir doch längst gedacht, daß so etwas bei den Beiden zu erwarten stände!"

„Ja, die Maria ist ein gutes Mädchen; wo sie heute Abend wohl gewesen sein mag? Sie ist doch sonst immer so regelmäßig in unseren Versammlungen. Nur schade, daß sie das Deutsche so schlecht versteht," sagte Herr S. nachdenklich.

„Ach, die hat jetzt keine Zeit vor lauter —"

„Bitte! Bitte! Frau N.; nicht so rasch mit dem Urtheil!" fiel Herr S. der Frau in die Rede. „Wir Alle wissen, daß Maria sehr viele Verfolgungen zu erdulden hat von Seiten ihres Vaters, seitdem sie sich dem Heiland ergeben hat. Herr M. ist eben ein Trunkenbold, und ein Gegner unserer Religion. Die Maria theilte mir kürzlich mit, daß er versucht habe, sie mit in das Wirthshaus — in das Saufgelage unten an der Kreuzung — zu nehmen, wo sich seine Gesinnungsgenossen versammeln. Er drohte ihr sogar mit Strafe, wenn sie nicht mit ihm anstatt in unsere Versammlungen gehen würde."

„Ich denke, Sie haben Recht, Herr S.," sagte nun Frau N. wieder, „denn Maria hat mir auch gesagt, daß ihr Vater von ihr verlangt habe, sie solle den Julius Austin, den Erztrunkenbold, heirathen. Gewiß wird ihr Vater nun recht aufgeregt sein, weil sie sich mit Heinrich W. verlobt hat."

„Wohl wird da die Ursache zu suchen sein, welche die Maria abhielt, heute Abend unserer Versammlung beizuwohnen, und es ist unsere heilige Pflicht, ernstlich für die junge Dame zu beten," sagte nun Herr J., der bisher schweigend dem Gespräch der Anderen zugehört und im Stillen sich darüber gefreut hatte, daß sein Freund S. die Nachbarin N. abfertigte, als diese ihr Urtheil über Maria's Abwesenheit an den Mann bringen wollte. „Doch, es ist Zeit, daß wir nach Hause gehen; Heinrich ist gewiß schon über den langen Steg gegangen und an der anderen Seite des Flusses auf den großen Fahrweg gekommen, während wir noch immer hier stehen, um auf seinen längst verhallten Gesang zu horchen. — Gute Nacht! Freunde."—Mit einem allseitigen „Gute Nacht!" trennten sich die Nachbarn und eilten ihren Wohnungen zu.

Am kommenden Morgen in aller Frühe, als der östliche Himmel im Morgenrothe zu glänzen begann, und die Frühlingssonne noch kaum ihre ersten milden Strahlen über den sogenannten „Cincinnati Busch" (derselbe war das Eigenthum von Personen, die in Cincinnati, O., wohnhaft waren, daher der Name) sandte, klopfte es heftig an der Thür des Herrn S., welcher soeben mit seiner Familie Morgenandacht gehalten hatte. Herr S. öffnete die Thür selbst, und wer mag wohl sein Erstaunen beschreiben, als er Frau W., die Mutter unseres Heinrich, vor sich sieht mit verstört aussehendem Gesicht und Thränen in den Augen. Da Herr W. ebenfalls ein strenger Gegner aller wahren Religion und ein Trunkenbold war, und oft darüber tobte, daß sein Heinrich in jene ihm selbst so verhaßten Gebetsversammlungen ging, so ist es leicht denkbar, daß der gute S. über diesen frühen Besuch heftig erschrak, und den üblichen Morgengruß vergessend, fragte er rasch: „Was gibt's denn, Mutter W.?"

„War mein Heinrich gestern Abend in der Betstunde?" fragte diese mit ängstlicher Stimme.

„Ei, gewiß, Mutter! Und er ging in der allerfröhlichsten Stimmung nach Hause," war die Antwort.

„Aber er kam nicht nach Hause," erwiderte Frau W., wieder in Thränen ausbrechend.

„Ist nicht möglich? Wo sollte er denn geblieben sein?" sagte Herr S.

„Deßwegen kam ich herüber zu Ihnen, in der Hoffnung, etwas über das Verbleiben Heinrich's zu erfahren.

Wissen Sie denn gar Nichts, woran sich mein armes Herz klammern könnte?" erwiderte die Frau, von neuem weinend.

„In der That, ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll!" erwiderte Herr S. „Heinrich ging quer durch den Wald, um über den langen Steg auf den großen Fahrweg zu kommen. Wir blieben unten am Waldessaume stehen und hörten ihm zu, wie er so fröhlich das Lied: ‚Näher, mein Gott, zu dir!' sang; ja, er mußte längst auf dem großen Fahrweg angekommen sein, als wir noch immer lauschten. — Doch, seien Sie nur nicht so ängstlich, liebe Frau, es wird jedenfalls nicht so schlimm sein; vielleicht ist Heinrich hinüber nach M.'s gegangen, und hat sich dort verspätet — — mag wohl gar zu Haus sein, bis Sie wieder heim kommen.

„Das ist nicht möglich, denn ich bin auf dem Wege hierher bei M.'s eingekehrt, indem ich ebenso dachte, wie Sie, Herr S.," sagte Frau W. „Maria sagte mir, daß Heinrich gestern Abend zu ihr kam, und sie fragte, mit in die Versammlung zu gehen; da aber ihr Vater betrunken nach Hause gekommen war, so wollte sie nicht fortgehen, ihrer Mutter wegen. — Die gute Maria. — Vor einigen Tagen gab sie Heinrich ein goldenes Schlößchen mit ihrem Bild darin, welches den Jungen so sehr freute, und nun diese Hiobsbotschaft für sie — —"

„Fassen Sie sich nur, Mutter W., das wird jedenfalls nicht so schlimm sein," tröstete Herr S. wieder. „Ich will sogleich auf die Suche gehen nach Heinrich, und unsere Nachbarn auf dessen Verbleiben aufmerksam machen. Gehen Sie nur einstweilen ruhig nach Hause; so es Gottes Wille ist, werde ich Ihnen bald gute Nachricht bringen können."

Frau W. ging nach Hause, aber die „gute Nachricht" kam nicht. Heinrich W. war und blieb verschwunden. Trotz den eifrigsten Nachforschungen war keine Spur von ihm zu entdecken. Nach und nach machten sich allerlei Muthmaßungen hörbar. Die Einen murmelten von einem Mord aus Eifersucht und Rache; die Anderen meinten, seine Verlobung mit Maria sei ihm leid geworden, weßhalb er „verduftet" sei; wieder Andere meinten, ein böses Gespenst sei ihm begegnet und habe ihn aus dieser in eine andere Gegend versetzt, und eines schönen Tages werde er wohl seine Erscheinung hier wieder machen, aber nicht mehr als „Temperenz-Mucker" und „Betbruder"; noch Andere meinten, ein wildes Thier habe Heinrich zerrissen, und da wirklich im August desselben Jahres ein Bär etwa fünf oder sechs Meilen von jener Stelle, wo man Heinrich zuletzt gesehen hatte, erlegt wurde, so wurde die letztere Ansicht rasch zur allgemeinen. Bald lenkte man die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände, und Niemand dachte mehr an den so plötzlich verschwundenen Heinrich W.

Doch von einer Person wurde Heinrich nicht so bald vergessen — nemlich von Maria M.; sie wollte gar nicht recht an die Bärengeschichte glauben.

Der Frühling 1858, welcher wohl manchem der geschätzten Leser noch im Gedächtniß sein mag, indem das überaus schöne und frühzeitig warme Wetter das Pflanzen des Welschkorns bereits im März möglich machte, zog ins Land. — In jener Gegend, in welcher die vorerwähnten Ereignisse stattfanden, hatte sich in der Zwischenzeit manches verändert; die Urwälder waren bedeutend gelichtet worden; durch den Wald, in welchem wir Heinrich W. zum letzten Male singen hörten, führte jetzt ein schöner, breiter Fahrweg, und an Stelle des „langen Steges" war eine große, starke Brücke gebaut worden. Auch unter den Bewohnern hatte es Veränderungen gegeben. Manche waren fortgezogen, um in einem anderen Theile dieser „buckeligen Welt" — wie Einer aus jener Nachbarschaft zu sagen pflegte — ihr Glück und Heil zu suchen; Andere hatten das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt. Unter den Letzteren befanden sich auch Frau M., die Mutter unserer Maria M., die wir bereits kennen lernten; sowie auch Frau W., die Mutter des verschwundenen Heinrich W. — Die übrigen Mitglieder der W.'schen Familie waren fortgezogen, und eine andere Familie, deutsche Einwanderer, die wir ebenfalls W. nennen wollen, hatten sich daselbst niedergelassen.

An einem wunderschönen Tage gegen die Mitte des Monats April war Frau W, eine fleißige, gottesfürchtige Frau, damit beschäftigt, das aus dem Boden hervorsprossende Welschkorn nachzupflanzen. (Nachdem das gepflanzte Welschkorn aufgegangen und etwa zwei Zoll lang geworden war, wurde nachgesehen, ob an allen „Hügeln" die gewünschten drei Pflänzchen hervorkamen; die fehlenden wurden durch frischen Samen ersetzt.)

Die ganze Natur schien heute wetteifern zu wollen, in der Verherrlichung ihres Schöpfers: der klare, blaue Himmel, an dem kein Wölkchen zu sehen war; die strahlende, bereits stark wärmende Sonne; die in ihrem Frühlingsschmuck prangenden Wälder, und dazu der prachtvolle Gesang der Vögel — alles dies war geeignet, jedes auch noch so bedrückte Gemüth aufzuheitern und mit Dank gegen seinen Schöpfer zu erfüllen.

Auch auf Frau W. machte die herrliche Natur einen günstigen Eindruck. Vor einigen Jahren waren sie und ihr Mann mit ihren sechs Kindern, von denen das älteste nicht über fünfzehn Jahre alt war, von Deutschland ausgewandert; das Reisegeld hatte ihnen ein Freund zugesandt. Kaum in Amerika angekommen, starb ihnen das zweitjüngste Kind. Daß das Mutterherz im allgemeinen in keiner fröhlichen Stimmung war unter diesen Verhältnissen, ist leicht denkbar. Allein heute vergaß sie allen Kummer und Sorgen, und mit Maria M., welche ihr in der vorerwähnten Arbeit half, stimmte sie aus voller Brust in das Lied: „Näher, mein Gott, zu dir," das sie erst kürzlich in der neuen Heimath kennen lernte, und welches — wie sie oft meinte — so recht für ihr Herz paßte. Auch der sechsjährige Junge der Frau W., welcher mit auf dem Felde war, half singen, so gut es eben ging.

Nicht im entferntesten ahnten unsere singenden Freunde, daß sich heute, an diesem überaus schönen Frühlingstage, irgend ein Geschöpf Gottes ärgern könnte, über ihren Gesang — und doch war es so! — Dort, an dem östlichen Ende des Feldes, stand ein kleines Blockhäuschen mit zwei Zimmern. Unsere Freunde gehen bei ihrer Arbeit an dem Häuschen vorüber; eben haben sie einen Vers des Liedes beendet, und nach einer kurzen Pause wollen sie den nächsten Vers beginnen — da! — was war das?

„Lucy, sage den Leuten draußen, daß sie still sind, ich will das Singen nicht hören!"

„Aber, Julius, das Singen ist doch so schön — und noch dazu das Lied —"

„Schweig! Ich will's nicht hören!"

Erschreckt schwiegen die beiden Arbeiterinnen, denn die hohltönende, krächzende Stimme, welche die ersten und die letzten Worte gesprochen hatte, war genug, um ein tüchtiges „Gruseln" in Naturen zu wecken, die beherzter waren, als diese beiden Frauenzimmer und der kleine Junge. — Es war Julius Austin, welcher seit Jahr und Tag dort in jenem Häuschen krank lag; kein Mensch war bei ihm—er wollte auch sonst Niemand bei sich sehen —als seine Schwester Lucy, die einzige noch lebende Verwandte des Kranken.

Vielleicht sind die lieben Leser und Leserinnen schon einmal in einer ärztlichen Clinic gewesen, und haben da ein Skelett, d. h. ein menschliches Gerippe, gesehen; wenn sie sich nun ein solches Skelett, mit einer Haut überzogen und dann belebt, vorstellen, so haben sie ein getreues Bild von dem Kranken. — Manche der Nachbarn sagten, der Kranke liege schon sieben, andere acht, und noch andere behaupteten sogar, er liege bereits neun Jahre auf dem Siechbette. Lucy selbst wußte nicht genau, wie lange ihr Bruder schon krank lag; nur soviel war ihr noch im Gedächtniß: Julius war in einer Nacht sehr spät und ganz durchnäßt nach Hause gekommen; ihres Wissens war er auf der andern Seite des Flusses, in dem Wirthshaus unten an der Wegkreuzung, gewesen und in betrunkenem Zustande auf dem Nachhauseweg, als er über den langen Steg gehen wollte, in den Fluß gefallen. Wie er wieder aus dem Wasser gekommen war, wußte Niemand. — Als Austin den kommenden Morgen wieder aufstehen wollte, konnte er nicht; es schien, als sei der untere Theil seines Körpers gelähmt — er mußte liegen bleiben, und so lag er noch an dem schönen Frühlingstage, an welchem wir die deutsche Frau W. und Maria M. so fröhlich neben dem Häuschen singen hörten. Zu Anfang seiner Krankheit behandelten ihn verschiedene Aerzte, doch ohne den geringsten Erfolg. Der eine Arzt meinte, es sei ein Schlagfluß; ein anderer meinte, es sei Gliederlähmung; der dritte wollte Rückenmarkauszehrung und Nierenschwindsucht in ihm entdeckt haben; als auch die Mittel dieses letzten Arztes nicht Anschlagen wollten, fing dieser an, zu prophezeien: Wenn die Bäume im kommenden Frühling ausschlagen, dann schlagen sie dem Julius das Leben ab. Und wenn der Frühling wieder vorüber war, und der Hochsommer stand im Lande, dann fing der Arzt wieder an zu prophezeien: Wenn der Herbst kommt, und das Laub von den Bäumen fällt, dann fällt auch der Julius ins Grab. Allein es kam ein Frühling nach dem andern, längst war kein Arzt mehr in das Häuschen gekommen, und noch immer lebte der arme Mensch. Es schien, als könne er nicht sterben.—Das Stückchen Land, auf welchem das Haus stand, war Eigenthum der beiden Geschwister; es waren etwa 60 Acker. Seit der Krankheit des Brudes hatten sie dasselbe verpachtet, und von der einkommenden Miethe lebten sie. Die deutsche Familie W. hatte einen Theil des Landes dieses Jahr gepachtet.

Der armen Lucy war es schon oft aufgefallen, daß ihr kranker Bruder gar keinen Gesang hören wollte, und ganz besonders war es das schöne Lied: „Näher, mein Gott, zu dir," welches ihn jedesmal in eine Art Raserei brachte, wenn er es singen hörte. Ebenso hatte sie sich schon viel Kümmerniß darüber gemacht, daß ihr Bruder ein kleines Päckchen (etwa so groß wie eine Nuß) hatte, welches er ängstlich hütete. Die ersten Jahre hatte er es so gut zu verbergen verstanden, daß sie es nie zu Gesicht bekam; später versuchte sie oft, ihm dasselbe wegzunehmen, oder doch zu erfahren, was in dem alten Lumpen eingewickelt sei; allein der Kranke war dann immer in eine solche Wuth gerathen, daß sie von jedem weiteren Versuch abstand. Auch heute Morgen hatte Lucy dieses Päckchen wieder bei ihrem Bruder gesehen, als er von ihr verlangte, daß sie den Arbeiterinnen das Singen verbieten sollte; sie hatte dieses nicht nöthig, denn Maria M. hatte die Worte verstanden, und nun sangen sie blos, wenn sie am anderen Ende des Feldes waren. Die arme Lucy merkte dieses wohl; dazu der Gedanke, daß es gerade jenes schöne Lied war, welches den Kranken so sehr aufregte, und das wieder zum Vorscheinkommen jenes Verhängnißvollen Päckchens: alles dieses hatte heute einen tiefen Eindruck gemacht, auf das Gemüth des kaum achtzehn Jahre zählenden Mädchens; während draußen alles jauchzte und sich freute „in der schönen Frühlingszeit," rollte ihr den ganzen Tag langsam Thräne um Thräne über die Wangen herab; mehrere Male wollte sie sich ein Herz fassen, ihren Bruder um Aufschluß über diese Dinge zu fragen, und immer entfiel ihr wieder der Muth. Schon neigte sich die Sonne am westlichen Horizont ihrem Untergang zu; eben bereitete Lucy eine Suppe für den Kranken, und dachte nun wieder daran, ihm jene verhängnißvollen Fragen vorzulegen, als der Kranke plötzlich ihren Namen rief; Lucy eilte hinein und fragte nach seinem Begehr.

„Lucy, wer waren die Personen, welche heute Morgen draußen gesungen haben?" fragte der Kranke.

„Es war Frau W. und ihr kleiner Sohn, und Maria M., welche zusammen im Felde arbeiteten," war die Antwort.

„Sind sie noch da?" fragte der Kranke weiter.

„Jawohl!" erwiderte Lucy.

„Sage ihnen, sie sollen so gut sein und hereinkommen, ich will sie sehen."

Ein Auftrag, welcher Lucy mehr Freude gemacht hätte, als dieser, wäre kaum zu erdenken gewesen; ohne zu antworten eilte sie zur Thür hinaus, und nach wenigen Minuten erschien sie wieder, gefolgt von Maria M., Frau W. und dem kleinen Sohn der letzteren. Als sie in das Zimmer traten, ließ sich der Kranke noch einige Kissen unter den Kopf legen, so daß er halb sitzend in seinem Bett lag; dann reichte er, ohne ein Wort zu sagen, Maria M. das uns bereits bekannte Packetchen. Maria nahm das Packetchen und fing an, den schmutzigen, beinahe verfaulten Lappen davon abzuwickeln; kaum war dieses jedoch geschehen, kaum hatte sie einen Blick auf den daraus hervorkommenden, glänzenden Gegenstand geworfen, als sie einen Mark und Bein durchdringenden Schrei ausstieß und bewußtlos zu Boden sank.

Der glänzende Gegenstand, welcher den Händen Maria's entfiel, war nichts anderes, als jenes goldene Schlößchen mit ihrem Bilde, welches sie Heinrich W. wenige Tage vor dem geheimnißvollen Verschwinden desselben gegeben hatte. Ein schrecklicher Gedanke, welcher nach dem Verschwinden Heinrich's die Seele des armen Mädchens plagte, und den sie — wie sie einige Tage nach diesem letzten Vorfall Frau W. mittheilte — nie recht los werden konnte, war durch dieses ebenso unerwartete wie sonderbare Erscheinen jenes Schlößchens plötzlich zur Gewißheit in ihrem Innern geworden — nemlich der Gedanke an einen geheimnißvollen Mord Heinrich's.

Als Maria endlich aus ihrem bewußtlosen Zustande erwachte, schaute sie einen Moment um sich, wie eine Träumende; dann ruhte ihr Auge einige Sekunden auf dem Schlößchen, welches Frau W. von dem Boden aufgehoben und ihr gereicht hatte. Jetzt erhob sich Maria, auf Frau W. gestützt, langsam von dem Boden, wendete ihr Gesicht dem Kranken zu, und ihn mit einem finsteren, durchdringenden Blick anschauend, murmelte sie: „Mörder!" und wollte zur Thüre hinaus.

„O Fräulein M., verzeihen Sie mir — es war eine ungewollte That — verzeihen Sie mir — ich bitte!" rief jetzt der Kranke, der bis dahin fast regungslos da lag.

Maria stand einen Augenblick still, dann wandte sie sich um, und mit dem Wort: „Bekenne!" stand sie neben dem Bett.

Der Kranke holte tief Athem und erzählte dann Folgendes, oft einhaltend, wie nach Athem ringend, wobei er immer schwächer zu werden schien:

„Heute Abend werden es neun Jahre, daß ich zum letzten Mal dieses Haus verließ; ich ging hinunter in die ‚Tavern.' Als ich um zehn Uhr etwas angetrunken nach Hause ging, hörte ich Jemand das Lied singen: ‚Näher, mein Gott, zu dir.' An der Stimme erkannte ich, daß es Heinrich W. sei. Ich war eifersüchtig auf Heinrich wegen Ihnen, Fräulein M., und hatte längst auf eine Gelegenheit gewartet, mich zu rächen. Mordgedanken hatte ich nicht, aber ich wollte ihn durch Drohungen aus der Gegend vertreiben. — An dem langen Steg trafen wir zusammen. — ‚Herr W., Sie besser verlassen diese Gegend so schnell Sie können!' sagte ich zu ihm in barschem Ton. — ‚Warum sollte ich das?' fragte er ganz gelassen. — Als ich ihm erwiderte, er werde das schon noch ausfinden, sagte er lachend, ich solle nach Hause gehen und meinen Rausch ausschlafen. — Dieses ärgerte mich dermaßen, daß ich ihm einen Faustschlag versetzen wollte, allein er fing meinen Arm und nun kam es zu einem Ringkampf. — Wir fielen Beide zur Erde und rollten den Abhang hinunter, in den reißenden Wasserstrom. — Durch das Ringen mit Heinrich und den Fall ins Wasser war ich plötzlich ganz nüchter geworden; bald erfaßte ich einen in das Wasser hängenden Ast und kam glücklich heraus. Im Mondschein sah ich, wie Heinrich kämpfte mit den Wellen, das Ufer zu erreichen, aber es gelang ihm nicht. — Ich hätte ihm eine Stange reichen und ihn so retten können — aber ich wollte nicht! — Lachend rief ich: Jetzt hilf dir selbst und sing' dazu! — Als ich weiter ging, fand ich jenes Schlößchen, welches Heinrich während des Ringens entfallen war; ich hob es auf und habe es bis heute Niemand gezeigt, aus Furcht, man würde jene schreckliche That entdecken, denn ich hätte Heinrich retten können, aber ich wollte nicht! — Diese Nacht — o ich fühle es! — muß auch ich vor dem ewigen Richter erscheinen — und was soll dann aus mir werden? — O, Maria! Verzeihen Sie mir und — —"

Die Stimme des Kranken versagte, während sein starrer Blick noch immer wie fragend auf die junge Dame gerichtet war.

Mit den Worten: „Vergebet, so wird euch mein himmlischer Vater auch vergeben!" reichte Maria dem Kranken die Hand, während sie fast laut zu weinen anfing.

„Danke! Danke Ihnen!" rief der Kranke, mit beiden Händen die ihm dargereichte Hand Maria's erfassend, während auch er — und zwar zum erstenmal in seiner langen Krankheit — in Thränen ausbrach. „Bitte — o bitte! — beten Sie für mich, daß auch Gott mir vergibt, denn ich will — ich kann nicht vor ihm als ein Mörder erscheinen! — O bitte — beten Sie für mich!"

Maria wandte sich um nach Frau W. und wechselte einen verständnißvollen Blick mit dieser, worauf sie auf ihre Knie nieder fielen. — Und nun folgte ein einmüthiges Gebetstündlein, wie vielleicht vor diesem nur eins stattgefunden hat — nemlich jenes, durch welches der Apostel Petrus aus dem Gefängniß befreit wurde (Apstg. 12, 12). Denn auch hier galt es, einen Gefangenen und zwar aus dem allerschlimmsten Gefängniß — nemlich aus dem des Satans und der Sünde — zu befreien. — Einmüthig fleheten sie um die Rettung des zur Erkenntniß gekommenen Sünders; einmüthig, wenn auch nicht in gleichen Worten, denn Maria betete in englischer Sprache, einmal weil es ihre Muttersprache

und somit geläufiger war, dann auch, weil der Kranke dieselbe besser verstehen konnte; Frau W. betete in deutscher Sprache. Alle weinten, und auch der kleine deutsche Junge, welcher neben seiner Mutter kniete, rief weinend dazwischen: „O lieb' Jesus help — erbarm you!"

Die Betenden wurden endlich stille, wenigstens dem Aeußeren nach; denn daß ihr Inneres noch fortbetete, das zeigten die unterdrückten Seufzer an, welche noch emporstiegen zu dem Gnadenthron, und gewiß zu dem Herzen Gottes ebenso laut sprachen, als das lauteste Gebet.

Endlich unterbrach der Kranke die Stille — mit gefalteten Händen lag er da, den Blick nach oben gerichtet, und während die Thränen in Strömen über seine abgemagerten Wangen herabliefen und seine Augen glänzten, wie von einer unsichtbaren Sonne erleuchtet, sagte er langsam und in abgebrochenen Sätzen:

„Ist dann — die Nacht — vorbei —
Leuchtet die — — Sonn';
Weih' — — ich mich dir — aufs Neu' —
Vor deinem Thron. — — —
Und — jauchz' mit Freu—den hier: —
Näher — mein — Gott — zu — dir — —
Nä—her — — zu — — — dir!"

Der Geist war entflohen, um vor seinem nun durch das Blut Jesu mit ihm versöhnten Richter zu erscheinen.

* * *

Wenige Wochen darnach ging auch Maria M. hinüber in die ewige Ruhe zu ihrem geliebten Heiland; ein hitziges Nervenfieber machte ihrem Leben ein rasches Ende.— Was aus Lucy geworden, ist nicht bekannt; sie verließ bald darauf jene Gegend, und man hat nie wieder etwas von ihr gehört.

Arbeit macht das Leben süß.

Ein junges, abgehärmtes Weib sitzt an dem Bettchen, aus welchem ein liebliches Kinderantlitz die großen Augen starr auf die zusammengesunkene Gestalt der Mutter gerichtet hält.

„Mütterchen, mich hungert noch recht sehr," sagte plötzlich die Kleine, „hast du nicht noch ein ganz kleines Stückchen Brod?"

„Morgen, Anna, der Bäcker hat Alles verkauft; aber wenn du jetzt einschläfst, so erhältst du morgen auch ein schönes Stückchen Kuchen."

„Wird es der Vater mitbringen?" fragte Anna.

„Ja," sagte die Frau, gewaltsam die Thränen verbergend, „nun aber bete, und dann schlaf, Anna."

Das Kind gehorchte, faltete die kleinen Händchen und begann langsam, nach Kinderart, das Gebet zu sprechen, war aber bei den Worten: „Unser täglich Brod gib uns heute," von Müdigkeit überwältigt, eingeschlummert.

Die junge Frau hatte, wie theilnahmlos dagesessen, doch bei den letzten Worten des Kindes waren unaufhaltsam ihre Thränen hervorgebrochen; sie ließ den Kopf auf den Rand des Bettes sinken, und summte es von ihren Lippen nach: „Unser täglich Brod gib uns heute."

Rasche Tritte tönten auf dem Gange. Die Thür öffnete sich, und herein trat ein Mann von kräftiger Gestalt, mit hübschem, klugem Gesicht, dessen etwas wüstes Aussehen aber vom Genuß geistiger Getränke zeugte. Es war der Tischlermeister Heinrich Walter, der Mann Mariannen's, die noch unbeweglich am Bettchen des Kindes saß. Walter war, gleich so vielen Andern, durch die zersetzenden Lehren der Umsturzpartei gelockert worden, hatte sein gutes Geschäft vernachlässigt, die Lust zur Arbeit verloren und seine kleine, früher so glückliche Familie an den Bettelstab gebracht. Sitzungen, Berathungen, Versammlungen, die oft bis spät in die Nacht währten und bei denen tüchtig getrunken wurde, hatten ihn Weib, Kind und Arbeit vergessen lassen. Er war, wie das gewöhnlich geschieht, wenn Jemand durch eigene Schuld sein Handwerk vernachlässigt, jetzt nur zu sehr geneigt, diese Schuld auf das Handwerk selbst zu schieben. Seine sogenannten guten Freunde, „die Führer der Bewegung," bestärkten ihn darin, versprachen goldne Berge, und — lebten lustig weiter auf Kosten der bethörten Menge. Mariannen's Bitten und Mahnungen waren umsonst gewesen. Sie arbeitete mit übermenschlicher Anstrengung, hatte aber nicht vermocht, den gänzlichen Ruin des Hauswesens aufzuhalten.

„Wo ist das Abendbrod, Frau?" sagte Walter kurz und rauh, sich an dem einfachen Tisch niederlassend.

Die Frau antwortete nicht. „Nun, hörst du nicht?"

Marianne richtete sich auf. „Du weißt, daß der letzte Bissen Brod heut im Hause war, und Anna ist hungrig zu Bett gegangen."

Der Mann blickte finster vor sich hin. „Dann schaffe Rath — ich muß bald wieder fort."

„Rath?" antwortete sie. Blicke doch um dich — das letzte gute Stück hast du schon vor einigen Tagen fortgetragen. Der Hauswirth verlangt die längst rückständige Miethe und morgen — morgen müssen wir die Wohnung räumen, wenn wir nicht zahlen, sieh um dich, ob es noch etwas zu versetzen gibt?"

Unwillkürlich war sein Auge ihrer Aufforderung gefolgt. Bittere Armuth ringsum — durch seine Schuld. Heinrich stützte den Kopf in beide Hände, die Augen schließend, als wollte er dem gehabten Anblick entgehen.

Die Frau stand auf, ging leise zu ihm, und sagte, ihren Arm um seine Schulter legend: „Heinrich, höre mich — du bist geschickt und tüchtig, laß ab von den Leuten, die unser Verderben geworden sind. Es ist alles

Lüge, was sie dir sagen. Wir Menschen können nicht alle gleich, nicht alle reich sein in der Welt. Denke daran, wie glücklich wir früher waren bei unsrer Arbeit — wie zufrieden! Und jetzt? — Denke an unser Kind!"

Von Schmerz übermannt war sie bitterlich weinend an seiner Seite niedergesunken. Er aber schob sie zurück.

„Laß mich in Ruh mit deinen ewigen Klagen, und mische dich nicht in Sachen, die du nicht verstehst. Unser Recht muß uns werden, oder wir nehmen es uns," so kam die schnelle Antwort. Hastig schob er den Tisch zurück, aufgeregt im Zimmer umhergehend. Marianne war aufgestanden, ihre Thränen hörten auf zu fließen. Sie sagte ernst:

„Ja, euer Recht heißt, andern Leuten das ihrige zu nehmen — und das Ende ist — das Zuchthaus!"

„Weib!" schrie Walter, jede Selbstbeherrschung verlierend; er stellte sich vor Marianne hin und hob die Faust zum Schlage.

„Thu's — thu das Letzte — schlage mich — aber mach ein Ende; ich überlebe den morgenden Tag, der uns auf der Straße finden soll, doch nicht! — Ich sag' dir's, Heinrich!"

Ruhig und fest stand sie vor ihm. Er hatte die Hand sinken lassen; dann wendete er sich kurz ab und verließ das Haus, ohne Wort — ohne Gruß. Er eilte durch die Straßen über die Brücke in das Wirthshaus, jenseit des Flusses, zu seinen Kameraden, die ihn jubelnd empfingen.

Es waren Leute meist mit einem verfehlten Leben hinter sich, von den Leitern der Umsturzpartei ausgesucht, um die Massen durch falsche Vorspiegelungen zu gewinnen. In ihrem Banne vergaß auch heute Heinrich, wie so oft, die Noth und den Jammer des eigenen Hauses.

Die Frau hatte sich nach dem Fortgang ihres Mannes still wieder an das Bett der kleinen Anna gesetzt und nur ihr rasches Athmen verrieth den Kampf, der in ihrer Brust wogte. Zwei lange Stunden saß sie so. Dann stand sie auf, küßte innig die Stirn ihres Kindes und ging auf die dunkle, menschenleere Straße hinaus. Noch einmal wollte sie ihren Mann zur Rückkehr zu bewegen suchen, selbst im Kreise seiner Genossen; möge dann kommen was da wolle. Bald hatte sie das Wirthshaus erreicht und lauten Stimmen folgend, stand sie vor der Thür des Zimmers. Sie öffnete leise. Da erblickte sie ihren Mann im Kreise seiner Freunde, alle zum Aufbruch gerüstet. Der mit Gläsern und Karten bedeckte Tisch zeigte deutlich, was hier vorgefallen war. Sie hörte die Worte. „Na, Walter, du kommst doch — morgen Vormittag?" — Sie vernahm die Stimme ihres Mannes: „Gewiß, ich komme!" — Ein dumpfer Laut entrang sich ihrer Brust. Marianne warf die Thür zu — man hatte es drinnen nicht einmal gemerkt — und eilte auf die Straße. Sie mußte sich ein Weilchen an die Mauer des Hauses lehnen, denn es war ihr, als sollte sie zusammenbrechen. Dann raffte sie sich auf und ging langsam, die Worte vor sich hin murmelnd: „Ja — ich komme — ja, ich komme —" den Weg zurück. Sie achtete nicht des Regens, der ihr ins Gesicht schlug, nicht der nahen Brücke, die dunkel vor ihr emportauchte. Tausend und aber tausend Lichter tanzten vor ihren Augen. So war sie unbewußt an das steile Ufer gelangt. Sie lauschte einen Augenblick auf das Rauschen des Flusses zu ihren Füßen. „Ja—ich komme—ja, ich komme."—Unwillkürlich neigte sie sich vorn herüber—ein dumpfer Aufschlag, und die Wellen schlossen sich über dem Leibe des unglücklichen Weibes.

Heinrich war eben mit seinen Genossen auf die Straße getreten. Der kalte Regen trieb zu rascherem Gange. Da tönte es, wie ein erstickter Schrei vom nahen Wasser her.

„Hörtet ihr nichts?" fragte Heinrich stehenbleibend.

„Nein," war die Antwort.

„Aber es war mir doch, als ob ein Mensch rief!"

„Mag es auch sein, was kümmert das uns. Bleib, Walter!"

Schon aber war dieser, wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, mit wenigen Sprüngen am Ufer; er sah eine Gestalt, mit den Wellen kämpfend, der Mitte der Flusses zutreiben.

Er sprang in das Wasser, und erreichte, ein guter Schwimmer, mit wenigen kräftigen Stößen die Stelle. Nichts war zu sehen. Er richtete sich im Wasser auf und spähete umher. Da tauchte eine weibliche Gestalt dicht vor ihm auf. Schnell zog er dieselbe an sich, und schwamm, nur einen Arm gebrauchend, einer flachen Stelle des Ufers zu. Dort legte er die Last nieder, sich über das Gesicht beugend. Mit Entsetzen erkannte er Marianne.

„Mein Weib — mein eigenes Weib!" schrie er auf, und sank gebrochen auf ihrem Körper zusammen.

Seine Freunde waren herbeigekommen, um ihn aufzuheben.

„Zurück!" rief Heinrich, sich wild erhebend. „Zurück ihr Alle! — Ihr seid schuld an ihrem Tode — schuld an meinem Unglück! — Wehe dem, der sie anrührt!"

Rasch hob er jetzt den regungslosen Körper empor, drückte ihn fest an seine Brust, und jagte, von Furcht und Hoffnung getrieben, seiner Wohnung zu. Dort legte er behutsam Marianne auf den Boden, entkleidete sie und brachte sie zu Bett. Dann rieb er ihr den Körper, auf ihren Athem lauschend; er fühlte, wie die Wärme zurückkehrte, sein Auge leuchtete, und als er von ihren Lippen die Worte vernahm: „Lieber Heinrich!" da sank er am dürftigen Lager nieder, und küßte fort und fort die arbeitsharten Hände seines jungen Weibes.

Als Anna am Morgen erwachte, standen Heinrich und Marianne, einander umfaßt haltend, lächelnd am Bette ihres Kindes, ganz so wie in früheren, glücklichen Tagen.

So fand sie der Wirth des Hauses. Heinrich erzählte ihm Alles. Stumm reichte ihm der Mann die Hand. „Wollen Sie die Arbeiten an meinem neu erbauten Hause übernehmen, Walter?" — Marianne wollte ihm zu Füßen sinken. „Nicht doch, Frauchen, nicht doch," wehr-

te er. „Der ist kurirt für alle Zeit," fuhr er fort, auf Heinrich zeigend, „aber seine Freunde werden schlecht enden!" — Wochen und Monate vergingen; die Umstürzler wurden verhaftet und mit aller Strenge bestraft und dann des Landes verwiesen.

Heinrich Walter aber arbeitete von Stund an fleißiger, wie jemals früher; bald hatte er das Versäumte gut gemacht, und wenn er jetzt in die frischen Gesichter seiner Lieben sieht, die vor Glück strahlen, dann sagt er oft: „Ja, Marianne — Arbeit macht das Leben süß, und Handwerk hat doch goldenen Boden!"

(Eingesandt von Anna Gülich.)

Ein beherzter Jüngling.

Draußen im fernen Westen soll's namentlich unter den jugendlichen Viehhirten recht rauhe Gesellen geben, die von der Civilisation noch wenig beleckt sind. Ein großes Wunder ist das drum auch nicht, denn diese Jungens sind Tage und Wochen von aller menschlichen Gesellschaft fern, sammeln sich Abends in elenden Buden und treiben alles, was nicht gut ist. Von Schule und Kirche ist da leider gar keine Rede. Ist irgendwo noch gute Sitte und eine Art Nachhall besserer Erziehung in Einem übrig geblieben, so verdirbt's die böse Gesellschaft vollends. Und doch kann ein gutes Exempel bei ihnen ein Wunder wirken. Davon hier ein Beispiel:

Es war an einem der oben benannten Sammelplätze. Ein kühler Wind strich bereits über die herbstlichen Fluren. Es ging an diesem Abend in der Bude ungemein lebhaft her. Einige kamen, Andere gingen. Das ganze Zimmer war voll blauen Tabackqualms, es wurde geflucht, wüst gelärmt und immer wieder und wieder gesoffen.

In der Mitte der Gesellschaft konnte man an diesem Abend einen starken jungen Burschen beobachten, der an jeder Seite eine Pistole und noch obendrein einen Dolch im rechten Stiefelschaft trug. Die Haare standen einem zu Berge, wenn man den Wildfang so anschaute. Er probirte, einen anderen jungen Mann zu überreden, an dem Gesöff theilzunehmen. Der junge Mann entgegnete jedoch kühl und würdevoll:

„Ich trinke nie berauschende Getränke."

„Was! Du trinkst nichts?" brüllte auf einmal Jener, und zwar so laut, daß es den übrigen Lärm ganz übertönte. — „Du trinkst nichts?" — O, ich wollte ihr hättet es sehen können, wie edel sich der angegriffene Jüngling in dieser Versuchung hielt. Entschieden, und kaum daß sich eine Muskel in seinem hübschen Angesicht verzog, entgegnete er dem Wüstling: „Nein, ich trinke nicht! Und zudem glaube ich, du wärest sicherlich auch ein besserer Mensch, wenn du nicht trinken würdest."

„Aha! Das lieb' ich—ist mir gerade Wasser auf meine Mühle," höhnte der wilde Bursche, zog seine Pistole und spannte den Hahn, „willst du jetzt trinken?" schrie er, wie wild, und fluchte.

„Nein," antwortete der Jüngling gefaßt und entschieden, stand von seinem Sitz auf und sagte: „Georg, kennst du mich denn nicht mehr?"

Wie vom Blitz getroffen ließ der wüste junge Geselle die mörderische Hand sinken, und fast wäre er zu Boden gesunken, als er mit Mühe zitternd die Worte hervorstieß: „Du bist doch nicht mein Vetter Heinrich?"

„Der bin ich, aber ich hätte nicht erwartet, dich hier in solchem Zustande zu treffen."

Selbstverständlich folgte nun ein Auftritt in dieser wüsten Bude, der besser mitangesehen als beschrieben werden kann. Der verkommene derbe junge Mensch faßte jetzt seinen Vetter, den er lange Jahre nicht gesehen hatte, bei der Hand und bat tausendmal um Entschuldigung, daß er so entsetzlich wüst gegen ihn gewesen sei, und dergleichen mehr.

Sie waren Schulkameraden gewesen; Heinrich hatte sich bekehrt und war ein entschiedener Christ und Enthaltsamkeitsmann geworden; sein christlicher Charakter hatte sich aufs erfreulichste entwickelt, während sein verkommener Vetter ein Leben der Abenteurer im fernen Westen geführt hatte, bis zu diesem fast fatalen Zusammenstoß.

Es war rührend, zu sehen, wie der arme Sünder von einem jungen Menschen, von seinem Vetter, sich Vergebung erbat. Ein entschieden christlicher Jüngling und sein gutes Exempel machen Eindruck und flößen Respekt ein, selbst bei den allergesunkensten Menschen. So war es hier. Nach einer Weile stand Heinrich's Vetter auf und rief durch die Versammlung:

„Ich habe den letzten Tropfen starken Getränks getrunken, darauf mein Ehrenwort." Nach der Thüre schreitend, entleerte er die Läufe beider Pistolen in das Schild, das über dem Eingang hing, so daß die Inschrift ganz durchlöchert wurde. „Und," sagte er, „wenn Jemand fragen sollte, was jene Löcher bedeuten, so sage man ihm, Georg Landau hat dem Trinken entsagt." — Ja, und nicht blos unter dem Impuls der Gegenwart entsagt, sondern der rüstige junge Mann hat sein Gelübde auch gehalten bis auf diesen Tag. Er und sein Vetter Heinrich sind geachtete Bürger eines emporblühenden Städtchens des Westens.

O ihr theuren Jünglinge, seid doch entschieden in euren christlichen Grundsätzen, weicht nicht von denselben, selbst im Angesichte des Todes nicht; denn euer Exempel wird viele eurer Kameraden entweder erretten, oder aber noch tiefer ins Verderben hinabstoßen. Es lebe jener beherzte Jüngling, und es gebe uns der liebe Gott Tausende derselben in unserer Evangelischen Gemeinschaft! T.

Perlen.

Ein Mensch mag so undankbar sein, als er will, kann er doch nie die Befriedigung einer edlen That zerstören.

Der Schlaf ist dem Tode so ähnlich, daß ich mir nie getraue mich ihm zu übergeben, ohne erst zu beten „walte es Gott."

Wo Freunde sich entzweien, und überhaupt bei jedem Streit, ist Der am schwersten zu versöhnen, welcher am meisten gefehlt hat.

Wenn ein Mensch seine eigene Zunge, welche er doch zwischen den Zähnen hält, nicht bemeistern kann, wie will er die Zungen Anderer im Zaum halten?

Es ist besser mit einem Talent demüthig zu sein, als mit zehn hochmüthig. Besser ein demüthiger Mensch, als ein hochmüthiger Engel.

Niemand als der, welcher sie zu hören begehrt, liebt eine verleumderische Geschichte zu erzählen. Mache daher dein Ohr nie zu einem Grab, in welchem der gute Name des Nächsten begraben liegt.

Wer spät anfängt, muß beständig laufen, um das Versäumte einzuholen, und wenn der Abend kommt, hat er es nicht erreicht und muß noch einen Theil der Nacht durchlaufen.

Josh Billings sagt: Eins gefällt mir an den Hennen, sie gackern nicht, bis sie ein Ei gelegt haben, während viele Leute beständig ausposaunen, was sie zu thun gedenken.

Wer in feurige Kohlen bläst, sollte sich nicht beklagen, wenn ihm Funken ins Gesicht fliegen, und wer sich in fremden Streit einmischt, braucht nicht zu klagen, wenn er die dritte Partei wird.

Der Apostel Paulus hatte drei Wünsche, welche er öfters aussprach: in Christo zu sein; mit Christo zu sein; und Christum zu verherrlichen. Diese Wünsche wurden ihm auch zu Theil.

Arbeite und wirke, gleichviel ob du belohnt wirst oder nicht. Arbeite und thue deine Pflicht, dein Lohn wird nicht ausbleiben. Der Gerechte freut sich seiner That, und das schon ist edler Lohn.

Der Mensch verurtheilt selten einen Menschen, es sei denn der Verurtheilte habe ihn wissentlich oder unwissentlich beleidigt, dann aber geht alles leichter als vergeben, ausgenommen—vergessen. Das ist auch eitel.

Der treffende Redner ist kurz in seiner Rede; je mehr man Sonnenstrahlen zusammendrängt, desto tiefer brennen sie.

Die Chinesen sagen: ein unglückliches Wort fällt von den Lippen, aber ein Gespann Pferde kann es nicht wieder zurückziehen.

Selbstbeherrschung wird vermehrt durch Demuth. Hochmuth ist eine Quelle der Unruhe; sie hält das Gemüth beständig in Aufruhr. Demuth ist das Antidot für dieses Uebel.

Ein Quäker sagte: „Ich erwarte diese Welt nur einmal zu passiren. Wenn ich deßhalb einem Menschen einen Gefallen erweisen kann, will ich es bald thun, nicht aufschieben oder versäumen, denn ich gehe diesen Weg nicht mehr.

Das Geschrei nach kurzen Predigten zur gegenwärtigen Zeit ist eine krankhafte Eiterbeule am religiösen Gemüth. Popularitätssucht treibt manche Prediger noch so weit, daß sie am Ende gar nicht mehr predigen.—Wäre vielleicht auch besser.

Zwei Nachbarn waren mit einander in Streit gerathen und wurden zuletzt einig, die Sache einem dritten Nachbar zur Entscheidung zu überlassen; dieser sagte: „Meine Entscheidung ist, daß der Unschuldige dem Schuldigen vergebe."

Senator Houston wurde einst gefragt, warum er nie ins Theater und an andere Orte öffentlicher Lustbarkeit gehe. Er antwortete: „Ich gehe nie an einen Ort, wo ich meine Gattin nicht hinnehmen könnte, wenn sie bei mir wäre; ins Theater und an dergleichen Plätze ginge sie nicht, denn—sie ist eine Christin."

Die Hauptursache, daß die Menschen sich beständig in den Haaren liegen und nicht einig leben können, liegt in der Thatsache, daß sie einander nicht verstehen können—oder wollen, und weil sie fortwährend Beweise suchen, einmal gemachte Behauptungen zu bestätigen, nie aber willig sind, sich gefehlt zu geben.

Ein Prediger suchte seinen Zuhörern zu zeigen, daß Alles durch die ewigen Gesetze der Natur bestimmt sei, und daß Gott sich in das Treiben der Menschen nicht mehr einlasse, noch durch seinen Geist in ihre Schicksale eingreife. Jeder wählt sein Loos und folgt ihm. Es ist Thorheit zu glauben, der heilige Geist berufe Menschen zu irgend einem Amt; wenigstens er sei nicht so berufen. Darauf rief ein alter Zuhörer: „Das glauben die meisten von uns auch!"

Der Sonntagschullehrer.

Die Macht des Gebetes.

In England war eine Dame, christlich gesinnt und fleißig in guten Werken; dieselbe wollte eine Sonntagschule anfangen unter der ärmeren Classe des Volkes und gedachte dazu die Erlaubniß zu erlangen, das Schulhaus zu benützen. Weil aber der Schuldirector ein Ungläubiger war, betete sie erst ernstlich, ehe sie sich auf den Weg machte.

Als sie dem Director ihre Bitte vortrug, antwortete dieser kurz: „Nein, Sie können das Schulhaus nicht haben; Schulhäuser sind gebaut für allgemeinen Unterricht und nicht um Ihre eigenen Bibelansichten dort auszukramen und zu verbreiten."

„Schon gut," antwortete die Dame, „ich habe nicht Sie zuerst gefragt, ich war schon auf den Knien vor einem Größeren, und der hat Ja gesagt; ich werde das Schulhaus bekommen, denn ich werde beten dafür. Aber das sei Ihnen gesagt, mein Herr: wenn ich bete, dann bricht was, da verlassen Sie sich darauf. Wenn Sie wünschen, es darauf ankommen zu lassen, thun Sie so, aber etwas bricht; einmal ist es eines Mannes Gesundheit, ein andermal sein Amt, und selbst Leben muß weichen, wenn ich mit voller Entschlossenheit bete. Ich habe mein Herz darauf gesetzt, eine Sonntagschule in Ihrem Schulhaus zu halten, und wenn alle Stricke brechen; etwas gibt nach, aber nicht mein Gebet. Adje!"

Und es hat nachgegeben. Der Mann dachte an die Entschlossenheit der Dame; er konnte den Gedanken nicht mehr los werden, was die Frau Alles erbeten könnte; daher sandte er ihr schriftliche Erlaubniß, am folgenden Sonntag ihre Schule im besagten Schulhaus anzufangen.

Sonntagschullehrer, mache eine Nutzanwendung: — „Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist."

Einigkeit.

Das ist traurig, wenn Sonntagschullehrer gegen den Superintendenten im Stillen Ränke schmieden und ihm seine Mühen noch mehren. Beamte und Lehrer sind Brüder; der Mann, welcher Superintendent ist, wurde gewählt, und er sollte die Unterstützung aller seiner Gehülfen haben; wo Christi Geist wohnt, ist dieses auch der Fall; aber wenn ein Lehrer fortfährt, sich widerspenstig zu stellen, so sollte der Prediger, als oberster Aufseher, mit dem Superintendenten berathen, und dann das Beste thun für das Wohl des Ganzen, denn Caiphas sagt: „Es ist besser, ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk umkomme," und er hat richtig geredet, ohne es recht zu wollen. Einigkeit des Geistes ist einer Sonntagschule größtes Bedürfniß.

Ordnung.

Den größten Unterschied in den unterschiedlichen Schulen bemerkt man mit Bezug auf Ordnung. In manchen Schulen verursacht die Herstellung der Ordnung fast so viel Unordnung, als die Schüler selbst. Der Superintendent kann unmöglich allein Ordnung in seiner Schule halten, die Lehrer müssen ihm helfen. Es ist zu bedauern, daß man in vielen Schulen diese Mühe dem Superintendenten allein überläßt, und dann noch Schwätzereien macht, wenn ihm etwa einmal die Geduld ausgehen sollte.

„Hat Jesus gesungen?"

Die Lehrerin einer Kleinkinderclasse erzählte derselben vorige Weihnachten vom lieben Jesuskinde. Als sie fertig war, sagte sie zu den kleinen Schülern: „Kinder, jetzt habe ich alles erzählt, was ich weiß, oder wenigstens, an was ich denken kann; wenn ihr noch etwas wissen wollt, dann fragt mich."

Es war ein kleines Mädchen, welches in der Woche zuvor sein erstes Lied singen lernte, und ganz unzweifelhaft erfreut war, daß es singen konnte, denn es liebte den Gesang. Dieses Mädchen erhob seine Hand, und die Lehrerin fragte: „Was willst du sagen, Linda?"

„Hat Jesus gesungen?" fragte das Mädchen begierig.

Wer hätte denn aber auch gedacht, daß so ein Kind an so etwas denken könnte. Die Lehrerin war erst ein wenig verlegen, dann besann sie sich aber doch und sagte: „Ja, Jesus hat gesungen, es steht in der Bibel."

Dann sagte sie den Kleinen: „Nun geht nach Haus und fragt einmal den Papa oder die Mama, sie sollen euch lesen in der Bibel, wo es geschrieben steht, daß Jesus gesungen hat."

Und nun, ihr Lieben, nehmet einmal eure Testamente und leset, und wenn ihr die Stelle gefunden habt, dann fragt die Uebrigen im Hause, ob sie es auch schon gelesen haben. Das gibt eine vergnügte Stunde.

Der kluge Lehrer.

Klug sein heißt, eine solche Geschicklichkeit des Gemüths zu besitzen, daß man die rechten Mittel zu einer Sache aufzusuchen und seine Handlungen so einzurichten weiß, daß man seinen Zweck erreicht und seinen und anderer Nutzen auf eine rechtmäßige Art befördert.

1. Ein kluger Lehrer weiß, daß „Beispiel besser als

Worte ist." Daher wird er regelmäßig und pünktlich auf seinem Posten sein. Seine Schüler erwarten ihn, und er täuscht sie nicht. Sie können weder ihr unregelmäßiges, noch ihr zu spätes Kommen mit dem seinigen entschuldigen. Das Gegentheil ist der Fall bei einem Lehrer, der sich an einem kalten und regnerischen Tage abhalten läßt zu kommen, oder der erst eintritt, nachdem die Schule schon begonnen.

2. Ein kluger Lehrer ist ruhig, geduldig und berechnend. Er vermeidet auf's Aeußerste, seinen Schülern eine Neigung zum Unwillen zu zeigen; er wacht sorgfällig über alle seine Worte und Handlungen. Er behandelt seine Schüler mit Freundlichkeit, strengster Unparteilichkeit, und zeigt große Geduld mit ihrem langsamen Fortschritt, ihrer geringen Auffassungskraft und ihren kleinen Fehlern und Thorheiten. Seine Schüler sehen allen seinen Handlungen an, daß sie aus der Liebe zu ihnen und aus der Sorge um ihr zukünftiges Wohl entspringen. Solch ein Lehrer wird sich die Zuneigung und Aufmerksamkeil aller seiner Schüler erwerben, und ihnen je länger, je mehr zum Segen gereichen.

3. Das Ziel, das ein kluger Lehrer zu erreichen strebt, ist: er will Einfluß auf das Herz seiner Schüler ausüben. Er weiß, daß er das nur mit Hülfe ihres Verständnisses erreichen kann. Um dieses zu bilden, wird er sich die Pflege seines eigenen Verständnisses sehr am Herzen liegen lassen. Er wird kein Mittel unbenutzt lassen, das ihn tiefer in das Verständniß der Schrift einführen kann; er wird nützliche Bücher lesen und im täglichen Leben alles scharf beobachten, um zu rechter Zeit in seiner Classe Anwendung davon zu machen. Die Bibelabschnitte, die am Sonntag durchgenommen werden, wird er seinem Kopf und Herz zuerst einprägen. Das ist ein armer Lehrer, der seine Vorbereitung vernachlässigt! Er bringt seinen Schülern viele Worte und nichts als eben nur Worte—ohne Kraft; was Wunder, wenn sie unruhig und unaufmerksam sind, wenn sie kein Interesse am Unterricht zeigen? Die Arbeit eines solchen Lehrers wird vergeblich sein.—

Ein Wink.

Einst wurde die Frage gemacht, wo Richter Woodruff von New York in die Kirche gehe, und er antwortete: „Wo man während des Gebets entweder sich erhebt oder niederknieet." Während einer Gerichtssitzung mußten die Geschworenen einst noch besonders eingeschworen werden, und als der Clerk die Eidesformel vorlas, blieben diese sitzen. Richter Woodruff ermahnte sie, daß die Ceremonie an sich selbst schon Wichtigkeit genug habe, einem Menschen soviel Achtung einzuflößen, daß er sich erhebe; wo nicht, so möchte er es verstanden wissen, daß dieses kein Zollhaus sei. Ein Sonntagschullehrer oder eine Lehrerin, welche sich nicht mehr knieen oder erheben kann beim Gebet, sollte eiligst resigniren.

Es lohnt sich.

Wenigstens so denken die Sonntagschullehrer in Boston, Massachusetts, wenn sie am Samstag Nachmittag in die Lehrerversammlung gehen. Da kommen nicht weniger als 2000 Lehrer, aller unterschiedlichen Benennungen, zusammen, um die Lection für den kommenden Sonntag zu studiren. Eine Lehrerversammlung zeigt, mit welchem Interesse die Lehrer an ihrer Sonntagschule hangen, und wie wichtig ihnen die Vorbereitung ist, um tüchtig zu sein, Kinder zu unterrichten.

Stellvertretende Lehrer.

Eine der Hauptschwierigkeiten, welcher man in der Sonntagschule oft begegnet, ist, Lehrer zu bekommen an Stelle derer, die abwesend sind. Die meisten, die also für die Noth angestellt werden, sind in der Regel nicht dazu vorbereitet. Es versteht sich von selbst, daß dann ihr Lehren höchst unbefriedigend ausfallen muß, sowohl für sie selbst, als auch für die Classe. Da entsteht nun die Frage: Wie kann diesem Uebelstand abgeholfen werden?

1. Zwei Schulen unweit Boston führen eine Liste solcher Personen, die willig sind, jeden vierten Sonntag Stelle zu vertreten. Der Sonntag, an dem sie lehren sollen, wird ihnen vorausgesagt, und sie werden ersucht, das in ihr Notizbuch zu schreiben, und so bereiten sie sich auf die Lection vor. Die übrigen Sonntage im Monat bleiben sie ruhig in ihren respectiven Classen. Es ist leicht, eine derartige Einrichtung zu treffen, so daß man jeden Sonntag einige Stellvertreter zur Hand hat.

2. In der Akron Sonntagschule unterhalten sie eine Classe, welche man das „Reserve-Corps" nennt. Diese studiren die Lection einen Sonntag zum Voraus. Zum Beispiel, am ersten Sonntag im Monat nehmen sie die Lection für den zweiten Sonntag vor. Von dieser Classe werden dann die Stellvertreter der Reihe nach weggenommen, und die sind immer vorbereitet zu lehren, einfach weil sie den Sonntag zuvor die Lection mit einem fähigen Lehrer durchgenommen haben.

Gehet hin und thuet deßgleichen!

Kinderverstand.

Man muß es doch sehr oft hören, als hätten Kinder nicht Verstand genug, die Bibel zu verstehen. Einst fragte ein Superintendent die Kinder: „Warum hat denn Nehemia dem Volke Israel Vorwürfe gemacht?" Ein Knabe antwortete: „Weil sie am Sabbath mit Obst und Gemüse in der Stadt herum hausirten." Wo ist der Alte, welcher den Sinn hätte besser treffen können. Es mangelt den Kindern nicht an Verstand, man lasse sie blos in ihrer eigenen Sprache antworten.

Zweites Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Pauli dritte Missionsreise.

1. Lection: Apstg. 18, 23–28 und 19, 1–7. — Sonntag den 6. April 1884.

23. Und verzog etliche Zeit, und reisete aus, und durchwandelte nach einander das galatische Land, und Phrygien, und stärkte alle Jünger.

24. Es kam aber gen Ephesus ein Jude, mit Namen Apollo, der Geburt von Alexandrien, ein beredter Mann und mächtig in der Schrift.

25. Dieser war unterwiesen den Weg des Herrn, und redete mit brünstigem Geist, und lehrete mit Fleiß von dem Herrn, und wußte allein von der Taufe Johannis.

26. Dieser fing an frei zu predigen in der Schule. Da ihn aber Aquila und Priscilla höreten, nahmen sie ihn zu sich, und legten ihm den Weg Gottes noch fleißiger aus.

27. Da er aber wollte in Achaja reisen, schrieben die Brüder, und vermahneten die Jünger, daß sie ihn aufnähmen. Und als er dargekommen war, half er viel denen, die gläubig waren geworden durch die Gnade.

28. Denn er überwand die Juden beständig, und erwies öffentlich durch die Schrift, daß Jesus der Christ sei.

1. Es geschah aber, da Apollo zu Corinth war, daß Paulus durchwandelte die obern Länder, und kam gen Ephesus, und fand etliche Jünger;

2. Zu denen sprach er: Habt ihr den heiligen Geist empfangen, da ihr gläubig geworden seid? Sie sprachen zu ihm: Wir haben auch nie gehöret, ob ein heiliger Geist sei.

3. Und er sprach zu ihnen: Worauf seid ihr denn getauft? Sie sprachen: Auf Johannis Taufe.

4. Paulus aber sprach: Johannes hat getauft mit der Taufe zur Buße, und sagte dem Volk, daß sie sollten glauben an den, der nach ihm kommen sollte, daß ist an Jesum, daß er Christus sei.

5. Da sie das höreten, ließen sie sich taufen auf den Namen des Herrn Jesu.

6. Und da Paulus die Hände auf sie legte, kam der heilige Geist auf sie, und redeten mit Zungen, und weissagten.

7. Und aller der Männer waren bei zwölfen.

Haupttext: Und da Paulus die Hände auf sie legte, kam der heilige Geist auf sie. — Apstg. 19, 6.

Geschichtliches.—Wir kommen jetzt wieder auf die Geschichte zurück, welche wir in der 10. Lection des vorigen Quartals verließen. Paulus blieb nach der Verfolgung zu Corinth und seiner Rettung durch Gallion noch längere Zeit daselbst; dann machte er sich mit Aquila und Priscilla auf den Weg nach Jerusalem, um das Fest dieses Jahr dort zu feiern, wahrscheinlich das Hüttenfest, welches damals (53) auf den 16. September fiel. Unterwegs hielt er zu Ephesus an, wo er seine Gefährten ließ. Nach einem kurzen Aufenthalt in Jerusalem reiste er nach Antiochien, welches der Ausgangspunkt aller seiner Missionsreisen war. Wahrscheinlich wollte er über den Erfolg seiner Arbeit in Europa berichten und zugleich auch die Gemeinde im Glauben stärken. Die dritte Missionsreise kann in ihrem Anfang nicht mit Bestimmtheit bezeichnet werden: sie begann im Herbst A. D. 54, und wie früher, besuchte er zuerst die schon früher gegründeten Gemeinden zu Galatien und Phrygien, dann ging er nach Ephesus, aber wie er dorthin reiste, wissen wir nicht. In Ephesus blieb er nahezu drei Jahre; dann zog er nach Macedonien und Griechenland, und, nachdem er im Ganzen vier Jahre abwesend war, kehrte er zurück nach Jerusalem und wäre, wenn er nicht gefangen genommen worden wäre, wieder nach Antiochien gegangen. Während dieser dritten Reise hat er mehrere Briefe an die Gemeinden geschrieben, nemlich: an die Epheser, den ersten an die Corinther, den zweiten an die Corinther, an die Galater, und an die Römer. Es war A. D. 58 als er nach Jerusalem zurückreiste, und er war um diese Zeit ungefähr 56 Jahre alt. Gibt es wohl noch ein ähnliches thatenreiches Leben in der Kirchengeschichte?

Texterklärungen.—Vers 23. **Und verzog etliche Zeit.** Dieses hat Bezug auf seinen Aufenthalt zu Antiochien, welches seine Heimath gewesen zu sein scheint; dort war auch die Gemeinde, welche ihn zuerst zum Missionsdienst aussandte. **Und reisete aus** u. s. w. Er war schon einmal in den benamten Ländern, welche er nun wieder zu bereisen gedachte. Es ist merkwürdig, wie kurz Lukas die Reiseschilderungen macht, wo er nicht selbst dabei war. Die Reise, welche wenigstens ein Jahr gedauert, erzählt er in fünf Versen.

V. 24. **Ein Jude mit Namen Apollo.** Paulus that Liebesdienste auf seiner Reise in allen Gemeinden, welche er gegründet hatte und nun wieder besuchte; doch hielt er sich nirgends lange auf und kam dann endlich nach Ephesus, wo es einen längeren Aufenthalt gab. Hier traf er einen Juden mit einem griechischen Namen: dieser war von Geburt ein Jude, wurde aber zu Alexandrien in Egypten geboren, wo dazumal viele Juden wohnten. **Ein beredter Mann.** Weiter ist nichts von ihm bekannt, als daß er die Schriften Mose durch und durch verstand. Zu Corinth hatte seine Beredsamkeit solches Aufsehen erregt, daß sie ihn dort zum Führer einer getrennten Secte der Kirche machen wollten, welches er aber nicht zugab, und wahrscheinlich deßhalb von Corinth wegblieb, selbst als Paulus ihn bat, zurückzugehen, 1. Cor. 16, 12. Einige kritische Forscher schreiben Apollo die Epistel an die Hebräer zu.

V. 25. **Lehrete mit Fleiß von dem Herrn.** Apollo war entweder durch den Geist Gottes eifrig geworden, oder vielleicht besser: er war brünstigen Geistes, so daß er zur Bekehrung der Seelen etwas beitragen wollte, d. h. er war ein eifriger Diener Gottes und lehrete fleißig überall, was er von der Lehre Jesu wußte. **Und wußte allein von der Taufe Johannis.** Er war zu Ephesus schon fleißig am Lehren; wo er aber seine Erkenntniß gefunden hatte, darüber schweigt die Schrift. Er wußte, daß die Christen getauft waren, und er war wohl auch selbst getauft, aber nur mit der Taufe Johannis, denn er kannte den Unterschied nicht. Daß er aber von Johannes selbst getauft worden war, das läßt sich nicht beweisen aus der heiligen Schrift.

V. 26. **Da ihn aber Aquila und Priscilla hörten.** Apollo predigte in den Schulen und wurde als Redner berühmt; so hörte ihn auch eines Tages Aquila und sein Weib; diese verstanden natürlich mehr von der Sache, denn sie wurden durch Paulus unterrichtet. Sie nahmen nun den Mann zu sich und unterrichteten ihn weiter über die Lehrpunkte, welche er dem Anscheine

nach noch nicht, oder doch nur oberflächlich kannte, um ihn also zum Werke tüchtiger zu machen. Apollo muß ein sehr frommer Mann gewesen sein, sonst hätte er sich nicht so belehren lassen von seinen Zuhörern. Natürlich thaten sie dies auch nicht öffentlich, sondern in ihrem Hause. Es scheint, diese Eheleute hatten immer ein offenes Haus für Gottes Diener, wo sie auch wohnen mochten.

V. 27. **Da er aber wollte in Achaja reisen.** Achaja war in Griechenland mit der Hauptstadt Corinth. Nach Beza's ältester Handschrift waren Corinther zu Ephesus, welche den Apollo fast mit Gewalt mitnehmen wollten in ihre Stadt. Er hörte ohne Zweifel auch von der Gemeinde daselbst und dem Mangel an Arbeitern. **Schrieben die Brüder;** nemlich die von Ephesus, an die Gläubigen zu Corinth, daß Apollo nicht allein als Christ, sondern als ein treuer Mitarbeiter im Evangelium komme, so daß sie ihn freundlich aufnehmen möchten. **Und als er dargekommen,** nemlich zu Achaja, wurde er durch seine Talente eine große Hülfe für die Gläubigen daselbst. Eine andere Uebersetzung heißt: „Durch die Gnade Gottes wurde er eine große Hülfe denen, die den Glauben annahmen;" ob das nun besser ist, lasse ich dahingestellt sein. Später, als einige der Gläubigen Partei machen wollten für Apollo gegen Paulus, weigerte sich Apollo, wieder nach Corinth zu gehen, obwohl Paulus ihn zu bewegen suchte.

V. 1. **Es geschah aber.** So hebt der Schreiber hier und auch anderswo an, ohne sich an die Zeit viel zu halten; genug, daß er Thatsachen angibt. Paulus durchwandelte die Provinzen, da kam er **gen Ephesus.** Früher war er schon einmal zu Ephesus, aber er predigte nur ein einziges Mal und reiste dann weiter; ihm folgte Apollo, welcher den gesäeten Samen begoß, aber leider mit der christlichen Religion nur unvollkommen bekannt war, bis er durch Aquila und Priscilla mehr unterrichtet wurde. **Und fand etliche Jünger.** Also waren durch Apollo's Predigt Leute zur Bekehrung gekommen, denn Paulus nennt sie Gläubige.

V. 2. **Habt ihr den heiligen Geist empfangen?** Aus dieser Frage erhellt, daß alle wahrhaft Gläubigen den heiligen Geist empfangen; was die Veranlassung zu dieser Frage war, ist nicht gesagt: es scheint, der Apostel hat einen Mangel entdeckt, vielleicht Verzagtheit im Bekenntniß, vielleicht Mangel an Seelenruhe; jedenfalls fand er Ursache, also zu fragen. **Wir haben auch nie gehört.** Einige Ausleger behaupten nun, dieses sollte heißen: „Gabe der Weissagung," anstatt „heiliger Geist." Von der Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingstfeste wußten diese Leute nichts, und auch Apollo scheint davon nicht unterrichtet gewesen zu sein.

V. 3. **Auf Johannis Taufe.** Die Idee, daß diese Epheserbrüder Johannisjünger waren, ist irrig, und kann leicht mißleiten, denn wenn sie Johannisjünger gewesen wären, hätten sie sicherlich etwas vom heiligen Geiste gewußt. Sie waren getauft mit der Taufe zur Buße und führten ein Leben der Kasteiung und Werke der Buße. Das Sicherste ist: anzunehmen, daß sie unterrichtet wurden von Apollo, ehe er selbst in der Lehre durch Aquila gegründet war. Daß jeder Gläubige das Siegel des heiligen Geistes bekommen könne, war ihnen nicht gesagt.

V. 4. **Die Taufe der Buße.** Paulus sucht nicht, der Johannistaufe ihren Werth zu rauben, aber er erklärt, was jenes Gottesmannes Beruf und jener Taufe Endzweck war. Ein neues Leben ohne Christus, ein Leben der Erwartung: noch nicht vorangeschritten zur „Gerechtigkeit und zum Frieden"; daran war aber Johannes gewiß nicht schuld.

V. 5. **Da sie das höreten,** nemlich, daß Johannes auf Einen, der nach ihm kommen soll, deutete, und daß dieser bereits gekommen sei; nemlich: Jesus Christus. **Ließen sie sich taufen auf den Namen Jesu,** d. h. sie wurden noch einmal getauft. Hier sehen wir, daß die Taufe, obwohl nothwendig und befohlen, doch an und für sich selbst kein Mittel zur Seligkeit ist; ob die Form angewendet wurde, wie heutzutage, kann nicht bestimmt angegeben werden, denn es heißt blos, sie wurden auf den Namen Jesu getauft.

V. 6. **Die Hände auflegte.** Paulus taufte sie und legte ihnen die Hände auf; um über sie zu beten, oder um sie zu segnen, welches in diesem Falle gleichviel bedeuten möchte; **Kam der heilige Geist auf sie,** d. h. sie empfingen die Gabe der Weissagung und der Sprachen, so daß sie Sprachen redeten, welche sie vorher nicht verstanden hatten, gleichwie die Apostel am Pfingstfest. Ob das Wort Weissagen im engeren Sinn, indem sie zukünftige Dinge voraussagten, oder im allgemeinen Sinn, daß sie Gott priesen und predigten, zu verstehen ist, kann ich nicht wohl erklären; bin jedoch der Meinung, daß diese Gläubige als Prediger ausgerüstet wurden durch den heiligen Geist. Jeder erlangte eine mächtige innere Ueberzeugung von einer innewohnenden Kraft, welche sie vorher nicht kannten.

V. 7. **Der Männer waren bei Zwölfen.** Zwei Punkte sind hier zu beachten: 1. Nicht alle Gläubige zu Ephesus waren wie diese, sonst wäre die Zahl nicht angegeben; 2. Es waren lauter Männer, denn der Schreiber führt dieses ausdrücklich an.

Lehre und Anwendung.—Das Werk des Herrn nimmt seinen Anfang in der Ueberzeugung und Bekehrung von Sündern; aber noch ist nicht alles gethan, nun müssen diese Schafe geweidet sein, und das ist das apostolische Hirtenamt.

Man kann ein guter, aufrichtiger Christ sein und doch in vielen Dingen noch unwissend sein. Der Dichter singt: „Vorwärts gilt's zu ringen."

Christliche Erfahrung meint nicht blos Buße und Bekehrung. Der Christ, der Gläubige, kann und soll die Gabe des heiligen Geistes in solchem Maße empfangen, daß er in die völlige Freiheit der Kinder Gottes, nicht nur eintreten, sondern auch in derselben verharren kann.

Solche Personen, welche, während das volle Feuer eines noch ungeläuterten Geistes in ihnen brennt, sich haben unterweisen lassen, sind nachher oft die bedeutendsten Werkzeuge für das Evangelium geworden. Apollo ist ein Beispiel davon.

Die Kraft des heiligen Geistes ist das größte Bedürfniß der Kirche und auch der Gläubigen im Einzelnen. Jesus hat ihn verheißen, und uns lehrt die Erfahrung, daß wir ihn haben müssen.

Apollo wurde geboren zu Alexandrien in Egypten. Etwa ein Drittel der Einwohner jener Stadt waren Juden, aber nicht nach dem Sinn der Pharisäer zu Jerusalem; hier war mehr Intelligenz, mehr Ernst und mehr Sinn für die Allgemeinheit der menschlichen Familie. Hier wurde Apollo geboren und erzogen.

Er war ein fleißiger Forscher des Wortes Gottes: er kannte das alte Testament und dessen Geschichte, seine Prophezeiungen und Philosophie, d. h. er sah den Buchstaben des Gesetzes, aber auch den im Buchstaben enthaltenen Sinn.

Apollo kam nach Ephesus nur einige Tage zu spät, um Paulus noch zu treffen, welcher eben abgereist war. Aquila und Priscilla, welche hier geblieben waren, als Paulus weiter zog, hörten Apollo reden und vernahmen, daß er aufrichtig, aber noch nicht genug erleuchtet war; sie nahmen ihn mit nach Hause und unterrichteten ihn von Christus und der Auferstehung, worauf auch er Jesum annahm und der Wahrheit Zeugniß gab, in Ephe-

sus und zu Corinth. Als sich aber zu Corinth eine Spaltung erhob und manche der Gläubigen meinten, Apollo sei dem Paulus vorzuziehen, so daß sie sich fast deßhalb trennten, da weigerte sich Apollo entschieden, an solchem Treiben Theil zu nehmen. Dieses ist das letzte Mal, daß sein Name genannt wird, ausgenommen mehrere Jahre später schreibt Paulus an Titus, doch auch den Apollo mitzubringen, welches ein Zeichen ist, daß die alte Freundschaft immer noch bestand.

Illustrationen.—Der Mann mit dem Buch. In Hindustan kaufte sich ein Eingeborener eine Bibel von einem Missionar, und durch das Lesen derselben wurde er erleuchtet und zu Gott bekehrt, ebenso auch sein Weib. Nun versammelten sich die Dorfbewohner um die Hütte dieses Mannes, und durch seine Reden wurden viele bekehrt, so daß eine Kirche entstand, aber von Taufe und Abendmahl war keine Rede, denn sie verstanden davon weder den Sinn, noch die Bedeutung. Der Mann aber wurde weit und breit bekannt, und man nannte ihn nur den Mann mit dem Buch. Nach zehn Jahren fand ein Missionar das Dorf und wurde höchlichst erstaunt über die gegebenen Thatsachen; er erklärte nun dem Volke das Nöthige und taufte dann Alle auf den Namen Jesu Christi und nahm sie in die sichtbare Kirche auf.

Gedächtnißkraft. Pastor Newton wurde in seinem Alter so vergeßlich, daß er oft sich nicht mehr erinnern konnte, ob er denn schon gespeist habe. Eines Sonntags vergaß er sogar, ob er gepredigt habe oder nicht. Sonderbarer Weise vergaß er die heilige Schrift nie; er konnte irgend einen Vers hersagen vom 1. Buch Mosis bis zur Offenbarung Johannis.

Lexicon.—Phrygien. Das Neue Testament hat kein Wort, dessen geographische Bestimmung unsicherer ist. Es ist seit der Gründung der christlichen Kirche und lange vorher keine römische Provinz so genannt worden. Der Name hat wahrscheinlich Bezug auf einen ganzen Distrikt, wie z. E. Küstenstaaten, Mittelstaaten u. s. w.

Ephesus. Die Hauptstadt einer römischen Provinz in Kleinasien. (Siehe nächste Lection.)

Achaja. Römische Provinz in Griechenland, deren Hauptstadt Corinth war.

Apollo. Abkürzung von Apollonius. (Siehe oben.)

Wenn man die verschiedenen Wörterbücher durchliest und sieht, daß diese in ihren Erklärungen von Namen nicht übereinstimmen, dann fühlt man geneigt, gar nichts darüber zu sagen und es gehen zu lassen. Unseren Lesern möchten wir jedoch kund thun, daß die Erklärungen im Lexicon der Lectionen Smith's Bible Dictionary entnommen sind. Dieses Buch wird als Autorität allgemein anerkannt.

Wandtafelerklärung.—Der Hauptgedanke der heutigen Lection ist die Nothwendigkeit der Gabe des heiligen Geistes. Alle Predigten und Belehrungen über christliche Punkte sind werthlos, wenn die Kraft des heiligen Geistes fehlt. Er ist das Licht des Lebens in der Seele, und die Kraft des neuen Lebens aus Gott. Es ist unbedingt nöthig, daß der Mensch in seiner Bekehrung nicht blos etwas thue, sondern auch etwas erfahre. Erfahrung ist besser, als bloßes Studiren, denn die Erfahrung der rettenden Kraft Gottes besteht in dem Zeugniß des heiligen Geistes, welcher uns die Versicherung des Friedens mit Gott gibt.

Paulus zu Ephesus.

2. Lection: Apstg. 19, 8–22. — Sonntag den 13. April 1884.

8. Er ging aber in die Schule, und predigte frei drei Monate lang, lehrete und beredete sie von dem Reiche Gottes.

9. Da aber etliche verstockt waren und nicht glaubten, und übelredeten von dem Wege vor der Menge, wich er von ihnen, und sonderte ab die Jünger, und redete täglich in der Schule eines, der hieß Tyrannus.

10. Und dasselbige geschah zwei Jahre lang, also, daß alle, die in Asien wohneten, das Wort des Herrn Jesu höreten, beide Juden und Griechen.

11. Und Gott wirkte nicht geringe Thaten durch die Hände Pauli.

12. Also, daß sie auch von seiner Haut die Schweißtüchlein und Koller über die Kranken hielten, und die Seuchen von ihnen wichen, und die bösen Geister von ihnen ausfuhren.

13. Es unterwanden sich aber etliche der umlaufenden Juden, die da Beschwörer waren, den Namen des Herrn Jesu zu nennen über die da böse Geister hatten, und sprachen: Wir beschwören euch bei Jesu, den Paulus prediget.

14. Es waren ihrer aber sieben Söhne eines Juden, Sceva, des Hohenpriesters, die solches thaten.

15. Aber der böse Geist antwortete, und sprach: Jesum kenne ich wohl, und Paulum weiß ich wohl; wer seid ihr aber?

16. Und der Mensch, in dem der böse Geist war, sprang auf sie, und ward ihrer mächtig, und warf sie unter sich, also daß sie nackend und verwundet aus demselbigen Hause entflohen.

17. Dasselbige aber ward kund allen, die zu Ephesus wohneten, beide Juden und Griechen; und fiel eine Furcht über sie alle, und der Name des Herrn Jesu ward hochgelobet.

18. Es kamen auch viele derer, die gläubig waren geworden, und bekannten, und verkündigten, was sie ausgerichtet hatten.

19. Viele aber, die da vorwitzige Kunst getrieben hatten, brachten die Bücher zusammen, und verbrannten sie öffentlich, und überrechneten, was sie werth waren, und fanden des Geldes fünfzig tausend Groschen.

20. Also mächtig wuchs das Wort des Herrn, und nahm überhand.

21. Da das ausgerichtet war, setzte sich Paulus vor im

Geist, durch Macedonien und Achaja zu reisen, und gen Jerusalem zu wandeln, und sprach: Nach dem, wenn ich daselbst gewesen bin, muß ich auch Rom sehen.

22. Und sandte zween, die ihm dieneten, Timotheum, und Erastum, in Macedonien; er aber verzog eine Weile in Asien.

Haupttext: Es kamen auch viele Derer, die gläubig waren geworden, und bekannten und verkündigten, was sie ausgerichtet hatten. — Apstg. 19, 18.

Geschichtliches.—Claudius Cäsar starb am 13. October A. D. 54 in seinem 64. Lebensjahr, und Nero, erst 17 Jahre alt, wurde Kaiser von Rom. Felix war Gouverneur von Judäa (sein 1. Jahr), Gallion, Gouverneur von Griechenland, wurde im November Consul von Rom. Der berühmte jüdische Geschichtschreiber Josephus, um diese Zeit 16 Jahre alt, befand sich zu Jerusalem und untersuchte die Geschichte zwischen den Pharisäern, Sadducäern und Essäern.

Ephesus war nicht blos die Hauptstadt einer Provinz in Kleinasien, es war die bedeutendste Stadt, und fast mit Recht die Hauptstadt Kleinasiens genannt, denn es war der Mittelpunkt des Handels mit dem Morgenlande. Es waren damals zwei Städte, welche man die Augen Kleinasiens nannte: Ephesus war die eine und Smyrna die andere. Ephesus auf einer fünf Meilen langen Fläche von Osten nach Westen, und drei Meilen von Süden nach Norden ausgebreitet. Unter den öffentlichen Plätzen sind besonders zu melden: 1. Das sogenannte Cirkus, welches 685 Fuß lang und 200 Fuß breit war; hier fanden die öffentlichen Spiele, Vorstellungen und Thiergefechte statt; 2. Das Theater; dieses war in einen Berg eingehauen, war aber ohne Dach, wie das zu jener Zeit üblich war. Das war das größte Gebäude, das je von den Griechen errichtet wurde; es faßte 50,000 Menschen; 3. die Herrlichkeit von Ephesus war jedoch der Tempel der Artemis Diana. Dieser Tempel war eines der sieben Wunder der Welt. Ein altes Sprichwort lautete: „Auf ihrer ganzen Reise scheint die Sonne auf nichts Herrlicheres, als Diana's Tempel." Dieses Gebäude war von feinstem Marmor erbaut, von 425 Fuß Länge und 220 Fuß Breite; die berühmten Pfeiler des Tempels waren 60 an der Zahl, wovon 36 prachtvoll verziert waren. Der Vorbau auf der vorderen und hinteren Seite des Tempels beruhte jeder auf 32 Pfeilern, 8 in Reihe, 4 tief, und an den Seiten waren 2 Reihen, so daß die ganze Zahl der Pfeiler 127 betrug, und diese waren die Geschenke von 127 Königen.

Die Stadt ist vollständig in Trümmern, formlose Steinhaufen, von Unkraut überwuchert, zeigen, wo dieselbe einst stand. Der Seehafen, einst ein Sammelplatz für die Schiffe aller Nationen, ist jetzt ein Morast. In elenden Hütten wohnen einige türkische Familien, welche unter dem Namen Asaluk-Nachfolger des heiligen Theologen, d. i. Johannes, bekannt sind. Die Begebenheiten dieser Lection reihen sich an die vorige an.

Texterklärungen. — V. 8. **Er ging aber in die Schule.** Wie überall, so nahm sich Paulus auch hier der Juden wieder zuerst an und besuchte die Synagoge jeden Sabbath **und predigte frei,** d. h. freimüthig, furchtlos. Es war keine geringe Sache, so vor den Juden aufzutreten und den Gekreuzigten zu predigen. Paulus hatte in dieser Richtung die bittersten Erfahrungen gemacht, aber die Liebe Christi drang ihn also.

V. 9. **Da aber etliche verstockt waren.** Während Einige gläubig wurden, blieben Andere verstockt. Das Evangelium ist eine Ursache des Lebens und des Todes. **Und übel redeten von dem Wege.** Unter dem Wort Weg verstehen die Juden einen Lauf, oder die Mittel zu einem Zweck. Die Verstocktheit leitete diese Leute, gegen Paulus aufzutreten und seine Motive anzugreifen, um ihn beim Volke anzuschwärzen. **Wich er von ihnen,** d. h. er sonderte sich ab und wollte keine Gemeinschaft mehr mit ihnen haben. Er ordnete seine Nachfolger in eine Gemeinde für sich selbst und trennte sie von den lästernden Juden. **Redete täglich in der Schule Eines,** u. s. w. Von diesem Tyrannus ist gar nichts Näheres bekannt, ob die Schule einem Manne des Namens gehörte, oder ob sie nach dem Namen eines Mannes genannt wurde, ist nicht bekannt; man kann jedoch das Wort Tyrannus als für einen Edelmann, einen Obersten der Stadt geltend, betrachten, welcher diese Schule, Halle oder Kirche für religiöse Zwecke erbaut hatte. Diese letztere Annahme mag wohl die richtige sein.

V. 10. **Zwei Jahre lang.** Dieses ist jedoch nicht die volle Zeit seines Weilens zu Ephesus, denn er war nahezu, wenn nicht volle, drei Jahre daselbst. Hieher kamen die Juden, um der Schule willen, die Griechen aber wegen des Dianatempels; also, daß Paulus kaum einen schicklicheren Ort hätte finden können, um die Lehre vom Kreuz zu verkünden. **Alle, die in Asien wohneten,** u. s. w. Das Wort hat wohl nur Bezug auf die Provinz, in welcher Ephesus war, denn Asien, ohne das Vorwort Klein, ist überhaupt ein sehr unbestimmter Ausdruck, und selbst Klein-Asien könnte hier nur verstanden werden in dem Sinn, daß das Wort in alle Grenzen hinausgetragen wurde durch Hörer, welche nach Ephesus gekommen waren, oder durch Gehülfen.

V. 11. **Und Gott wirkte,** u. s. w. Zur Bestätigung und Befestigung der Lehre geschahen Wunder und Zeichen durch die Hand Pauli. Keine Werke gewöhnlicher Art, sondern solche außerordentliche Thaten, daß man die Kraft Gottes deutlich erkennen konnte. Es zogen um jene Zeit sehr viele Landstreicher umher, die sich für Wunderthäter ausgaben; dieses war besonders zu Ephesus der Fall, weil dort die Dianaverehrer ihr Wesen trieben, so daß die Stadt beständig mit Zauberern und Magistern angefüllt war.

V. 12. **Also daß.** Hier folgt nun eine Reihe von Wundern, welche geschahen durch Pauli Hand. Hier müssen wir nun bedenken, daß unsere Kleidung von der damals gebrauchten sehr verschieden ist. Schweißtücher wurden gebraucht, um sich den Schweiß abzutrocknen. „Koller" ist vielleicht besser mit Gürteltuch zu übersetzen, d. i. ein Tuch, welches man gewöhnlich um die Lenden band und so das Oberkleid befestigte. Andere übersetzen „Koller" mit Schürze. Im Ganzen genommen ist es jedoch so zu verstehen, daß es nicht gerade ein gewisses Stück sein müßte; die obigen sind genannt, weil sie am Leichtesten bei der Hand waren. **Und die Seuchen wichen.** Seuchenkranke waren schwer zu heilen; selten, daß es einem Arzt gelang, einen so Behafteten wieder herzustellen. **Und die bösen Geister ausfuhren.** Hier werden die bösen Geister noch als persönliche Wesen bezeichnet, im Gegensatz von bloßem Wahnsinn, obwohl letzterer gewöhnlich damit verbunden war.

V. 13. **Es unterwanden sich aber Etliche.** Juden, welche von Ort zu Ort reiseten und vorgaben, daß sie Glück vorhersagen, Krankheiten vertreiben und Teufel durch Lieder verbannen könnten. Josephus, der jüdische Geschichtschreiber, erzählt seltsame Begebenheiten von diesen Leuten: sie gaben vor, ihre Kunst stamme direkt von Salomon her, und was den Kranken anbefohlen wurde, das mußte Alles geheimnißvoll, mit Zeichen, Worten und Geberden geschehen. **Die da Beschwörer waren.** Dieses Wort gibt mehr, eine Beschwörung durch die Beihülfe und Macht unterirdischer Geister zu

verstehen, denn es ist nicht wohl anzunehmen, daß das in der Lection beschriebene Volk den Namen des wahren Gottes gebraucht hätte. Das griechische Wort Exorcisten läßt sich durch Verbanner wiedergeben. Sie verbannten die bösen Geister, oder gaben vor, es zu thun. **Den Namen des Herrn Jesu zu nennen.** Als sie sahen, daß Paulus im Namen des Herrn Jesu große Wunder that, dachten sie, es möchte auch ihnen gelingen, anstatt Betrug zu treiben, etwas Ordentliches zu thun, aber auch um mehr Geld und Beifall zu ernten. Daß aber Einige wirklich Teufel austrieben, gibt Matth. 7, 22, Mark. 9, 38, zu. Ueber das Besessensein haben die Gelehrten sich schon so lange gezankt, daß es unmöglich ist, an diesem Ort ausführlich darüber zu handeln. Man thut wohl am Besten, wenn man beim Wort bleibt und sich von Dingen, welche man nicht versteht, fern hält.

V. 14. **Es waren ihrer aber sieben.** Dieser ganze Vers muß genau beachtet werden. Die Siebenzahl ist immer noch ein gutes Zeichen bei den abergläubischen Leuten, und mag auch in diesem Falle eine Hauptrolle gespielt haben. **Söhne des Hohenpriesters.** Folgende Punkte sind zu beachten: 1. Entweder hatte dieser Mann einmal das Hoheprieſter-Amt verwaltet; dagegen spricht sein Name; 2. oder er war das Haupt der vierundzwanzig Priester, welche der Reihe nach Tempeldienst thun mußten; dagegen spricht sein Wohnort Ephesus; 3. Mag sein, daß er blos einen priesterlichen Ehrentitel trug, so braucht ihn Josephus in seinen Schriften; 4. Einige meinen, er sei Rabbiner, oberster Lehrer der Schule zu Ephesus gewesen; 4. Dr. Whedon meint, er sei ein abgefallener Jude gewesen, und habe priesterliche Functionen im Dianatempel versehen. 6. Andere meinen, und wohl richtig, dieser Mann sei ein Betrüger gewesen, welcher sich den Titel selbst aneignete, um sich selbst und seinen Söhnen Ansehen zu machen, denn es scheint, er reiste mit ihnen umher. Eine Uebersetzung lautet: „Eines gewissen Sceva, der sich ein Hoheprieſter nannte." Diese Söhne standen in Gegenwart eines dämonisch Besessenen und suchten „im Namen Jesu, den Paulus verkündete," den Geist auszutreiben.

V. 15. **Aber der böse Geist antwortete.** Durch den Mann antwortete er: der böse Geist war gegen seinen Willen gezwungen, Jesum zu bekennen und für Paulum einzustehen; er kannte Jesum, und auch seinen Knecht Paulus; aber er kannte auch diese Schwindler, seine Frage: „Wer seid ihr aber?" war deßhalb mehr ein Schimpf, eine Verachtung, um sie beim Volke zu entblößen und lächerlich zu machen; sollte so viel heißen als: Ihr seid Schwindler und euch brauche ich nicht zu folgen.

V. 16. **Sprang auf sie und ward ihrer mächtig.** Durch den bösen Geist getrieben, fiel der Besessene über sie her und bekam die Oberhand, zerriß ihre Kleider und jagte sie beschimpft auf die Straße.

V. 17. **War kund Allen,** d. h. den Juden und Griechen. Die Sache ist in Gegenwart von Zeugen geschehen, so daß es nicht wohl verborgen bleiben konnte. **Und fiel eine Furcht über sie her.** Auf alle Feinde Christi, denn sie sahen und erkannten die Macht des Namens Jesu; aber **der Name des Herrn Jesu wurde hochgelobt.** So muß auch selbst der Erzfeind zur Verherrlichung des Namens Gottes mitwirken, natürlich nie freiwillig.

V. 18. **Viele derer, die gläubig geworden waren.** Welche vorher Anhänger solcher bösen Künste waren, wurden so gerührt und bekümmert, daß sie zu den Aposteln kamen und ein Bekenntniß ablegten.

V. 19. **Viele aber, u. s. w.** Es gab schon zu jener Zeit und gibt leider heute noch Bekenner, welche in diesen Stücken nicht sauber sind. Schon damals kochten sie Zaubermittel, Liebestränklein u. dgl. und verkauften dieselben, um schnöden Gewinn. Es war eine schmähliche Demüthigung, ein solches Bekenntniß abzulegen; aber es war ein Zeichen echter Reue. **Brachten die Bücher zusammen.** Nicht um dieselben zu verkaufen, sondern um sie zu zerstören. Sie wollten nun nichts mehr dazu beitragen, den Aberglauben auszubreiten, dem sie bisher gefröhnt. Der Inhalt der Bücher bestand natürlich in Zauberformeln, Beschwörungen und geheimen Zeichen, welche kein Mensch verstand. Diese Bücher wurden nun öffentlich verbrannt. **Und berechneten.** Der Werth der Bücher, den sie im Ankauf hatten, berechnet, betrug nicht weniger als $9500. Nach der Berechnung Anderer, über $15,000. Wenn man bedenkt, daß Bücher um jene Zeit noch geschrieben werden mußten, und man keine Buchdruckereien hatte, dann kann man leicht genug einsehen, daß sie werthvoll waren. Wenn Judas dort gewesen wäre, dann hätte er gerathen, man solle diese Bücher verkaufen, und das Geld den Armen geben!!

V. 20. **Also mächtig wuchs das Wort,** u. s. w. D. h. also offenbarte sich die Kraft des Wortes Gottes unter dem Volke.

V. 21. **Da das ausgerichtet war.** Es fielen zu dieser Zeit sehr viele Dinge vor, welche hier mit inbegriffen sind, ohne besonders benannt zu sein. Um diese Zeit und hier war es, wo wahrscheinlich solche Männer wie Philemon und Epaphras sich bekehrten. Hier besuchten den Apostel und dieneten ihm: Sosthenes, Apollos, vom Hausgesinde der Chloe, Stephanus, Fortunatus, und besonders der liebe Onesiphorus, u. a. m., worüber er in seinen Briefen an die Corinther Meldung thut. **Im Geiste.** Dieses hat nicht nöthigerweise auf den heiligen Geist Bezug, sondern kann sich blos darauf beziehen, daß er nach gehöriger Ueberlegung zu dem Entschluß kam, so zu thun.

V. 22. **Und sandte Zween.** Die Ursache dieser Sendung ist nicht klar, es sei denn wir lesen 1. Cor. 4, 17–19. Er selbst aber verweilte noch einige Zeit in der Arbeit in Asien, wahrscheinlich erst durch einen Aufruhr, welcher sich zu Ephesus erhob, genöthigt, verließ er die Stadt.

Lehre und Anwendung.—Die Freimüthigkeit, mit welcher Paulus wirkte, wird jedem Christen zu Theil, nach seinem Maß, Stand und Beruf. Durch Christum vermag der Gläubige Alles.

Die Sünde wird sich schließlich selbst zerstören; wo immer sie gedeiht und herrscht, hat sie den Tod zur Folge. Der Bogen, allzustraff angespannt, zerbricht endlich; dieses lernen wir bei Sceva's Söhnen; sie trieben ihr Handwerk so lange und so weit, bis sie ihren Meister fanden.

Wahre Buße hat Früchte, welche offenbar werden. Die Frucht der Buße ist Opfer; zu Ephesus opferten sie ihre Bücher, aber noch mehr thaten sie: Bekenntniß ist billig, wenn keine Besserung folgt. Die Epheser besserten ihr Leben. Sie fragten nicht: Was kostet es? sondern: Was ist recht? Und das thaten sie denn auch mit willigen Herzen.

Auch der Gläubige hat noch seine Schwachheiten, doch wenn er sie einsieht, ist er willig, sie zu überwinden und abzulegen.

Illustrationen.—Der Einfluß schlechter Bücher. Als Nicolas Ferrar, ein frommer und weiser Mann, sein Ende nahen fühlte, ließ er seine Familie zu sich rufen; dann forderte er seinen Bruder auf, eine Grabstätte für ihn abzumessen nach besonderer Anweisung, welche er

beifügte. Nachdem dieses geschehen war, befahl er den Gliedern seiner Familie, drei Gesimse voll Bücher in seinem Schrank, welcher seit Jahren verschlossen war, herauszunehmen und dieselben auf dem Platz, wo sein Grab hingemacht werden sollte, zu verbrennen. Als man ihm die Nachricht brachte, daß sein Wunsch erfüllt sei, sprach er: „Dieses sei ein Beweis, daß ich nichts auf Bücher halte, welche das Gemüth vergiften, und das Herz vom Guten abwenden; von dieser Classe waren jene Bücher."

Der Earl von Manchester, bekannt als großer Dichter, großer Witzbold und großer Sünder, wurde auf seinem Sterbebette heilsverlangend; da befahl er, daß nach seinem Tode seine ganze Bibliothek verbrannt werden müsse.

„Brennt, brennt, schrie er in heiligem Eifer,
Jedes Blatt ein Höllenbrand,
Schlangengift und Tollwuthsgeifer,
Zerstören möcht' ich's mit eigener Hand."

Lexicon.—Tyrannus: Eigenthümer einer Schule zu Ephesus. (Siehe Lection.)

Koller: Gürteltuch, welches man um den Leib trug; auch Schürze.

Sceva: Ein Jude zu Ephesus; aller Wahrscheinlichkeit nach ein Schwindler. (Siehe Lection.) Es liegt kein Beweis vor, daß er je in Jerusalem war, und das Verzeichniß der Hohenpriester enthält keinen solchen Namen.

Ephesus: (Siehe Geschichtliches.)

Erastus: Ein Diener der Kirche zu Ephesus. Wahrscheinlich der nemliche, welcher wieder benamt wird in den Grüßen an Timotheum. Näheres ist nicht bekannt.

Wandtafelerklärung.—Die Lection lehrt vom schädlichen Einfluß gewisser schlechter Bücher auf das Gemüth des Volkes zu Ephesus. Das Bild zeigt, was das Volk mit den Schriften that. Nun bedenke man einmal, welchen Einfluß die verpestete Literatur in unseren Tagen ausübt, man führe Beispiele an und suche die Jugend auf alle mögliche Weise zu warnen; vor den seichten Schriften unserer Zeit. Ein Knabe, welcher jetzt lebenslänglich im Zuchthaus sitzt, weil er eine ganze Familie gemordet hat, gab eine schriftliche Erklärung, daß er sechzig verschiedene Mord- und Blutgeschichten las, und endlich von einem Drang ergriffen wurde, auch Jemand zu morden.

Osterlection.

Matth. 28, 1–7. — Sonntag den 13. April 1884.

1. Am Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des ersten Feiertages der Sabbathen, kam Maria Magdalena, und die andere Maria, das Grab zu besehen.

2. Und siehe, es geschahe ein großes Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu, und wälzte den Stein von der Thür und setzte sich darauf.

3. Und seine Gestalt war wie der Blitz, und sein Kleid weiß als der Schnee.

4. Die Hüter aber erschraken vor Furcht, und wurden als wären sie todt.

5. Aber der Engel antwortete und sprach zu den Weibern: Fürchtet euch nicht; ich weiß, daß ihr Jesum den Gekreuzigten suchet.

6. Er ist nicht hier; er ist auferstanden, wie er gesagt hat. Kommt her, und sehet die Stätte, da der Herr gelegen hat;

7. Und gehet eilend hin, und saget es seinen Jüngern, daß er auferstanden sei von den Todten. Und siehe, er wird vor euch hingehen in Galiläam, da werdet ihr ihn sehen. Siehe, ich habe es euch gesagt.

Haupttext: Er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er gesagt hat. — Matth. 28, 6.

Geschichtliches.—Die Lehre von der Auferstehung Jesu ist so wichtig, daß die Feinde der christlichen Religion von jeher bestrebt waren, dieselbe zu verleugnen und zu zerstören. „Auf daß die Schrift erfüllet würde," ist ein Wort, welches der Unglaube nicht ertragen kann, denn jede erfüllte Weissagung ist ein Schlag auf den Kopf des Unglaubens. Christus starb um unserer Sünde willen, aber er ist auferstanden um unseres Lebens willen! Die Thatsache der Auferstehung ist jedem aufrichtigen Herzen deutlich genug erwiesen, denn Christus wurde nach seiner Auferstehung nicht weniger als zehnmal gesehen, und wenigstens einmal waren mehr als 500 Personen Zeugen seiner Erscheinung. Ostern ist das Fest der Auferstehung, es fällt gleichzeitig mit dem Passahfest ein, doch hat der Name Ostern mit dem Auferstehungsfest im christlichen Sinne rein gar nichts gemein, denn Ostern ist eine Abzweigung des alten Ostera, welches die Göttin des Frühlings war, und von unseren heidnischen Vorfahren gerade um die Zeit des Auferstehungsfestes gefeiert wurde.

Texterklärung.—V. 1. **Am Abend des Sabbaths.** Der jüdische Tag beginnt Abends um sechs Uhr und dauert dann 24 Stunden; demnach war der Sabbath vergangen und der erste Wochentag angebrochen; so stimmt das mit Johannes genau, welcher sagt: „Frühe, da es noch finster war." Die zwei Weiber waren frühe auf, und warteten vielleicht noch auf die Oeffnung der Stadtthore. **Das Grab zu besehen,** d. h. die noch unvollendete Arbeit zu verrichten.

V. 2. **Ein großes Erdbeben.** Dieses war geschehen während die Weiber noch auf dem Wege waren. Wie weit sich dieses Erdbeben erstreckte, ist nirgends bestimmt, denn obgleich es hier Erdbeben heißt, steht im Griechischen doch nur Erschütterung oder Bewegung. Dieses

war ein Vorspiel der allgemeinen Auferstehung. Eine Bewegung der Erde, ein Zittern der Erde. Wer wollte da noch glauben, die Wächter hätten geschlafen? **Wälzte den Stein von der Thür.** Das hatte Jesus auch selbst vollbringen können, aber der Dienst der Engel nimmt in der heiligen Schrift einen zu klaren Standpunkt ein, um uns über die Frage aufzuhalten, warum überhaupt ein Engel nöthig war. Dann ist auch nicht zu vergessen, welche wichtige Aufgabe der Engel noch hatte mit den Wächtern und hernach mit den Weibern. Die Gestalt, wie dieselbe im 3. Vers geschildert ist, soll uns zwei Punkte veranschaulichen: 1. den göttlichen Ursprung der Engel, und 2. die Reinheit ihrer Natur, ihre Unschuld.

V. 4. **Die Hüter erschraken.** Eine solche Gestalt war ihnen nie zuvor begegnet, dann waren sie auch schon vorher in Furcht, denn aus allem, was sich in diesen Tagen zugetragen hatte, konnten sie nicht anders, als noch sonderbare und übernatürliche Dinge erwarten. Solche Majestät war genug, ihnen Schrecken zu verursachen. **Als wären sie todt.** Sie wurden blaß wie Todte, es war kaum mehr Lebenskraft übrig.

V. 5. **Der Engel antwortete.** Aus dieser Rede läßt sich schließen, daß die Weiber den Engel etwas fragten, oder aber, daß die Bedeutung des Wortes richtiger anreden ist, denn bei einem Antworten setzt man immer eine Frage zum voraus. Nach den übrigen Aposteln zu beschließen, waren es auch mehr als zwei Weiber, obwohl nur zwei mit einander gekommen sein mögen. **Fürchtet euch nicht.** Einige wollen Nachdruck auf das Wort euch legen, im Gegensatz zu dem Verhalten der Wächter. **Ich weiß, daß ihr Jesum suchet.** Dieses Wissen ist nicht nothwendigerweise einer göttlichen Offenbarung, noch viel weniger der Allwissenheit des Engels zuzuschreiben; das kann ja der Engel aus ihren Geberden und ihrem Verhalten erkannt haben.

V. 6. **Er ist auferstanden.** Nicht gestohlen, nicht geraubt, auferstanden! Und sollen die Weiber den Ort sehen, wo er gelegen hat, um sich destomehr zu überzeugen, daß der Engel Wahrheit rede.

V. 7. **Gehet eilend.** Seine Jünger trauern, bringt ihnen Trost. Es wird nun gleich Tag, macht es bekannt, denn es soll nicht verborgen bleiben.

Lehre und Anwendung.—Mit der Lehre von der Auferstehung Jesu steht oder fällt die christliche Religion. „Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann seid ihr noch in euren Sünden." Diese Lehre bildet gleichsam den Schlußstein, welcher das Ganze zusammenhält. Daher sind auch die Feinde so sehr erbost darauf.

Was für die Gottlosen ein Schrecken ist an dieser Lehre, das ist den Frommen eine Trostquelle.

Die Auferstehung Jesu hat auch unsere eigene Auferstehung zur Folge.

Die Auferstehung Jesu hat nicht blos das Zeugniß der Apostel; Jesus selbst hat sich nicht unbezeugt gelassen.

Wenn jemals bewiesen werden könnte, daß Christus nicht von den Todten auferstanden sei, dann wären die Apostel Lügner und Jesus selbst müßte fallen. Aber das haben wir zum Siegel und Unterpfand unseres Glaubens: der Thron Gottes beruht auf Wahrheit und Gott kann nicht lügen.

Indem die Auferstehung des Heilandes eine historisch bewiesene Thatsache ist, so ist sie auch ein Beweis für alle anderen Lehren der heiligen Schrift, und diese sind ebenso unzweifelhaft wahr.

Seitdem Christus den Tod besiegt hat, ist uns derselbe kein König des Schreckens mehr, denn er hat für uns überwunden.

Die richtige Osterfeier ist deßhalb, der Sünde absterben und für Jesum aufleben, damit wir in seiner Herrlichkeit wandeln mögen.

Wandtafelerklärung. — Das Osterkreuz auf der Wandtafel hat eine herrliche Deutung. Der Same lag in der Erde, er keimte und wuchs; der Keim wurde zum weichen zarten Stamm, welcher sich an das Kreuz anschmiegte und also emporwuchs, bis der ganze Stamm des Kreuzes bedeckt und durch die neue Pflanze mit einem herrlichen Kranz umrankt wurde. Jesus lebt. Wir sollen auch leben, und durch unsere Auferstehung von den Todten wird Christi Kreuz also verherrlicht, daß es im Auferstehungsglanz der Kinder Gottes gerühmt dasteht. Wir rühmen uns, aber nicht uns selbst, der Auferstandene ist es, den wir rühmen.

Die Predigt vom Kreuz.

3. Lection: 1. Cor. 1, 17–31. — Sonntag den 20. April 1884.

17. Denn Christus hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu predigen, nicht mit klugen Worten, auf daß nicht das Kreuz Christi zu nichte werde.

18. Denn das Wort vom Kreuz ist eine Thorheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist es eine Gottes-Kraft.

19. Denn es stehet geschrieben: Ich will zu nichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen.

20. Wo sind die Klugen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht?

21. Denn dieweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch thörichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben.

22. Sintemal die Juden Zeichen fordern und die Griechen nach Weisheit fragen.

23. Wir aber predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergerniß, und den Griechen eine Thorheit.

24. Denen aber, die berufen sind, beides Juden und Griechen, predigen wir Christum, göttliche Kraft und göttliche Weisheit.

25. Denn die göttliche Thorheit ist weiser, denn die

Menschen sind; und die göttliche Schwachheit ist stärker, denn die Menschen sind.

26. Sehet an, lieben Brüder, euren Beruf; nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele Gewaltige, nicht viele Edle sind berufen.

27. Sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist;

28. Und das Unedle vor der Welt, und das Verachtete hat Gott erwählet, und das da nichts ist, daß er zu nichte mache, was etwas ist;

29. Auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme.

30. Von welchem auch ihr herkommt in Christo Jesu, welcher uns gemacht ist von Gott zur Weisheit, und zur Gerechtigkeit, und zur Heiligung, und zur Erlösung.

31. Auf daß (wie geschrieben stehet), wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn.

Haupttext: Wir aber predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergerniß, und den Griechen eine Thorheit. — 1. Cor. 1, 23.

Geschichtliches. — Diese Epistel wurde zu Ephesus geschrieben, etwa um die Zeit, als Paulus von dort nach Macedonien zu ziehen sich vorgenommen hatte. Die Veranlassung zu dieser Epistel mag dem Umstand zuzuschreiben sein, daß eine gewisse Familie oder doch einige Glieder derselben nach Ephesus kamen und dem Apostel über den Zustand der Gemeinde zu Corinth Auskunft gaben. Es waren die von der Chloe Hausgesinde. Daß der Bericht kein günstiger war, schreibt der Apostel ihnen selbst, doch so schonend, daß man wohl sehen kann, er will sie nicht unnöthig kränken. Die Epistel, eine der längsten und wichtigsten aller paulinischen Episteln, enthält: 1. Einen Vorwurf wegen des Geistes der Zwietracht und Spaltung; 2. Verschiedene Punkte über Verehelichung und das Moralgesetz; 3. Ueber das Götzenopfer; 4. Ueber Pauli apostolische Vollmacht; 5. Des Herrn Abendmahl; 6. Die Leitung des öffentlichen Gottesdienstes; 7. Geistliche Gaben, und 8. die Auferstehung der Todten; zum Schluß, wie üblich in seinen Briefen: Gruß und Abschied.

Texterklärungen. — V. 17. **Nicht gesandt zu taufen.** Das meint natürlich nicht, daß die Taufe nicht mit eingeschlossen war, aber es meint doch sicherlich deutlich, daß es nicht von so viel Werth sei, als die Predigt. Schon in der göttlichen Commission nimmt die Taufe den zweiten Platz ein. Dem Apostel stand das Wort über der Ceremonie; nur so kann ich mir erklären, warum der Apostel sagt, er sei nicht gesandt zu taufen. Er redet vergleichungsweise. **Sondern das Evangelium zu predigen.** Um die Menschen zu bewegen, zu dem Glauben zu bringen, welcher sie zu den Vorrechten des Christenthums berechtigt. Man kann deßhalb die ganze Stelle so erklären: „Christus hat in meinem Beruf mir nicht ausdrücklich das Taufen aufgetragen, wie den andern Aposteln, sondern vornehmlich die Predigt; es soll deßhalb mir Niemand vorwerfen, ich hätte gesucht, das Haupt einer Classe zu werden und Spaltung zu verursachen, und dafür danke ich Gott." Die Apostel überhaupt ließen das Taufen der Neubekehrten durch Diener und Prediger geschehen, welche nicht ins Apostelamt eingesetzt waren. **Nicht mit klugen Worten.** Damit will er sagen: Die Kunst, Streitunterredungen zu führen (wie das Einige thun), haben wir nicht gelernt; sondern klare, niedrige und sittsame Weise, weßhalb uns auch Viele verachten. **Auf daß nicht das Kreuz** 2c. Dieses war der Grund, warum er so und nicht anders predigte: 1. Damit die Aufmerksamkeit auf Christum und nicht auf sonst etwas gerichtet wird; 2. damit es nicht im Kleid der Philosophie die Kraft einer göttlichen Offenbarung verliere. Das Evangelium, als eine Offenbarung der göttlichen Liebe, blos in menschlicher Kraft könnte ja keinen Sünder befreien, es muß in der Beweisung des Geistes geschehen.

V. 18. **Das Wort vom Kreuz.** Darunter verstehen wir die Lehre: 1. Daß Christus als ein Erlösungsopfer für Sünde starb, und diese Thatsache gibt dem Kreuzestodt Christi den eigenthümlichen Charakter. 2. Daß Menschen mit Gott versöhnt werden können, und kraft jenes Opfertodes das Verdienst des Erlösers besitzen. **Ist eine Thorheit denen** 2c. Nicht schon sind, sondern auf dem Weg sind. Ihr Stand ist so, daß ihnen noch zu helfen wäre, wenn sie ihre eigene Thorheit erkennen würden. Ganz natürlich muß den Menschen das Evangelium eine Thorheit sein, denn sie wissen nichts von einer Kraft Gottes zur Seligkeit, welche auch für jede Philosophie unbegreiflich ist. **Uns aber** 2c. Die wir auf dem Weg des Lebens wandeln, und an seiner Hand geleitet werden: **uns ist es eine Gottes-Kraft,** nemlich eine überzeugende Erklärung von den Wahrheiten des Evangeliums und der darin enthaltenen Kräfte. Der Glaube verleiht dem Christen einsicht in die Geheimnisse des ganzen Erlösungsplanes, und er sieht und verspürt Kräfte, welche er zuvor nie gekannt.

V. 19. **Denn es steht geschrieben.** Nun folgt die Anführung eines Spruches aus dem Propheten Jesaias, nicht um gerade hier die einzige Erfüllung desselben anzudeuten, denn Gott hat durch die Propheten allenthalben die Unzulänglichkeit menschlicher Mittel gelehrt. Diese Worte sind von dem Apostel geschickt und am rechten Ort angeführt, weil selbst die Juden bekennen, daß das ihre Bedeutung sei, daß nemlich die Weisheit der Weisen in den Tagen der Verwüstung von ihnen fliehen würde.

V. 20. **Wo sind die Klugen?** Hier sind des Apostels eigene Worte, obwohl er darin auf Jes. 33, 18 hinzielt, wo wir ähnliche Ausdrücke finden; aber der Verstand verschieden ist. Kluge, Schriftgelehrte und Weltweise; der Apostel macht einen Unterschied zwischen ihnen, ohne vielleicht einen zu beabsichtigen, sondern blos um desto nachdrücklicher hervorzuheben, daß er keinen Unterschied machen will. Unter den Weltweisen verstand man jedoch zu jener Zeit besonders die Untersucher dieses Zeitalters, oder nach dem Englischen: die Streitredner dieser Welt. Wo sind sie? d. h. was haben sie der Welt für ein Verdienst gebracht? Wer hat sich unter ihrer Weisheit zu Gott bekehrt? **Die Weisheit dieser Welt** 2c. 2c. Durch die Offenbarung des Erlösungsplanes hat Gott gezeigt, daß alle menschlichen Pläne Thorheit sind, wenn dieselben den Menschen für den Himmel tauglich machten sollen.

V. 21. **Gefiel es Gott wohl.** Da die Welt also Gott nicht kannte noch kennen konnte nach ihrer Weisheit, gefiel es Gott in seiner Weisheit, Diejenigen, welche an Jesum Christum glauben, **durch thörichte Predigt selig zu machen.** Die Predigt an sich selbst ist nicht thöricht, sondern blos von den Ungläubigen und Weltweisen so gehalten; daher sie auch eben deßhalb in der Finsterniß und Verstocktheit verbleiben müssen, denn wer sich selbst die Heilsbedingungen stellt, der geht sicherlich neben das Ziel. Darum

V. 22. **Die Juden Zeichen fordern** 2c. 2c. Das war jüdische Gewohnheit, so oft ein Lehrer oder Prophet auftrat, verlangten sie Wunder und Zeichen von ihm. Daher auch Jesus ihnen einmal das Zeichen des Propheten Jonas verheißt. **Die Griechen nach Weisheit fragen.** Die Blume der Beredsamkeit, die Schönheit des

Vortrags; das waren die Dinge, nach welchen die Griechen fragten, um den Inhalt kümmerten sie sich wenig. Die Juden sagten. Der Griechen Weisheit besteht in dunklen Gleichnissen und Redensarten, die kein Mensch versteht. Um also Jesum als Lehrer anzunehmen, stellen die Juden die Bedingung, daß er alle Zeichen thun muß, welche sie verlangen; die Griechen hingegen fordern, daß er ihnen die Wunder der Existenz offenbare und die unterliegenden Prinzipien entdecke. Darauf antwortet nun Paulus ganz frei und offen:

V. 23. **Wir aber predigen Christum den Gekreuzigten.** Der Hauptgedanke, der Central- und Hauptpunkt der apostolischen Predigt ist Christum, nicht der Weltweise — nicht der Wunderthäter — sondern der Gekreuzigte. Ohne sich an die Gedanken der Juden oder Griechen zu kehren; so predigten sie, und änderten auch ihre Weise nicht.

V. 24. **Denen aber, die berufen sind.** Der Urtext sagt: „Den Berufenen aber," d. h. denen, welche dem Ruf Gottes Folge leisten. Eine andere Autorität übersetzt: „Den Gerufenen aber." Das sind solche, welche dem kräftigen Ruf Gottes gehorsam geworden sind, Juden und Griechen mit eingeschlossen; die haben die Weisheit vom Himmel erkannt; **predigen wir Christum,** und zwar als eine Kraft Gottes, weil er in Demjenigen, worinnen er schwach war, den Menschen ein Aergerniß geworden; aber indem er Schuld und Strafe seines Volkes trug, dem Tod die Macht und der Hölle die Gewalt raubte, Leben und Seligkeit offenbarte, Allen eine Ursache zur Seligkeit wurde. Das ist göttliche Weisheit.

V. 25. **Göttliche Thorheit ist weiser** 2c. 2c. Nicht als ob es möglich wäre, daß Thorheit bei Gott vorkommen könnte; der Apostel meint hier das, was Menschen so ansehen, und treibt wohl ein wenig Satyre mit den übermüthigen Spöttern. Ist Gott der Urquell aller Weisheit, dann ist freilich selbst Salomon in seiner Weisheit ein Thor, gegenüber der Weisheit Gottes. Das was an der Lehre vom Kreuz als thöricht erscheinen möchte, hat immer noch mehr Kraft, als irgend etwas, das Menschen aufzubringen vermögen.

V. 26. **Sehet an, lieben Brüder** 2c. 2c. Die Aufmerksamkeit wird auf die Berufung gelenket, nemlich Berufene der Gnade. Es heißt also hier, ihr sehet euren Beruf, soviel als: ihr erkennet den Zustand eurer Gemeinde zu Corinth, und was jüdischer Vorwitz oder griechische Weisheit dazu beigetragen, vergleichet es nun mit der Predigt vom Kreuz und deren Wirkung. Merket auf eure Mitbrüder überhaupt, und ihr wedet sehen, daß **nicht viele Weise nach dem Fleisch** 2c. 2c., nemlich nach den weltlichen Regeln der Weisheit, oder nach Ansicht der Juden, daß die Weissagung nur auf den Gelehrten und Reichen beruhe, berufen sind. Schon zu Christi Lebenszeit war es so, daß dieses Vorurtheil ihm gegenüber stand.

V. 27. **Was thöricht ist vor der Welt** 2c. 2c. Wir müssen hier immer im Augenmerk halten, daß der Apostel von Dingen redet, welche nichts weniger als thöricht sind; er redet mit Bezugnahme auf das, was die Welt von diesen Dingen hält. **Was schwach ist vor der Welt.** Leute, welche sich weder ihrer Geburt, noch Herkunft rühmen können, sind berufen, und dadurch sind die Großen dieser Welt beschämt worden.

V. 28. **Das Verachtete hat Gott erwählt,** d. h. Solche, welche bei der Welt nie zu Ansehen gelangt wären, wie das ja bei armen Leuten überhaupt der Fall ist; diese können bei Gott zu Ehre und Ansehen gelangen. Daß auch die Heiden selig werden, das hat bei den Juden großen Anstoß verursacht. Gott hat das Unedle der Welt, und das, was nichts ist, erwählet, auf daß er das, was vorher war, zu nichte machen möchte, auf daß Israel, welches nach dem Fleische ist, sich vor Gott nicht rühmen sollte.

V. 29. **Daß sich vor ihm kein Fleisch rühme.** Das Evangelium ist gesandt, um Demuth zu erzeugen, besonders aber, um alle Menschen auf gleichen Fuß zu stellen. Es gibt keinen besonderen Weg zum Himmel für die Edlen dieser Welt, weil sie edel sind; auch nicht für die Armen, weil sie arm sind.

V. 30. **Von welchem auch ihr herkommt** 2c. 2c. Hier deutet der Apostel darauf hin, wo die Gläubigen herstammen, nemlich von Christus. Eine andere Uebersetzung liest: „Aber aus ihm seid ihr in Christo Jesu." **Uns gemacht von Gott** 2c. 2c. Christus ist uns von Gott Gott gegeben, alle unsere Mängel zu ersetzen, vornehmlich Diejenigen, welche die Juden in ihrem Aerger, und die Griechen in ihrem Stolz so hervorheben. **Weisheit.** Die Weisheit der Gläubigen besteht in der Erkenntniß Jesu Christi. **Gerechtigkeit.** Da wir keine Gerechtigkeit hatten, mit welcher wir vor Gott bestehen konnten, so hat Gott Christum (zur) Gerechtigkeit für uns gemacht. **Und Heiligung.** So befleckt der Mensch auch sein mag durch die Sünde, der heilige Geist macht ihn rein von allen Flecken. **Und Erlösung,** von der Dienstbarkeit des Verderbens hat er uns zur Freiheit der Kinder Gottes gebracht. Also hat Gott in Christo Jesu eine völlige Erlösung gegründet, auf daß vor ihm Alle aus Gnaden gerecht und gerettet sein möchten. Keiner hat Vorzüge noch Vorrechte; was sie sind, das sind sie in Christo Jesu.

V. 31. **Auf daß** 2c. 2c. Kein Mensch stehe in einer Stärke, wirke in eigener Weisheit oder rühme sich seiner eigenen Kraft. Den Wechsel mit uns mögen wir rühmen, der ist des Ruhmes werth, aber die Ehre erhalte der, welchem sie gebühret, Gott, hochgelobet in Ewigkeit. Amen.

Wandtafelerklärung. — Der Hauptgedanke ist die Predigt vom Kreuz. Alle wahre Weisheit sammelt sich in der Erkenntniß Jesu Christi des Gekreuzigten. Alle Lehre, und alle Weisheit der Welt wird zu nichte, wenn es gilt, einen Menschen von Sünden zu erlösen; da bietet nur Gottes Wort, welches ist die Lehre vom Kreuzestodt Christi, einen heilenden Balsam an. Wenn man alle Bücher der Welt studirt hat, so man muß eben doch wieder zum Buch des Lebens kommen, wenn der Geist Labung bedarf. Den größten und köstlichsten Gedanken, welcher je ausgesprochen wurde, besingt ein Dichter in dem schönen Lied: „Fels des Heils, geöffnet mir."

Lehre und Anwendung. — Das Kreuz Christi ist der Centralpunkt aller christlichen Lehre, alles Glaubens, Hof-

fens und Liebens. Das Bestreben jedes Predigers ist, dieses Kreuz vor den Augen der Welt zu verherrlichen.

Diese Lehre hat weder Schönheit, noch Weisheit in den Augen der Welt, denn sie kann nur mit dem Auge des Glaubens erfaßt und durchschaut werden; auch offenbart sich die Kraft auf keine andere Weise, als durch den den Glauben. Wo sich aber diese Kraft offenbart, da muß die Weisheit der Welt zu Schanden werden.

Die Ceremonien an und für sich können dem Menschen nicht schädlich sein, so lange er kein Vertrauen seiner Rettung in dieselben setzt, wenn aber die Ceremonien die Stelle des Herrn Jesu einnehmen, dann werden sie geradezu gefährlich, denn sie rauben Christum die Ehre.

Die Ursache, warum die thörichte Predigt vom Kreuz eine Kraft Gottes zur Seligkeit geworden ist, besteht darin, weil die Schwachheit Gottes stärker ist, als die Kraft der Menschen; d. h. das schwächste Werkzeug in Gottes Hand ist stärker als das stärkste, welches ein Mensch gebrauchen kann.

In Christo Jesu sind alle Dinge enthalten, welche der Mensch haben muß, um selig zu werden; wer Jesum empfängt, der hat mit ihm die Versicherung und Versiegelung des ewigen Lebens empfangen.

Illustrationen. — Der Telegraph. Ein Mensch, welcher die Geheimnisse der Electricität nicht versteht, kann unmöglich glauben, daß man mit einem solchen Draht einem Freund in der Ferne schreiben kann, oder daß die Zeichen, welche er hört, Buchstaben sind, selbst wenn er persönlich schon ein Telegramm empfangen hat, wird ihm die Sache nicht deutlicher werden. So ist es auch mit dem Geheimniß des Kreuzes Christi. Hier muß man erfahren, was die Kraft bedeutet, ehe man erklären will, was sie vermag.

Aergerniß des Kreuzes. — Man bot Luther einen Cardinalshut an, wenn er nur schweigen wolle. „Ich will nicht schweigen, und wenn sie mich zum Papst machen," war seine Antwort. Als man ihn deßhalb einen stolzen Narren schalt, sagte er: „Sie mögen mich einen Narren oder irgend etwas nennen, wenn ich nur nicht die Schuld auf mich lade, aus Feigheit zu schweigen." Einst sagten sie: „Luther ist ein Teufel"; darauf antwortete er: „Aber Christus lebt und regiert; das ist genug für Luther."

Christus über Alles. — Ein Spartaner wurde einst gefragt, einen berühmten Sänger zu hören; man sagte ihm, dieser Sänger könne den Schlag der Nachtigall zum Verwechseln ähnlich nachmachen. Der Geladene antwortete gelassen: „Ich habe die Nachtigall selbst gehört, warum soll ich nun einen Nachahmer hören." Wer Christus einmal im Besitz hat, der ist mit Weniger nicht mehr zufrieden, denn alle Nachahmungen sind doch nur Nachahmungen.

Enthaltsamkeit um eines Bruders willen.

4. Lection: 2. Cor. 8, 1–13. — Sonntag den 27. April 1884.

1. Von dem Götzenopfer aber wissen wir, denn wir haben alle das Wissen. Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert.

2. So aber sich Jemand dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll.

3. So aber Jemand Gott liebt, derselbige ist von ihm erkannt.

4. So wissen wir nun von der Speise des Götzenopfers, daß ein Götze nichts in der Welt sei, und daß kein anderer Gott sei, ohne der einige.

5. Und wiewohl es sind, die Götter genannt werden, es sei im Himmel oder auf Erden; sintemal es sind viele Götter und viele Herren:

6. So haben wir doch nur einen Gott, den Vater, von welchem alle Dinge sind, und wir in ihm; und einen Herrn, Jesum Christum, durch welchen alle Dinge sind, und wir durch ihn.

7. Es hat aber nicht Jedermann das Wissen. Denn etliche machen sich noch ein Gewissen über dem Götzen, und essen es für Götzenopfer; damit wird ihr Gewissen, weil es so schwach ist, befleckt.

8. Aber die Speise fördert uns nicht vor Gott. Essen wir, so werden wir darum nicht besser sein; essen wir nicht, so werden wir darum nichts weniger sein.

9. Sehet aber zu, daß diese eure Freiheit nicht gerathe zu einem Anstoß der Schwachen.

10. Denn so dich, der du das Erkenntniß hast, Jemand sähe zu Tische sitzen im Götzenhause, wird nicht sein Gewissen, dieweil er schwach ist, verursachet, das Götzenopfer zu essen?

11. Und wird also über deiner Erkenntniß der schwache Bruder umkommen, um welches willen doch Christus gestorben ist.

12. Wenn ihr aber also sündiget an den Brüdern, und schlaget ihr schwaches Gewissen, so sündiget ihr an Christo.

13. Darum, so die Speise meinen Bruder ärgert, wollte ich nimmermehr Fleisch essen, auf daß ich meinen Bruder nicht ärgerte.

Haupttext: Darum so die Speise meinen Bruder ärgert, wollte ich nimmermehr Fleisch essen, auf daß ich meinen Bruder nicht ärgerte. — 1. Cor. 8, 13.

Geschichtliches.—In dieser Lection ist abermals eine kritische Frage, welche die Gemeinde zu Corinth zu theilen und zu zersplittern drohte. Es war auch nicht blos eine Frage über Lehrpunkte oder persönliche Ansichten, sondern eine Frage, welche das gesellschaftliche und tägliche Leben zu zerstören drohte, und mithin auch auf das religiöse Leben einen nicht geringen Einfluß ausübte. Mit der partikulären Form hätten wir nun wohl nichts mehr zu thun in unseren Tagen, aber es handelt sich um Principien, welche heute den nemlichen praktischen Werth haben, wie damals. Wenn die Heiden ihren Götzen solche Thiere opferten, welche zur Nahrung des Menschen tauglich sind, dann wurde nur ein Theil des Körpers verbrannt; ein Theil bekam der Priester, und das Uebrige wurde zu einem Festmahl bereitet und mit besonders geladenen Gästen entweder im Tempel oder zu Hause verzehrt. Wenn es ein großes Opferthier war, sandte man nicht selten auch noch seinen Freunden davon, und den Rest verkaufte man auf öffentlichem Markt. Den Genuß dieses Opferfleisches hatten die Apostel und Aeltesten zu Jerusalem untersagt (Apstg. 15, 29; 21, 25). Daß der Apostel hier ganz schweigt und von jener Entscheidung gar nicht einmal Meldung thut, ist befremdend; doch mag angenommen werden, der Apostel wollte die Frage auf ihren eigenen Werth gestellt wissen, und dann nach bester Ueberzeugung handeln. In Theorie war Paulus sehr liberal geneigt, aber wenn die Liberalität zum Deckmantel des Unrechts werden sollte, dann war er

sehr streng, die Ordnung aufzuhalten, und dieses sehen wir nirgends so deutlich, als in seinen Briefen an die Corinther.

Texterklärungen.—V. 1. **Von dem Götzenopfer** 2c. 2c. Darüber verlangten die Corinther Auskunft, denn es war eben dieser Sache wegen Streit entstanden. Es scheint, der apostolische Schluß durch die Conferenz zu Jerusalem war in Corinth nicht bekannt worden; oder aber, der Apostel hat es hier mit Leuten zu thun, welche sich in keine kirchliche Autorität mehr fügen wollten. **Wissen wir** 2c. 2c. Damit will er sagen, die Sache sei schon hinlänglich bekannt, wenn nur alle wissen wollten, aber zu viele werden anstatt gebessert, aufgeblasen. Daraus können wir schließen, mit was für Leuten er es zu thun hatte. Es handelte sich um den Genuß des Opferfleisches. Die Nikolaiten behaupteten, das Opferfleisch möge ohne Unterschied gegessen werden und auch ohne Gewissensskrupeln im Götzentempel. Diese Lehre widerlegt nun aber der Apostel und gibt zum voraus zu verstehen, daß es sich hier um einige Aufgeblasene handle (siehe Gal. 6, 1–3). Ein Hochmüthiger wird durch sein Wissen aufgeblasen, der begnadigte Mensch aber lernt mehr und mehr seine eigene Nichtigkeit einsehen, und so dienet seine Erkenntniß zur allgemeinen Erbauung. Man wird den Apostel nicht recht verstehen, wenn man das Wissen im allgemeinen Sinn nimmt, denn er meint hier die Wissenschaften der Schulen, welche sich bereits zu dieser Zeit verstiegen hatten und ihr eigenes Wesen von Gott und Religion machten.

V. 2. **So Jemand meint, er wisse etwas,** und bildet sich dann etwas darauf ein, wird stolz und übermüthig damit, der weiß nichts, denn er hat die wahre Natur des Wissens noch nicht erkennen gelernt. Wo die Liebe abwesend ist, da ist Einbildung zu Hause, und diese macht aufgeblasen.

V. 3. **So Jemand Gott liebt.** Gott ist die Liebe, und durch die Liebe erkennen wir Gott, dann ruht auch Gottes Wohlgefallen auf uns, wenn wir ihn durch die Liebe kennen.

V. 4. **Von der Speise des Götzenopfers** 2c. Nach der Eingangsrede über die falsche Wissenschaft kehrt nun der Apostel wieder zur Streitfrage zurück, nemlich: ob es Christen geziehmend sei, Fleisch zu genießen vom Opfer der Götzen, d. h. ob sie solches Fleisch kaufen, als Geschenk annehmen und genießen dürfen; darüber erklärt Paulus, **daß ein Götze nichts ist.** Damit will er sagen, die Gestalt eines Götzen ist von Menschen, an der Weltregierung hat er nicht Theil; obwohl das Gold und Silber ein Abbild ist von Gott, ist es doch nichts, denn Niemand hat Gott je gesehen; der Götze taugt zu nichts. Diese Ansicht hielten die Gnostiker, und machten sich deßhal kein Gewissen, das Götzenopfer zu essen. Der Apostel sagt aber nicht blos, daß die Götzenbilder nichts sind, er gibt auch deutlich genug zu verstehen, daß selbst die Wesen nicht existiren, welche im Bild repräsentirt sind. **Kein anderer Gott ohne der einige.** Dieses mag als Grund dienen, warum ein Götze nichts ist, oder es mag als Theil der Erkenntniß der Gläubigen angesehen werden, denn sie wissen, nach Vernunft und Offenbarung, daß nur ein Gott ist.

V. 5. **Und wiewohl es sind** 2c. Wiewohl es Dinge gibt, welche Götter genannt werden; **es sei im Himmel,** Engel, Sonne, Mond und Sterne, **oder auf Erden,** die Helden der Vorzeit, gewaltige Könige, Riesen oder andere Geschöpfe; oder gar Figuren aus Holz geschnitzt, oder aus Metall gegossen; **sintemal es sind viele** 2c., d. h. wie es ja eine Unzahl gibt in den verschiedenen Ländern. Der Apostel mag sich hier auch auf Baal beziehen, denn fast jeder Gebetsort hatte damals einen Baal nach seinem Namen genannt. Die Heiden hatten auch oberste Götter, welche beständig im Himmel blieben, die anderen waren Diener, und mußten deßhalb unter Menschen verkehren; sie waren die Vermittler zwischen den Menschen und den obersten Göttern, die Schrift nennt sie Baalim. Hierauf bezieht sich der Apostel, wenn er sagt: Sintemal es sind viel, denn er redet ja mit Bezug auf die heidnischen Ansichten, hat er ja doch im vorigen Vers bereits erklärt, daß nur ein Gott ist.

V. 6. **So haben wir doch nur einen Gott.** Hierin stimmen Juden, Christen und auch die weisesten Philosophen der Heiden überein, daß nemlich nur ein Gott sein kann, und nur ein Wesen die Vollkommenheiten Gottes tragen kann. Aber wer dieser Gott sei, davon hatten jene Philosophen keinen Begriff. **Den Vater,** d. h. dieser einige Gott steht seinen Geschöpfen als Vater gegenüber; er hat sie erzeugt und hervorgebracht, darum ist er auch Versorger und Erhalter. **Von welchem alle Dinge sind.** Alle erschaffenen Wesen kommen von ihm. Der Apostel stellt diese zwei Punkte fest: Gott ist einig, und Gott ist allmächtig, enthält und erhält Alles, das ganze Weltall. **Und wir in ihm,** d. h. wir existiren und leben durch ihn, und sind zu seiner Ehre geschaffen. Doch scheint hier auf das neue Wesen der Gläubigen hingedeutet zu sein; diese sind in Gott, sie haben Theil an ihm und seiner unveränderlichen Liebe, sie sind als ein Siegel auf sein Herz gedrückt, für ihn auserwählt, erlöst und wiedergeboren zur Ausbreitung seines Lobes für Zeit und Ewigkeit. **Und einen Herrn, Jesum Christum.** Dieser ist der geoffenbarte Gott, im Wesen eins mit dem Vater und gleicher Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. **Durch welchen alle Dinge sind.** Was geschaffen ist, das ist durch ihn geschaffen, denn: „Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht." (Joh. 1.) **Und wir durch ihn.** Durch ihn bestehen wir nicht blos als Geschöpfe, sondern auch in der Erlösung, so durch sein Blut geschehen ist, und in der Gemeinschaft, welche wir durch ihn mit Gott haben.

V. 7. **Es hat aber nicht Jedermann,** d. h. nicht Jeder weiß es, daß wir Christen einen solchen Standpunkt einnehmen. Viele sind in diesen Dingen unwissend. **Denn Etliche,** von den bekehrten Heidenbrüdern begreifen diese Dinge noch nicht; durch Erziehung und Vorurtheile sind sie noch gewissermaßen gebunden. **Machen ihnen noch ein Gewissen;** sie meinen es müsse sein, und würden es Sünde erachten solches nicht zu thun. Ein schwaches Gewissen ist ein solches, welches Sünde erkennt in Dingen, welche an und für sich nicht Sünde sind; d. h. also, unvermögend zu entscheiden, daher denn auch der Spruch: Wer da glaubet es sei Sünde, dem ist es Sünde.

V. 8. **Speise fördert uns nicht vor Gott.** Speise macht uns nicht angenehm vor Gott, und wird uns folglich auch nicht verdammen. Es ist nichts Verdienstliches im Essen oder nicht Essen; die wahre Gnade und Gottesfurcht sind deßwegen nicht geringer, ob wir gewisse Speisen genießen oder nicht genießen, auch erhebt uns das nicht in Gottes Gunst und Gnade, denn er urtheilt nicht nach solchen äußeren Dingen, die an sich keine Nütze sind für das geistliche Leben.

V. 9. **Sehet aber zu.** Wenn nun der Gläubige solche Freiheit hat, sollte er doch gewiß zusehen, daß er nicht auf irgend eine Weise seine Freiheit zu einem Mittel des Aergernisses werden läßt, denn dadurch würden ja Solche, welche im Glauben schwach sind, irre geleitet.

V. 10. **So dich — — Jemand sähe** 2c. Irgend ein schwacher Bruder sähe den stärkeren also ein gefährliches Vorbild oder Exempel geben, und im Götzentempel öffentlich essen, so würde das Veranlassung geben, den schwächeren Bruder in Zweifel zu treiben, denn es hätte

den Anschein, als wäre der Stärkere noch ein Götzendiener.

V. 11. **Der schwache Bruder umkommen.** Der Eine hätte dann seine Erkenntniß zum Verderben des Anderen gebraucht. Unter umkommen haben wir hier „verführt werden" zu verstehen, denn indem man gegen das Urtheil seines Gewissens handelt, wird auch er verleitet, so zu thun, und weil er es nicht im Glauben thun kann, ist es ihm Sünde. **Um welches willen.** Um das Argument zu bekräftigen, führt er nicht den Werth der Person, noch die Verpflichtung zur Nächstenliebe an, sondern alle Vorurtheile liegen lassend, schreibt er: Eine Seele, um derentwillen **Christus gestorben ist.**

V. 12. **So sündiget ihr an Christo.** Denn diese Schwachen sind seine Glieder, seine Erkauften, und was ihnen geschieht, das thut man ihm zu leid.

V. 13. **Darum.** Jetzt folgt die Schlußfolgerung. Eben weil die Sachen so stehen, und es sich also verhält, daß sich mein Bruder ärgert, daß er in seiner Schwachheit es nicht vertragen kann, daß es ihm zum Anstoß wird, wenn ich von meiner Freiheit Gebrauch mache, **wollte ich nimmermehr Fleisch essen.** Der Apostel will sagen, lieber als ein armer Bruder sich ärgern sollte, weil er ihn Fleisch essen sieht, so wollte er lieber gar kein Fleisch, also nicht blos kein Opferfleisch, sondern rein gar kein Fleisch essen. Wenn kein anderer Weg ist, als dieser, lieber als Ursache sein, daß mein Bruder sündigt, gebe ich das Fleischessen auf. Freilich muß man hier nicht erklären wollen, daß diese Schwachen ein Recht haben, die Stärkeren zu quälen; sie sollten suchen, in der Wahrheit, in der Kraft, im Glauben und in wahrer Mäßigkeit zu erstarken, so daß sie sich nicht an jeder Kleinigkeit stoßen brauchen, sonst möchten sie leicht verweichlicht werden. Pflicht gehört dem Schwachen ebensowohl als dem Starken an.

Lehre und Anwendung. — Alle menschliche Wissenschaft muß das geistliche Element in sich tragen. Bildung! Bildung, sollte das Motto unserer Zeit sein, aber Bildung des Herzens und Gewissens, sowohl als blos des Intellekts. Die wahre Bildung ist verklärt und verherrlicht durch Religion und Sittlichkeit.

Die christliche Religion fordert Erkenntniß und Liebe, die Liebe aber ist das größte und deßhalb von höherer Bedeutung. Erkenntniß allein bessert Niemand; aber: „wo sich Verstand und Liebe paaren, da entsteht ein heilig, züchtig Leben."

Der Grundsatz, welchen Paulus aufstellt, ist eigentlich das Princip aller christlichen Selbstverleugnung. John Gough sagt: Die Bibel gebietet mir sicherlich nirgends, daß ich trinken muß, sie erlaubt mir also, es bleiben zu lassen, wenn ich dadurch etwas Gutes stiften kann.

Man muß jedoch vorsichtig sein, daß ein solcher Grundsatz nicht mißangewendet wird. Es ist nicht gesagt, daß wir uns in allen Dingen nach dem richten, was Andere lieben und nicht lieben, sonst möchten wir wohl in kurzer Zeit für ein Irrenhaus reif sein; es meint nur, wenn ich sehe, daß mein Genießen oder Enthalten Gutes stiften kann bei Andern, ohne mir schädlich zu sein, so soll ich so handeln, daß das größte Gute erzielt wird.

Das Vorhaben des christlichen Lebens ist aufzubauen, aber nie zu schaden durch Vorsatz oder Einfluß, und Einfluß haben wir alle. Darum sollte die Liebe Jesu Christi das einzig geltende und über alles stehende Gesetz des christlichen Lebens sein.

Illustrationen. — Eines Knaben Wunsch. „Vater," fragte ein Knabe eines Tages seinen Vater, „was ist Cherubim und Seraphim, welches ich in der Bibel lese?" Der Vater antwortete: „Cherubim ist ein hebräisches Wort, und bedeutet Erkenntniß; Seraphim ist ein anderes Wort in der nemlichen Sprache und bedeutet Flamme. Es bedeutet Engel, welche in Erkenntniß und Liebe obenan stehen." — „O dann wollte ich lieber ein Seraph sein, denn Gott lieben ist besser, denn alles Wissen."

Arme Reiche und reiche Arme. — Ein Herr nahm einst einen Freund auf sein Landgut und zeigte ihm all seine Güter, und deren waren nicht wenige. „O," sagte der Gast, „in unserem Dorf wohnt eine arme Wittwe, welche noch mehr hat als dieses." „Wie das?" „Ei, sie sagt der Herr Jesus gehöre ihr, und mit ihm habe sie Alles, was sie brauche, und noch genug übrig für alle Ewigkeit." Der reiche Mann war bestürzt und sagte kein Wort mehr.

Das Wesen der Liebe. — Liebe macht jede Pflicht leicht und gibt den Füßen Flügel, um auf seinen Willen zu folgen. Sie ist der Bogen, welcher den Pfeil unbedingten Gehorsams vorwärts treibt; der starke Arm, welcher die Räder unermüdlicher Thätigkeit in Bewegung setzt. Durch sie wird Tod zum Leben und Leben zum Tod. Durch die Liebe vermag ein Mensch alles, denn sie bringet den Menschen.

Wandtafelerklärung. — Die Lection ist eine wichtige, und der darin hervorgehobene Grundsatz ist ein edler, aber man muß doch auch behutsam sein, daß man nicht in Extreme geräth. Die christliche Liebe gebietet uns: 1. Alles zu meiden, was den schwachen Bruder zum Sündigen reizen möchte; 2. Alles zu unterlassen, was ihn zum Straucheln verleiten könnte; 3. Der Grundsatz bezieht sich hauptsächlich auf die Pflicht der Selbstverleugnung in unwesentlichen Dingen, welche man lieber unterlasse, als einem Schwächling einen Stein des Anstoßes in den Weg lege. Ganz natürlich liegt in der Zeichnung indirekt eine Mahnung für die Schwachen, doch ja zu suchen, stark zu werden, damit sie nicht von jeder Kleinigkeit erschüttert werden.

Mit unsern Lesern.

Das Magazin hat eine schöne Anzahl neuer Unterschreiber (etwa 500) gewonnen; das macht uns Muth und Freude. Unseren treuen Agenten hiemit für ihre Bemühungen den besten Dank. Wir werden uns bemühen, das Magazin mit jedem Monat unentbehrlicher zu machen für die Sonntagschule und die Familie. Die kurzen Winke für Lehrer und auch die andern Departements finden allgemein Anklang, auch haben wir einen neuen Vorrath von Bildern aus „allen Welttheilen," um künftig mehr als je in Wort und Bild belehren zu können. Nun haben wir aber doch noch eine bescheidene Bitte: Könnte nicht jeder Agent noch einen neuen Unterschreiber einsenden? Brüder, haltet einmal genaue Nachlese, und ihr, geschätzten Leser, seid ihnen behülflich dabei. Eine billigere deutsche Monatsschrift besteht nicht, und je größer der Leserkreis, desto größer der Einfluß. Versucht's einmal, liebe Brüder, ob's nicht gelingt.

E. R. in S. Mein Lieber! Daß das Magazin keine Artikel speciell über Heiligung bringt, muß nicht erstaunen; es ist dies offenbar nicht der Zweck dieser Schrift, das muß Jeder einsehen; nichts destoweniger wollen wir durch den Inhalt nicht nur erbauen, sondern auch bessern. Wir sind vollkommen einverstanden mit dieser biblischen Lehre und fördern dieselbe (und die Praxis!), wo wir nur können. Und ob nicht vielleicht (weil in der Regel keine solche Artikel erscheinen) das geistliche Leben am Abnehmen sei in der Kirche — deßhalb nur nicht bange. Nur recht heilig gelebt! Heilig schreiben ist leicht.

X. Y. Z. in N. Y. Nein, Bruder! Die Sonntagschulartikel sollen nicht aus dem Magazin verbannt werden. Und daß sie auf deinem Arbeitsfeld unter den Sonntagschularbeitern mit Interesse gelesen werden, freut uns. Wer keine Belehrung im Sonntagschulfach mehr bedarf, der ist nicht „gelehrt," sondern geleert, und — er sollte für Andere den Platz räumen. Bei dem Deckelbild der Festnummer haben wir weder der Frau auf den Buckel, noch "bustle" geschaut, wir sahen da blos den Christbaum, die Freude des Kindes, die Mutterliebe. — Wir ahnten nichts Arges.

Im Sonntagschul-Wandkalender wird die Lection vom 1. Juni als Gal. 5, 1–16 angegeben, welches aber Gal. 4, 1–16 heißen sollte. Der deutsche Kalender wurde nach dem englischen gemacht und der Fehler nicht entdeckt, bis wir an die Bearbeitung jener Lection kamen. Daß aber überhaupt ein solcher Irrthum vorfallen konnte, hat seine Ursache noch weiter zurück. Wollen unsere Sonntagschularbeiter sich gütigst bemühen, die Zahl 5 zu streichen und eine 4 hinzusetzen? Dann ist der Fehler berichtigt.

J. H., Jowa. Wenn Jemand behauptet, die Bibel sei nicht so alt, wie man vorgibt, weil von Glas darin die Rede ist, da doch Glas eine spätere Erfindung sei, der zeigt dadurch an, daß er noch ein Neuling ist im Argumentiren, oder daß er gerne anderen Prahlern nachprahlt; ein paar Blätter aus der Weltgeschichte würden ihn eines Andern belehren, auch könnte ihm irgend ein Schulkind der höheren Classen sagen, daß er ein Nichtswisser ist, denn Glas war schon 2000 Jahre vor Christus bekannt, und das war ja bekanntlich um Abraham's Zeit. Was würden die alten Egypter, welche vor 4000 Jahren Glas fabricirten, zu solchen weisen Bibelverwerfern sagen, wenn sie Gelegenheit hätten? Es ist Thatsache, daß man damals bedeutend feineres Glas machte, als heute; die Kunst ist verloren gegangen. Man darf solchen Menschen getrost sagen, daß kaum etwas erfunden wird, was nicht schon einmal war, ausgenommen vielleicht — ihre Weisheit.

B. T., Mich. A. T. Stewart's Leichnam wurde gestohlen während der Nacht vom 6. November 1878; Niemand weiß, ob je Geld ausbezahlt wurde, um ihn wieder zu erhalten. Die Arbeiter an der Kathedrale zu Long Island, wo der Leichnam hingebracht werden sollte, sind heute noch der Meinung, die Gruft sei leer. Anfangs wurden $25,000 Belohnung angeboten für die Wiedererstattung des Leichnams, aber ob das Anerbieten noch offen ist, wissen wir nicht; jedenfalls hat das Stehlen des Leichnams den Dieben nichts eingetragen, und um des Geldes willen haben sie ihn gestohlen.

B. S., Missouri. Wenn eine Firma eine Taschenuhr im Werth von $8.00 für vierzig Cents anbietet, dann ist etwas faul im „Staat Dänemark." Es macht nichts aus, wo es geschrieben steht. Wir würden nie Jemanden anrathen, seine vierzig Cents abzuschicken, denn schon der Gedanke: $8 für einen halben, ist gegen alle Vernunft. Daß es noch Leute gibt, welche so etwas glauben, ist die Ursache, daß eine Annonce in der Zeitung bezahlt. Man kauft am sichersten von Leuten, welche man kennt, und läßt seine Finger von solchen Annoncen, denn man darf ja hernach, wenn man betrogen wird, es nicht einmal sagen, sonst wird man noch ausgelacht und geschieht einem auch — ganz recht.

C. B., Pa. Der Familienname des deutschen Kaisers ist: „Von Hohenzollern." Der Name stammt von der Burg jenes Stammes, welche aber zuerst Hohen-Söller hieß, woraus später Hohenzollern wurde. Früher waren zwei Linien jenes Namens, die Hechinger und die Sigmaringer. Die Fürstenthümer beider Linien sind jetzt preußische Regierungsbezirke. Kaiser Wilhelm gehört jener Familie an und ist deßhalb ein Hohenzoller. So wie gewöhnliche Alltagsmenschen ihre Familien-

namen einst nach ihrem Handwerk nannten, Müller, Schmidt, Maurer, Faßbinder u. s. w., gerade so nannten sich die Adeligen nach ihren Burgen. Wir kennen einen Namen, „Schafstall." Der erste dieses Namens wurde als fünf Tage altes Kind in einem Schafstall gefunden, von guten Leuten erzogen und nach seinem ersten Bergungsort „Schafstall" genannt. Das sind jetzt 115 Jahre her, aber die Nachkommenschaft ist fast unzählbar, und Viele tragen den Namen mit Ehren. Die Geschichte der Entstehung von Familiennamen ließe sich ins Unendliche treiben.

A. M., Ohio. Gerade deßhalb, weil die S. S. Lehrer oft in ihren Ansichten nicht mit einander übereinstimmen, sollte keine Sonntagschule ohne eine Lehrerversammlung sein. Dort sollte man sich gegenseitig aussprechen und verständigen über Das, was eigentlich den Schülern vorgetragen werden soll. Der große Fehler, daß Lehrerversammlungen nicht so interessant sind, als sie sein könnten und sollten, liegt nicht in den Versammlungen, sondern in den Lehrern. Wenn ein Lehrer denkt, seine Ansicht sei die richtige, und bricht dann lieber eine Versammlung auf, als daß er sich überzeugen läßt, der würde besser zu Hause bleiben; aber als Lehrer sollte er auch nicht angestellt werden. Uebrigens kommt es ganz darauf an, wie eine solche Versammlung geleitet wird; es ist da ziemlich viel, wie mit einem Gespann junger, lebensfrischer Pferde: es kommt ganz und gar darauf an, wer die Zügel in der Hand hält. Der am meisten redet ist, nicht immer der beste Sprecher; man sagt von General Moltke, daß er in sieben unterschiedlichen Sprachen schweigen kann, und doch wird Niemand die Behauptung wagen, als sei er nicht ein gewaltiger Führer und Schlachtenlenker.

Br. H. W. F., Penna. Folgendes Recept macht eine prachtvolle schwarze Tinte, welche nicht klebrig wird, leicht fließt, und keiner Feder schadet: Nimm eine halbe Unze Extract von Blauholz (logwood), gieße ein Quart recht heißes Wasser darüber und lasse es auflösen, hernach thue eine halbe Drachme yellow chromate of potassa dazu.

Diese Tinte ist sehr schwarz, billig, wird nicht klebrig und ist leicht zu machen; sie gibt keine „Gedanken" — wenn aber welche in der Feder sind, läßt sie dieselben vortrefflich fließen.

Bernstein hat seinen Namen von börnen, altdeutsch für brennen; er wird auch gelbe Ambra (amber) genannt. Man findet ihn in lohnender Quantität nur an der Ostseeküste, wo er in Stücken von der Größe einer Koralle bis zu 10 Pfund vorkommt. Es werden alljährlich an 80 Tonnen gewonnen, theilweise spült ihn die See ans Land, und sehr viel wird gegraben. Bernstein ist als Masse der Ueberrest eines urweltlichen Waldes; das Holz ist längst verfault, und das Harz hat sich zu Stein verhärtet. Man gebraucht ihn zu Schmucksachen, Firniß, Bernsteinöl und L-Säure. In Preußen ist der Erwerb und Handel in Bernstein ein wichtiger Industriezweig. Bernstein hat starke elektrische Kraft, welche sich durch Reibung kund gibt; angezündet brennt er wie Harz. Verarbeitet ist er sehr theuer.

Leser in Jowa. Der Kampf gegen das Uebel der Unmäßigkeit ist kein neuer; auch ist er kein amerikanisches Extrem. Schon König Constantin von Schottland bestrafte Trunkenbolde mit dem Tod; und er regierte A. D. 870; er sagte: Ein Betrunkener ist kein Mensch, sondern ein Spott der Menschheit, er unterscheidet sich vom Thier blos in Gestalt.

Daß es unter den Temperenzleuten Extremisten gibt, ist zuläßlich, aber lange nicht so viele, als unter den Trinkern, auch sind sie bei weitem nicht so gefährlich. Dann müßt ihr lieben Landleute auch zugeben, daß ihr keinen Begriff habt, was für Unheil der miserable „Suff" in den Städten anrichtet.

Ein Leser in Milw. Was ist Witz? Nach Oetinger ist Witz die höchste Stufe (und wohlgeordnete Zusammenfassung) aller Arten der Weisheit. Das hebräische Ormah beudeutet sonst Hinterlist, Betrug (2. Mose 21, 14); Salomo faßt es in gutem Sinn, und meint damit die Weisheit, kraft welcher verführte aber noch lenksame Leute die göttliche Weisheit sich zu eigen machen, die also „gewitzigt," d. h. vor den Ränken der alten Schlange gewarnt wurden (Spr. 1, 4; 8, 5; 22, 3). In Jer. 31, 19 meint gewitzigt: Nach dem ich unterwiesen bin. Unsers Dünkens jedoch hat weder diese Stelle noch das Erwähnte überhaupt etwas mit der in Frage stehenden Sache zu thun.

P. F. und A. M., Indiana. Die Volkszählung in Canada von 1881, die Provinzen Ontario, Quebec, New Brunswick, Nova Scotia, Manitoba, Britisch Columbia, Northwest Territory, Vancouvers Insel und Prinz Edwards Insel umfassend, ergab 4,352,080; eine Zunahme von 18 Procent. Indianer hatte Canada in 1877 99,650. Die Vereinigten Staaten zählten im Jahr 1880 50,155,783; in zehn Jahren eine Zunahme von mehr als dreißig Procent. Der Flächenraum von Canada ist größer als derjenige der Vereinigten Staaten, wenn man alle Provinzen mitrechnet. Canada ist beinahe so groß als Europa; aber wieviel von der Oberfläche im Norden unbewohnbar ist, muß erst entschieden werden. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Canada, was ihm gebührt. Vergeßt nicht, daß der „Chef" vom Magazin (hier plaudert unser geschätzter Gehülfe! T.) auch ein Canadier ist.

F. C., New Jersey. Freut uns, daß das Halleluja so gut gefällt und der Sonntagschule einen neuen Impuls gegeben. Zu dem Zweck hat es die Kirche herausgegeben. Die Idee, daß ein jeder Schüler sein eigenes Buch hat und dasselbe mit nach Hause nimmt, und dort die Lieder lernt und singt, ist recht empfehlenswerth. Es ist nur schade, daß manche Eltern in diesem Punkt so überaus sparsam sind. Lieber hängen sie etwas an ihr Pferd, als an ihr Kind. Das Liederbuch für Betstunden &c., das die Gen. Conf. verordnet hat, wird ohne Noten erscheinen — wann? können wir noch nicht sagen.

☞ **Zur Beachtung.** — Wer fragt, muß belieben, uns seinen vollen Namen zu geben. Was des Namens nicht werth ist, ist auch nicht fragenswerth. Uebrigens geben wir, wie bekannt, ja nur die Anfangsbuchstaben. Man beschränke sich auf Interessantes.

Hinterstübchen.

Die Legende von den dreißig Silberlingen.—Pater Faber, der Wallfahrer von Nürnberg, berichtet von den dreißig Silberlingen, um welche Judas nach der Heiligen Schrift seinen Herrn und Meister verrieth, Folgendes. Tharah, der Vater Abraham's, hatte die dreißig Silberlinge nebst anderen Münzen im Auftrage des Königs Ninus prägen lassen. Nach Tharah's Tode erhielt Abraham dieselben. Von diesem erhielt sie Ismael, von dessen Nachkommen sie sorgfältig verwahrt in die Hände der Söhne Jakob's gelangten, als diese ihren Bruder Joseph verkauften. Sie bezahlten damit den Weizen, den sie zur Zeit der Hungersnoth in Egypten kauften. Von hier wanderten die Silberlinge nach dem Königreich Saba zum Einkauf von Waaren. Nebst anderen werthvollen Geschenken verehrte die Königin von Saba die Münzen dem Könige Salomo, der sie als Weihgeschenke im Tempelschatze niederlegte. Von hier entführte sie Nebukadnezar und sandte sie nach Nubien an Gadalja als Seltenheit. Nach Christi Geburt legte sie einer der heiligen drei Könige, Melchior von Nubien, dem Christkinde zu Füßen. Auf der Flucht nach Egypten verlor Joseph, der Vater des Heilandes, die Geldstücke in der Wüste; ein Schäfer fand sie und bewahrte sie dreißig Jahre auf. Als er von den Wundern des Herrn in Jerusalem hörte, wanderte er dorthin, um dort von einer schweren Krankheit Heilung zu suchen. Als Christus ihn geheilt hatte, wollte er ihm aus Erkenntlichkeit die dreißig Silberlinge geben. Der Heiland aber nahm die Gabe nicht für sich, sondern übergab sie den Priestern für den Tempelschatz. Als Judas den Herrn verrathen hatte, zahlten ihm die Priester jene Silberlinge als den bedungenen Lohn, er aber nahm sie nicht an, sondern warf sie in den Tempel zurück; man kaufte einen Begräbnißplatz. Von da ab blieben die Silberlinge nicht mehr zusammen. Pater Faber, der diese Legende berichtet, will ein Exemplar derselben seinerzeit auf Rhodos gesehen haben; das Gepräge soll sehr unkenntlich gewesen sein, doch will er auf der einen Seite der Münze Spuren einer männlichen Gestalt, auf der anderen die einer Lilie erkannt haben.—R. F.

Der Aberglaube hat selbst über die energischsten und stärksten Geister Gewalt. Auch Napoleon I. hatte seine Orakel — ein Strumpforakel. War er über irgend eine That unschlüssig, setzte er sich platt auf den Boden, zog seine Strümpfe aus und warf einen um den andern mit den Worten: „Soll ich, oder soll ich nicht?" mit aller Kraft von sich. War der zuerst geworfene Strumpf weiter als der zweite gefallen, so hieß es „du sollst!" und umgekehrt. (Wahrscheinlich hatte er aber vergessen, seine Strümpfe zu werfen, als er 1812 den Feldzug nach Rußland unternahm, oder täuschte ihn das Orakel?)

Starke Familie. — Beamter: „Wie stark ist ihre Familie?" — Bauer: „Wenn wir zusammen halten, so verhauen wir das ganze Dorf."

Der Unterschied. — Der Staat, der die Männer beschäftigt, hat geographische und politische Grenzen; der Staat aber, den manche Weiber machen—ist grenzenlos.

Auch ein Grund. — Fremder: „Sie, Landsmann, wie kommt es, daß das große Dorf hier eine so kleine Kirche hat? Da können die Leute doch unmöglich hinein!" — Bauer: „Ja freilich, Hochwürden, wenn die Leute alle hineingingen, da gingen sie nicht alle hinein, weil sie aber nicht alle hineingehen, gehen sie alle hinein."

Folgende hübsche Episode bei einer Trauung wird aus einem Dorfe in der Nähe von Hoya berichtet: Ein 50jähriger Tagelöhner und eine 55jährige ehrsame Jungfrau waren zu dem wohlüberlegten Entschluß gekommen, ihre „Plünnen to hope to smiten," d. h. sich zu heirathen. Auf Schönheit konnten alle Beide keinen Anspruch machen, und die glückliche Braut war zum Ueberfluß noch stocktaub. Die Trauung sollte vor sich gehen. Der würdige Prediger ermahnte das Paar, treu zusammenzustehen in Freud und Leid, und that dann die üblichen Fragen: „Johann Christian Dietrich W., willst du u. s. w." Ein vernehmliches „Ja" hallte durch die Kirche. Darauf wandte sich der Geistliche zu der Braut, auf seine Frage aber wurde ihm keine Antwort. Er fragte nochmals — abermals Schweigen. Betroffen schaute der Prediger den Bräutigam an. „Je, Herr Pastor, se hört en beten swor" (sie hört ein bischen schwer), sagte dieser, und indem er seiner lieblichen Braut einen freundschaftlichen Rippenstoß gab, schrie er ihr ins Ohr: „Lischen, de Herr Pastor will weten, ob du mi hebben wult!" Da schlug sie die fromm zur Erde geschlagenen Augen zu ihm auf und rief ganz glückselig aus: „Ach, Keerl, wo geern.

Nutzen des Frühaufstehens. — Der Unterschied zwischen dem Aufstehen um 6 Uhr und 8 Uhr beträgt in 40 Jahren 20,200 Stunden, oder 3 Jahre, 129 Tage und 16 Stunden; oder 8 Stunden des Tages zehn Jahre lang, so daß das Aufstehen um 6 Uhr in Hinsicht der Geschäfte ebenso gut ist, als lebte man zehn Jahre länger. Also merkt's euch, ihr Langschläfer!

Die Bötin. — Bötin: J du meine Güt'! Hab' ich gar die Bratwürsterln für den Herrn Schullehrer liegen lassen! Nun, den hätt' ich seh'n mögen, wenn ich blos die rothe Tint' gebracht hätt' — und keine Bratwürsteln!

Wirthin: Für wen ist denn die braune Medicin da?

Bötin: O, auch für den Herrn Schullehrer! Ich glaub', es ist ein Malzextera, wie sie's heißen — so g'spaßige Name hat's früher nit gegeb'n, die kein Mensch versteht; wenn ich den Husten g'habt hab', so hab' ich ihn halt mit Bärenzucker verkurirt. Aber jetzt müssen's schon was Extera's haben, sogar einen Malz-Extera!

Wirthin (ihr auf die Schulter klopfend): Recht, Wab'n! D'rum kann's unser Apotheker aber auch nimmer allein machen. Weißt schon, er hat jetzt einen Profi— Profe— — —

Bötin (einfallend): Professor! Hab's gehört! Natürlich, jetzt hat der gar auch einen Professor! Da müssen ja die Leut' gescheidt werden. Das macht alles die „Zuvilisation," wie sie's heißen; sie seh'n also doch selber ein, daß's „zu viel" ist.

Kasernensprache.—Ein Feldwebel mußte eines Arrestanten wegen das Kasernengefängniß besuchen, er fragte deßhalb den wachestehenden Soldaten:

„Wo ist denn die Infanterieleibregimentskasernenarrestantenaufsichtsunteroffizierszimmernummer?"

Ein Wunsch. — „O, ich möchte nur noch einmal fühlen, wie ein Kind fühlt," sagte ein Greis in der Gegenwart mehrerer Kinder.

Der kleine Johann hörte auf zu spielen und fragte ihn ernsthaft: „Großpapa, soll ich der Mama rufen, den Riemen zu bringen?"

Wie man Kinder verzieht. — „Komme augenblicklich daher," rief eine entrüstete Mutter ihrem Hoffnungsvollen zu. „Habe ich dir nicht gesagt, du kriegst Schläge, wenn du vom Hause weggingst?"

„Ja," sagte der Junge, auf einem Fuße stehend.

„Warum gingst du denn doch? Sprich!"

„Darum."

„Hast du nicht gewußt, daß du Hiebe kriegst?"

„Doch," aber die Miene zeigte, daß er es nicht glaubte.

„Ich habe gute Lust, dir das Fell zu gerben. Wenn du mir heute wieder aus dem Hof gehst, dann haue ich dich bis auf einen Zoll deines Lebens."

Nach zehn Minuten war der Junge auf der Straße; die Mutter ruft, und er kommt murrend.

„Hab' ich dir nicht gesagt, du kriegst Schläge, wenn du zum Hof hinausgingest?"

„Ja."

„Warum gingst du doch?"

„Darum."

„Du Taugenichts, ich bin gesonnen, dich auf ein Brett zu binden und zu hauen, bis ich nicht mehr kann. Hörst du's?"

„Ja."

„Thue es wieder, dann wirst du sehen, wie's dir geht."

Nach fünfzehn Minuten ist er wieder auf der Straße, die Mutter sieht ihn und ruft: „Wart nur, ich sag's dem Vater, wenn er heimkommt!"

Zur Fremdwörtersucht. — Eine Dame legte großen Werth darauf, als besonders gebildet und gelehrt angesehen zu werden. Darum hat sie, wie es übrigens auch bei andern Menschenkindern etwa vorkommt, die Sucht, ihre Reden mit möglichst vielen Fremdwörtern zu spicken. Welch' ergötzliche Dinge aber in ihrer „Conservation," wie sie sich auszudrücken beliebt, zu Tage gefördert werden, zeigen folgende wenige Müsterchen:

Einst äußerte sie ihre Theilnahme an dem Geschicke eines jungen Mannes ihrer Bekanntschaft, der sich umsonst bemüht hatte, ein Geschäft zu gründen, in den Worten: „O, es hat mich wahrhaftig recht sehr compromittirt (‚beprimirt,' wollte die treuen Seele sagen!), daß es dem charmanten Manne nicht gelingen wollte, sich bei uns zu tabiliren!"

Eines Tages redete sie bei Tische ihren Gemahl folgendermaßen an: „Höre, mon cher papa, von der conservativen (conservirten) Milch, die jüngst in der Zeitung annoncirt war, möchte ich doch auch eine Probe kommen lassen!"

Vor einiger Zeit wurde die Gute von einer Freundin besucht. Die „Conservation" wurde unter anderem auch auf die Tagesliteratur gelenkt. „Lesen Sie auch die ***Zeitung?" wurde die Dame des Hauses gefragt.

„O ja, recht oft!" erwiderte diese.

„Und wie gefällt Ihnen die Tendenz des Journals?"

„Das kann ich nicht sagen; denn die lese ich gar nicht!" lautete die schnell fertige Antwort.

In der Familie unserer guten Dame hatte man einst verabredet, folgenden Tages mit Kind und Kegel einen Ausflug nach Br. zu machen und hiefür den früh um 5 Uhr abfahrenden Zug zu benutzen. Darüber war man also einig, nur in Betreff des Frühstücks wurde noch hin- und herberathen. Die Erörterungen wurden indeß bald endgültig abgebrochen durch die Bemerkung der Hausmutter: „Ich weiß was, wir werden den Morgenkaffee in der Desperation auf dem Bahnhof einnehmen!"

Einer Freundin klagte sie in einem ihrer schwachen Augenblicke: „Ach Gott! Meine Tochter Adeline hat ein ganz zerrissenes Nervencostüm. Ich habe mich, nachdem ich deßwegen vorher noch einen Arzt insultirte, noblenz coblenz entschlossen, mit ihr nach dem Bade Pfäffers zu gehen."

Zwei Farmer prozessirten um eine Farm. Nach zehn Jahren wurde der Prozeß entschieden. Jetzt haben zwei Advokaten Sommerresidenzen auf das Land gebaut für ihre Familien.

Scherz Rösselsprung.

		u	n				
				n	h		
	h	u				d	o
n				e	l		
		r					e
t	g			a	b		
		m					k
					r		

Wer diesen Rösselsprung richtig löst, erhält hundert Mark Belohnung.

Räthsel.

1	2
3	4

In jeder Wohnung noch so klein
Wir stets 1. 4. zu finden sein.
4. 1. dagegen ohne Wahl
In jedem Städtchen nur ein mal.
4. 2. sitzt drin, studirt und denkt,
Wie Alles man zum Besten lenkt.
Es muß 1. 2. die Hausthür schließen,
Auch Kohlen tragen, Blumen gießen.
3. 1. bezieht der reiche Mann,
Wenn er die Stadt verlassen kann.
3. 2., der ackert, pflügt und mäht,
Arbeitet wohl von früh bis spät.
3. 4. ein Ritter ohne Tadel,
Loyal, galant, von altem Adel.

Wer erräth's?

Hältst du dich fest an dem Zweiten, so kann dich das Erste nicht schrecken,
Noch vor der Stunde dir grauen, wo man das Ganze dir setzt.
Denn umfängt dich das Erste, so drückt dich das Zweite nicht länger,
Weil du nun selig durch Den, der dich am Zweiten erwarb.

Auflösung der Räthsel im Februarheft.

Räthsel. — Neger, Regen, gerne. — P. H. Wedel, Chas. Knieriem, C. J. Seidensticker, F. L. Gasser, J. A. und S. Henke, J. W. Reichert, F. Lüben, J. H. Movius, A. H. Utzinger, Al. Reinke, H. Plantikow, Emma Walther, C. G. Landenberger, F. Hochschlitz, Maria Messerschmidt.

Homonym. — Nagel. — P. G. Wedel, Chas. Knieriem, C. J. Seidensticker, Fl Gasser, J. A. und S. Henke, G. W. Reichert, F. Lüben, J. G. Movius, A. H. Utzinger, A. Reinke, Emma Walther, C. G. Landenberger, S. E. Eichenlaub, David D. Eidt, L. Hochschlitz, Maria Messerschmidt.

Maikätzchen.

Das Evangelische Magazin.

Band 16. Mai 1884. Nr. 5.

Ein Zimmermann und sein Geschirr.

Von R. M.

Ein Zimmermann, welcher soeben den Bau eines neuen Hauses im Accord übernommen hatte, ging nun in seine Werkstätte und fing an, sein altes Geschirr zu schärfen. Indem er aber so beschäftigt war, dachte er über all die feine Arbeit nach, welche an dem neuen Haus zu thun war, und sagte zu sich selbst: „Warum soll ich aber das neue Haus mit dem alten Geschirr bauen? Es ist gut genug und eignet sich auch für den Bau von Scheuern und gewöhnlichen Häusern, aber dieses soll ein palastähnliches Gebäude geben, und ich muß gewiß feineres Geschirr dazu haben."

Nun machte er sich auf den Weg nach der Stadt, wo er dann auch richtig eine ganze Kiste vom allerfeinsten Geschirr kaufte, das er finden konnte; einiges war sogar nach ganz neuestem Muster, das Holz war polirt, und der Messingbeschlag glänzte wie Gold, während der Stahl dem feinsten Rasirmesserstahl glich. Die Kiste enthielt Alles, was ein Zimmermann nöthig hat, um die feinste Arbeit zu vollenden, und jedes Stück hatte sein besonderes Plätzchen in der Kiste. Die Kiste selbst aber war mit feinem Messing verziert und stand im Schaufenster des größten Ladens in der Stadt.

Den folgenden Tag sollte nun die Arbeit losgehen; der Zimmermann machte sich mit seiner schönen Kiste und dem neuen Geschirr an die Arbeit, und ließ das alte Werkzeug zu Hause. Zuerst war nun nöthig, einige Stücke Holz abzusägen, um „Böcke" zu machen, damit man das zu bearbeitende Bauholz darauf legen könne. Er nahm also seine neue Säge heraus, blickte mit einem Auge der Zahnreihe entlang, bog die schöne breite Klinge, um auch, wie es ja Gebrauch ist, den Klang des Stahles zu hören; Alles war in bester Ordnung, und er fing an zu sägen. Sonderbar, die Säge war scharf und kein Ast oder Nagel im Weg, und doch wollte sie nicht recht „anpacken." Als er lange genug gesägt hatte, um drei solcher Stücke durchzusägen, zog er die Säge heraus, um noch einmal genau zu untersuchen, wo es denn eigentlich fehle. Der Zimmermann war sehr geselliger Natur, so wenn er zufällig Niemand um sich hatte, mit dem er reden konnte, dann redete er zum Werkzeug, welches er gerade brauchte, oder selbst zu Spänen, und was gerade nahe war.

„Was fehlt denn dir, du Schöne?" sagte er zur neuen Säge; „du solltest doch ein ausgezeichnetes Geschirr sein, kostest mich genug, und dem Ansehen nach, solltest du schneiden, wie der Nordwind."

Der Meister erschrak, denn jetzt fing die Säge an zu sprechen: „Meister, du hast wohl einen Irrthum begangen, ein so feines Instrument wie ich, fühlt sich zurückgedrängt, wenn es so rauhes und ungehobeltes Holz berühren soll. Ich besitze die feinste Bildung und habe ausgezeichneten Geschmack, der Meister, welcher mich machte, trug eine feine Brille, und sein ganzes Aussehen kennzeichnete den Gelehrten. Ich wurde für die höheren Stände, für die feinste Arbeit bestimmt, aber nicht für Sägböcke zu machen."

„Ah, bitte um Entschuldigung," sagte der Meister, indem er die Säge an ihren Platz in der Kiste brachte und einem Gesellen rief, die Sägböcke zu verfertigen.

Das Nächste, welches ihm zur Hand kam, war der Hammer. Dieser sah solide und schön aus; freilich gab ihm die Goldauflage zu beiden Seiten den Anschein des Vornehmen mehr als wirklich nöthig war. Die Nägel wollten trotz allem Hämmern nicht recht sinken, und der Meister, in der Meinung, er hätte ungewöhnlich hartes Holz vor sich, wendete noch etwas Reservekraft an, um voranzukommen. Jetzt brach der Hammer in Worte aus:

„Halt, halt doch Meister! wer wollte denn so mit mir verfahren! Ich wurde nicht für solche Hiebe und Arbeit gemacht. Ich wurde von einem Künstler erster Classe hergestellt, und war von Anfang für das Schaufenster eines schönen Ladens bestimmt, ich bin zu leicht, und die Arbeit an mir ist zu fein, um auf solchen gemeinen Nägeln herumzustolpern. Meine Bildung ist nach neuestem Muster, ein Werkzeug, welches man gebraucht, wenn man den Streich im Kopf hat, ohne ihn auszuführen. Ich kann es nicht übers Herz bringen, Jemand wehe zu thun, und dann bin ich auch beständig bange, ich möchte mir selber Schaden zufügen."

„Der weichköpfigste Hammer, den ich je hatte," sagte

der Meister und legte den Hammer an seinen Ort in der Kiste, dann trieb er die Nägel mit einem alten Handbeil ein, welches bis jetzt am Boden gelegen hatte.

Nun sollten einige Stücke Holz mit hölzernen Pflöcken zusammengenagelt werden, der Zimmermann gedachte deßhalb einen der neuen Bohrer zu gebrauchen. Nachdem er etwa zwei Zoll gebohrt hatte, hörte die Geschichte plötzlich auf und ging keine Linie weiter.

„Na, junges Glanzpüppchen, was fehlt denn dir?" sagte der Meister.

„Elend über Elend," antwortete der Bohrer; „ich erachte es für einmal unweislich, und dann auch impertinent, mich so in fremder Leute Inneres hineinzudrängen; es ist meine Ansicht, daß man sich nicht in alles bis auf das Innerste hineinzuwühlen braucht, zudem wird auch Niemand verbohrt, wenn man sich mit dem Aeußeren beschäftigt, und da gibt's wahrlich genug zu thun."

„Viel zu höflich für einen Bohrer," antwortete der Meister. „Es scheint mir, die neuen Werkzeuge sind heutzutage gar zu großartig und bescheiden, um zu etwas Gutem tauglich zu sein. Nun will ich aber den neuen Grobhobel gebrauchen, der kann gewiß nicht sagen, daß er für seine Arbeit bestimmt sei."

„Au!" schrie der Hobel, als er angreifen sollte, „es ist Harz auf dem Brett!" — „Sei still, dem kann geholfen werden," sagte jetzt der Zimmermann; „ich habe einen neuen Oelstein, ich reibe deine Schneide ein Bischen, dann bist du so scharf, als je zuvor."

Der Oelstein wurde nun gebraucht, das Eisen lange genug gerieben, um es zu schärfen; aber da war wieder etwas „faul in Dänemark," denn an dem Eisen konnte man keine Impression sehen, nur ein wenig glänzender war es, wenn möglich.

„Ich bin fast bange, du bist unzufrieden mit mir," sagte der Oelstein, „aber die Ursache, daß ich nicht schärfer angreife, ist, weil ich ein Oelstein von zarterer Natur bin, ich bin, was die Künstler einen ‚ästhetischen' Stein nennen, und mein Beruf ist nicht aufzureiben, sondern glänzend zu machen. Betrachte das Eisen jetzt, obschon es nicht schärfer ist, glänzt es doch bedeutend mehr, als vorher."

„Hm! wohl war; aber glänzende Schneiden haben selten einen scharfen Schnitt; ich bin froh, daß der alte Schleifstein da ist," gab der Meister zur Antwort.

„Schleifstein!" schrie das Hobeleisen; „du wirst doch ein Eisen von meiner Qualität nicht auf den Schleifstein bringen wollen?"

Während der Zimmermann sich noch mit diesen Gedanken beschäftigte, und mit verzweifelnder Miene seine Kiste mit Werkzeugen betrachtete, kam sein Prediger des Weges. Der Zimmermann war nemlich ein fleißiger Kirchengänger und auf vertraulichem Fuß mit seinem Prediger; er nannte ihn gewöhnlich: „Einen sehr netten Mann, der nicht beständig an seinen Zuhörern herumzureiben sucht;" er rief ihn also, einmal näher zu treten und seine Kiste voll Geschirr anzusehen und anzuhören.

Nun erzählte er seinem Prediger den ganzen Vorfall mit dem Werkzeug, welches den Prediger über die Maßen erstaunte, und er bat, doch fortzufahren. Der Meister brachte also das Winkeleisen heraus, um etliche Zapfen und Löcher abzuzeichnen; aber seine ganze Zeichnerei war ohne Form, und die Striche paßten nirgends aufeinander, es war auch nicht ein einziger rechter Winkel zu sehen, und was noch das Sonderbarste bei der Geschichte ist: es waren keine zwei gerade gleich. Jetzt konnte sich der Meister nicht mehr halten; er sagte:

„Du nennst dich ein Winkelmaß, elendes Lügending! Es ist deine Pflicht, uns alle gerade, in rechtem Winkel zu halten, und nun bringst du ja alles außer Form. Was hast denn du zu sagen zu deiner Vertheidigung?"

„Ich fürchte, mein Meister ist hinter der Zeit," sagte das Winkelmaß; „du mußt wissen, mein Erzeuger war ein liberaler Geschäftsmann, und ich bin ein liberales Winkeleisen. Mein Erzeuger gehörte zu einer liberalen Kirche, er huldigte dem Fortschritt, und er hat seine fortschrittlichen Ansichten in mich hineingearbeitet. Er haßte alles feste, steife Wesen, denn solches ist gegen den Fortschritt; ich bin ein Winkeleisen nach seinem eigenen Herzen. Mein Erzeuger nannte die Leute, welche behaupteten, ein ‚Squär,' oder Quadrat müsse aus lauter richtigen Winkeln bestehen, gewöhnlich ‚bemooste Philister,' und dergleichen Namen; er hat mich gemacht, daß ich Winkel von allen Formen machen kann, es ist eine beschränkte Ansicht, einseitig zu sein; es ist aber Fortschritt, wenn man im Abmessen Freiheit hat, wenn auch nicht jeder Strich auf den andern paßt. Die Welt bewegt sich, und was darauf ist auch."

„Auf Ehre, du bist das geschwätzigste und verlogenste Winkeleisen, das mir je zur Hand kam," sagte der Zimmermann; „wenn du so viel Hirn hättest wie Maul, müßtest du mir gerade auf Schulen, und ich ließe dich einen jener liberalen, breitspurigen Prediger werden."

Der Prediger hörte alles mit an und fragte schließlich den Mann, was er nun mit dem neuen Werkzeug zu thun gedenke.

„Ich weiß noch nicht recht," sagte der Meister; „aber für mich ist es werthlos. Die ganze Kiste voll taugt nichts zum Hausbauen, ich kann sie vielleicht einem liberalen Prediger schenken, breitspurige, liberale Predigten, wie es heutzutage so viele gibt, damit abzumessen und zu bauen. Predigten nach diesem Winkelmaß abgemessen, erlauben einem Menschen alles, was ihm in den Kopf kommt, und sind liberal genug, ihm noch den Himmel zu verheißen."

Er legte seine glänzenden Sachen in die messingbeschlagene Kiste und schloß sie ab, dann sandte er den Lehrjungen nach der alten Kiste, sagend: „Die Alten mögen stumpf sein, und wenig glänzen, aber man kann sich darauf verlassen, sie sind treu."

Der Prediger ging seines Weges in stilles, tiefes Nachdenken versunken.

Daß die Geschichte einen Eindruck machte, offenbarte

sich am folgenden Sonntag, denn als er den Text verlesen hatte, sagte er: „Während der vergangenen Woche habe ich in manche Dinge eine merkwürdige Einsicht bekommen, demzufolge habe ich meine Ansichten in verschiedenen Punkten geändert, und werde anstatt der bereits bekanntgemachten Gegenstände: Aesthetik, Evolution und fortschrittliche Theologie, in nächster Zeit über Erlösung, Buße, Wiedergeburt und seligmachenden Glauben predigen."

Die Wunderblume.

Von Dr. Friedrich Beck.

Ein zartes Pflänzchen wächst zu Gottes Ruhme
In unsres Herzens stillem Heiligthume,
Und wenn wir wachsam es mit Sorgfalt pflegen,
Entfaltet sich's zur schönsten Wunderblume.

Ihr Kelch ist lilienweiß, doch wird durch Flecken
Er jeden Fehl, den wir begeh'n, entdecken;
Die Makel brennen wie geheimes Feuer,
Wir fühlen es mit Angst, mit Furcht und Schrecken.

Drum sei der treuen Obhut stets beflissen,
Nie soll die Blume ihren Glanz vermissen;
Sie wurzelt ja in Gottes eig'nem Wesen,
Wer kennt sie nicht? Wir nennen sie Gewissen.

Im Inneren der Erde.

**Von * * * * *

III.

Nach der Erde reichen Schätzen
Führt der tiefe, dunkle Schacht;
So führt nach des Himmels Gütern
Eine finstre Grabesnacht.

Ehe wir nun zur näheren Erklärung bezüglich der Bearbeitung der Kohlenminen schreiten, müssen wir auch ein Wort über die Entdeckung der Kohlen sagen. Die erste Entdeckung liegt zu tief in der Vergangenheit, als daß man noch nähere Beschreibungen finden könnte, aber die Geschichte der Entdeckung der Kohlen in den Anthracit-Regionen von Pennsylvanien mag uns ein Bild geben von dem, was wohl schon früher gewesen sein mag, denn die Weltgeschichte besteht ja großentheils aus Wiederholungen.

Im Jahre 1790 kam ein deutscher Jägersmann in den pennsylvanischen Hinterwald, am Lechafluß, in dem jetzigen Carbon County; sein Name war Philipp Ginther. Dieser Jäger baute seine Hütte im dichten Wald und ernährte seine Familie von dem Erwerb seiner Büchse. Eines Tages war er wie gewöhnlich auf der Jagd, aber es war ihm ergangen, wie einst gewissen Fischern: den ganzen Tag gejagt und nichts erlegt. Auf ungewohnten Pfaden ging er seiner Hütte zu; da kam er an eine Stelle, wo der Sturm einen Baum entwurzelt hatte, und zu seinem Erstaunen sah er, daß die Steine um die Wurzeln her schwarz waren; jetzt kam ihm der Gedanke, dieses möchten am Ende gar von den Steinkohlen sein, von welchen er schon früher erzählen hörte, aber noch nie gesehen hatte. Er nahm eine Anzahl nach seiner Hütte, und den folgenden Tag ging er damit nach Fort Allen, jetzt Weißport, zu Col. Jakob Weiß, welcher dort commandirte und so zu sagen der leitende Mann der Umgegend war. Diese aufgefundenen Kohlen wurden behufs chemischer Analisirung nach Philadelphia gesandt, aber auch die Chemisten wollten nicht recht heraus mit der Farbe, bis endlich ein Buchdrucker, welcher in England schon Steinkohlen sah, behauptete, dieses seien von jenen Kohlen. Jetzt wurde alsbald eine Kohlengesellschaft gegründet, und nach kurzer Zeit brachte man Kohlen zu Markt, aber nun was damit thun? In Centre Square haben sie welche dieser Kohlen aufs Feuer gethan, dann ist ihnen das Feuer ausgegangen; man hat dann die übrigen Kohlen zerkleinert und den Weg ausgebessert damit, worauf es bald bekannt wurde, Steinkohlen seien ein vortreffliches Mittel zur Wegverbesserung. Man fing nun natürlich an, Vorkehrungen zu treffen für den Gebrauch von Steinkohlen als Heiz-

Auf dem Weg zur Grube.

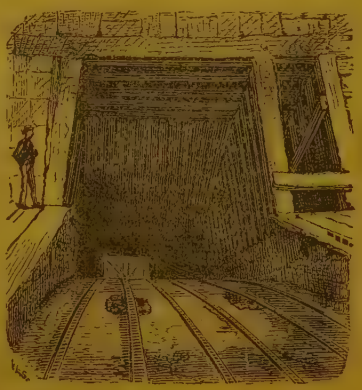
material; aber erst um das Jahr 1813 gelang es, den Kohlen Eingang in den Markt zu verschaffen; dann natürlich wurden Anstrengungen gemacht, die Kohlen ans Licht zu befördern, und so entstand die gegenwärtige Kohlenindustrie.

Beim Besuch einer Kohlenregion in Pennsylvanien fallen zuerst an den engen und steilen Pfaden die sonderbaren kleinen Holzbauten mit einem hohen Schornstein auf, die den Eingang zu den Kohlenminen bezeichnen, und in denen der Schlund des Bergwerks mündet. Auch die vom Kohlenstaub geschwärzten Grubenarbeiter, von welchen in der Regel einzelne ihr Pfeifchen rauchend oder mit einem Maulesel hantirend, mit einander plaudernd oder mit ihrer Picke auf der Schulter auf dem Wege von oder zu der Arbeit in der Nähe der Schachtmündungen sichtbar sind, zeigen uns den Weg ins Bergwerk. Der Eingang ist meistens von ganz stattlicher Höhe und Breite, gestützt und ausgesetzt mit schweren Balken und Planken; über den Boden laufen zwei oder drei Geleise, auf welchen die Karren laufen, die Kohlen aus den verschiedenen Gallerien bringen. Ein solcher Karren ist gewöhnlich mit einem Maulesel bespannt, und dies Fuhrwerk benutzen wir an Seite der

Transporteure.

Hinab in den Schacht.

Arbeiter, um uns tief in die finstere Nacht des Erdinnern zu befördern. Wenn jedoch der Schacht eine Schiefbahn bildet, d. h. wenn die Kohlenlager unten liegen, dann werden die Karren durch Dampf ans Licht befördert. Mit dem Verbleichen des Tageslichts verdichtet sich die Dunkelheit vor und um uns. Unwillkürlich zieht man den Kopf ein zwischen die Schultern, jeden Augenblick einen Anstoß befürchtend, dann und wann blinkt irrwischartig das Grubenlicht eines Arbeiters in weiter Ferne auf; sonst ist nichts zu sehen, und nur immer tiefer geht es, bis mit einem plötzlichen Ruck gehalten wird, der uns fast vom Sitz und zugleich aus dem Karren schleudert. Und auch jetzt ist im Ganzen sehr wenig zu sehen, denn der schwarze, oft recht matte Glanz eines Kohlenbergwerks kann sich nicht messen mit dem zauberhaften Schimmer und Farbenspiel des erzhaltigen Gesteins, z. B. in einem Kupfer-



Mündung eines Schachtes.

bergwerk. Man folgt stolpernd dem Führer durch ein enges Gewirr von Gängen und Gallerien stets derselben Art, in denen es wimmelt von Grubenarbeitern mit Picken und Schaufeln, ihr trübes Lampenlicht auf dem Kopf befestigt, und ist froh, endlich wieder mittels Dampf in einem geraden Schachte aufwärts fahren zu können, zurück ans Licht der Sonne. Weit interessanter ist es, hier zu beobachten, was nun weiter mit der zu Tage geförderten Kohle geschieht.

Die beladenen Karren laufen direkt von den Gruben einen etwas geneigten Abhang hinunter zu den Kohlenbrechern, ungemein großen, aber sehr primitiv aussehenden Bauwerken, in welchen das Zerkleinern in einer außerordentlich leichten und gründlichen Weise geschieht. Aus den Karren wird nemlich die Kohle von oben in die weiten, trichterartigen Rachen der Brecher geschüttet, und während sie auf ihrer Reise abwärts nach den gewaltigen eisernen Malmzähnen sich wälzt und wirbelt, muß sie eine Reihe von siebartigen Rosten passiren, durch deren Lücken der Staub und die kleineren Stücke fallen, so daß nur die großen unbeholfenen Blöcke noch übrig bleiben für die mächtigen, nimmersatten Kiefern unten. Diese besorgen das Zermalmen und Zerkleinern auf sehr leichte Art, und von hier aus gleiten die unregelmäßigen, verschieden großen Kohlenstücke über eine Reihe von Drathsieben, durch deren verschieden weite Maschen sie sortirt werden. Ehe sie indessen hierher gelangen, haben sie noch unterwegs die Revue einer Reihe auf einer Bank sitzenden schwarzer Unholde in kaum menschenähnlicher Gestalt zu passiren, deren besonderes Geschäft es ist, Schieferstücke und sonstige fremde Stoffe auszulesen. — Jetzt ist die Kohle fertig zum Versandt. Da hierbei jedes denkbare Mittel zur Arbeitsersparung beim Hantieren eingeführt ist, findet auch beim Verladen kein Schaufeln und Karren statt. Dicht an der Vorderseite des Kohlenbrechergebäudes unterhalb der Abtheilungen mit den assortirten Kohlen läuft die Eisenbahn hin; ein Zug von kurzen, massiv aussehenden Waggons hält an, durch eine äußerst einfache Vorrichtung werden die Schiebklappen an den Abtheilungen geöffnet, und ein einziger Mann kann schnell und mit Leichtigkeit den ganzen Zug beladen.

Moore's Fall.

In dem Allen ist nun eben nichts Wunderbares; Mancher dürfte sich vielleicht gewissermaßen enttäuscht finden über die Einfachheit der in Anwendung kommenden Maschinerie; wenn man indessen nur einen Blick auf die Ungeheuerlichkeit einiger dieser nie aussetzenden Arbeitskräfte wirft, die enorme Stärke dieser colossalen Maschinen in Betracht zieht, und die großartigen Dienste, welche sie lei-

sten im Ausgepumpthalten der Gruben, wie auch solche Außenwerke beobachtet, wie an dem abgebildeten Tunnel-Kohlenbergwerk, so wird der Enthusiasmus wohl zu steigen beginnen. Dazu denke man an die fürchterliche Tiefe einiger Schachte, die fast endlosen Gallerien, welche durch die reichen Lager geteuft sind, berechne aus den statistischen Nachweisen die geradezu fabelhaften Massen, die bereits der Mutter Erde in dieser Gegend entnommen sind, und die da noch der Ausbeute harren, und das riesenhafte System von Eisenbahnen, welches nothwendig ist zur Bearbeitung dieser Bergwerke — und man muß staunen.

Man sagt oft: Jeder Stand hat seine eigene Plage, und daran will ich nichts ausmerzen, aber der Bergmannsstand hat deren zwei oder drei. Die sogenannte Landratte bemitleidet den Seefahrer wegen seiner gefährlichen Lebensweise, wenn er auf den trügerischen Wellen des Meeres dahinfährt. Der Feldbebauer versteht es nicht, wie der Bergmann vermag, dem Lichte der Sonne entrückt, in der schauerlichen Finsterniß im Bauche der Erde sich der anstrengenden Arbeit zu unterziehen, und doch ist es dem Matrosen nie so wohl zu Muth, als wenn sein Schiff wieder abfährt, und der Bergmann geht des Morgens so fröhlich in die Tiefe, als wenn anders keine Arbeit mehr vorhanden wäre.

Aber das Glück finden sie weder am Füllort nach am Vorort, weder in der Grube, noch am Schlackenfluß, denn diese armen Arbeiter wirken für Andere, ihr Erwerb bringt nur Brod, keinen Gewinn für sie; der Gewinn fällt Andern zu. Sie arbeiten für Weib und und Kinder, bis zum letzten Hauch; erst dann, wenn sie über die Wegscheide zum letzten Mal in die Grube fahren, hört die Nachtschicht dieses Lebens auf, und sie gehen ein in die Doppelschicht der ewigen Herrlichkeit, mit dem frommen Dulder sprechend: aus der tiefen Grube und von den schroffen Felsen der Duldung steigen wir zu den lichthellen Höhen ewiger Klarheit auf.

Meine Erfahrung auf einem englischen Eisenbahnwagen.

Von T. C. M.

Die Geschichte, welche ich dem freundlichen Leser zu erzählen gedenke, trug sich vor etlichen Jahren auf einer englischen Eisenbahn zu und liefert den schlagenden Beweis, daß sich auf diesen Eisenbahnen leicht manches Unangenehme ereignen kann. Ehe ich die Erzählung beginne, möchte ich noch zum voraus sagen, daß die englischen Eisenbahn-Wagen in verschiedene Abtheilungen oder Coupees eingetheilt sind. Diese Coupees stehen unter Aufsicht des Conducteurs oder eines Portiers und werden von einer dieser Persönlichkeiten nach Ein- und Aussteigen der Passagiere an den verschiedenen Anhaltepunkten geschlossen gehalten. Aber nun zur Geschichte, denn lange Vorbemerkungen stören leicht das Interesse.

„Hui! welch kaltes Wetter," dachte ich an einem December-Morgen eines gewissen Jahres, als ich aufstand und versuchte, mich anzukleiden, so gut es unter Umständen gehen wollte. Meine Finger schmerzten vor Kälte, und die eisige Luft wollte fast meinen Körper durchdringen. „Wirklich, das Wasser im Krug ist fest gefroren," sagte ich mir selber, „und die Handtücher sind so biegsam wie Gußeisen." Ich warf einen verzweiflungsvollen Blick nach dem Herd; dessen finstere Höhle bot mir jedoch keinen Trost, indem der Wind heftig durch den Schornstein sauste. „Wie so gern wäre ich eine ‚ästhetische' Bettlerin," mußte ich denken; „gern möchte ich mit den Strolchen Italiens tauschen, die sich vielleicht jetzt an den Stufen der St. Petri-Kirche zu Rom sonnen, während sie Macaroni essen und sich erfreuen, wie sie, diese heiteren Gesellen, es nur können. Wäre es nicht um Papa, ich legte mich sofort wieder ins Bett und blieb eine Woche drin stecken." Hastig riß ich den Vorhang beiseite, und ein gräuliches Licht, das die eingekörperte Unbehaglichkeit selbst an den Tag zu bringen schien, brach durch das Fenster in das Zimmer herein. Draußen war alles „schneefest." Jeder Ast und Zweig der Bäume war mit Schnee bedeckt, und die sahen riesigen Seegewächsen nicht unähnlich. Die Häuser im Dörfchen schienen sich dicht an einander schmiegen zu wollen, um sich gegenseitig warm zu halten, und der Kirchenthurm war während der Nacht fast näher zu uns gerückt; in Wirklichkeit befand er sich mehr denn eine Meile von uns entfernt. Das einzige Lebenszeichen, das weit und breit auf lebende Wesen schließen ließ, quoll aus unserem Schornstein hervor, sonst schien alles todt zu sein.—Das Glöckchen zur Morgenandacht klingelte, und wie gewöhnlich geschah dies, da ich meine Toilette noch nicht beendigt hatte, und um dieselbe zu beschleunigen, steckte ich das Haar rasch zusammen. Nach kurzer Frist begab ich mich nach dem Wohnzimmer, welches auch als Gesellschaftszimmer, Bibliothek u. s. w. diente. Hier wartete meiner, was unter denselben Umständen jedes Herz erfreuen müßte, und was in unseren Tagen zwischen nahen Verwandten zu viel mangelt, ein freundlicher Gruß von Seiten eines lieben Vaters, und ein prächtiges Feuer knisterte und loderte in dem Herd. Die Kohlen waren heute in demselben angehäuft, wie man es nur selten in unserer schlichten Wohnung wahrnehmen konnte. Das Thermometer stand sehr niedrig. Nach der Andacht aßen wir unser Morgenbrod zusammen, und unterhielten uns dann in angenehmer Weise. Plötzlich unterbrach uns ein lautes Pochen an der vorderen Thür des Hauses.

„Es kann doch nicht Fräulein C. sein," sagte ich, „sie

war erst gestern Morgen bei uns; Fräulein S. auch nicht, denn die ist zu sehr wegen ihres Rheumatismus beängstigt, um in solchem Wetter das Haus zu verlassen."

Ich stellte mich neben das Fenster, preßte mein Gesicht dicht gegen dasselbe und erhielt auf diese Weise einen Seitenblick von einem kleinen Knaben, der mit seinen Füßen heftig stampfte und in seine Hände blies. Erblickte ich nicht die Uniform der Telegraphen-Gesellschaft? Ja, wirklich, und nun begann mir das Herz ängstlich zu pochen. Im nächsten Augenblick erschien meine alte Wärterin Jean mit einem jener gelben Couverte, die mir stets ein Schrecken waren, seit der Zeit, da eines derselben mich heimgerufen hatte, um von meiner lieben Mutter den letzten Kuß zu empfangen. In dem nun vorliegenden Fall verwirklichten sich auch meine trüben Ahnungen. Papa öffnete das Couvert und las die Depesche.

„Deine Tante Betty ist schwer erkrankt, und Herbert wünscht, daß wir beide kommen," sagte Papa. „Was sollen wir anfangen? Heute haben wir Samstag, und es wird mir unmöglich sein, einen Stellvertreter zu finden; auch ist morgen der Bischof bei uns. — Du mußt allein gehen," fügte er nach einigem Nachdenken hinzu.

„Allein gehen!" keuchte ich hervor. Ich war noch nie fünfzig Meilen von meiner väterlichen Wohnung gewesen, daher meine Erregung.

„Ja, mein liebes Kind," entgegnete mein Vater, „und du darfst auch weiter keine Zeit verlieren. Der Zug fährt ab um 12:20 Nachmittags. Ich nehme dich zur Station und werde wahrscheinlich Jemanden finden können, der dir auf der Reise behülflich sein kann. Wenn nicht, so rede ich mit dem Portier, daß du unter dessen Schutz reisen kannst. Herbert wird dich an deinem Ziel abholen."

Ein flüchtiger Blick nach der Uhr zeigte mir, daß es halb elf sei; eiligst begab ich mich auf mein Zimmer, welches mir nun unter unseren betrübenden Umständen weit unheimlicher vorkam. In kurzer Zeit hatte ich die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Jean brachte aus ihren persönlichen Effecten einen Fußwärmer hervor und bestürmte mich förmlich mit ihren Ermahnungen und Warnungen. Ich solle mich nicht mit Fremden einlassen, ich dürfe mein Geld nicht verlieren, ich solle mein Gepäck nicht verlassen, das Billet nicht verlegen, mich nicht in einen Luftzug setzen, nicht auf dem Zug lesen, waren etliche der häufigen Aufträge, die mir die gutmeinende Seele einschärfte. Ein vorsichtig geplantes, jedoch unmöglich auszuführendes Programm wurde mir vorgelegt, und während ich noch am Versprechenmachen war, kam der Wagen angerollt, der mich zum Bahnhof bringen sollte. Papa half mir einsteigen, und bald fuhren wir der Station zu. Hier angekommen, fanden wir eine Dame in dem Wartesaal, umgeben von einer ordentlichen Barricade von Säcken, Schachteln und Kleidungsstücken, die ihre Magd und Diener um sie aufgehäuft hatten. Während Papa mein Billet nach C. einlöste, unterwarf mich diese Dame einer mir höchst unangenehmen, gestrengen Musterung. Zu meinem nicht geringen Erstaunen erfuhr ich auch bald, daß sie mit meinem Vater bekannt sei, denn als er zurückkehrte, begrüßten sie sich gegenseitig. Frau G., sagte mir Papa, befinde sich auf der Reise nach London, um später nach Italien zu reisen, und sie habe sich bereit erklärt, mich unter ihre mütterliche Hut zu nehmen. Ich wurde nun Frau G. vorgestellt, welche mir zwei Finger ihrer Rechten darbot, während sie mich eines eisigen Blickes würdigte.

Der Zug brauste heran; wir begaben uns sofort in unser Coupee, eine innige Umarmung, ein Blick aus dem Fenster, Vater verschwand vor meinen Augen, und im nächsten Augenblick flogen wir über die öden Felder dahin. Ich machte den Versuch, mit Frau G. eine Unterredung anzuknüpfen, aber nur etliche weitschweifige Bemerkungen folgten beiderseits. Meine verehrte Beschützerin wollte sich augenscheinlich nicht mit mir einlassen, und klagte auch bald über Kopfweh; sodann zog sie eine französische Novelle aus einer Tasche hervor und hatte sich in kurzer Zeit in deren Inhalt vertieft. Nun war ich mir selbst überlassen. Sehr erfreut und erleichtert darüber, daß ich nicht weiter „vornehm" zu reden brauchte, beobachtete ich abwechselnd die schläfrige Magd und schaute über die wüsten Landschaften, die wir durchreisten. Bald begann der Schnee zu fallen, zuerst schwebten die Flocken langsam durch die Luft, als fürchteten sie, es könnte ihnen schädlich sein, auf die Erde zu stürzen; während des Nachmittags jedoch fielen sie dichter und dichter, bis endlich der Himmel verdunkelt war, und wir uns in einem erblindenden Schneesturm befanden und von der Außenwelt nichts mehr sehen konnten.

Frau G. war so sehr in ihr Buch vertieft, daß sie den Wechsel gar nicht wahrgenommen hatte, bis sie endlich durch die eintretende Finsterniß, das heftige Gerassel der Fensterscheiben und die bittere Kälte erschreckt aus ihren Betrachtungen emporschnellte, einen flüchtigen Blick aus dem Fenster warf und ihre Magd aus dem Schlaf weckte.

„Wie konnte ich nur so dumm sein," murrte sie, „mich so lange in diesem barbarischen Lande aufzuhalten. Bereite mir schnell etwas Erwärmendes und gib mir deinen Teppich," raunte sie ihre Bedienstete an, „ich bin schon halb erfroren."

Nachdem das Mädchen diesen Befehlen nun Folge geleistet hatte, lehnte sich Frau G. ganz gemächlich in ihre Ecke zurück, ohne nur im geringsten darauf zu achten, daß ich am erfrieren war, und daß der armen Magd vor Frost die Zähne klapperten. Weiter und weiter fuhren wir dahin — über kahle Landschaften und verlassene Gegenden, bis endlich der Zug an einer kleinen Station anhielt. Hier wandte sich Frau G. an mich mit den Worten: „Dies ist L. Es ist mir gut bekannt, und ich habe mich

entschlossen, hier zu verweilen, bis sich das Wetter gemildert hat."

„Und Sie gedenken, mich allein weiter reisen zu lassen?" fragte ich aufgeregt.

„Ich rathe Ihnen, mit mir zu gehen," war die Antwort, die ich erhielt.

„Das ist aber ganz unmöglich," erwiderte ich, und die natürliche Abneigung gegen meine Beschützerin und meine Würde fast vergessend, zeigte ich ihr, wie der Sturm am Abnehmen sei, und bat sie dringend, doch weiter zu reisen.

„Es thut mir aufrichtig Leid, Fräulein W.," entgegnete sie mir, „daß ich Sie unmöglich weiter begleiten kann; ich darf meine Gesundheit nicht aufs Spiel setzen. Sie handeln weit weislicher, meinem Beispiel zu folgen. — Sie meinen also nicht? — Hier, hier," den Portier herbeirufend, „öffnen Sie diese Thür. Sarah, komm," wandte sie sich an ihr Mädchen, und mir einen Abschiedsgruß bietend, sagte sie: „Bitte, ersuchen Sie Ihren Papa, mich über Ihre Reise zu benachrichtigen." Meine bisherige Begleiterin verließ mich, gefolgt von ihrer demüthigen Magd, die mir im Aussteigen mitleidig ihr Bedauern zuflüsterte.

„Was nun anfangen?" mußte ich denken, als ich meine Gesellschaft in der Menschenmenge verschwinden sah. Ich konnte kaum die Thränen zurückdrängen. Den Portier herbeirufend, drückte ich ihm ein Geldstück in die Hand, ihn zugleich bittend, er möge mir doch Niemanden in das Coupee zugesellen.

„Schon recht," erwiderte er höflich, berührte seine Mütze und entfernte sich.

„Wie einfältig von mir, daß ich so ängstlich sein sollte," dachte ich nach einer kurzen Pause; „ich befinde mich ja immer noch in England, und außerdem fällt heutzutage selten etwas Außergewöhnliches vor. Viele Frauen durchreisen in unserer Zeit die ganze Welt ohne Begleitung, und höchst selten begegnen ihnen Unannehmlichkeiten. Ich darf mich nicht einfältiger, furchtsamer Einbildung hingeben. Mein lieber Vater heißt mich zuweilen sein verständiges Töchterchen, und dieser Ehrenbezeugung will ich mich auch nun würdig erweisen." Mit neuem Muth begeistert, lehnte ich mich zurück in meinen Sitz, zog mein Körbchen hervor, nahm einen guten Imbiß zu mir und lachte über meine Bangigkeit. Ich hatte kaum die Brosamen von meinem Kleid gestrichen und war eben in mein Reisebuch vertieft, als der Zug wieder anhielt. Ich blickte hinaus und gewahrte einen Portier mit einem schlanken Herrn, welcher eine Reisetasche bei sich führte. Sie schritten auf den Zug los, und da sie in den anderen Coupees keinen Raum finden konnten, hielten sie vor dem meinigen an.

„Hier finden Sie Raum, mein Herr," redete der Portier den Mann an.

„Nein, dieses Coupee wurde von mir engagirt," rief ich aufgeregt, „bitte, erlauben Sie keinen andren Personen, hier einzutreten."

„Ich sehe keine ‚Voll'-Karte ausgehängt, mein Fräulein," erwiderte der Portier höflich. „Es thut mir leid, aber es kann nicht Jedes reisen, wie die königliche Familie."

Die Thür wurde aufgeschlossen, der „Eindringling" trat ein, begab sich zum anderen Ende des Coupees und ließ sich auf den Sitz nieder.

Es war noch sehr kalt, und ich freute mich, als die Thür wieder geschlossen wurde; hätte ich jedoch geahnt, was folgen würde, ich wäre sicherlich nicht weiter gereist. Mein neuer Reisegefährte verhielt sich ganz ruhig; sein vornehmes Aeußere verscheuchte meine Furcht, und ich fühlte mich bedeutend erleichtert. Er war recht nett gekleidet, an seinen Händen befanden sich ein Paar Handschuh von Seehundsfell, und auf seinem Haupt trug er einen niedern Hut.

Sobald der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, zog ich mein Gebetbüchlein hervor und hatte kaum etliche Zeilen aus demselben gelesen, als der kleine Vorhang, wahrscheinlich durch die heftige Bewegung verursacht, herabrasselte und das schnell schwindende Tageslicht fast gänzlich ausschloß.

Sofort erhob sich der fremde Herr und nahte sich zu mir, indem er freundlich sagte: „Erlauben Sie mir, den Vorhang wieder zu befestigen."

Ich dankte ihm und vertiefte mich wieder in das Buch, fühlte mich aber unbehaglich, da ich zufällig bemerken mußte, daß er sich mir gegenüber niedergelassen und mich scharf ins Auge gefaßt hatte. Fest entschlossen, daß er mir die Gefühle nicht absehen solle, wandte ich mechanisch Seite auf Seite meines Buches um und las weiter; ich muß jedoch bekennen, daß wenig von dem Gelesenen in meinem Gemüth haften blieb. Endlich, als mir diese Tactic zu ermüdend wurde, fühlte ich etwas erleichtert, als ich das Buch schloß und beiseite legte. Ich warf meinem Nachbar einen möglichst sorgenlosen Blick zu und schaute dann aus dem Fenster.

„Möchten Sie etwa die Times oder den Standard lesen?" wandte sich der höfliche Reisegefährte an mich.

„Nein, ich danke Ihnen," entgegnete ich mit eisiger Kälte, „es ist zum Lesen zu dunkel."

Eine Zeit lang fuhren wir stillschweigend weiter, und nachdem ich abwechselnd die Landschaften, meine Hände, die Bücher, meine Reisetasche und sonstige Gegenstände betrachtet hatte, um dem unangenehmen Gesellschafter nicht ins Gesicht schauen zu müssen, nahm ich mir fest vor, ihn doch ganz kühl anzublicken, um ihm zu beweisen, daß ich keine Furcht vor ihm fühlte. Zugleich war ich auch neugierig, ob er mich noch fixire, wie zuvor. Ich schaute ihn an und immer noch war sein Auge auf mich gerichtet. Als ich dies bemerkte, lenkte ich sofort meine Aufmerksamkeit meinen Schuhen zu. Wieder verschwanden etliche Augenblicke, und zu meiner Freude stand er nun auf, zog seinen Ueberrock aus und legte ihn auf den Sitz. Jetzt hatte ich Gelegenheit, ihn näher zu betrachten. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, hatte

blasse Gesichtsfarbe, große graue Augen und braunes Haar. Seine Gesichtszüge waren regelmäßig, sein Ausdruck entschlossen, und seine ganze Haltung bekundete den gebildeten Herrn. Er hatte nicht im geringsten das Aussehen eines liederlichen Charakters. An dem kleinen Finger der linken Hand trug er einen prächtig schimmernden echten Saphir.

Ich begann wieder leichter zu fühlen und wollte eben über meine Furchtsamkeit lachen, als sich mein Mitreisender plötzlich bückte, seine Reisetasche ergriff, sie auf den Sitz neben sich stellte, sie erschloß und aus derselben eine große neue Scheere und eine Zeitung hervorbrachte. Diese legte er hin, schob das Reisetäschchen beiseite, und an mich gewandt sagte er:

„Wollten Sie mir eine Gefälligkeit erweisen, gnädiges Fräulein? Bitte, scheeren Sie mir das Haar ganz kurz ab."

„Er ist wahnsinnig!" war mein erster Gedanke, und fast stand mir das Herz still. Ich erwartete jeden Augenblick, daß er mit seiner Scheere auf mich losstürzen würde. Meine Augen fest zuschließend, sank ich in meinen Sitz zurück. Da ich nun nicht zur Hysterie geneigt bin, fiel ich weder in Ohnmacht, noch that ich einen Schrei. So lange ich lebe, werde ich die Pein nicht vergessen, die ich in jenem Moment auszustehen hatte. Zweifelsohne war die Angst, die mich ergriffen hatte, deutlich in meinem Gesicht ausgedrückt, denn bald hörte ich den Mann sagen: „Um Gottes willen, sie ist ja am sterben."

Es wurde mir jetzt so peinlich, die Augen geschlossen zu halten, ohne etwas von den Bewegungen meines Gefährten zu wissen, daß ich sie aufriß. Da saß er mir gegenüber, seine Stirn gerunzelt, aber ohne das geringste Anzeichen des Wahnsinns im Auge oder im ganzen Benehmen.

„Mein Herr!" brachte ich endlich in größter Entrüstung und Beleidigung hervor, „wenn sie für gut erachtet haben, mich zum Opfer eines groben Witzes herabzuwürdigen, so haben sie die schändlichste, unmännlichste, schimpflichste—" durch heftiges Weinen wurden an diesem Punkt meine beredten Worte unterbrochen, und ich übergab mich gänzlich meinen Gefühlen.

Gelassen schaute mein verwünschter Nachbar nach seiner Uhr. „Ich kann keinen Augenblick verschwenden," sagte er, stand auf, legte seinen Ueberrock zusammen, ging zu dem Fenster, steckte seinen Kopf aus demselben, schaute vorsichtig den ganzen Zug entlang, ließ sein Bündel fallen und begab sich wieder nach dem Sitz. Während dieser Zeit beobachtete ich ihn, fast an allen Gliedern gelähmt. Mein erster Eindruck schien am Ende der richtige gewesen zu sein: ich befand mich mit einem Wahnsinnigen in einem Eisenbahnwagen. Viele Pläne, die Flucht zu ergreifen, durchkreuzten meinen Kopf. Wäre es rathsam, dachte ich, an die Wand des Coupees zu klopfen, um die nächsten Mitreisenden auf meine Lage aufmerksam zu machen, oder wäre dies nur meinem Feind ein Wink, mir den Hals abzuschneiden oder mich aus dem Wagen zu werfen? Die Thüren des Coupees waren geschlossen; hinauszuspringen bedeutete so viel als gewissen Tod. Der Portier befand sich am hinteren Ende des Zuges. Wie konnte ich Alarm machen, und sollte ich es versuchen, was könnte nicht alles geschehen, ehe der Zug zum Stillstand gebracht werden konnte? Wäre es vielleicht möglich, hinaus zu klettern auf die kleine Platform, auf welcher der Portier sich befand? Schnell durchdachte ich alle diese Pläne, und verwarf sie ebenso schnell als hoffnungslos. Während ich verzweifelt überlegte, ob ich nicht das Dach des Wagens auf irgend eine Weise erreichen könne, redete mich mein Nachbar wieder an.

„Sie sind augenscheinlich sehr aufgeregt und erschrocken," sagte er, „und halten mich gewiß für einen Wahnsinnigen; darin irren Sie jedoch. Ich rathe Ihnen, seien Sie verständig — folgen Sie meiner Aufforderung, und Sie werden nichts zu befürchten haben." Seine Augen funkelten vor innerer Aufregung, die Blässe seines Gesichts war fast furchterregend, unruhig schob er seine Füße auf dem Boden hin und her, während er sprach; aber in seiner Stimme und in seinem Benehmen lag etwas so Vernünftiges, daß ich trotz der bekannten Aussage, daß Verrückte nicht über Geisteskrankheit urtheilen könnten, von der Wahrheit seiner Aussage überzeugt war. Mein Herz, das sich schon Tod und Grab übergeben hatte, faßte frischen Muth. Der verwünschte Reisegeselle breitete die Times-Beilage über seine Knie und bot mir die Scheere an, während er sagte: „Jetzt schneiden Sie mir das Haar herunter."

„Ich kann und werde es nicht thun!" antwortete ich; meine erste bange Furcht war verschwunoen.

Ruhig und entschlossen langte er nun in seine Reisetasche, brachte ein Pistol zum Vorschein, spannte es und sagte:

„Sie werden es doch thun, und dazu ohne weiteren Zeitverlust!"

Da ich einsah, daß es sich nicht lohne, weiter zu argumentiren, stand ich auf, und während ich suchte, mein Gleichgewicht in dem schnell fahrenden Wagen zu bewahren, schnitt ich meines Nachbars schönes, schweres braunes Haar herunter, und dachte: „O, wenn mich Papa und Jean sehen könnten!"

Meine Hände zitterten, und die schnelle Bewegung des Zuges verursachte mehr als einen unangenehmen Ruck nach Rechts und Links; trotzdem hatte ich blos etliche Minuten gearbeitet, und die geschickteste Hand hätte unter ähnlichen Umständen kaum flinker fertig werden können, ohne mehr Haar stehen zu lassen. Sobald ich meinen Dienst beendigt hatte, wickelte der Geschorene das Haar vorsichtig in die Zeitung und steckte sie in seine Reisetasche. „Wahrscheinlich zählt ein armes Weib oder eine getäuschte Mutter eine Locke dieses Haares unter ihren köstlichsten Schätzen," mußte ich unwillkürlich denken. Er ließ seine Hand über den Kopf gleiten, brachte einen

Handspiegel hervor, betrachtete meine Arbeit genau, und bat mich, noch etwas von dem ins Gesicht hängenden Haar abzuscheeren. Ich gehorchte und schnitt herab, bis er befriedigt war.

„So, das ist genügend. Ich danke Ihnen bestens. Und nun möchte ich Sie bitten, sich gefälligst umzudrehen und aus dem Fenster zu schauen. Ich werde Ihnen sagen, wann es mir gefällig sein wird, daß Sie sich wieder umwenden. Ich gedenke meine Röcke zu wechseln."

Hierdurch aufs höchste entrüstet, entgegnete ich: „Ich weigere mich entschieden, Ihrer Aufforderung zu willfahren."

„Dann werden Sie sich einfach noch anders besinnen müssen," lautete die kaltblütige Antwort, und sofort begann er Rock und Jacke auszuziehen. Selbstverständlich war ich gezwungen, mich seiner Aufforderung zu unterwerfen. Als mir gestattet wurde, mich wieder umzuwenden, erblickte ich nicht mehr den jungen Herrn, den ich oben beschrieben habe, sondern einen rüstigen Prediger, genau gekleidet nach der Tracht eines englischen hochkirchlichen Geistlichen. Die Rosen der reinsten Unschuld blühten auf seinen Wangen, sein ehrwürdiges graues Haupt war bedeckt mit einem Cylinder, der Rock war am Hals dicht zugeknöpft und theils von dem Bart bedeckt, ein weißer Leinenkragen stand ihm ganz prächtig, und durch ein Paar dunkle Brillen zwinkerten seine augenscheinlich schwachen Augen. Er war wirklich eine ehrwürdige Erscheinung und stellte den englischen Geistlichen vollkommen täuschend dar.

„Sie scheinen meine Verkleidung als eine gelungene zu betrachten," wurde ich nun freundlich angeredet; mein Gesicht hatte meine Ueberraschung verrathen. „Setzen Sie sich," sagte er weiter, „und ich erzähle Ihnen, warum ich sie trage. Ich hoffe, Ihnen Zutrauen schenken zu dürfen. Sie werden mich gewiß nicht verrathen, wenn Sie meine Geschichte vollständig vernommen haben.

Mein Name ist Wilson, und fünf Jahre lang hatte ich die Stelle als Cassirer der Bank zu G. inne. Seit meiner Verheirathung habe ich weit über meine Einkünfte gelebt, nur um meine und meiner Frau Leidenschaften zu befriedigen. Ich gelangte tief in Schulden und begann zu wetten und spielen. Und dann" — er hielt einen Augenblick inne und bewegte sich unruhig hin und her — „ich m u ß t e Geld haben und fälschte daher den Namen meines Principals auf einen Wechsel von £2000." Wieder folgte Stille. Der arme Mensch schien alles wieder überzuleben. „Sobald es geschehen war," hob er von neuem an, „hätte ich mein Leben gegeben, die That wieder rückgängig zu machen. Vor zwei Tagen — ist es möglich! War es erst vor zwei Tagen? O, warum that ich es nur — warum, warum?" Gar kläglich ertönte seine Stimme, und er erhob sich, um aus dem Fenster zu blicken. Den Schmerz, den er empfand, war rührend mit anzusehen, jedoch konnte ich ihm keinen Trost anbieten, der mir nicht als unschicklich aufgefallen wäre.

Er setzte sich auch bald wieder und erzählte mit tiefer, klangreicher Stimme weiter:

„Ich war hoffnungslos und begab mich heim, um meine Pistolen zu holen und mir das Leben zu nehmen. Ich öffnete die Hausthür mit einem Privatschlüssel, den ich bei mir führte; die Bedienstung befand sich nicht im Haus, und meine Frau war auf Besuch bei Freunden. Ich mußte durch die Kinderstube, um mein Zimmer zu erreichen; als ich die Stube betrat, fiel mein Auge auf die Wiege meines kleinen Jungen." Hier verstummte der Erzähler wieder einen Augenblick. „Meine Heirath ist eine unglückliche gewesen," fuhr er fort; „meine Frau hielt nie große Stücke auf mich. Mein Kind ist mir lieber als alles andere in der Welt, und als ich nun das unschuldige Wesen in seiner Wiege da liegen sah, überwältigte mich fast der Gedanke, ich sei schuld daran, daß sein Name mit Schimpf und Schande bedeckt werden müsse, und fester denn je war ich entschlossen, ihn von einem solchen Vater zu befreien. Ich meinte aber, ich müsse ihn noch einmal küssen und behandelte ihn wahrscheinlich etwas unsanft, denn er öffnete seine Augen und schlang seine Aermchen zärtlich um meinen Hals. Ich nahm das Kind in meine Arme, und während ich dies that, fiel mein Auge zufällig auf eine Rolle, die über dem Bett an der Wand hing. Sie enthielt für jeden Tag im Jahr ein Gebetlein und einen Bibelvers. Heute las ich die Worte: ‚Wer sie ängstete, ängstete sie auch, und der Engel so vor ihm ist, half ihnen. Er erlöset sie darum, daß er sie liebte und ihrer schonte. Er nahm sie auf, und trug sie allezeit von Alters her.' Das Bild meiner Mutter stieg vor meinem Gemüth auf, ich weiß nicht wie. Ich legte meinen Jungen wieder in sein Bett, kniete mich neben dasselbe, und das erste Gebet seit vielen Jahren kam über meine Lippen. Schnell entschloß ich mich, eine neue Heimath aufzusuchen, ein neues, besseres Leben anzufangen und vergangene Sünden nach besten Kräften durch rechtschaffene Handlungen zu ersetzen."

Mein Gesellschafter hatte seine Erzählung beendigt, und ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich während derselben reichlich Thränen vergießen mußte. Seine ernsthafte, einfache Schilderung seiner Versuchung, von dem Fall und den niederschmetternden, demüthigenden Folgen war höchst rührend. Sogar seine Verkleidung änderte nicht den tiefen Eindruck, den seine Erfahrung auf mich zurückgelassen hatte.

„Sie fühlen für mich," sagte der Arme mit heiserer Stimme. „Dafür möge Gott Sie segnen."

„Was gedenken Sie nun zu thun?" lautete meine erste Frage.

„Ich werde versuchen, den nächsten Seehafen zu erreichen, um nach Amerika zu reisen," war seine Antwort. „Sollte es mir gelingen, Beschäftigung zu bekommen, dann lasse ich, sobald dieser erste herbe Schlag überlebt ist, Weib und Kind nachfolgen. Gegenwärtig befinden sie sich bei meinem Schwiegervater, der sie hoffentlich meines Vergehens wegen nicht verderben lassen wird.

Sobald wir C. erreichen, wird man den Zug durchforschen, und wenn ich nicht entdeckt werde, dann hoffe ich zu entkommen."

In meinem Innern regte sich eine tiefe Sympathie gegen meinen unglücklichen Reisegenossen. „Ich will Ihnen behülflich sein," sagte ich ihm; „geben Sie mir Ihr Billet, und wann es gefordert wird, werde ich dasselbe dem Portier einhändigen. Reden Sie dann kein Wörtchen. Ich hoffe, daß es Ihnen später gegönnt sein mag, wieder nach England zurückzukehren als ein guter, ehrenhafter Mann, geschätzt und geachtet von Jedermann. —Ich hege das Zutrauen gegen Sie, daß mein Wunsch auch in Erfüllung gehen wird," setzte ich hinzu, um ihn in seinem schwierigen Vorhaben möglichst aufzumuntern. „Die Versuchung wird sich Ihnen oft nahen, gänzlich zu verzagen, noch tiefer zu sinken und von einem Ort zum andern zu wandern. Thun Sie dieses ja nicht. Treffen Sie eine feste Wahl, wo Sie sich niederzulassen gedenken, und bleiben Sie dreißig bis vierzig Jahre an diesem einen Ort, oder so lange als Gott in Gnaden Ihr Leben erhält. Nehmen Sie es so genau mit Ihrem Lebenslauf, daß jedes Wort und jede Handlung Ihnen zur Ehre gereichen kann. Wenn Sie sich auch tief versündigt haben, so können Sie auch Ihr bisher verfehltes Leben auch tief bereuen—ernstlich bereuen."

Er entgegnete kein Wort, sah mich aber mit inniger Dankbarkeit an. Ich merkte, daß meine Worte ihn sehr ergriffen hatten..... Der Zug fuhr langsamer. Wir hatten die Grenzen von C. erreicht.

„Bitte, theilen Sie mir Ihren Namen mit," bat mich der Flüchtling. „Ich möchte ihn gern wissen."

Denselben mit meiner Adresse auf ein Streifchen Papier schreibend, überreichte ich es ihm mit der Bemerkung: „Bitte, setzen Sie mich in Kenntniß, wenn es Ihnen gelingen sollte, Amerika glücklich zu erreichen."

Nur noch eine kurze Strecke, und wir waren an der Station. Mein Herz schlug so stürmisch, daß ich fast am Ersticken war. Ein plötzlicher Ruck und der Zug stand still. Ich steckte meinen Kopf aus dem Fenster. Eine große Menschenmasse bewegte sich hin und her, und eine Anzahl Züge stand bereit, abzufahren. Am anderen Ende der Platform wurde ich einen Policisten, einen Geheimpolicisten in Civil-Kleidung und den Portier des Zuges gewahr.

„Sie kommen," flüsterte ich meinem Gefährten zu, indem ich die Billets hervorbrachte.

Immer näher kamen sie herbei; jedes Coupee wurde untersucht, bis sie endlich das unsrige erreichten. Von größter Angst gefoltert, befürchtete ich, der Portier würde mich erkennen. An unserer Thür angekommen, wurde dieselbe erschlossen und das Coupee von der Laterne des Portiers erhellt. Herr Wilson wandte sein Gesicht dem Licht zu, so daß dessen Strahlen ihm voll in die Augen fielen.

„Ich halte die Billets," sagte ich fest.

„Alles recht!" lautete die Entgegnung. Die Männer schauten herein und begaben sich weiter, während ich des Portiers schlechtes Gedächtniß und meine bescheidene Erscheinung lobte.

Herr Wilson erhob sich eilig, reichte mir die Hand, zog sie zurück, nahm den Saphir vom Finger und bot ihn mir an, während er erklärte: „Er gehörte meiner Mutter. Bitte, nehmen Sie ihn."

Verneinend schüttelte ich den Kopf, er legte ihn jedoch neben mir hin, und ehe ich Einwendung erheben konnte, hatte er den Wagen verlassen, eilte über ein anderes Geleise hinweg und war bald meinen Blicken entschwunden.

Meine Tante starb nicht, und mein Besuch war ein recht angenehmer gewesen. Papa kam später und brachte mich heim. Unsere Heimfahrt nach Schottland war recht interessant; es passirte uns jedoch nichts Auffallendes. Du kannst dir, geneigter Leser, kaum eine Vorstellung machen von der Ueberraschung, welche meine Erfahrung allenthalben verursachte.

Ungefähr sechs Monate später erhielt ich folgenden Brief:

P....., Colorado, den 29. Juni 18...

Geehrtes Fräulein!

In Uebereinstimmung meines Versprechens benachrichtige ich Sie hiemit, daß es mir vergönnt war, Amerika glücklich zu erreichen. Ich habe mir hier in diesem blühenden Städtchen den Grund zu einem neuen Heim gelegt, indem mir das Glück zu Theil wurde, in einem der größten Geschäftshäuser eine Stelle als Hauptverkäufer zu bekommen. Meine Arbeitgeber sind sehr freundlich gegen mich, und es soll mein ernstes Bestreben sein, mich ihrer Ehrenbezeugungen würdig zu erweisen. Mein Salair ist zwar gering; es ist mir jedoch gelungen, genügende Mittel zu sparen, um meine Frau und Kind kommen zu lassen. Bis nächsten Monat sind sie, so Gott will, bei mir.

Die Ursache, warum ich Ihnen nicht ehedessen geschrieben habe, ist folgende: ich wollte Ihnen etwas genauere Auskunft über meine Pläne für die Zukunft geben; es wird jedoch nicht nöthig sein, Ihnen, geehrtes Fräulein, mitzutheilen, daß kein Tag über meinem Haupte verstrichen ist, in dem ich nicht über Ihren guten Rath nachdachte und Sie segnete für die Güte, die Sie mir an jenem verhängnißvollen Tag meines Lebens zu Theil werden ließen. Einer der stärksten Beweggründe auf rechtem Wege zu beharren, ist die Hoffnung, die ich hege, den Wunsch erfüllen zu können, den Sie mir gegenüber äußerten, als ich an mir selbst zweifeln wollte.

Ich verbleibe, geehrtes Fräulein, Ihr Geringer

Archibald Wilson.

Seit diesem meinem Erlebniß habe ich oft darüber nachgedacht, ob meine Handlungsweise die rechte war. Möge sich dies nun verhalten, wie es wolle, ein Mädchen sollte auf der Eisenbahn nie ähnlicher Gefahr ausgesetzt sein.

Baukunst der Vögel.

Eine andere Familie nennt man die Schaufler, weil sie mit ihren Scharrfüßen sich selbst ein Loch in den harten Grund hineinschaufeln, daß man von ihnen selbst gar nichts mehr sehen kann, und da drinnen brüten sie. Zu dieser Classe rechnet man aber auch die Minirer, welche ebenfalls in die Erde bauen, jedoch in steile Wände an den hohen Ufern längs Flüssen und Seen. Zu dieser Familie gehört auch unsere bekannte Uferschwalbe, und an Fleiß und Ausdauer übertrifft keine andere dieses Schwälbchen. Gesang hat „die Schwalbe am Ufer" keinen; sie muß zu hart arbeiten, als daß sie sich viel mit der Singkunst abgeben könnte, und dann, wenn erst einmal die Familie da ist, hu! was so eine Uferschwalbe für eine Arbeit hat, die vier bis sechs Mäuler zu stopfen, und alle mit Insekten, welche im Flug gefangen werden müssen.

Finkennest.

Ist aber das ein Arbeiten und Ringen unter der Vogelwelt, bis sie sich heimathlich eingerichtet haben und ordentlich ans Haushalten denken können. Leider sind dann viele dieser Sänger auch noch boshaft, denn lieber als sich ein für sie speziell bereitetes Mahl zu genießen, stehlen sie sich eine Mahlzeit, man meint fast, nur um des Stehlens willen.

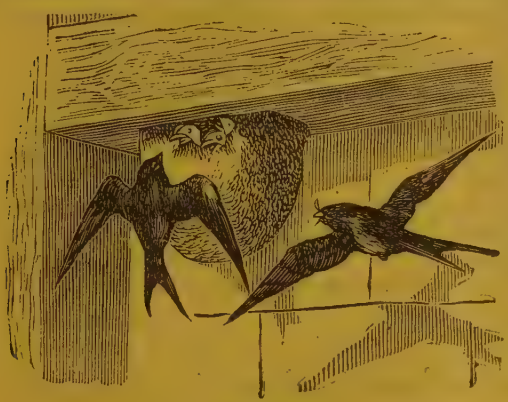
Weißkehlchennest.

Nun haben wir noch eine Familie unserer Sommergesellschafter zu betrachten, nemlich die Meißler oder Zimmerer. Hast du noch nie gehört, wie es im Wald gepocht und gehämmert hat? Gewiß, und du hast ja wohl auch schon gesehen, daß die Holzspäne dicht geflogen sind, während es oben gehämmert hat. Das ist der Specht, oder wenigstens einer aus der großen Zunft derselben, denn ihrer sind viele.

Zehn bis vierzehn Tage hackt so ein Specht d'rauf los, bis er eine Höhle in dem Baum hat, welche ihn befriedigt, um als Brutstätte benützt zu werden; aber das ist bei weitem seine ganze Arbeit nicht, denn er schafft sich während des Sommers wenigstens noch ein Dutzend anderer solcher Gänge und Höhlen an, welche ihm von Zeit zu Zeit als Schlafstellen dienen; diese schenkt er jedoch später den Staaren, Spechtmeisen und anderen ihrer Art zu Brutstätten, so daß der Specht oder die ganze Familie derselben eigentlich recht nützliche Vögel sind. Eine Ausnahme macht der Blutspecht, besonders in Amerika, denn ein halbes Dutzend derselben zerstört in einem Tage mehr frisch gepflanztes Korn, als man beschreiben will. Darum sucht aber auch der amerikanische Bauer ihn zu zerstören, wo er ihm nur beikommen kann; doch muß man nicht vergessen, daß man einem solchen Rothkopf nicht leicht beikommt, er kennt seine eigene Schuld und kennt auch den Menschen, seinen Verfolger.

Noch eine Fami-

lie der Vögel nennt man Maurer, und sie tragen den Namen mit Recht. Das sind die Schwalben, welche eben erst von langer Reise zurückgekehrt sind. Freilich, eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Aber bald gesellt sich die Gefährtin zu der Angekommenen, schnell folgen die andern Geschwister, und der Sommer ist da mit den zwitschernden Gästen. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo der Aufmerksame und Wißbegierige Zeuge sein kann von dem unermüdlichen Baugeschäfte der Heimgekehrten. Es sind unsere Haus- oder Mehl-Schwalben (Hirundo urbica). Ist diesen die alte Wohnung vom vorigen Jahre nicht zerstört worden,



Schwalben.

dann besucht sie das Paar alsbald. Es fegt und räumt das Haus. Das alte Geniste wird echt haushälterisch entfernt, und neue, weichere Baustoffe werden ins Innere getragen, zerbröckelte Stellen mit Lehm ausgebessert.

Kolibri.

Wenn aber das alte Nest nicht mehr vorhanden ist, dann schicken sich die Schwälbchen baldigst an, gewöhnlich an der alten Stelle, ein neues Nest zu bauen. Sie fliegen an Pfützen, an seichte Bachufer und Gräben und an Gossen. Da schreiten sie mit ihren kurzen, weißbefiederten Füßchen, die Flügel hoch über den Schwanz aufgeschürzt, umher und langen sich in den

Zeisige.

Schnäbelchen die feuchte Erde in erbsen- bis bohnendicken Klümpchen, um diesen Stoff an die gewählte Stelle des Hauses zu tragen. Dort ist's gewöhnlich eine kleine hervorragende Verzierung, ein Gesims, unter dem Dache, die zur natürlichen Unterlage ihres Nestes wählen. Da klammern sich die Vögelchen mit den spitzbekrallten Füßchen an und unterstützen sich auch mit dem etwas ausgebreiteten Schwanze. Die mitgebrachte Erde kleben sie unter Beimischung ihres Speichels in kleinen Klümpchen mit zitternden Bewegungen ihres Köpfchens auf. Bei sonnigem Wetter fügen sie in unermüdlicher Folge ein Klümpchen an und auf das andere, und bald ist ein sichtliches Fundament zum kleinen Hause gebildet. Auf diese Grundlage setzt sich nun die Schwalbe mit dem aufgerichteten Hintertheile nach der Wand zu, mit dem Vordertheile dem Nestrande zugewendet. Diesen mauert sie nun aufwärts in halbkugeliger Wölbung nach oben. Häufig sehen wir sie Stroh und Heu mit in die Erdklümpchen vermengen, gerade so wie es die Maurer machen beim Verlehmen einer Hauswand. — Die Schwalbe paßt ihr Nest ganz der Umgebung

Nest des Spechtes.

Schneidervogel.

an. In der Regel ist dies bei freiem Anbau an einer Wand halbkugelig. Oft aber ändert ein Vorsprung, ein Balken und andere Gegenstände die Gestaltung.

Geschickt weiß die Schwalbe ihren Standpunkt beim Aufbau zu ändern. Bald, und zumeist in den ersten Tagen, sitzt sie inwendig, bald auf dem Rande, bald hängt sie außen an der Wand.

Nebst der Feuchtigkeit der Erde verwendet sie auch noch ihren Speichel, den sie mit sichtlich zitternder Bewegung auswirft. Auch mauert sie auf einmal nur ungefähr einen fingerdicken Aufsatz, um denselben bis zum andern Tage trocknen zu lassen. Es gehen bei guter, trockner Witterung acht bis zehn Tage, bei ungünstiger aber auch wohl zwei Wochen hin, bis die Wohnung fertig ist. Weder die äußere noch die innere Nestwand glättet der Vogel aus. Außen ist das Nest körnig, wie eine „grob berappte" Speißwand eines Hauses. Das rührt von dem Anmauern von lauter runden Erdklümpchen her. Das rauhe Innere verklebt die Schwalbe zuletzt mit allerlei Geniste, Stroh- und Grashalmen, Federn und Wolle. Ein rundes Flugloch läßt sie oben, wo das Nest die Hauswand oder das Gesimse berührt, offen, gerade groß genug, um die schlanke Eigenthümerin einzulassen.

Zwei große Feinde hat die Schwalbe, und zwischen ihnen hat sie ein bewegtes Leben und ist schon oft um Haus und Hof gekommen; das sind die Buben und die Spatzen. Rohe Jungen stoßen oft mit Stangen die mühsam erbauten Schwalbennester sammt der Brut herab. Sie sind noch schlimmer als die diebischen Sperlinge, die als unvernünftige Thiere handeln und die fleißigen Schwalben ihr Nest bis zum Flugloche bauen lassen, um die Besitzer alsdann wegzubeißen und das Nest für sich benutzen.

Zu den Maurern rechnen wir auch die Singdrossel, denn sie vermauert und verkittet ihr Nest derart, daß es am Ende mehr einem Klumpen Erde gleicht als sonst etwas.

Auch die Schneiderzunft ist unter den Vögeln vertreten und gerade ihrer Baukunst wegen werden sie Schneidervögel genannt. Sie gehören zu den Gebüschsängern, welchen ja die meisten der kleinen Sänger angehören.

Der Schneidervogel baut zierlich und künstlich; sein Schnabel ist seine Nadel, und auch seinen Faden spinnt er selbst, wenn er nicht gleich welchen findet. Er versteht es, zwei Blätter zusammen zu nähen am Rand ganz herum, und in die so bereitete Tasche baut er sich dann sein weiches Nest.

So hat Gott jedem Vögelein einen Naturtrieb nach seiner Art gegeben, und jedes hat seine Freude daran, seinen bestimmten Beruf und Zweck zu erfüllen im großen Haushalt der Natur. Freilich sind auch unter den lieblichsten Künstlern und Sängern gar manche, welche einem Landmann die Galle erregen durch Schaden, den sie seinen Sämereien zufügen; aber ob der Schaden ihrem Nutzen gleichkommt, ist doch erst noch zu unterscheiden. Jedenfalls sollten Eltern dazu sehen, ihre Kinder so zu unterrichten, daß diese nie aus bloßer Bosheit Vögel oder deren Nester zerstören, denn sie füllen den vom Schöpfer ihnen zuerkannten Zweck.

Ernstes und Heiteres aus meinem Reiseprediger-leben in Preußen.

Von Carl Grün.

19. Als ein Schmuggler verfolgt.

Wie sich an jeder Landesgrenze Schmuggler befinden, so auch an der Preußisch-Holländischen. Das sind solche Leute, welche bei Nacht und Nebel oder auch auf andere Weise Waaren und Getreide von einem Lande in das andere bringen, und somit die Abgabe des gesetzlichen Eingangzolles umgehen, und dadurch den Staat jährlich um große Summen betrügen. Wenn irgendwo das Schmugglergeschäft in Blüthe steht, so in der obern Grenze. Da kann man nicht nur ganze Familien finden, die in wohlorganisirten Banden diesem verwerflichen und gefährlichen Geschäfte obliegen, sondern auch einzelne Personen, und sogar von den höheren Ständen. — Meistens gehen die Herren Schmuggler, wie schon bemerkt, per Gesellschaft etwa 12–15 Mann zusammen und mit Zwerchsäcken beladen, wobei nebenher einige mit geladenem Gewehr bewaffnete, und nicht selten mit Grenzbeamten-Uniform bekleidete Schmuggler gehen, um die Wächter zu täuschen oder auch abzuschrecken. Und in der That, mancher sonst pflichttreue Beamte drückt bei Entdeckung einer solchen Bande gern ein Auge zu, aus Furcht, sein Leben zu verlieren, denn es hat schon im Fall des Angreifens gar blutige Metzeleien gegeben, und mancher treue Beamte hat schon im Kampf mit den Schmugglern sein Leben gelassen. Doch es sind noch andere Methoden im Gange; da kommt z. B. eine feine Kutsche daher mit einem glänzendgekleideten Kutscher, stolzen Pferden und einem Herrn als Insasse, der nach Bart und Zwicker zu schätzen, wenigstens ein Baron ist, und siehe da, er wird von einem klugen Grenzbeamten als Schmuggler erfunden, und das ganze Gefährt war voll Kaffee und Tabak, die gangbarste Schmuggelwaare. Da kommt ein einfacher Bauersmann dahergefahren mit einem oder mehreren Fässern auf dem Wagen; es sieht aus, als wenn er Wasser oder Jauche führe. Der

Grenzbeamte klopft an, aber es tönt wie ein leeres Faß. Der Bauer brummt vor sich hin, daß man ihn belästige, aber der Beamte läßt sich nicht einschüchtern; er befiehlt, was in seiner Macht steht, man solle ihm das Faß einmal öffnen, und siehe da, es war eine Schnur mitten durch gezogen und an derselben hingen lauter Bündel mit Kaffee und Tabak. Ein anderer Fuhrmann kommt gefahren mit einem Mistwagen voll Sand. Der Grenzbeamte untersucht ein wenig mit seinem Instrument und findet Kaffee- und Tabakpäcke. Da kommt ein alter buckeliger Mann daher mit einem Buckel, als hätte er noch zwei oder drei andere entlehnt; er keucht, als wäre es am Ausgehen, grüßt den Beamten freundlich, ruft ihm zu: „Sie dürfen wohl froh sein, junger Herr, daß sie noch so aufrecht gehen können, doch der Beamte hat wenig Mitleiden im höchsten Fall, daß er ihm seinen krummen Buckel untersucht und an die nächste Station geleitet. Dort wird's ihm leichter gemacht, denn er war ein Schmuggler.—Und solchen Bildern begegnet der Reisende an der preußisch-holländischen Grenze oft, aber nicht, daß der geneigte Leser meint, es werden alle erwischt, nein! leider die wenigsten. Und daß die eifrigen Grenzbeamten öfters auch an den Unrechten kommen, kann Folgendes illustriren:

Ging ich da einmal mit einem lieben Freunde in ein Bauerndorf nahe bei Holland zu predigen. Wir hatten eine gesegnete Abendstunde, und um 10 Uhr etwa machten wir uns munter und fröhlich auf den ein und eine halbe Stunden weiten Heimweg. Als wir so etwa eine halbe Stunde gegangen, hörten wir auf einmal ein Geräusch; einige in große Mäntel gehüllte Männer sprangen auf uns zu. Wir dachten im ersten Augenblick nichts anderes, als das seien Leute, welche uns berauben und ermorden wollten, fingen deßhalb den Galop an, da ertönt's „Halt, oder es wird geschossen!" Jetzt meinte mein Begleiter, der mit der Sache eher bekannt war, das seien am Ende Grenzbeamten, welche uns als Schmuggler ansähen. Wir hielten; sie kamen heran und untersuchten uns, entschuldigten sich, wünschten uns eine „Gute Nacht!" und entfernten sich. Ich aber konnte die ganze Nacht vor Aufregung nicht schlafen, und doch war es mir ein Spaß, als Schmuggler verfolgt worden zu sein.

20. Auf der Kanzlei eines großen Bürgermeisters einer kleinen Stadt.

Unter den großen Kleinigkeiten und Abgeschmacktheiten, welche der mächtige Staat Preußen noch in sich schließt, gehört auch das ärmliche Vereinsgesetzwesen, nach welchem auch jede religiöse Gesellschaft ihre Versammlungen wenigstens 24 Stunden vorher bei der betreffenden Ortsbehörde anzuzeigen hat, welches nicht nur rein zweck-, werth- und nutzlos ist, sondern die Betreffenden nur belästigt. Es ist das zu kleinlich für den tonangebenden Staat des deutschen Reiches. Doch es ist eben einmal so, und weil es so ist, so muß man sich eben wohl oder übel darein fügen. Diesem suchte ich immer pflichttreu nachzukommen, um mit den Behörden nicht in Conflict zu gerathen, und doch mußte ich einmal auf die Kanzlei eines großen Bürgermeisters einer kleinen Stadt kommen. Das ging so zu: der sonst erzkatholische Bürgermeister war im Wirthshaus hinter dem perlenden Schoppen zu sehr mit dem evang. Pfarrer befreundet, und da kamen sie, obwohl sie sonst beim Wein und Bier nicht von Glaubenssachen sprachen, wie es scheint, auch auf unsere Wirksamkeit zu sprechen. Der Pfarrer bemühte sich recht, den Bürgermeister gegen uns aufzuhetzen. Nun probirte der gestrenge Herr Bürgermeister seine Amtsgewalt dadurch uns gegenüber zu zeigen, daß er — gegen das Gesetz — die Anzeige, die ich durch den Hausvater, wo wir predigten, hinsenden ließ, nicht annahm, sondern mit ernsten Worten gebot: „Der Mensch, der sich bei ihm umtreibe, soll selber kommen." Nun freilich hätte ich nicht nöthig gehabt, dieser ungesetzlichen und auch unanständigen Aufforderung eines so gewaltigen Bürgermeisters zu folgen, aber die Worte heiliger Schrift: „Seid unterthan der Obrigkeit," auch der Schrecken, der über meine liebe Herbergsleute kam, die allerlei Böses ahnten, und endlich das ruhige Gewissen, das mich beseelte, veranlaßte mich, der Aufforderung zu folgen. So stand ich denn ehe lange auf der Kanzlei einem wohlweislichen Herrn Bürgermeister gegenüber und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Als ich die Thür aufmachte, saß der Herr Bürgermeister auf seinem Lehnstuhl in die Zeitung vertieft. Anstatt meinen Eintrittsgruß zu erwidern, blickte er mit gar finsterer aber strammer Amtsmiene über die Zeitung herüber mich an und fragte in barschem Tone: „Wer sind Sie?" „Prediger G. aus Wesel," war die Antwort. „Ach was, Prediger, ein Sectirer sind Sie, und zwar von der schlimmsten Sorte, wissen Sie das?" „Nein, das weiß ich nicht," antwortete ich.—„Nun, ich will Ihnen nur mittheilen, daß ich durchaus nicht gesonnen bin, Ihnen die Erlaubniß zu geben, eine Versammlung abzuhalten." „Ist auch nicht nöthig, Herr Bürgermeister," entgegnete ich, „daß Sie erlauben, Sie dürfen nur nach dem Gesetz eine Bescheinigung über die erfolgte Anzeige geben." Beschämt und mit verbissenem Zorn schlug der gescheidte Herr das Gesetzbuch auf, und zu seinem Schrecken vernahm er, daß er in seiner großen Bürgermeistersgewalt entschieden zu weit ging. Etwas sanfter frug er nun, ob ich Papiere bei mir hätte. „O ja," und zeigte ihm meinen Steuerzettel und Predigererlaubnißschein. Letzterer interessirte ihn besonders, und nachdem er ihn mehrmals überflügelt, gab er ihn mir gar freundlich zurück mit den Worten: „Sie sind also ein rechtmäßiger Prediger. Das wußte ich nicht, ich wurde leider anders belehrt. Nun aber, um daß sie nicht mehr belästigt werden, sind Sie so freundlich und schicken Sie Herrn N. N., ihren Hauswirth, mit einer Anzeige zu mir, dann will ich Ihnen für das ganze Jahr bescheinigen." Auf mein „Guten Tag, Herr Bürgermeister," erschallte ein gar

höfliches und achtbares „Guten Tag, Herr Prediger.“ Ich verließ die Kanzlei eines großen Bürgermeisters einer kleinen Stadt als Sieger. Groß wegen des Bewußtseins seiner Amtsgewalt, groß aber auch, weil er sich von der Wahrheit überzeugen ließ.

21. Wie einmal ein zorniger Pfarrherr ohne seinen Willen Leute in unsere Gottesdienste einlud.

Aehnlich wie einmal Br. Kächele durch Veranlassung eines allzueifrigen Ortspfarrers bei Stuttgart eine gar große Versammlung bekam, so passirte es auch mir im Preußenland. In obigem Fall ging's nemlich so zu: als Br. Kächele's Bestellung bekannt gemacht wurde, kam es auch vor den Pfarrer. Dieser hatte schon öfters von Br. K. gehört, daß er ein gar gewaltiger Prediger sei und vor ihm warnen müsse. Am Sonntag Morgen nach der Predigt brachte er auch wirklich sein Anliegen vor die Gemeinde wie folgt: „Ich habe gehört, daß ein Methodist mit Namen Kächele bei einem Bürger eine Zusammenkunft halten wird, vor diesem Hauptsectirer ich aber jeden warnen möchte.“ Da aber die Leute noch nie einen „Hauptsectirer“ gesehen hatten, waren sie sehr interessirt, diesen bösen Menschen zu sehen, weßhalb alles in die Versammlung strömte, und die Folge war, daß nachdem Br. K. in ernster Weise den Seelen Jesum Christum verkündigt hatte, eine Anzahl hängen blieb und in dem Netz des Evangeliums gefangen wurde.

Als mir ein solcher Streich von einem norddeutschen Pastoren gespielt wurde, ging es so zu: in der betreffenden Stadt wollte Gottes Sache gar nicht recht mehr vorwärts gehen, welches uns oft ins Gebet trieb; da auf einmal sollte es eine Veränderung geben. An einem Reformationsfeste fühlte sich ein Pfarrherr gedrungen, anstatt über den Sinn und Geist der wahren Reformation und über die Nothwendigkeit einer solchen zu predigen, über die Secten und Schwärmer herzufahren, wobei er die freikirchlichen Gemeinschaften, besonders aber uns meinte. In seinem Zorn und Eifer scheute er sich sogar nicht, meine Person an heiliger Stätte zu brandmarken und anzuschwärzen, unsere Gemeinschaft zu verhöhnen und unsere Wirksamkeit zu verdächtigen. Durch dies wurden jedoch viele Leute für uns sehr interessirt, die vorher gar nicht an uns gedacht hatten, es entschlossen sich viele, zunächst freilich aus Neugierde, uns auch einmal zu besuchen, und so kam es, daß an dem betreffenden Reformationsfest Abends, währenddessen sich vielleicht der Herr Pastor auf dem weichen Sopha vor dem perlenden Weinglas schmeichelte, eine gute Pflicht erfüllt zu haben, unser Gotteshaus ganz voll wurde, welches mir sehr auffiel. Es war ein reichgesegneter Abendgottesdienst, Gottes Wort schlug ein und Seelen wurden zum Sünderheiland geführt. Den andern Tag wurde mir der Grund unserer großen Versammlung mitgetheilt, welches mich natürlich zum Dank gegen Gott antrieb. Von da an wurden unsere Gottesdienste immer gut besucht, und unser Einfluß vermehrte sich mehr und mehr. Es ist deßhalb eine ganz verkehrte Meinung, wenn man glaubt, unsere Feinde und Gegner seien uns immer in Allem zum Nachtheil. O nein! auch der Zorn der Menschen verherrlicht Gott.

22. Warum mir einmal ein lieber Bruder einen Talar und Bäffchen anschaffen wollte.

Daß es für einen Deutschen—und vielleicht auch für einen Außerdeutschen—der von Haus aus zu sehr an die alttestamentlichen Kirchen-Ceremonien gewöhnt ist, sehr schwer fällt, auch einen solchen Prediger des Evangeliums anzuerkennen, der nach dem Vorbilde Jesu und seiner Apostel ohne Priesterzierrath in einfacher Bürgerkleidung das Wort Gottes verkündigt und die heiligen Sacramente spendet, ist ja weltbekannt. Aus diesem Grunde kam auch einmal ein lieber Bruder zu mir und sagte: „Br. G., du würdest uns in allen Stücken gefallen, wenn dir eins nicht fehlte, aber dies vermissen wir so sehr bei dir.“ Verwundert fragte ich, was das sei, und er sagte treuherzig: „Ich bin fast nicht so keck zu sagen, will's aber doch sagen; weil dir ein Chorrock und die weißen Läpple fehlen. Wenn du willst, wollen wir dir gerne diese Dinge machen lassen.“ Ich sagte aber dem lieben Bruder, wenn er mir beweisen könne, daß der heilige Geist in dieser Priesteruniform vornehmlich sitzt, und Petrus, als er die gewaltige Pfingstpredigt hielt, da 3000 bekehrt wurden, auch solche alttestamentliche Gesetzeskleider trug, so wolle ich mir gleich auch solche anschaffen. Aber der liebe Bruder blieb mir die Beweise schuldig, und so kam es, daß ich bis heute keinen Priesterrock trage. (Schluß folgt.)

Ganz zufrieden!

Wo habe ich doch die Geschichte gelesen von dem Grafen, der gerne zufrieden gewesen wäre, und konnte es nicht werden? Es war ungefähr so. Der reiche Graf war nur kränklich und konnte sich seines Lebens durchaus nicht freuen; immer fehlte ihm Etwas. Da sagte ihm sein Arzt: „Herr Graf, wenn Ihr zufrieden wäret, so käme Alles gut.“

„Zufrieden?“ sagt der Graf. „Ja, das ist leicht gesagt; ich hab's ja lang probirt; aber ich kann's gar nicht werden.“

„Das ist schlimm,“ sagt der Arzt; „da kann ich nicht helfen. Dafür ist kein Kräutlein gewachsen.“

Der Graf vernimmt von einem Einsiedler, der mehr könne, als andere Menschenkinder. Er sucht ihn in seiner Klause auf. „Rathet mir, ehrwürdiger Alter, was

ich thun soll.—Ich möchte gerne gesund werden, und der Arzt sagt mir, daß ich's nur werden kann, wenn ich Zufriedenheit gewinne. Wo finde ich die? Wo kaufe ich die?"

Der Einsiedler sieht den armen Grafen an. „Zufrieden könnt Ihr werden," sagt er ihm, „wenn Ihr das Hemd eines ganz zufriedenen Menschen erwerben und anziehen könnt."

Da geht der Graf in seiner Grafschaft von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, um einen zufriedenen Menschen unter seinen Unterthanen zu finden. Er fragt da, er fragt dort; aber überall fehlt immer Etwas zum Glück: ganz zufrieden findet er Keinen in seiner ganzen Grafschaft.

Traurig schlägt er den Rückweg ein; so muß ich denn krank sein und bleiben; wenn's keinen Zufriedenen gibt, so gibt es auch kein Hemd eines solchen.

Endlich trifft er ein armes Weib, welches ihm sagt, der Kohlenbrenner droben im Bergwalde, das sei ein ganz glücklicher, völlig zufriedener, immer fröhlicher Mann.

Er findet ihn. „Du seiest ganz zufrieden mit deinem Schicksal?" fragt er ihn ungläubig.

„Ja, Herr, ganz zufrieden."

„Aber du bist ja so schwarz und arm. Du wirst doch einen Wunsch haben, den ich dir nicht erfüllen könnte?"

„O nein, Herr, ich habe genug," sagt er. „Der Wald gibt mir Holz und die Quelle Wasser, die Sträuche Beeren;—und über mir läßt Gott seine Sonne scheinen und sendet mir wieder die Kühle der Nacht, den milden Regen! wie sollte ich nicht zufrieden sein?"

Lange versuchte der Graf, ob denn auch die Zufriedenheit bis auf den Boden gehe. Er fand nichts als Zufriedenheit, er mochte bohren, wie er wollte.

„Lieber Köhler," sagt er ihm zuletzt, „endlich also habe ich den Mann gefunden, der mich gesund machen kann. Verkaufe mir dein Hemd. Gerne bezahle ich's dir mit Gold und Silber."

„Mein Hemd?" sagt lächelnd der Köhler und öffnete sein schwarzes Wamms—und drunter kam kein Hemd zum Vorschein, sondern seine dunkle Haut.

„Kein Hemd—und doch glücklich, doch zufrieden!"—Beschämt sagt es der reiche unzufriedene Graf. Er blickt hinauf zum Himmel, von dem er so Vieles erhalten, und war doch nie zufrieden—und blickt hinüber zum Köhler, der so Vieles entbehrte, und doch so glücklich war.

Der Graf wurde von dem an zufrieden, glücklich und bald auch gesund, denn nur die Unzufriedenheit hatte seine Gesundheit geschädigt.

O du unzufriedenes Gesicht, warum mag mein Blick nicht auf dir ruhen? Du bist so schön sonst; deine regelmäßigen Züge mit dem lebhaften Auge würden dich so angenehm machen. Aber dein Ausdruck beweiset: „unzufrieden mit Gott und Menschen." Da fehlt es dir.

Wie muß das Gesicht eines Menschen, an den Gott so viel Gutes gewendet, und das immer wieder Unzufriedenheit ausdrückt, Gott zuwider sein!

Ich denke nach. Was macht mich unzufrieden? Wahrhaftig, wenn ich nur ein Stümpchen Ewigkeit dazu nehme und anzünde, um meiner Unzufriedenheit Quelle zu studiren—es ist nicht der Mühe werth. Aber Grund hätte ich, zufrieden zu sein, und zwar ganz zufrieden ewiglich: „Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder dürfen heißen. Wir sind nun Gottes Kinder, und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden, wir wissen aber, wann es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist."

Und du, Unzufriedener, hast du's gerne, wenn man mit dir nie zufrieden ist?—Prüfe und denke! G.

Wie die Japanesen schreiben.

Von Prof. W. E. Walz.

Wer das Schreiben erfunden hat, ist eine Frage, schwer zu entscheiden; es hat sich Mancher an dieser Frage abgequält und ist nicht klüger dabei geworden. Etliche kühne Geister hier zu Lande scheinen daher gedacht zu haben: Warum mit dieser Geschichte viel Federlesens machen? Wir Japanesen haben's von jeher verstanden zu schreiben und haben's von Niemand gelernt. Es nahm weder Muth noch Bescheidenheit, diese Behauptung zu machen; dieselbe schmeichelte dem ultranationalen Bewußtsein, und als Beweise für solch eine Behauptung wies man auf angeblich sehr alte Büchcher, wie „Hifuma," „Anaichi" und „Hozuma." Allein zu nicht geringem Leidwesen Mancher haben sich diese literarischen Antiquitäten als unterschoben erwiesen und verdanken ihre Entstehung Betrügereien späterer Tage. In einem der ältesten, wenn nicht dem ältesten echten Dokument, dem „Kogoschui," einer Sammlung alter Traditionen, sagt Imube deutlich: „In den allerältesten Zeiten gab es keine geschriebene Buchstaben." Dieses Zeugniß ist durchaus glaubwürdig. Für die hie und da gemachte Gegenbehauptung, daß in der Urzeit das Schreiben eine bekannte Kunst gewesen, allein späterhin wieder verloren gegangen sei, findet sich nirgends auch nur eine auf Wahrscheinlichkeit hindeutende Vermuthung.

Daß die Schreibkunst von auswärts importirt wurde, unterliegt keinem Zweifel; allein wann, wie, wo und von wem das geschehen ist, kann nicht mit völliger Sicherheit

ermittelt werden. Der glaubwürdigste Bericht scheint zu sein, daß nach dem Krieg gegen Korea ein dortiger König einen gelehrten Mann, Namens Ajiki (auch in anderen Urkunden Atogi genannt) nach Japan sandte. Durch ihn lernte der junge Kronprinz lesen, und seine erste Lectüre waren die Schriften des chinesischen Philosophen Confucius. Dieses geschah um das Jahr 286 nach Christi Geburt. Die Einführung dieser Kunst des Schreibens und Lesens war daher eine ziemlich späte, denn die Geschichte Japans läßt sich zurück auf das Jahr 660 vor Christus verfolgen, und war während jener Zeit eine durchaus nicht ruhmlose. Die Schwierigkeit, die chinesischen Zeichen der japanesischen Sprache anzupassen, war nicht gering, und verfielen sie auf den nicht übeln Einfall, die chinesischen Zeichen zu vereinfachen, und so entstand nach und nach das weit gebrauchte und dem Volk am geläufigsten „Hirakana," oder die gewöhnlichen Buchstaben. Der Volksglaube ist, daß ein buddhistischer Priester, Namens Kukai (oder Kuhai) das Hirakana erfunden habe, allein da derselbe erst ums Jahr 835 A. D. lebte, so ist es höchst wahrscheinlich, daß ihm auch die Erfindung dieser Zeichen zu gut geschrieben wurde, während er aller Wahrscheinlichkeit nach diese Zeichen nur in alphabetische und poetische Ordnung gebracht hat, um dieselben dem Volke leichter einzuprägen.

Kodzu (B. papyrifera) Staubfadenträger.

Auch das „Katakana," oder Seitbuchstaben, verdankt seine Entstehung der Vereinfachungstendenz früherer Jahrhunderte, und wird hauptsächlich in Wörterbüchern und in Fachwerken benützt, auch zum Schreiben von fremden Wörtern und Namen gebraucht. Hätten die Japanesen sich an ihre eigene Erfindungen gehalten, so wäre jetzt das Erlernen ihrer Schriftzeichen ein verhältnißmäßig leichtes Kinderspiel; allein sie haben nicht nur das Original beibehalten, sondern dasselbe auch durch neue Importationen reichlich vermehrt, und die wissenschaftlichen Ausdrücke das neunzehnten Jahrhunderts in die alten Formen vergangener Jahrhunderte gezwängt. — Die Kunst des Lesens und Schreibens verbreitete sich schnell, zuerst in den Städten, dann nach und nach auf dem Lande; allezeit jedoch, selbst in roher nationaler Verwilderung, fand sie eine Zuflucht in den Klöstern und den Sitzen des reichen Clerus. Gegenwärtig wird viel gethan, um besonders den Elementarunterricht zu heben. Die Zahl der Volksschulen nimmt beständig zu; die Zahl derselben stieg in einem Jahr von 8000 zu 10000, die Zahl der männlichen Schüler von 1,000,000 zu 1,303,300, die der weiblichen von ungefähr 300,000 zu 421,807. Von diesen Schulen kommen verhältnißmäßig viele Studenten in die größeren Städte (in Normal- und Hochschulen), um sich weiter auszubilden.

Ehe ich auf die Art und Weise, wie hier geschrieben wird, eingehe, will ich den Lesern des Magazins das „Iroha," oder das Alphabet Japans mittheilen. Es ist Poesie, aber ich will zum Voraus bemerken: es ist janesische Poesie. Es lautet:

I-ro-ha ni-ho-he-to chi-ri-nu-ru-wo
Wa-ga-yo ta-re-so tsu-ne-ra-u
Wi-no-o-ku ya-ma ke-fu-ko-ye-te
A-sa-ki yu-me mi-shi e-hi-se-su.

Da dieser Vers schon vor mehr als tausend Jahren gedichtet wurde, so giebt es viele Japanesen, die dessen Bedeutung nicht verstehen, und denselben in ihrer Jugend nur gelernt haben, um sich das Alphabet einzuprägen. Mit Hülfe zweier Japanesen von besserer Bildung gelang es mir jedoch, den Sinn desselben zu entdecken. — Ich will denselben in deutschen Distichen geben, denn die Bedeutung der Worte ist eine gute. Sie sind:

„Nichts ist beständig in unserer Welt als der stätige Wechsel;
Blätter, so schön und so bunt, fallen vom Baume herab.
Mächt'ge Gebirge von Selbstsucht habe ich heut' überstiegen;
Morgens war's noch ein Traum; jetzt jedoch, jetzt bin ich wach."

1. Japanesisches Papier.

Dasselbe wurde zuerst verfertigt unter der Kaiserin Suiko, ungefähr ums Jahr 610 nach Christi Geburt.

allein es ist unmöglich, über die Verfertigungsweise desselben etwas zu sagen. Ums Jahr 900 waren drei Arten von Papier im Umlauf: 1. Maschi, von Lumpen gemacht; 2. Hischi, von der Pflanze Gampi gemacht, und 3. Kokuschi, von der Kalzupflanze gemacht. Bald kamen noch andere Arten in Umlauf von verschiedenen Preisen und Qualität.

Gegenwärtig liefern die Kodzu- und Gampipflanzen wohl das meiste Material für die Papierindustrie. Von der Kodzupflanze will ich eine kleine Beschreibung geben. — Sie ist ein Gesträuchgewächs und erreicht eine Höhe von etwa fünf bis sechs Fuß. Ihre Zweige wachsen direkt aus der Erde hervor; im Winter stirbt die Pflanze ab, allein im Frühjahr erscheinen die dunkelgrünen, eiförmigen Blätter mit gezacktem oder wellenförmigem Rand. Die Pflanze gehört in die einundzwanzigste Classe des Linnäischen Systems, hat jedoch zwei Variationen, nemlich Pistillen- und Staubfadenträger. Die letztere blüht im Mai; ihre Blume steht auf einem Blüthenstiel von der Länge eines Zolls, ihre Krone ist einblättrig, von purpurner Farbe und in vier Flügel getheilt. Die erste Variation steht gleichfalls auf einem Blüthenstiel; die verschiedenen Blüthen sind jedoch in eine Art Kranz zusammengefaßt, und aus jeder Blüthe ragt ein langer Staubfaden hervor.

Gampi (Wick stroemia cauescens).

Außer dieser Pflanze werden auch die Gampi, die Mitsu Mata und die Tororo gebraucht. Obgleich nach der Natur des Papiers und örtlicher Tradition etwas verschiedene Methoden im Gebrauch sind, so ist doch folgende die gewöhnlichste Zubereitungsweise. Man nimmt die Kodzu- (oder Gampi-) Pflanze, und schneidet die Zweige in drei Fuß lange Stücke. Dieselben werden dann in einem ungemein großen Kessel dem Dampf ausgesetzt. Nach diesem werden sie herausgenommen und die Rinde wird nun ohne Mühe abgeschält und von der Rinde wird die äußere Haut sorgfältig abgekratzt. Die Rinde selbst wird dann in Lauge gekocht, und nachher auf Steinblöcken in eine breiige Masse zerschlagen. Nachdem diese Masse mit verdünntem Tororo-Leim vermischt worden ist, wird dieselbe in einen hölzernen Wasserbehälter gethan, um aufzuweichen. Nachdem es lange genug eingeweicht worden, wird es durch Siebe in lange Bogen ausgestreckt. Ist das Wasser abgelaufen, so wird jeder Bogen mittelst einer Strohbürste auf Bretter gelegt, um vollkommen zu trocknen. Nachdem dieses geschehen, ist es zum Gebrauch bereit.

Japanesische Feder.

2. Die japanesische Feder.

Es wäre mehr zutreffend, dieselbe Pinsel zu nennen; Manche haben sie auch schon „Schreibbürste" geheißen, ein sehr passender Name, wenn dieselbe verdorben ist, oder von unkundiger Hand geführt wird. Sie wurde durch chinesische Immigranten zuerst importirt und erfreute sich kaiserlicher Gunst. Hasen, Dachse und Hirsche mußten ihre Haare lassen, und der immer zunehmenden Pinselindustrie Genüge zu leisten. Die Haare dieser oder andrer Thiere werden auf die Hand gelegt und mit der Asche verbrannter Reisschalen gerieben, um sie so von allen fettigen Substanzen zu reinigen. Dann werden sie in gleiche Länge geschnitten und mit Funori-Stärke zusammengeklebt. Hierauf werden sie getrocknet und alle unpassenden Haaren entfernt. Dann werden die Haare getheilt in so viele Theile, als man Federn will, und ein Papierring um dieselben gelegt; hierauf werden die Haare in die richtige Form gebracht, und der Pinsel gehörig zugespitzt, dadurch daß Haarschicht um Haarschicht weiter rückwärts gelegt wird. Dieses Geschäft verlangt ungemein viel Aufmerksamkeit und ist bei weitem das wichtigste im ganzen Proceß.

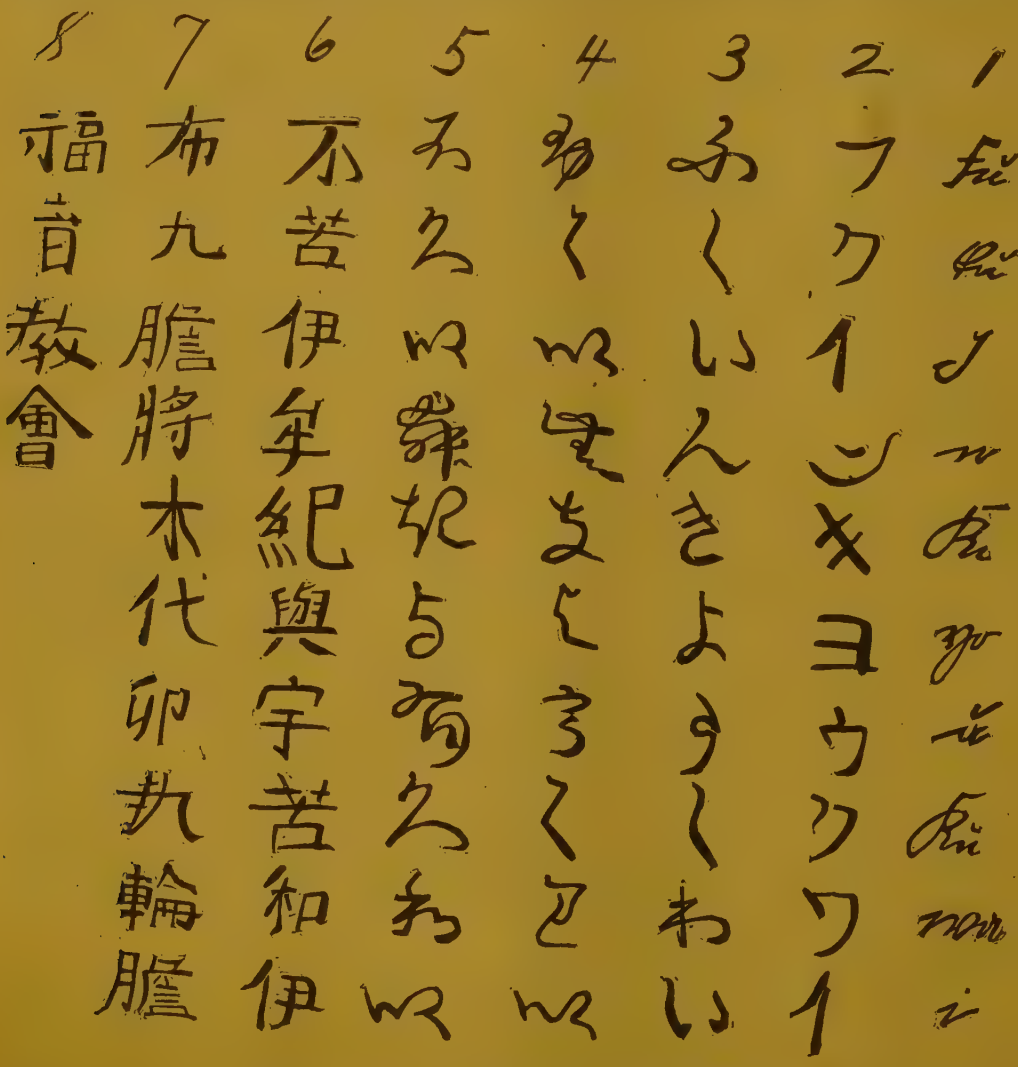
3. Die Tinte.

Das Material, woraus sie gemacht wird, ist entweder Lampenschwärze oder Fichtenruß. In Verbindung mit Wasser und Leim wird die Masse in einen Teig verarbeitet und dieser dann in einer Gußform gepreßt, die mit einem schweren Stein belastet ist. Nachdem es so in Form gebracht und hart geworden ist, wird es gereinigt und ist zum Gebrauch bereit. Als „Tusche," „Chinesische Tinte," „Indische Tinte" und „Sepia" sind ähnliche Artikel weithin verbreitet im Ausland.

4. Der Tintenstein.

Dieser wird auf japanesisch „Suzuri" genannt und war ursprünglich nur irden. Gegenwärtig werden mehr wie 46 Steinarten dazu gebraucht, wovon der Saga- und Tosastein die berühmtesten sind. In der Bereitung desselben wird ein Stein in gleich lange und dicke Steinplatten geschnitten. Dieselben werden mit einem weißen Wetzstein polirt und eine Vertiefung zur Aufnahme der Tinte hineingeschnitten, die gleichfalls mit dem Wetzstein (nagura) polirt wird.

Alles zum Schreiben nöthige läßt sich in eine Holzschachtel thun, die ungefähr einen Zoll hoch, vier Zoll breit und sechs Zoll lang ist. In demselben sind zwei Tintensteine, einer für schwarze und der andere für rothe Tinte; deßgleichen ein etwa drei Zoll langes Stück schwarzen Tusches und ein anderthalb Zoll langes von rother Farbe; daneben ein kleiner Wasserbehälter und ein Fach für den Gummi; schließlich zwei oder mehr rinnenartige Vertiefungen, in welche die Feder mit dem Bambushalter gelegt wird. Will man schreiben, so schlägt man den Deckel der Schachtel zurück, tropft etwas Wasser auf den Tintenstein, nimmt das Tintenstück und reibt es im Wasser, bis sich Tinte bildet. In diese taucht man den Pinsel und schreibt oder malt auf das Papier, was man wünscht.



Namen der Evangelischen Gemeinschaft in Japanesisch.

Ich will nun den Namen unserer Kirche auf Japanesisch mittheilen. Derselbe ist: „Fuku In Kio K'wai," und bedeutet: „Frohe Botschaft's Lehre Kirche." Dieser

Name läßt sich in sieben verschiedenen Arten schreiben. Dieselben sind, wie folgt, in japanesischer Ordnung geschrieben.

Nr. 2 ist das schon oben erwähnte Katakana, Nr. 3 Hirakana, Nr. 4 Sotei, Nr. 5 Hentei, Nr. 6 und 7 sind chinesische Schreibarten, und Nr. 8 ist der abgekürzte chinesische Stil, der mit einem Schriftzeichen zugleich auch eine Idee ausdrückt, woher solche Zeichen den Namen „Ideographen" erhalten haben. Wie hieraus zu ersehen ist, muß die Schreibkunst hier zu Lande in der That eine Kunst genannt werden, allein hat man nur einmal im Ernst angefangen zu lernen, und läßt sich den Anfang nicht verdrießen, so schwinden viele eingebildete Schwierigkeiten, und die noch übrigen sind durchaus nicht unüberwindlich für Den, der ausdauernden Fleiß entfaltet.

Unser Herrgott und die Neumodischen.

Aus dem Holsteinischen von C. A. Thomas.

IV.

„Zwei harte Steine mahlen schlecht zusammen; ja, sie können sich wohl gar in den Brand laufen.—Ein gutes Wort findet einen guten Ort, und die Sanftmüthigen werden das Erdreich besitzen, das heißt: man muß warten lernen."

Thue Rechnung von deinem Haushalten!" so klopfte es einmal über das andremal an Peter Cornils' Thüre an. Die zehntausend Mark waren wie weggeblasen, wie ein Tropfen kaltes Wasser auf einem heißen Stein. Er war ganz bei seinen alten Grundsätzen stehen geblieben—die ganze Wirthschaft mit dem Phosphorsauren und Salpeterhaltigen ꝛc. Und Mariechen machte es auch nach alter Weise: alle Jahre ein paar Mal nach Hamburg, und dann eingekauft, was fest und los war, und was sie nicht bezahlen konnte, das ließ sie anschreiben; und mit dem „liberalen Verein" war es auch noch tüchtig im Schwung—Peter war ein „Fortschrittsmann vom reinsten Wasser," sie hatten ihm vorgeschwatzt, es wäre gar nicht unmöglich, daß er eines Tages möchte in den Reichstag nach Berlin gewählt werden. Tausend! was war ihm das in den Kopf gestiegen—Peter Cornils nach Berlin, unter all die großen Leute, die immer in der Zeitung genannt wurden, da könnte sein Name also auch noch in die Zeitung kommen, ja vielleicht käme er noch selbst mit Bismarck zu Tisch. Was sein Vater wohl dann sagen werde? So eine Ehr' wäre mit zehntausend Mark gewiß nicht zu theuer bezahlt!

Aber der alte Cornils sagte etwas ganz anders zu der Sache. Die Creditoren hatten Wind davon bekommen, daß der Alte den Jungen in dem Dreck sitzen lassen wollte. Nun klopfte das auch immer an seine Thür—Einer nach dem Andern, und alle wollten sich 'mal höflich erkundigen nach den Verhältnissen, wie das eigentlich zusammenhing. Der Alte war gar nicht höflich, er drehte knapps seinen Kopf nach diesen „Kerlen" um, die meisten waren auch noch Juden, und diesen „Schlag" konnte er auf den Tod nicht ausstehen, seine Mütze nahm er gar nicht ab, und schaute immer ruhig nach dem Meldörfer Kirchthurm hinüber—„ihn ginge die ganze Sache einfach nichts an, sein Sohn wäre ja schon lang mündig," damit war es aus, und er ließ sie reden, und that, als wäre er stocktaub.

Nun liefen sie denn nach der andern Thüre und machten dem jungen Peter himmelangst, schimpften und tobten, sie müßten ihr Geld haben, könnten keine vierundzwanzig Stunden länger warten, sie hätten auch ihre Verpflichtungen und wollten um seinetwegen nicht zu Spitzbuben werden!

Es kam auch so weit, daß der schlimme Mann mit dem „rothen Kragen," der Gerichtsdiener, auf seinen Hof rückte, mit seiner schwarzen Mappe unter dem Arm. Mariechen sah ihn zuerst und schrie es in die Stube herein, dann versteckten sie sich beide. Aber was half's? Der Bankerott war da!

Einmal noch versuchte es Peter bei dem Alten, aber der Alte war wie ein Stein. „Du bist ja mündig, mein Sohn!" sagte er ganz trocken weg, „und klug genug bist du auch, du weißt doch noch, daß ich dir zehntausend Mark gab, das sind nun schon drei Jahre her; im Ganzen bist du nun sechs Jahre auf dem Hof, und wenn ich dir nun wieder zehntausend Mark gebe, so wäre das noch lange nicht genug, und dein Vater und Mutter müssen auch so viel behalten, daß sie in ihren alten Tagen nicht zu hungern brauchen. Das muß nun seinen Gang haben, mein Sohn, wie ich dir auch schon gesagt habe: ich muß den Hof wieder übernehmen, und du mußt dann eben in das kleine Häuschen!"

Da brauste der junge Peter aber gehörig auf! Eher gehe er nach Amerika mit Frau und Kindern, und lieber wolle er verhungern, als daß er den Schimpf erlebe, in das kleine Häuschen zu ziehen; und dann trat er fest vor seinen Vater hin und schlug mit der Hand auf den Tisch und sagte, er sei doch kein schlechter Kerl, und wenn ihm der Vater zur rechten Zeit recht unter die Arme gegriffen hätte, dann wäre es nie so weit gekommen, dann wäre er schon längst ein reicher Mann, und wenn der Alte sein eigen Fleisch und Blut verstoßen wolle, so wäre es wohl

das Beste, daß er (der junge Peter) sich eine Kugel durch den Kopf schieße.

„Halt, mein Sohn!" rief da der Alte — und seine Stimme zitterte, und mit der Hand faßte er sich an dem Tisch und stand kerzengrad — „nun ist es genug! Du versündigst dich an deinem irdischen Vater, das ist schon schlimm genug, allein du versündigst dich noch viel schwerer an deinem himmlischen Vater. Solch ein Wort will ich nicht hören! Du solltest dich schämen. Die Sache ist zu End. Ich will auch so meine Hand noch nicht von dir abziehen, du brauchst mir das nicht zu sagen, daß du mein Sohn bist — willst du nach Amerika, dann nur zu, ich will dir das Reisegeld geben — sonst mußt du in das kleine Häuschen. Unser Herrgott muß dir den neumodischen Kram selbst austreiben; ich habe dich ihm übergeben." —

Dann sank der alte Mann wieder in seinen Stuhl und blickte mit seinen großen Augen fest auf seinen Sohn, der gleich einem armen Sünder sich langsam aus dem Hause schlich. Als die Thür hinter ihm langsam in das Schloß gefallen war, da fiel auch dem lieben Alten sein Pfeiflein zur Erde, er legte beide Hände vor das Gesicht und stöhnte, daß es zum Bedauern war.

Draußen in der Küche saß die Mutter. Sie hatte das alles mit angehört, sie wollte auch einmal mit drein reden, aber sie war wie gelähmt, weder Hand, noch Fuß war sie im Stande zu regen, am Feuerherd hatte sie sich hingekniet, und ihr gutes Gesicht war so weiß, wie ein Tischtuch. Nur hörte sie, wie der Junge wegging — und dann wieder das Gestöhn in der Stube! Auf einmal konnte sie sich regen, sie öffnete die Thür, und — ja, was sie noch nie gesehen hatte, ihr Mann saß auf dem Stuhl und stöhnte und weinte, wie ein Kind. Gott erbarme sich! Was nun? —

„Vater! Vater! Was ist denn?" schrie sie ihn an.

Als er die Stimme hörte, kam er wieder zu sich selbst, er war ja doch der Mann, er war ja der alte Cornils, das schickte sich ganz und gar nicht für ihn. Er strich sich ein paar Mal über das Gesicht, dann war er wieder der Alte und sagte ganz gelassen:

„Mutter, setze dich 'mal her! Das hat, will's Gott, keine Noth; wir müssen den Stoß eben aushalten, später kommt das wieder recht — du sollst sehen, nun kriegt unser Herrgott ihn in seine Hand und treibt ihm den neumodischen Kram aus, und wenn einmal all die Nesseln und Wurzeln ausgerissen sind, paß 'mal auf, dann setzt er seinen Pflug wieder an, und so kann da doch noch etwas Gutes wachsen. Aber diesen Stoß müssen wir, übel oder wohl, aushalten, das hilft nichts, es mag uns ja auch alles zum besten dienen!"

Mit Amerika, nun, das war doch gar zu weit weg, und die Reise über das große Wasser mit den kleinen Kindern war doch etwas weitläufig — und mit dem Todtschießen war's, Gott sei dank! erst recht nichts! Von dem Tag an, als ihm der Alte den Bescheid gegeben hatte, war Peter ein geschlagener Mann, all die Steifheit und Widerpartigkeit war ausgetrieben, er war sanft, gefügig, wie ein Lamm. Das sei ja doch alles ein Thun, sagte er, und so zog er vom Hof in das kleine Häuschen.

Die Leute sagten, das sei eine harte Pille, und war wohl noch nie passirt; Einige schalten auf den alten Cornils und nannten ihn einen harten Stein; Andere wieder gaben ihm Beifall und sagten, er habe recht gethan.

Als die jungen Leutchen nun den ersten Abend in dem kleinen Häuschen waren, es war gegen sieben Uhr, nach dem Nachtessen, da war Mariechen in der Schlafkammer und brachte die beiden Kleinen zu Bett und weinte dabei immer leise vor sich hin. Der kleine Junge schaute seine Mutter so traurig an, und frug, warum sie weine. Dann schüttelte sie den Kopf und sagte gar nichts. Peter war auf das Feld gegangen, sie wußte gar nicht, wo er geblieben war, und gegessen hatte er auch fast gar nichts! —

Da ging die Thür auf! das ist er wohl? nein, er ist es nicht, es ist eine Frauensperson mit einem großen Tuch über dem Kopfe; als sie das Tuch zurückschlägt, ist's wirklich Mutter Cornils! Mariechen weiß gar nicht recht, was sie sagen soll, aber die liebe Alte streichelt ihr über das Gesicht und geht sachte mit herein in die Schlafkammer. Die beiden Kleinen liegen bereits im Bett und schlafen schon; Großmutter hat ihnen ein paar Aepfel mitgebracht, und die legt sie auf die Decke.

Dann geht sie mit ihrer Schwiegertochter nach der andern Stube, es war bereits Dämmerung, das Licht blieb bei den Kindern stehn. Nun fing Mutter Cornils erst damit an, ob Mariechen ihr nicht den Gefallen thun wolle, und ihr morgen ein wenig mithelfen bei der großen Wäsche und sie solle die Kleinen doch ja auch mitbringen und sie wolle ihre Leibkost kochen 2c. — so sprach sie immer zu. Mariechen trocknete sich die Thränen ab und seufzte ein paar Mal so tief, als wenn sie wieder frische Luft kriegen könne; und als Mutter Cornils weggging, da schaute sie noch einmal so freundlich nach der jungen Frau zurück, als wäre es ein heller Stern aus einer trüben Wolke.

Mit den beiden Frauen ging das nun so weit recht gut; die Alte hatte so eine sanftmüthige Art an sich, und konnte alles, was sie zu sagen hatte, so anziehend und nett anbringen, und Mariechen war wieder wie früher, als sie ihres Vaters kleinem Hauswesen vorstand, sie verstand das ja alles recht gut, was so im Hausstand vorkam, sie hatte ein paar fleißige, geschickte Hände, blos regieren, das konnte sie nicht, und der Bauernstand, die Wohlhabenheit, war ihr zu Kopf gestiegen.

Peter konnte sich erst gar nicht entschließen, mit auf dem Hof zu arbeiten, es war ihm doch allzu herabwürdigend: nun als Knecht und Taglöhner, wo er doch bereits sechs Jahre commandirt hatte. Es war ihm überhaupt eine scharfe Ruthe gewesen, als ihm all seine schöne Sachen verkauft wurden — all die Maschinen und die feinen Möbel aus der Stube: alles kam unter den

Hammer; auch all die überflüssigen Kleider, selbst Mariechen's sämmtene Mantile; Peter hatte immer gehofft, daß der Alte darauf bieten werde, allein dieser ließ all den Kram fliegen; er wollte keine Spur davon behalten. Es wurde alles wieder so, wie es vor sechs Jahren gewesen war. Hansjakob allein hatte diesen doppelten Wechsel überstanden; er kratzte sich dabei hinter den Ohren und dachte: So geht's, wenn die Jungen klüger sein wollen, als die Alten.

Acht Tage lang saß der junge Mann wie verloren herum und that gar nichts, im Dorf und auf der Straße mochte er sich auch nicht sehen lassen, sie wiesen ja alle mit Fingern nach ihm. Das sind aber lange Tage, wenn man so gar nichts um die Hand hat — er wäre wohl gern Abends 'mal ins Wirthshaus gegangen, allein er hatte kein Geld und borgen wollte ihm auch kein Mensch mehr. Seine kleine Frau und die Kinder waren meistens immer auf dem Hof, so saß er dann den ganzen lieben langen Tag allein am Grübeln, und es waren keine lieblichen Gedanken, die er sich da zurechtdachte.

Auf den Samstagabend kam Hansjakob mit einem Auftrag vom alten Herrn, er solle vielmal grüßen, und ob der junge Herr sich 'mal 'rüber bemühen wolle, es sei da was zu schreiben 2c.—

Das war nun gerade, als wenn Einer ans Land schwimmt, und die Kräfte wollen ihm versagen und auf einmal wird ihm ein Seil entgegen geworfen, an dem sie ihn ans Ufer ziehen. Peter griff denn auch nach dem Seil, und — ging am Montagmorgen hinüber auf den Hof.

Der Alte war, als wenn nichts passirt wäre, und als die Bücher ins Reine geschrieben waren, machte sich der junge Herr sonst was zu thun auf der Tenne, wo die Drescher gerade an der Arbeit waren, freilich nach alter Weise mit den verachteten Flegeln, aber es ging doch auch, wenn auch nicht so gut, wie mit der Maschine.

Als es Abend war und Peter mit seiner Frau bei dem Abendbrod saß, sagte sie: „Was du heute Abend aber so heiter aussiehst, so habe ich dich lange nicht gesehen!"

Das war ihm aber zu viel, er wollte davon nichts wissen, sein Gesicht verdüsterte sich, und er knurrte so etwas davon, daß er just keine Ursache habe, heiter auszusehen.

Aber Mariechen war nun einmal im Zug und ließ sich nicht bange machen, sie meinte, eigentlich wäre sie nun zufriedener, als auf dem Hof, sie merkte das nun erst, was für eine große Verantwortung das war, mit einem solch großen Hauswesen und all den „Weitläufigkeiten," die sie im Kopf gehabt hatte, nun war sie ganz verdrießlich darüber, und sie mußte sich über sich selbst ärgern! Gut, daß all die neumodischen Kleider schon mitverkauft worden waren auf der Auction, und so ein Rakker von einer Sammt-Mantile thue sie gar nicht wieder an, und wenn er ihr auf einem Präsentirteller angeboten würde; an ihrer alten Schwiegermutter konnte sie das ja ganz deutlich sehen, was zu einer ordentlichen Hausfrau gehöre, und wie einfach ging sie in Kleidung: und dabei so schön und nett! Ach, sagte sie, was haben wir uns doch bethören lassen; rechte Narren sind wir eigentlich gewesen!

Dann brachte sie die beiden Kinder ins Bett, und als sie dieselben ausgezogen und hingelegt hatte, da sagte sie: Nun sollt ihr auch beten, und faltete ihnen die kleinen Händchen, und da hörte dann Peter in der andern Stube erst seinen Jungen: „Breit' aus die Flügel beide," und dann sein kleines Mädchen: „Ich bin klein, mein Herz ist rein!" — Das war ja ganz was Neues, so was hatte er noch gar nicht erlebt, es drückte ihn fast durch, und er wußte selbst nicht recht, wie's gekommen war, aber seine eigene Hände hatten sich auch dabei gefaltet.— —

Mit so einer Frau ist das nun eine eigene Sache, wenn die auf andere Gedanken kommt, und puselt und sauselt mit ihren Worten immer an dem Mann herum, früh und spät — da ist das just, als wenn im Frühjahr die Sonne höher steigt und die Strahlen wärmer scheinen; sie hat viel zu thun, all den alten Schnee und das Eis wegzuschmelzen, aber nach und nach wird es doch immer weniger, und zuletzt bricht auch das dickste Eis und der letzte Schneehaufen ist verschwunden!—

Nun war aber unser Peter eigentlich zwischen zwei Feuern; denn seine Mutter ging just in derselbigen Spur, wie Mariechen, sie hatten es gar nicht mit einander abgemacht, es kam ganz von selbst.

Ein paar Mal in der Woche kam die Großmutter ganz bestimmt nach dem kleinen Häuschen, meist in der Dämmerstunde, ehe man Licht ansteckte, dann nahm sie ihren Platz dicht am Ofen und das kleine Völkchen drängte sich dicht um sie her. Das war für Großmutter ein verdrießlich Ding, daß die Kleinen meist so neumodische Namen gekriegt hatten, der Junge hieß nemlich „Feodor," und das Mädchen „Amanda," das war in des alten Cornils Familie noch nie vorgekommen, daß die Jungens anders genannt wurden, als Paul oder Peter, und die Mädchen Anna oder Trina! Aber das war ja jetzt nicht mehr zu ändern, der Pastor hatte nun einmal diese Namen über der Taufe ausgerufen, und so mußten sie nun damit durch die Welt gehen. Die liebe Alte wußte sich aber zu helfen: den Jungen rief sie bei seinem Zunamen, Cornils, und „Amanda" kürzte sie ab in „Ama." Der Junge ging bereits zur Schule, und wenn die Großmutter kam, dann sagte er seine Lection her, und wenn er erst lesen könne, hatte sie ihm gesagt, solle er ein paar funkelneue Stiefel mit langen Schaften haben, und dann solle er ihr was vorlesen aus der großen Bibel.

So ging das zu, daß die Bibel doch noch in Gebrauch und zu Ehren kam; und als der kleine Cornils sie erst einmal aufgeschlagen hatte, da blieb es dabei, und es dauerte nicht lange, da schaute erst seine Mutter mit hinein, und zuletzt ja wirklich auch sein Vater. Was man doch nicht alles erleben kann! Sonntag Mittag

aßen die jungen Leute und ihre Kinder immer auf dem Hof, und wenn der Alte recht im Zug war, dann frug er die Hausgenossen, ob sie auch das heutige Evangelium oder den Text noch wußten; einmal hätte er fast gar den Peter gefragt, aber er lenkte wieder ab, als wollte er sagen: was nützt auch das? Er war ja doch nicht in der Kirche; denn mit dem Kirchengehen war es leider bei dem jungen Mann noch sehr schlecht bestellt. Erst fiel es ihm gar nicht ein, daß die Glocken auch für ihn läuteten, und als Mariechen endlich auf den Einfall kam, auch 'mal hinzugehen und ihn frug, ob er mitgehen wolle, hatte er kurzab nein! geantwortet. Das Erstemal war wieder auf einen Neujahrstag, damit fing's wieder an. Dann ging er auch 'mal nach der Erntepredigt, und allmälig kamen dann auch die hohen Festtage. Als damals zu Tisch sein Vater ihn fast nach dem Text gefragt hätte, geschah es, daß sein kleiner Junge den Finger in die Höhe hielt, wie er das in der Schule gewohnt war — er war nemlich mit dem Großvater in der Kirche gewesen — und er wußte in der That noch das Evangelium vom Pharisäer und dem Zöllner, und konnte es ganz hübsch erzählen; es war am Tisch, die Meisten hielten mit ihren Löffeln inne und gaben ihrer Freude Ausdruck über den wackeren Jungen.

Das war für Peter Cornils denn doch zu viel, den nächsten Sonntag ging er auch in die Kirche, setzte sich aber zurück, bis hinter die Orgel, dort konnte er ja auch ganz gut sitzen, die Augen, die ins Verborgene sehen, die sehen noch viel weiter, als hinter die Orgel; und der alte Cornils, wenn er seine beste Brille auf that, konnte auch gerade noch so weit sehen, daß er seinen einzigen Sohn dort oben ausfindig machen konnte.

Hansjakob hatte bei diesen Sachen wieder seine eigene Gedanken; er ging immer seinen stillen Gang, und dachte bei sich selbst: ein Stein ist ein Stein und bleibt ein Stein, aber ein Menschenherz, wenn es zwischen zwei Feuer kommt, so muß es zuletzt doch schmelzen.

(Schluß folgt.)

Waldeszauber.

(Ernst Probst.)

Hi warme Lüfte, würzige Düfte
Umspielen den Ruhenden im trauten Wald.
Schmeichelnde Lieder zu ihm tönen nieder,
Die sind immer neu, denn sie werden nicht alt.

Zephyre säuseln, Blätter sich kräuseln,
Bezaubern das Auge durch goldenes Grün.
Flüchtiges Rauschen, schnelles Auflauschen—
Ein zierliches Reh huscht durch Büsche dahin.

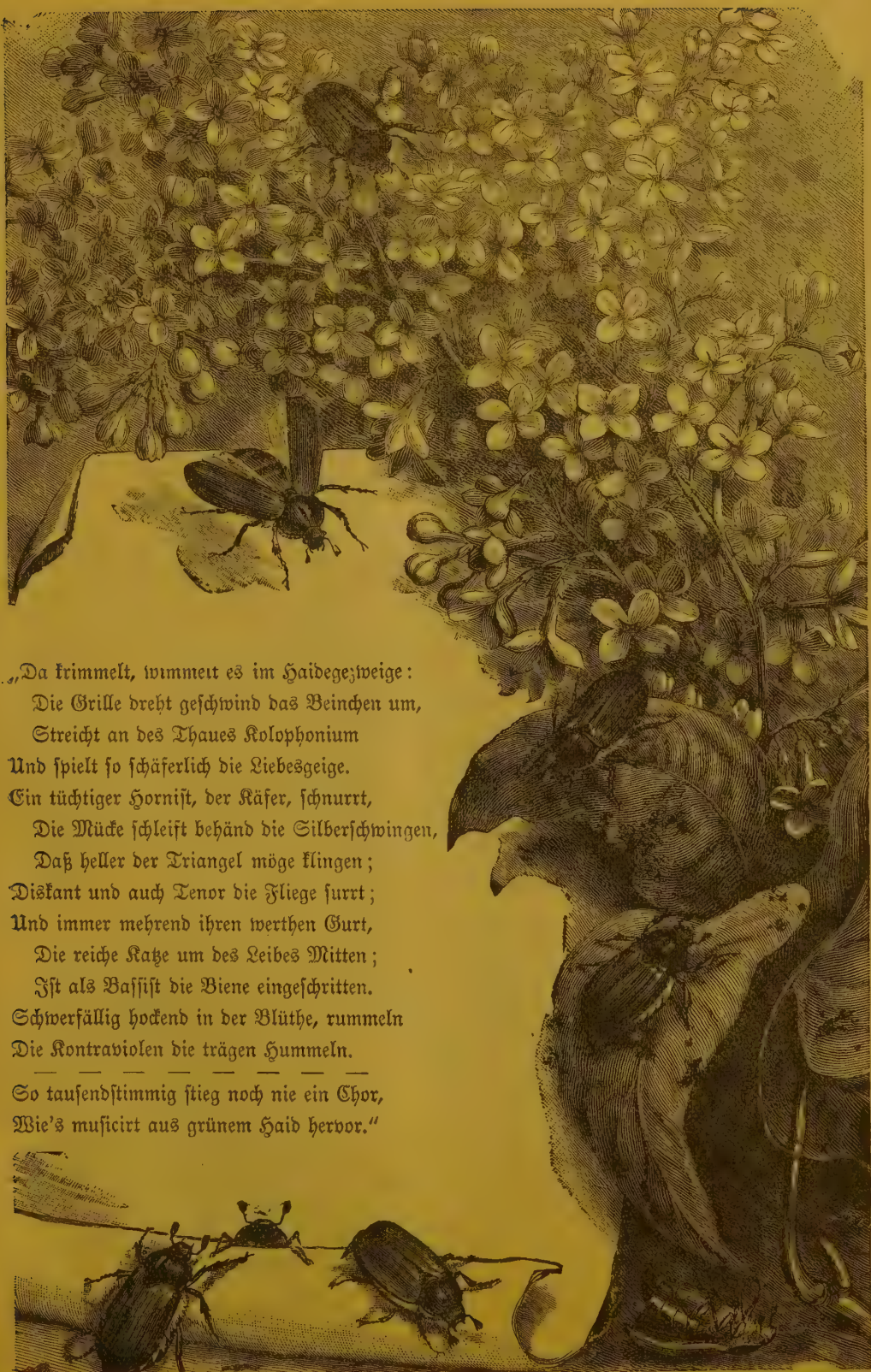
Der Mücken Summen, der Käfer Brummen,
Des Spechtes Hämmern am alternden Baum,
Der Häher Krächzen, der Bäume Aechzen
Erfüllen des Waldes so lauschigen Raum.

Auf weichem Moose, linde und lose
Umgaukeln die Halme des Sinnenden Haupt.
Süß läßt sich's träumen in luftigen Räumen,
Von Elend und Weh, ach, so fern man sich glaubt.

Frühlingsbild aus dem Insektenleben.

Von R. M.

Wenn die Sonne ihre Frühlingswende gemacht und mit Hülfe des Südwindes den letzten Schnee geschmolzen hat; wenn sich bereits hie und da ein vorwitziges Veilchen blicken läßt, dann feiert die Natur ihr Osterfest, und die Todten erwachen zum neuen Leben. Die Menschen haben alle Verwünschungen der singenden Fliegen, Käferlein und anderer Insektensippschaft des vorigen Sommers vergessen und freuen sich nun an dem neuen Leben, welches sich ringsum offenbart. Zwar von einem Gesang in der Insektenwelt kann nicht die Rede sein, aber Musik gibt es dennoch, und selbst der König aller Dichter bringt Reiz und Vollendung in seine Iliade, wenn er das Gezirpe der Grillen und das Geigen eines Grashüpfers mit seinen Helden in Verbindung bringen kann. Es ist Frühling, wir merken es allenthalben:



„Da krimmelt, wimmelt es im Haidegezweige:
Die Grille dreht geschwind das Beinchen um,
Streicht an des Thaues Kolophonium
Und spielt so schäferlich die Liebesgeige.
Ein tüchtiger Hornist, der Käfer, schnurrt,
Die Mücke schleift behänd die Silberschwingen,
Daß heller der Triangel möge klingen;
Diskant und auch Tenor die Fliege surrt;
Und immer mehrend ihren werthen Gurt,
Die reiche Katze um des Leibes Mitten;
Ist als Bassist die Biene eingeschritten.
Schwerfällig hockend in der Blüthe, rummeln
Die Kontraviolen die trägen Hummeln.
— — — — — — — —
So tausendstimmig stieg noch nie ein Chor,
Wie's musicirt aus grünem Haid hervor."

Es ist etwas Besonderes um das Insektenvolk; keine Classe der Thiere wird mehr verachtet und verfeindet, als die Insekten, und doch ist es vielleicht die interessanteste des ganzen Thierreichs, sowohl wegen ihrer Mannigfaltigkeit, Schönheit und Entwickelung der Formen, wie auch wegen ihrer Wichtigkeit im Haushalt der Natur. Betrachte die kleinen Wesen mit Aufmerksamkeit; beobachte die Verschiedenheit ihrer Organe zum Gefühl und zur Bewegung, aber vergiß nicht, auch ihre Organe zum Angriff und zur Vertheidigung zu beobachten.

Die Classe der Insekten umschließt diejenigen Gliederthiere, welche im erwachsenen Zustande nur sechs Beine haben, und durch Ringe und Röhren am Leibe athmen. Um zu ihrem vollkommenen Zustande zu gelangen, müssen die Insekten mehr oder minder bedeutende Verwandlungen durchlaufen, dann aber treten sie in ihren Dienst ein und versehen denselben treulich, bis der schwere Fuß, die rauhe Hand oder die gut gezielte Klappe eines Menschen ihnen den Feierabend ankündigt, oder ihr kurzes Leben sein natürliches Ende findet.

Die Insekten sind mit Ausnahme des Meeres, in welchem nur wenige Arten leben, über den größten Theil der Erdoberfläche verbreitet, bis zum Gletscher- und Polareis, in den tiefen Höhlen der Gebirge, auf den Lavafeldern und in den Wüsten sind sie zu finden; die Mehrzahl lebt jedoch auf und in den Pflanzen. Diese allgemeine Verbreitung, das Auftreten in so zahlreichen, so abweichenden organisirten Formen, welche den verschiedensten äußeren Verhältnissen angepaßt sind, läßt die Insekten im Naturhaushalt eine sehr wichtige Rolle spielen, und es kann nicht schaden, einen Blick in ihre Existenz zu thun, ehe man den Stab über sie alle bricht.

Die Insekten sind namentlich dafür da, die zu üppige Ausbreitung der Pflanzenwelt in Schranken zu halten, aber auch in die Befruchtung der Pflanzen greifen sie ein, und erzeugen durch das Verschleppen von Blüthenstaub ganz werthvolle Kreuzungen. Andere scheinen blos dazu bestimmt zu sein, Mitglieder der eigenen Classe in Schranken zu halten; Andere haben wieder die Aufgabe, todte Substanzen schnell wegzuschaffen und die Verpestung der Luft dadurch zu verhindern. Freilich kann man den Insekten nicht nachsagen, daß sie alle unschuldig seien am Blute des Menschen, aber man muß auch wieder wahr lassen, daß der Mensch ein unbarmherziger Mörder ist und vom frühen Frühling bis zum späten Herbst nicht müde wird, draufzuschlagen.

Haben die Insekten oder Thiere überhaupt Verstand? Es kommt viel darauf an, wie man die Sache betrachtet; aber: „den Bienen und den Ameisen Verstand abzusprechen, hieße geradezu die Gerechtigkeit verleugnen." Doch wollen wir uns in diesem Artikel besonders bei den Käfern verweilen, deren wir einige Prachtexemplare im Bilde geben können.

Wenn ein besonders mildes Frühjahr eintritt, dann treten schon im Mai die Käfer auf, daher haben sie denn auch ihren Namen Maikäfer erhalten; sie sind jedoch in ihrem Leben und Treiben eine ganz gemeine Sippschaft und können, wenn ein gutes Maikäferjahr eintritt, großen Schaden verüben. In Deutschland sind die Maikäfer schon so fruchtbar gewesen,

daß man hinter dem Pflug herging und die Larve, Engerlinge sammelte und zerstörte, denn diese sind der Kultur sehr gefährlich. — Ein ganz stattlicher Bursche unter den Käfern ist das Nashorn; wenn man sein Bild betrachtet, erinnert es an eine ganze Panzerfrigatte, und jenes Horn wird wohl als Waffe gute Dienste thun.

Zunächst zeigen wir auch einen Hirschkäfer, Feuerschröter, welchen schon Plinius kannte und beschrieb. Die Hirschkäfer tragen Hörner, an deren Spitze sich zweizackige Gabeln befinden, welche sie nach Belieben schließen und öffnen, auch tüchtig kneipen können.

Man hat früher den Kindern solche Käfer als Heilmittel an den Hals gehängt. Diese Käfer führen verheerende Kriege unter sich, wenn die Paarungszeit kommt; ein Naturforscher hat erzählt, daß er an einem schönen Frühlingstage einem Kampf der Hirschkäfer zusah, und achtzig derselben blieben auf dem Schlachtfeld, der Kampf dauerte nahezu einen ganzen Tag.

Zu den merkwürdigsten, aber auch den nützlichsten aller Käfer gehört der Todtengräber. Dieser Käfer hat den Instinkt, kleine Thiere, z. B. Mäuse, Frösche u. dgl., zu untergraben und in die Erde zu verscharren, um seine Eier darein zu legen, so daß die ausschlüpfenden Larven sogleich in dem begrabenen Thiere ihre Nahrung finden. Dieser Käfer hat die Größe des Maikäfers, ist aber von schwarzer Farbe. Ein Naturforscher brachte einmal vier dieser Käfer in ein mit Erde gefülltes Glas, in welchem eben auf der Erde zwei Frösche lagen; in weniger als zwölf Stunden hatten zwei der Käfer einen Frosch

begraben. Die andern zwei liefen beinahe den ganzen Tag im Glase herum, als wenn sie am Abmessen wären, hatten aber am dritten Tag den Cadaver wirklich beerdigt. In fünfzig Tagen begruben die vier Käfer einen Maulwurf, vier Frösche, drei kleine Vögel, zwei Fische, zwei Heuschrecken und mancherlei Eingeweide, welches ihnen zugeschafft worden war.

Es ist leicht einzusehen, daß die Käfer alle diese Arbeit unternehmen, um die künftigen Jungen in Sicherheit zu bringen, und um sie mit Nahrung zu versorgen. Welche Weisheit Gottes leuchtet hier hervor, daß er diese Insekten mit Kräften und Trieben begabt hat, ihre Nachkommenschaft zu erhalten! Man müßte diese Thierchen bemitleiden bei ihrer Arbeit, wenn man nicht sehen könnte, daß sie sich dabei wohlbefinden und einander gegenseitig unterstützen. Es ist schon vorgefallen, daß man einen solchen Todtengräber beobachtete, wie er arbeitete, bis er vor Ermüdung umfiel und eine Zeit lang wie todt liegen blieb, nur um sich zu erholen, und wieder an die Arbeit zu gehen.

Da kann doch der immerklagende Mensch auch eine Lection lernen, welche ihm nützlich ist. Diese Thierchen arbeiten mit Lust an der Erhaltung ihrer Nachkommenschaft, wie ein rechtlicher Vater, dem die Liebe zu seinen Kindern auch die mühevollsten Arbeiten versüßt; hiervon noch ein Beispiel: Ein Todtengräber hatte ein junges Mäuschen gefunden, welches durch irgend einen Unfall seinen Tod gefunden hatte, und er machte sich sogleich an die Beerdigung, aber es ging nicht. Nun kam Hülfe, aber das Mäuslein lag auf dem harten Weg, und die Arbeiter konnten keine Impression machen. Jetzt schien es, als wollten sie aufgeben, denn sie liefen nach verschiedenen Richtungen aus einander; doch sie kehrten wieder und zogen nun vereinigt an dem Mäuschen in einerlei Richtung hin, wo nemlich der Boden am lockersten war. Jetzt wurde die Erde unter der Maus weggewühlt und seitwärts gescharrt, der todte Körper sank tiefer in die Höhlung; die Erde wurde zurückgescharrt, und das Begräbniß war vorüber.

Gehe durch Feld, Wald und Garten, überall ist reges Leben. Wo vor wenigen Tagen noch Schnee und Eis gelegen, da regt sich's jetzt in jedem Strauch und Zweig. Nicht nur der herrliche Gesang der lieblichen Frühlingssänger, der Vögel, sondern auch jeder Käfer und jedes Mückchen ladet dich ein, deinen Schöpfer zu preisen und zu verherrlichen.

Schul-Vorrechte in der neutestamentlichen Zeit.

Ein jüdisches Kind zur Zeit, von welcher das Neue Testament handelt, wurde gewöhnlich bis zum sechsten Lebensjahr in der Familie durch die Eltern unterrichtet, dann wurden die Kleider nach einem andern Schnitt gemacht, ein Zeichen, daß es nun unter die Aufsicht eines Lehrers gestellt oder schulpflichtig geworden sei, wo es denn auch den Elementarunterricht empfing. Für je fünfundzwanzig Kinder war eine Schule oder ein Lehrer gesetzlich verordnet; wenn vierzig Kinder in einem Dorfe oder Flecken waren, dann mußte dem Lehrer ein Gehülfe gestellt werden; fünfzig mußten zwei Lehrer haben. Die Schule durfte nie in der Nähe eines Flusses oder in einem dichtbewohnten Stadttheil sein, wegen der Gesundheit in letzterem und wegen der Gefahr in ersterem Falle. Um jene Zeit war es Pflicht der Eltern, dazu zu sehen, daß die Kinder um die bestimmte Zeit beim Lehrer waren; der Talmud erzählt von einem gelehrten Doctor, welcher nie frühstückte, bis er seinen Sohn nach der Schule gebracht hatte. Ehe die Kinder lesen konnten, wurde ihnen das Gesetz Mosis zum Auswendiglernen vorgelesen; wenn sie lesen konnten, bekam jedes eine Pergamentrolle, mit solchen Stellen aufgeschrieben, welche dem Verstand des Kindes angemessen waren. Diese Stellen waren nie lange, aber von den allerwichtigsten. Der Talmud sagt: „Die Welt wird erhalten durch den Athem der Kinder in der Schule," und: „Eine Stadt ohne Schule wird zu nichte werden." Dieses zeigt, wie wichtig den Juden die Erziehung ihrer Kinder war.

Der Lehrcursus für die Kinder war ein fortschreitender, d. h. stufenweise. Dieses lernen wir aus der Mischna, welche also lautet: „Mit fünf Jahren die Schriften lesen; mit zehn Jahren die Mischna lernen; mit dreizehn Jahren dem Gesetz verpflichtet; mit fünfzehn Jahren den Talmud lernen; mit achtzehn Jahren freien; mit zwanzig Jahren zum Handwerk oder Geschäft; mit dreißig zu allen männlichen Vorrechten befähigt; mit vierzig in voller Manneskraft; mit fünfzig in den Rath; mit sechzig beginnt das Alter; mit siebenzig das graue Alter; mit achtzig das hohe Alter; mit neunzig gebückt; mit einhundert, als wäre man todt und von der Welt schon fort." Also mit fünf Jahren war das Kind bereits fähig anerkannt für Religionsunterricht; natürlich gab es Ausnahmen, denn die Juden hatten dies Sprichwort: „Wenn du dein Kind regelmäßig ans Studiren setzest, ehe es sechs Jahre alt ist, dann mußt du demselben beständig nachlaufen, ohne es einzuholen." Der Sinn ist: das allzufrühe Studiren wird seine Gesundheit so schwächen, daß du das Kind nicht erhalten kannst.

Wenn der Knabe dem Elementarunterricht entwachsen war, dann bezog er die beth-hammedrash, das ist etwa die Akademie, welche gewöhnlich in der Synagoge gehalten wurde. Zur Zeit Christi fand man selten ein Dorf ohne eine Synagoge. Nazareth hatte eine, und Jesus

predigte darin; vielleicht die nemliche, in welcher er als Knabe seinen Unterricht empfing mit den anderen Kindern des Städtchens.

Der Religionsunterricht nahm eine bedeutende Stelle ein bei den Juden, so daß sogar die anderen Zweige der Wissenschaften meistens vom religiösen Standpunkte aus gelehrt werden mußten. Ihre Schulen müssen daher auch immer nach orientalischen Begriffen beurtheilt werden.

Im Allgemeinen waren die Schulen etwa wie folgt gradirt: 1. die Kinderschule; 2. die Bed-hammedrash oder Akademie; 3. die midrashoth oder theologische Schule, und 4. die Nationalschule. Nun wird es dem aufmerksamen Leser auch schon klar werden, warum das Neue Testament so oft von Jesus sagt, er ging in die Schule und lehrte; ebenso redet die Apostelgeschichte oft von Paulus, wie er in der Schule lehrte. Es ist klar, daß sie Lehrer waren; aber ebenso klar ist es auch, daß man in der ersten Zeit der Kirche überall besondere Lehrer hatte, welche nicht Apostel waren, sondern eigens für den Zweck des Unterrichts angestellt waren.

Die Sonntagschule unserer Zeit soll eines Theils den religiösen Unterricht bei der Jugend ersetzen; aber o, wie kurz ist die Zeit für ein so wichtiges Werk! Und ihr Sonntagschul-Lehrer, wie ernst und wichtig ist euer Beruf, wenn ihr ihn im Lichte der Schrift betrachtet!

Vom Kartenspielen.

Das Kartenspielen, wie es in Wirthshäusern oder in Familien hoher und niederer Kreise getrieben wird, regt böse Leidenschaften und Begierden auf, und ist daher furchtbar verderblich.

Man kann sich nicht denken, daß der Herr Jesus mit Wohlgefallen auf solche Spielgesellschaft blicke, sondern nur mit Wehmuth, wie er einst blutend vom Kreuze auf die spielenden Kriegsknechte herabschaute; wohl aber hat der Teufel seine Freude daran, und hat das Kartenspielen offenbar, ebenso wie das Branntwein- und Biertrinken, so recht zu seiner Lieblingsschlinge erwählt, womit er unzählige Seelen fängt.

Weltkinder nennen oft spottweise die Karten die vier Bücher der Könige, und in der That sind die Karten für Viele, welche die Bibel nicht oder nur mangelhaft lesen, eine Art Satansbibel geworden, die sie täglich studiren.

Wie viel Geld, wie viel Ehre, wie viel Leben wird verspielt und verderbt! Wie viel Thränen und Seufzer armer, unglücklicher Frauen und verwahrloster Kinder kleben an den elenden bunten Kartenblättern, die ebensowohl in den Spiel-Höllen der Badeörter und großen Städte, und in den Abendcirkeln vornehmer Leute, als auch in den kleinsten Dorfschenken, meist bis Mitternacht, von Menschen aller Stände, mit Eifer gemischt und geworfen werden, die doch, zu Kindern Gottes berufen, ihre von Gott ihnen verliehenen Geldmittel und ihre Geisteskräfte auf ganz andere, heilige und nützliche Weise anwenden sollen.

Wenn nun aber Viele, sich entschuldigend, sagen: Ich spiele nicht um Geld! Ich spiele ohne Leidenschaft; blos, um eine Unterhaltung zu haben, die Zeit zu vertreiben! so antworte ich: Alles, was ihr thut, es sei mit Worten oder Werken, das thut Alles im Namen Jesu, und danket dem Vater durch ihn. Wer könnte aber, ehe er die Spielkarten mischt, seine Hände falten und andächtig beten: Komm, Herr Jesu, segne mein Thun?! Und wenn es nur zum Zeitvertreib geschieht — ist nicht die Zeit auch Geschöpf und Geschenk Gottes? Dürfen wir sie mit unnützen Dingen hinbringen, oder, wie man zu sagen pflegt, todtschlagen? Gewiß nicht! Kann man nicht mit Recht behaupten, daß es ein Zeichen von Geistesarmuth ist, wenn eine Gesellschaft keine bessere Unterhaltung findet, als das Kartenspiel, an dem man in der That weder etwas Edles, noch irgend ein Merkmal feiner Bildung oder Anstandes erkennen kann. Und dann — wie viel Aberglaube, Zauberei und Wahrsagerei wird mit den Karten getrieben, welches doch alles streng in Gottes Wort verboten ist. Bedenkt man, daß die Karten ursprünglich erfunden wurden, um einem wahnsinnigen französischen König die Zeit zu vertreiben, so kann man nicht umhin zu denken, es fehle allen Solchen, die mit diesen „Bildchen" spielen, ebenfalls an gesundem Menschenverstand. Fort mit dem Kartenspiel— es taugt nichts und ist des Menschen unwürdig! Zum Beleg für diese Behauptung noch eine kleine Geschichte, die wir unlängst in einem deutschen Blatte lasen:

„Wißt ihr schon, daß der alte Rentmeister todt ist," hieß es in einem kleinen Städtchen, „diese Nacht starb er plötzlich am Schlage."

Mancher wußte es, Mancher nicht — Niemandem machte die Nachricht Eindruck. Es war für die Leute kein Unterschied, ob der Alte lebte oder nicht, trotzdem er seit mehr denn dreißig Jahren das Häuschen am Marktplatz bewohnte. Längst schon hatte man ihn nicht mehr gesehen, durch jahrelanges Siechthum war er an die Stube gefesselt. Verkehr aber mochte man nicht mit ihm pflegen, denn er war ein Spieler. Wer zu ihm kam, wurde gleich zum Kartenspiel festgehalten — das schreckte die ehrsamen Bürger ab. So waren es nur wenige Gesinnungsgenossen — Leute, die gleich ihm den Tag mit Kartenspiel todtschlugen, mit denen er noch Umgang gehabt hatte. Die Armen aber verloren nichts an ihm, denn obgleich er ein vermögender Mann war, hatten sie keine Wohlthaten von ihm genossen.

Drei Neffen, die ihn öfters besucht, aber seinem Herzen nicht besonders nahe gestanden hatten, waren die Erben

seines Nachlasses. Sie langten gegen Abend in dem stillen Hause an und betraten das Sterbezimmer.

Noch war der Körper nicht eingesargt; mit dem Todtenhemde bekleidet und dem weißen Linnen bedeckt, ruhte er auf dem niedrigen Bette, das starre Antlitz nach oben gerichtet.

Die jungen Männer verließen mit tiefem Schauern die Leiche. Drinnen im Wohnzimmer war es behaglicher, als in der kalten, dämmerigen Todtenkammer. Die alte Magd hatte Licht angezündet. Auf dem Tische lagen wie immer die Kartenspiele, mit denen der Alte noch Abends vorher gespielt hatte, der leere Lehnstuhl stand davor, daneben die Pfeife. Im Ofen prasselte das Feuer, während von draußen Regen und Sturm gegen die Fenster schlugen.

Der Abend war lang, die Zeit schlich träge dahin. „Warum nicht ein Partiechen spielen?" meinte der eine der jungen Leute.

Freilich, warum nicht? Der Gedanke findet Beifall, man setzt sich zum Spiel, die Karten klappen auf dem Tisch, und „wer gibt" — „Trumpf" — „Trick" — u. s. w. tönt es bald durch das stille Zimmer.

Da fährt ein Windzug über den Tisch, die Lichter flackern unruhig hin und her. Die Spielenden blicken auf, es lähmt Entsetzen ihnen die Glieder. Die nur angelehnte Thür der Todtenkammer hat sich geöffnet, und der Todte im Sterbehemde schreitet auf den Spieltisch zu.

„Ihr seid ja eben hübsch im Zuge," sagt er mit heiserer Stimme, setzt sich in seinen Lehnstuhl und nimmt die Karten zum Spiele auf.

Athemlos, wie von grausigem Traum gebannt, mit sträubendem Haar, kaltem Schweiß auf der Stirn, starren die jungen Männer auf den Todten, der sich dem Spiele anschließt, als gehöre er hinein.

„Spielt doch," treibt er.

Sie durchleben, durchspielen die furchtbarsten Minuten ihres Lebens — mechanisch geben sie ihre Karten aus — Todesschweigen herrscht im Zimmer.

Jetzt ist das Spiel zu Ende. „Gewonnen," krächzt der Alte. Die Karten entfallen seinen Händen, er lehnt sich zurück in seinen Stuhl und die Starrheit der Leiche kommt wieder über ihn.

Ist es denn ein entsetzlicher Spuk, der mit den jungen Männern sein Wesen treibt? Oder war der Onkel nur scheintodt? Allmälig erwachen sie aus dem Bann des Grausens, der sie gefangen hielt. Sie rufen den Arzt.

„Todt, unwiderruflich todt," erklärt dieser, „ein Gehirnschlag; aber der Alte ist allerdings nur scheintodt gewesen. Aufgewacht in dem Augenblick, wo die ihm vertrautesten Worte im Leben — Ausdrücke beim Kartenspiel — an sein Ohr schlugen, erwachte damit zugleich der mächtigste Trieb in ihm, die Lust zum Spiel. Unbewußt der nächsten Vergangenheit, wie Scheintodte es sind, hatte er sich dem Spiel angeschlossen, ohne zu wissen, was mit ihm vorgegangen war. Das durch den Starrkrampf aber geschwächte Gehirn hatte die Anstrengung nicht ausgehalten, der Schlag mußte eintreten."

Die drei jungen Männer sind jetzt ältere gereifte Leute, sie haben seitdem nie wieder eine Karte angerührt. T.

Einfachheit ist Weisheit!

Lieber Pilger, meide deine Sorgen,
Denn thöricht ist der Sorgen Drang;
Der Mensch braucht Wenig nur hienieden,
Und das Wenige braucht er nicht lang.

Eins ist noth!" Ach; wie haben sich die Menschen doch schon abgemüht, diese drei Wörtlein zur Bibel hinaus zu expliziren. Und wo man das nicht fertig bringt, da legt man ihnen einfach einen geistlichen Sinn unter, als wenn Jesus nicht im Geringsten daran gedacht hätte, der Martha zu sagen, eins wäre hinlänglich genug, sein bischen Abendbrod oder sein Mittagsmahl zu bereiten, wie er es brauche und bedürftig sei, und daß es unnöthig sei, für Zwei sich damit zu quälen.

Der größte Krebsschaden unserer Zeit ist der Mangel an Lebenseinfachheit, und daß das Ueberflüssige zum Bedürfniß geworden ist; deßhalb ist auch der Frohsinn und des Lebens Heiterkeit großentheils verschwunden, und die häusliche Zufriedenheit ist Ueber-Feld gegangen. Ein fremder Zauber hat sich der Menschen bemächtigt; der Reichen besonders, und die Mittelclasse stiefelt ihnen nach, so gut es eben geht. Niemand ist mehr so recht zufrieden beim alten Einfachen; Alles drängt nach Besserem und nicht selten nach Schlimmerem. Das Leben gleicht mehr einem Komödiantenspiel als Wahrheit, und daraus entsteht in vielen Fällen ein schlechtes Leben, denn das Heer von überflüssigen Bedürfnissen will befriedigt sein, und hinter den Nachbarn will man doch auch nicht zurückbleiben.

Wo ist da Abhülfe, und wo kommt die Rettung her? Zurück, zurück zur alten Einfachheit! Weg vom falschen Spiel und stolzen Schein der Welt, denn es ist ja doch nur Schein. — Aber wie zurück? Sind nicht bereits die Brücken abgerissen, und wir schon zu weit gegangen, um umkehren zu können? Es ist freilich ein sehr beschwerlicher Weg, aber nicht so sehr, als noch einer vor uns liegt, wenn wir nicht umkehren. Ein guter Alter hat gesagt: man habe früher, anstatt Glocken zu läuten, zwei Bretter zusammengeschlagen, und es wären mehr Leute zur Kirche gegangen, als man jetzt mit drei Glocken zusammenläuten könne.

Die Weltgeschichte weist das sonderbare Bild auf, daß alle großen Männer der früheren Zeit sich durch ihre Einfachheit auszeichneten: Heinrich IV. ließ sich Stiefel und Wams flicken. Rudolph stand im grauen Röckchen, als der besiegte Ottokar im Purpur kniend um Gnade flehte. Thomas Jefferson ritt auf seinem Rößlein nach Washington, befestigte es an einen Zaun, und ging dann ins Capitolium und leistete den Eid als Präsident der Vereinigten Staaten—gerade so, wie er geritten kam. Napoleon I. kleidete sich sehr einfach, „um," wie er sagte, „doch auch vor seinen Marschällen kennbar zu sein." Als Washington das Amt als Präsident der Vereinigten Staaten niederlegte, ging er zu Fuß fort und verlor sich in der Menge.

Aber auch die Kirchen haben ihre Einfachheit verloren, und nur wenige erlauben dem Armen einen Sitz bei den Reichen. Affectirte Einfachheit findet sich noch hie und da, aber das edle reine Gold wird rar. „Niedrig oder hoch, satt sein oder Mangel leiden, übrig haben oder hungrig sein," das hat einem Paulus wenig Unterschied gemacht, denn mit Christum konnte er Alles. Wo sind die, welche es mit ihm halten? Ihre Zahl ist gering, und sie müssen noch Verfolgung leiden darum.

Man nennt es ein Glück, wenn man alles hat, was man wünscht; aber es ist sicherlich ein größeres Glück, wenn man nicht mehr wünscht, als man hat. Als Van Swieten einen Ruf erhielt, nach Wien zu kommen, stellte er sich die Bedingung, bei seiner holländischen Einfachheit bleiben zu dürfen, namentlich aber keine Manchetten zu tragen. Als ihm jedoch Maria Theresia lächelnd ein Paar überreichte, welche sie selbst gestrickt hatte, ließ er es sich gefallen, dieselben zu tragen ihr zum Gefallen, sonst änderte er seine Lebensweise nicht.

Habt ihr je die vierte Bitte vom Gebet des Herrn erklären hören? Was ist das tägliche Brod? Essen, Trinken, Kleider, Schuhe, Obdach, Aecker, Vieh, Geld und dergleichen mehr! Da hat jener alte Pastor auf der Rauhen Alp auch seine drei Klafter buchenes Brennholz dazugezählt; im Ganzen achtzehn Punkte mit einem u. s. w. dabei. Warum will es denn heutzutage nicht mehr gehen bei vielen Leuten? Einfach, weil sie sich das Fahren angewöhnt haben; es ginge schon noch, wenn nur die Leute noch gingen, aber Alles will fahren, und die alten deutschen Kernsprüche „es geht" oder „es will nicht recht gehen," sind umgewandelt: „es fährt" und „es will nicht recht fahren." „Es geht gut" ist allein schon die Ehre des Gehens werth.

Als die Menschen noch in ihrer kindlichen Einfachheit lebten, wie Gott sie gerne hatte, da tranken sie noch frisches Wasser aus der Quelle, und aßen Obst frisch vom Baume, man hörte nichts von Magenerkältung oder von Unverdaulichkeit; sie schliefen, wenn sie müde waren, und erwachten, wenn sie geruht hatten, ohne Uhr und ohne ärztliche Regeln, nach welcher Richtung sie die Beine strecken müßten. Dabei wurden die meisten steinalt, und starben dann kurzweg ohne Arzt und Kunst. Die liebe Cultur hat das Alles verändert: man kränkelt, hüstelt und künstelt am Leben herum, bis man kein Nebelchen mehr ertragen kann, und Manche immer dem frischen Wasser etwas noch beigießen müssen, aus Furcht, es möchte dem Magen schaden; und allerlei Speise ist vom Arzt streng untersagt. Gibt es doch heutzutage Menschen, welche beständig ein Fläschchen frischer Luft und ein Pümpchen bei sich tragen, um sich von Zeit zu Zeit was einzupumpen.

Zwei Dinge machen die Menschen unglücklich und verdrossen: sie wissen nicht, wie wenig man braucht, um zufrieden zu sein, und dann schaffen sie sich selbst Bedürfnisse an, welcher sie nicht bedürftig sind, und welche der liebe Gott selbst nicht zu befriedigen vermag. Muß doch wenigstens in jedem Haus ein Zimmer sein, welches man nicht braucht, wo man dann ein bischen Unrath zur Schau aufstellt und aufhängt; da darf aber keine Sonne hineinscheinen und kein Licht dazukommen, denn das ist der „Parlor." Die Quelle der Wünsche entspringt im Lande der Bedürfnisse; sie fließt durch das Land des Geizes und wird gleich zu einem Strom, welcher sich in vier Arme theilt; er fließt längs des Landes der Träume hin und mündet endlich im Pfuhl getäuschter Hoffnungen oder im Meer ungestillter Wünsche. Es hat es sogar einmal Einer so weit gebracht, daß er behauptete, man müsse heutzutage betrügen, wenn man sein ehrliches Durchkommen haben wolle.

Zu Hiob's Zeiten machte der Satan die Leute arm, wenn er sie versuchen wollte, jetzt ist das umgekehrt; er macht sie reich, dann hat er seine Beute sicher, denn wenn ein Armer reich wird, dann vergißt er gleich, daß er einmal arm war, und bald vergißt er auch Gott, und meint, es sei Alles seiner Wissenschaft und Kunst zuzuschreiben. Dem Glück nachjagen hat schon weit mehr Menschen ruinirt, als die Armuth. In Deutschland findet man immer ein Kreuz oder einen Denkstein, wo ein Mensch verunglückte, nie aber, wo einer glücklich wurde. Glück bekommt kein Denkmal, denn das hat der Mensch sich selbst zu verdanken, aber das Unglück sendet Gott; ist das auch recht? Undankbarer Mensch:

„Zähle alle Leiden, gutes Herz,
Und alle deine Lebenstage.
Nicht jeder Tag hat seine Plage;
Kommt wohl auf jeden Tag ein Schmerz?"

Saadi beklagte sich einst bitter, weil er keine Schuhe hatte, als er aber dann einen Mann sah, dem die Füße fehlten, wurde er beschämt und weinte vor lauter Dankbarkeit.

Die vornehme Welt studirt beständig, wie sie ihre Bedürfnisse vermehren kann, während die niedere sich halb zu tod martert, um nur das Nothwendigste herbeizuschaffen; aber genug hat Niemand, weder der Kaiser, noch der Bettler. Wer gar nichts hat, wünscht sich etwas, wer etwas hat, wünscht sich mehr. Die Mode muß mitgemacht werden bei Reichen und Armen, und leider bei sehr vielen nach dem Sprichwort: „Man sieht dir auf

den Kragen, aber nicht in den Magen;" und diese Idee hat jenen Ladendiener zum Dieb gemacht: der Lohn war zu gering, er konnte nicht leben. Sein Lohn wurde erhöht, er konnte nicht leben; dann stahl er seinem Herrn Güter, wurde ertappt, kam ins Zuchthaus, jetzt—kann er leben. Nur wer einfach lebt, kennt wahre Gemüthsruhe, und wer ein hohes Alter erreichen will, muß sich frühe an Einfachheit gewöhnen, denn sie ist der Weg zum hohen Alter. Man bedenke nur die Unbequemlichkeit des Luxuslebens; ich bin der Herr meiner alten Stiefel, aber der Sklave meiner neuen. An meinem alten Rock kann ich mir die Feder reinigen, oder mit dem Flügel den Tisch abkehren, während, wenn ich im neuen arbeite, sogar die Kinder warnen, wenn ich nur nach der Tasche greife. Dann denke man an die Schulden! Schulden? Die sind ein Segen. Prosit, Herr Nachbar:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld!"

Wer Schulden hat, ist ein Sklave, und das bischen Frohsinn und Heiterkeit fressen die Zinsen weg.

Wenn alles Herrliche zusammengerechnet und multiplizirt ist, bleibt dem Menschen doch nur sein Leben, und dieses zu fristen, bedarf es nicht viel, wenn man gelernt hat, einfach zu leben. Vikar Wakefield hat nicht Unrecht, wenn er auf dem Weg nach Amtspflichten Verse dichtet und sagt:

„Wahrlich, glücklich ist der Mann,
Der im Frieden leben kann;
Wenn er auch kein Haus besitzt,
Und hinter fremdem Ofen schwitzt,
Wenn er nur zufrieden ist."

Als Diogenes einen Knaben aus hohler Hand trinken sah, warf er den Rest seines Mobiliarvermögens, eine Trinkschale, weg und trank später auch aus der hohlen Hand.

Richtig zu leben ist auch eine Kunst; nicht Jeder lernt sie, aber wer sie kann, hat viele Freuden und wahre Seelenruhe; der kann mit dem Apostel sagen: „Ich habe gelernt, bei welchen ich bin, mir genügen zu lassen;" und wiederum: „Ich bin in allen Dingen und bei Allen geschickt, beides, satt sein und hungern, übrig haben und Mangel leiden." Die Einfachheit der Lebensweise leitet den Menschen auf den richtigen Pfad des Lebens, denn es steht geschrieben: „Wenn wir aber Nahrung und Kleider haben, so lasset uns daran begnügen. Denn die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und viel thörichte und schädliche Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammniß."

Fünf sinnreiche Bilder.

An der Weltausstellung in Philadelphia war seiner Zeit unter den unzähligen Sehenswürdigkeiten auch ein werthvolles Bilderwerk ausgestellt, dessen fünf Gemälde jedem nachdenkenden Beschauer einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen.

Im ersten Bilde ragt eine hohe Gebirgskette in die Wolken empor. Links windet sich ein schmaler Pfad durch eine tiefe Schlucht bergan. Von einem auf der Höhe aufgepflanzten Kreuze strömen Lichtstrahlen herab und erhellen die Kluft. Die wirklichen Mühseligkeiten und Hindernisse der Reise sind durch einen in der Ferne schwebenden Nebelflor dem Auge des Wanderers entzogen. — Rechts führt ein lieblicher Fußpfad hinunter in eine grünende Ebene. Jenseit des mit reizenden Landschaften besäeten Thales ragen in verworrenen Umrissen die Kuppeln und Thürme einer großen Stadt empor. Ueber das Thal hin ergießt sich ein Lichtstrom, der Scenerie einen besonderen Reiz verleihend, während zu beiden Seiten desselben Nebenpfade die Höhe der Berge hinansteigen, an deren Abhänge der Regenbogen mit dem plätschernden Wasserfalle spielt. Am Scheidewege, wo die beiden Pfade auseinandergehen, steht ein Mann mit einem offenen Buche in der linken Hand, während er mit der erhobenen Rechten auf ein hoch über den Gipfeln der Berge schwebendes Kreuz hindeutet. — Zwei lebensfrohe Jünglinge nahen heran mit elastischen Schritten. Während der eine sich durch die ernsten Mahnungen des Evangelisten bewegen läßt, den Pfad links einzuschlagen und das Kreuz wählt, kehrt der Andere bethört durch die Aussicht auf das Zauberthal, dem wohlmeinenden Rathgeber den Rücken und wählt sich die Welt.

Im zweiten Bilde, welches wahrscheinlich die Glaubensproben und Trübsale des Christen darstellen soll, starrt uns eine wilde Gebirgsgegend entgegen. Schwarze Wolken, aus denen grelle Blitze herniederzucken, hüllen die Spitzen der Berge ein. Wild rast der Sturm, in Strömen ergießt sich der Regen. Mit furchtbarer Gewalt stürzen von den Höhen herab die zu Strömen angeschwollenen Gießbäche. Durch die zerrissenen Klüfte fegt der Orkan und peitscht die fallenden Gewässer, daß der Gischt hoch emporfährt. Am schmalen Rande eines verderbendrohenden Abgrundes steht der Pilger, umgeben von den drohenden Elementen. Sein Untergang scheint gewiß. Es ist ein Moment der größten Gefahr. Doch siehe, helle Lichtstreifen vom Kreuze herab durchbrechen das Dunkel und gewähren ihm das nöthige Licht auf seinem einsamen Wege. Die Augen aufs Kreuz heftend, setzt er seine Pilgerreise trotz allen Gefahren muthig fort.

Ein lieblicher kleiner See mit durchsichtigem, spiegelglattem Wasser zeigt sich uns im dritten Bilde. Rechts liegt ein elysisches Gefilde, auf welchem wonnetrunkene Lichtgestalten in Freude schwelgen. Neben einer murmelnden Fontaine steht ein Marmorbild der Göttin der Liebe. Nicht weit davon sieht Bacchus auf eine seinem

Culte huldigende Menge herab. Weiter links erhebt sich ein stattlicher Tempel Mammons, von dessen Kuppel herab das reinste Gold in der Form von Regentropfen fällt. Welch ein Drängen und haschen unter der habsüchtigen Menge. — Im Hintergrunde gewahrt man die Siegestrophäen eines von Fortuna begünstigten Eroberers. Ueber denselben befindet sich der Thron mit dem Scepter und die das höchste Ziel des Ehrgeizes vorstellende Krone. Diesseit jener schwindelnden Höhen wüthet jedoch die Schlacht und sieht man brennende Städte — bedeutend, daß der Weg zum Thron durch Blut und Flammen führe. — Der Pilger, welcher als Jüngling den Pfad rechts wählte, ist jetzt zum Mannesalter herangereift. Berauscht von den Aussichten, die sich ihm von allen Seiten darbieten, steht er unschlüssig da, nicht wissend, wohin er sich zuerst wenden, welchen der vielen Genüsse er sich zuerst hingeben soll.

Ein lebensmüder Greis steht im vierten Bilde auf der Spitze des höchsten Berges. Nicht länger umtosen sein Haupt die Stürme des Lebens. Unter seinen Füßen befindet sich die Welt. Ihre neblige Atmosphäre hüllt ihn nicht länger ein. Vom Kreuze aus strömt eine Fluth von Licht auf ihn hernieder. In der Ferne sieht man Engel mit Palmen und Kronen ihm entgegenkommen. Völlig überwältigt von diesem Anblick läßt der Pilger seinen Stab fallen und sinkt, die Hände emporhaltend, auf die Knie.

Nicht so das Ende des Pilgers, der die Welt wählte. Im fünften Bilde sehen wir ihn als Greis in ein dunkles Thal hinabsteigen — vor ihm ein bodenloser Abgrund, hinter ihm die vergangenen Freuden. Das Glück, nach dem er gejagt hat, löst sich als ein Trugbild auf und fliegt auf den Fittigen des Todes davon, bis es sich im Dunkel der Ewigkeit verliert. Krachend stürzt der Tempel Mammons zusammen, und das schimmernde Gold ist für ihn jetzt werthlos, wie der Staub zu seinen Füßen. Plötzlich sieht er sich von Dämonen umgeben. Entsetzt läßt er seinen Stab fallen. Mit einem Blicke, in welchem sich die wildeste Verzweiflung abspiegelt, wendet er sich jetzt zum längstverschmähten Kreuze. Vergeblich! Zu spät! In nebelgrauer Ferne verschwindet es hinter den Bergesspitzen und entzieht sich seinem Anblick auf immer. (Eingesandt von Anna Gülich.)

Unverhoffte Hülfe.

I.

Eine Reise durch Tyrol war im Jahre 1769 durchaus keine leichte Sache. Das Land, welches man den östlichen Flügel der Alpen nennen könnte, und welches sich mit seinen erhabenen Bergkuppen und seinen tiefen Thälern und Schluchten der Schweiz wetteifernd zur Seite stellt, hatte wenige Straßen; und die vorhandenen waren weder ungefährlich noch eben. Die in großen Zwischenräumen daran stoßenden Städte waren meistens klein und hatten ein armseliges Aussehen; und ihre Gasthöfe gewährten den Fremden nur eine höchst zweifelhafte Bequemlichkeit. Dennoch schlängelte sich damals seit Jahrhunderten durch Tyrol für Handel und Verkehr die Hauptstraße zwischen Deutschland und Italien, so daß das Land dem sogenannten heiligen römischen Kaiserreiche, welches sich über die genannten beiden Länder erstreckte, als Verbindungsglied diente. Oft hatte man prachtvolle Reiterauszüge, in Begleitung der in Mailand residirenden kaiserlichen Statthalter, in den Thälern erblickt; nicht selten waren mächtige Armeen von den Höhen herabgestiegen, um irgend einen Aufruhr in den Städten der Lombardei zu unterdrücken; und selbst Carl V. war durch die Gebirgspässe geflohen, um, verfolgt von seinen protestantischen Feinden, die Grenzen Italiens zu erreichen.

Doch alle diese Dinge waren vor der Zeit geschehen, in welche unsere kleine Erzählung fällt. Die Zügel der Regierung Oestreichs einerseits und des Papstes andrerseits waren zu straff gezogen, als daß es die lombardischen Städte gewagt hätten, irgend einen Aufstand zu gestatten. Maria Theresia und ihr Sohn Joseph hatten damals gemeinschaftlich den kaiserlichen Thron eingenommen. Nichtsdestoweniger waren die Straßen von Tyrol noch ebenso schlecht, wie in frühern Tagen; und eine der schlechtesten, obgleich dieselbe einen Theil des zur italienischen Grenze führenden Verkehrsweges bildete, war die, welche an dem einsam gelegenen Dorfe Grunderwald vorüberführte.

Das Dorf lag in der Spalte eines zweitausend Fuß über der Meeresfläche hohen Berges, und zwar in der Form einer Grube. Im Norden und Osten war es durch hohe Tannenwaldungen von dem beständigen Schnee der Höhen geschieden und zugleich vor den Gebirgsstürmen geschützt, während es sich dem belebenden Einflusse des Südens und Westens bloßstellte. Seine mit Stroh gedeckten Hütten umschlossen eine alte, aber wohlerhaltene Kirche und waren von einem breiten Gürtel von Weingärten und Kornfeldern umringt. Seine äußere Erscheinung bestand aus einem Brunnen, wo sich die Weiber zum Wasserholen, oder auch wohl zum Plaudern versammelten, aus einer grünen, ebenen Fläche, auf welcher die Dorfjugend ihre Spiele trieb, aus einer Windmühle, die ihre Flügel gar träge bewegte, und aus der Arbeitsstätte eines Grobschmiedes. Die Einwohner waren meistens von deutscher Herkunft, eine starke, abgehärtete und fleißige Race, die sich in dem Busen des Gebirges ihr Nest gebaut hatte und hier selten von Krankheiten heimgesucht wurde. Der Boden gehörte zu den

fruchtbarsten des Alpenlandes. Dennoch aber konnte man nirgends so magere Ernten, nirgends so schlecht bearbeitete Aecker und vernachlässigte Weinberge, und nirgends so verödete Gärten sehen, wie in der Umgebung von Grunderwald. Die Dächer der Strohhütten zeigten sich überall durchlöchert, die Maschinerie des Ziehbrunnens, ehemals im besten Zustand, war dem Verfalle nahe; Hecken und Zäune waren niedergebrochen; die Pforten hatten längst schon ihre Angeln eingebüßt; die Windmühle machte ein Gesicht, als müsse sie erster Tage ihre Arbeit einstellen, kurz, nichts im Dorfe schien in gutem Zustande zu sein, als nur die Werkstätte des Grobschmiedes.

Ein kurzer Aufenthalt in Grunderwald würde, selbst bei einer nur flüchtigen Prüfung, jedem Beobachter die Ursache dieser Verödung klar gelegt haben.

Wie überhaupt die Mehrzahl der Tyroler, so gehörten auch die Dorfbewohner der römischen Kirche an; und gerade sie hatten sich in dem Gebirgslande wegen ihrer Frömmigkeit, die namentlich in der strengen, gewissenhaften Beobachtung der Feiertage der Heiligen gipfelte, einen hohen Ruf erworben. Es war nicht immer so gewesen. Die Zahl der durch die Päpste heilig gesprochenen Geschöpfe war im Laufe der Jahrhunderte so sehr gewachsen, daß die Namen derselben dem Gedächtniß der emsigen Landleute und der verhärteten Jäger meistens entwischt waren; und außer dem Patron eines Dorfes oder dem Aufseher einer Mineralquelle, von der man Heilung erwartete, nahmen wenige den Kalender zur Hand, um sich die vielen Heiligen wieder in die Erinnerung zu rufen. So hatte man es in Grunderwald gefunden, bis Pater Felix als Priester ins Dorf kam.

Er war ein Mann, der sich den Pflichten seines Amtes mit großem Eifer widmete; und die Heerde traute sich seiner Pflege an. Er hatte ein Steckenpferd, welchem er einen übermäßig großen Spielraum gewährte; und seine Ideen bezüglich der Ehre und Verehrung der heiligen Menschen und Märtyrer, welche die Kirche der Heiligsprechung würdig gehalten hatte, überschritten sogar die Grenzen einer menschlichen Klugheit. Er vergaß, daß die Heiligen und die Engel nur Mitgeschöpfe seien und darum keinen Anspruch auf eine göttliche Verehrung haben, und daß durch deren Anrufung, und durch eine Einsetzung von Ceremonien und Festen, dem Herrn des Himmels und der Erde die ihm allein gebührende Ehre raube.—

Pater Felix führte in seinem Feuereifer eine Menge von Festen ein, an die man früher nimmer in Grunderwald gedacht hatte. Anfangs stutzten die guten Leute, als sie vom Altar aus so viele Fast- und Festtage ankündigen hörten, von denen ihre Väter nie geträumt hatten, deren Beobachtung ihnen jetzt aber als die feierlichsten Christenpflichten eingeschärft wurden. Namen wurden in den Predigten des Paters genannt, deren Klang nie ihr Ohr berührt hatte; sie hörten die ausführlichsten Beschreibungen von Wundern, die diese ihnen unbekannten Heiligen verrichtet, von langen Fasten und Kasteiungen, denen dieselben sich freiwillig unterzogen haben sollten; und ihr Staunen wuchs mit jeder Predigt. Auf diese Weise gelang es der Beredsamkeit des Priesters nur zu bald, die Heiligen in Gebrauch zu bringen, so daß es endlich keine Woche mehr gab, in welcher nicht zwei oder drei Tage irgend einem Märtyrer oder einem heiligen Eremiten gewidmet waren. Die Dorfbewohner hatten sich nie gescheut, am Sonntage zu arbeiten; und dieser Tag des Herrn war von ihnen nie als ein wirklicher Ruhetag betrachtet worden; aber an dem Tage eines Heiligen würde kein Bewohner von Grunderwald es gewagt haben, eine irdische Arbeit zu verrichten, wenn es auch noch so nöthig gewesen wäre. Nach der Frühmesse und den daran sich schließenden Ceremonien sah man die Dorfjugend auf der oben erwähnten grünen Ebene ihre Spiele treiben oder nach den Tönen einer Dudelsackpfeife ihre Tänze machen, während die Alten rauchend, zechend und plaudernd sich an andern dazu bestimmten Orten versammelten. Selbstredend hatten diese üblen Gewohnheiten die traurigste Wirkung;—die Felder blieben unbearbeitet und die Wohnungen wurden vernachlässigt.

Doch trotz dieser Nachtheile, die das Halten dieser Heiligen-Tage zur Folge hatte, ahmten nach und nach alle umliegenden Gebirgsdörfer das Beispiel der Grunderwalder nach; denn Pater Felix war durch seinen Eifer eine Berühmtheit geworden; und keiner der Ortspriester wollte ihm nachstehen. In jeder Kirche wurden neue Festtage zu halten angeordnet und alte der Vergessenheit entrissen; und dieses geschah zur Förderung des Aberglaubens und zum Schaden der Industrie und des Wohlstandes unter dem Volke. Viele denkende und fleißige Landwirthe murrten im Stillen über diese durch die Festtage bewirkte Zeitverschwendung und Vernachlässigung ihrer so nothwendigen Arbeiten; aber keiner hatte den Muth, die Richtigkeit dieser neuen Anordnungen zu bemängeln, außer Ludwig Estermann, dem Grobschmied von Grunderwald.

Ludwig Estermann lebte in der Freiheit eines Mannes, der weder Verwandte, noch sonstige Verbindungen im Dorfe hatte; und der daher sprechen konnte, wie es ihm ums Herz war. Sein Geburtsplatz lag an der Schweizergrenze; und seine kräftig ausgeprägten Gesichtszüge, sowie sein fester, entschlossener Blick ließen in ihm mehr einen Schweizer, als einen Tyroler erkennen. Er war vor etwa fünfzehn Jahren, bevor Pater Felix seine sogenannten Reformen im Kirchspiel begonnen hatte, mit seinem Weibe und einer einzigen Tochter nach Grunderwald gekommen und hatte sich hier, wo gerade ein Grobschmied fehlte, häuslich niedergelassen. Im Laufe dieser Zeit hatte der Tod ihm sein treues Weib weggenommen; und seine Tochter Margarethe, die zu einer hübschen Jungfrau herangeblüht war, gab sich alle Mühe, um die Lücke, die der Tod in seinem Herzen und Hause geschaffen, so weit dieses möglich war, nach Kräften auszufüllen. Er hatte sich, da er nicht nur ein ge-

schickter Schmied, sondern auch ein rechtschaffener Mann und ein freundlicher Nachbar war, die Liebe und Achtung des ganzen Dorfes erworben, so daß man, als die Zeiten der Heiligen-Tage begannen, ihn nicht mehr als einen Fremdling in Grunderwald betrachtete. Er hatte in der Jugend keine bessere Schulbildung genossen, als die übrigen Dorfbewohner; aber er besaß mehr ein natürliches Verständniß, ein klareres Urtheil und ein helleres Auge für die Wahrheiten und Pflichten bezüglich der Religion, als alle seine Nachbarn.

Solche ehrliche Naturen sind nicht dazu angelegt, sich ohne Ueberzeugung unter die Anordnungen einer priesterlichen Macht zu beugen, so lange sie dieselben als unberechtigt oder gar als abergläubisch betrachten. Gegen die Verehrung der angeblichen Heiligen widerstrebte sich daher ganz und gar sein gesundes Gefühl und seine gewissenhaften Ueberzeugungen; und er zögerte nicht, seine Meinung über diese Dinge ohne Rückhalt auszusprechen.

„Ich zweifele nicht," sagte er eines Tages, „daß etliche von den Genannten heilige Männer und treue Diener Gottes in ihren Tagen gewesen sein mögen, obwohl wir die meisten von ihnen, weil sie vor Jahrhunderten und in fernen Ländern lebten, kaum dem Namen nach kennen. Aber kann ein vernünftiger Mensch glauben, daß es ihr Wille oder gar der Wille Christi, ihres gesegneten Meisters, gewesen sei, daß arme Christen, die für sich und ihre Familien zu arbeiten haben, ihre Zeit in nutzlosen Feiertagen vertändeln sollten? Nein, Nachbarn! es ist eine Entweihung der heiligen Kirchengebräuche und ein Spott von Verehrung, sich Dinge zu erlauben, die der gesetzmäßigen Arbeit und einer ehrlichen Hantierung im Wege stehen, die uns hindern, die uns von Gott auferlegten Pflichten zu erfüllen, und die im Lande und unter dem Volke nur Armuth und Verfall zur Folge haben."—

Viele der Dorfbewohner mußten ihm Recht geben; aber am nächsten Tage ließen sie ihr reifes Korn im Felde stehen und den Wind durch ihre durchlöcherten Dächer pfeifen; und massenweise strömten sie zur Kirche, um irgend einem unbekannten Heiligen eine Festfeier zu halten und die folgenden Stunden in Müßiggang und in Ergötzlichkeiten zuzubringen. Andere disputirten hin und her mit ihm und nannten ihn, weil sie sich ihm nicht gewachsen fühlten, einen verkappten „Lutheraner." Er aber ließ sich dadurch nicht zurückschrecken. Während sie ihre Heiligen-Tage feierten, arbeitete er fleißig in seiner Schmiede oder auf dem Felde, hielt alle Dinge draußen und im Hause in guter Ordnung; und so war es kein Wunder, daß sich bald sein Besitzthum vor allen andern auszeichnete. Es war ein Glück für ihn und für das Kirchspiel, daß Pater Felix nicht gerade einen herrsch- und verfolgungssüchtigen Charakter besaß, sondern daß er im Gegentheil sanft, geduldig und liebreich selbst denen gegenüber blieb, die seine Meinung nicht theilten. Sein Eifer für äußere Ceremonien ging mehr aus der Schwachheit seines natürlichen Charakters, sowie aus der Beschränktheit seines Geistes hervor, als daß man ihm hätte unlautere Absichten unterschieben dürfen; denn als er sah, daß seine Wirksamkeit in ihren Folgen alle seine Erwartungen übertraf, erschrak er und begann zu fürchten, daß er zu weit gegangen sein möchte. Gern wäre er einen Schritt zurückgetreten; aber es war zu spät; denn er, der Leiter der Bewegung, durfte ja nicht der erste sein, um den Strom wieder in die alten Bahnen zu lenken. Nichtsdestoweniger scheute er den Tadel des Grobschmiedes und bat seine Anhänger dringend, demselben aus dem Wege zu gehen und sich nicht mit ihm in religiöse Streitigkeiten einzulassen, wodurch die Religion nur Schaden leide.

II.

So wurde also unser Freund Estermann wenig belästigt; und da es auch ihm darum zu thun war, mit allen Menschen Frieden zu halten, so setzte er ruhig seine Arbeit fort; und sein Wohlstand mehrte sich. Nun aber müssen sich meine Leser daran erinnern, daß man, um in der Welt sein Durchkommen zu haben, in einem tyroler Gebirgsdorfe oft auf Umstände stößt, die in einer großen Stadt meistens unbekannt sind. Der Grobschmied hatte viele Kunden; aber bei alledem nur ein geringes Einkommen. Dabei hing ein Mühlstein über seinem Kopfe, und zwar in Form einer Geldsumme, die er dem Nachbar Adam Finkler, dem reichsten Manne des Dorfes, schuldete. Einige hielten diesen für den ältesten Mann im Dorfe; aber darin waren alle übereinstimmend, daß Finkler der beste Makler in der ganzen Umgegend war. Das Haus, welches der Grobschmied bewohnte, war früher das Eigenthum Finkler's gewesen; und er hatte es unserm Estermann unter Bedingungen verkauft, die seine Schlauheit so recht ans Licht treten ließen. Die Kaufsumme mußte in einer jährlichen Abschlagszahlung von fünfzig Thalern pünktlich vor dem Martinsfeste entrichtet werden; und nach einer Clausel in dem Contrakte hatte eine einmalige Versäumniß dieser Verpflichtung zur Folge, daß das Haus an seinen ursprünglichen Besitzer zurückfiel, ohne daß die bereits geschehenen Anzahlungen, sowie etwaige stattgehabte Verbesserungen in Abzug gebracht werden durften. Diese Bedingungen waren für Estermann durchaus nicht lockend gewesen; aber sowohl die Billigkeit des Hauses, als auch die Vorliebe, die er für dasselbe gefaßt hatte, hatten ihn dennoch veranlaßt, den Handel abzuschließen. Sein Geschäft ging ja ganz vortrefflich; es war ihm ein leichtes, im Laufe eines Jahres fünfzig Thaler zu ersparen; und der alte Finkler ließ sich nun einmal auf andere Bedingungen nicht ein. Genug, unser Freund unterschrieb den Vertrag und machte das Haus zu seinem Heim, wiewohl ihm von vielen Seiten warnend gesagt worden war, daß Finkler schon durch ähnliche Verträge in den Wiederbesitz mehrerer Häuser im Dorf gekommen sei.

Ungefähr sieben Jahre waren seit jener Zeit verflossen. Der größte Theil der Kaufsumme war bezahlt. Das nackte, halbfertige Haus war unter den Händen des fleißigen Schmieds ein anmuthiger Wohnplatz geworden,

wie kaum ein zweiter in der Gebirgsgegend gefunden werden konnte. Bequem und warm im Winter, hell und blumig im Sommer, erregte das niedliche Haus, im Gegensatz zu den verödeten Wohnstätten der Nachbarschaft, nicht selten die Bewunderung vieler Fremden, die durch das Dorf reisten; und die Nachbarn wußten, daß die emsige Margarethe, die einzige Tochter Estermann's, im Innern für Ordnung und Reinlichkeit die größte Sorgfalt an den Tag legte.

Margarethe war in der That eine angenehme Erscheinung; und die junge Welt in Grunderwald würde sie gern in ihren Kreis gezogen und ihr dort wohl gar den ersten Platz eingeräumt haben; aber ihr ernster Sinn hatte keinen Geschmack an den geräuschvollen Ergötzlichkeiten der Jugend, und ihr Herz hatte sich, wie schwach ihre Erkenntniß über göttliche Wahrheiten auch sein mochte, für höhere, bessere Dinge geöffnet. Ihre einzige Sorge war, ihrem guten und liebevollen Vater die letzten Tage seines Lebens durch ein häusliches Glück so angenehm als möglich zu machen. Er war die Person, um welche sich alles drehte, was sie verrichtete; und wenn er des Abends nach vollbrachtem Tagewerk ihr aus ihrem Evangelienbuche einen Abschnitt vorlas, oder wenn er ihr aus seinen früheren Jahren, oder auch von der heimgegangenen Mutter erzählte, dann lauschte sie mit großer Aufmerksamkeit und wurde nicht müde, ihm allerlei Fragen vorzulegen. So war ein Jahr dem andern gefolgt, ohne daß sie das schnelle Dahinfliehen der Zeit gewahrt hatte.

Ernst Müller war, seit das gekaufte Haus in Besitz genommen worden, ihres Vaters Lehrling gewesen, und arbeitete auch jetzt noch als Geselle bei demselben. Er war der Sohn eines Nachbars, der älteste Sohn einer großen Familie und die Hülfe und Hoffnung seiner Eltern. Er trug so ganz das Gepräge der tyroler Jugend. Er war anständig, kühn und fleißig, und hatte sich unter seinen Kameraden den Ruhm erworben, der Geschickteste von ihnen im Gebrauch des Beils und der Jagdbüchse, d. h. jener Waffen zu sein, denen das Bergvolk das meiste Vertrauen schenkt. Dabei zeigte er die größte Gewandtheit bei ihren Spielen, und einen ebenso ungebeugten Muth in den Stunden der Gefahr.

Weisere Menschen in der Gemeinde schätzten in dem jungen Mann mehr den gehorsamen Sohn seiner Eltern, den gütigen älteren Bruder seiner zahlreichen Geschwister und den in jeder Beziehung ehrbaren und sittlichen Jüngling. Und diese Hochschätzung theilte auch Meister Estermann. Die großen Fähigkeiten und die ausdauernden Anstrengungen seines Gehülfen hatten denselben zu einem geschickten Arbeiter gemacht, und dessen festen Grundsätze und tadelloses Betragen hatten das Herz des alten Meisters gewonnen. In den langen Jahren ihres Zusammenlebens war zwischen beiden ein familiäres Verhältniß entstanden. Estermann behandelte den jungen Müller nicht als einen Knecht, sondern als einen Sohn des Hauses. Und auch zwischen Ernst und Margarethe hatte sich von frühen Jahren an eine gegenseitige Zuneigung gezeigt, die mit den Jahren gewachsen war. Die Eltern des Jünglings hatten gegen eine spätere Verbindung nichts einzuwenden; und Estermann, dessen irdische Hoffnungen und Ziele sich in dem Wohlergehen seines einzigen Kindes zusammen vereinigten, gab mit Freuden dazu seine väterliche Einwilligung.

„Die Wohnung wird eine hübsche Aussteuer für mein Mädchen sein," murmelte er eines Tages vor sich hin, während sein Blick mit ehrlichem Stolze auf das Haus gerichtet war, welches er durch mühsame Arbeit zu einem traulichen Heim umgewandelt hatte. „Hier können, unter des Herrn Segen, Ernst und Margarethe ein glückliches Leben führen."

Doch die sichersten Aussichten und die glänzendsten Pläne der Menschen scheinen sich nicht selten in Dunst und Nebel aufzulösen. Und dieses war auch bei unserem Freunde in den Tagen unserer Erzählung der Fall. Seine Hand hatte keineswegs die bisherige Geschicklichkeit in der Bearbeitung des Eisens verloren; aber mehr und mehr schien es an Arbeit zu fehlen. Die Weigerung, die Tage der Heiligen zu feiern, brachte ihm einen eben so großen Schaden, wie die Beobachtung derselben zum Nachtheil des Wohlstandes aller Dorfbewohner diente. Um der einen oder andern Ursache willen, die mit jener Streitsache in Verbindung stand, fühlte sich fast jeder Grunderwalder durch den ehrlichen Grobschmied gekränkt und beleidigt. Diejenigen, welche mit ihm disputirten und seine Gründe als unwiderlegbar anerkennen mußten, ärgerter sich, von ihm besiegt worden zu sein; diejenigen, welche im Stillen dem Bekämpfer der eingeführten Feiertage Recht gaben, tadelten ihn öffentlich, indem sie ihm vorwarfen, daß er klüger sein wollte, als Pater Felix; und die am meisten fanatisch Gesinnten beharrten mit aller Zähigkeit darauf, daß, da der Grobschmied um kein Haar besser sei, als ein „Lutheraner," das Dorf ihn bestrafen müsse, wie dieses mit solchem Volke in der guten alten Zeit geschehen sei. So zogen sich die düstern, schweren Wolken über dem Haupte unseres Freundes immer dichter zusammen; und der Sturm brach los und erreichte seinen Höhepunkt, als ein in der Nähe von Innsbruck wohnender Grobschmied, auf die allgemeine Ungunst gegen Estermann bauend, nach Grunderwald kam und hier seine Werkstätte einrichtete.

Die erste Handlung des neuen Schmiedes war, daß er durch einen Ausrufer feierlich bekannt machen ließ, unter allen Umständen, als ein frommer Christ, die Heiligen-Tage feiern, und um keinen Preis an diesen Tagen einen Hammer aufheben zu wollen. Dieses orthodoxe Bekenntniß war der Todesstoß für das Gewerbe des guten alten Grobschmiedes Ludwig Estermann.

Von diesem Augenblicke an hörte man nicht mehr, wie in früheren Tagen, die lustigen Hammerschläge in der Schmiede unseres Freundes. Wo einst zwei fleißige Leute ihr Tagewerk verrichteten, da herrschte jetzt Grabesstille. Die bisherigen Kunden zogen hohnlachend an

seinem Hause vorüber, um ihre Arbeiten dem neuangekommenen Schmied zu bringen, der zwar, wie sie bald erfuhren, durchaus kein geschickter Handwerker war, aber der sich unter den Schutz der Heiligen begeben, deren Tage zu halten er feierlichst gelobt hatte. Einige wenige freundlicher gesinnte Nachbarn riethen ihm, seine Meinung wegen der vermeintlichen Uebergriffe der Kirche fahren zu lassen und die Tage, so gut er's vermöge, zu feiern; aber sein männlicher Geist wies alle diese Rathschläge ab, indem er erklärte, daß er nie um irdischer Vortheile willen seine innere Ueberzeugung zum Opfer bringen werde. Es waren traurige Tage für Vater und Tochter. Der bisherige Gehülfe Ernst Müller war, da die Arbeit mangelte, betrübt in sein elterliches Haus zurückgekehrt; und der Termin, wo die letzte Abschlagszahlung von fünfzig Thalern entrichtet werden mußte, rückte immer näher heran. Woher das Geld nehmen? Adam Finkler lachte ins Fäustchen und richtete lüsterne Blicke auf das niedliche Häuschen.

(Schluß folgt.)

Wie ein Gebet sechs Neger errettete.

Von N. M.

Wer sich noch an die Tage der Sklaverei erinnern kann, der wird auch noch daran denken, daß es zu jener Zeit oft heiß herging, wenn es galt, entflohene Sklaven einzufangen, oder wenn solche nach dem Norden kamen, dieselben wieder in die Hände ihrer Peiniger zu überliefern. Eine merkwürdige Geschichte dieser Art findet der Leser in „Onkel Tom's Hütte."

Zu jener Zeit bestand im Norden eine Art Verbindung, welche unter dem Namen „Untergrund Eisenbahn" bekannt war. Die Betheiligten waren nemlich verpflichtet, entflohenen Sklaven nach Canada zu verhelfen, welches gewöhnlich dadurch geschah, daß man die Flüchtigen bei Tage versteckt hielt, und sie bei Nacht bis zur sogenannten nächsten Station beförderte. Eine der belebtesten „Bahnen" dieser Art führte direkt durch den Staat Ohio, denn das Volk dieses Staates war der Sklaverei mehr als gewöhnlich abhold und feindlich gesinnt. Mansfield war, seiner Lage mitten im Staate wegen, eine Hauptstation. Die Neger wurden in Kentucky über den Fluß gebracht, und dann sobald als möglich nach Canada befördert. Dieses war aber ein gefährliches Geschäft, denn so lange der Sklavenhalter die Macht hatte, machte er die Gesetze selbst, und eines derselben lautete, daß er seinen Neger holen durfte, wo er ihn fand, daß er Hausuntersuchung halten durfte, wann immer es ihm nöthig däuchte, und jeder Bürger des Nordens war verpflichtet, den Sklavenhalter in seinem Geschäft zu unterstützen. Ein Sprichwort heißt: „Allzuscharf schneidet nicht"; so ging es auch mit diesem Gesetz, und wenn einmal ein Sklave über dem Fluß war, dann wurde er auf der „Untergrundbahn" befördert.

Der geheime Agent dieser Bahn, welcher zu Mansfield, O., operirte, war ein alter Farmer und Mitglied der Presbyterianerkirche; er war allgemein bekannt, und lebte noch vor ganz wenigen Jahren, vielleicht jetzt noch. Dieser alte Mann war schon damals seiner lange Gebete wegen berühmt, aber weil er ein herzguter Mann war, wurden seine Gebete Niemand zu lange.

Um jene Zeit kam eine Partie Sklavenjäger nach Mansfield, um ein halbes Dutzend entlaufener Sklaven aufzusuchen; man verwies sie an „Onkel John," wie der Farmer allgemein genannt wurde; denn „was ‚Onkel John' nicht weiß über die Neger, das ist auch nicht Wissens werth," hieß es allewege. Weil man aber die Spur der Neger bis nach Mansfield hatte, waren die Jäger ihrer Beute ziemlich sicher.

Als aber die Sklaventreiber früh Morgens auf der Farm ankamen, wußte Niemand etwas von den Negern, doch, sagte Onkel John, möchten sie die Scheune und Schuppen durchsuchen und das Ihrige mitnehmen. Nun war aber eben das Frühstück bereit, und er lud die Menschenjäger zum Frühstück ein. Onkel John's Weibsleute waren aber weit und breit als die besten Köchinnen bekannt, und mancher junge Mann suchte sich eine Tochter des Onkels zur Frau, weil sie ihre haushälterischen Tugenden wegen berühmt waren. Das Frühstück sah so verführerisch einladend aus, daß sich die Sklaventreiber gerne überreden ließen, zudem sie bereits mehrere Meilen zurückgelegt hatten.

Onkel John betete vor dem Essen, man aß langsam, und er betete wieder; jedesmal mehr als gewöhnlich lange. Nach dem Essen brachte die Tochter die Familienbibel, und Onkel John sagte:

„Es ist Christenbrauch, daß man Familiengottesdienst hält, und nun wollen wir miteinander lesen und beten, dann ziehet ihr eure Straße im Frieden." Er las nun langsam, mit hier und dort einer passenden Bemerkung eingeschalten, den 119. Psalm, alle 176 Verse. Während Onkel John also las, war sein Knecht in der Scheune, fütterte die sechs Neger und schaffte dieselben so schnell als möglich über Felder und Zäune fort auf die nächste Sicherheitsstation. Als der Gottesdienst in der Familie endlich beendet war, und einer der Menschenjäger nach seiner Uhr sah, waren die Neger eine und eine halbe Stunde im Vorsprung. Nun durchsuchten sie die Scheune und alle Räume genau, welche einen Menschen bergen konnten,

ohne etwas Verdächtiges zu finden, und bei dieser Arbeit half ihnen Onkel John treulich mit; als sie sich entfernen wollten, rieth er ihnen sogar noch, sie sollten die „Kornkrib" im untern Feld nicht vergessen, diese lag jedoch eine Viertelmeile in entgegengesetzter Richtung von den fliehenden Sklaven, vom Hause entfernt, so daß, als die Suchenden zurückkehrten, die Neger mehr als zwei Stunden Zeit gewonnen hatten.

Ob die Menschenjäger je entdeckten, daß Onkel John sie zum Besten hatte, ist nicht bekannt, aber daß die Sklaven Canada glücklich erreichten, wurde später in Erfahrung gebracht. Jene Zeiten sind nicht mehr; in wenigen Jahren haben die activen Betheiliger am Sklavenhandel die Schaubühne ihres Treibens verlassen; die Erlebnisse jener Tage werden vergessen, und nur in der Geschichte findet man noch hie und da ein Blatt wie dieses, welches dem jüngeren Geschlecht die Begebenheiten voriger Tage erzählt.

Perlen.

Sei allezeit bereit, Gutes zu thun.

Barmherzigkeit ist das Kind eines wohlthätigen Herzens.

Wer ein Kind bei der Hand nimmt, der nimmt die Mutter beim Herzen.

Wahrheit, Weisheit und Liebe suchen Ursache, der Neid aber sucht blos Gelegenheit.

Buße ohne Besserung ist wie beständiges Pumpen, ohne die Oeffnung zu verstopfen.

Wie groß erscheinen doch unseren Augen die Sünden, welche wir nicht selbst begangen haben!

In Gewissenssachen sind die ersten Gedanken die besten; in Sachen der Vorsicht folge den letzten.

Hüte dich, daß du dich nicht nach dem richtest, was Andere von dir denken und sagen mögen.

Habe den männlichen Muth, deine alten Kleider so lange zu tragen, bis du für neue bezahlen kannst.

Manche Menschen lieben den Geist der Selbstaufopferung besser an anderen Leuten, als an ihnen selbst.

Wenn ein Mann den Ruf der Ehrlichkeit verloren hat, sitzt er fest, ihm dient nichts mehr, weder Wahrheit noch Lüge.

So oft wir unsere Thüre schließen, sind wir Gefangene; so oft wir reisen Verbannte, und so oft wir schlafen Todte.

Das ist trauriges Vergnügen, wenn man es mit Menschen zu thun haben muß, die alles gut heißen, was man sagt und thut.

Wir brauchen uns nicht zu grämen, wie bald unsere Lebensreise enden mag, wenn sie nur gut abläuft. Es klagt nicht oft eine Person, sie sei zu bald nach Hause gekommen.

Die Natur hat den Samen der Erkenntniß in das Herz gesäet, aber er muß gepflegt werden, wenn er fruchtbar sein soll.

Manche Menschen erklären, sie verachten Reichthum und Ehre, wenn man es genau untersucht, dann ist es wahr, soweit es Andere betrifft.

Die Ursache, warum die Reformation der Welt nicht stärker vor sich geht, ist, weil Jeder dem Andern predigt anzufangen, und Keiner denkt, da wäre Gelegenheit für ihn.

An einem hellen Tag des Sonnenscheins fühlt man die Kälte nicht so sehr, als an einem dunkeln, wolkigen Tag; so erhellt ein fröhliches Gemüth jede Stunde der Trübsal.

Wahrheit suche zuerst; dann mache lieblich die Wahrheit! Thue erst deine Pflicht; dann suche Erholung und Ruhe! Thue das Schwerste zuerst — dann wird das Leichte wie nichts sein!

Wer für jede Unbill nach dem Gesetz läuft, und vor dem Gericht Befriedigung sucht, der ist wie ein Schaf, welches in einem Dornbusch vor dem Regen Schutz sucht; es muß Wolle lassen, wovon sich Andere ein Nest wärmen.

Es ist ein Irrthum, wenn der Ungelehrte meint, Bücherweisheit sei von keiner Bedeutung. Wie groß ist der Irrthum? Gerade so groß als Der, wenn der Büchergelehrte meint, eine andere Gelehrtheit sei nicht des Besitzes werth.

Das Beste, was du deinem Feinde geben kannst, ist Vergebung; deinem Widersacher Duldung; deinem Freund dein Herz; deinem Kind ein gutes Beispiel; deinem Vater den Vorzug; deiner Mutter Ehre, und allen Menschen Liebe.

Die Hand des Herrn führt oft fühlbarer in der Dunkelheit, als beim Licht — und wenn sich auch keine Auswege aus den Labyrinthen zeigen, so soll uns dies nicht

muthlos machen! Es kommt alles auf unsern innern Sinn an; — ist der in der Ordnung, so gibt sich alles Andere. Laßt uns einander zu innerer Selbstbearbeitung vor dem Herrn und für den Herrn ermuntern!

Meinst du, Asche sei nur auf dem friedlichen Herde der Menschen zu finden? Oder wohl nur am Fuße donnernder Vulkane? Asche gibt's auch in den Särgen. Unter der Erde — gar nicht tief, zieht sich ein stilles Aschenfeld dahin. Kennst du es? Schauerlich, aber doch so ernst und friedlich, diese Aschengänge. Ja, unter uns ist die Welt ein großes Aschenfeld — auch wir sind auf dem Weg dahin. Einst bettet man uns ins Todtenfeld, vielleicht weint Jemand um uns; und wir werden zu Asche.

Der Friedhof ist der Hafen für den Seefahrer des Lebens; dort lenkt er ein. Wirf die unnöthige Fracht, welche den Kiel deines Schiffes drückt, über Bord. Lege dich zur Ruhe, dein letztes Schifflein hält zwar kein Wasser, aber es hält dich, und wird dich halten. Die Bewohner der Todtenstadt sind friedliche Leute. Richte deinen Compaß und bereite dich für eine glückliche Landung vor.

Der Sonntagschullehrer.

Wandtafel-Lection für Lehrer.

Studire { die Lection, das Lectionscapitel, die Parallelstellen.

Um tüchtig zu sein { intelligent, interessant, wohlbestätigt.

Zu unterrichten { durch Erklärung, durch Illustrationen, durch Fragen.

Ueber das Nöthige { der Thatsachen, der Lehren, der Pflichten, der Verheißungen, der Warnungen.

Jederzeit { jeden Schüler, jeden Sonntag.

Wo Lehrer hernehmen?

Es ist oft die Klage gebracht worden, man habe nicht Lehrer genug. Eine gute Normalclasse bereitet Jünglinge und Jungfrauen für diesen Beruf vor, und wenn die Prediger sich ernsthaft an den Normalclassen betheiligen, werden diese an Interesse gewinnen. Dieser Plan hat dem ice cream- und festival-Plan viel zum Voraus. Meint ihr nicht?

Entlassen.

Es gehört schon gutes Talent dazu, Kinder stille und aufmerksam zu halten; aber es gehört auch Talent dazu, nachdem man sie dreißig bis fünfundvierzig Minuten aufmerksam gehalten hat, sie stille und ruhig zu entlassen. Jeder Superintendent hat seine Methode, und vielleicht sind alle hinreichend geübt; aber es gibt doch immer noch Schulen, welche in dieser Richtung einen Wink brauchen können. Wenn der Superintendent bereit ist, die Schule zu entlassen, dann lasse er ein sehr bekanntes Lied singen, Alle stimmen ein; dann schlage er das Glöcklein, das Zeichen für die Kleinkinderclasse; wenn das letzte Kind derselben die Thüre erreicht, gebe er das Zeichen für die nächste Classe und so fort, bis alle entlassen sind. Die größeren Schüler und Lehrer bleiben natürlich und helfen singen. Dieses ist gar keine üble Methode, eine Schule in schönster Ordnung zu entlassen. Hat Jemand einen besseren Weg, der rede.

Der Sonntagschul-Lehrer.

Ein Lehrer in der Sonntagschule hat ein wichtiges Amt; mehr so, als man gewöhnlich denkt. Er unterrichtet im Wort Gottes, und zwar als ein Beamter in der Kirche Gottes. — Er führt Seelen zu Jesus oder von ihm weg; ganz ohne Erfolg arbeitet er nicht. Er hat Verantwortlichkeiten auf sich, welche denen der Eltern nur wenig nachstehen. Dem Prediger arbeitet er entweder in die Hand oder aus der Hand, denn er führt die Jugend zur Kirche oder davon weg. Wenn dem so ist, dann ist es nothwendig: 1. daß er ein Jünger Christi ist; 2. daß er Christi Geist besitzt; 3. daß er seine Pflicht kennt und fühlt; 4. daß er Gottes Wort kennt; 5. daß er seiner Kirche treu ist; 6. daß er seine Arbeit in der Schule liebt; 7. daß er den Eltern behülflich ist; 8. daß er Kinder liebt.

Vorsicht und Nachsicht.

Manchmal geschieht es, daß Prediger und auch Superintendenten, Lehrer in der Sonntagschule öffentlich rügen, oder auch ihre üble Gewohnheiten zur Schau ausstellen, und meinen dann, sie hätten eine Pflicht erfüllt — haben aber nichts bezweckt, als der Betheiligten Einfluß untergraben und ihre Arbeit zerstört; vielleicht auch einige einseitige Personen gekitzelt. Wenn nun der Lehrer ganz weg bleibt, wird er noch verfolgt, und fährt er fort zu lehren, dann wird seine Arbeit

schwerlich Segen haben. Wie viel besser wäre es, man würde nach dem Sinn des Evangeliums handeln und solche Punkte im Stillen abmachen. Wenn ihr einen unbrauchbaren Lehrer habt, welcher keine Ermahnung annimmt, dankt ihn einfach ab, ohne ihn öffentlich zu beschämen. Es ist leichter Lehrer zu vertreiben, als zu gewinnen.

Scharf und spitzig.

Ein englischer Sonntagschul-Superintendent fragt bei einem Sonntagschul-Blatt um Auskunft über einen Punkt, worüber folgendes Gespräch ans Licht kommt:

„Wir wollen die allgemeine Reihenfolge der Lectionen aufgeben, es ist bereits beschlossen, am Ende des Quartals aufzuhören, was würden Sie uns rathen, am folgenden Sonntag zu unternehmen?"

„Die allgemeine Reihenfolge wieder aufzunehmen, denn eine Sonntagschule, deren Beamten nicht wissen, was zu thun, ohne die Lectionen, sollten sicherlich nicht daran denken, ohne dieselben durchzukommen," war die Antwort des Blattes.

Hindernisse.

Hindernisse gibt es in allen Sonntagschulen; noch nie haben wir eine gesehen, welche nicht durch Sommerhitze oder Winterkälte beeinflußt worden wäre. Von Steinbruch in Oestreich berichtet ein Sonntagschul-Lehrer: „Unser größtes Hinderniß haben wir im Sommer zu bekämpfen, da sinkt unsere Schülerzahl bis auf zwölf herab, die Ursache ist, die vielen offenen Biergärten und öffentlichen Lustplätze, wo den ganzen Nachmittag militärische Musik erschallt und auch die kleinsten Kinder verlockt werden, dem Haufen zu folgen." Aehnliche Hindernisse findet man bereits in den größeren Städten Amerikas; da geht das Sprichwort in Erfüllung: Wo Gott einen Tempel hat, da baut der Teufel eine Kapelle. Daher nur immer treu fortgearbeitet! Man muß nie muthlos werden.

Schöne Antworten.

Abbe Sicord hatte eine Schule in Persien; bei einer Prüfung gab einer seiner Schüler folgende Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen:

„Was ist Dankbarkeit?"

„Dankbarkeit ist das Gedächtniß des Herzens."

„Was ist Hoffnung?"

„Hoffnung ist die Blüthe des Glücks."

„Was ist Ewigkeit?"

„Ein Tag ohne gestern und ohne morgen."

„Was ist Zeit?"

„Eine Linie mit zwei Enden; ein Pfad, welcher an der Wiege beginnt und am Grab endet."

„Was ist Gott?"

„Das nothwendige Wesen, ohne welches aller Verstand zernichtet wäre; die Gesammtsumma der Ewigkeit; das Auge der Gerechtigkeit; der Uhrenmacher des Weltalls, und die Seele der ganzen Ewigkeit."

Zum Nachdenken.

Wenn man vor Kindern einfach reden soll, um verstanden zu werden, so sollte man aber auch in gleich einfachen Worten vor ihnen beten, denn die Kinder sollen auch mitbeten.—Alles Sensationelle wird aus der Sonntagschule verschwinden, wenn Beamte und Lehrer nach dem Motto handeln: „Wir ehren Gottes Wort." — Die Bibel bedarf der Vertheidigung nicht halb so sehr, als der Veröffentlichung; es braucht Niemand zu zittern, wenn die Bibel angegriffen wird, aber wenn man sie verbirgt und vergißt, dann ist Gefahr.

Für Lehrer.

Die Liebe hat einen wundervoll erfinderischen Geist.— Ein ernstlicher Mann fragt selten, wie. — Je mehr wir unsere Classen lieben, desto besser wird unser Unterricht sein. — Lasset uns so unterrichten, daß immer Jemand gerne unser Nachfolger sein möchte. — Sind die Schüler unartig, lade ihre Eltern ein, zu kommen und sie zu beobachten.—Bewahre die Lectionsblätter, in fünf bis sieben Jahren sind sie wieder nützlich. — Ein Knabe, welcher zum erstenmal in eine Sonntagschule kam, hörte eben vom Auszug der Kinder Israels bis ans Rothe Meer. Während der Woche suchte ihn ein Kamerad für den nächsten Sonntag zu gewinnen. Dem antwortete der Knabe: „Sieh' hier, ich habe von den Israeliten gehört, wie sie zwischen zwei Bergen gesteckt, vornen war das Meer und von hinten kamen die Egypter; nächsten Sonntag gehe ich in die Sonntagschule, und wenn ich ein Bein breche unterwegs, ich will einmal sehen, wie die Geschichte ausläuft dort am Meer, ich sage dir, eine solche Geschichte hast du deiner Lebtag nie gehört; um keinen Preis würde ich den Ausgang vermissen."

Für den Lehrer einer Classe gibt es mancherlei bedeutungsvolle Fragen, z. E.:

1. Bin ich vielleicht nicht theilweise selbst schuld, daß meine Classe so unruhig ist?

2. Daß sie nicht freundlicher sind in ihrem Umgang mit einander?

3. Bin ich vielleicht schuld, daß die Schülerzahl abnimmt?

4. Bin ich vielleicht die Ursache, daß keiner meiner Schüler sich zu Gott bekehrt?

Wenn ein Lehrer solche Fragen manchmal an sich selbst stellt und beherzigt, wird er nicht unfruchtbar bleiben.

Lehrer und Lehrerinnen

der Sonntagschule können nicht nur durch Treue in ihrem Beruf den Kindern eine Hülfe zum ewigen Leben

sein, sondern auch solchen Eltern ihrer Schüler, die Jesum noch nicht kennen, wenn sie nemlich den Prediger der Gemeinde aufmerksam machen auf solche Familien, in welchen etwa sein Besuch gern gesehen wäre. Thut das, ihr Lieben, der Prediger wird euch dankbar sein.

Auch ein Wink.

Ein junger Mann bewarb sich um die Hand eines jungen Mädchens. Sie wies ihn wiederholt ab und erklärte endlich: „Wir passen nicht für einander. Sie sind Mitglied einer Kirche, und ich bin gerne lustig und vergnügt, ich will mein Leben genießen."

Der junge Mann war nun so gewissenlos, seinen Austritt aus der Kirchengemeinde zu erklären. Dann erneuerte er seinen Antrag mit der Bemerkung: „Das Hinderniß ist nun beseitigt, ich habe mich von meiner Kirche zurückgezogen, ich werde Ihnen mit einem religiösen Leben nicht lästig fallen."

„Herr N.," erwiderte sie mit starkem Unwillen, „Sie wissen, ich habe bis jetzt einen leichten Sinn gehabt und bin zu schwach, den Versuchungen zu widerstehen. Ich habe mir vorgenommen, nie einen Mann zu heirathen, der nicht charakterstark ist, stark für sich selbst und stark genug, mir ein Führer und ein Halt zu sein. Was ich neulich Ihnen sagte, sollte nur dazu dienen, Sie auf die Probe zu stellen. Jetzt kenne ich Sie hinreichend. Sind Sie zu schwach, Ihrem Glauben treu zu bleiben, so verzichte ich auf Ihr Gelübde, mir treu zu bleiben. Ich bitte Sie, Ihren Besuch nie wiederholen zu wollen."

Um die Schüler erfolgreich von der Wahrheit der Lection zu überzeugen; mit einem Wort: um die Schüler die Wahrheit glauben zu machen, muß man sie selbst glauben! Die Schüler können es dem Lehrer ansehen und abfühlen, ob er das selbst glaubt, was er lehrt.

Ein Prediger fragte einst eine Kinderclasse: „Warum sagen wir im Vater-Unser: ‚Der du bist im Himmel,' so doch Gott überall ist?"

Ein kleiner Tambour antwortete: „Dieweil dort das Hauptquartier ist."

Zweites Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Die christliche Liebe.

5. Lection: 1. Cor. 13, 1–13. — Sonntag den 4. Mai 1884.

1. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.

2. Und wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse, und alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.

3. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir es nichts nütze.

4. Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibet nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht,

5. Sie stellet sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden,

6. Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit,

7. Sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.

8. Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und das Erkenntniß aufhören wird.

9. Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk.

10. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören.

11. Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war.

12. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise; dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin.

13. Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.

Haupttext: So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung. — Röm. 13, 10.

Geschichtliches.—„Dieses Capitel," sagt Meyer, „kann mit Recht ein Psalm der Liebe genannt werden." Es ist das Lied der Liebe des neuen Testaments. Auf beiden Seiten des Capitels halten Tumult, Streit und Argument noch die Zügel; aber hier ist plötzlich Windstille, Ruhe, und ein ganz neuer Geist entfaltet sich. Dieser Geist ist um so mehr wunderbar, weil er von Paulus kommt und nicht von Johannes, denn von Johannes hätte man es etwa erwarten können. Dann auch sonderbar, weil dieses Capitel gerade hier zwischen Controversen und gelehrten Streitfragen erscheint! Wahrlich, Paulus hat sich selbst zu bemeistern gewußt, sonst hätte er, umgeben von solchen Verhältnissen, ein solches Capitel gar nicht fertig gebracht.

Im vorhergehenden Capitel hat Paulus die Corinther ermahnt, sich ja doch der geistigen Gaben theilhaftig zu machen und sie nicht zu versäumen, denn durch diese Gaben werden sie vermögend gemacht, Gottes Werk zu treiben und am Aufbau seines Reiches mitzuhelfen; aber ein herrlicherer Weg als alle Wissenschaft und alle Erkenntniß und alle Weisheit liegt offen in diesem Capitel. Stuart Blackie sagt einmal: „Gewisse Theile der Bibel

sollte Jedermann auswendig wissen, dazu gehören die Bergpredigt und dieses 13. Capitel an die Corinther; kein Sonntagschüler sollte ruhen, bis er es auswendig kann. Das Capitel theilt sich in drei ganz natürliche Stufen: die erste zeigt, wie absolut werthlos jede Tugend ist, wenn Liebe fehlt; die zweite malt uns ein schönes Bild der Liebe, aus dem täglichen Leben gegriffen, und die dritte offenbart uns den Fortschritt des Christenlaufes in seiner Entwickelung, alles veränderlich, bis hinan zum Bleibenden in Vers 13.

Texterklärungen. — Die Liebe ist das Element des christlichen Lebens. V. 1. **Wenn ich mit Menschenzungen.** Gaben sind gut, und Talente sollte Niemand verachten; aber wenn Jemand alle Sprachen der Welt verstünde, und noch hebräisch und griechisch dazu, und könnte die Sprachen sprechen. **Engelzungen.** Natürlich hat dieses eine andere Bedeutung, denn Engel haben ja keine Zungen; es meint die vortrefflichste Rednergabe. Engelzunge und Engelbrod sind Ausdrucksweisen, um den höchsten Grad zu bezeichnen. Niemand kann beweisen, daß Engel eine menschliche Sprache sprechen, und deßhalb sind auch leere Muthmaßungen nur verlorene Zeit. **Und hätte der Liebe nicht,** d. h. und hätte nicht Liebe, diese Gaben zu Anderer Nutzen und Vortheil zu gebrauchen. Liebe muß hier im alleredelsten Sinne des Wortes gebraucht werden, nemlich: Liebe, welche aus Gottesfurcht entspringt und in Gott endigt. **Tönend Erz oder eine klingende Schelle.** Das Erstere ist ein metallenes Instrument, welches gewöhnlich benützt wurde, wo man abscheuliche Töne verursachen wollte. Eine klingende Schelle, besser Cymbel, welche aus zwei hohlen metallenen Platten mit breitem Rand bestand, diese wurden dann gegen einander geschlagen. Der Ton bringt bei einer ganzen Kapelle die Symphonie oder Verschmelzung der Töne zu Stande. Weil beide Instrumente viel Lärm machen, aber sehr eintönig sind, hat Paulus sie hier als Bild gewählt.

V. 2. **Und wenn ich weissagen könnte.** Das ist das übernatürliche Vermögen, zukünftige Dinge vorauszusagen; im weiteren Sinne jedoch versteht man auch oft die Predigt des Evangeliums darunter. **Wüßte alle Geheimnisse.** Damit hat er wohl die Geheimnisse der zukünftigen Welt und der Geisterwelt im Auge; mag aber ebenso auch die Geheimnisse des Gesetzes gemeint haben. **Daß ich Berge versetzte.** Nicht nur die Erkenntniß des Wunderbaren, auch den wunderwirkenden Glauben zählt er noch dazu, denn das ist ja doch unter dem Bergeversetzen zu verstehen, gleichviel ob buchstäblich oder blos vergleichungsweise. Die Juden nannten ihre weisesten Männer gerne mit dem Namen Bergeversetzer, weil sie in den verwickeltsten Dingen Rath wußten. **Und hätte der Liebe nicht** 2c. 2c. Jene wahre Liebe zu Gott und Menschen, wodurch derjenige Glaube, der zur Seligkeit förderlich ist, wirket und schafft. **So wäre ich nichts.** Nemlich in den Augen Gottes. Die Juden hatten früher einen Spruch der lautete: „Eine Braut muß mit vierundzwanzig Verzierungen geschmückt sein; fehlt eine, dann ist alles nichts; ein Schüler der Weisen muß mit den vierundzwanzig Schriften vertraut sein, fehlt ihm eine—ist er nichts."

V. 3. ..... **Habe den Armen gäbe.** Die Armen unterstützen und Werke der Liebe und Barmherzigkeit thun, war zu des Apostels Zeit eine gar hochangesehene Tugend, Güter austheilen war sehr gerühmt. **Leib brennen.** D. h. so viel Muth haben, daß man um Jesu Willen in den langsamen Feuertod gehen könnte; nicht durch Feinde hingeworfen, sondern als ein freiwilliges Opfer es thun könnte. Wenn ein Mensch gleich bereit wäre, sich um seiner Religion (der Religion Jesu) willen verbrennen zu lassen, wenn es nicht aus Liebe geschähe zum Nutzen der Frommen und zur Verherrlichung Gottes, wäre es nichts nütze. Der Apostel redet immer auf Bedingung, und diese Bedingung müssen wir im Augenmerk behalten. Er will sagen: mit solchen Dingen, wie die angeführten, möchte ich vielleicht andern Menschen etwas Gutes thun, aber mir selbst wäre es von keinem Nutzen. Hier können wir deutlich sehen, wie viel auf die Beweggründe unserer Handlungen ankommt, das Motiv gibt der That Charakter, aber Liebe kann nie selbstsüchtig sein, darum ist die Liebe zu allen guten Werken nöthig.

V. 4. Nun folgt eine Beschreibung der Liebe, von welcher im Text die Rede ist. **Die Liebe ist langmüthig.** Der Apostel denkt sich jetzt die Liebe in einer Person und will sagen: eine so liebreiche Person ist so und so; oder er will sagen, diese Liebe macht eine Person so und so. Langmüthig sein heißt: nicht schnell oder übereilt sein mit dem Nächsten. Wer Liebe hat, bezwingt den Zorn, d. h. sie ist nicht schnell zum Zorn, sie läßt sich nicht alsobald aus der Fassung bringen; sie ist **freundlich.** Liebe stimmt das menschliche Gemüth so, daß er liebt, Gutes zu thun, und sich beliebt zu machen bei Jedermann. Vielleicht könnte man den Sinn deutlicher ausdrücken mit menschenfreundlich, weil die Liebe in Jedermann einen Freund hat und sucht. Wer Liebe hat, kann nicht leicht geärgert werden, aber hütet sich auch, sonst Jemanden zu ärgern; sie **eifert nicht.** Die Liebe ist der Eifersucht gram und alle Mißgunst ist ferne von ihr. Der Apostel führt da Stufen an, man möchte sie fast Stufen der christlichen Vollkommenheit nennen. **Die Liebe treibt nicht Muthwillen.** Sie handelt nicht unbedacht und pochet nicht, sie ist bedächtig im Reden und im Thun, denn: **sie blähet sich nicht.** Nicht vom Hochmuth aufgeblasen, in irgend welcher Richtung; die Liebe ist das sicherste Gegenmittel in Fällen von Aufgeblasenheit, aber es muß die Liebe sein, von welcher hier die Rede ist.

V. 5. Es folgen immer noch Charakterzüge der wahren Liebe. Sie ist **nicht ungeberdig,** d. h. sie führt sich nicht unschicklich auf und handelt auch nicht unschicklich. Liebe macht vorsichtig und thut nichts, was Schaden bringen könnte oder zu verachten wäre. **Sie sucht nicht das Ihre.** Die Liebe sucht nur das, was Gottes Ehre und des Nächsten Wohl befördert. Sich selbst suchen, das Seine suchen u. drgl. sind Reden, welche der Apostel öfters gebraucht und bedeutet gewöhnlich den eigenen Vortheil und den eigenen Nutzen. **Läßt sich nicht erbittern.** Nicht, als wäre kein Reiz mehr da, aber vielmehr die Liebe regiert alle Leidenschaften; sie will lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun. **Trachtet nicht nach Schaden.** Unter diesem Ausdruck haben wir zu verstehen, daß die Liebe nie böse Rathschläge macht, und auch ohne gute Ursache nie Böses denkt von einem Menschen, sondern allen seinen Handlungen die besten Motive zuschreibt.

V. 6. **Freuet sich nicht der Ungerechtigkeit.** Die Liebe kann nie Freude haben, wo Böses geschieht, im Gegentheil: **sie freuet sich aber der Wahrheit.** Ein frommer Mensch freuet sich, wenn ein Verdächtigter oder Beschuldigter nach genauer Untersuchung unschuldig erfunden worden ist; oder auch: sie freuet sich, wenn Wahrheit den Sieg hat, und Menschen in der Wahrheit wandeln.

V. 7. **Sie verträgt alles.** Viele Sprachkenner behaupten, es sollte anstatt verträgt, verdeckt heißen; in diesem Sinne natürlich wäre dann die Bedeutung, daß die Liebe nichts ausplaudert, keine Schwätzereien macht, und besonders das Böse am Nächsten verborgen hält, so lange das möglich geschehen kann. **Sie glaubt alles.** Die Liebe macht den Menschen geneigt, immer das Beste vom Nächsten zu glauben und Alles zum Besten auszulegen. Wer Liebe hat, ist geneigt zu glauben, daß das,

was geschieht, aus guter Meinung geschehen ist; häßlicher Argwohn allein kann eines Menschen Handlungen verdächtigen. **Sie hofft alles,** was zu hoffen ist! alle Verheißungen Gottes, alle Versprechen der Menschen; hoffet von allen Menschen das Beste, bis sie nicht mehr kann. **Sie duldet alles.** Dulden meint ertragen, daher kann man auch nicht annehmen, daß der Apostel zweimal das Gleiche sagt, und wir haben unter dem ersten Satz wohl verdecken anzunehmen. Liebe duldet Beleidigung, ohne wieder zu beleidigen; Zorn, ohne wieder zu zürnen. Was die Liebe ist und nicht ist, läßt sich folgender Weise stellen:

Sie ist nicht ungeduldig,	aber sie ist langmüthig,
neidisch,	freundlich,
aufgeblasen,	demüthig,
selbstsüchtig,	uneigennützig,
ehrgeizig,	kindlich,
ungeberdig,	sanftmüthig,
schadenfroh,	herzlich.

V. 8. **... hört nimmer auf.** Alle anderen Tugenden enden mit diesem Leben, denn sie sind blos für dieses Leben bestimmt, aber die Liebe begleitet uns durch alle Ewigkeit.

V. 9. **Unser Wissen ist Stückwerk.** D. h. hier erkennen wir Alles nur theilweise, und Vieles ist uns gar nicht bekannt. Die Erkenntniß, welche wir hier besitzen, selbst bezüglich des Wortes Gottes, ist blos zusammengesetzt aus abgerissenen Stücken, deßhalb unvollkommen.

V. 10. **Wenn aber kommen wird.** Wenn einmal das Irdische abgelegt und das Himmlische angezogen ist, dann werden wir zur vollkommenen Erkenntniß Gottes u. s. w. durchdringen, denn dann wird das Stückwerk zu nichte gemacht; alles Unvollkommene hört auf und im Lichte der Vollkommenheit sehen wir, wie wir gesehen sind.

V. 11. **Da ich ein Kind war.** Der Apostel gebraucht hier ein treffliches Bild, indem er dieses Leben mit dem Stand der Kindheit vergleicht, da man nur stammelt, anstatt spricht, und nur kindisch denkt und überlegt; aber wenn das Mannesalter anbricht (hier im ewigen Leben, denn anderswo wird auch die Stufe größerer Erleuchtung schon so genannt), dann hört das Kindische auf. Das vom Apostel angeführte Bild ist sehr klar, und ist wohl nicht nöthig, näher beleuchtet zu werden.

V. 12. **Durch einen Spiegel.** Unsere Anschauungsweise ist, im besten Lichte betrachtet, dunkel — als durch ein Glas oder auch nur räthselhaft. Die Ursprache erlaubt diese Uebersetzung: wir sehen durch einen Spiegel in einem Räthsel, in räthselhafter Rede (vergleiche 4. Mose 12, 8). Hier sehen wir nur das Bild der Dinge, und selbst das noch nicht einmal ganz klar. **Dann aber von Angesicht zu Angesicht.** Dann nicht mehr das Bild, nicht mehr den Widerschein, sondern das Wesen selbst. Dann wird die Erkenntniß hindurchdringend sein, denn die Decke wird abgenommen sein; doch muß man nicht erklären wollen, als wäre dann keine Erkenntniß Gottes und Erkenntniß der Menschen, das heißt kein Unterschied mehr; nur in der Art, aber nicht im Grad werden sie gleich sein.

V. 13. **Nun aber bleibet.** Bis jene Zeit kommt, von welcher der Apostel redet, bleiben diese drei christlichen Tugenden, welche größer sind, als alle Gaben von Menschen so hoch geschätzt. **Glaube, Hoffnung und Liebe.** Die Liebe ist die Größte, sie verändert uns auf geradem Weg in das Bild Gottes. Wenn der Glaube im Sehen, und die Hoffnung durch Genuß verschwunden ist, dann bleibt die Liebe mit all ihrer Kraft und all ihrem Einfluß. Die Liebe ist die Größeste: 1. Sie umfängt alle Geschöpfe; sie hört nimmer auf; 3. sie macht Gott ähnlich; 4. macht Menschen einander gewogen und zugegethan. Liebe ist das Band der Vollkommenheit!

Lehre und Anwendung. — Die ganze Lection ist durchweg praktisch und findet in jedem Vers Raum zur Anwendung statt. Alle Lehren, alle Ermahnungen und alle Werke der Menschen werden erst dadurch Gott angenehm, und dem, der es thut, nützlich, wenn die Liebe als Fundament dem Ganzen unterliegt.

Wie glücklich könnten die Menschen leben, wenn in allen Herzen diese Liebe thronen würde, aber wie wichtig ist es auch, daß wir uns prüfen, ob wir unter dem Einfluß dieser Liebe stehen.

Als Göthe starb, soll er sterbend ausgerufen haben: „Mehr Licht, mehr Licht!" Der Christ in all seinen Pflichten, in all seinen Hoffnungen, in all seiner Trübsal braucht: „Mehr Liebe, mehr Liebe."

Was nützen alle schönen Gebete, alle strengen Ceremonien ohne die Liebe! Da sind Dinge, welche wir wohl beherzigen müssen. Mangelt nicht gerade diese Tugend zu viel in unseren Tagen! Ringet nach mehr von dieser Liebe, denn ohne dieselbe verlieren alle unsere guten Werke ihren werth.

Illustrationen.—Man erzählt, daß zur Zeit der Königin Elisabeth die ganze Bibel auf einen so kleinen Raum geschrieben wurde, daß man das Ganze in eine Nußschale stecken konnte. Später wurde die Bibel photographirt und zwar auf einen Raum von nicht größer als eine Erbse in dicke. Noch später hat ein Prediger behauptet, er könne die ganze Bibel in ein Wort fassen, und er schrieb: **Liebe!**

Macht der Liebe.—Einst sangen die Jungfrauen und Weiber in Israel: Saul hat Tausende geschlagen, David aber Zehntausende. So kann man mit Recht auch von den christlichen Tugenden singen: Alle sind prächtig und groß, die Liebe aber ist die größeste.

Wandtafelerklärung. — Dieses Bild trägt seine Erklärung bei sich. Sieben der Haupttugenden der christlichen Religion scheinen gleich hellen Sternen, aber ihr Glanz ist gering, wenn sie sich nicht um die Sonne aller Tugenden, die Liebe, bewegen. Daher steht auch die Liebe im Mittelpunkt, um anzudeuten, daß ohne sie alle andern werthlos und gering sind; nur wenn die Liebe im Herzen thronet wird die Geduld göttlich, die Hoffnung lebendig und der Glaube fest. Wo aber diese vier beisammen sind, da offenbart sich wahre Freundlichkeit gegen Jedermann, da wird das Herz demüthig, man hält fest an der Wahrheit, und in Langmuth trägt man auch den Schwachen, und ist bereit in allen Lagen des Lebens, sich als Diener Jesu Christi zu erzeigen.

Der Tod besiegt.

6. Lection: 1. Cor. 15, 50–58. — Sonntag den 11. Mai 1884.

50. Davon sage ich aber, lieben Brüder, daß Fleisch und Blut nicht können das Reich Gottes ererben; auch wird das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche.

51. Siehe, ich sage euch ein Geheimniß: Wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden.

52. Und dasselbige plötzlich in einem Augenblick, zu der Zeit der letzten Posaune. Denn es wird die Posaune schallen, und die Todten werden auferstehen unverweslich, und wir werden verwandelt werden.

53. Denn dies Verwesliche muß anziehen das Unverwesliche, und dies Sterbliche muß anziehen die Unsterblichkeit.

54. Wenn aber dies Verwesliche wird anziehen das Unverwesliche, und dies Sterbliche wird anziehen die Unsterblichkeit, dann wird erfüllet werden das Wort, das geschrieben stehet:

55. Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

56. Aber der Stachel des Todes ist die Sünde, die Kraft aber der Sünde ist das Gesetz.

57. Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christum.

58. Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn; sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.

Haupttext: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. — 1. Cor. 15, 55.

Geschichtliches. — Die Controverse dieser Lection wurde hervorgerufen durch eine Bemerkung, welche der Apostel machte, daß nemlich die Todten auferstehen würden; sehr wahrscheinlich fand sich der Apostel veranlaßt, den Gegenstand näher zu beleuchten, weil so viele Juden jener Zeit sich mit der Frage beschäftigten, ohne auch nur im Geringsten vermögend zu sein, dieselbe zu verhandeln.

Das vorhergehende dieses Capitels hat bereits über folgende Punkte entschieden gesprochen:

I. Die Thatsache der Auferstehung von den Todten und des zukünftigen Lebens sind nicht blos eine Hoffnung oder eine Ansicht, sondern sind durch die Auferstehung Jesu Christi klar bewiesen.

II. Die große Freude und Hoffnung, welche dieser Lehre entspringt.

III. Die Natur der Auferstehung; und nun in dieser Lection die Natur des Auferstehungsleibes, aber auch zugleich die ganze Lehre der Auferstehung und der Sieg über den Tod.

Texterklärung. — V. 50. **Daß Fleisch und Blut nicht können** 2c. Hier läge also schon eine Nothwendigkeit für eine Veränderung zwischen dem gegenwärtigen und zukünftigen Leibe, welche der Apostel ja auch vor diesem erklärt hat. Der Leib, wie er nun ist, ist nicht geschickt für die himmlische Herrrlichkeit, denn er ist gar nicht für solchen geschaffen in seiner Verweslichkeit. Unter Fleisch und Blut haben wir also den irdischen Körper zu verstehen, wie derselbe mit thierischer Nahrung unterhalten werden muß. Wenn daher auch dem Wesen nach der Leib vor und nach der Auferstehung sich gleich bleibt, so muß er doch den Eigenschaften nach ganz verschieden auferstehen, denn das Sterbliche, das Verwesliche, wird ja nimmermehr taugen für das Reich Gottes. **Das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche.** Unter dem Verweslichen haben wir hier den durch Sünde dem Tod unterworfenen Leib zu verstehen, denn in Verweslichkeit erzeuget, bedarf er verwesliche Dinge zur Nahrung und ist deßhalb den Würmern zum Raube bestimmt; er muß von dem, was er jetzt ist, erlöst und befreit werden, er muß Unsterblichkeit anziehen.

V. 51. **Ein Geheimniß.** Das ist eine Lehre, welche bis jetzt noch nicht allgemein bekannt war, und sie jetzt auch noch nicht vollkommen begreifen können, denn es ist der Vernunft nicht gegeben zu fassen, sondern blos der Offenbarung: Ein Geheimniß, von welchem noch kein Prophet, oder Apostel Meldung gethan hat, jetzt aber von Paulus gemeldet wird. Vielleicht nennt er es auch ein Geheimniß, weil er es nicht allgemein gebrauchen will, indem es ja doch nur Wenige verstehen würden. Solche Punkte wie diese nennt der Apostel anderswo „starke Speise," welche nur den Vollkommenen gehört (Heb. 5, 14). **Wir werden nicht alle entschlafen.** Diejenigen, welche zur Zeit des Kommens Christi am Leben sind, werden nicht entschlafen, das ist, nach anderer Menschen Weise sterben, dennoch müssen sie verändert werden, das nennt man Verwandlung; die Sterblichkeit muß abgelegt und die Unsterblichkeit angezogen werden. Zwar alle müssen den Tod schmecken, aber nicht alle müssen lange Grabesruhe genießen. Man lese und vergleiche 1. Thess. 4, 15–17. Paulus selbst erklärt dieses Geheimniß: Es ist eine Verwandlung vom Natürlichen zum Geistigen, vom Verweslichen zum Unverweslichen. Der Same, welcher gesäet worden, ist gewachsen und hat nun seine Frucht getragen. Wir werden die nemlichen Personen sein, nur verwandelt, denn jeder Same ist ja in Natur und Wesen der nemliche Stock, dem er entsproß. Das, was uns zu uns selbst macht, wird nicht verändert, nur der Leib wird umgestaltet, indem er das Sterbliche ablegt und Unsterblichkeit anzieht.

V. 52. **Plötzlich.** Die Verwandlung findet in einem Augenblick statt, der Apostel will sagen: So schnell man mit den Augen winken kann, wird es geschehen sein. Obwohl dieses hier besonders der Veränderung gilt, so kann man es doch ebensowohl auch auf die Auferstehung anführen. **Zur Zeit der letzten Posaune.** Der Apostel hat hier Bezug auf die Stimme des Erzengels am Auferstehungsmorgen; sie wird die letzte genannt, weil hernach keine mehr ertönen wird, nicht wie Einige irrig meinen, weil es auf die siebente Posaune in der Offenbarung Bezug nimmt. Der Posaunenschall mag überhaupt ein bildlicher Ausdruck sein, denn es war ja bei den Juden Sitte, das Volk beständig durch den Schall der Posaunen zusammenzurufen; so also wird der Erzengel seine Posaune blasen, und die Todten werden aufwachen. Während die Todten auferstehen, werden die noch Lebenden verwandelt werden, von aller Zerbrechlichkeit, Sterblichkeit und Verweslichkeit befreit. **Und wir,** d. h. die, welche zu jener Zeit leben, der Apostel redet nicht von sich selbst, sondern von Allen, welchen vergönnet ist, dann zu leben, und wenn er auch dabei sein sollte.

V. 53. **Denn dies Verwesliche** 2c. Der Apostel kehrt wieder zu seinem ersten Argument zurück, daß nemlich, um die Freude der Seligkeit zu genießen, vorher eine Veränderung stattfinden muß. **Dies Sterbliche.** Entweder muß der Mensch sterben, oder er muß auf eine an-

dere Weise das Kleid der Sterblichkeit los werden; denn Fleisch und Blut taugt nicht ins Reich Gottes. Jeder Mensch wird also in der Auferstehung eben denselben Leib bekommen, den er jetzt hat, und wird deßhalb keine andere Person sein, und doch wird er verändert sein, denn alles Unvollkommene, alles Verwesliche, und alles Irdische wird ja abgelegt sein. Wenn der Leib, welcher entschläft, nicht aufwacht, dann ist es keine Auferstehung, sondern vielmehr eine neue Schöpfung, dann würde aber der Mensch ja in einem Leibe Gott dienen und in einem andern verherrlicht werden; oder in einem Leibe sündigen und in einem andern Strafe erdulden. Die Auferstehung ist also keine Neuschaffung sondern eine Wiederherstellung des Alten.

V. 54. **Dann wird erfüllet werden.** Wenn also alle diese Dinge vor sich gehen, dann geht das Wort des Propheten in Erfüllung, d. h. was Jesaias geweissaget hat, wird dann Anwendung finden und auch erfüllet werden.

V. 55. **„Der Tod ist verschlungen** 2c. Der Messias hat durch seinen Tod und durch seine Auferstehung von dem Tode, einen so vollkommenen Sieg über den Tod, nicht allein für sich, sondern auch für alle sein Volk erlanget, daß am Tage der Auferstehung der Tod so mit in den Sieg aufgenommen werden wird, daß kein Tod mehr sein wird. Diese Hoffnung haben die Juden je und je gehegt, denn sie haben die Weissagung allezeit auf die Tage des Messias bezogen. **In den Sieg.** So vollkommen wird der Sieg sein, daß kein Tod mehr sein wird, d. h. aber: Man wird vergessen haben, daß je ein Tod existirte, oder Macht unter Menschen ausübte. Das Wort „verschlungen" erklären Manche als verschluckt, dieses würde natürlich mit Christi Gebet in Gethsemane übereinstimmen, wo er den Kelch zu trinken hatte, und bedeutete demnach: Jesus hat den Leidensbecher geleert, und wird die Hefe austrinken, so daß nichts mehr übrig geblieben. **Tod, wo ist dein Stachel?** Diese Worte sind aus Hosea entlehnt, und sind von den alten Juden stets der messianischen Periode zugeschrieben worden. Die 70 Uebersetzer lesen die Worte mit nur ganz geringer Veränderung: „Tod, wo ist nun deine Rache," da ist aber nun der Sinn so ähnlich, daß Stachel doch noch das beste Wort bleibt, denn wie eine Biene oder Wespe ohne Stachel nicht mehr beschädigen kann, eigentlich nicht mehr Wespe oder Biene ist, so kann der Tod, ohne seine Schrecken auch nicht mehr existiren. **Hölle, wo ist dein Sieg?** Unter dem Wort Hölle haben wir hier Grab zu verstehen, denn Tod und Grab sind eigentlich im Siege verschlungen, und weil das Grab seine Todten nicht zu halten vermochte, sondern sie hergeben mußte, deßhalb ist es auch überwunden. Dann mögen die Erlösten fragen: Wo ist nun dein gerühmter Sieg? Wo ist deine Herrschaft nun geblieben? Das ist das Siegesgeschrei der Auferstandenen. Der Apostel weiß das Wort zu gebrauchen, als spielete er damit, und er gebraucht es, um seiner Abhandlung einen recht lebendigen Eindruck zu geben.

V. 56. **Der Stachel des Todes.** Der Tod hat also einen Stachel, und deßhalb ist er den Menschen gefährlich, so lange er diesen Stachel hat; es ist die Sünde. Die Sünde gibt dem Tod Gewalt, denn sie ist ja die Ursache des Todes, daher übt eben der Tod auch solchen Schrecken aus auf alle Gemüther, Reiche, Arme, Hohe, Niedere; kein Stand ist da geschont; die Sünde ist das Gift, welches den Stachel des Todes so verderbenbringend und so schrecklich macht. Der Gedanke, daß er die Strafe für Sünde ist, macht ihn schrecklich, denn er ist ja dem Sünder ein Vorbote für nur noch größeres Herzeleid. **Die Kraft der Sünde** 2c. Die Sünde ist die Uebertretung des Gesetzes; wäre kein Gesetz, dann könnte keine Uebertretung stattfinden. Das was bei Sünde also gefährlich macht und ihr diese tödtliche Waffe gibt, ist dieses, daß sie eine Uebertretung des göttlichen Gesetzes ist.

V. 57. **Gott aber sei Dank.** Das ist das Siegeslied des Apostels. Gott hat geholfen, Gott hat Sieg gegeben über Sünde als Urheberin alles Elendes den Tod als bittere Folge derselben. Sieg über das Grab, Sieg über die Verwesung — **durch Jesum Christum.** Das Werk welches Jesus vollbracht hat auf Erden, indem er das Gesetz erfüllte und seinen Forderungen Genüge that, indem er sich unter das Gesetz begab und die Seinen von dem Fluch desselben befreite; das Alles geschah, um uns den allgemeinen und unaussprechlichen Sieg zu verschaffen. In Christo Jesu werden nun die Gläubigen seines Sieges theilhaftig, nicht aus Verdienst, sondern aus Gnade. Das ist ein edles Werk, welches Gott in Christo Jesu schafft; er hat es angefangen und wird es herrlich hinausführen.

V. 58. **Darum.** Weil sich die Dinge also verhalten, **seid feste,** d. h. seid standhaft im Glauben überhaupt, besonders aber in der Lehre der Auferstehung der Todten; **unbeweglich.** Werdet nicht irre durch keinerlei Versuchung oder Proben, **nehmet immer zu,** werdet vollkommen geschickt und mehr und mehr ausgerüstet für das Werk des Herrn, **sintemal ihr wisset,** daß der Dienst des Herrn reich lohnt, wenn nicht hier, so zeigt die Lehre der Auferstehung, daß ein großer Lohn eurer wartet in der zukünftigen Welt. Obgleich gute Werke das ewige Leben nicht verdienen, so werden sie doch den Gläubigen folgen. Christus vergißt die Arbeit, Liebe und Barmherzigkeit der Seinen nicht!

Lehre und Anwendung. — Unsterblichkeit ist die Lehre des neuen Bundes. Dunkel ahnten die Alten eine Wiedervereinigung mit den Vätern, aber das Neue Testament redet klar und deutlich von der Wahrheit und dem Wesen der Auferstehung von den Todten.

Wir werden unsere Identität nicht verlieren, wenn wir sterben, nicht wie Wassertropfen im Meer sich auflösen und als Tropfen nicht mehr existiren; wir werden leben, und mit verklärten Leibern leben als Personen. Zwar bedürfen wir der Unwandlung, aber dieselbe ist zu unserem Besten.

Der Sieg der Gläubigen wird ein vollkommener sein; der Tod wird verschlungen, vergessen und hinweggefegt. Er ist ein Feind und bleibt ein Feind, bis er überwunden und entfernt ist, aber dann wird der Sieg auch ein vollkommener sein.

Wandtafelerklärung. — Wo ist der Mensch, welcher nicht auch einmal fühlte wie der Apostel gefühlt, als er ausrief: „O, ich elender Mensch, wer wird mich befreien von dem Leibe dieses Todes?" Ja, der Tod hat Schre-

cken, und wir müßten verzagen, wenn nicht Gottes Wort uns tröstete. Begrabt den Leib, setzet ihm ein Denkmal auf das Grab, aber das Grab wird ihn nicht halten. Jesus hat seine Fesseln gebrochen, und schwingt die Siegesfahne über Tod und Grab. „Victoria!" ist der Siegesruf aller Gläubigen, und „Victoria!" Sieg ziert die Krone, welche Gott beigelegt hat Denen, die in Christo Jesu entschlafen. Tod, wo ist nun dein Stachel? Jesus hat ihn zerbrochen, und wir werden leben!

Illustrationen. — Auferstehung. Der englische Reisende Wilkinson fand in den egyptischen Grabmälern eine versiegelte Vase, welche er nach dem englischen Museum sandte. Unglücklicher Weise wurde sie zerbrochen und man fand einige alte vertrocknete Erbsen darin. Im Jahr 1844 wurden diese Erbsen gepflanzt und nach dreißig Tagen sah man sie keimen, trotzdem sie 3000 Jahre begraben waren und so zu sagen geschlafen hatten.

Neuer Leib. — Wenn Jemand ein Haus einreißt, um es neu zu erbauen, läßt er erst die Bewohner ausziehen, weist ihnen einstweilen eine andere Wohnung an. Wenn aber die Veränderung fertig ist, bringt er die Bewohner zurück in die neue bessere Wohnung. Wenn diese Leibeshütte zerbricht, geht die Seele zu Gott; wenn aber in der Auferstehung der Todten das Sterbliche abgelegt ist, dann zieht die Seele wieder in ihre Behausung ein.

Die Bewohner des Himmels. — Als Cineas, der Gesandte des Pyrrhus, von Rom wiederkehrte, fragte ihn sein Gebieter: „Was hältst du von der Stadt und vom Staat?" Er antwortete: „Es scheint mir, der Staat enthält lauter Edle, und das Reich nur Fürsten." Eine solche Wohnung wird einst der Himmel werden, wenn die Heiligen des Höchsten das Reich einnehmen und es auf ewig besitzen.

Der Aufruhr zu Ephesus.

7. Lection: Apstg. 19, 23–40 und 20, 1–2. — Sonntag den 18. Mai 1884.

23. Es erhob sich aber um dieselbige Zeit nicht eine kleine Bewegung über diesem Wege.

24. Denn einer, mit Namen Demetrius, ein Goldschmidt, der machte der Diana silberne Tempel, und wandte denen vom Handwerk nicht geringen Gewinnst zu.

25. Dieselbigen versammelte er, und die Beiarbeiter desselbigen Handwerks, und sprach: Lieben Männer, ihr wisset, daß wir großen Zugang von diesem Handel haben.

26. Und ihr sehet und höret, daß nicht allein zu Ephesus, sondern auch fast in ganz Asien, dieser Paulus viel Volks abfällig macht, überredet und spricht: Es sind nicht Götter, welche von Händen gemacht sind.

27. Aber es will nicht allein unser Handel dahin gerathen, daß er nichts gelte; sondern auch der Tempel der großen Göttin Diana wird für nichts geachtet, und wird dazu ihre Majestät untergehen, welcher doch ganz Asien und der Weltkreis Gottesdienst erzeigt.

28. Als sie das höreten, wurden sie voll Zorns, schrien und sprachen: Groß ist die Diana der Epheser!

29. Und die ganze Stadt ward voll Getümmels. Sie stürmeten aber einmüthiglich zu dem Schauplatz, und ergriffen Gajum und Aristarchum aus Macedonien, Paulus Gefährten.

30. Da aber Paulus wollte unter das Volk geben, ließen es ihm die Jünger nicht zu.

31. Auch etliche der Obersten in Asien, die Paulus gute Freunde waren, sandten zu ihm, und ermahneten ihn, daß er sich nicht auf den Schauplatz gäbe.

32. Etliche schrien sonst, etliche ein anderes, und war die Gemeine irre, und der mehrere Theil wußte nicht, warum sie zusammen gekommen waren.

33. Etliche aber vom Volk zogen Alexandrum hervor, da ihn die Juden hervor stießen. Alexander aber winkte mit der Hand, und wollte sich vor dem Volk verantworten.

34. Da sie aber inne wurden, daß er ein Jude war, erhob sich eine Stimme von allen, und schrien bei zwo Stunden: Groß ist die Diana der Epheser!

35. Da aber der Kanzler das Volk gestillet hatte, sprach er: Ihr Männer von Ephesus, welcher Mensch ist, der nicht wisse, daß die Stadt Ephesus sei eine Pflegerin der großen Göttin Diana und des himmlischen Bildes?

36. Weil nun das unwidersprechlich ist; so sollt ihr ja stille sein, und nichts unbedächtiges handeln.

37. Ihr habt diese Menschen hergeführet, die weder Kirchenräuber, noch Lästerer eurer Göttin sind.

38. Hat aber Demetrius, und die mit ihm sind vom Handwerk, zu Jemand einen Anspruch, so hält man Gericht, und sind Landvögte da; laßt sie sich unter einander verklagen.

39. Wollt ihr aber etwas anders handeln, so mag man es ausrichten in einer ordentlichen Gemeine.

40. Denn wir stehen in der Gefahr, daß wir um dieser heutigen Empörung verklagt möchten werden, und doch keine Sache vorhanden ist, damit wir uns solches Aufruhrs entschuldigen möchten. Und da er solches gesagt, ließ er die Gemeine gehen.

1. Da nun die Empörung aufgehöret, rief Paulus die Jünger zu sich, und segnete sie, und ging aus zu reisen in Macedonien.

2. Und da er dieselbigen Länder durchzog, und sie ermahnet hatte mit vielen Worten, kam er in Griechenland, und verzog allda drei Monate.

Haupttext: Warum toben die Heiden, und die Leute reden so vergeblich. — Psalm 1, 2.

Geschichtliches.—Diese Lection reiht sich an die zweite dieses Quartals; die andern sind eingeschoben, weil der Inhalt derselben darauf hindeutet, und auch die Chronologie beweist, daß sie in diese Zeit gehören. Es ist eine Aehnlichkeit zwischen diesem Aufruhr zu Ephesus und einem ähnlichen zu Philippi. Beide wurden durch die Griechen und nicht durch die Juden verursacht, wodurch auch diese beiden Verfolgungen als einzelstehend in der Apostelgeschichte zu betrachten sind. Zu Philippi entstand der Aufruhr wegen einer geheilten Sklavin, weil durch ihre Heilung den Meistern ein großer Profit abgeschnitten wurde; zu Ephesus entstand der Streit durch einen gewissen Demetrius und seine Gesellen, denn diese waren um ihr Handwerk und Gewinn bekümmert. Dort war der Tempel der Diana, welcher nemlich die Capelle dieser Göttin in sich faßte; der Tempel selbst war 425 Fuß lang, 220 Fuß breit. Ueber Näheres lies frühere Lectionen.

Diese Lection trug sich zu im Mai A. D. 57. Die Jahreszeit läßt sich hier genauer, als gewöhnlich anführen, weil der Aufruhr zur Zeit der Festlichkeiten der Diana stattfand, welche gewöhnlich den ganzen Monat Mai

dauerten. Nero war nun seit drei Jahren Kaiser von Rom; Felix war Gouverneur von Judäa; Suetonius, der römische General, war in Großbrittanien; und Josephus, der berühmte Geschichtschreiber, war um diese Zeit 19 Jahre alt, und entschloß sich, Pharisäer zu werden. Paulus war jetzt 55 Jahre alt, und noch auf seiner dritten Missionsreise begriffen. Zwischen der zweiten Lection und dieser wurden die Episteln geschrieben, denen die vorigen Lectionen entnommen waren.

Texterklärung.—V. 23. **Um dieselbe Zeit.** Nemlich als sich die erzählten Begebenheiten zutrugen, **nicht eine kleine Bewegung.** Ein Streit entstand über der Lehre, welche die Apostel verkündeten. Die richtige Ursache war eigentlich nicht die Lehre selbst, wie später deutlich wird.

V. 24. **Demetrius.** Ein Silberschmied, sein Geschäft war kleine silberne Tempelchen und Formen in Gestalt der Göttin Diana zu machen, denn er konnte dieselben an sehr großem Profit verkaufen. **Nicht geringen Gewinnst.** Das abergläubische Volk, welches von Nah und Fern herbeikam, kaufte diese Götzenbilder und nahm sie mit nach Hause, beides um als Amuletten um den Hals zu tragen, sich so den Schutz der Göttin zu sichern, und auch um Andern zu zeigen, welche es noch nicht so weit gebracht hatten, daß sie selbst nach Ephesus reisen konnten. Dieser Demetrius scheint großen Einfluß auch auf Andere ausgeübt zu haben; er scheint ein leitender Mann gewesen zu sein.

V. 25. **Dieselbigen versammelte er.** Rief eine öffentliche oder eine geheime Versammlung zusammen, und dieser Arbeiter waren nicht wenige. **Liebe Männer.** Er redete zu ihnen, nicht blos, daß sie ihren Unterhalt von dem Geschäft machten, sondern sogar großen Zugang, d. h. einen Zulauf des Volkes hatten, so daß Viele reich geworden sind dadurch. Man sieht also wohl, daß es sich nicht um Gottesdienst, sondern um zeitlichen Gewinn handelte.

V. 26. **Nicht allein zu Ephesus.** Dieser Götzenschmied hatte offene Augen und Vorbedacht, denn seine Arbeit wurde über das Land verschickt, nun aber gehen diese Leute predigen, und das geht ihrem Handwerk schnurstracks zuwider. **Es sind nicht Götter.** Das war Pauli Lehre: er behauptete, daß diese Götzen keine Götter sind. Was würde das Handwerk werth sein, wenn diese Lehre siegen sollte? Und siehe, Paulus hatte einen großen Zulauf, so daß es Demetrius wohl schon im Handel merkte.

V. 27. **Nicht nur unser Handel.** Wenn nemlich die Lehre, daß Götzen keine Götter sind, überhand nimmt, wer wird dann noch Tempel und Bildchen kaufen? Unser ganzer Handel geht zu Grunde. **Auch der Tempel der großen Göttin.** Hier wird nun Gottesdienst vorgewandt um geldgeiziger Grundsätze willen. Diana wird unter die großen Götter gerechnet, und ihr Tempel unter die sieben Wunder der Welt. **Der Weltkreis,** d. h. soweit als man damals die Welt kannte und auch Handel trieb, soweit kamen die Leute nach Ephesus und alle kauften sich Dianabilder. Dem Sokrates ist es einmal fast ähnlich ergangen, da er sich der Abgötterei der Athener widersetzte. Gewinnsucht ist immer ein Hinderniß zur Seligkeit gewesen. **Dazu ihre Majestät.** Diana war eine gar berühmte Göttin und hatte große Eigenschaften: sie war Göttin der Jagd, der Reisen, der Geburt und der Zauberei; sie war so berühmt, daß man auch in andern Städten anfing, ihr Tempel zu bauen; „und nun," sagte Demetrius, „sind wir in Gefahr, alles zu verlieren."

V. 28. **Voll Zornes und schrieen.** Die vorgebrachten Gründe machten solchen Eindruck auf die Menge, daß sie ganz rasend wurden, wie wahnsinnig umherliefen und beständig schrieen: **Groß ist die Diana der Epheser!** Dieses Rufen war natürlich wohl überlegt, denn es war darauf abgesehen, einen Aufruhr zu erwecken. Je weiter sie kamen, desto größer wurde der Auflauf, und jeder neue Kommer schrie mit, ohne zu wissen, was es eigentlich sein möchte.

V. 29. **Sie stürmten aber.** Es scheint, diese Rotte lief kreuz und quer in der Stadt herum, bis Alles in Aufruhr war, dann, als der Lärm groß genug war, und Jedermann um die Göttin bekümmert, stürmten sie **zum Schauplatz,** das war der Ort, wo die öffentlichen Spiele gefeiert wurden, wo das Volk zusammenkam, der Festplatz. **Und ergriffen Gajum und Aristarchum.** Sonderbar, daß Paulus jetzt frei ausging! Vielleicht hatte er sich zurückgezogen, als er den Sturm kommen sah; seine Gefährten aus Macedonien aber wurden ergriffen. Aristarchus war aus Thessalonich und theilte Freud und Leid mit Paulus, war sogar in der Gefangenschaft bei ihm. Wer dieser Gajus war, kann nicht bestimmt gesagt werden; aber von den Männern dieses Namens schon genannt, war er keiner, denn dieser war ein Macedonier. Beide scheinen mit Paulus in Jerusalem gewesen zu sein und waren jetzt im Evangeliumsfeld beschäftigt.

V. 30. **Da aber Paulus wollte.** Durch den Aufruhr konnte Paulus doch nicht stille sein, er wollte sehen, was sich thun ließe, und wollte unter das Volk gehen, und da zeigen, was eigentlich das Evangelium ist; aber die Jünger **ließen es nicht zu.** Das war auch recht, denn ein solcher Pöbelhaufe ist nicht verantwortlich; zudem hätte ja Paulus nichts helfen, sondern nur verschlimmern können.

V. 31. **Auch etliche der Obersten.** Bei den Festspielen wurden auch gewöhnlich die Spielrichter erwählt, und zwar aus allen Städten, welche sich betheiligten. Da waren nun einige dieser Spielbeamten, welche den Paulus persönlich kannten und ehrten; diese sandten ihm Wort, er solle ja sich ferne halten, denn sie könnten ihm nicht für sein Leben stehen. Diese Personen waren gewöhnlich reiche und angesehene Leute, zeigt also hier einen edlen Charakterzug, indem sie um Paulus bekümmert waren, denn das Volk war so wüthend, daß selbst der Einfluß der Obersten nicht ausgereicht haben würde, ihn zu schützen.

V. 32. **Der mehrere Theil wußte nicht.** Unter dem rasenden Volk war nun eine Meinungsverschiedenheit eingetreten; Einer schrie so, der Andere wieder anders, aber der größte Theil wußte eigentlich gar nicht, warum es sich handelte. Das ist eine treffende Beschreibung von einem Volksaufruhr.

V. 33. **Etliche aber vom Volk** 2c. 2c. Dieser Mann wurde hervorgebracht, um ihn den wilden Thieren vorzuwerfen, welches ja bei den Ephesern und besonders am Dianafest üblich war. Manche wollen annehmen, dieser Alexander sei der Kupferschmied gewesen, welcher später wieder abfiel, und dann dem Apostel großen Schaden zufügte, wo er konnte. **Winkte mit der Hand** 2c. 2c. Er gab ein Zeichen, daß er bereit sei, sich zu vertheidigen, und daß man ihn hören möchte. Ob er sich selbst zu vertheidigen wünschte; oder ob er seine Brüder nach dem Fleische, die Juden, vertheidigen wollte; oder ob er die Christen in Schutz zu nehmen gedachte, ist hier schwer zu untersuchen, indem die Schrift darüber schweigt.

V. 34. **Schrien bei zwo Stunden.** Der alte Haß gegen die Juden regte sich und mit lauter Stimme erscholl der Dianaruf. Dadurch sollte angezeigt werden, daß die Epheser ihrer Göttin noch treu seien und auch bleiben würden.

V. 35. **Da aber der Kanzler.** Wer dieser Beamte war, ist nicht genau zu ermitteln. Die englische und et-

liche andere Uebersetzungen machen ihn zum Stadtschreiber; dieses wird wohl auch den Sinn etwa treffen; er war ein Stadtbeamter, welcher für die öffentliche Ordnung Sorge zu tragen hatte. Diesem Sinne nach kann man jedoch das deutsche Wort Kanzler getrost stehen lassen. Aus dem Gespräch erhellt, daß er ein gewandter Mann und guter Redner war, denn er erfaßte die Umstände sogleich und lenkte die Tobsucht des Volkes mit großer Geschicklichkeit in andere Bahnen ein. **Und des himmlischen Bildes.** Auch hier ist schwer zu erklären, was gemeint ist. Ob sie glaubten, daß das erste Bild der Diana vom Himmel gefallen sei, oder ob sie noch ein anderes Bild neben diesem verehrten. Die syrische Uebersetzung liest ihres Bildes.

V. 36. **Weil nun das unwidersprechlich.** Um den Pöbel zu besänftigen, sagte er ihnen, diese Dinge seien ja so gewiß, daß da Niemand ein Wort widerlegen könne. **Stille sein.** Nicht leidenschaftlich werden, nicht zum Zorn reizen lassen, denn sonst möchten sie thun, was sie hernach gereut.

V. 37. **Ihr habt diese Männer,** d. h. unschuldige Männer **hieher gebracht,** verklagt ohne Grund.

V. 38. **Hat aber Demetrius.** Diese Rede war klug, denn sie stillete den Pöbelhaufen, und ließ doch den Weg zur gerichtlichen Untersuchung offen.

V. 39. **Wollt ihr aber.** Wenn eine Sache zu verhandeln ist, welche keine Missethat betrifft. Für solche Gemeindeversammlungen waren in jedem Monat drei Tage bestimmt. Als der Mann das Volk also beschwichtigt hatte, ließ er sie gehen, und Jeder ging seiner Wege.

Cap. 20, V. 1. 2. **Da nun die Empörung.** Nachdem der Aufruhr gestillet war, kamen die Gläubigen zusammen; Paulus ließ sie nemlich zusammenrufen, um für diese Zeit Abschied zu nehmen. Während des Aufruhrs wollte er nicht gehen, denn er konnte ja die Gemeinde nicht so verlassen; nun aber bestellt er Alles, hat sehr wahrscheinlich Timotheus als bleibenden Hirten der Gemeinde zu Ephesus bestellt, und zog dann aus die Gemeinden zu besuchen und zu ermahnen in ganz Macedonien.

Ueber diese Reise fehlen die genaueren Nachrichten, und kann auch deßhalb nichts Genaueres darüber berichtet werden. Auf dieser Reise hat Paulus wahrscheinlich seinen ersten Brief an Timotheum geschrieben, denn er hatte im Sinne, wieder nach Ephesus zurückzukehren bei günstiger Gelegenheit. Auch den zweiten Corintherbrief hat er vielleicht um diese Zeit geschrieben, denn er verweilte mehrere Monate lang in Griechenland.

Lehren und Anwendungen.—Die Verfolgungen der Christen waren von Anfang, und sind leider heute noch, der Habsucht, dem Eigennutz und dem Selbstinteresse der Menschen zuzuschreiben. Wenn das Christenthum den Menschen keine Vorschriften des Lebens setzen würde, dann könnte es friedlich bestehen; aber weil es die Sünde rügt, und das Böse aller Art verdammt, erweckt es Haß und Feindschaft.

Wenn der Satan eine Verfolgung anstiften kann, muß sie womöglich einen religiösen Anstrich haben, denn wenn man einen Menschen beleidigen will, muß man nur sein Heiligthum berühren. Das wußte Demetrius wohl, aber es ist ihm doch mißlungen.

Das ist das Beste im Streit, daß die Waffen ihrer Ritterschaft nicht fleischlich sind, sonst müßten die Christen verzagen und versinken.

Illustrationen.—Der Götzendienst kann Menschen nie glücklich machen. Reisende erzählen von einem Stamm in Afrika, welcher so in Abgötterei versunken ist, daß sie ihre Höhlen so mit Götzen anfüllen, daß kein Raum mehr ist für die Familie. So gibt es Menschen: sie haben ihr Herz so mit Götzen angefüllt, daß für Gott kein Raum mehr ist.

Menschenverehrung. Von Diana sagte man, sie sei die Tochter des Jupiters gewesen, darum eine Göttin, welche man verehren müsse. Von Maria sagt man, sie sei die Mutter Gottes gewesen, darum müsse man sie verehren. Daß man Maria ehren soll, geben wir zu, daß man sie aber verehren soll, widersprechen wir aufs Bestimmteste.

Wandtafelerklärung.— Wenn Menschen vom Geld geblendet sind, dann dienen sie demselben und thun alles Mögliche, um dasselbe zu erhalten. Bekenner des Christenthums werden zu Götzendienern und machen ein großes Geschrei, wie die Silberarbeiter zu Ephesus, als Paulus ihr Handwerk angriff. Wenn aber die Predigt vom Kreuz in ihrer Kraft erschallt, dann müssen die Götzen fallen, und das Evangelium siegt. Wo ist Diana heute? Wo ist ihr Tempel, und wo sind ihre Priester? Sie haben ein Ende genommen mit Schrecken. Sind nicht auch noch Götzen in unserer Mitte, und Priester und Volk, welche sie anbeten? Die Lehre vom Kreuz wird siegen, darum hebt hoch das Kreuz empor und schaart euch um das heilige Banner.

Die Freigebigkeit.

8. Lection: 2. Cor. 9, 1–15. — Sonntag den 25. Mai 1884.

1. Denn von solcher Steuer, die den Heiligen geschiehet, ist mir nicht noth, euch zu schreiben.

2. Denn ich weiß euren guten Willen, davon ich rühme bei denen aus Macedonien (und sage): Achaja ist vor dem Jahr bereit gewesen. Und euer Exempel hat viele gereizet.

3. Ich habe aber diese Brüder darum gesandt, daß nicht unser Ruhm von euch zu nichte würde in dem Stück; und daß ihr bereit seid, gleichwie ich von euch gesagt habe;

4. Auf daß nicht, so die aus Macedonien mit mir kämen, und euch unbereitet fänden, wir (will nicht sagen ihr) zu Schanden würden mit solchem Rühmen.

5. Ich habe es aber für nöthig angesehen, die Brüder zu ermahnen, daß sie voran zögen zu euch, zu versertigen diesen zuvor verheißenen Segen, daß er bereit sei, also, daß es sei ein Segen, und nicht ein Geiz.

6. Ich meine aber das: Wer da kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen.

7. Ein jeglicher nach seinem Willkür, nicht mit Unwillen, oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.

8. Gott aber kann machen, daß allerlei Gnade unter euch reichlich sei, daß ihr in allen Dingen volle Genüge habet, und reich seid zu allerlei guten Werken.

9. Wie geschrieben stehet: Er hat ausgestreuet und gegeben den Armen; seine Gerechtigkeit bleibet in Ewigkeit.

10. Der aber Samen reicht dem Säemann, der wird je auch das Brod reichen zur Speise, und wird vermehren euren Samen, und wachsen lassen das Gewächs eurer Gerechtigkeit;

11. Daß ihr reich seid in allen Dingen, mit aller Einfältigkeit, welche wirkt durch uns Danksagung Gotte.

12. Denn Handreichung dieser Steuer erfüllet nicht allein den Mangel der Heiligen, sondern ist auch überschwänglich darinnen, daß viele Gott danken für diesen unsern treuen Dienst.

13. Und preisen Gott über eurem unterthänigen Bekenntniß des Evangelii Christi, und über eurer einfältigen Steuer an sie und an alle.

14. Und über ihrem Gebet für euch, welche verlanget nach euch, um der überschwänglichen Gnade Gottes willen in euch.

15. Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe.

Haupttext: Denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. — 2. Cor. 9, 7.

Geschichtliches. — Die zweite Epistel an die Corinther wurde etwa im Herbst A. D. 57, nicht lange nach dem Aufruhr zu Ephesus geschrieben. Paulus war irgendwo in Macedonien, Einige meinen zu Philippi, als er schrieb. Titus, welcher eben erst von Corinth zu Paulus gekommen war, wurde nun auch der Träger dieser Epistel; er war von zwei anderen Brüdern begleitet, mit denen er daran war, das verordnete Opfer in den Gemeinden zu sammeln.

Wenn man die erste Epistel an die Corinther die umfassendste nennen darf, so kann man von der zweiten mit Recht sagen, daß sie die persönlichste und doch zugleich liebevollste ist. In keiner anderen Epistel hat Paulus den Herrn Jesum mehr hervorgehoben, und doch zugleich dem Mann von Tarsus so viel Recht eingeräumt. In dieser Epistel lernen wir Paulum kennen wie sonst nirgends, und schon deßhalb sollte dieselbe genau und bedächtig gelesen werden.

Als Ursache, warum Paulus diese Epistel schrieb, kann angegeben werden, daß obschon die in der ersten Epistel gerügten Schäden der Gemeinde in Richtigkeit gebracht wurden, waren doch immer noch Einige, welche gegen die Ordnung trotzten und auch sogar Irrlehren verbreiteten; um alle Hinderniße zu entfernen, und um für sich selbst einen gesegneten Besuch zu bereiten, schrieb er noch einmal nach Corinth.

An der großen Conferenz zu Jerusalem verlangten die armen Juden, daß die reicheren griechischen Gemeinden den ärmeren beistehen sollten; es würde das Brüderband fester knüpfen zwischen den Gemeinden. Darauf hat Paulus die Hebung der mildthätigen Steuer angeordnet, und da dieses noch nicht überall geschehen war, ermahnte er dazu im vorhergehenden Capitel und auch in der heutigen Lection.

Texterklärungen. — V. 1. **Denn.** Anknüpfend an die im vorigen Capitel gemachten Bemerkungen fährt er fort: **Ist mir nicht noth,** d. h. es ist kein Bedürfniß vorhanden, diese Sache näher zu erklären, oder sich deßhalb zu entschuldigen; er will in anderen Worten sagen, das ist bei euch überflüssig, und drückt damit sein Vertrauen in die corinthischen Gemeindeglieder aus. Es schadet nie, wenn man sich von Zeit zu Zeit gegenseitig wissen läßt, daß man im Vertrauen noch fest ist.

V. 2. **Euren guten Willen.** Daß der Apostel zu Corinth und anderen Orten sich selbst ernährte und doch predigte, geschah nicht, weil die Gemeinden ihn nicht unterstützten, sondern weil er sich ihnen als Vorbild geben wollte; er sagt ja deutlich, daß er an ihrem guten Willen gar nicht zweifelte, und ihr **Exempel hat Viele gereizet.** Das meint: Der Eifer der Corinther Gemeinde hat auch die andere Gemeinden gewecket.

V. 3. **Ich habe aber.** Hier gibt der Apostel eine Erklärung, warum er eigentlich die Brüder sandte, und da läßt er es auch deutlich hervorblicken, daß er der menschlichen Natur nicht viel zutraut; er hatte sich gerühmt über die Corinther, und nun ist er bange, es möchte ihm am Ende vorgeworfen werden, die gepriesene Gemeinde sei im Geben zurückgeblieben, oder, wie er das im folgenden Vers noch deutlicher ausspricht:

V. 4. **Wir (will nicht sagen ihr),** uns nicht am Ende gar schämen müssen über unserem Rühmen von euch. Eins muß hier nicht übersehen werden, um den Apostel verstehen zu können; er sagt, er hätte den Macedoniern erzählt, daß Achaja schon vor einem Jahr bereit gewesen sei, diese Steuer zu heben, gleichwohl hegt er einigen Zweifel, ob Corinth, die Hauptstadt von Achaja, jetzt bereit sei, das Geld einzusenden. Es scheint, man hatte schon vor einem Jahr einen Anfang gemacht mit diesem Opfer, aber es ist wieder liegen geblieben. Geht leider nur zu oft so mit unseren guten Vorsätzen; die Ermahnung ist zeitgemäß.

V. 5. **Ich habe es für nöthig angesehen,** nemlich den Titus und die Brüder, welche ihn begleiteten, vorauszuschicken, so daß, wenn er einmal selbst kommen kann, er sich nicht mit diesen Dingen abgeben muß. **Zuvor verheißenen Segen.** Unter dem Wort Segen haben wir hier eine milde Gabe zu verstehen, denn eine solche wird nicht blos willig, sondern auch noch mit gutem Wunsch begleitet, gegeben. Eine Gabe für den hier bestimmten Zweck wäre also natürlich ein Segen, und so redet der Apostel davon; ist auch im Alten Testament öfters so gebraucht. **Bereitet sei.** Also nicht erst gesammelt werden muß, denn ein solches gezwungenes Wesen in der mildthätigen Steuer macht ja die ganze Sache zu einer Bettelei, und der Segen verschwindet. Es war von jeher gebräuchlich unter den Christen, einander beizustehen und die Armen zu unterstützen, das sind edelmüthige Thaten, wenn keine Filzigkeit sich vorzeigt, wenn es freie, edelmüthige That ist, sonst aber nicht. Die Worte des Apostels können zwar zweierlei Sinn haben: entweder so, daß der Apostel haben wollte, sie möchten ihre gesammelte Steuer als eine freie Gabe bald einsenden und nicht aus Geiz für den letzten Augenblick aufschieben, um noch Zinsen davon zu ziehen, oder wie schon oben angeführt, daß die Steuer nicht gehoben wurde, bis man es nicht mehr helfen konnte.

V. 6. **Kärglich säen — kärglich ernten.** Der Apostel wollte hier die Corinther aufmerksam machen, daß es in geistlichen Dingen einen ebenso natürlichen Lauf hat, wie in zeitlichen; so wie Jemand säet, so wird er auch ernten. Doch hat das Bild noch eine Seite: Der Säeman wirft seinen Samen mit offener Hand, hielt er ihn in geschlossener Faust und ließ nur hie und da ein

Sämlein fallen, damit könnte er zwar wohl Samen sparen, aber die Ernte würde auch darnach einkommen. Geizige Menschen meinen, was der Mensch weggibt, das ist verloren, nun will aber der Apostel hier ein Anderes zeigen.

V. 7. **Ein Jeglicher nach Willkür.** Ein Jeder nehme sich in seinem Herzen vor, was er geben will und kann, aber nicht nach dem Maß seiner Meinung, sondern nach dem Maß seines Vermögens und des Herzens, nicht überredet, nicht gezwungen, sondern frei; **nicht mit Unwillen,** denn wenn man noch Verdruß hat, zu dem was man gibt, dann sollte man besser nicht geben, denn eine milde Gabe muß aus dem Glauben und der Liebe des Herzens fließen; wer aber mit Unwillen gibt, der hat keinen Segen. **Einen fröhlichen Geber,** d. h. einen Menschen, welcher Freude hat am Geben, welcher froh ist, daß ihm Gott Gelegenheit gibt, und auch Mittel, wohlthätig zu sein, den **hat Gott lieb.** Da kommt also Gott mit in Verbindung, man vergleiche Spr. 19, 17. Ueberhaupt hat Gott keinen Wohlgefallen an irgend einem Dienst, welcher nicht von ganzem Herzen geschieht, denn was Gott gefällig sein soll, das muß auch ihm zu lieb geschehen; wie kann man aber etwas Gott zu lieb thun, und es nicht von ganzem Herzen thun?

V. 8. **Gott aber kann machen** ꝛc. Weil Gott nicht nur den Willen sondern auch die Macht hat, zu segnen, sollte das ein Beweggrund sein, mildthätig zu sein (Röm. 11, 23; Matth. 25, 29). Ueber diesen Vers gibt der Apostel selbst die beste Erklärung in Eph. 3, 20. Können und wollen, beides in überfließendem Maß, macht den Unterschied zwischen den Gaben Gottes und der Menschen. Gott kann machen, daß jede Liebesgabe mit Segen beladen wieder zum Geber zurückkehrt. Das Wort Gnade hier bedeutet allerlei Arten von zeitlichen und geistlichen Gaben. Gott kann zeitlich und geistlich belohnen und vergelten, so daß man allezeit reich ist an guten Werken, und der Liebe Genüge hat.

V. 9. **Wie geschrieben steht** (Ps. 112, 9), wo von einem frommen Manne gesagt wird, daß er ausstreue, nemlich von seinem Reichthum und von seinem Erwerb. **Seine Gerechtigkeit,** d. i. seine Mildthätigkeit bleibet, im—Denkbuch Gottes verzeichnet. Die Freunde, welche sich ein Mensch auf diese Weise mit dem ungerechten Mammon macht, werden ihn endlich aufnehmen. Güter dieser Welt bleiben nicht ewig, aber Werke der Liebe sind unvergänglich.

V. 10. **Der aber Samen reicht** ꝛc. Es scheint, hier macht der Apostel auf Jes. 55, 10 Andeutung, und meint: Derjenige, welcher dem Säemann Samen gibt u. s. w.; **und wachsen lassen.** Dieses scheint in einigen Uebersetzungen ein Gebet des Apostels zu sein, in anderen ist es eine Versicherung, daß dem so ist. Beides kommt am Ende auf eins heraus.

V. 11. **Daß ihr reich seid** ꝛc. Diese Worte müssen eigentlich mit Vers 8 verbunden und das Andere als Zwischensatz gedacht werden im Einschluß. **Reich in allen Dingen,** nicht blos in natürlichen Gaben, sondern auch in einem willigen Herzen zu geben und zu helfen. **Einfältigkeit** bedeutet hier den Gegensatz von aller Falschheit und von allem Betrug; der Sinn wäre demnach: auf daß ihr reich seid in eurer Gutthätigkeit in Einfalt des Herzens, blos auf Gottes Ehre sehend; **welche wirket;** in uns oder durch uns, d. h. die Wohlthätigkeit der Corinther wird Paulus veranlassen, Gott Dank darzubringen für oder an Stelle der armen Heiligen, für welche die Gaben bestimmt sind; denn er schätzt sich jetzt der Almosenpfleger der Heiligen. Paulus erblickt in sich selbst nie etwas anderes als ein Werkzeug zu Gottes Ehre, welches er dann auch im 12. Vers noch deutlicher ausspricht. Die Handreichung selbst aber hat einen doppelten Zweck: einmal lindert sie die Noth der Armen, denn sie stillet ihre Bedürfnisse; dann aber ist sie auch Ursache, daß viele Seelen sich zum Thron der Gnade nahen und Gott danken.

V. 13. **Und preisen Gott** für die Probe von der Gutthätigkeit der Gemeinden aus den Heiden, und für den Liebesdienst, welchen der Apostel unter den Heiden gethan hat, indem er der Armen unter den Juden gedachte. Das ist ein köstlicher Gedanke, daß wir Menschen zur Dankbarkeit reizen können, besonders zur Dankbarkeit gegen Gott. **Bekenntniß des Evangelii.** Sie werden Grund finden, Gott zu danken für ein Evangelium, welches sich also in Werken der Liebe und Barmherzigkeit offenbart.

V. 14. **Und über ihrem Gebet für euch.** Das meint, sie verherrlichen Gott über euch, und sind eurer eingedenk in jedem Gebet, das sie zum Himmel schicken, indem sie danken und allerlei Segen über euch erbitten. Dieser Gedanke sollte hinreichend sein, alle Menschen mildthätig gesinnt zu machen, denn wer bedarf der Gebete der Heiligen nicht? **Welche verlanget nach euch.** Das ist um sie zu sehen, und wie eine andere Uebersetzung beifügt: um sie vorzüglich zu lieben um ihres ungeheuchelten Glaubens willen, welcher sich also in ihrer Gutthätigkeit geoffenbaret hat.

V. 15. **Gott aber sei Dank.** Hier will der Apostel andeuten: so werthvoll auch alle menschlichen Gaben sein mögen, sind wir doch Gott zu größerem Dank verpflichtet, denn seine Gabe ist unaussprechlich gegenüber der Gaben, welche Menschen zu schenken vermögen. Aber von Gott sollen wir lernen, wie man Gaben schenken kann, denn die unaussprechliche Gabe Gottes ist eine Gabe reiner Liebe und Gnade. Jedenfalls verstehen alle unsere Leser, daß der Apostel hier, nachdem er so viel geschrieben hatte über die milden Gaben, auf einmal Alles zusammenfaßt und in Dankbarkeit ausruft: Wer so viel empfangen, wie wir in Christo Jesu empfangen haben, der weiß, wie klein alle unsere Gaben der Gabe Gottes gegenüber sind. Und dieses sollte auch uns zu Werken der Liebe und Barmherzigkeit antreiben.

Wandtafelerklärung. — Gibt es wohl ein schöneres Gleichniß als die Begebenheit mit der Wittwe am Opferkasten? Kann man eine bessere Erklärung geben, als die, welche Jesus gab? Sie hat Alles gegeben, obwohl es nur wenig war, es war Alles. Hast du das schon gelernt, Christenmensch? Hast du schon so viel und so lange gegeben, bis du selig fühltest über dem Geben? Jesus stellt die arme Wittwe am Opferkasten als ein Muster auf. Sie gibt im Verborgenen; sie denkt nicht, daß Jemand sie beobachte; sie will nicht gesehen, noch

gelobt werden. Aber Jesus sieht sie, er beobachtet sie, und er lobt sie auch. Endlich wird er sie auch belohnen, denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.

Lehre und Anwendung. — Der wahre Christ hat Mitgefühl für seine leidenden Mitbrüder, und er ist bereit zu helfen, ohne daß man ihn erst ermahnt und treibt. Vers 1.

Das Geben sollte beim Christen nicht blos geschehen, weil man ihn durch Dampfpressendruck und andere künstlich erzeugte Berauschungsmittel spasmodisch dazu reizt; er sollte grundsätzlich und systematisch geben, unter dem Einfluß der Liebe Gottes, nicht unter der Geißel eines abgehärteten Collectors. V. 2.

Er sollte regelmäßig geben, aus innerem Antrieb, nicht durch äußeren Reiz, obwohl die Noth der Armen ihn berühren soll. V. 5.

Es fordert Gnade dahin zu kommen, daß man fröhlich, freudig und rückhaltslos gibt, so wie Gott als Vorbild auch uns gegeben hat, aber seine Kraft ist in den Schwachen mächtig.

Die christliche Mildthätigkeit hat großen Segen; für den Geber sowohl als für den Empfänger. Ja, es liegt so viel Segen im Geben als im Empfangen. Selbst der Becher kalten Wassers bleibt nicht unbelohnt.

Illustrationen.—Wie man gibt. Bei den Negern in Westindien wurde einst eine Missionsversammlung abgehalten, und da wurden dann folgende drei Beschlüsse einstimmig angenommen: 1. Wir wollen alle Etwas geben. 2. Wir wollen Alle nach Vermögen geben. 3. Wir wollen Alle willig geben. Jetzt nahm einer der Schwarzen seinen Stuhl an den Tisch und schrieb auf was Jeder gab. Viele kamen und gaben, ohne daß auch nur ein Wort gesagt worden wäre. Endlich kam ein sehr wohlhabender Neger und legte ein Silberstück auf den Tisch: „Nimm das zurück," sagte der Schreiber, „das mag nach dem ersten Beschluß sein, aber es ist gegen den zweiten." Der reiche Schwarze nahm sein Geld und ging zurück, aber es ließ ihn doch nicht ruhen, er trat abermal an den Tisch, warf ein Goldstück darauf, daß es klapperte, und sagte: „Da, nimm das und schreib meinen Namen hin." „Nein, ich kann nicht," sagte der Schreiber, „das mag nach dem ersten und zweiten Beschluß richtig sein, aber es ist gegen den dritten." Endlich, nachdem alle Andern ihr Theil gegeben, schämte sich der reiche Mann doch, er ging ganz lammgeduldig an den Tisch, verdoppelte die letzte Summe noch und legte sie dem Schreiber hin. „Sehr gut, Bruder Jackson, ich glaub, das ist in Uebereinstimmung mit allen drei Beschlüssen.

Mit unsern Lesern.

A. F. Swengel, Gehülfe im englischen Sonntagschul-Departement, ist dieser Tage in unserer geliebten Waldstadt eingetroffen, und hat seine Stelle bereits angetreten. Er hat guten Muth und greift freudig und rüstig zu. Des Herrn Beistand und guten Erfolg zum Werk, lieber College!

R. T., Dakota. „Keine Vesperglocke heute," war vor einigen Jahren im Magazin, und zwar zuerst in deutscher Sprache; mehrere deutsche Blätter haben es nachgedruckt, ohne dem Magazin dafür Credit zu geben, und so ist es verbreitet worden. Kann später auf Verlangen wieder erscheinen, aber nicht als Originallieferung eines Correspondenten.

Sup't., Pa. Ueber die Bearbeitung der Lectionen und die kurzen Artikel für Sonntagschullehrer sind uns schon mehrere herzliche Glückwünsche zugegangen. Wir danken unseren Sonntagschulfreunden herzlich, und versichern Alle, daß wir uns stets bestreben werden, das Beste zu liefern, und lassen uns auch keine extra Mühe gereuen, welche wir der Sonntagschule widmen. Wenn man es von uns verlangt, können wir auch „Institute" und Distriktversammlungen beiwohnen, jedoch sollte man uns zeitig davon in Kenntniß setzen, damit wir Vorbereitungen treffen können.

Sonntagschullehrer, N. J. In einer Sonntagschule, wo man beständig Jesum den Kindern als Muster vorstellt, und zwar als das liebevolle, sanftmüthige Lamm, sollten die Schüler nie merken, daß Selbstsucht unter den Lehrern herrscht. Wir können überhaupt nicht begreifen, was die Absicht sein mag, wenn Lehrer dem Sup't. gegenüber unehrerbietig handeln, denn in jedem Falle trägt die Schule den Schaden davon. „Wenn die Lehrer *wollen*"; ja, wenn sie *wollen*, können sie eine Lehrerversammlung und eine Sonntagschule erfolgreich machen; es liegt viel am *Willen*. Jener Knabe, als er gefragt wurde wie schwer er wiege, antwortete: „Gewöhnlich 95 Pfund, wenn ich aber *will*, eine Tonne." Diese Antwort enthält eine wichtige Wahrheit: Der gottgeweihte *Wille* des Menschen ist eine Kraft, welche noch nie bis zum Brechpunkt geprüft worden ist. — Jede Sonntagschule sollte ein oder mehrere Exemplare des Sonntagschul-Handbuchs besitzen. Dasselbe sollte in der Bibliothek und jedem Lehrer zugänglich sein.—Siehe Seite 217 desselben, über die Leitung der Schule.

F. L., in Utica. Ja, du lieber alter Kamerad, in Cleveland geht der Wind *oft* „ziemlich hoch," das kommt, denk' ich, daher, daß die Stadt so nah an der unruhigen Lake Erie liegt. Schreibt man nun eine Geschichte, und der Wind geht gerade „ziemlich hoch," ei ja, so geht er auch hoch bei der Geschichte. Aber wart' nur, dir kommen die Thränen noch, ehe sie zu Ende ist. Sonst Dank für das Compliment, daß das Magazin immer besser wird.

H. N., aus Jowa, schreibt uns: „Der Kleinkinderlehrer ist das Beste, was ich noch gesehen habe, für die Sonntagschule; derselbe gibt ganz excellente Winke, wie das Commando zu führen, und ich kann ihn mit gutem Gewissen jeder Sonntagschule empfehlen." Man lasse

sich Probeexemplare dieses Blattes kommen. Lauer und Yost besorgen dieselben gern. Sollten wenigstens 'mal 500 Unterschreiber haben.

J. F. H., Kans. 1. Ist der Fluch, welchen David über Joab aussprach (2. Sam. 3, 29) in Erfüllung gegangen?—Wir wollen es nicht hoffen, denn die Erfüllung desselben wäre nicht in Uebereinstimmung mit Gottes Wort gewesen (5. Mose 24, 16). Daß David's Fluch keine Weissagung war, ist deutlich genug. Es ist aber anzunehmen, daß David entrüstet war über Abner's Tod, und er wolle keinen Schein von Mitschuld auf sich ruhen lassen; dabei hat er aber die Grenzen des Erlaubten überschritten, und hat sich vom Zorn hinreißen lassen, so daß er wünschte, die ganze Familie Joab's möchte um dieser That willen leiden müssen. Weil nirgends geschrieben steht, daß dieser Fluch in Erfüllung gegangen ist, wollen wir hoffen, er sei nicht.

2. Was war die Barmherzigkeit, welche der Vater des Nahas an David erzeigte? Diese Frage ist in der Bibel nirgends beantwortet, und Jeder kann sie nach seinem Gutdünken selbst beantworten. Die alten Rabbiner sagen: Als David von Saul geflohen und bei Achis nicht mehr bleiben konnte, sei er zum Ammoniterkönig geflohen und habe daselbst Aufnahme und Schutz vor Saul gefunden. Diese Antwort hat jedenfalls einen guten Grund für Möglichkeit in sich.

3. „Da sich doch die Sonne nicht weiter nördlich bewegt, als bis zum Wendekreis: wie kommt es, daß im Sommer die Sonne bei ihrem Auf- und Untergang zu den nördlichen Fenstern hereinscheint?" Das ist eine harte Frage, denn da, wo der eine Editor wohnt, geschieht es nicht, und der andere hat noch keine Gelegenheit gehabt, Beobachtungen anzustellen. Uebrigens gibt ja irgend ein astronomisches Werk genaue Auskunft über die Bewegungen der Erde in ihrem Verhältniß zur Sonne.

M. G., Wis., meint die deutsche Bibel enthalte auch einen Vers von nur zwei Worten, darum sei Kinderfreund Nr. 9 unrichtig. — Im strengen Sinne mag das sein, aber richtig betrachtet nicht, denn wenn ein Vers alleinstehend keinen Sinn hat, dann ist er eben ein Theil von einem andern Vers, trotzdem er seine eigene Nummer hat. Wenn ein Mann beständig sagen würde: „Hilen, Debir (siehe 1. Chron. 7, 58), und sonst nichts, dann würde man ihn für "non compos mentis" halten, trotzdem M. G. meint, es sei ein Bibelvers; hingegen jener englische Vers mit zwei Worten hat einen tiefen Sinn, und ist schon von manchem Prediger als segensvoller Text benützt worden: "Jesus wept." Das hat tiefen, sehr tiefen Sinn.

Chr. R., Wis. Ob es verderblich ist für eine Gemeinde, wenn Vorgänger, Sonntagschul-Superintendenten und Sonntagschul-Lehrer das „mäßige Trinken" befürworten? Sollten's meinen! Wie ein wahrer Christ und Sonntagschularbeiter dem Grundsatz huldigen kann: ein Gläschen schadet nichts, ist uns ein Räthsel. Man denke nur an das Vorbild, das man dadurch der theuren Jugend, den lieben Knaben und Jünglingen, gibt! Sollen die etwa nachfolgen? Wollen diese Männer gut dafür stehen und ihre Seele dafür einsetzen, daß auch ihnen ein Gläschen nichts schadet—wollen sie? Können sie? Und werden denn nicht gerade aus diesen „Einglässlern" die Trunkenbolde unsers Landes gebildet? Wer will's leugnen? Ja, es schadet einer Gemeinde und Sonntagschule sehr, sehr viel, wenn sie Glieder hat, die einem solchen laxen Grundsatz huldigen. O ihr lieben Sonntagschularbeiter, enthaltet euch doch um der Seelen, um der guten Sache willen der geistigen Getränke!

Incog., Enterprise, Ill. — Incog. möchte wissen, ob denn die Stücke in Esther nicht zur Bibel gehören. Nein, Stücke in Esther gehören nicht zu den kanonischen Schriften der Bibel, obschon man sie in vielen Bibeln findet; sie gehören zu den „apokryphischen" Büchern, so genannt, weil man deren Verfasser nicht kennt, und weil der Inhalt nicht in allen Stücken der Art ist, daß man unbezweifelt daran glauben kann. „Diese Schriften," sagt Luther, „sind wohl nützlich zu lesen, aber können nicht als kanonisch bezeichnet werden."

P. W., Kansas. 1. Jünglingsvereine können in irgend einer Gemeinde gebildet werden, und sind, wenn gut geleitet, von großem Nutzen; aber sie müssen einem Bedürfniß entsprechen. Die Constitution des Christl. Jünglingsvereins kann als Leitfaden zu einer Verfassung benützt werden; davon nimmt man das Zweckentsprechende und richtet sich im Uebrigen nach den Bedürfnissen.

2. Der Bruder möchte das Magazin zweiwöchentlich sehen. Das wäre so übel nicht, und hat eine interessante Seite; doch ist da auch ein gewaltiges „Aber" im Weg; würde das Magazin dann den Armen auch noch so zugänglich sein? Der Preis müßte ja verdoppelt werden. Würde der Verlust nicht größer sein als der Gewinn? Das sind Fragen, welche hier zu beherzigen wären; doch, wenn einmal ein Verlangen stark genug wird, dann muß man handeln.

R. S., Ill. Ein Schüler wünscht zu wissen, was die Formnamen von Büchern bedeuten, und wie dieselben entstehen. Wir wollen hier die verlangte Auskunft geben. — Bücher erhalten ihre Formnamen von den Bogen, worauf sie gedruckt sind; z. E.: wenn man einen Druckbogen von 31 bei 45 Zoll (die Größe des Chr. Botschafters) nur einmal faltet, macht das 4 Seiten und wird "folio" genannt; nun falte es noch einmal, dann gibt es 4 Blätter, oder 8 Seiten und wird "quarto" genannt. Wenn man nun diesen Bogen „überzwerch" faltet, gibt es 8 Blätter oder 16 Seiten, und heißt "octavo"; noch einmal falten gibt 16 Blätter oder 32 Seiten, und heißt "duodecimo"; wenn man diesen Bogen nun noch einmal faltet, gibt es 32 Blätter oder 64 Seiten, und heißt "octodecimo." Auf diese Weise kann man wis-

sen, wie groß ein Buch ist, ohne daß man dasselbe sieht, und weiß auch, ob es zu den schon in der Bibliothek stehenden Büchern paßt.

Jeder Leser des Magazins sollte es sich angelegen sein lassen, im Lauf des Jahres wenigstens noch **einen** neuen Unterschreiber zu bekommen, dann — ja dann würden sich die Editoren aber freuen! Und warum? Ei, der Nutzen des Magazins wäre gerade um so viel größer. Und billig genug ist dasselbe auch. — In Deutschland liest man es gerne, schickt es euren Verwandten regelmäßig, sie werden dankbar sein.

A. L. und M. M., New York. Zwischen zwei fleißigen Schülern ist ein Argument entstanden, ob Postkarten eine deutsche oder eine amerikanische Erfindung sind. Hier haben die Deutschen den Vorzug, wie gewöhnlich. Ein Dr. Stephan hat die Idee zuerst erlangt und zwar im Jahr 1865. Oestreich hat sie zuerst eingeführt und hat das schlechteste Papier und auch die ungeschickteste Form. Deutschland führte die Postkarte 1870 ein. Im Ganzen werden sie gegenwärtig von 73 Nationen gebraucht. Wir sind froh, wenn wir den jungen Studenten in etwa aushelfen können, besonders freut es uns zu bemerken, daß sie das Magazin lesen.

N. Sch., Minn. Die Evangelische Gemeinschaft hat sieben Kirchen in Cleveland, O. Fünf deutsche und zwei englische Prediger, ohne die Beamten in der Buchanstalt. Die Beamten predigen auch öfters, und sind in den Gemeinden, zu welchen sie gehören, alle thätig.

Hinterstübchen.

Großer Glaube. — In einem abgelegenen Dörflein wohnte ein schlichtes Weib, dem die Nachbarn um ihrer herzlichen und wahren Frömmigkeit willen den Namen: „Katharin mit dem großen Glauben" gegeben hatten. In das Dörflein kam einst ein reisender Prediger und hörte im Laufe eines Gesprächs von dieser „Katharin mit dem großen Glauben" reden. Er entschließt sich, dieselbe aufzusuchen, und wird zu ihrer Hütte gewiesen. Dort findet er ein altes Mütterchen, das eben mit einem Bündel Reiser aus dem Walde zu ihrer ärmlichen Wohnung zurückkehrt. „Sind Sie Katharin mit dem großen Glauben?" fragt er prüfend die Alte. „Ob ich einen großen Glauben habe, das weiß ich nicht," erwidert sie mit leuchtendem Blick; „aber das weiß ich, daß ich einen großen Heiland habe."

Keine Regel ohne Ausnahme. — „Karl, ich habe dir ein für allemal verboten, das abscheuliche Wort ‚Maul' zu gebrauchen—verstehst du mich!.....Nun, weine nur nicht, die Geschichte ist abgethan! Erzähle mir jetzt, was du heute in der Schule gelernt hast!" — „Der Lehrer hat uns etwas von dem Mau— Mundwurf erzählt!"

Eine geistreiche Definition. — Ein berühmter Satyriker gab einst folgende Erklärung des Wortes Bankerott: „Bankerott ist ein Rückfall aus dem Himmel schwärmerischer Hoffnungen und Entwürfe in den Paroxismus der Zahlungsunfähigkeiten. Solche Bankbrüche sind jedoch nicht immer unheilbar, vielmehr oft die Grundlage heiteren Gedeihens, weil während der Krisis die geschwollene goldene Ader ins geheime Zellgewebe sich ergießt und von da aus neuen Organismus ernährt. In neuester Zeit nimmt man es daher mit diesem Uebel, wie mit allen Modekrankheiten, nicht mehr so ernsthaft, obgleich häufig der Patient ein gesetzter Mann wird, wenn er den Anforderungen der Gegenwart nicht gerecht werden kann. H. W.

Russische Sprichwörter. — Wie man den Strang zieht, so läuten die Glocken. — Wenn die Mücke auf der geschwungenen Glocke sitzt, hält sie sich für den Glöckner. — Wenn man dem Schafe die Wolle abscheert, geschieht es nicht, um ihm einen Rock daraus zu machen. — Mit der Zeit werden Eicheln zu Eichen. — Wenn man den Flug der Vögel lobt, wackelt die Ente mit dem Kopfe. — Hänge das neue Werg erst an die Kunkel, wenn das alte versponnen ist. — Es geschieht nicht der Borke wegen, daß der Specht an die Bäume pickt. — Wir beide haben brav gerudert, sagte die Fliege zum Fuhrmann, als das Boot am anderen Ufer war. — Die neunte Haut gehört auch noch zur Zwiebel. — Fest ist der Tod, schwankend das Leben. — Auch dem frommen Hunde soll man die Hand nicht ins Maul stecken. — Auch aus einer großen Blume flicht man keinen Kranz. — Wo gefegt werden soll, findet sich schon ein Besen.

Ein Ehemann, der eine zänkische Frau zu haben behauptet, fragte einst einen Prediger um Rath, was er thun soll. Dieser schrieb ihm folgenden Reim:

„Im Ehestand heißt's nun einmal,
Einander sich bequemen.
Da gäb's ja immerdar Skandal,
Wollt' man stets übel nehmen.
Injurien soll's im Ehestand
Auch überhaupt nicht geben,
Und hat sie ‚Esel' dich genannt,
Sag': ‚Alte, du sollst leben!'
Dann schwimmt das alte Eheschiff
Gemüthlich auf den Wellen,
Und wird auch niemals an dem Riff
Von Zank und Streit zerschellen."

„Endlich." — B. hatte seine Frau durch den Tod verloren, und sah dadurch einen buchstäblichen dreißigjährigen Krieg beendet. Am Tage nach der Beerdigung begegnet er einem lieben Freund, der außer anderen guten Eigenschaften auch die besaß, daß er bisweilen Verse machte. „Höre, guter Freund, du könntest mir irgend einen hübschen Vers, ein Epigramm, eine Strophe machen, um sie auf das Denkmal zu schreiben, welches ich meiner Frau setzen will." — „Nichts leichter als dies," sagt der Freund. „In solchem Fall, wie im vorliegenden, ist die kürzeste Inschrift stets die beste. Das Denkmal erhalte die Inschrift: ‚Endlich'." M.

Der glückliche Zahn. — Frau: Ich habe mir eben einen Zahn ziehen lassen.

Mann (seufzend): Der glückliche Zahn! Er ist jetzt gänzlich außer dem Bereiche deiner Zunge.

Schlagfertigkeit im Antworten ist eine schöne Gabe, und um so kostbarer, je seltener sie ist. Denn den meisten Leuten fällt erst hintennach ein, was für eine schlagende Antwort sie hätten geben können; sie ärgern sich dann hintennach, daß sie's nicht gethan, und wenn sie es mit der Wahrheit nicht allzu genau nehmen, so erzählen sie gelegentlich Anderen, das und das seien sie gefragt worden, sie haben sich aber nicht schlecht finden lassen und alsbald eine Antwort parat gehabt, mit der sie den Nagel auf den Kopf trafen. Mancher, der nicht blos hintennach, sondern sofort mit der richtigen Antwort auf dem Platz war, hat sein Glück damit gemacht. Als zum Beispiel im Jahre 1817 König Friedrich Wilhelm III. nach Wittenberg kam und ohne jede Begleitung, vom Wagen aus den Exercitien der Wittenberger Garnison zuschaute, kletterte ein junger Mann, um besser sehen zu können, auf den für Lakaien bestimmten Hintertritt, ohne zu wissen, daß es des Königs Equipage war. Dieser wandte sich um und fragte kurz: „Wer ist Er?" Die schnelle Antwort lautete: „Er ist die dritte Person Singularis männlichen Geschlechts." Der König lachte und sagte dann: „Scherz bei Seite! Ich bin der König von Preußen, wer sind Sie?" „Candidat der Theologie," versetzte jener und nannte seinen Namen. „Ihr Platz ist auf der Kanzel!" erwiderte der König und winkte dem Kutscher, weiter zu fahren. „Ich habe aber keine Stelle in Aussicht, Majestät," rief ihm jener nach. „Wird sich schon machen," tröstete der König im Fortfahren. Wenige Tage darauf erhielt der Candidat die Anweisung, seine Zeugnisse beim Consistorium einzureichen, und bald darauf hatte er seine Bestallung als Landpfarrer in Händen. — Aehnlich erging es einem russischen Sergeanten, welcher sich in der Schlacht sehr ausgezeichnet hatte, und nun dem Marschall Suwarow eine wichtige Depesche überbrachte. Der Marschall suchte ihn durch eine Reihe wunderlicher Fragen in Verlegenheit zu setzen, fand ihn im Wortgefecht ebenso gut beschlagen, wie im Dreinschlagen. „Wie viel Fische sind im Meer?" fragte Suwarow. „Alle, die noch nicht gefangen sind," lautete die Antwort. „Was würden Sie thun, wenn Sie Ihre Leute in der Schlacht erlahmen sähen?" „Ich würde ihnen sagen, daß sich hinter der feindlichen Linie eine ganze Wagenladung Schnapps befände."—Nun stellte der Marschall noch eine dritte Frage: „Was ist für ein Unterschied zwischen Ihrem Oberst und mir?" „Mein Oberst kann mich nicht zum Lieutenant machen, Euer Excellenz aber brauchen nur ein Wort zu sprechen und es geschieht." „So spreche ich den hiermit das Wort," antwortete Suwarow, „und ein guter Offizier werden Sie sein, das weiß ich."

Ein variirtes Dichtercitat. — Gläubiger: Ich habe eine Rechnung für den Herrn Leutnant.

Offiziersbursche: Schläft augenblicklich.

Gläubiger: So wecken Sie ihn gefälligst.

Bursche: Werde mir hüten. Schon Schiller sagt: Jefährlich ist's, den Leu—tnant zu wecken.

Eigenthümlichkeiten. — Frau von Stael hatte, wenn sie sprach, stets einen Zweig, eine Blume oder eine Papierrolle in der Hand, die sie zwischen den Fingern drehte. Fehlte ihr ein derartiger Gegenstand, so riß der Faden des Gesprächs, und die sonst so sprudelnde Quelle des Geistes stockte.

Der Astronom Laplace spielte während des Arbeitens mit einem Zwirnknäuel, welchen sein Diener ihm immer zur rechten Zeit in die Hand gab.

Auch Neander bedurfte bei seinen Vorträgen eines Spielzeugs für seine Hände. Bei ihm war es ein Federkiel, den er zwischen den Fingern drehte und rupfte, während er das Pult, an dem er stand und auf das er sich mit beiden Armen auflegte, in schaukelnde Bewegung setzte, so daß es bald rückwärts auf den Sprecher, bald vorwärts auf die Zuhörer zu stürzen drohte.

Kant hatte, während er an der Universität vortrug, die Gewohnheit, seine Blicke auf einen gewissen Gegenstand zu richten. Eine Zeit lang war dies die Stelle am Rock eines seiner Zuhörer, an welcher ein Knopf fehlte. Eines Tages hatte der Student den fehlenden Knopf annähen lassen. Kant begann seinen Vortrag, und richtete seine Blicke nach der gewohnten Stelle, an welcher er zu seiner Bestürzung jetzt einen Knopf entdeckte. Der Umstand brachte ihn völlig außer Fassung, und er hatte an diesem Tage Mühe, seinen Vortrag ohne Unterbrechung zu Ende zu bringen.

Die eifrige Kirchengängerin. — Es ist ein schwülheißer Sonntagnachmittag im August. Der Herr Pastor trifft auf dem Wege zur Kirche mit einer alten Bäuerin zusammen, die, erst kürzlich von einer Krankheit genesen, sich ebenfalls zu dem Gotteshause begeben will.

„Na, Mütterchen," redet der joviale Herr sie an, „soll's in die Predigt gehen? Seid Ihr denn auch schon wieder so weit hergestellt?"

„I ja, Herr Pastuhr," erwidert treuherzig die Alte; „dit griept jo ook den Kopp nich alltausiehre an. Up die Been bin't allwedder ganz gaud; nu will'n wie seihn, ob uns de leiv' Herrgott een Stünneken Sloap bescheert!"

Zwei gereimte Complimente. — Der Dichter Gleim befand sich eines Tages in einer Gesellschaft, die sich bei seinen launigen Anekdoten und Erzählungen auf das angenehmste unterhielt. Einer der Zuhörer, der Bürgermeister einer kleinen Stadt, welcher eine ganze Zeit nachgedacht, auf welche Weise er dem Dichter eine Schmeichelei sagen und zugleich sein eigenes Dichtertalent geltend machen könne, erhob sich plötzlich und sagte mit Emphase:

„Der gute Vater Gleim
Ist unſ'rer Freundschaft Leim!"

Worauf Gleim sofort erwiderte:

Und Sie, Herr Bürgermeister,
Sind unſ'rer Freundschaft Kleister.

Ein Stammbuchvers. — Während der weimarschen Glanzperiode erschien ein fader livländischer Edelmann, Namens von Goren, daselbst, um sich von den literarischen Heroen Denksprüche auszubitten. Er besuchte nacheinander Wieland, Schiller und Göthe, und der erstere schrieb ihm auf sein dringendes Verlangen um einen Beitrag endlich die Worte ins Stammbuch:

Die Erde ist ein Jammerthal — Wieland.

Schiller schrieb darunter:

Von Gauklern und von Thoren, — Schiller.

Worauf Göthe vollendete:

Worunter Sie der größte sind,
Mein lieber Herr von Goren. — Göthe.

L. M.

Aus der Schule. — In der letzten Bank waren die Hörer etwas unruhig. Der Professor wurde ungeduldig und rief: „Stille, meine Herren dort hinten, ich versichere Sie, meine Ohren reichen bis in die letzte Bank!"

A. P.

Aufrichtig. — Doktor (zum kranken Dichter): „Ja, was fällt Ihnen denn ein! Jetzt waren Sie auf dem Wege der Besserung, und nun lesen Sie Ihre — Gedichte! Da muß Ihnen ja wieder schlecht werden!"

In einem Seebadeort kehrt ein berühmter Bauchredner in einem der ersten Hotels ein. Er setzt sich zu Tisch, seinen Hund auf den Stuhl neben sich. Ein reicher Engländer sitzt gegenüber. Der Bauchredner bestellt ein Beefsteak. Ich will auch ein Beafsteak! ruft der Hund. — Sie haben Hund, was speaken kann? Was kostet Hund? Den kauf ick! — Der Hund: Ich will aber nicht verkauft werden! — Der Engländer legt eine Hundertpfundnote auf den Tisch. — Dafür lasse ich allerdings den Hund, nehmen Sie den Köter! — Darauf der Hund: Potz Tausend, von heute ab spreche ich in meinem ganzen Leben kein Wort mehr!

Heimgeschickt. — Ein junger, etwas vorwitziger und von sich eingenommener Musikus bereiste den Thüringer Wald. Dort ist man sehr musikalisch, und die Bauern machen sich ihre Kirchenmusiken selbst. Der junge Fant trifft Sonnabends in einem Dorfe ein und wird dem Lehrer bekannt, für den er auf morgen das Orgelspiel zu übernehmen sich erbietet. Der alte Mann ist das zufrieden und bemerkt noch, es sei morgen Kirchenmusik, das Notenblatt stecke schon auf der Orgel. „Thut nichts," meinte der junge Herr, „das ist eine Kleinigkeit für mich, denn ich spiele vom Blatt." Wie er aber anderen Tages vor der Orgel sitzt und die harten Bauernhände zu Violine und Flöte greifen sieht, sticht ihn der Kitzel, und er spielt mit Absicht falsch, um die Leute aus dem Takte zu bringen. Die aber werfen verwunderte Blicke auf den „taktlosen Jungen" und geigen und blasen ihr Stück richtig zu Ende. Wie nun der junge Mensch doch nicht anders kann, als dem Lehrer gegenüber die Sicherheit seiner Musikanten zu loben, da nickt dieser freundlich mit dem Haupte und meint: „Den Takt sind die Leute vom Dreschen her gewöhnt. Bei Zweien geht's: klipp — klapp, bei Dreien: klipp — klapp — klipp, bei Vieren: klipp — klapp — klipp — klapp, kommt nun ausnahmsweise noch einmal ein Flegel mehr dazu, so macht das den Leuten nichts aus, die sind an Ordnung und Takt gewöhnt."

Kanzelhöflichkeit. — König Jakob I. von England verließ einst seinen gewohnten Spazierweg, um einen berühmten Prediger zu hören. Als dieser den König eintreten sah, ließ er seinen Text fallen und begann gegen das lasterhafte Fluchen loszuziehen. Der König, der wegen seines steten Fluchens berüchtigt war, fragte nach beendigter Predigt den Geistlichen, weshalb er nicht bei seinem ursprünglichen Texte geblieben sei? Der Prediger antwortete: „Da Euer Majestät Ihren Weg der Predigt wegen verlassen haben, so konnte ich nicht weniger thun, als den meinigen verlassen, um Eurer Majestät entgegenzukommen." R. F.

Zwei Einarmige erregten kürzlich in einem Conzert zu B. allgemeine Heiterkeit. Sie konnten einzeln nicht Bravo klatschen, die Aermsten! Da sie aber doch das dringende Bedürfniß fühlten, ihren Kunstenthusiasmus Ausdruck zu verleihen, nahmen sie eine solche Stellung an, daß sie zusammen mit großer Wirkung zu klatschen vermochten.

Namen und Wappen der Familie Rothschild. — Anselm Mayer bewohnte in der Frankfurter Judengasse ein elendes Haus, welches er durch ein rothgefärbtes Schild über der Thür kenntlich gemacht hatte. Weil nun der Name Mayer in Deutschland eben nicht ungewöhnlich ist, nannte man den Anselm Mayer zur Unterscheidung von seinen Namensvettern: Mayer-Rotschild. So ist der Name entstanden. Die Familie, deren Stammvater jener Anselm ist, hat in ihrem Wappen ein rothes Schild und in letzterem eine Hand, welche fünf Flechten hält, als Andeutung der Zweige, in welche die Familie sich theilt. Unter dieser Hand stehen die lateinischen Worte: Concordia, integritas, industria (Eintracht, Rechtschaffenheit, Fleiß).

Allein. — Ein alter Bruder bemerkte, daß einer seiner fleißigen Zuhörer jedesmal nach beendigter Predigt in der Kirche verweilte, bis die übrigen Zuhörer sich entfernt hatten, und dann erst seinen Heimweg antrat. Er suchte Gelegenheit, ihn darüber zu befragen, warum er nicht in Begleitung seiner Nachbarn nach seinem Heim ginge. Er antwortete: Bruder, wann ich die Predigt gehört habe, so komme ich mir vor wie ein volles Gefäß; ich möchte nicht gerne, daß Jemand daran stoße und etwas verschütte, darum gehe ich lieber allein.

Eine Gesellschaft von Einwanderern, indem sie ihrer neuen Colonie einen Namen geben wollten, kamen überein, dieselbe "Dictionary" (Wörterbuch) zu nennen, dieweil, wie sie sagten, „das der einzige Platz sei, wo Friede, Freude und Glückseligkeit immer gefunden werden könnten." S. S.

Räthsel.

Die beiden Ersten nennen eine Kraft,
Die, wohlbehütet, Segensreiches schafft.
Doch wächst sie über alles Maß hinan,
Ist's bald um all dein Hab und Gut gethan.
Die Letzte wirket täglich deine Hand,
Und in ihm wird dein Innerstes bekannt.
Das Ganze für den Augenblick geboren,
Strahlt auf, erbleicht, geht folgenlos verloren.

ck.

Charade.

Die Erste bedeutet nicht wenig,
Die Zweite bedeutet nicht schwer;
Das Ganze hat diese Bedeutung,
Daß es wahrscheinlich nicht wär'. S. S.

Wer erräth's?

(Einsilbig.)

Wenn man mich ißt, wird man nicht satt,
Und ist verloren, wenn man mich hat.
Sanct Paulus aber, wie bekannt,
Hat mich als geistliche Waffe genannt.

O. B.

Homonym.

In alten Zeiten war ich stets zu finden
In jeder guten, alten deutschen Stadt,
Doch mit der Zeit, da mußte ich verschwinden,
Und nur ein Bollwerk ist's, das mich noch hat.
Auch kann mein Wort euch einen Menschen nennen,
Deß Sinn auf dem Gefrierpunkt angelangt,
Und endlich könnt ihr einen Gott in mir erkennen,
Vor dessen Zorn einst manches Herz gebangt.

Auflösung der Räthsel im Märzheft.

Rösselsprung. — Das Erste ist ein klein Gewicht,
Paßt zu den Decimalen nicht;
Der Papa und die Mama dein,
Sie tauschten einst das Zweite ein,
Als je am Traualtare dort
Gelobten Treu' mit Hand und Wort.
Das Dritte eine Endsilb', wißt!
Das Ganze deutsch geworden ist (Lothringen).

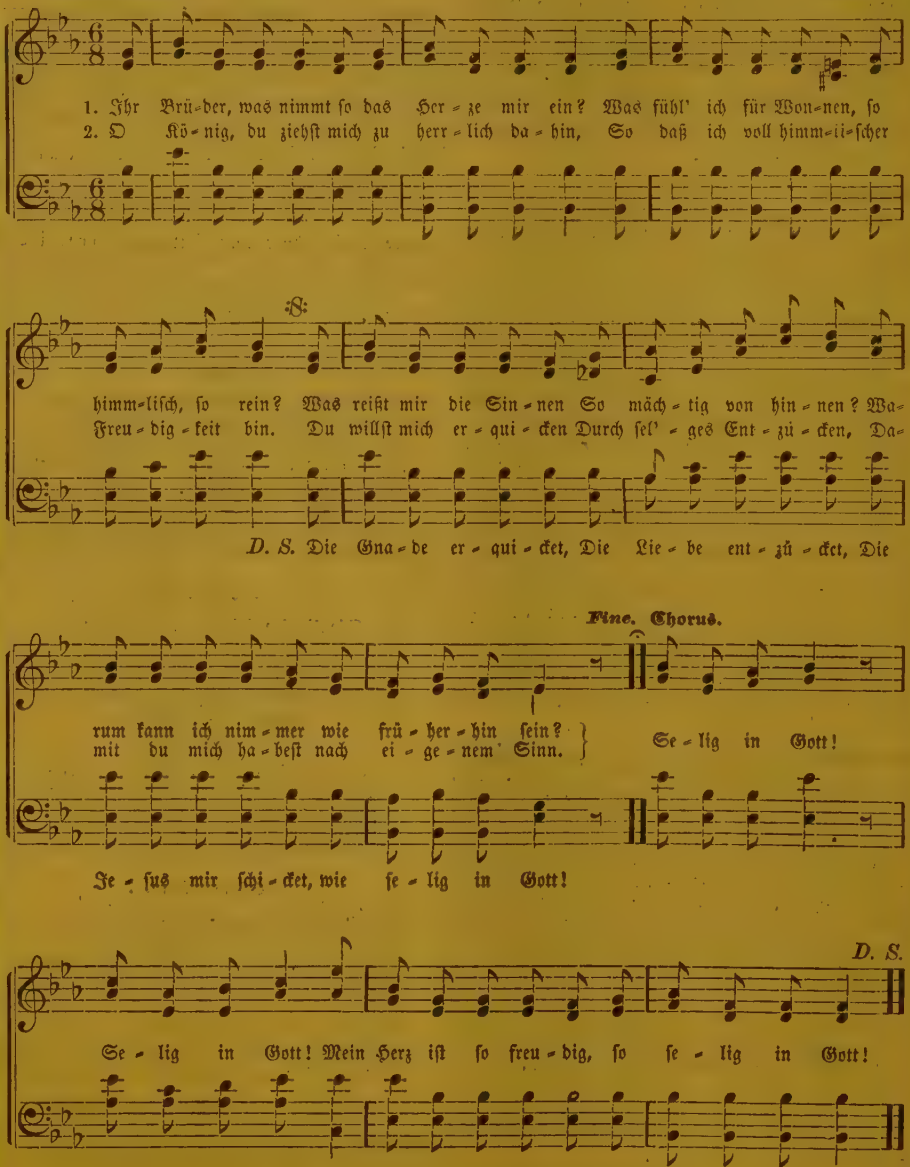
Aufgelöst von Alb. Reinke, F. Lüben und Paul Schulze.

Wer erräth's? — Jungfrau. — F. Lüben, Emma Walther, J. A. Henke, Florian Gasser, Alb. Reinke, Jno. H. Movius, Paul Schulze, Sarah Hammetter, Emma Schlörb, Maria Knieriem, P. H. Wedel, C. J. Seidensticker.

Logogryph. — Eichhorn, Einhorn. — F. Lüben, J. A. Henke, Alb. Reinke, Jno. H. Movius, Mary Knieriem, C. J. Seidensticker.

Selig in Gott.

Gottfried Arnold. C. S. Lorenz.



3. Das Meer deiner Liebe bringt immer mehr ein;
Der Abgrund der Gnade muß bodenlos sein;
Ich sehe kein Ende,
Wohin ich mich wende,
Ich sage nur: „Herr, ich bin ewiglich dein!"

4. Nun folg' ich mit Jauchzen dem heiligen Zug;
Die anderen Dinge sind lauter Betrug;
Du gibst mir das Wesen
Und machst mich genesen,
Bis endlich zur Herrlichkeit gehet der Zug.

Vögelein's Morgenlied.

Das Evangelische Magazin.

Band 16. Juni 1884. Nr. 6.

Die Blüthenwelt.

Von * * * * *

Sieh, wie nun der blaue Himmel
Verklärt zur Erde niederschaut,
Und lächelnd ob dem Lenzgetümmel
Die Stirne küßt der holden Braut!

Nur du, mein Herz, gehst in Gedanken
Verloren durch die Blüthenwelt;
Erwach, durchbrich die engen Schranken,
Wirf ab, was dich gefesselt hält.

Vergiß, was dir geraubt das Leben,
Was starb und was gezogen fort!
Der Zukunft nur gehört dein Streben,
Und „Vorwärts!" heißt dein Losungswort.

Leg' an, mein Geist, die blanken Waffen,
Herz, trink der Liebe Sonnenlicht!
Du mußt dir selbst den Frühling schaffen,
Die Andern schenken dir ihn nicht.

Und was nicht in der Jugend Tagen
Zur Blüthe kommt als frische That,
Das wird auch keine Früchte tragen,
Wenn deines Lebens Herbst sich naht.

Der letzte Act.

Es war an einem rauhen März-Tage des Jahres 1837, als eine englische Frigatte im Hafen von Gibraltar lag. Ein Theil der Mannschaft befand sich am Lande. Die Leute schlenderten durch die Straßen der Stadt, um die verhältnißmäßig wenigen Sehenswürdigkeiten zu betrachten, und so die Zeit der Ladung auf die angenehmste Weise hinzubringen.

Unter Denjenigen, welche ihre Freiheit heute genossen, befand sich auch der Unterbootsmann Richard Dake. Er war ein alter Mann von siebzig Jahren, und seit seiner frühsten Jugend bei der Marine thätig. Von all seinen Kameraden, ohne Ausnahme, wurde ihm die Anerkennung gezollt, daß er mehr Pulver gerochen habe, als alle andern der Schiffsmannschaft mit einander.

Er war seit einigen Jahren bis vor kurzer Zeit ein Insasse des Hospitals zu Greenwich gewesen und hätte auch dort sein Leben in Frieden und Ruhe beschließen können, wenn es ihm zugesagt hätte. Doch seine Wunden waren geheilt, und er konnte sich nicht dazu bequemen, schon auf das Altentheil gesetzt zu werden, weßhalb seinem Ansuchen, wieder zur See gehen zu dürfen, nach erfolgter Fürsprache Folge gegeben wurde, um so mehr, als er der beste Lehrer für junge Seeleute war, welcher sie in den Kriegswissenschaften unterrichten konnte, da Keiner so gut mit Vorkastell- und Fockmast-Dienst Bescheid wußte, als er, und wer es von ihm nicht erlernte, der erlernte es überhaupt nicht.

Er war ein genialer, treuherziger und lieber Mensch, brav, redlich und seiner Flagge sowohl als auch seinem

Weibe Nellie treuherzig zugethan. Er sagte oft, er wisse nicht, welche von beiden er am meisten liebe.

Er war ein echter britischer Seemann, nicht übermäßig groß von Gestalt, aber kräftig gebaut; sein Auge war klar wie Krystall und sein Blut unverdorben.

Richard Dake, in Gesellschaft von einigen seiner Kameraden, betrat jetzt eine Restauration, wo er gleich den Anderen sich eine Erfrischung geben ließ. Bald jedoch trennte er sich von seinen Gefährten, trat auf die Straße hinaus und schlug die Richtung nach dem Parke ein, um daselbst einen Spaziergang zu machen. Er schritt die Küste hinunter, als plötzlich die Erscheinung einer Frauengestalt, welche sich ihm näherte, seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Sie ging sehr schnell und sah oftmals zurück, als ob sie verfolgt würde. Als sie Richard Dake erreicht hatte, von dem sie bis dahin noch keine Notiz genommen zu haben schien, erfaßte er sie beim Arme.

„Lucie!" rief er auf das Aeußerste überrascht aus.

Sie blickte erschrocken zu ihm auf und stieß dann einen lauten Schrei aus.

„Vater, o mein Vater! Gott sie Dank!" kam es wie ein Angstruf über ihre Lippen, und aufschluchzend sank sie ihm in die Arme.

Es war seine eigene Tochter, der er hier in der fremden Stadt so unerwartet begegnete. Sie stand im Dienste bei der Lady Fitzgerald, welche sich gegenwärtig auf Reisen befand; aber Richard Dake hatte keine Ahnung davon gehabt, daß diese Dame sich zur Zeit in Gibraltar aufhielt. Auf sein Befragen erzählte Lucie ihrem Vater, daß ihre Herrschaft vor zwei Wochen in der Stadt angekommen sei, und er forschte sie gerade aus, weßhalb sie so geeilt habe, als er sie vorhin auf sich zukommen gesehen hatte, als ein englischer Hauptmann der schweren Artillerie auf dem Schauplatze erschien und auf die Beiden zutrat. Lucie Dake gewahrte sein Herankommen zuerst und klammerte sich fest an den Arm ihres Vaters.

„Ah, mein schönes Kind! habe ich dich endlich erwischt?" rief der Hauptmann jetzt spöttisch aus. „Bei meiner Ehre, du läufst wie eine Gazelle!"

Der Hauptmann hatte inzwischen die Beiden erreicht und legte nun seine Hand auf den Arm des jungen Mädchens; aber der alte Seemann entriß sie schnell der Berührung des Fremden.

„Sie ist meine Tochter, mein Herr," sprach er ernst.

„Ihre Tochter?" rief der Hauptmann höhnisch. „Ihre Tochter? Ihr —" eine heftige Verwünschung folgte und mit roher Gewalt versuchte er es, Dake bei Seite zu schieben.

Die Entrüstung des alten Mannes stieg aufs höchste, und die Schmähung, die sein Beleidiger gegen ihn und Lucie ausgesprochen hatte, entfachte seinen Grimm, so daß er fast seine Selbstbeherrschung verlor.

„Gebt acht," sagte er, indem er sich zur Ruhe zwang, denn es galt ja, sein Kind zu beschützen. „Dieses Mädchen ist meine Tochter; sie steht im Dienste der Lady Fitzgerald. Treten sie bei Seite, Herr, und lassen Sie uns unseres Weges gehen!"

Ein wuchtiger Schlag des Hauptmanns, der den alten Seemann ins Gesicht traf, so daß er zurücktaumelte, war die Antwort auf dessen ermahnende Worte.

Gleichzeitig trat der Fremde auf Lucie zu, ergriff sie am Arm und machte Anstalt, sie fortzuschleppen. Das junge Mädchen stieß einen gellenden Schrei aus. „Vater, rette mich!" rief sie.

Sein blutüberströmtes Gesicht, die rohen Worte des Offiziers, die ihm noch in den Ohren gellten, der flehende Angstruf seiner Tochter, dies alles zusammen ließ den alten Mann alles andere vergessen, nur nicht das Eine, daß er ein Mann und der Vater Lucien's sei.

Mit Blitzesschnelle sprang er vorwärts und versetzte dem unmenschlichen Hauptmann einen Schlag, in welchem seine ganze Kraft, verzehnfacht durch die Gefahr, in welcher seine Tochter schwebte, wie auch durch die Aufstachelung der persönlichen Beleidigung concentrirt war.

Im nächsten Augenblick stürzte der Hauptmann, schwer getroffen, zu Boden.

Halb ohnmächtig sank Lucie ihrem heftig erregten alten Vater in die Arme.

Bevor eines von Beiden sich besinnen konnte und die Sprache wieder fand, eilten mehrere Soldaten, welche in der Nähe gestanden hatten und Augenzeugen des Vorganges gewesen waren, auf die Stelle zu, auf welcher die soeben beschriebene Scene sich abgespielt hatte. Einige derselben ergriffen den alten Seemann und dessen Tochter, während andere sich zu dem Hauptmann niederbeugten, und einer der Soldaten sogleich zu dem wachhabenden Offizier eilte, um ihn von dem Vorfall in Kenntniß zu setzen.

„Ihr habt ihn getödtet, das steht fest," sagte einer der Zurückgebliebenen, die den Seemann bewachten.

„Gott gebe, daß es nicht so sei!" erwiderte Dake. „Doch ihr sahet, wie alles geschah?" Die Soldaten schüttelten die Köpfe.

„Um der Barmherzigkeit willen," rief der alte Seemann, „ihr werdet euch doch nicht weigern, auszusagen, was ihr gesehen habt?"

Aber die Soldaten entgegneten, daß sie nur gesehen hätten, wie der Schlag fiel und gleich darauf der Hauptmann niederstürzte. Die Worte, welche gesprochen wurden, hätten sie nicht verstanden.

Es dauerte nicht sehr lange, bis der Soldat, welcher Hülfe requirirt hatte, zurückkehrte, und zwar in der Begleitung eines Lieutenants der Artillerie, welchen ein Unteroffizier und mehrere Soldaten folgten. Der Lieutenant erklärte, nachdem er eine Untersuchung angestellt hatte, den Hauptmann für todt oder doch sterbend, und beauftragte den Unteroffizier, den Seemann zu verhaften, und das Mädchen als Zeugin zugleich mit ins Gefängniß zu führen. Richard Dake wollte dem Offizier

mittheilen, wie alles gekommen war, doch wollte dieser nichts davon hören.

Der Gefangene wurde auf die Wache und von dort in das Gefängniß gebracht. Auf der Wache erkannte er an, den Schlag geführt zu haben, unter welchem der Hauptmann zu Boden gesunken sei; doch sobald er mehreres aussagen wollte, weigerte man sich, es anzuhören, indem man ihm kurz bedeutete, daß darüber das Gericht zu entscheiden habe.

Inzwischen war der Artillerie-Hauptmann nach seinem Quartier gebracht worden. Die herbeigerufenen Aerzte machten alle erdenklichen Versuche, um den Schwerverletzten am Leben zu erhalten; aber alle Mühe war vergebens. Er starb schon am Abend.

Vergeblich hatte Lady Fitzgerald Lucien's Rückkehr erwartet und erfuhr nach eingezogenen Erkundigungen schließlich, wo die Vermißte geblieben war. Durch den Einfluß des Gouverneurs, und indem sie sich für das junge Mädchen verbürgte, gelang es ihr, die Aermste aus dem Gefängniß befreien zu können.

Das Verhör Daken's und Lucien's fand sehr bald statt.

Das Abenteuer, wie es von dem Gefangenen und dessen Tochter erzählt worden, war in kurzer Zeit bekannt, und die Freunde des alten Seemanns, deren Zahl keine geringe war, erfuhren es auch. An Bord seines Schiffes fand sein trauriges Geschick Theilnahme bei Allen; doch die innigste Theilnahme konnte ihm nichts nützen, viel weniger ihn befreien. Die Gerichtsverhandlung fand statt, und Richard Dake wurde verurtheilt. Er war des vorsätzlichen Todschlags des Artillerie-Hauptmanns angeklagt, und, obgleich seine Erzählung allgemeinen Glauben fand, so konnte das Gericht doch keine Entschuldigung für seine That darin sehen, um ihn freizusprechen; er wurde deßhalb schuldig gefunden und zum Tode verurtheilt.

Bei diesem Punkte angelangt, fand jedoch der alte Seemann Freunde, welche Einfluß genug besaßen, um ihm die Erlaubniß auszuwirken, daß er zur Vollstreckung des Urtheils nach England überführt wurde, anstatt auf Gibraltar die über ihn verhängte Todesstrafe zu erleiden; auch seiner Tochter wurde gestattet, mit ihm heimkehren zu dürfen.

In England jedoch erging es dem Beklagenswerthen nicht besser, als in Gibraltar. Sein Fall wurde vor die betreffenden Behörden gebracht, doch das Urtheil der früheren Instanz wurde aufrecht erhalten. So war sein Ende beschlossen.

Armer Richard Dake! Nachdem er volle sechzig Jahre sein Leben für das Vaterland aufs Spiel gesetzt hatte, sollte er jetzt den Tod eines Verbrechers sterben! Konnte es ein größeres Leid geben?

Seiner Frau und seiner Tochter war erlaubt worden, ihn im Gefängnisse zu besuchen, und das zusammentreffen war äußerst traurig und schmerzlich. Nellie Dake nahte bereits dem Winter ihres Lebens. Sie hatte immer mit Stolz auf ihren Mann geblickt. Sie war niemals unwillig, ungehalten darüber gewesen, daß er sein Leben mit dem Vaterlande hatte theilen müssen. Nein, sondern sie hatte sich stets stolz und glücklich bei dem Gedanken gefühlt, daß sie England ein solches Opfer bringen konnte. Aber leider nach all den Jahren der Ergebenheit für ihr Vaterland wollte eben jetzt dieses Vaterland ihr den Gatten rauben, der seinem Könige einst das Leben gerettet und ihm immerdar so treu gedient hatte. Dieser Schlag war zu hart! Das brach ihr schier das Herz!

Es war am Morgen des letzten Tages, den Richard Dake, nach dem Urtheilsspruch, noch zu leben haben sollte. Nellie und Lucie hatten zum letzten Male den Zutritt zum Gefängnisse erhalten, wie ihnen der diensthuende Offizier mittheilte. (Schluß folgt.)

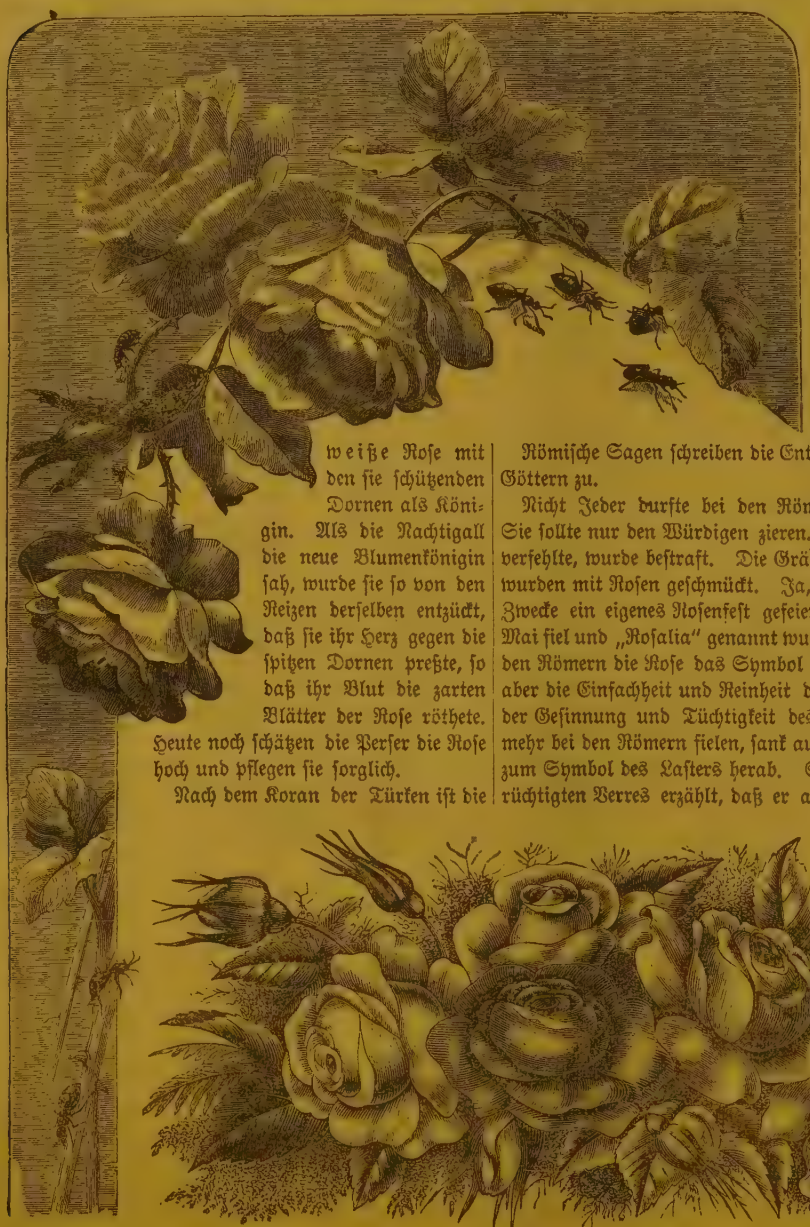
Die Rose.

Nach Essenborn.

Wie sprechen doch die Blumen mit seelenvoller Innigkeit und feinfühlender Sinnigkeit zum menschlichen Gemüthe! Wie zeigen sie uns doch immer wieder aufs neue so beredt das schaffende Walten des liebenden Gottes in der ewigschönen Natur! Gibt es überhaupt auch ein Mensch, der die Blumen nicht liebt und sich beides an ihrem Geruch und der reizenden Farbenpracht nicht ergötzte? Wahrer Paradiesesduft winkt einem entgegen, wenn man in einen schönen Blumengarten eintritt! Und unter allen, die dort unserem Blicke begegnen, ist gewiß keine schöner, keine wohlriechender, als die Rose. Von dieser Königin der Blumen denn wollen wir uns einige Augenblicke unterhalten.

Bei allen Völkern wurde die Rose von jeher unter den Töchtern Flora's von den Menschen bevorzugt. Ihre ursprüngliche Heimath sucht man in Central-Asien. Dort soll sie gedeihen, wie in keiner anderen Gegend der Erde, und soll nirgends so fleißig gepflegt und so sehr geschätzt werden, wie dort. Von hier kam sie zunächst nach Griechenland und Italien; nach und nach verbreitete sie sich über ganz Europa. Jetzt ist sie in ungefähr 6000 Arten über die ganze Erde verbreitet. Selbst im eisigen Norden, an den Ufern des Polarmeeres, blüht sie.

Eine persische Sage erzählt: Die Blumen kamen einst zu Allah und baten um einen neuen Herrscher, weil der schläfrige Lotos seiner Pflicht nicht nachkomme. Die Bitte wurde ihnen gewährt, und sie erhielten nun die



weiße Rose mit den sie schützenden Dornen als Königin. Als die Nachtigall die neue Blumenkönigin sah, wurde sie so von den Reizen derselben entzückt, daß sie ihr Herz gegen die spitzen Dornen preßte, so daß ihr Blut die zarten Blätter der Rose röthete. Heute noch schätzen die Perser die Rose hoch und pflegen sie sorglich.

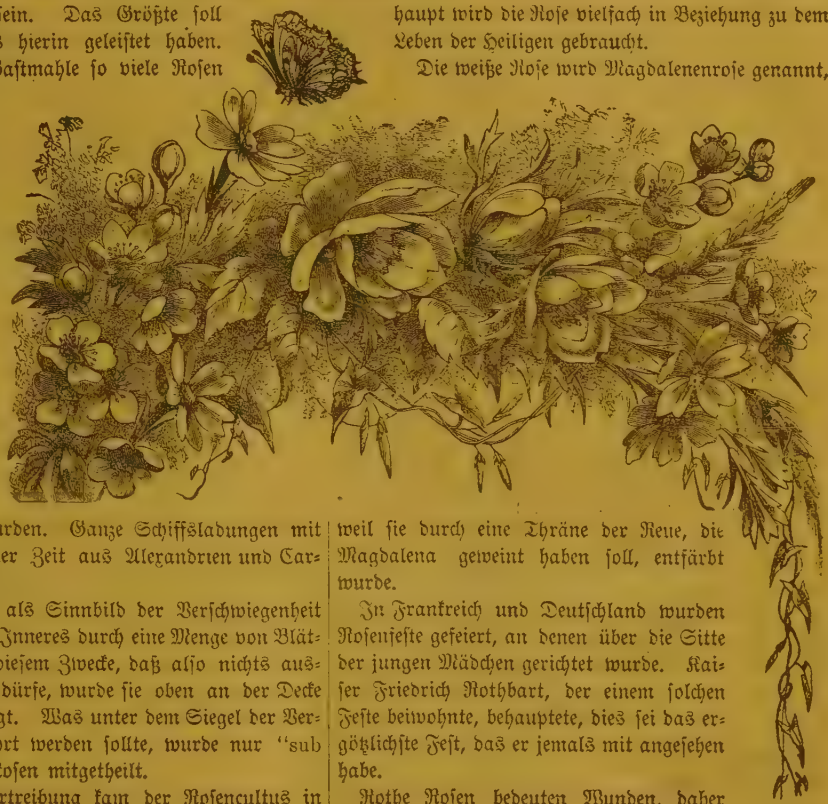
Nach dem Koran der Türken ist die Rose aus den Schweißtropfen des Propheten bei seiner Himmelfahrt entstanden. Deßwegen ist sie ihnen besonders heilig. Sie schreiben ihr auch eine reinigende Kraft zu. So z. B. ging Saladin nach der Eroberung Jerusalems 1187 nicht eher in die von den Kreuzfahrern in eine Kirche umgewandelte Moschee, bis der Fußboden und die Wände mit Rosenwasser gereinigt waren.

Von höchster Bedeutung war den Griechen die Rose. Sie war das Sinnbild der Schönheit, der Anmuth und der Freude. Bei keiner festlichen Gelegenheit durfte sie fehlen. Mit ihr wurden die Bilder der Götter, die heimkehrenden Krieger, die Sieger ꝛc. geschmückt. Zum Zeichen der Trauer um Verstorbene trug man sie um Brust und Stirn.

Römische Sagen schreiben die Entstehung der Rose den Göttern zu.

Nicht Jeder durfte bei den Römern die Rose tragen. Sie sollte nur den Würdigen zieren. Wer sich dagegen verfehlte, wurde bestraft. Die Gräber der Verstorbenen wurden mit Rosen geschmückt. Ja, man hat zu diesem Zwecke ein eigenes Rosenfest gefeiert, das auf den 23. Mai fiel und „Rosalia" genannt wurde. Ueberhaupt war den Römern die Rose das Symbol strenger Sitte. Als aber die Einfachheit und Reinheit der Sitten, Lauterkeit der Gesinnung und Tüchtigkeit des Charakters immer mehr bei den Römern fielen, sank auch die Rose bei ihnen zum Symbol des Lasters herab. So wird von dem berüchtigten Verres erzählt, daß er auf einer mit Rosenblättern gefüllten Matratze lag. Kopf und Hals bekränzte er mit Rosen, und ein Netz von Rosenblättern war sein Kopfkissen. Im Speisesaal des Kaisers Nero stellten die Wände die vier Jahreszeiten dar. Statt des Regens und Hagels fielen in ungeheurer Menge Rosen-

blätter auf die Gäste. Nach unserem jetzigen Gelde sollen an einem solchen Abend für $22,000 Rosen verschwendet worden sein. Das Größte soll Kaiser Heliogabalus hierin geleistet haben. Er ließ bei einem Gastmahle so viele Rosen von der Decke des Saales fallen, daß zu seiner Freude einige Gäste unter den Rosen erstickten. Er badete nur in Rosenwein. Ja, er ließ die öffentlichen Schwimmbäder mit demselben füllen. Sogar die Kochkunst zog die Rose in ihren Dienst, indem verschiedene Rosengerichte hergestellt wurden. Ganze Schiffsladungen mit Rosen kamen zu jener Zeit aus Alexandrien und Carthago.



Die Rose wurde als Sinnbild der Verschwiegenheit benutzt, weil sie ihr Inneres durch eine Menge von Blättern verbirgt. Zu diesem Zwecke, daß also nichts ausgeplaudert werden dürfe, wurde sie oben an der Decke des Zimmers befestigt. Was unter dem Siegel der Verschwiegenheit bewahrt werden sollte, wurde nur "sub rosa," d. h. unter Rosen mitgetheilt.

Durch diese Uebertreibung kam der Rosencultus in solchen Mißcredit, daß ihn die Christen förmlich verachteten. Nach und nach gewann die Rose wieder durch ihre Schönheit und ihren herrlichen Duft die Liebe der Christen. Diese weihten sie der Jungfrau Maria, deren Anmuth und Milde sie ausdrücken soll, deßhalb finden wir sie auch auf den Marienbildern jener Zeit. Ueberhaupt wird die Rose vielfach in Beziehung zu dem Leben der Heiligen gebraucht.

Die weiße Rose wird Magdalenenrose genannt, weil sie durch eine Thräne der Reue, die Magdalena geweint haben soll, entfärbt wurde.

In Frankreich und Deutschland wurden Rosenfeste gefeiert, an denen über die Sitte der jungen Mädchen gerichtet wurde. Kaiser Friedrich Rothbart, der einem solchen Feste beiwohnte, behauptete, dies sei das ergötzlichste Fest, das er jemals mit angesehen habe.

Rothe Rosen bedeuten Wunden, daher

nannten die Dichter im Mittelalter das Schlachtfeld „Rosengarten." Auf dem Beile der Vehme war das Bild eines Ritters, der eine Rose trug. So oft nun ein Mitglied der Vehme eine Rose sah, mußte

es sie küssen. — Von großer Berühmtheit ist die „goldene Rose." Am Sonntag Lätare weiht nemlich der Papst in weißem Gewande im Beisein des Cardinal-Collegiums in einer Capelle der Peterskirche eine goldene, reich mit Edelsteinen besetzte Rose. Dieser Brauch soll bis in das elfte Jahrhundert zurückgehen. Wer diese Rose erhält, dem wird die größte Ehrenbezeugung zu Theil, die der Papst erweisen kann.

In Deutschland hat die Rose am Dome zu Hildesheim eine geschichtliche Berühmtheit erlangt.

Man erzählt nemlich, der fromme Kaiser Heinrich habe sein Reliquienkreuz zur Winterzeit bei einer Jagd, die er in der Gegend von dem heutigen Hildesheim abhielt, verloren. Ein Diener fand dasselbe an einem, mitten im Schnee blühenden, wilden Rosenbusche. Als er es wegnehmen wollte, war er nicht im Stande, es von dem Rosenbusche zu trennen. Der Kaiser, der nun dem Strauche nahete, erkannte in dem Schnee den Grundriß einer Kirche, an deren oberem Ende sich der Rosenstock befand. Er nahm das Kreuz ab und gelobte an dieser Stelle eine Kirche zu erbauen und den Rosenstrauch zu schützen. Diese im tiefen Walde errichtete Capelle war das erste Gebäude und der Anfang zu dem herrlichen Dome der Stadt Hildesheim.

In der deutschen Geschichte nimmt die Rose eine sehr ehrenvolle Stelle ein. Die Königin Louise von Preußen ging in Tilsit als Bittende zu dem stolzen Kaiser Napoleon I. Als Antwort gab er ihr eine Rose. Sie sah darin einen Beweis des Wohlwollens und sagte: "Mais avec Magdebourg?" (aber mit Magdeburg?) Kalt entgegnete Napoleon: „Ich muß Eure Majestät darauf aufmerksam machen, daß ich anbiete und Sie nur anzunehmen haben." Diese Demüthigung der großen Königin hat das deutsche Volk nun dreifach in den „Rosengärten" von Leipzig, Belle-Alliance und Sedan gerächt. Einige Tage nach der Schlacht von Sedan erhielt der Magistrat der Stadt Berlin folgenden Brief, in dem eine welke Rose lag: „Einem Hochlöblichen Magistrat zu Berlin übersendet ein Kämpfer vom 18. Aug. und 1. Sept. eine Rose, die er am 1. Sept. im heftigen Kanonendonner gepflückt, mit der ergebenen Bitte, dieselbe derjenigen Dame von Berlin zur gefälligen Annahme zuzustellen, die sich am meisten bei der Hülfe für die Verwundeten ausgezeichnet hat. Ein Jäger der 3. Compagnie des Garde-Jäger-Bataillons." Der Magistrat wies diese Rose der deutschen Kaiserin zu, weil sie in so edelherziger Weise als Vorsteherin der Krankenpflegerinnen der deutschen Frauen und Jungfrauen Vorbild war. In größter Bescheidenheit wies sie die Rose zurück in die Baracken, wo die Damen mit größter Selbstverleugnung die Kranken pflegten. Hier sollte die Würdigste für die Rose gefunden werden.

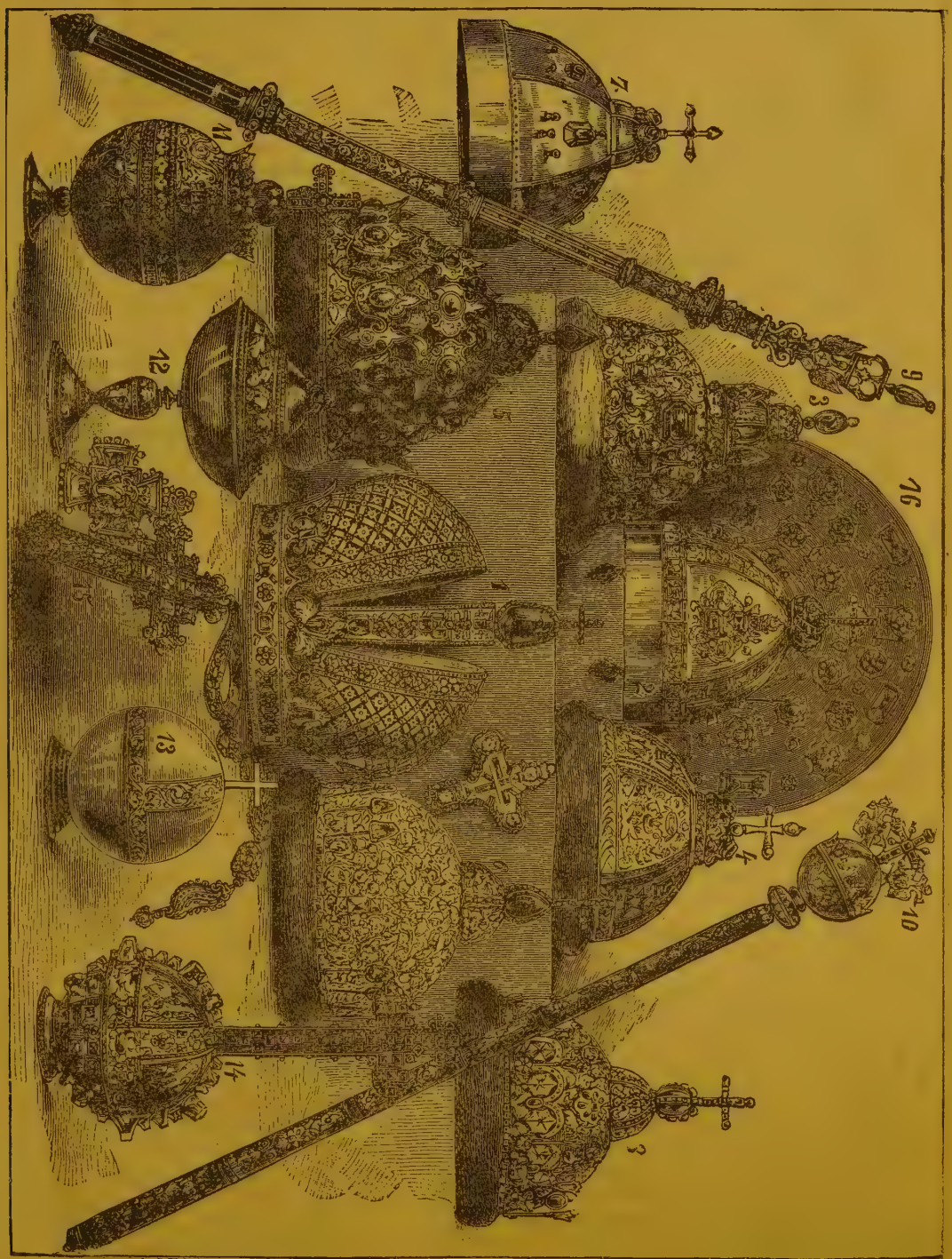
Die Rose wurde eingerahmt und im kleinen Betsaale aufgehängt, bis Diejenige gefunden war, die die gerechtesten Ansprüche darauf hatte. Allein es ward keine Würdigere als die Kaiserin gefunden; ihr wurde die Rose zugesprochen und überreicht. Der Absender der Rose wurde nicht bekannt, wahrscheinlich hat ihn der Tod auf dem Felde der Ehren erreicht.

Bei der hohen Bedeutung der Rose in der Mythologie, im Volksglauben, in Sitte und Sage, und in der Geschichte, ist es gleichsam selbstverständlich, daß auch die Poesie ihr herrliche Denksteine gesetzt hat. — Darüber vielleicht 'mal später ein Weiteres.

Die russischen Kroninsignien.

Einige kurze Notizen über die Krönungsinsignien des Hauses Romanow dürften vielleicht für unsere vielen Leser nicht ohne Interesse sein, namentlich auch deßhalb, weil wir dieselben gut abgebildet vorführen können.

Die Krone (Figur 1), nach dem Muster der späteren byzantinischen, ist auf mehr als 1,100,000 Rubel geschätzt und besteht in symbolischer Weise aus zwei Hälften, das west- und das oströmische Reich charakterisirend, zwischen denen sich auf einem Bügel das auf einem birnförmigen Rubin befestigte, aus fünf großen Diamanten bestehende Kreuz erhebt. Dieses wundervolle Werk wurde von Katharina II. gleich nach ihrer Thronbesteigung 1762 bei dem Hofjuwelier Jeremias Pauzie, einem Genfer, bestellt; Pauzie erhielt alle Krondiamanten zur Verfügung und arbeitete Tag und Nacht, um mit seiner Arbeit für die Krönung der Kaiserin, am 22. September, fertig zu werden. Mit Ausnahme des erwähnten Rubins besteht die Krone nur aus Diamanten und 54 großen, untadelhaften Zahlperlen. Noch werthvoller ist das Scepter, welches Kaiser Paul für seine Krönung herstellen ließ. Es ist mit dem wunderbaren Diamant geschmückt, welcher unter den Namen: „Lazarew" und „Orloff" berühmt ist. Er soll mit dem gleichfalls hochberühmten „Koh-i-Nur" der englischen Krone die Augen des goldenen Löwen vor dem Throne des Großmoguls zu Delhi gebildet haben, wanderte als ein Stück Glas oder Topas von einer Haud in die andere, bis ihn ein armenischer Kaufmann Namens Lazarew erwarb, der ihn mit Lebensgefahr nach St. Petersburg brachte und ihn der Kaiserin Katharina II. anbot. Die Kaiserin fand den damals noch rohen Edelstein zu theuer, und Lazarew brachte seinen Schatz nach Amsterdam, dem Centrum des Diamantenhandels. Dort erstand ihn Graf Alexei Orloff für 450,000 Rubel, ließ ihn schleifen und legte ihn sodann der Kaiserin zu Füßen.


7
11
12
9
3
16
13
4
10
14
3

Zugleich erwirkte er für Lazarew einen Adelsbrief und eine Jahresrente von 2000 Rubel. Der Orloff wiegt 194¾ Karat, also nahezu 9 Karat mehr als der Koh-i-Nur. Beim Schliff verlor er 9¾ Karat. Er ist von einem wunderbaren Wasser und wurde im Jahre 1865 auf 2,399,410 Rubel taxirt. Jetzt ist er nach dem geringen Werthe des Papiergeldes gegen drei Millionen werth. Auf dem Orloff steht ein zierlich emaillirter Doppeladler. Das im Ganzen 81 Centimeter hohe Scepter diente auch bei der Krönung des Kaisers Nikolaus zu Warschau, bei welcher Gelegenheit ein anderer Doppeladler mit dem polnischen Wappen auf der Brust aufgeschraubt war. Auch der Reichsapfel wurde für die Krönung des Kaisers Paul angefertigt. Er ist von Gold, mit einem Gürtel von drei Reihen Brillanten umgeben, in deren Mitte ein schöner, mandelförmiger Brillant angebracht ist. Ein ähnliches Band bildet den Kamm, auf welchem ein großer Saphir das aus Diamanten bestehende Kreuz trägt. Die Krone der Kaiserin ist bedeutend kleiner, als die des Kaisers, aber von derselben Form. Sie besteht nur aus Diamanten, von denen sich besonders schöne und werthvolle im Kreuze und in der Rosette der Vorderseite befinden. Sie wurde für die Krönung der Kaiserin Maria Alexandrowna bei den Petersburger Juwelieren Nicholls und Plinke bestellt. Reich und nur aus Diamanten bestehend sind die Insignien des Adlerordens, welche das Kaiserpaar nur am Krönungstage anlegt. Im Ganzen beträgt der Werth der Krondiamanten nach dem heutigen Geldwerth gegen 12 Millionen Rubel.

Damit sich die Leser diese irdischen Herrlichkeiten alle genau besehen können, möchten wir hier noch bemerken, daß Figur 1 (wie oben bereits gemeldet) die bei der Krönung am 27. Mai 1883 zur Anwendung gekommene Krone des Kaisers darstellt; die kleinere Krone für die Kaiserin ist genau nach dem Muster der vorigen gemacht. Der kaiserliche Kronschatz enthält außer diesen beiden aber noch verschiedene höchst kostbare Kronen, von denen Fig. 2 die sibirische Krone, Fig. 3 die Krone von Astrachan und dem Großfürsten Michael, Fig. 4 die des hl. Wladimir, Fig. 5 die von Kasan, Fig. 6 die Peters des Großen, Fig. 7 und 8 die der Zaren Peter Alexejewitsch und Iwan veranschaulichen. Das berühmte goldene Scepter des Kaisers Paul, welches auf der Spitze den Orloff'schen Diamanten trägt, stellt Fig. 9 dar, Fig. 10 dagegen das große Staatsscepter. Von den oben mit einem Kreuz geschmückten Kugeln, die den Namen „Reichsapfel" führen und ebenfalls bei der Krönung figuriren, enthält der Kronschatz wiederum verschiedene Exemplare, nemlich zuerst einen altbyzantinischen, reich mit Juwelen geschmückten und emaillirten Reichsapfel (Fig. 11), dann den goldenen Reichsapfel Peter's II. (Fig. 13) und endlich den großen Reichsapfel des russischen Kaiserthums (Fig. 14), welcher bei der Krönung Alexander's III. verwendet wurde. Fig. 12 stellt das werthvolle Gefäß mit dem heiligen Salböl dar, Fig. 15 zwei mit Edelsteinen geschmückte Kreuze, welche der Zar bei der feierlichen Ceremonie auf der Brust trägt, und Fig. 16 endlich den alterthümlichen Reichsschild. Ferner hin gehören noch zu den Regalien: das Reichsbanner aus echtem Goldstoff, das Reichssiegel, das Reichsschwert, eine venetianische Arbeit aus dem 16. Jahrhundert, und die beiden Throne des Kaisers und der Kaiserin. Ersteren hat bereits der erste Zar aus dem Hause Romanow, Michael Feodorowitsch, benutzt; die Zahl der verschiedenen, an demselben angebrachten Edelsteine ist enorm, z. B. 60 Rubinen, 600 Saphire, 600 Smaragde, 600 Türkisen u. s. w.; der Thron der Kaiserin ist der sogenannte Diamantensessel des Zaren Alexej Michailowitsch (Vater Peters des Großen) und trägt seinen Namen von der Unzahl von Edelsteinen, mit denen auch er übersäet ist.

Unser Herrgott und die Neumodischen.

Aus dem Holsteinischen von C. A. Thomas.

V.—(Schluß.)

Das letzte Wort behält unser Herrgott — nun kommt der alte Cornils selbst an die Reihe; und es heißt: „Du mußt fort!" aber es geht in die ewigen Hütten; - da beugen sich alle beide, die Alt- und die Neumodischen.

„Vater, du läßt ja deine Kaffeetasse fallen!" sagte Mutter Cornils — das war auf einen Nachmittag, sie waren just am Kaffeetrinken.

Ja, die schöne Kaffeetasse lag in Stücken auf der Erde, und der Cornils schaute so gar langsam darnach hin — der Schlag hatte ihn gerührt! —

Du liebe Zeit! was gab das ein Aufstand. Die liebe alte Mutter konnte den starken Mann nicht handhaben, sie wußte selbst nicht, was sie gethan hatte, aber die Andern sagten, sie hätte mit einer schreckenerregenden Stimme zum Zimmer hereingerufen: „Helft! helft! der Vater ist gefallen!"

Mit Hansjakob an der Spitze waren sie denn auch sofort hereingeeilt und hatten ihren alten Herrn aufs Bett gelegt und ihn seiner Kleider entledigt.

Da lag er denn nun und sagte kein Wort! Das eine Auge war ganz zugefallen, und der rechte Arm hing schlaff am Leib herab — o, es war ein furchtbar trauriger Anblick! Alle standen um ihn herum und weinten. Das alte Mütterchen hatte ihn in ihren Arm genommen und streichelte ihm immer über die Backen, als wollte sie

sagen, er solle sie doch nur noch einmal anblicken, aber er regte sich auch gar nicht.—Peter hatte sich sofort auf einen der besten Rappen geworfen und war stracken Wegs nach dem Arzt geritten. Der kam auch alsobald und ließ dem Alten geschwind zur Ader. Das half auch so viel, daß der Athem etwas leichter wurde, und daß er den nächsten Morgen wieder so ziemlich bei Besinnung war.

Es ist drum eine eigene Sache, wenn der Tod so urplötzlich an einen Menschen herantritt. Dann heißt es, wie bei dem weisen Salomo: „Ich sprach zum Lachen: du bist toll! und zur Freude: was machst du?" Dann wird's auch dem Lustigen und Leichtfertigen in der Regel anders ums Herz. Wie war es doch auf dem Hofe auf einmal so stille geworden! Die große Magd, die sonst immer beim Melken mit ihrer hellen melodischen Stimme ein hübsches Lied sang, ließ nun gar nichts von sich hören, wenn sie unter der Kuh saß; und der Dienstjunge, der den ganzen Tag das Pfeifen und Jodeln nicht lassen konnte, schlich über den Hof dahin, als wenn er was Böses auf dem Gewissen hätte.

Mutter Cornils war nicht von ihrem lieben Mann weg zu kriegen, sie wich und wankte nicht von ihm; und die ganze Nacht kam sie nicht aus den Kleidern, und kaum war sie dazu zu bringen, daß sie eine Tasse Kaffee trank.

Ach, wie sah ihr altes freundliches Gesicht so verändert aus! Es war gerade, als wenn Einer mit einem schwarzen Finger darauf gemalt hätte, und die Augen lagen so tief im Kopfe und sahen so müde aus, als könnte sie jeden Augenblick einschlafen. Da war sie aber weit von ab! Das Herz arbeitete und klopfte ihr in der Brust, als wenn es heraus wollte, sie mußte oft die Hand darauf legen, wenn's gar zu toll wurde.—

Sie hatte sich das nie gedacht, daß ihr Mann zuerst diese Welt verlassen werde! Was sollte sie nun als alte Frau doch nur anfangen ohne ihn? So viele Jahre hatten sie zusammen gelebt und alles mit einander getheilt —Leid und Freud, und immer hatte sie ihn gefragt, ehe sie sich etwas vornahm. Lieber Gott im Himmel! dachte sie, du kannst uns doch nicht so auf einmal aus einander reißen. So saß sie betend und voll Kummer bei dem lieben Kranken, und was bei ihm zu thun war, das wollte sie perdu allein besorgen, sie ließ keinen andern Menschen herein!

Am Fußende des Bettes steht aber auch Einer, dem ist sein Herz gar gewaltig schwer geworden, und in seinen Augen ist auch viel zu lesen. Der Kopf ist ihm wie unversehends auf die Brust gesunken, und er sieht so redlich auf seines alten Vaters bleiches Antlitz, als wollte er ihm, wer weiß, wie viel sagen, und doch kann er nun nicht.—Mit dem Sterben ist das so, als wenn ein starker Nordwind unter die Dünste und Wolken fährt—hui! wie fliegen die dahin, und die Sterne scheinen so hell und klar, und die Leute sagen: Diese Nacht wird es Frost geben!

Wenn Peter Cornils auf seinen Vater blickte, als er so still da lag mit seinen Todesmienen, da fegte gleichsam auch ein Nordwind all seine verkehrte Gedanken weg, und wie helle Sterne stand es über ihm: „Was sein Vater doch für ein Mann gewesen war! So gab es nur wenige! So kopffest und so zuverlässig, so ernsthaft und so freundlich, so gut und so fromm! Die kleinen Kinder auf der Straße kamen angelaufen, ihm die Hand zu geben, und die großen Kerls, die ein schlechtes Gewissen hatten, konnten ihm nicht leicht in die Augen sehen. Einen einzigen Sohn hatte er nur, das bist du, Peter Cornils! Und was für einer bist du gewesen?—Und was ist er als Vater gegen dich gewesen?" Du lieber Gott, ich glaube, Peter Cornils ist auch vom Schlag gerührt worden! Doch, nein! So schlimm ist es nicht, aber niedergeschlagen ist er, auf seinen beiden Knien liegt er da und kriegt nach seiner Mutter hin und flüstert ihr zu: „Mutter, Mutter! ich muß ihm noch was sagen, ich muß ihm noch Abbitte thun; ich kann es nicht mehr aushalten, wenn er so soll in die Ewigkeit gehen, was meinst du, kann er mich nicht hören?"

Es war ganz düster—in der Krankenstube brannte ein Nachtlicht. Alles war ganz still und einsam im Haus, die Leute waren alle zu Bett gegangen, auch Mariechen hatte sich niedergelegt; Mutter und Sohn waren ganz allein bei dem kranken Mann. Sein Athem ging schwer und stoßweis, und in der angrenzenden Stube tickte die Uhr fast überlaut.

Die alte Mutter legte ihre linke Hand auf ihres Sohnes schwarzes Haupthaar und beugte sich tief zu ihm hinab. Das drückte sie auf ihrem alten Herzen, daß er seinem sterbenden Vater Abbitte thun wollte; aber sie wußte ihm keinen Rath.

Da kam vom Bette her so ein besonderer Ton, und der Athem wurde anders. Sie drehen die Nachtlampe ein bischen, damit der Schein auf das Bett falle, da sahen sie, daß er das eine Auge offen hatte und mit der linken Hand so eine Art Zeichen gab. Sie beugten sich beide über ihn, und die Mutter fragt: „Vater, kannst du mich hören? Kannst du verstehen, was ich sage?"—

Da drückte er ihr die Hand und wollte was sagen, aber er konnte nicht. Sie gaben ihm etwas zu trinken und auch von der Medicin—dabei wurde er etwas munterer. Nun wollte er wieder etwas sagen, wenn sie ihn doch nur verstehen könnten! Die Mutter beugte sich jetzt ganz über ihn, nun kann sie ihn verstehen, er sagt: „Beten, beten!—meine Hände falten." Ja, wer soll beten? Mutter kann nicht vor lauter Weinen, und Peter? kann er denn? ja, er kann, Gott sei Dank! er kann. Er betet die Kleinkindergebete, die er von kleinauf gelernt hatte, zuletzt betete er das Unser-Vater, und als er zur fünften Bitte kam: „Vergib uns unsere Schulden," da wollte ihm die Stimme versagen, und er seufzte tief und stammelte so etwas heraus: „Ich möchte gern Abbitte thun, mein lieber Vater, willst du mir das nicht alles vergeben?" Weiter konnte er nicht, er lag mit seinem Kopfe

auf der Bettdecke—und nun—war es ganz still über den Dreien.

Da kam es ganz langsam und abgebrochen, aber doch deutlich zu hören von des alten Cornils Lippen: „Mein Sohn, es ist alles gut!" und noch einmal: „Alles gut!"

Nun schlug die Uhr gerade Zwölf. Der Tag war zu Ende, und ein neuer Tag brach an. Des alten Cornils Lebenstag war auch zu Ende. Nun hieß es vom Himmel: „Du mußt fort!" Das trifft manchen Menschen, wie einen Donnerschlag, aber mit so einem Mann, wie der alte Cornils, ist das doch was anders. Er war schon lang, wie ein Soldat auf dem Posten gestanden in voller Mondirung, das Gewehr über der Schulter, er wartete auf seinen Herrn, daß er ihm Ablösung schicken sollte. Wenn nun der Tod an so Einen herantritt, dann ist es, als wenn so ein alter, knöcherner Franzos an einen braven Deutschen heranschleicht, vor so einem knöchernen Gesellen wird der Deutsche noch lang nicht bang; so war der alte Cornils auch vor dem Tode nicht bang, er wußte ja, es war die Ablösung von seinem lieben Herrgott, und dann heißt es: „In die ewigen Hütten!"

Das war auch ganz deutlich zu lesen in dem alten ehrwürdigen Gesicht, als sie ihm das feine weiße Todtenhemd angezogen und ihn in den Sarg gelegt hatten. Das Todtenhemd hatte ihm die Mutter zur Aussteuer mitgebracht, es hatte manches Jahr in dem Komode gelegen, nun hatte sie es ihm auch selbst angelegt—das sollte Niemand anders thun. Auch hatte sie ihm das weiße Haar schmuck um die Stirne gelegt.

Sie mußten Alle herein, ihren alten Herrn zu sehen. Selbst der alte Hofhund hatte sich mit hereingedrängt, sie hatten das gar nicht gemerkt, und nun stellte er sich an dem Sarg in die Höhe und guckte den Todten ganz klug an, und wollte anfangen zu heulen, wurde aber sofort hinaustransportirt.

Das war ein großes Begräbniß, die ganze Freundschaft wurde eingeladen—ganz nach alter Weise. Der Sarg wurde in die Kirche genommen und im Altar aufgestellt. Dann hielt der Pastor die Leichenrede. Ein Mann, wie der alte Cornils, mußte natürlich eine gehörige Leichenpredigt haben mit Personalien. Zum Eingang wurde das Lied gesungen:

„Dich krönte Gott mit Freuden
Nach deinem langen Streit."

Das war denn aber auch eine Leichenpredigt, noch lange nachher sprachen die Leute davon. Der Text war das Gleichniß vom Schatz im Acker. Dieser Schatz, sagte der alte Pfarrherr, liegt erstens im Acker drin, aber er liegt auch zweitens und letztens noch ganz wo anders! Der alte Cornils habe ihn auf beiden Stellen herausgegraben. Viele Leute in unsern Tagen meinen, daß sie die Landwirthschaft blos mit Maschinen betreiben müßten, und das möge ja auch alles ganz recht sein, blos daß sie vergäßen, auf die Maschinen zu schreiben: Bete und arbeite. Wenn sie aber das nicht thäten, so nützten all die Maschinen nicht so viel, als die alten ehrwürdigen Dreschflegel, die nach dem Tact geschlagen würden:

„An Gottes Segen
Ist alles gelegen."

Dieser Mann in dem Sarg hat das auch bewiesen, er war ein wohlhabender Mann und hat den Schatz aus dem Acker ohne alles Maschinenwerk herausgekriegt.

Nun aber gäbe das noch einen anderen Schatz in einem andern Acker. Da ist manch Einer, der sieht seine Bibel nicht mehr an, wenn er aus der Schule ist; der hat den Schatz auch nicht. Da ist manch Einer, der geht Sonntag nach Sonntag an der Kirche vorbei, der hat den Schatz auch nicht; denn der Schatz ist das liebe Evangelium von unserm Herrn Jesum Christ, der die armen Sünder selig macht. Und dieser Schatz liegt vergraben in der Bibel und in der Predigt. Der alte Cornils hat auch diesen Schatz gehoben, Gott sei Dank! denn die andern Schätze bleiben alle hier zurück, aber den einen Schatz hat er mit sich genommen.

Dann kamen die Personalien von dem ganzen Cornils Geschlecht und von seinem Vater und seiner Mutter, und was er selbst gewollt hatte, dann von seiner Frau, daß sie ihm eine treue Gehülfin gewesen, „die um ihn sei—treu bis in den Tod!" so sagte der liebe alte Pfarrherr.

Zu allerletzt sagte er: Einen einzigen Sohn hatte unser Herrgott ihm geschenkt, das ist der hier gegenwärtige Peter Cornils, deßhalb wolle er nichts über ihn sagen, als blos das Eine:

„Möge er wandeln als ein Erbe des Schatzes im Acker, in den Fußstapfen seines Vaters. Amen."

Die drei nächsten Leidtragenden: die Wittwe, der Sohn und die Schwiegertochter saßen zusammen in dem ersten Sitz. Die Wittwe ließ ihr Haupt immer tiefer sinken, und konnte meist nichts anders denken, als: Ach, mein guter Mann! Und als der Prediger das anzog von ihr als Gattin, da wäre sie am liebsten auf die Knie gefallen, daß kein Mensch sie sehen könnte.—Mariechen ging das, wie vielen Frauen unter der Predigt, sie hatte ihren Kopf so voll von all den Anstalten zu Haus und der Trauermahlzeit! Blos jedesmal, wenn das Wort „Schatz" kam, dann drückte sie ihrer Schwiegermutter die Hand, als wollte sie sagen: „Du bist unser wahrer Schatz, ich halte mich an dich!"

Peter Cornils saß da mit einem gewaltig ernsthaften Gesicht, daß er in diesem Augenblick seinem Vater ganz gleich sah, und er schaute den Prediger so fest mit beiden Augen an, als wollte er ihm jedes Wort von seinem Mund nehmen. Als aber nun das letzte kam von ihm selbst, dem einzigen Sohn, da wurde es ihm, als wenn Jemand ihm mit glühenden Eisen durchs Herz stäche, und zwei dicke Thränen liefen ihm über die Backen in seinen dichten grausen Bart.

Als nun Abends das Haus wieder leer wurde, und die vielen Leute weggegangen und weggefahren waren, da

saßen die Drei bei einander in der großen Stube auf dem Hof und waren von Herzen müd und matt, denn es war ein saurer Tag gewesen für sie alle!—

„Komm, Mariechen," sagte Peter, „wir wollen nach unserm kleinen Häuschen gehen, wir haben die Ruhe alle nöthig."

„Ach Gott! mein Sohn, bleibt doch nur hier bei mir," sagte die Mutter, „ihr wollt mich doch wohl nicht verlassen? Zunächst müßte ich ja nach dem Häuslein drüben! Und dann möchte ich die kleine Anna so gerne bei mir haben, sonst bin ich so ganz allein!"

„Ach nein, Mutter," fing Mariechen an zu weinen, „ich kann hier doch nicht fertig werden, das weißt du ja nun zu gut; und du bist ja unser ‚Schatz,' der Herr Pastor hat ja selbst so gesagt in der Kirche!"—

Da legte Peter seinen Arm um seine alte Mutter und drückte sie fest an sich und sagte: „Ja, meine Mutter, wahr ist's, daß du unser Schatz bist, einerlei ob das der Herr Pastor gesagt hat oder nicht; und bei uns bleiben mußt du, und lieber will ich in dem Hüttlein drüben bleiben, als ohne dich hier auf dem Hof!"

Als nun die jungen Leute wieder mit „Sack und Pack" auf dem Hof einzogen, da war Hansjakob generalmäßig froh, es war gerade, als wenn der alte Bursche wieder junge Beine gekriegt hätte, so hüpfte er durch den Baumgarten auf und ab, und dabei dachte er immer: „Gott sei Dank! nun ist die babylonische Gefangenschaft zu Ende, nun zieht Israel gen Canaan und hält fröhliche Ostern!" Und so war's: Peter war geheilt von seinem neumodischen Kram in Herz und Haus und wandelte von nun an „als Erbe des Schatzes im Acker, in den Fußstapfen seines Vaters."—

Die amerikanische Schweiz.

Sehenswerthes in den Gebirgen Pennsylvaniens.

Von R. Matt.

I.

Wenn der amerikanische Tourist von seiner Reise aus Europa zurückkehrt, dann weiß er kaum das Ende seiner Erzählungen zu finden, und wenn er einmal ins Stocken geräth, findet er in der Schweiz immer wieder einen Anhaltspunkt, seinen Faden anzuknüpfen, und weiter zu spinnen. Leider ist es sehr oft der Fall, daß gerade diese Reiselustigen am wenigsten über ihr eigenes Vaterland zu erzählen wissen, oder sie sagen, wie mir vor einigen Jahren eine amerikanische Dame in Tyrol sagte: „O ja, Amerika hat viel Sehenswerthes, but it isn't famous."

In diesen Blättern will ich dem Leser einmal ein Stück Amerika vorlegen und ihm Kunst- und Naturerzeugnisse zeigen, wie dieselben in keinem Land der Welt zu finden sind, und es kostet kaum ein Drittel der Reisekosten, hinzureisen und sich selbst zu überzeugen. Wenn man eines Abends auf der Lehigh Valley Eisenbahn von Buffalo abfährt, erreicht man den nächsten Tag Pennsylvania. Man sieht nicht viel vom Staat New York; macht nichts aus, denn auf dem Rückweg kommt man bei Tag hier durch und sieht dann auch hier manches Sehenswerthe. Towanda ist die erste pennsylvanische Stadt und liegt in den berühmten Bradford Oelregionen am Nordzweig des Susquehannaflusses. Das Wort Towanda ist indianischen Ursprungs und bedeutet „am Begräbnißplatz, denn in unmittelbarer Nähe am Fluß ist ein indianischer Friedhof, da mancher rothe Krieger seinen langen Schlaf hält, mit Pfeil und Bogen an der Seite, damit kein Bleichgesicht ihm nahen soll. Die Gegend muß einst mit Indianern geschwärmt haben, denn man hört nur indianische Namen, und gar Manches fällt ins Auge, welches an die schrecklichen Gemetzel erinnert, wo die Rothhäute hunderte und tausend weißer Ansiedler kaltblütig abschlachteten. Die Herrnhuter (Brüdergemeinde) haben lange versucht, die wilden Horden zum Christenthum zu bewegen; aber selbst Missionare sind dem heimtückischen Feind zum Opfer gefallen. Bei Wyalusing sieht man von dem Bahnzug aus ein aus Stein aufgeführtes Monument, welches den Gefallenen zum Andenken errichtet worden ist. Hier müssen heiße Kämpfe stattgefunden haben, denn die Indianer waren nicht gesonnen, Wyalusing aufzugeben. Das Wort bedeutet: „Schöner Jagdgrund."

Wo die Lackawanna und der Nordzweig der Susquehanna zusammenfließen, liegt Pittston, die erste bedeutende Kohlenstadt; auch hier sind manche Sehenswürdigkeiten aus der früheren Zeit, aber das Auge ist bereits durch die gewaltigen Kohlenbrecher gefesselt, und man betrachtet mit Erstaunen das Getümmel und geschäftige Treiben der Außenarbeiter an den Gruben. Nun sind wir in dem seiner Schönheit wegen berühmten Wyomingthal, und die nächste Stadt ist Wilkesbarre, die Hauptstadt von Luzern County, ebenfalls am Susquehanna gelegen. Dieses war früher ein Sammelplatz der berüchtigten und gefährlichen Mollie McGuire's. (Später Näheres darüber.)

Im Wyomingthal haben die Indianer einst schrecklich gehaust, und mancher weiße Ansiedler ist Morgens von Heim gegangen und hat Abends nur noch die verstüm-

melten Leichname der lieben Seinen gefunden. Von hier aus muß unser Zug Vorspann haben, denn wir fahren bergauf, und zwar bei einer Steigung von 90 Fuß pro Meile. Die zwei Dampfrosse schnauben furchtbar auf dem windenden Geleise dahin. Mächtige Felstrümmer, welche einst von hohem Abhang herniedergerollt sein müssen; tiefe Schluchten, in denen einst der Wolf gehaust hat, und stattlicher Hochwald umgeben die Bahn. Jetzt macht der Zug eine mächtige Biegung, noch einmal aufwärts, und auf hohem Felsplateau erreichen wir Fairview; der Name bedeutet „schöne Aussicht," und wahrlich, es trägt den Namen nicht umsonst. Vor einer Stunde haben wir Wilkesbarre verlassen, wir sind 16 Meilen gefahren, und nun liegt die Stadt im Glanz der Abendsonne gerade unter uns, blos drei Meilen entfernt. Aber welche Aussicht bietet das Wyomingthal! Zwanzig Meilen weit folgt das Auge dem Fluß, welcher einem Silberfaden ähnlich durch das Thal zwischen Aeckern und Wiesen, Weinbergen und Kohlenbrechern dahinschlängelt, und doch hat er Eile; kaum nimmt er sich Zeit, hie und da ein Mühlenrad zu drehen oder eine Stadt zu umgehen, denn drunten bei Northumberland erwartet er seine Braut, den Südzweig des Flusses gleichen Namens, dort gibt's Hochzeit, und vereinigt ziehen die Zwei als Susquehanna weiter dem Atlantic entgegen. Die Aussicht hier ist einzig schön.

Wilkesbarre.

Unser Zug geht nun wieder weiter, erst unbemerkbar, dann mehr und mehr bergab. Einige Geologen behaupten, diese ganze Hochfläche sei einst der Boden eines Sees gewesen, bis ein Erdbeben, oder andere Convulsionen, die mächtigen Felsen in Stücke spalteten und durch die entstandenen Klüfte dem Susquehanna, dem Chemung, dem Delaware und dem Lecha (Lehigh) einen Ausweg boten. Schön ist es hier, aber, Vetter, bleiben wir hier, was werden wir essen? — Kein Acker, keine Wiese, kein Garten so weit das Auge reicht nur Berge und Felsen. — Es ist wohl Land genug da, aber es liegt leider nicht auf dem Boden, sondern steht auf der engen Seite, und die Fläche steht etwa wie ein Bogen Papier auf die Kante gestellt. Unser Zug rast schnaubend dahin, aber noch schneller rauschen die Fluthen des Lecha über Felsgeröll, durch Klüfte und wildromantische Schluchten hinab. Die Bahn kommt dem Fluß oft gefährlich nahe, und wo die Felsen sich grob herandrängen und nicht nachgeben, da geht unser Zug auf Stelzen vorbei, und die Dampfpfeife pfeift den trotzigen Felsen was vor.

Am Lecha Fluß.

Jetzt erreichen wir den Glen Onoko, und wir steigen aus. Hier hat der Schö-

pfer seine Weisheit und die Natur ihre Kunst darangewendet, um den Feen einen Tempel zu bauen. Hier kann sich das Auge nicht satt sehen, und wer ein empfängliches Herz hat, empfindet erhabene Eindrücke. — Felsen, Wasserfälle und Thalschluchten predigen von Gottes Nähe. — Hier in diesen Klüften ist es auch im höchsten Sommer kühl, denn es zieht beständig eine frische Luft durch die Schluchten, und ein armer Reisender, welcher seinen Appetit verloren hat, findet denselben sicher, ehe er mit Glen Onoko fertig ist. Was Natur nicht fertig gebracht, oder nicht machen wollte, das ersetzt die menschliche Kunst: Brücken, Terrassen, Lauben und Ruhebänke überall. Man will sitzen und denken, stehen und staunen, denn Auge und Herz sind gefesselt, und das Gemüth ist himmlisch gestimmt.

Entdeckung der Steinkohlen.

Oben, auf diesen Bergen ging einst der deutsche Jäger Günther mit seinem Hund durch den Urwald, um sich etwa ein Hirschlein für den Sonntag zu erlegen, da fand er unter den Wurzeln eines gefallenen Baumes den schwarzen, glänzenden Stein, der sich hernach als echte harte Kohle ergab; doch, was kann er damit wollen? Er wirft eine Handvoll ins Feuer, da geht ihm das Feuer aus, denn er hat keine Einrichtung, um Steine als Feuerungsmaterial zu benützen, und was hilft ihm das Zeug, welches Niemand kaufen will? Der Entdecker lebte und starb als armer Jäger; erst später kamen Männer mit Capital, welche einen Markt schafften, ein Monopol gründeten und reich wurden.

Jetzt gelangen wir nach dem berühmten Mauch Chunk; der Indianer, welcher ihm den Namen gab, sagte Machk Tschunk, das heißt Bärenhügel, und nach ihm wurde das Städtchen benamt. In einer engen Thalschlucht, welche nur einige Stunden Sonnenschein täglich erhält, liegt die Stadt eingezwängt. Es ist blos Raum für einen Bach und eine Straße, wer mehr sehen will, muß nach der Oberstadt, welche auf der Anhöhe liegt. Wenn man die Stadt betrachtet, wie sie mit dem Kopf an den Fluß stößt, möchte man fast glauben, ein Strom habe sie vom Berg durch das Thal herab geschwemmt. Unser Bild gibt eine schöne Ansicht: rechts der Bahnhof, gleich daneben der Canal, dann die Lecha (Lehigh) und auf der anderen Seite, durch eine Brücke erreichbar, die Stadt. Zurück auf der Anhöhe, die

Elfin Fall.

Oberstadt und im Hintergrund Mount Pisgah, auf dessen Spitze man die Rauchfänge des Maschinenhauses sieht. Unten, der Brücke links gegenüber, steht das Mansion House, fast in den Berg hineingebaut. Schwarze Gesellen mit schneeweißen Schürzen bekleidet sind hier dienstbare Kellner, und wenn sich ein Reisender vergißt und ihnen etwa ein Trinkgeld anbietet, dann zeigen sie zwei Reihen glänzend weiße Zähne, daß man erschrecken würde, wenn man nicht wüßte, daß es lächeln oder schmunzeln bedeutete. Mauch Chunk ist kein Kind der Vorsehung, d. h. man kann nicht sagen, daß ein besonderer göttlicher Zweck in seiner Gründung sichtbar wäre; die Stadt ist ein Kind der Lehigh Valley Coal Compagnie und wurde schon im Jahr 1818 durch diese Gesellschaft begonnen.— Seit jener Zeit hat menschlicher Fleiß, und große Summen Geldes der Natur nachgeholfen, um die Stadt zu einem starkbesuchten Sommeraufenthalt zu machen. Tausende verdienen ihr Geld hier, und noch mehr Tausende verschwenden das ihre gleichgültig; dieses ist jedoch nicht gerade nothwendig; man kann Alles sehen, was zu sehen ist, und braucht keine $5 im Platz zu lassen.

Chameleon Falls.

Was eigentlich Mauch Chunk und die ganze Umgegend ist, das ist sie geworden durch das Kohlengeschäft. Man stelle sich vor: Im Dezember 1817 hat die Lecha Kohlen-Compagnie einen Landvertrag ausgestellt mit White, Hauto und Hazzard für 20 Jahre; dieser Vertrag gibt der Compagnie das ganze Land in ihre Hände, sie verband sich, nach einer bestimmten Zeit jährlich 40-000 Bushel Kohlen nach Philadelphia zu liefern, und zwar für die Lecha Kohlen-Compagnie, d. h. für sich selbst. Als Miethe für dieses Land, und für das Vorrecht, Kohlen herauszunehmen, bezahlte die Compagnie alljährlich eine Kornähre! Freilich wird man nun schon sogleich einsehen, daß das Land an sich selbst kein Gartenland war, und doch hat deutscher Fleiß und deutsche Zähigkeit es soweit gebracht, daß der Acker seinen Mann ernährt, wenn er ihn fleißig baut.

Mauch Chunk.

Ebenso erging es der Navigation-Company; es war unmöglich, daß Geschäft lohnend zu betreiben von Anfang, weil aber die Gegend um Mauch Chunk die einzige war, welche den „schwarzen

Diamant" zu Markt brachte, lohnte es sich, die Actien höher zu stellen und das Geschäft großartiger zu betreiben. Die ersten Schiffe, welche Kohlen auf dem Fluß lieferten, kamen nie zurück, dieselben wurden mit langen Rudern gelenkt, wie Holzflöße, dann wurden die Schiffe zerstört, und das Holz verkauft, nur die Nägel und überhaupt das daran befindliche Eisen kam zurück nach Mauch Chunk. Erst im Jahr 1827 wurde die Eisenbahn begonnen. Im Jahr 1831 wurden 40,960 Tonnen Kohlen zu Markte gebracht; im Jahr 1882 aber 838,613 Tonnen. Der Amerikaner sagt: "That's business!"

Ueber die Sehenswürdigkeiten dieser Gegend im Nächsten.

Unverhoffte Hülfe.

III.

Die schönen Farben, welche das hinsinkende Jahr zu verschönern pflegen, verbreiteten sich über die Berge und Hügel Tyrols unter den milden Strahlen der freundlichen Herbstsonne. Jene angenehme Jahreszeit war angebrochen, die das Gebirgsvolk anspornte, die Früchte ihrer Felder einzuheimsen und sich wieder auf einen kalten, stürmischen Winter vorzubereiten. Doch während sich im ganzen Lande, im Hause und auf dem Gute, die Hände der Landwirthe emsig regten, herrschte an einem der schönsten Tage in Grunderwald, sowohl in den Wohnungen, als auch auf den Feldern, eine geräuschlose Stille. Fast die ganze Einwohnerschaft hatte sich in der alten Kirche versammelt, um einer Feier beizuwohnen, die Pater Felix für einen der Heiligen angeordnet hatte. — Es war der letzte Freitag vor dem St. Martinsfeste, ein Tag zur Ehre der heiligen Kunigunde, einer Einsiedlerin, die im 7. Jahrhundert gelebt haben soll, und von der erzählt wird, daß sie das Gelübde abgelegt, nie ihre Zelle verlassen zu wollen, und daß sie selbst dann sich geweigert habe, ihr Gelübde zu brechen, als die hölzerne Kirche, in welcher die Zelle lag, ein Raub der Flammen geworden sei. Um dieses schrecklichen Selbstmordes willen war sie von irgend einem Papste kanonisirt oder heilig gesprochen worden.

Wie gesagt, alle Dorfbewohner befanden sich in der Kirche; nur Ludwig Estermann und seine Tochter machten eine Ausnahme und waren zu Hause geblieben. Selbst der junge Ernst Müller war dem Beispiele der Menge gefolgt. Zwar waren durch den Umgang mit seinem seitherigen Meister und dessen Tochter seine religiösen Anschauungen bei weitem klarer geworden, als diejenigen seiner Familie; aber da die Eltern des jungen Mannes sich in der Heiligenfrage ganz auf die Seite des Paters gestellt hatten und in der Kunigunde eine Märtyrerin zu erkennen meinten, die einer ganz besonderen Verehrung würdig sei, so hielt es Ernst als treuer Sohn für seine Pflicht, die guten Eltern durch sein Fernbleiben nicht beleidigen zu dürfen. Estermann schüttelte darüber zwar den Kopf; aber da er die Beweggründe seines jungen Freundes schätzte, so enthielt er sich jeden Tadels, um dadurch keinen Familienstreit anzuregen. Er selbst saß, ganz gegen seine Gewohnheit, auf einer Rasenbank in seinem Garten, in tiefes Nachsinnen versunken. Seine starken Hände ruhten; aber traurige, sorgenschwere Gedanken schwirrten an diesem Morgen durch seinen Kopf. Am nächsten Mittwoch fand die Feier St. Martins statt; und fünfundzwanzig Thaler fehlten noch an der Abschlagszahlung, die er des Tages vor dem Feste entrichten mußte, wenn nicht sein Haus wieder in die Hände des Adam Finkler zurückfallen sollte.

Die Summe von 25 Thalern mag für Manchen im letzten Viertel unseres neunzehnten Jahrhunderts eben keine große Bedeutung haben; aber vor mehr als hundert Jahren war eine solche Summe in Grunderwald eine unerschwingliche, so daß man es unserm alten Freunde nicht verübeln kann, wenn er sich Stunden lang den Kopf darüber zerbrach, über alle nur möglichen Mittel nachsann, um zu dem Gelde zu kommen. Die Wenigen, welche in seiner Nachbarschaft Capitalien ausleihen konnten, gehörten zu der Zahl seiner erbittertsten Gegner bezüglich der Heiligenfeier und mochten sicher nichts mit einem Manne zu thun haben, dessen Mißgeschick eine Folge seiner abscheulichen Sünde war, die er durch sein Arbeiten an solch' hohen Festtagen begangen hatte. Adam Finkler war derselben Meinung. Niemand vertheidigte die Heiligen mit einem so warmen Eifer, als dieser reiche, alte Mann, welcher keine Arbeit zu verrichten hatte, und sich über die Zeitverschwendung seiner armen Nachbarn keine Sorge machte, und der durch eine starre Beobachtung abergläubischer Gebräuche die Sünden seines Wucherlebens abbüßen und sich neue Vortheile verschaffen zu können glaubte.

Zudem hatte Finkler, wie bereits erwähnt, ein lüsternes Auge auf die Wohnung unseres Freundes Estermann geworfen, unter dessen Fürsorge dieselbe um das Doppelte im Werthe gestiegen war. Er hatte — und dieses behauptete er öffentlich — die Wohnung nebst den dazu gehörigen Liegenschaften viel zu billig verkauft. Das Haus war viel zu hübsch, um von einem Grobschmied bewohnt zu werden. Warum sollte er in seinen letzten Lebensjahren nach so vielen Mühen und Plagen nicht selbst in diesem Hause wohnen? Kurz, Adam Finkler freute sich über die Verlegenheit unseres Freundes, und sah sich schon im Geiste im Wiederbesitz des so heimisch

eingerichteten Gebäudes. Es war daher sein fester Entschluß, keine Zahlungsfrist zu bewilligen, sondern ohne Aufschub den Verkauf rückgängig zu machen. Mit zitternder Freude durchlas er zu wiederholten Malen die Klauseln, die klüglicher Weise im Kaufkontrakte zu Papier gebracht, und die Estermann unterzeichnet hatte. Der einzige Ausweg, der dem Bedrängten übrig blieb, war, daß er sich das Geld von einem ihm bekannten Schweizer zu leihen gedachte, der in einem Dorfe dicht an der Grenze wohnte und gegen sichere Hypotheken Gelder vorschoß. Zwar war im Blick auf die mangelnde Arbeit wenig Aussicht vorhanden, daß er Zinsen aufbringen werde; aber er blieb doch wenigstens vor der Hand im Besitz seines Hauses, auf welches er so viele Sorgfalt und Mühe verwandt hatte. Das waren die Gedanken, die ihn an diesem Morgen beschäftigten.

„Es bleibt mir kein anderer Weg übrig," murmelte er vor sich hin. „Jedenfalls schiebe ich dadurch den Verlust des Hauses um ein Jahr zurück; und es ist dem Herrn ein Leichtes, mir Hülfe zu senden. Ich erkenne jetzt, wie thöricht es war, einen solchen Handel abzuschließen, und ich verdiene es, dafür gestraft zu werden. Aber — gepriesen sei der Herr! — wir hängen nicht von unserer Würdigkeit, sondern von seiner Barmherzigkeit ab, wenn es sich in diesem und in jenem Leben um unsere Wohlfahrt handelt."

Während unser Freund draußen im Garten in der Weise seinen Gedanken nachhing, saß Margarethe im Hause am Spinnrade. Aber auch ihr Herz war mit demselben Gegenstand beschäftigt, und namentlich insoweit es sich um ihre eigene Person handelte. Die Eltern ihres Verlobten hatten lange Jahre mit ihrem Vater in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden; aber die Zwistigkeiten bezüglich der Heiligentage hatten dieses Verhältniß mehr und mehr gelockert. So lange die Dinge noch im Geleise waren, und das Schmiedegeschäft noch flott vorwärts ging, hatten sie gegen eine eheliche Verbindung zwischen ihr und dem Sohne Ernst keine Einwendungen gemacht. Aber nachdem die Kunden ausgeblieben waren, und die Nachricht, daß Adam Finkler auf den Wieder-Besitz des Hauses lauere, von Mund zu Mund ging, da hatten die Alten es deutlich ausgesprochen, daß es für ihren Sohn besser sei, von der Heirath abzustehen, bis er in der Lage sei, sich eine Existenz gründen zu können. Und da damals in Tyrol die Autorität der Eltern noch in ganzer Fülle bestand, so würde es kein Kind gewagt haben, ohne die Einwilligung der Eltern einen so wichtigen Schritt zu thun.

„Wir müssen warten, Margarethe!" hatte Ernst gesagt. „Mögen die Eltern Recht haben oder nicht, mögen uns die Trübsale von Gott gesandt worden sein, um die Echtheit unserer gegenseitigen Zuneigung zu prüfen — genug, wir müssen warten. Doch ich denke, daß dein Vater einen tüchtigen Grobschmied aus mir gemacht hat, und daß es gut sein wird, wenn ich mir in Oestreich, wo es Arbeit in Fülle geben soll, eine Beschäftigung suche. Freilich wird mir der Abschied von dir schwer; aber wir wollen uns doppelt freuen, wenn ich nach einem Jahr zurückkehre und soviel Geld mitbringe, um bei dem Schweizer, der deinem Vater die Summe vorstrecken soll, den ganzen Betrag nebst Zinsen zurückzuzahlen und uns auf diese Weise das Haus zu erhalten."

Margarethe hatte diesem Vorhaben nichts entgegen zu stellen vermocht. Auch sie sah darin den einzigen Weg, um den guten Vater aus allen seinen Schwierigkeiten herauszureißen, aber der Gedanke an eine Trennung von Ernst war ihr unerträglich. Ach! wenn er einmal unter fremden Menschen sich bewegte, wie leicht konnte er sie dann vergessen! So dachte sie in diesem Augenblicke, und heiße Thränen rollten über ihre Wangen, während das Rädchen schnurrte und auch oft stehen blieb. Im Dorfe ringsum war alles still und öde; kein Auge sah ihre Thränen, kein Ohr hörte ihre Seufzer, kein Herz fühlte ihren Schmerz. Aber auch sie selbst, von ihrem Kummer überwältigt, sah und hörte nichts, was um sie her vorging, bis eine Stimme dicht in ihrer Nähe die Worte sagte:

„Kannst du mir sagen, Mädchen, wo sich der Schmied aufhält?"

Margarethe blickte aufwärts und wurde purpurroth; denn vor ihr stand ein Mann, den sie nie vorher gesehen hatte. Er mochte in den mittleren Jahren sein, hatte ein ernstes, ausdrucksvolles Gesicht und war fein gekleidet.

„Mein Vater ist im Garten, Herr," flüsterte Margarethe, ihre Thränen trocknend und kaum wissend, was sie sage. „Aber ich will ihn sogleich herholen."

Sie erhob sich; aber der Fremde legte ihr seine Hand auf die Schulter und sagte in freundlichem Tone:

„Bleib, mein schönes Kind! Ich sehe, du hast geweint; sage mir, was dir fehlt. Vielleicht könnte ich etwas thun, um deinen Kummer zu zerstreuen. Fürchte dich nicht, erzähle mir alles. Ich bin so alt, daß ich dein Vater sein könnte. Vertraue mir deinen Kummer an, und wenn möglich, so werde ich deine Thränen trocknen."

In den Mienen und Manieren des Fremden lag etwas, das dem schüchternen Mädchen volles Vertrauen einflößte; und nach einigem Zögern theilte sie ihm ohne Rückhalt alles mit, was ihr Herz niederbeugte.

„Fünfundzwanzig Thaler? Läßt sich mit einer so kleinen Summe so viel Gutes zu thun?" murmelte der Fremde, wie zu sich selbst sprechend, fügte dann aber lauter hinzu: „Fürchte nichts, mein gutes Kind! Dein Vater soll sein Haus nicht verlieren, und dein Bräutigam soll nicht in die Fremde gehen, wenn ich's verhüten kann. Aber nun sprich kein Wort mehr über die Sache, sondern hole mir sofort deinen Vater her."

Margarethe gehorchte, und etliche Minuten später trat Ludwig Estermann ins Zimmer und starrte mit großen Augen den Fremden an, dessen Blicke ihn zu durchdringen schienen.

IV.

„Aber, Meister, wie kommt's, daß sich in Eurer Schmiede kein Hammer hören läßt?" begann der Fremde nach einer Pause. „Ich habe eine dringende Arbeit, die nicht verschoben werden kann. Eines der Räder meines Wagens ist mir in Euren holperigen Straßen zerbrochen."

Unser Freund folgte dem Fremden ins Freie und sah, wie sechs prächtige Pferde einen kostbaren Wagen mit zerbrochenem Rade langsam hinter sich herschleppten, während mehrere Männer in die Speichen griffen, um einen völligen Zusammenbruch auf der durch Grunderwald führenden Straße zu verhüten.

„Könnt Ihr mir ohne Säumen das Rad wieder ausbessern?" fragte der Fremde. „Ich werde Euch gut bezahlen."

„Ich werde Euch gern zu Dienste stehen; aber ich habe keinen Balgtreter," erwiderte der Grobschmied. „Margarethe ist nicht an dergleichen gewöhnt, und mein Gesell ist dort in der Kirche zur Messe gegangen, wo alle Dorfbewohner versammelt sind. Und selbst, wenn noch Jemand daheim geblieben sein sollte, so würde derselbe doch um keinen Preis an diesem Tage eine Arbeit verrichten."

„Sind denn alle in Euerm Dorfe so strenge Beobachter der Heiligentage?" fragte jener weiter, während sein scharfes Auge die verfallenen Häuser und die vernachlässigten Felder streifte.

„Alle, außer mir und meiner Tochter," bekannte der Grobschmied freimüthig. „Wir halten es für keine Sünde, wenn arme Leute eine ehrliche Hantierung treiben und an jedem Werktag, den Gott gegeben, für ihre Nothdurft sorgen. Und wenn es wirklich solche Heilige gibt, wie Pater Felix behauptet, so werden dieselben sich sicher nicht geehrt fühlen, wenn man einen Tag nach dem andern die Messe anhört, die Pflichten versäumt und die Zeit durch Müßiggang vergeudet."

„Ihr habt Recht, mein Freund; aber Eure Nachbarn stimmen mit Euch nicht überein, wie es scheint," sagte der Fremde, während nochmals seine Blicke über die zerfetzten und zerzausten Strohdächer schweiften.

„Nein, sie theilen meine Meinung nicht," fuhr Estermann fort; „und, um Euch die Wahrheit zu sagen, ich bin dadurch, daß ich an den Heiligentagen meine Arbeit verrichtete, in einen so schlechten Ruf gekommen, daß mich alle meine Kunden verlassen haben und zu einem aus Innsbruck hergezogenen Grobschmied gehen, obwohl ich besser arbeite als er, und auch besser, als irgend einer der Stadtschmiede, wie das Ew. Gnaden bei der Ausbesserung des zerbrochenen Rades sehen würden, wenn ich nur einen Balgtreter hätte."

„Nun, dann will ich selbst den Blasebalg treten," rief der Fremde lachend.

„Ich fürchte, daß Ew. Gnaden nicht an dergleichen Arbeiten gewöhnt sind," sagte der Grobschmied, die mit Handschuhen versehenen Hände des Fremden betrachtend.

„Schadet nichts," wandte dieser ein, indem er die Handschuhe auszog. „Es ist jedenfalls gut, einmal zu erfahren, auf welche Weise man eine ehrliche Hantierung betreibt. Dazu bietet sich mir eine Gelegenheit, in der frischen Gebirgsluft einmal wieder warm zu werden. Nun, Meister, zündet das Feuer an und laßt uns unsere Arbeit beginnen!"

Es bedurfte keiner zweiten Aufforderung. Der Meister beeilte sich, die noch glimmend Asche zu schüren, neue Holzkohlen beizufügen und dieselben mehr und mehr aufzuhäufen, bis das Feuer sich zu einer hochlodernden Flamme entzündete. Der Fremde setzte nach einer kurzen Anleitung den Blasebalg in Bewegung, während seine Leute das zerbrochene Rad herbeischafften; nach wenigen Minuten hämmerte unser Freund Estermann wacker darauf los, so daß die Funken lustig um ihn her flogen und stoben und ihm alle seine bisherigen Sorgen verscheuchten. Nach Verlauf einer halben Stunde war der Schaden wieder geheilt, und mit dem Stolze eines Werkmeisters blickte er auf die vollendete Arbeit und sagte schmunzelnd:

„Nun werden Ew. Gnaden finden, daß das reparirte Rad eben so sicher in dem Geleise und über das Gestein gehen wird, wie seine drei Brüder."

„Ich hoffe es," sagte der Fremde. „Nun mag der Wagen eine kleine Strecke fahren, um die Güte des Rades prüfen zu' können, während Ihr mir die Rechnung macht."

Auf seinen Wink bewegte sich der Wagen dem Abhange der Dorfstraße zu, wo Halt' gemacht wurde, um auf die Ankunft des Gebieters zu warten. Dieser, nachdem er dem Fuhrwerk lange prüfend nachgeschaut hatte, wandte sich jetzt wieder an den Meister mit den Worten:

„Ich bin mit Eurer Arbeit zufrieden, mein Freund. Nun sagt mir, was ich Euch sowohl für Eure gute Arbeit, als für die weitere Mühe, mir das Balgtreten beigebracht zu haben, bezahlen muß?"

„Das Letzte muß ich, da ich keinen andern Gehülfen hatte, auf meine Schultern nehmen," sagte der ehrliche Schmiedemeister. „Die Arbeit selbst war gerade keine leichte, und hoffentlich werden eure Gnaden nichts dagegen haben, wenn ich zehn Kreuzer fordere."

Der Fremde trat einige Schritte bei Seite, zog eine reich gefüllte Börse aus der Tasche, nahm einige Geldstücke aus derselben, die er, in ein Papier wickelnd, dem Meister in die Hand drückte, und verabschiedete sich, indem er der in der Thür stehenden Margarethe freundlich zunickte, von dem Alten mit den Worten:

„Guten Morgen! Bis zum Wiedersehen!"

Mit raschen Schritten eilte er dem Wagen nach. In diesem Augenblick war die der heiligen Kunigunde gewidmete Feier beendet; und die Dorfbewohner strömten aus der Kirche. Eine von sechs hübschen Pferden gezogene Kutsche, begleitet von Livree-Bedienten, war für die

Grunderwalder ein höchst seltener Anblick. Die jetzt freigewordene Gemeinde umringte mit staunenden, neugierigen Blicken die so seltene Erscheinung; aber ihre Verwunderung erreichte den höchsten Gipfel, als der ihnen so verhaßte Ludwig Estermann, mit einem Papierpäckchen in der Hand dem Fremden fast athemlos nachrannte und demselben zurief:

„Ew. Gnaden haben sich geirrt. Da habt Ihr mir statt der zehn Kreuzer, zehn Dukaten gegeben, deren einen das ganze Dorf nicht wechseln kann."

„Nun, in der nächsten Stadt wird man Euch das Geld wechseln," sagte der Fremde lächelnd. „Ich irrte mich nicht, mein Freund, sondern gab Euch das Geld, damit Ihr die Schuld Eures Hauses abtragen und mit Eurer braven Tochter ohne Sorgen darin leben könnt, wie es ehrlichen Leuten geziemt. Dazu meine ich, daß der Kaiser von Deutschland es extra bezahlen müsse, wenn einer seiner Unterthanen ihm zeigt, wie man einen Blasebalg tritt. Ja, Ihr guten Leute," fuhr er fort, sich an die ihn sprachlos anstarrende Menge wendend, „ich bin Kaiser Joseph, der eine schnelle Reise nach seinen italienischen Besitzungen macht, und der auf dieser Reise die Gelegenheit hatte, dem einzigen denkenden Manne in Grunderwald aus unverschuldeten Schwierigkeiten herauszuhelfen — dem einzigen Manne, der weise genug ist, zu seinem und zum Nutzen Anderer zu arbeiten, während ihr eure Tage in abergläubischen Gebräuchen und im Müßiggang zubringt. Ihr, Meister Estermann, seid von diesem Tage an in allen Theilen des Landes des Kaisers Grobschmied. Alle Arbeiten, die in Euer Fach schlagen, werden fortan von Staats wegen bei Euch bestellt werden; und ich wünsche, daß auch alle meine Unterthanen in der Nachbarschaft diesem Beispiele folgen und in Eurer Schmiede ihre Arbeiten machen lassen. Dazu hoffe ich, daß man wieder anfange, die Heiligentage in Arbeitstage umzuwandeln; und das wird nöthig sein, wenn Eure Häuser und Aecker vor einem vollständigen Ruin bewahrt bleiben sollen."

Mit diesen Worten schüttelte der Kaiser dem fast zu Eis erstarrten Grobschmied die Hand, stieg ein, und im Nu rollte der Wagen zuvon. Die Menge beharrte mehrere Minuten hindurch in tiefstem Schweigen. Dann aber wurden die Zungen wieder gelenkig. Aller Augen suchten den Grobschmied, dem sie bis in sein Haus folgten und ihn mit tausend Fragen bestürmten, wie das alles, während sie die Messe hörten, so und so gekommen sei. Unser Freund erzählte ihnen alles haarklein; und Wochen lang war in Grunderwald und in der Umgegend von nichts anderm die Rede. Im Laufe der Zeit ist jener Vorfall eine jener Ueberlieferungen geworden, welche an traulichem Herd die Alten ihren Jungen erzählen; aber bei der damaligen Generation war derselbe von den gesegnetsten Folgen begleitet. Die erste Wirkung jenes von kaiserlichen Lippen ausgesprochenen Tadels gegenüber den Heiligentagen war, daß deren Werth in den Augen des Volks herabsank, und ihre Feier allmälig außer Brauch kam. Man sagt sogar, daß Pater Felix der erste gewesen, der seine Meinung geändert habe, und daß bald die umwohnenden Priester seinem Beispiele gefolgt seien.

Ludwig Estermann war jetzt der Held des Tages. War er denn nicht kaiserlicher Hofschmied geworden? Seine Kunden kehrten sammt und sonders wieder zurück; und sein Nebenbuhler hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinen Herd wieder abzubrechen und in seinen Geburtsort zurückzukehren. Alle königlichen Arbeiten wurden unserem Freund überwiesen. Noch Wochen lang strömte man von allen Seiten des Landes in seine Schmiede, um den wackern Meister zu sehen und vor allem den Blasebalg zu betrachten, den der kaiserliche Herr selbst getreten hatte. Kurz, Grunderwald hatte einen Namen bekommen. Zum Aerger des habsüchtigen Adam Finkler wurde die Schuld ganz getilgt; und Ernst Müller hatte nicht nöthig in die Ferne zu gehen, um Arbeit zu suchen; er zog in das Haus seines ihm nun angetrauten Weibes; und seine Eltern hatten nichts dagegen einzuwenden. Ludwig Estermann aber sagte am Hochzeitstage zu einem seiner vertrautesten Freunde:

„Mein Herz war an jenem Morgen, als ich im Garten saß, tief niedergebeugt; denn ich sah keinen Ausweg, um aus meinen Schwierigkeiten zu kommen. Da beugte ich in der Laube, von Menschen ungesehen, meine Knie vor dem Herrn, und flehte zu ihm um Hülfe und Rettung. Wirklich, an seiner Güte sollte Niemand zweifeln. Es bleibt ewig wahr:

‚Wo der Menschen Hülf' zu Ende,
Zeigen stark sich seine Hände.'

Als mir alle Wege versperrt waren, sandte mir der König der Könige Hülfe durch die Hand unseres guten Kaisers."

Die Reise, die der Kaiser Joseph II. im Jahre 1769 im strengsten Incognito machte, soll den Erfolg gehabt haben, daß die unzähligen, so streng gehaltenen Heiligentage durch ein Edikt, welches kurz nachher veröffentlicht wurde, auf ein bescheidenes Maß beschränkt wurden. Es geschah dieses freilich nicht ohne großen Widerstand von Seiten der Klerisei; und auch Maria Therese, die Kaiserin Mutter, opponirte heftig gegen die Anordnungen ihres Sohnes. Doch ihre Scrupel wurden endlich besiegt durch die Mittheilung des letzteren, daß er, der Kaiser, wegen der Heiligentage einmal gezwungen gewesen sei, den Blasebalg des Grobschmiedes von Grunderwald zu treten.

Wir aber sehen aus dieser Geschichte, daß, wie wenig das Licht des Evangeliums damals auch in den Gebirgsdörfern Tyrols leuchten mochte, dennoch der Herr von jeher den Schrei des Elenden vernommen und seine Hülfe denen nicht vorenthalten hat, die ihm vertrauen.

In der Sommerfrische.

Ich sitz auf der stillen Altane,
Das laute Geräusch ist verstummt;
Nur hier auf dem grünenden Plane
Das Bienlein flattert und summt

Es will mir die Ruhe nicht stören,
Fast lullt es in Schlummer mich ein,
In dem ich darf schauen und hören,
Wie's einst in dem Himmel wird sein.

Die Tannen, die ernst mich umdüstern
Dort drüben im schattigen Wald—
Es däucht mir so wonnig ihr Flüstern,
Das nie mir im Ohre verhallt.

Der Odem des Höchsten verwehet
Das letzte Gewölk in der Brust;
Leicht athmet das Herz, und es flehet
Anbetend in seliger Lust.

O komm nur, du silberne Quelle
Mit frohem geflügeltem Fuß!
Du bringst mir melodisch zur Stelle
Vom Schöpfer so freundlichen Gruß.

Ich hör dich im Traume noch rauschen
Und folg deiner lachenden Spur;
Und hast du geweckt mich, dann tauschen
Wir sehnend den Schmerz der Natur.

Und ihr auch, ihr Sänger der Lüfte,
Ihr raubt nicht mein Sabbathgefühl;
Wie ihr, so verkost ich die Düfte,
Entfernt von der Menschen Gewühl.

Doch ob ich in lauschiger Ecke
Den Reiz des Alleinseins genieß
Und ahnend zum Himmel mich strecke,
Aus dem uns die Sünde verstieß,—

Ich trage die Menschheit im Busen
Und denk in die Welt mich hinein;
Ich will auch im Tempel der Musen
Mich nicht mit dem Leben entzwein.

Und darf ich jetzt Himmelsluft trinken,
O Höchster, nach gnädigem Recht,
So darfst du nur leise mir winken,
Dann bin ich dein Kämpfer und Knecht.

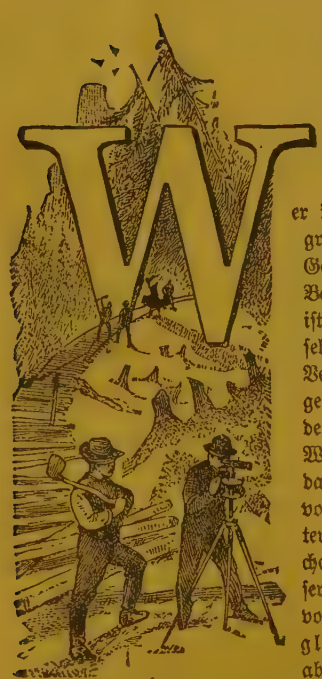
Dann steig aus verborgenem Thale
Ich freudig empor in die Höh;
Ich sonn mich mit Menschen im Strahle
Und trage mit Menschen ihr Weh.

Dann will ich mich neigen und bücken,
Wenn irgend ein Pförtlein erscheint,
Getrost mit den Brüdern auch rücken
Entgegen dem drohenden Feind.

J. K.

Im Inneren der Erde.

Von * * * * *



IV.

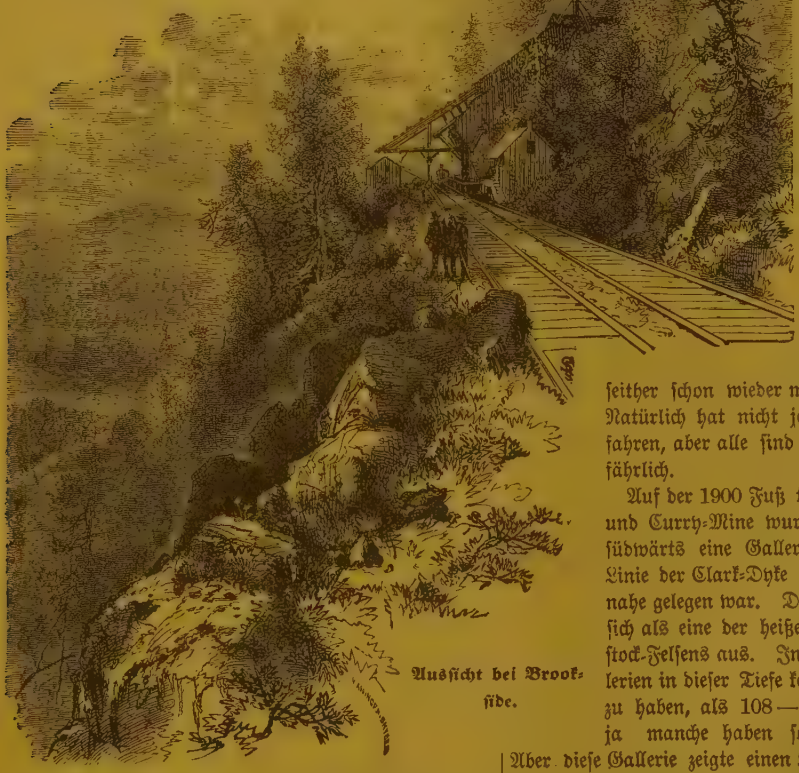
Wer kann sich einen Begriff machen, von den Gefahren, welchen der Bergmann ausgesetzt ist? Wer hat schon gesehen, wo man die Verschütteten herausgebracht hat, verwundet, verstümmelt, todt? Wir lesen wohl hie und da von Explosionen, von schlagenden Wettern, vom Hereinbrechen brausender Wasser, von Verschüttung von Stollen und dergleichen Ereignissen, aber wir halten es für zufällige Begebenheiten und haben nicht den mindesten Begriff, welchen Mühen, Leiden und Gefahren der Bergmann in der Tiefe der Erde täglich, stündlich, ja augenblicklich ausgesetzt ist; wir beachten es nicht, daß jeden Morgen der arme Bergmann daran denken muß: es ist zum letzten Mal, daß ich meine Kinder sehe, vielleicht bringt man mich zerschlagen, todt nach Hause.

Einer Vorlesung, welche unlängst über: „Unglücksfälle in den Comstock-Minen und ihre Beziehung zu tiefem Miniren," gehalten wurde, entnehmen wir noch folgendes Bild des unterirdischen Arbeiterlebens, wie es der erfährt, welcher sich dem Lichte der Sonne entzieht, um in schauerlicher tiefe sein Brod zu erwerben; es sind nur Skizzen und abgerissene Stücke, aber sie machen Jeden, der nur an das liebe Sonnenlicht gewohnt, schaudern, wenn er sie liest und beherzigt.

Es kamen in den Comstock-Minen vom Juli 1877 bis Mai 1879, also in einem Zeitraume von 22 Monaten nicht weniger als 101 Unglücksfälle vor, bei welchen 53 Menschen unmittelbar ihren Tod fanden und 70 andere Verletzungen erlitten. Solche Unfälle, welche glücklicher Weise ohne Gefährdung von Menschenleben vorüber gingen, oder solche, welche nahe daran waren, sehr fatal zu werden, sind hier nicht mitgezählt; auch findet sich keine Angabe über den Verlauf der erlittenen Verletzungen bei

den erwähnten 70 Bergleuten.—Diese Unglücksfälle während besagten Zeitraumes vertheilen sich folgendermaßen, nach der Ursache ihrer Veranlassung eingetheilt:

Ursachen.	Unfälle.	Verbunden mit Lebensverlust.	Verbunden mit Verletzungen.
Vom Fallen von Steinen, Holz 2c.....	23	9	16
Beim Ausfördern.....	7	1	7
Von Hitze und zwar			
a. Verbrühungen.....	3	2	1
b. Ueberhitzung.....	9	8	3
Fallen oder Ausgleiten der Leute.....	16	10	6
Durch Explosionen.....	14	10	11
Beim Aufziehen.....	11	6	8
Beim Aufwinden..	3	3	2
Aus verschiedenen anderen Ursachen.....	15	4	16
Summa	101	53	70



Aussicht bei Brookside.

Bei dieser Liste muß man indeß berücksichtigen, daß sie sich allein auf die Comstock-Mine bezieht; sie ist hier lediglich als eine Uebersicht der Unglücksfälle gegeben, welche im Bergbauwesen das Menschenleben überhaupt gefährden können, obgleich mehrere dieser Ursachen der Comstock- und anderen tiefen Minen besonders eigenthümlich sind.

Die ersten beiden Ursachen der Veranlassung solcher Unfälle pflegen auch in allen anderen Bergwerken vorzukommen. Aber bei der dritten Classe dieser Unfälle, welche von der hohen Temperatur der Minen und der Felsen, in welche dieselben hineingearbeitet sind, vorkommen, ereignen sich ganz besondere Dinge, wie z. B. das Verbrühen am Körper, wenn Leute in das heiße Wasser solcher Minen hineinfallen, deren Hitzgrad oft über 156 Grad Fahrenheit zu steigen pflegt, eine Temperatur, die ohnehin schon eine schlimme Einwirkung auf die Leute machen muß, welche in ihr arbeiten müssen.

Wir wollen uns lediglich auf die Besprechung von Unfällen aus dieser Ursache beschränken, welche unter allen den größten Procentsatz von Lebensopfern, 73 Procent erheischt.

So verbrühte sich ein Bergmann, der in das Wasser der Julia-Mine hineinglitt und bis an die Knie darin versank, obgleich er so schnell aus dem Wasser wieder heraus war, daß es nicht in seine Schuhe eindringen konnte, dennoch seine Beine so sehr, daß die Haut abging. Dieselbe Mine hat seither schon wieder mehrere Opfer gefordert. Natürlich hat nicht jede Mine dieselben Gefahren, aber alle sind mehr oder minder gefährlich.

Auf der 1900 Fuß tiefen Sohle der Gould- und Curry-Mine wurde vom Schachte aus südwärts eine Gallerie gehauen, welche der Linie der Clark-Dyke folgte und ihr ziemlich nahe gelegen war. Diese Gallerie nun wies sich als eine der heißesten Stellen des Comstock-Felsens aus. In der Regel pflegen Gallerien in dieser Tiefe keine höhere Temperatur zu haben, als 108—110 Grad Fahrenheit, ja manche haben sogar eine niedrigere. Aber diese Gallerie zeigte einen Hitzgrad von 123, 126 und 128 Grad Fahrenheit. Thomas Bron, einer der Bergleute, welche an dieser Stelle arbeiten mußten, wurde ohnmächtig, und als er ans Tageslicht und wieder zu sich gekommen war, fand es sich, daß er—sein Gedächtniß verloren hatte. Er konnte weder sagen, wie er heiße, noch wo er wohne, und wurde von seinen Kameraden angezogen und heimgebracht. Dieser plötzliche Verlust des Gedächtnisses, infolge Ueberhitzung in den Minen, kommt sehr häufig vor; aber diese Wirkung läßt auch wieder nach, und die Leute genesen davon. Indeß-

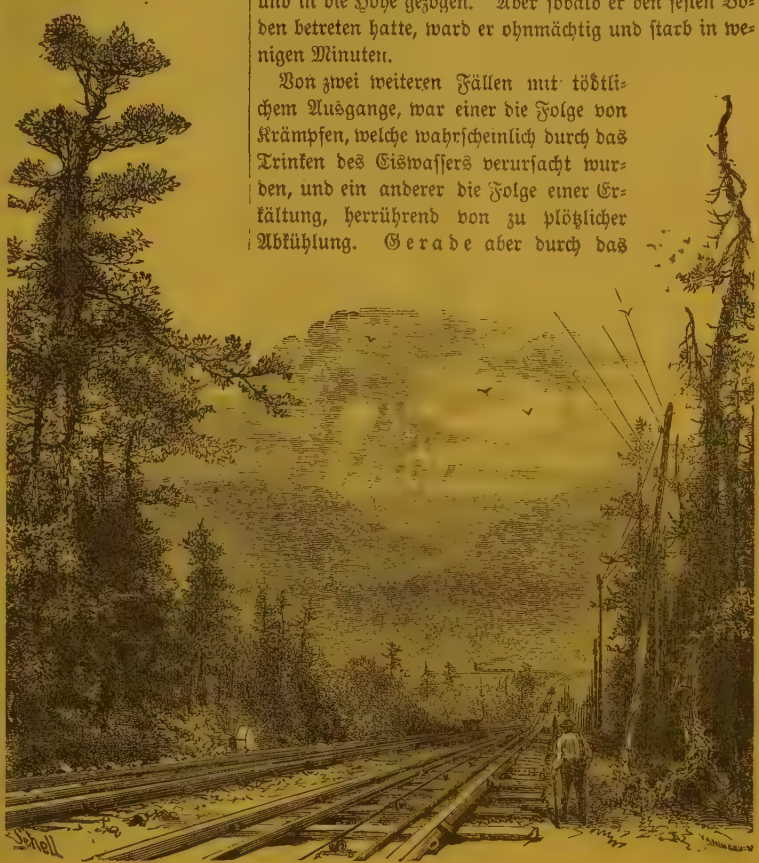
sen gibt diese Thatsache die deutlichste Erklärung dessen, daß Männer, welche für erfahrene Bergleute gelten, dennoch anscheinend mit Bedacht in falsche Schachte 2c. fallen können.

Ein häufiges Vorkommen in diesen Minen besteht darin, daß die Leute im Schachte ohnmächtig werden, wenn sie zu Tage fahren. Dies ereignet sich stets, sobald sie in eine kühlere Luft kommen und hundert oder hundertfünfzig Fuß von der Oberfläche durch irgend einen Riß oder Zugang einige Zugluft entsteht. So gewöhnlich ist dies Vorkommen, daß man einen Mann, der in einer heißen Gallerie gearbeitet hat, nie allein hinauffahren läßt. Sogar wenn man meint, sich schon lange an die Hitze gewöhnt zu haben, ist man nie vor der Gefahr sicher, und schon schlimme Unglücksfälle haben sich in dieser Hinsicht ereignet. Diesem Ohnmächtigwerden scheint stets eine Neigung zum Erbrechen vorauszugehen, welcher aber sofort die Bewußtlosigkeit folgt.

Von den minder bedeutenden Anfällen mußte auch Herr Sutro, welcher so viel zur Verbesserung des Lebens in den Minen beitrug, Erfahrung machen. Während er einmal im Tunnel sich befand, ehe die Verbindung mit der Savage-Mine hergestellt war, und die Luft noch eine Temperatur von 110 Grad Fahrenheit hatte, ging er an das Luftrohr um sich abzukühlen, blieb aber so lange daran stehen, daß die Bergleute ihm zuriefen, daß er nun einmal weggehen und ihnen die Luft zugehen lassen möchte. Sutro aber gab kein Zeichen einer Bewegung. Da wollten sie ihn mit den Stielen ihrer Schaufeln wegschieben. Er hatte aber alle Willenskraft verloren und konnte sich nicht regen. Schließlich ward er auf einen Wagen gethan und hinausgebracht.

Dieses sind nur die geringeren Einwirkungen der Hitze, schlimmere Folgen lassen sich nachweisen. Ein Mann, welcher sechs Monate ohne Arbeit war, wurde schließlich als Grubenarbeiter angestellt. Um 7 Uhr Morgens ging er in den Schacht, die fremdartige Luft machte zuerst einen sehr eigenthümlichen Eindruck auf ihn, aber weder er, noch sonst Jemand beachtete es genau; plötzlich eilte der arme Mann an das Stationsfenster und berichtete dem Meister, die Räder an seinem Wagen seien alle in in Stücke zerdrückt. Der Stationsmeister ging mit ihm zurück an den Wagen und fand Alles in Ordnung. Er merkte daher, daß es mit dem Manne nicht richtig sei und brachte ihn in die Abkühlungskammer. Hier begann er sofort verwirrt zu reden, sich ungeberdig zu benehmen und gab weitere Anzeichen von Geistesverwirrung. Man hielt es daher fürs beste, ihn zu Tage zu bringen. Er wurde deßhalb an den Förderungskorb festgebunden und in die Höhe gezogen. Aber sobald er den festen Boden betreten hatte, ward er ohnmächtig und starb in wenigen Minuten.

Von zwei weiteren Fällen mit tödtlichem Ausgange, war einer die Folge von Krämpfen, welche wahrscheinlich durch das Trinken des Eiswassers verursacht wurden, und ein anderer die Folge einer Erkältung, herrührend von zu plötzlicher Abkühlung. Gerade aber durch das



Unter Gordon Plane.

Trinken von Eiswasser und das Abkühlen in einem Luftzuge pflegen sich die Leute von ihrer Erschöpfung in der großen Hitze dieser tiefen Minen zu erholen. Obgleich aber diese Art der Abkühlung allen Gesundheitsregeln direkt widerspricht und doch täglich tausende Male ungestraft geübt wird, beweisen eben die genannten beiden Fälle, daß sie nicht so ungefährlich sind.

Der nächste Fall demonstrirt die heftigen Wirkungen, welche excessive Hitze auf Jemand ausübt, der an sie nicht gewöhnt ist. Am Freitag den 11. October 1878, ging

Ein Tunnel Kohlen-Bergwerk.

John McCanley zum ersten-male in der Imperial-Mine an die Arbeit. Er war gewarnt worden, sich in der auf den unteren Sohlen herrschenden Hitze nicht zu überarbeiten. Er antwortete, daß er stark genug wäre, irgend etwas auszuhalten und achtete der gegebenen Weisung nicht. Um halb drei Uhr Nachmittags wurde er in bewußtlosem Zustande zu Tage gebracht und starb am nächsten Morgen.

Von der Gefahr, welche die heiße Stickluft in einer Mine erzeugt, hat Niemand einen Begriff, der noch nie im Inneren der Erde war, und gerade dieser Umstand hat schon Hunderten das Leben gekostet; ich habe selbst einen Bergmann gekannt, welcher sich nach dem Mittagessen sein Pfeifchen anzünden wollte, aber er hat es nie mehr geraucht. Die Ansammlung von Stickluft war so stark, daß die Entzündung des Streichhölzchens auch die Entzündung der Gase zur Folge hatte und ihn augenblicklich tödtete. Vor mehreren Jahren wurden fünf Mann in eine Mine hinuntergeschickt, um eine Dampfpumpe auf einen Wagen zu laden. Diese Arbeit war so erschöpfend, daß, nachdem die Pumpe auf eine Planke gebracht war, die Leute nicht im Stande waren, sie fortzubewegen. Sie schienen sich in einem Zustande geistiger Verwirrung zu befinden, fühlten aber noch, daß sie nicht länger bleiben konnten. Indem sie nun einen blinden Schacht, der in Verbindung mit der 1900 Fuß tiefen Sohle stand, hinan zu kommen trachteten, fiel einer von ihnen nieder. Sie fürchteten aber anhalten zu müssen, und ihm zu helfen, drängten voran und erreichten eine halbe Stunde, nachdem sie ihn verlassen hatten, ihr Ziel. Sie waren äußerst verwirrt und konnten nur mit größter Mühe deutlich machen, was geschehen sei. Drei Mann wurden hinuntergeschickt, den Zurückgebliebenen zu retten, und sie fanden ihn noch am Leben. Nachdem sie die Pumpe zurecht gebracht hatten, stiegen sie in den Wagen und gaben das Zeichen zum Aufziehen. Aber den Weg des falschen Schachtes hinan taumelte der Mann, den sie zu retten gegangen waren und fiel heraus. Der Wagen hielt sofort stille, aber der Unglückliche war so fest eingeklemmt, daß die Anderen ihn verließen, um Hülfe zu holen. Jedoch gelangte nur ein Einziger hinauf. Eine neue Rettungspartie ging nieder und fand zwei der Männer todt und der dritte starb gleich darnach. Der Gallerieaufseher berichtete, daß diese Unfälle lediglich der Hitze zuzuschreiben seien und daß der blinde Schacht im täglichen Gebrauche war.

Seit man die Erfindung gemacht hat, frische Luft in die Bergwerke hineinzupumpen, ist das Loos der Bergleute ein bedeutend leichteres geworden. In Amerika sind in den letzten Jahren auch die Staatsgesetze mehr für das Leben der Grubenarbeiter besorgt, welches sicherlich für alle ein Segen ist. Wir schließen diese Abhandlungen mit einer Legende, in Variationen:

Einsturz einer Kohlengrube.

Der Bergknappe.

„Glück auf!" die Bergleute fuhren
Hinab in den Kohlenschacht,
Und ihre Lampen erhellten
Die unterirdische Nacht.

Dicht war mit Dornen umwachsen
Des Berges verschlossener Mund;
Seit fünfzig Jahren berührte
Kein Fuß den verödeten Schlund.

Nach langen Jahren aber befuhren
Die Knappen das friedliche Grab;
Es stiegen die Söhne, die Enkel,
Zur Wiege der Kohlen hinab.

Und als ein verfallener Stollen
Sich nun aus den Trümmern erhub,
Erschien ein verunglückter Jüngling,
Den dort das Schicksal begrub.

Von einer Bergwand gefangen,
In Eisenwasser versenkt,
Blieb ihm durch die Kraft des Metalles,
Der Schimmer des Lebens geschenkt.

Die Knappen trugen den Leichnam
Ans Licht des Tages empor.
Und schnell durcheilte die Kunde
Der Bergstadt niedriges Thor.

Da zogen Jugend und Alter
Hinaus in gedrängten Reihn,
Und männiglich sah mit Erstaunen
Dort Leben und Tod im Verein.

Doch das Gewimmel des Volkes,
Das rings den Entseelten umstand,
Durchliefen vergebens die Fragen:
„Wer ist er? wer hat ihn gekannt?"

Und sieh, es kam aus dem Städtchen,
Gekrümmt von des Alters Last,
Noch eine Greisin am Stabe,
Mit kraftlos zitternder Hast.

Und als sie den Leichnam erblickte,
Erbebte sie wundersam,
Und stürzte dahin mit dem Rufe:
„O Gott! mein Bräutigam!"

Sie küßte mit strömenden Zähren
Des Mundes eiskaltes Roth,
Und die so lange Getrennten
Vereinte plötzlich der Tod.—

Paris vor der Belagerung, beschrieben von einem Pariser.

Aus dem Französischen des Francisque Sarcey, deutsch von R. L.

In seinen interessanten „Erinnerungen aus dem deutsch-französischen Krieg" entwarf uns letzten Herbst im „Evang. Magazin" Br. J. P. Luippold vom deutschen Lagerleben vor Paris, eine so anschauliche Federzeichnung, daß der mit dem europäischen Heerwesen einigermaßen Vertraute, sich alles höchst lebhaft vergegenwärtigen kann. Man gewinnt dadurch manchen Einblick in den Zustand und das Gemüthsleben der Belagerer, daß unwillkürlich der Wunsch auffsteigt: „Wüßte ich nur auch etwas Zuverlässiges über die Anschauungen, Hoffnungen und Illusionen der Belagerten." Derartigen Wünsche zu begegnen, übersetze ich einige Bruchstücke aus dem in der Hauptstadt Frankreichs gedruckten Werke: "Le siege de Paris de 1870–71;" Verfasser desselben ist Francisque Sarcey, geboren 1828, Studiengenosse und intimer Freund der namhaften Schriftsteller M. Taine und Edmond About. Er docirte sieben Jahre als Professor an verschiedenen französischen Hochschulen, war später längere Zeit Mitredacteur vom Le Temps und ist Verfasser mehrerer politischen und belletristischen Werke. Das vorgenannte Buch fand wegen seines anziehenden Styles, seiner feinen Satire und seines vergleichsweisen Freiseins von gehässigen Entstellungen einen ungeheuren Absatz bei den besseren Gesellschafts-Classen Frankreichs. Man bedenke noch: Massenhaft entstanden in Deutschland und den Ver. Staaten anläßlich der Ereignisse von 1870–71 Kriegs-Chroniken, Berichte, Memoiren, historische und unhistorische Romane ꝛc. ꝛc.—fast ebenso massenhaft wurden derartige Druckwerke auch in Frankreich producirt. Deutscherseits hat man davon wenig Notiz genommen, theils aus Uebersättigung mit vaterländischer Kriegs-Literatur, theils aus Abneigung gegen den groben, wahrheitsverachtenden Dünkel, der sich meist in derartigen französischen Werken widerwärtig breit macht. Prof. Sarcey's Buch gehört unbestreitbar zu der bessern Classe ähnlicher Schriften, doch der Leser urtheile für sich selbst; wir übersetzen getreu nach dem Original.

Paris vor der Belagerung.

Die Journalisten schrieben eine Unzahl von Artikeln, um zu beweisen, Paris könne niemals genommen werden von einer Armee, die weniger zähle als 1,500,000 Mann; 1,200,000 zum allerwenigsten! Ueberdem sei ein Waffenplatz, der sich wieder verproviantiren und seine Verbindungen nach außen offen halten könne, gänzlich uneinnehmbar, mindestens in Beziehung auf einen Sturmangriff. Und beim Sturmangriff—nun, wir sind da!! Man zählte die Hülfstruppen auf, und diese tapfere Armee von 400,000 National-Gardisten, welche aus der Erde hervorspringen würden, wie das Gras, wenn unsere leitenden Männer nur mit dem Fuß auf den Boden

stampften! Ah, sie sollten nur kommen! Sie würden schon sehen . . . .!

Wir weideten uns an diesem Trugbild und hielten es, wie damals fast Jedermann, für Wirklichkeit. Aber unsere Leidenschaftlichkeit überzeugte uns noch leichter als alle Ausführungen der Leute vom (Literatur-) Handwerk. Wir frugen uns nicht einmal bestimmt, ob wir auch guten Grund hätten, uns sicher zu verlassen auf jene Festungswerke, auf welche man so viel zu rechnen schien. Nein; wir gingen aus von der Idee, zähe und halsstarrig, wie alle vorgefaßten Meinungen: es sei unmöglich für den Feind, jemals nach Paris zu kommen, dasselbe zu belagern und zu beschießen. Diese Ungeheuerlichkeit konnte uns gar nicht in den Sinn kommen. Der geweihte Boden des Vaterlandes würde sich zweifelsohne aufthun, um die preußischen Bataillone hinabzuschlingen, ehe solch eine schreckliche Entweihung sich vollziehen könnte!

Es gibt Völkerschaften, deren Einbildungskraft sich von Natur aus zum Düstern neigt und ihnen oft schwarze Schmetterlinge vorgaukelt. Die Pariser im Gegentheil, sind beständig geneigt zur Leichtgläubigkeit und zur Hoffnung. Sie sehen einer ihnen mißliebigen Wirklichkeit niemals ins Gesicht; sie ähneln dem Vogel Strauß, der seinen Kopf zwischen zwei Steinen verbirgt, um den Jäger nicht zu sehen, der auf ihn zielt. Sie täuschen sich bis ans Ende mit angenehmen Trugbildern und wenden gerne ihre Augen von einem Unglück, welches sie nicht mehr leugnen können!

In der gesammten Presse war etwas wie eine gemeinsame Vereinbarung von Lügen (parti pris de mensonges), welche der National-Eitelkeit schmeichelten. Man konnte die Fortschritte und wiederholten Erfolge der Deutschen nicht mehr verheimlichen. Aber man half sich mit stets bereiten Entschuldigungen, um wenigstens in unseren eigenen Augen unsere gekränkte Eigenliebe zu schonen (sauver, eigentlich: retten). Unsere Niederlagen waren ruhmvoller als Siege, und man sagte von dem Tage von Wörth: er sei ein siegreicher Rückschlag (oder Rückstoß: revers triomphant). Man erhob das Glorreiche unseres Rückzugs und den Heldenmuth der Soldaten, die ihn ausführten!

Eines Tages kam Edmond About (berühmter Schriftsteller und Alterthumsforscher, geb. 1828), der treuherzig erzählte, was er gesehen hatte: bei Reichshofen Marschall MacMahon's Truppen in völliger Auflösung (deroute); die Zuaven, ihre Waffen wegwerfend; übermannt vom Wein; Generale, welche den Kopf verloren hatten; hunderte von Orten ohne Schwertstreich dem Feind überlassen, wo fünfhundert entschlossene Krieger hingereicht hätten, einer Armee das Vorrücken streitig zu machen ꝛc. ꝛc. Bei dieser Enthüllung erhob sich ein einziger, gemeinsamer Schrei — — gegen den unglücklichen Berichterstatter! Man behandelte ihn als einen Preußen! Es gab Wahrheiten, die man nicht sagen sollte, und sie bekannt zu machen, galt als Verrath. Uebrigens—was er sagte, war nicht zuverlässig, er hatte nicht recht gesehen, er übertrieb! Vorauszusetzen, zu vermuthen, daß die Helden von der Alma, von Magenta, von Solferino so schmachvoll fliehen konnten vor den Panduren?

Panduren! Wir nannten sie Panduren, Hunnen, Vandalen; wir belegten sie mit allen Schmähworten, welche Wörterbücher und die Geschichte uns liefern konnten—und leider, in gutem Glauben. Wie wenige unter uns waren im Stande sich Rechenschaft zu geben von den Fortschritten, welchen dieses kleine und geringe Preußen gemacht hatte, von seinen Fortschritten, nicht nur in der Handhabung der Waffen, sondern auch in den Wissenschaften und Künsten, welche der Ruhm des Friedens sind. Macauley (berühmter britischer Staatsmann und Historiker, geb. 1800, gest. 1859), der kluge und scharfsinnige Beobachter, erklärte bereits im Jahre 1843, Preußen sei zwar der jüngste und nach Bevölkerungszahl und Einkünften in der Reihe der europäischen Großstaaten erst der fünfte, aber nach England, der zweite in Beziehung auf Unterrichtswesen, Geschmack in der Kunst und Fähigkeit für alle Zweige der Wissenschaft!

Und von uns war nicht einmal die Rede! Macauley, zweifelsohne, täuschte sich; als guter Engländer liebte er uns nicht, und der Haß führt irre. Aber wie würden wir erstaunt sein ob einer solchen Beurtheilung von einem Denker, der als einer der meist unparteiischen und tiefsten in Europa gilt! Wir, die große Nation in dritter Reihe! Wir, die wir glaubten, daß sich die Blicke des Weltalls auf uns richteten, weil die vornehme, kosmopolitische Gesellschaft sich nach Pariser Mode kleidete und unsere Refrains gesungen! Wir mußten erst noch von vielen Unfällen betroffen werden, ehe wir uns finden konnten in so unangenehme, aber anscheinend unbestreitbare Wahrheiten wie Macauley sie ausgesprochen.

Als der erste Augenblick der Betäubung und trüben Gerüchte vorüber war, erhob sich Paris mit der ihm eigenen Elasticität zu seinem gewohnten Optimismus und schwelgte wieder in Hoffnung. Der kaiserliche Minister Ollivier wurde in einem Tage hinausgefegt und man stellte an die Spitze der Regierung den Grafen de Palikao. Dieser war ein alter Schlaukopf (malin), dem es nicht schwer ankam, uns als leichtgläubige Tröpfe (dupes) zu behandeln. Ich möchte selbst sagen, um mich dieses soldatischen Ausdrucks zu bedienen, daß er uns vollständig überlistete. Er hatte beobachtet, daß die Prahlereien und Schwulstigkeiten der gestürzten kaiserlichen Regierung auf das Volk einen schlechten Eindruck machten, er verfolgte deßhalb mit vieler Geschicklichkeit den entgegengesetzten Weg. Er machte nichts bekannt von den militärischen Operationen. Jeden Tag, nahm er nach der Cabinets-Sitzung zwei oder drei seiner vertrauten Freunde beiseite und zischelte ihnen geheimnißvoll ins Ohr: „Wenn Paris wüßte, was ich weiß, so würde heute Abend illuminirt. . . . . Aber stille!"

—fügte er dann noch hinzu, und legte augenzwinkernd den Finger auf die Lippen.

„Aber still,"—wiederholte Paris noch an demselben Abend vom Boulevard Montmartre bis zur Chaussee d'Antin.

Und wenn in der Deputirten-Kammer einige ungeduldige Glieder von der Linken bestimmtere Aufschlüsse verlangten, so antwortete der Minister: „Ich kann weiter nichts sagen, aber alles geht gut." Oder, wenn man ihn zu viel bedrängte, so erwiderte er: „Ich habe dringende Geschäfte, ich muß gehen." Oder: „Es ist mir unmöglich, mehr zu sagen, ich habe seit zwanzig Jahren eine Kugel in der Brust, und ich darf nicht laut oder gar lange sprechen."

Man freute sich auf eine gewisse Art über diese klug ausweichenden Antworten! Welch ein Mann! Was hat er fürs Vaterland gethan! Seit zwanzig Jahren eine Kugel in der Brust! 2c. 2c.

Die Tagesblätter beobachteten nicht dasselbe Schweigen wie Palikao. Von den Zeitungsständen verbreitete sich jeden Morgen über die Stadt eine Wolke von fantastischen Berichten und hielt das Vertrauen und die gute Laune der Pariser beständig in Athem. Eines Tages erzählte man sich, daß zehn, in einen Steinbruch retirirende preußische Regimenter mit einem Schlag in den Abgrund stürzten, und daß 20,000 Mann dabei umgekommen seien, einer liege immer auf dem andern! 2c. 2c. In jenem Steinbruch eine gräuliche Brühe (puree)! Eines Tages reinigten etliche französische Soldaten scheinbar ganz unschuldig ihre Wäsche am Ufer eines Teiches, und zogen dadurch den größten Theil der feindlichen Hauptarmee herbei, diesen umringte Bazaine (der in Metz gefangene Marschall) durch eine schnelle Flankenbewegung und vernichtete ihn!!!

Man berechnete die Zahl der Preußen, welche seit Beginn des Krieges schon getödtet wurden: und man zählte ihre Cadaver (!!) nach Hunderttausenden! Niemals hatten die Griechen, diese Aufschneider des Alterthums, dem Xerxes eine so schreckliche Niederlage beigebracht oder unter den Persern ein so gräuliches Blutbad angerichtet!

Paris verschlang förmlich diese Geschichten! Einer meiner Freunde, ein Mann von Witz, aber politisch ungläubig, erlaubte sich, derartiger unerhörter und höchst unwahrscheinlicher Histörchen eine ganze Menge zu erfinden und hatte nächsten Tages regelmäßig die Befriedigung, sie von den Vornehmsten dieses leichtgläubigen Volkes mit Behagen verschluckt zu sehen. Eines Tages, nachdem ich ihm zugehört, wie er mit der ernsthaftesten Miene von der Welt eine solche Unwahrheit in Umlauf gesetzt, frug ich ihn, welches Vergnügen er denn dabei haben könne: „Ich?—keins," erwiderte er, „ich thue es nur aus Nächstenliebe! Sehen Sie diese Leute, die wünschen, sich auf lachenden Gedanken zu betten, sie werden die angenehmsten Träume haben und glücklich sein bis morgen. Ist dieses denn gar nichts?"

Was das Sonderbarste dabei ist, ich fand jenen Freund mehr als zwanzigmal die Leichtgläubigkeit der Pariser auf die härteste Probe stellen, ohne sie je zu übersättigen oder zu ermüden. So groß ist ihre Neigung, sich an ihren schmeichelhaften Neuigkeiten zu weiden, daß sie noch geglaubt hätten, wäre ihnen ein Märchen aufgetischt worden wie aus „Tausend und eine Nacht."

Soweit Prof. Sarcey. Seine Darstellung trägt so sehr das Gepräge der Wahrheit, daß ihm Niemand vorwerfen wird, er beurtheile seine Landsleute zu ungünstig. Wie sie auch versuchten, sich mißliebigen Wahrheiten selbstsüchtig und feige zu verschließen—endlich brach doch das Licht herein, als die deutschen Regimenter zur Belagerung vor Paris erschienen, Hunger, Krankheit und Elend einkehrten und Brandgranaten über die Stadt dahinsausten. So geht es auch im Geistlichen. Wer der Wahrheit nicht gehorcht und sich trotz alles Mahnens des Gewissens ihr absichtlich feige und unmännlich verschließt—die Wahrheit sie wird dennoch siegen, und für den, der ihr nicht gehorcht, folgt ein schrecklicheres Erwachen, als je die Pariser unter dem Donner der Vergeltung übenden deutschen Geschütze es gehabt!

„Herbergt gerne!"

(Von Josef von Hüther.)

I.

Der Reichsgraf Anton von Oettingen war, wie ihn seine Leute nannten, „ein ganz sonderbarer Herr." Uebrigens für die damalige Zeit, wir wollen nemlich eine kleine Geschichte aus dem Jahre 1710 erzählen, war es auch etwas Besonderes, daß dieser vornehme und reiche Herr sich selbst ankleidete, obwohl eine Schar Bedienter auf seine Befehle wartete, es auch nicht unter seiner Würde fand, den Stock selbst aufzuheben, wenn er ihm gerade zufällig aus den Händen entfiel, und daß er meistens zu Fuß ging, während die schönsten Pferde in seinem Stalle standen.

An einem kalten Wintertage des genannten Jahres kam dem Grafen zu Sinne, daß der Pacht seines Hauses „zur deutschen Heimath," das am Ausgang des Oettinger Forstes und hart an der Kreuzstraße nach Nördlingen gen und Dinkelsbühl stand, zu Ende gehe. Dieses Haus, etwa drei Stunden von seiner Residenz Oettingen ent-

fernt, erfreute sich wegen seiner guten Lage eines großen Verkehrs, und bot daher einem fleißigen Manne leicht Gelegenheit, sich eine hübsche Summe zu ersparen, zumal auch der Pachtbetrag nicht der Rede werth war. Der bisherige Pächter hatte sich deßwegen auch schon mehrmals bittlich wegen Erneuerung desselben an den Grafen gewendet; aber dieser wollte, bevor er seine Zusage gab, nun einmal selbst sich von der Führung der „Heimath" überzeugen, und so machte er sich, um unerkannt zu sein, in einen alten, abgetragenen Mantel gehüllt, zu Fuß dorthin auf den Weg.

Er mochte bereits eine gute Stunde auf der Landstraße fortgewandert sein, als er einen Fuhrmann erreichte, der neben seinem, mit einem Pferde bespannten Wagen, die Peitsche in der Hand, langsam einher ging. Zwischen Fußgängern ist schnell Bekanntschaft gemacht, und so erfuhr denn der Graf auch gar bald, daß der Kärrner Peter, seine Frau Marianne heiße, daß er fünf Kinder habe, und er sich und die Seinen durch Fuhrwerken mühsam ernähren müsse.

Während nun beide so dahin schlenderten, machte der Gaul plötzlich einen falschen Tritt, glitt aus und fiel auf den Boden. Bei diesem Anblick stieß der Fuhrmann einen verzweifelten Schrei aus, und in sein Gejammer mischte sich ein Fluchwort, denn er glaubte, das Pferd habe sich den Fuß gebrochen.

„Ihr habt unrecht," sagte ihm sein Nachbar, „daß Ihr flucht. Wißt Ihr nicht, daß dies eine Sünde ist? Kommt her und helft; wir wollen das Thier untersuchen; ich glaube nicht, daß es so arg ist, wie Ihr meint, und wenn es auch der Fall wäre, wer kennt die Wege der Vorsehung?"

„Ihr habt gut reden," erwiderte ihm Peter, „wißt Ihr daß der arme Gaul mein ganzes Vermögen ist, und mich zwanzig Thaler gekostet hat? Wo würde ich die zwanzig Thaler wieder hernehmen?"

Sie hatten sich indeß dem Thier genähert, und ein kurzer Augenschein überzeugte den Grafen, das Pferd habe sich wohl verletzt, aber keinen Beinbruch erlitten. Mit Mühe und Anstrengung brachten sie es wieder empor, und allmälig, mit ersichtlicher Aufbietung aller Kraft, versuchte es den Wagen, unter fortwährendem Zurufe Peter's, weiter zu ziehen.

„Nun seht Ihr," hub der Graf an, „Ihr habt den Namen Gottes recht unnöthig mißbraucht. Und wäre auch das befürchtete Unglück eingetreten, die zwanzig Thaler hätten sich schon wieder gefunden: ich würde sie Euch gegeben haben!"

„Du?" und der Fuhrmann schlug die Hände zusammen und sah ihn von der Seite an, „du armer Mann willst mir zwanzig Thaler geben, und hast vielleicht noch nie einen solchen gesehen, geschweige daß sich je einer in deine Tasche verirrt hat!"

„Aber ich würde es doch gethan haben!"

„Sei still, und mach' mich mit deinem Gespötte nicht böse, denn wahr ist es doch nicht! Mir zwanzig Thaler schenken? Du? Außer du stehlst sie, und dazu scheinst du mir doch viel zu ehrlich zu sein! Also mach' mir die Ohren nicht heiß — sonst —"

Der Graf sprach nicht weiter und ging schweigend neben Peter einher. Aber der Unglücksfall hatte das Reisen verzögert, das Thier schleppte sich nur langsam vorwärts, und es war Abend geworden, bis sie bei der Herberge „zur deutschen Heimath" anlangten. Peter berieth sich mit dem Grafen, und dann wurde der Entschluß gefaßt, daselbst über Nacht zu bleiben, weil Nördlingen noch zwei gute Wegstunden entfernt war, auch das kranke Pferd nothwendig der Ruhe bedurfte.

„Könnt Ihr mir für die Nacht Bett und Zimmer gewähren?" frug der Graf die Wirthin, die auf der oberen Treppenstufe erschien.

Die Wirthin sah den Reisenden in seinem alten, mit Schnee bedeckten Mantel, dessen Aeußeres durchaus nicht auf Vornehmheit schließen ließ von Kopf bis zu Füßen an, zuckte die Achseln, und erwiderte verächtlich:

„Für Leute Eures Schlages gibt es hier keinen Platz, schaut Euch wo anders um!"

„Aber, liebe Frau, da müßte ich ja doch ein paar Stunden wandern, um eine andere Herberge zu finden, und bei der Kälte und dem Schnee wäre das und noch dazu des Nachts, wahrhaftig nicht angenehm; vergönnt mir also einen Winkel, gleichviel welchen, ich bin nicht wählerisch!"

„Das glaube ich auch," meinte die Frau, „doch ist unser Haus nicht offen für jeden nächsten besten Straßenläufer; wir nehmen nur ordentliches Volk, und Leute mit Fuhrwerk auf. Euren Kameraden daher, den werde ich gerne beherbergen, aber Euch nicht!"

„Dann erlaubt doch wenigstens, daß ich mit diesem das Nachtessen und das Bett theile!"

„Das kümmert mich nicht, macht das mit ihm aus, wie Ihr wollt!" — In dem Augenblicke trat der Fuhrmann heran, der Graf theilte ihm seine Bitte mit.

„Meinetwegen," sagte dieser, „ich kann nicht so hartherzig sein, und bei solchem Wetter einem armen Schlucker, wie du bist, die Thüre verschließen."

„Heda," rief er einer Magd zu; „ein Nachtessen für zwei, und ein ordentliches Bett für uns beide — hörst du? — Aber, Freund, du sollst mir jetzt auch helfen, das Pferd gut zu versorgen; bis das Nachtessen fertig ist, haben wir Zeit genug. Also komm!"

Und sie begaben sich in den Stall. Der Graf untersuchte das Pferd nochmals, dessen Gelenke angeschwollen waren, und schüttelte den Kopf. „Morgen früh kannst du noch nicht weiter," sagte er zu seinem Kameraden. „Ich kenne das, denn ich bin Jahre lang bei Pferden gewesen. Wir müssen ihm einen Umschlag machen, und der soll wenigstens vor zwölf Stunden nicht abgenommen werden. Aber laß mich nur, ich verstehe mich darauf, und habe das schon dutzendmal versucht; morgen Mittag darfst du dann mit deinem Gaul die Reise nach Nördlingen getrost wagen."

Er ließ den jammernden Peter stehen, und kehrte nach einiger Zeit wieder zurück mit einem großen Lappen in der Hand, den er sich aus seinem Mantel herausgeschnitten hatte, und der mit Oel getränkt war. Den wand er sorgsam um das Gelenk des Thieres und befestigte ihn mit einem Riemen. Dann breitete er reichlich Streu unter das Thier. „So, jetzt ist alles geschehen," bemerkte er zu Peter, „was geschehen konnte, und nun wollen wir unser Nachtessen suchen. Später werde ich noch einmal nachsehen; aber ich glaube, daß nichts weiter vonnöthen ist."

Der Fuhrmann hatte ihm mit Staunen zugeschaut, denn der Graf hatte das Ding mit einer solchen Fertigkeit und Sicherheit zu Stande gebracht, wie es ihm noch nicht vorgekommen war. Doch der Graf ließ ihn nicht zum Reden kommen, sondern lachte: „Bin ja viele Jahre Reiter gewesen, und da lernt man Thiere behandeln! Jetzt komme ich freilich selten mehr dazu."

Sie kehrten in die Stube zurück zu dem inzwischen aufgetragenen Nachtessen.

Nachdem sie sich gesättigt, langte der Graf in seine Tasche und zog ein Stück Geld heraus, um seinen Antheil zu bezahlen.

Doch der Peter wehrte dies. „Behalte deinen Pfennig, sagte er, „ich bin zwar nicht reich, aber doch reicher als du, und du wirst dein Bischen Ersparniß gut brauchen, bis du einen Platz gefunden hast, denn du wanderst ja nach einem solchen?"

Der Graf nickte zu und sagte nichts. Er blieb fortwährend einsilbig, obwohl ihn sein Kamerad nun auch seinerseits zu trösten und aufzumuntern trachtete. Endlich standen beide auf, der Graf sah noch im Stalle nach dem Pferde, bei dem nach seiner Versicherung nichts fehlte, und dann suchten sie das Bett auf.

Als sie zu Bette lagen, und das Licht ausgelöscht war, begann der Graf zu Peter zu sprechen: „Sag an, was meinst du von den Leuten, die die ‚Heimath' haben?"

„O! die haben Heu in den Schuhen und spüren keine Kälte," erwiderte dieser. „Dieses Haus ist das einzige weit und breit, und noch dazu an der Kreuzstraße. Es gehört dem Reichsgrafen von Oettingen, dem sie Pacht entrichten, und sie sind schon neun Jahre darauf. Während der Zeit sind sie reich geworden. Ja, wenn mir und meiner Marianne einmal ein solcher goldener Apfel vom Himmel herabfiele, dann wäre uns freilich geholfen. Und du brauchtest auch nicht mehr auf der Straße nach Brod herumzulaufen, ich würde dich behalten, und dir die Aufsicht über den Stall geben, da wärst du an deinem Platze!"

„Nun, wenn dir die Heimath so gefällt, ich gebe sie dir!"

„Jetzt fängst du schon wieder mit deinen Narretheien an, du Schwätzer! Willst du, daß ich dich zum Bett hinauswerfe?" grollte der Fuhrmann zornig, „das würde dich lehren, mit unsereins nicht immerfort Spott zu treiben!"

„Aber ich versichere dich, du sollst sie bekommen, wenn sie dir so sehr in die Augen sticht!"

„Und ich versichere dich, daß du aus dem Bette fliegst, wenn du noch ein Wort weiter davon sprichst," drohte der Fuhrmann.

Er war der Mann, es auch zu thun; deshalb wurde auch sein Nachbar stille.

II.

Als Peter am andern Morgen erwachte, war sein Gefährte verschwunden. Aengstlich griff er sogleich nach seinem Geldbeutel, den er unter dem Kopfkissen versteckt hatte, aber der war vorhanden, es fehlte nichts.

Gleichwohl kleidete er sich unwillig an: „Er hätte mir schon noch ein Vergeltsgott sagen können," brummte er, und die Morgensuppe wäre mit darein gegangen. Aber so sind diese Wanderburschen, nirgends Ruhe, nirgends Rast, und so kommen sie auch auf keinen grünen Zweig."

„Hab' ich's nicht errathen?" meinte die Wirthin, als Peter in der Stube nach seinem Kameraden frug. „Derlei Volk heißt nicht viel, und hat keinen Verlaß. Euer guter Freund ist heute in aller Frühe schon fort, und Ihr dürft von Glück sagen, daß Euch nichts Schlimmes passirt ist. Ihr könnt indeß beruhigt sein, denn Euer Gaul ist noch im Stall; vielleicht hatte er es auf den abgesehen, aber wir haben scharfe Augen."

Das Pferd schien sich übrigens recht erholt zu haben, und Peter dachte schon daran, am Morgen noch aufzubrechen und seine Reise fortzusetzen; doch erinnerte er sich zur rechten Zeit der Mahnung seines früheren Kameraden, das Thier zu schonen, und so entschloß er sich denn zuletzt, noch den Morgen zuzuwarten und erst am Nachmittag sich nach Nördlingen, dem Ziel seiner Reise, aufzumachen. Im langsamsten Schritt konnte er jedenfalls die Stadt in zwei Stunden erreichen.

Als er sein Mittagessen verzehrt und gerade am Zahlen war, trat ein Reisender herein, der zu Pferde gekommen war. Der Hausherr und seine Frau folgten ihm ganz demüthig nach. Es war der gräfliche Notarius von Oettingen.

Er warf seinen Mantel auf die hölzerne Bank, dann sagte er: „Der Herr Reichsgraf ist angekommen!"

„Ach, mein Gott," rief die Frau, „wo ist er, und warum hat er uns nicht die Ehre erwiesen, bei uns abzusteigen?"

„Er war bei Euch, aber Ihr habt Euch geweigert, ihn aufzunehmen!"

„Das ist nicht wahr, das —"

Der Notarius unterbrach sie: „Der Fußgänger war's, der gestern mit einem Fuhrmann hier einkehren wollte. Wo ist dieser Fuhrmann?"

„Dort sitzt er," erwiderte die Frau, und zeigte auf einen Mann an der Ecke des Tisches, der ein Beutelchen Geld in der Hand hielt, und das Geld zählend auf den Tisch legte.

„Lieber Freund," sagte der Notarius, indem er auf Peter zuging, „der Reichsgraf von Oettingen hat mich

beauftragt, Euch zwanzig Thaler zu geben, die Euch ein Pferd hätte kosten können, zum Beweise, daß er doch schon in seinem Leben Thaler gesehen hat. Er ist es gewesen, der mit Euch gestern hierher gegangen ist. Und hier — und dabei zog er ein gesiegeltes Pergament aus der Tasche — hier ist ein Pachtbrief, durch welchen Euch der Herr Reichsgraf die Herberge „zur deutschen Heimath" auf neun Jahre verleiht, unter denselben Bedingungen, wie Eurem Vorgänger, nur braucht Ihr für die ersten drei Jahre gar nichts zu bezahlen als Entgelt dafür, daß Ihr heute Nacht mit einem armen Menschen aus Mitleid Euer Bett getheilt habt. — Nun, paßt Euch das?"

„O meine gute Marianne, o meine fünf Kinder, wenn ihr das hört!" rief der Fuhrmann mit Thränen in den Augen, und Geld und Geldbeutel entfielen ihm aus den Händen. „Dieser brave Herr, wo ist er, daß ich ihm zu Füßen falle! Und ich war so grob mit ihm!"

„Der Herr Reichsgraf ist abgereist!" sagte der Notarius, „aber das nächste Jahr wird er Euch schon einmal besuchen."

Zu spät!

(Von Emilie Ludwig.)

Thu, was du sollst, zur rechten Frist;
Nicht säume mit der Liebe That,
Nicht säume mit des Guten Saat;
O schaffe, da du rüstig bist,
Daß einst, zur Erntezeit, du nicht
Wirst inne, daß du nicht gesä't,
Daß nicht ein stilles Angesicht
Einst mahnt: Dein Lieben kommt — zu spät!

O spende Sonnenschein und Glück
Mit offnem Herzen, schnell bereit;
Wer weiß, ob die Gelegenheit
Die günst'ge, je dir kehrt zurück.
Such' Frieden, gib das gute Wort
Vor Abend, wie der Heiland räth;
Ein Windhauch nimmt ein Leben fort,
Doch keine Reue das „zu spät!"

Evangelische Väter.

Von W. W. Orwig.

Rev. Philipp Wagner.

Vater P. Wagner, einer der alten und bewährten Diener am Worte in der Evangelischen Gemeinschaft, wurde geboren den 22. November im Jahr Christi 1800, unweit Carlisle, Cumberland Co., Pa. Von seinen Jugendjahren und der Zeit seiner Bekehrung zu Gott, habe ich keinen Bericht, schließe aber aus Umständen, daß er nur etliche Jahre vor seinem Ausgang als Reiseprediger bekehrt wurde und sich der Evang. Gemeinschaft anschloß. Daß seine Bekehrung aber eine gründliche war, bezeugte sein folgender Wandel und seine treue und erfolgreiche Amtsverwaltung. Er trat zu gleicher Zeit mit Joseph Lang, im Jahr 1822, und ein Jahr nach Johannes Seybert, in die Reihen der Reiseprediger, und wurde sein erstes Jahr im Amte mit Seybert auf Canton Bezirk, im Staate Ohio, bestimmt, aber während des Jahres nach Lancaster, Ohio, Bezirk versetzt, indem der von der Conferenz dahin bestimmte Prediger durch Krankheit an der Bedienung seiner Stelle gehindert ward. Auch das nächstfolgende Jahr brachte Br. W. auf demselben Bezirk zu.—Um jene Zeit hatte die Ev. Gemeinschaft eine schwere Prüfung zu bestehen, vornehmlich die Reiseprediger derselben, die überhaupt lange, beschwerliche Reisen zu machen hatten, große Verfolgung erlitten, und sehr spärlich besoldet wurden — kaum hinreichend, um das Leben zu fristen. Die meisten hielten unter diesen Umständen nur wenige Jahre aus, manche nur ein oder zwei Jahre. Selbst die vornehmsten unter den ersten Predigern nach Albrecht dienten meistens nicht über 10, 12, 16, und einige Wenige 20 Jahre und darüber. — Erst beim zweiten Schlag der Prediger der Gemeinschaft, etwa vom Jahr 1820 an bis 1840, änderte sich dieses Verhältniß, und hielten Manche länger als Reiseprediger aus. Zu dieser Classe gehörte Bruder Wagner. Er machte die geringen Tage seiner Kirche mit, und beharrte im Dienste des Evangeliums bis an seines Lebens Ziel.

Sein drittes Jahr im Amte brachte W. zu mit C. Kring und T. Buck als Collegen, auf Union und Centre Bezirke im mittleren Theile Pennsylvaniens. Während seines vierten Jahres führte er die Aufsicht auf Franklin

und Berkley Bezirke, die theils in Pennsylvanien und theils in Maryland und Virginien lagen. Im Jahr 1827 wurde er zum ersten Male als Vorst. Aelteste gewählt und auf Salem Distrikt, bestehend aus Union, Centre, Somerset und Lake Bezirken, bestimmt. Er blieb aber jenes Mal nur ein Jahr auf besagtem Distrikt, obwohl er in späteren Jahren denselben noch etliche Male bediente. Das folgende Jahr wurde er auf Lake Bezirk im Staat New York bestimmt, woselbst er nur ein Jahr diente, und erst zwei Jahre später (1831) wieder eine Anstellung nahm, wo er dann den Centre Bezirk zwei Jahre auf einander folgend bediente. Hernach diente er zwei Jahre als Vorst. Aelteste auf Carmel Distrikt, im Staate New York. In 1835 wurde er auf Salem Distrikt, theils in Pennsylvanien und theils in New York gelegen, bestimmt, woselbst er drei Jahre verharrte. Hernach diente er vier Jahre auf Zion Distrikt, und von 1842 an bis 1850 als Vorst. Aelteste auf fünf verschiedenen Distrikten. Alsdann war er wieder vier Jahre Bezirkspredi-

Rev. Philipp Wagner.

ger auf Clinton, Lycoming und Centre Bezirken. In 1854 ward er wieder als Vorst. Aelteste gewählt und diente alsdann ein Jahr auf Baltimore Distrikt und drei Jahre auf Centre Distrikt. In 1859 und 1860 war er für das letzte Mal Vorst. Aelteste auf Susquehanna Distrikt. Sonach diente er im Ganzen 23 Jahre als Vorst. Aelteste. — Vom Jahre 1861 bis zum Schlusse seines Lebens bediente er fünf verschiedene Stellen und endigte seine Tagesarbeit auf Williamsport Station, Centralpenn. Conferenz. Auch war er vor der Erwählung eines Bischofs unserer Gemeinschaft wenigstens dreimal Vorsitzer seiner jährlichen Conferenz. Ebenfalls war er ein Glied der von unserer General-Conferenz angestellten Committee zur Errichtung unserer Buchanstalt im Jahre 1837. Zehn General-Conferenzen wohnte er als Mitglied derselben bei, und war einmal nahe daran, als Bischof erwählt zu werden.

Von den unterschiedlichen Aemtern und Anstellungen, womit Br. W. von Zeit zu Zeit beehrt wurde, läßt sich's wohl schließen, daß er die Achtung und das Zutrauen seiner Kirche genoß und von derselben hoch geschätzt war. — Ein großer Prediger, im gewöhnlichen Sinne des Worts, war Br. W. zwar nicht. Sein Talent war nur von mittlerem Grade, sein Anstand auf der Kanzel aber gefällig, und sein Predigen in der Regel belehrend, kräftig und erfolgreich. Schon seine Person — 6 Fuß hoch und 200 Pfund an Gewicht — gebot Achtung, und seine Vorträge bekundeten, daß er nicht Gunst von Menschen, sondern das Heil seiner Zuhörer und Gottes Ehre suchte. — Er predigte beides in deutscher und in englischer Sprache, und war allgemein beliebt und geschätzt, wo er bekannt wurde. In seinem Umgang unter dem Volke machte er sich allenthalben durch liebreiches und sanftes Benehmen angenehm und willkommen. Auch besaß er eine besondere Gabe, mit erweckten, bußfertigen Seelen umzugehen, dieselben zu belehren, zu ermuntern und zu trösten. Als Vorst. Aelteste wurde er allgemein geschätzt, und in der Leitung der unterschiedlichen Versammlungen, die unter der Aufsicht eines solchen Beamten stehen, ward er nicht von Vielen übertroffen. Und da in früheren Jahren öfters bei Lagerversammlungen von gottlosen, frechen Menschen Störung gemacht wurde, und mehr als gute Worte nöthig war, um Ruhe herzustellen, da kam ihm sein ungewöhnliches physisches Vermögen manchmal gut zu

Statten. Wer in seine Hände fiel, der war ein Gefangener. Auch scheute er keine Mühe und Arbeit, noch Gefahr in seinem Berufe. Nach der Väter Gebrauch wagte er in frühern Jahren öfters Leib und Leben und ließ sich Alles gefallen, um seinen Bestellungen nachzukommen.—Einmal, im Spätjahr von 1827, ehe ich selbst Prediger war, machte ich eine Runde mit ihm auf seinem großen, sich westlich über das Alleghenny-Gebirge hin erstreckenden Distrikt, um einen Versuch zum Reiseprediger-Leben zu machen, und eine Probe davon abzulegen, indem ich an der nächstfolgenden jährlichen Conferenz mit auf das Feld zu ziehen vorbereitet werden sollte. Ganze Tage und bis in die Nacht reisten wir bisweilen durch kalte Regen- und Schnee-Gestöber, um unsere Bestellungen zu erreichen, gewöhnlich ohne Mittagessen, und an Fasttagen —Freitags—auch ohne Morgenessen. Und was sich noch sonst alles auf dieser Runde zutrug, muß ich des Raumes wegen verschweigen. Genug, ich sah, hörte und lernte, was ich vorher nicht wußte. Es war dies so zu sagen mein theologischer Cursus, vorbereitend zum Predigtamt.—Daß ich aber nachher doch noch viel zu lernen hatte und hart studiren mußte, brauche ich kaum hier zu erwähnen. — Gewiß aber hat Br. W. auf jener Runde beides durch Wort und Beispiel mir viel nützliche Lectionen mitgetheilt. O wie gottesfürchtig, wachsam und betend war er doch, und welch ein Muster der Tugend und Frömmigkeit!

Kurz, Vater Wagner war seiner Zeit einer der beliebtesten und nützlichsten Prediger der Ev. Gemeinschaft, vornehmlich in seinen früheren Jahren, und weihte sich dem heiligen Amte bis ins hohe Alter und ans Ende. Denke aber Niemand, daß er ohne Anfechtungen, schwere Prüfungen und Trübsal seinen Pilgerlauf vollendet habe. Davon hatte er besonders in seinen späteren Jahren genug zu leiden. Der arge Feind suchte ihm zu schaden, und seinen guten Ruf verdächtig zu machen. — Seine Todeskrankheit war die Herzwassersucht, wodurch er etwa vier Monate vor seinem Hinscheiden zum activen Dienste seines Amtes unvermögend gemacht wurde, ohne jedoch große Schmerzen zu leiden. Sein Tod erfolgte am 15. Februar 1870 im Alter von 69 Jahren, 3 Monaten und 22 Tagen. Ein Sohn und eine Tochter waren ihm vorangegangen, und er hinterließ seine Gattin, drei Söhne und eine Tochter. Die Gattin folgte ihm aber ziemlich bald durch den Tod nach. Seine bei seinem Abschied hinterlassenen Kinder sind, meines Wissens, noch alle am Leben. — Nach den Berichten von Solchen, die ihn während der letzten Zeit seins Weilens auf Erden besuchten, war er auf seinem Sterbebette getrosten Muthes und voller Hoffnung des ewigen Lebens.

Also schieden die Väter früherer Jahre, und noch immer folgen andere ihnen nach — und in wenig Jahren werden die jetzt noch lebenden älteren unter ihnen auch heimgegangen sein zu dem Herrn. Welch ein fröhliches und seliges Wiedersehen wird es einst in der himmlischen Wonnewelt sein, wann alle Diejenigen, die im Glaubenskampfe beharren und treu bleiben bis an den Tod, dort zusammentreffen!

„Ich will euch nicht Waisen lassen!"

(Von Th. Stoltenberg.)

Zwanzig Jahre sind verflossen, seit auf Schleswigs Fluren in heißem Ringen die Geschicke Schleswig-Holsteins entschieden wurden. Noch sehe ich sie, die tapferen Truppen der Preußen und Oestreicher, wie sie in grimmiger Winterkälte ihren Einzug hielten in dem Lande, das es zu befreien galt, und ich muß noch oft daran denken, wie wir an den langen Winterabenden eifrig Charpie zupften für die blutenden Krieger; noch höre ich den Donner der Kanonen, wie er durch das Land hin hallte, und nie vergesse ich den Eindruck, den die Schilderungen der geschlagenen Schlachten, wie sie in den Zeitungen standen, oder wie ich sie aus dem Munde der Soldaten hörte, auf mich machten. Wie haben wir hernach den Siegern zugejubelt und sie bewillkommnet und bekränzt—sie hatten's verdient: sie waren ja die Befreier unsers lieben Heimathlandes.

Manche schöne Geschichte könnte ich euch, liebe Leser, aus jener bewegten Zeit erzählen, aber es soll nur eine sein.

An der Chaussee, die von Flensburg nach Schleswig führt, liegt ein Kirchdorf, Namens Oeversee. Dort hatten am 7. Februar 1864 die Oestreicher die Dänen besiegt; tapfer hatten sich die letzteren gewehrt, allein endlich waren sie in die Flucht geschlagen. Manch braver Soldat hatte dort sein Blut vergossen, und die Lazarethe ringsumher waren überfüllt.

Da lag auch in Schleswigs Hospital unter vielen andern ein tapferer östreichischer Krieger, schwer verwundet und todtenbleich, der weinte oft still vor sich hin, denn er ahnte, daß es mit ihm zum Sterben ginge—und er hatte ja daheim eine liebe Mutter, deren einziger Sohn war er, und sie war eine Wittwe. Ach, sie würde auch gewiß herüberkommen, meinte er, wenn sie nur wüßte, daß es so mit ihm stände. Ein Kamerad übernahm es, sofort an sie zu schreiben.

Der Brief ging ab, aber vierzehn Tage vergingen, ohne daß die geliebte Mutter kam. Die Kräfte des armen Verwundeten schwanden von Tag zu Tage, immer

mächtiger aber ward die Sehnsucht nach der Mutter.

Im Bett neben ihm lag ein Däne, der bei der Gefangennahme schwer verwundet worden war und in gebrochenem Deutsch dem Oestreicher sein Herz ausschüttete. Er erzählte gar viel von seinen beiden Kindern, die schon seit Jahren keine Mutter mehr hätten und nun auch bald ihren Vater verlieren und dann ganz verlassen sein würden. So klagten die beiden armen Leute einander ihr Leid.

Da eines Tages öffnet sich die Thür und hineintreten, geführt von einem Wärter, zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen — die suchen ihren Vater. Nun hat der Knabe ihn gefunden, weinend eilt er auf das Bett des Dänen zu. Die kleinere Schwester folgt. Voll Wehmuth schließt der todtkranke Vater seine lieben Kinder in die Arme—es ist ein erschütterndes Wiedersehen. Dann sinkt er matt zurück, die Hände seiner Kinder fest umklammernd.

Wieder öffnet sich die Thür, und wer erscheint? Es ist die Mutter unsers Oestreichers—sie findet ihren Sohn alsbald, ob er gleich so bleich und abgemagert daliegt. „Mein lieber Karl!" schluchzt sie immerfort.—„Grüß Gott, Mutterle!" ruft er ihr in freudigster Rührung zu, „wie schön, wie schön, daß du doch noch kommst!" Und damit richtet er sich ein wenig auf, um mit seinen Armen die theure Mutter zu umfassen.

„Ach ja, lieb' Mutterle," spricht er nach einer Weile mit leiser Stimme und ganz ermattet, „da siehst du selber, 's währt nit mehr lang. Aber tröst' dich, 's ist Gottes Wille so. Ich geh' davon—und mein Nachbar auch—'s ist ein Däne, aber wir sind gut Freund geworden. Der hat zwei arme Kinder—o, lieb' Mutterle, und wenn ich sterb' und er auch: nimm die beiden da mit, das möcht' ich halt so gern!"

Als der Däne das hört, öffnet er die Augen halb und sieht die Mutter des Oestreichers fragend an. Die aber stutzt eine Weile, dann spricht sie mit zitternder Stimme: „Seid ruhig, lieber Mann, ich will's: sie sollen meine Kinder werden!" Da legt der Oestreicher seine eine Hand auf die gefalteten Hände des Dänen—der blickt mit inniger Dankbarkeit die gute Frau an, schaut noch einmal voll Liebe auf seine Kinder—dann thut er einen tiefen, langen Athemzug— —und er ist von seinen Qualen erlöst.

Gar bitterlich weinten die beiden verwaisten Kinder und streichelten zärtlich die bleichen Wangen des entschlafenen Vaters. „Liebe Kinder," tröstete sie die brave Oestreicherin, „er ruht sanft, und ich will euch eine gute Mutter sein!"

„O Mutter, liebe Mutter," bat dann der Oestreicher, hob das Haupt ein wenig und schaute sie mit seinen matten Augen an, „bist mir immer ja so gut, so gut gewesen—ich hab' noch eins auf dem Herzen: Wenn ich nun sterb', so nimm mich mit—möcht' gern daheim an des Vaters Seite ruhn." Da küßte die Mutter ihn innig auf die Stirn—und wenig Minuten, da war auch er hinüber. Nun übermannte der Schmerz die Seele der armen Frau. Lange noch weilte sie schluchzend am Sterbebette.—

Zwei Tage später fuhr man einen einfachen Sarg zum Schleswiger Bahnhof. Hinterdrein ging eine ältliche Frau mit zwei Kindern, an jeder Hand eines. Im Sarge lag der östreichische Soldat, und die dem Sarge folgte, war seine Mutter mit den beiden Dänenkindern. Es ging dem fernen Dörflein zu, in welchem nun auch die beiden verwaisten Kinder ein friedliches Heim fanden, und in dem sie es erfahren durften, daß Der noch lebt, der einst die Verheißung gab: „Ich will euch nicht Waisen lassen!"

Die Schiffbrüchigen.

„So jung, und schon weiße Haare!"

Der Zuruf galt einem kaum dreißigjährigen Manne, der ein offenes und ehrliches Gesicht zeigte und gleich mir bei einem Hamburger Großkaufmann zu Gast geladen war. Es war eine feierliche sogenannte „Bewirthung," bei der sich alle eingestellt hatten, die in freundschaftlicher oder geschäftlicher Beziehung zu dem Hause standen. Viele Augen wandten sich auf den jungen Greis.

„Herr Lehberg," sagte der Kaufmann, der an unsere Gruppe herangetreten war und obige Bemerkung vernommen hatte, „hat sich einmal unter wirklichen, echten Menschenfressern befunden und grausige Tage verlebt. Die Aussicht, verspeist zu werden, ich glaube es gern, hat etwas recht Widerwärtiges an sich. Vielleicht erzählt uns Freund Lehberg ein Bischen davon."

„O bitte, erzählen Sie doch!" riefen sämmtliche Stimmen im Chor.

Herr Lehberg begann: „Vor acht Jahren wanderte ich nach Brasilien aus, wo mir ein Onkel lebte, von dem meine Familie jahrelang nichts mehr vernommen hatte. Nach weiten Streifereien fand ich den alten Herrn, der sich keineswegs in einer beneidenswerthen Lage befand; er hatte sich eine Mulattin geheirathet, lebte in einer jämmerlichen Stadt im Innern des Landes, und ernährte seine zahlreiche Nachkommenschaft durch fleißiges Cigarrenmachen. Er war mürrisch und trunkfällig geworden und vegetirte im köstlichen Palmenlande unter trostlosen Verhältnissen. Von ihm konnte ich nicht einmal einen guten Rath erwarten, er war geistig und körperlich gebrochen; so begab ich mich bald nach Bahia zurück, wo ich gelandet war, um mein Glück zu machen.

Als ich dort eines Tages am Hafenquai umherschlenderte, stieß ich auf einen von Tropensonne und Nordlandeis gleicherweise genug mitgenommenen alten Seewolf, der ein recht gutmüthiges Gesicht aufgesetzt hatte und mich zu einem Besuch einlud. Wir kamen in ein lebhaftes Gespräch; der alte Matrose wußte manch interessantes Abenteuer zu ‚spinnen.' Plötzlich fühlte ich, wie mir das Bewußtsein schwand. Die Augen sanken zu, bleischwer legte es sich mir aufs Hirn: umsonst kämpfte ich gegen die Schlafsucht, ich fiel zusammen wie eine todte Masse.

Als ich wieder erwachte, befand ich mich an Bord eines Schiffes, das mit Tabak und Kaffee nach Barcelona bestimmt war. Die Aufklärung, die mir zu Theil ward, war eine niederschmetternde. Ich war ‚Shanghaiern, oder Menschenräubern in die Hände gefallen und zwangsweise angeworben. Ein narkotisches Mittel hatte mich betäubt; der alte Matrose entpuppte sich als der Untersteuermann, machte gar kein gutmüthiges Gesicht mehr und wies lakonisch auf das Tauende, als ich Vorstellungen machen wollte. Das genügte; falls ich widerspenstig bliebe, erklärte er kurz und mürrisch, würde man mich zerbläuen, bis ich Vernunft angenommen. Gewalt geht vor Recht; ich schluckte meinen Ingrimm hinunter und fügte mich ins Unabänderliche.

Unsere Reise war keine glückliche. Am dritten Tage setzte eine scharfe Nordwestbrise ein, die sich bald zum Sturm entwickelte; in der Nacht tobte ein Orkan, und als es Morgen ward, war unser Dreimaster zu einem hülflosen Wrack geworden, über das sich wüthende Sturzwellen ergossen. Das Schiff gehorchte dem Steuer nicht mehr und begann sich langsam mit Wasser zu füllen; den Capitän hatte eine Riesenwoge gegen die scharfe Kante der Cajüte geschleudert, so daß er bewußtlos dalag, eine zweite Welle führte ihn mit sich fort in die große Tiefe.

Das Schiff schlingerte heftig; wir versuchten uns zu entlasten und einen Theil der Fracht ins Meer zu werfen; aber es war schon zu spät und Menschenhülfe vergebens. Die letzte Hoffnung beruhte auf dem Boote, das groß und stark war und uns retten mochte. Wider Erwarten gelang das Flottmachen; allein eine ausreichende Verproviantirung konnte nicht mehr vorgenommen werden. Wir waren unserer elf, als wir abstießen. Wasser und Lebensmittel reichten höchstens auf fünf bis sechs Tage.

Mit Mühe behaupteten wir uns gegen den Schwall der Wogen. Wie sie anmarschirt kamen bergehoch, in gewaltigen dunklen Reihen sich bäumend und überschlagend. Wie der Sturmwind dazu seine wildfrohen Weisen spielte, wie es ächzte und grollte und aus den Abgründen pfiff und heulte! Die großen Wasser waren lebendig geworden und führten ihre Reigen auf. Der Tag war noch erträglich; aber dann kam die Nacht, nicht mild und ambrosisch und Ruhe und Segen spendend, nicht sternengeschmückt und duftig, wie sie zur Sommerzeit über der deutschen Heimath schauert, sondern schwarz und unheimlich — gellende, höhnische Stimmen tönten aus dem wüsten Chaos des Oceans, bis die bleiche Frühe erschien und die erste Hoffnung spendete auch uns, die wir in unserer Nußschale um die Existenz stritten.

Ach! das Leben ist doch süß! Der Tod auf dem Meer hat so wenig Versöhnendes und so viele Schrecken!

Am dritten Tage erscholl plötzlich der willkommene Freudenruf: ein Segel! Es erschien weit entfernt, und die Wellen gingen noch immer so hoch, daß man unserer kaum gewahr werden konnte. Wir banden Kleidungsstücke an die Ruder und schwenkten diese Nothfahnen, wir feuerten Schüsse ab aus einem Revolver, den der Obersteuermann bei sich trug—eitles Wähnen! Am fernen Horizont glitt das Segel dahin und verschwand unbarmherzig am Rand der grauen Wüste, da wo Meer und Wolkenstreifen in eins überzugehen scheinen. Wieder kam die Nacht und wieder der Tag mit seinem gelben Schein.—

Todmüde hockten wir auf den Bänken, von Sprühwellen stetig benetzt, fieberschauernd, hungernd und dürstend—die Lebensmittel gingen aus. Den Kampf gegen Wind und Woge hatten wir siegreich bestanden, gemach lullte sich die See in Ruhe, aber das Ringen wider den Durst war das Schrecklichere. Mitleidslos stieg die Sonne empor und warf ihr sprühendes Tropenlicht auf uns herab, die Gaumen waren verdorrt—blaue Lippen—stiere Augen—Ausbrüche von wahnsinniger Wuth und Verzweiflung—wehe dem, der sich mit Meerwasser die lechzende Zunge netzte! Einige machten sich Einschnitte in die Arme und tranken gierig ihr eigenes Blut. Der Mulatte, unser Koch, erlag zuerst und stürzte sich ins Meer; wir versuchten, ihn zu retten, doch fanden wir seine Leiche nicht mehr, Niemand mochte oder konnte noch rudern.

Da sprach unser Obersteuermann mit heiserer Stimme: „Es geht zum letzten, wir müssen das Loos ziehen, ich habe noch zwei Schüsse im Revolver. Wen das schwarze Loos trifft, den erschieße ich; von dem Fleisch und Blut können die anderen sich nähren." Der Plan fand die Zustimmung aller, bot er doch immerhin eine kurze Frist! Als die Reihe an mich kam und ich gezogen hatte, wußte ich schon mein Geschick; alle Augen richteten sich auf mich. Ich hatte den Einsatz ums Leben verloren. „Eine Stunde Gnadenzeit wollen wir ihm gönnen," sagte der Obersteuermann, der mir wohl wollte, der Bootsmann zog die Uhr.

Eine kurze Stunde—und vor mir saßen die hungrigen Hyänen und sahen mich mit verzehrenden Blicken an! Eine Viertelstunde war bereits vergangen, noch eine—eintönig rief der Mann die Zeit aus, leise, stockend fast, ihm graute selber vor dem Entsetzlichen — — —"

Der Erzähler holte tief Athem; dann fuhr er fort:

„Was in den wenigen Augenblicken alles von mir noch einmal durchlebt ward, kann ich heute kaum in kurze

Worte fassen. Mein ganzes verflossenes Leben zog an mir vorüber; vor meinen Augen standen die Eltern und Geschwister, die Freunde meiner Kindheit, das Heimathsdorf mit seinen grünen Linden.—Ich weinte nicht, ein Krampf schnürte mir die Brust zusammen—so jung und schon sterben—ich konnte es nicht mehr ertragen, die Genossen, meine Mörder, anzublicken, unwillkürlich sah ich in den Ocean hinaus, dorthin, wo im grauen Osten das Land der Verheißung lag, aller Schmerz und alle Freude, die ich je genossen, drängten sich vor mir in wenigen Minuten zusammen, ich kostete alles Süße und Herbe noch einmal durch—mit starren, trockenen Augen stierte ich in die Ewigkeit des grenzenlosen Raums.—

Allmächtiger Gott! War es Wahrheit? Gab es noch eine Rettung für mich? Am fernen Horizonte gewahrte ich eine feine Kräuselwolke, wie sie das Nahen eines Dampfers schon von fern ankündet—fünf Minuten der höchsten, letzten Spannung — ein unartikulirter Schrei entringt sich meiner gequälten Brust—ich zeige auf die Wolke — zwei der Gefährten stehen auf — „Dampfer in Sicht," ruft plötzlich der Bootsmann.—

Unter Freudenthränen umarmten wir einander. Der Dampfer hatte uns bei der ruhigen See sofort bemerkt, er legte bei, er holte uns an Bord — gerettet! gerettet! Gott sei Dank!

Seit der Stunde habe ich weiße Haare." K. H.

Ernstes und Heiteres aus meinem Reiseprediger-leben in Preußen.

Von Carl Grün.

23. Wie einmal mein Ehrgeiz zu leiden hatte.

Ein Sprichwort sagt, jedes Volk und Land hat seine ihm eigenthümliche Gebräuche und Sitten. So ist es auch, selbst im lieben Schwabenland ist das der Fall. Unter den verschiedenen verkehrten Gebräuchen, welche mein Vaterland in sich birgt, und die auch ich mit der Muttermilch einsog, gehört auch dieser: wenn man irgendwo zu Gast ist, sich so viel bitten und aufmuntern zu lassen zum Zugreifen, als nur möglich, ebenfalls daß man auch selber recht bittet und bettelt, daß einem uneingeweihten Gaste die Geduld ausgehen könnte. Diese Unsitte nimmt fast jeder Schwabe von zu Haus mit in die Fremde, bis er da durch Schaden klug gemacht wird. Aber die lieben Preußen, die obgleich recht fein im Umgang, doch keine Freunde von so kindischen Complimentirgeschichten sind, haben mich völlig curirt, wie die werthen Leser aus folgendem Vorfall ersehen können. — Kam ich da einmal müde und hungrig auf einer meiner Reisen zu einer gar lieben und gastfreundlichen Familie gerade zu Mittag. Als ich zur Thür hineinging, sah ich auf dem Tisch das schwäbische Lieblingsgericht, „Hefenknöpfle," stehen, welches im Preußenland eine Seltenheit ist, weil, wie im Schwabenland die Mehlspeisen vorherrschend, hier die Gemüsekost üblich ist. Ich traute meinen Augen kaum beim Anblick dieser guten Speise, und gratulirte meinem leeren Magen schon zu diesem Leckerbissen, der Magen war übrigens schon ohnedies mit einverstanden. Die Familie versammelte sich, es wurde gebetet, man setzte sich, und auch ich wurde eingeladen theilzunehmen, was ich übrigens auch ganz erwartete; aber weil ich eben als ehrgeiziger Würtemberger auch auf die zweite und dritte Einladung wartete, so blieb ich noch sitzen, wo ich saß und wartete mit Schmerzen auf das weitere Zureden, aber das blieb eben aus. Die Familie meinte eben einfach, es sei mir nicht gut genug, weil ich nicht gleich folgte, und hielt es daher nicht für nothwendig, mich weiter zu belästigen. Aber das war eine Pein, mit leerem Magen zusehen zu müssen, wie man meine Lieblingsspeise verzehrte. Es sollte dies aber nur ein gutes Lehrgeld sein, denn ohne Lehrgeld lernt man wenig. Bei mir hat das gefruchtet, der Schwabe war curirt. Seitdem bin ich immer auf die erste Einladung gefolgt, hab das auch in meiner Familie eingeführt und werde es auch ferner so halten.

24. Auf einem katholischen Wallfahrtsfest.

Die preußisch-holländische Grenze hat drei Wallfahrtsplätze, nemlich: Xanten, Granenburg und Cevelar. Die zwei ersteren werden zwar von den katholischen Pilgern nicht mehr so stark besucht, weil da die Pfarrer nicht klug genug oder am Ende zu ehrlich waren, das Volk durch allerlei neue Schwindeleien zu fesseln. In Cevelar, dem Hauptwallfahrtsdorfe, versteht man das besser. Während in Xanten nur Kleider von Heiligen vorgezeigt werden, wird in Granenburg den Pilgern von einer vorübergehenden Marienerscheinung erzählt. Das war aber der Irrthum des dortigen Pfarrers, daß er nur von einer „vorübergehenden" Marienerscheinung berichtete, denn die Wirthe, Bäcker und Metzger sind ihm bitter böse geworden. Klüger waren die zu Cevelar, dort berichtete man nach aller Welt von einer immerwährenden Marienerscheinung, die Gläubigen freuen sich, und der Ort ist ein gar einträglicher und glücklicher Wallfahrtsort. Der Verkehr in Cevelar während den Wallfahrtsmonaten, Mai bis November, ist geradezu großartig. Jeder Bürger ist in diesen Monaten ein Wirth und Gastgeber. Trotzdem müssen noch Hunderte im Heu und Stroh übernachten, wo es öfters sehr zweifelhaft zugehen soll. Ich besuchte diesen berühmten Wallfahrtsort mit einigen lieben Freunden gerade zur Zeit, als eine holländische Pro-

zession ihr hundertjähriges Jubiläum feierte, d. h. diese Holländer haben nun das hundertstemal in Cevelar der hl. Maria ihre Aufwartung gemacht. Es war großartig anzusehen, wie diese luxiösen Holländer mit ihrem reichen Gold- und Silberschmuck den in Cevelar aufgestellten Götzenblildern huldigten. Das Bild der Maria, das einstens ein Schäfer unter einem Baume gefunden haben soll, indem sich die Mutter Gottes ihm auf dem Baume in großer Pracht und Schönheit gezeigt habe, und auf Cevelar hingedeutet, wo man ihr eine Kapelle bauen soll; als er dann hinzuging, fand er ein Marienpüppchen, welchem man in der Stadt mitten auf dem Marktplatz eine Kapelle gebaut hat. In einem kleinen eisernen Käfig mit Fenster wird das Bild den Gläubigen gezeigt. Der Reihe nach kommen sie in feierlicher Ordnung unter Aufsicht einiger Priester an den Käfig heran, um einen Kuß auf das Fenster zu drücken, so daß immer Einer dem Andern seinen Speichel ablecken muß. Hat Jemand etwas gekauft, als Kerzen, Bilder, Bücher u. s. w., welches fast Jedermann thut, so hebt es ein Pfarrer einige Secunden vor das „Fensterle des Marienpüppchens" hin, und es ist von der hl. Jungfrau durch und durch geweiht, welches dann ein probates Mittel gegen Hexen ist, und das glaubt jeder Katholik. Neben der Kapelle steht eine kleine Kirche, wo die besuchenden Prozessionen die Messe anhören, und wo viele Krücken, Stöcke u. drgl. aufgehängt sind, alle von solchen Krüppeln, welche in Cevelar durch Maria geheilt worden sind. Diese Dinge kamen aber ein wenig in Verruf beim Volk durch folgenden Vorfall, welcher den Geistlichen furchtbar viel Mühe machte, bis sie alles wieder ins Geleise brachten. Es wurde nemlich eine gesunde Frau gedungen, die als Kranke auf Krücken gehend dahingehen mußte, um als Geheilte zurückzukehren. Auf dem Bahnhof, wo sie einsteigen sollte, kam sie ein wenig zu spät an, und als sie sah, daß es auf die Krücken gestützt nicht reichen würde, den Zug zu erreichen, nahm sie die Krücken auf die Achsel, und sprang, wie ein Mensch nur springen kann, um den Zug zu erreichen, zum Gaudium der Umstehenden. Solche Dinge hätten Cevelar fast um seine gute Kundschaft gebracht, doch man verstand es, die Sache zu unterdrücken und auszuwischen.—In obiger Kirche wäre es uns fast schlecht gegangen. Als wir uns so darinnen umsahen, und die künstlichen Wunderwerke anschauten, kam ganz leise hinter uns eine Prozession daher und drängte uns vor, bis an den Altar. Als nun alles auf die Knie sank, und wir stehen blieben, merkten die Umstehenden bald, wessen Geistes Kinder wir seien. Wenn nicht ein katholischer Pfarrer, der unsere Verlegenheit merkte, sich unserer angenommen und uns einen Weg gebahnt hätte zum Ausgang, hätte es Ohrfeigen, wenn nicht noch Schlimmeres, absetzen können.— Die Eindrücke, welche ich von diesem Wallfahrtsorte mit heim nahm, kann ich unmöglich beschreiben. Mein Herz klopfte, als ich die große Blindheit und dann den musterhaften Eifer der Leute überschaute, die in Lug und Trug am Gängelband der Schwindelei durch gewissenlose Menschen herumgezogen werden. Wie gerne hätte ich der Menge Jesus Christus, den Gekreuzigten, verkündigt, als denjenigen, der allein das unruhige Herz stillen kann, aber es war mir nicht vergönnt. O, wie wehe that es mir! nicht einmal ein Bekenntniß konnte ich vom Sünderheiland ablegen. Wenn ich mit Einzelnen von Jesus sprechen wollte, so verstanden sie mich nicht. Der Name „Jesus" war ihnen fremd. Mein Herz hätte bluten mögen. Bei allem aber war ich dem Herrn doch dankbar für diesen Besuch, es hatte in mir wieder mehr Dankbarkeit, Missionssinn und Gebetsgeist erweckt. Gott aber erlöse dieses blinde, irregeführte Volk!

25. Ein Besuch in Holland.

In Rom sein und den Papst nicht sehen, das geht nicht. So dachte ich auch, weil ich an der Grenze bin, muß ich doch auch vollends hinein in das reichbegüterte Königreich der Niederlande. Um so mehr trieb es mich dazu, weil mich die Holländer an der Grenze immer sehr ansprachen mit ihrem ruhigen, bedächtigen, für das Gute sehr empfänglichen Wesen. Gar zu gerne hätte ich den lieben Leuten auch Jesum verkündigt, aber ich war leider ihrer Sprache nicht mächtig. Und als ich daran ging, sie zu lernen, kam die Conferenz dazwischen und nahm mich hinweg. Daß ich aber einmal einen Abstecher in dies Land gemacht habe, dadurch Land und Leute etwas näher kennen lernte, reut mich nicht. In den verschiedenen Städten, die ich besuchte, bekam ich die besten Eindrücke, und mein Gebet war immer im stillen: „O Herr, bringe doch auch noch die Evangelische Gemeinschaft in dies Land, und wenn du willst, so sende mich hinein." Doch kamen mir auch einige komische Dinge vor. In einer Stadt hatte ich das Vergnügen, das Militär exerciren zu sehen, das war ein interessantes Schauspiel. Ich habe öfters gehört, daß bei den holländischen Truppen das Motto „Langsam, aber sicher" sehr hoch gehalten wird; aber daß dies in der That so ausgeführt wird hätte ich doch nicht geglaubt, aber es ist so. Da waren unter Andern etwa sechs Soldaten und ein Unteroffizier beisammen, die meine Aufmerksamkeit besonders fesselten. Als der Unteroffizier in seiner Sprache einmal „Rechts um!" commandirte, setzte er gleich hinzu: „aber nicht zu schnell, man kann da sich leicht den Fuß übertreten," welches mich gar heiter stimmte. Als sie dann so eine kleine Weile exercirt hatten, stand einer auf einmal plötzlich stille und sagte: „Ich bin jetzt müde und will ausruhen," und die Anderen waren gleich mit einverstanden und der Commandirende ließ sie nach einem leichten Kopfschütteln gewähren. Das würde in Preußen Festungsstrafe eintragen.

In einer andern Stadt sah ich an einem schönen Hause wenigstens ein halbes Dutzend Teufel mit Hörnern, Schwanz und Ofengabel in Mannesgröße, als Zierde an der Frontseite in den zwei oberen Stockwerken stehen. Auf Befragen, warum diese da seien, wurde mir gesagt,

daß der Eigenthümer dieses Hauses ein reicher Goldkönig sei. Der hatte im Uebermuth Engel von Gold gießen und an seinem Hause anbringen lassen. Als die Regierung ihm das verbot, ließ er im Zorn sechs irdene Teufel machen und hinsetzen. Ein echtes Charakterbild eines Holländers. — Dieser Besuch in Holland hatte auch dies Gute für mich, daß ich seitdem auch dieses Land, für das Jesus doch auch geblutet hat auf Golgatha, und in dem, Gottlob! auch viele wahre Gotteskinder sind, in mein Gebetsprogramm aufnahm.

26. Schluß.

Vorstehendes waren nun so einige Notizen aus meinem sehr bewegten, mir denkwürdigen Reiseprediger-leben in Preußen. Hätte noch Manches anführen können, doch es frommt nicht Alles. — Möchte schließlich nur noch bemerken, daß das schöne Gotteswerk, welches ich mit Andern gründen durfte im nördlichen Deutschland, einen gar herrlichen, bewunderungswürdigen Fortgang nahm und durch geschickte Werkzeuge weiter geführt wird, was gewiß jeden Wohlwünscher Zions mit Dank erfüllen wird. Dem Schreiber dieser Skizzen ist das Werk Gottes überall angelegen, aber unser Werk in Preußen ist ihm doch besonders nahe. Wenn es einmal eine Preußen-Conferenz geben sollte, was in nicht zu weiter Ferne sein mag, würde ihm die Wahl zwischen Süd und Nord sehr schwer fallen.

Das große Haupt der Kirche, Jesus Christus, unser und aller Weltheiland, segne sein Werk überall, besonders aber in Preußen. Amen.

Treue Liebe.

Dicht an der Mauer des Kirchleins lag ein einsames Grab — und die Bäume, die es umstanden, hatten es mit dem Einzigen geschmückt, was sie besaßen, mit den braunen, gelben und röthlichen Blättern, die der Octoberwind von ihren Zweigen gelöst — als wollten sie es gut machen, daß keine Menschenhand und kein Menschenherz ein Blümlein hatte für das stille Grab.

Und doch hatten so Viele vor Jahren den Hügel umstanden, als gerade am heutigen Tage das ernste Wort: „Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden," über den Sarg an dem offenen Grabe gesprochen worden. So viele heiße Thränen waren damals geflossen, denn so Viele hatten ihn lieb gehabt, über dessen Grab es so tröstend und verheißend klang: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an." Blumen über Blumen waren dem Schläfer mitgegeben worden, denn er hatte sie so gern gemocht, und seine Bekannten wollten ihm Alle noch etwas Liebes thun! Und nun? Der Hügel war zusammengesunken, als drücke ihn der kleine Stein, der auf ihm ruht, gar zu schwer — und nur die Bäume dachten noch daran, das stille Grab zu schmücken.

Wo waren sie denn Alle, die es damals bekränzt? Einige waren ihm nachgefolgt zu seligem Wiedersehen dorthin, wo kein Leid, noch Geschrei, noch Thränen mehr sein wird — und die Andern? Es war ja so lange schon her, daß er dort an dem Kirchlein ruhte — und das Leben hatte so viel neue Freuden und Leiden gebracht — und es hat oft Recht, das alte Lied von den Cypressen, die da flüstern:

Wir stehn auf einem schmalen Raum,
Darunter liegt ein Herze kaum,
So ist es schon vergessen!

Vergessen, vergessen von Allen, die ihn lieb gehabt! Dachte Niemand mehr sein mit treuer Liebe — wirklich Niemand?

Fernab, viele, viele Meilen entfernt von dem Friedhof mit den hohen, ernsten Bäumen, stand ein Haus — und gar traulich sah es aus, so dicht mit dem wilden Wein bewachsen, fern von allem Geräusch der Welt. Auch drinnen war es still und friedlich, denn nur drei Menschen umschlossen die Mauern, die Herrin mit zwei treuen Dienerinnen, die mit einander alt geworden waren und vereint der Zeit harrten, wo sie die irdische Heimath verlassen durften, um in die ewige, himmlische einzugehen. Gottes Friede liegt auf dem freundlichen, von weißem Haar umrahmten Antlitz der alten Dame, die einsam im Zimmer sitzt und deren Blick zum Fenster hinausschaut, hinauf — dorthin, wo sie seit Jahren gelernt, Augen und Herz hinzusenden, um dessen immer gewisser zu werden: „Mein Freund ist mein, und ich bin sein!"

In ihrem Schooß ruht ein Büchlein — vergilbt die Blätter, verblaßt die Buchstaben, denn sie war ein junges, frohes Mädchen gewesen, als sie es geschrieben — und nun war sie alt — alt wie das Buch und alt wie die Blümlein, die darinnen lagen, und die einst blau gewesen, blau wie der Himmel — und nun so welk, so todt! Aber ihr Herz war jung geblieben und frisch die Erinnerung an jene alte, ferne Zeit, da sie dem Büchlein all ihr Hoffen, all ihr Lieben anvertraut!

Sie wußte es so gut noch, als sie ihn zum ersten Male gesehen — blutjung war sie gewesen — und es zog ein Lächeln über ihr Gesicht, als sie daran dachte, wie sie kaum gewagt mit ihm zu sprechen, der so groß, so schön und edel vor ihr gestanden, so ganz, ganz anders als die Andern. Von jenem Tag stammten die Blümlein, die da vorne in dem Buch lagen — wie oft hatte sie diese seitdem schon angeschaut! Und dann hatte sie ihn oft gesehen, oft war er in ihrer Eltern Haus gekommen und oft, ach, oft hatten sie zusammen gesprochen, gelesen, gesungen. Froh, glücklich war sie da gewesen! Da stand's ja noch in dem Büchlein, wie so wunderherrlich ihr die ganze

Welt erschienen, und wie sie es nicht hatte begreifen können, wenn die Großmutter und die Eltern von so viel Schmerz und Leid gesprochen, das in der Welt zu finden sei.

So waren Winter, Frühling und Sommer geschwunden, so schnell, und dann war der Herbst gekommen und mit ihm der erste Reif, der auf ihr junges, frohes Herz fiel — er kam Abschied nehmen, Abschied für lange Zeit, und in ihr klang es leise: „Wer weiß, ob wir uns wiedersehen" — und eine heiße, heiße Thräne fiel auf die blauen Blümlein, die seine Hand ihr gegeben! O, über den Herbst und die gramvolle Zeit!

Aber es war wieder Frühling geworden — und in ihrem Herzen blühten so fröhlich die süßen Blumen der Liebe und Hoffnung! Als es über zwei Jahre wieder Herbst wurde, die Weinblätter vor ihrem Fenster roth waren wie dazumal, und der Octoberwind um das Haus wehte und mit den dürren Blättern spielte — da kam die Kunde, daß unter hohen Bäumen, dicht an der Mauer eines Kirchleins sie ihn gebettet, wie er es gewünscht, daß er dort ruhe und schlafe, bis sein Herr ihn erwecke!

O, über den Herbst und die gramvolle Zeit! — Da hatte ihr das Leben wohl gar öde und leer geschienen, und leise, leise stahl sich eine Thräne aus den alten, milden Augen, als sie daran dachte; — aber es war doch ein reiches Leben geworden, reich im Geben, reich im Lieben, durch Gottes Gnade — denn er hatte ihr Herz stille gemacht, stark und fröhlich! Nun wüßte sie's auch, daß sie ihn wiedersehen würde, einst in ewiger Freude bei dem Herrn, der sie beide geliebt — und so waren die Jahre geschwunden, leise und schnell — und bald, bald durfte sie heim.

Ueber dem einsamen Grab an dem Kirchlein neigten die Bäume sich tief herab, als wüßten sie von den Thränen, die fern davon im stillen Stübchen auf die gelben Blätter und die welken Blumen fielen. G. D.

Perlen.

Wer seine Freude verbergen kann, thut mehr als der, welcher seinen Schmerz verbergen kann.

Wer nicht beständig neue Bekanntschaft macht auf seiner Lebensreise, der muß bald allein reisen.

Klatschereien sind wie Straßenkoth, sie hören auf, wenn es trocken wird.

Scherze nie mit einem Ungebildeten, damit deine Voreltern nicht noch dadurch entehrt werden.

Gehe Bürge für deinen Freund, und siehe zu, wie du bereit wirst, es zu bezahlen.

Tausche nie einen neuen Freund für einen alten ein, denn du leidest Verlust dabei.

Stelle deinen Freund zu Rede, denn es gibt viel Verleumdung. Mancher fällt, ohne es zu wollen.

Der Mensch ist nie ganz so glücklich, aber auch nie ganz so unglücklich, als er denkt.

Im Wohlstand ist Arbeit eine Pflicht; im Unglück aber eine Zuflucht.

Wer in einen sauren Apfel gebissen hat, der weiß hernach den süßen um so mehr zu schätzen.

Sünde und Elend gehen immer zusammen, aber verliebt sind sie dennoch nicht.

Verlangen nach Gutem, oder Furcht vor Bösem, ist gewöhnlich die Ursache menschlicher Handlungen.

Die Welt lernt oft einen Menschen erst dann recht kennen, wenn sie ihn an die Wand gedrückt hat.

Ein mageres Frühstück am Morgen des Lebens ist gut, denn es schärft den Appetit für ein besseres Mahl später im Tag.

Die Mode ist die strengste Herrscherin, sie gebietet, und Zweidrittel der Menschheit folgen ihrem Willen ohne Murren.

Verleumdungen wirken wie spanische Fliegen; im Leben stechen sie, und wenn man sie todt hat, ziehen sie Blasen.

Armuth ist hart, aber Schulden sind schrecklich; lieber ein Haus, in welchem kein Kamin ist, als ein Weib, welches dem Mann nicht haushalten kann.

Obwohl wir auf Erden nicht vollkommen glücklich sein können, sollten wir doch einander das Bischen Glück, welches uns geschenkt wird, nicht verbittern.

An zwanzig Jahren regiert der Wille; an dreißig Jahren der Witz; aber an vierzig Jahren das gesunde Urtheil.

Die schwerste Probe des menschlichen Charakters ist: seinen Feind im Unglück sehen, ohne im Innern zu triumphiren.

Man will immer nur hoch hinaus, der Dom zu Köln ist 511 Fuß hoch, Washingtons Monument soll 550 Fuß hoch werden. Eins will das Andere übertreffen, zuletzt macht das Höchste den tiefsten Fall.

Die Zeit ist ein Richter, welcher alte Verbrecher aufsucht, und sie gewöhnlich auch zuletzt noch findet.

Glücklich ist, wer das vergißt,
Was einmal nicht zu ändern ist.

Was ein Thor am Ende thut, das thut der Weise am Anfang.

Es kostet mehr ein Unrecht zu rächen, als es kostet, dasselbe zu tragen.

Wer mit Wenigem nicht zufrieden ist, wird zuletzt mit Nichts zufrieden.

Wer nicht viele Bedürfnisse hat, ist gewöhnlich zufrieden.

Es kommen Stunden im Leben, da man glücklich ist, wenn man das, was man weiß, vergessen kann.

Der ist nicht arm, welcher wenig hat; der ist arm, welcher beständig mehr will.

Im Allgemeinen muthet man seinem Nächsten nie etwas zu, das man im Nothfall nicht selbst vollbringen würde.

Das ist die gefährlichste Unwahrheit, welche der Wahrheit am nächsten kommt und ihr am ähnlichsten sieht, denn sie macht die Wahrheit der Unwahrheit ähnlich.

Glück muß am eigenen Herd gezogen werden, man kann es nicht aus des Nachbars Garten holen.

Glaube nicht alles, was man gegen deinen Nächsten sagt, es sei denn, du habest guten Beweis. Sage nichts gegen deinen Nächsten, es sei denn, daß Schweigen mehr als Reden schade.

Wenn man wüßte, wie wenig sich manche Menschen ihres Besitzes freuen, dann wäre weniger Neid in der Welt.

Sich groß machen ist ein schweres Geschäft, selten gelingt's; die meisten Unternehmer sterben, ehe sie den Plan fertig bringen.

Wer Böses wider uns redet, ohne uns zu kennen, der schadet nicht uns, sondern einem Geschöpf ihrer Einbildung.

Wer Unglück kommen sieht und ihm nicht entrinnen kann, der muß es zweimal erdulden.

Die härteste Uebung für den Menschen ist Geduld. Mancher kann seine Schiffe übers Meer schicken ohne Furcht, aber wenn sie nicht zeitlich wiederkehren, dann wird er ungeduldig.

Die Thränen der Armen sind mächtiger, als die Drohungen der Reichen.

Der Unterschied zwischen Glück und Weisheit ist unter Anderem auch der: wer sich glücklich schätzt, der ist es, wer sich aber weise dünkt, der ist ein Thor.

Wenn eine dunkle Wolke am Himmel aufsteigt, sieht es Jedermann und spricht davon, aber über den schönen blauen Himmel geht kein gutes Wort hervor. Undankbare Welt.

Man sollte sich nie muthwillig Feinde machen, denn es ist sehr hart, sich so gegen sie zu betragen, wie Gott es fordert.

Das Geld, welches man selbst verdient und erspart hat, glänzt schöner als Geld, welches man aus den Kasten der Todten geholt hat.

Willst du als weise gelten, dann sei klug genug, stille zu sein. Wer nur seine eigene Ansicht kennt, kennt diese noch nicht einmal recht.

Wage dich nie auf die äußersten Grenzen des Erlaubten, denn das Erlaubte grenzt an das Unerlaubte, und die Grenzlinien sind nicht allerorts sichtbar und deutlich.

Das Brod des Lebens ist Liebe; das Salz des Lebens ist Arbeit; der Zucker der Lebens ist Poesie, und das Wasser des Lebens ist der Glaube.

Höflichkeit ist der Deckmantel, mit welchem man die rauhen Ecken unseres Wesens bedecken kann, damit sich Niemand daran stoße. Diesen Mantel sollte man deßhalb im Umgang mit Andern nie ablegen; selbst nicht im Umgang mit Unhöflichen.

Der rechte Sieg.

Schafft du, so siegst du.
Will's nicht gelingen
Und unterliegst du;
Der beste Sieg ist das Ringen.

Kritik und Tadel thun keinen Schaden, wenigstens dem Rechtdenkenden nicht. Sind sie ungerecht, schaden sie am allerwenigsten, es sei denn, der Getroffene mangle Charakter; sind sie gerecht, dann dienen sie zur Besserung, denn sie offenbaren ja die Schwachheiten und warnen vor dem Fall.

Wenn der Sturm über die Weiden zieht, dann beugen sie sich nach dem Sturm; wie dieser sich wendet, wenden sie sich auch, darum kommen sie auch so gnädig durch. Aber nützliches Holz liefern sie nicht; eine gefallene Eiche ist immer noch besser als eine stehende Weide. Es gibt Fälle, wo man widerstehen soll, und wenn es den Kopf kostet. Eine Lehre für Manchen.

Der Sonntagschullehrer.

Der Weg zum Himmel.

Ein kleines Mädchen trat eines Sonntag Morgens ganz schüchtern in eine Sonntagschule ein; der Superintendent sah das schüchterne Kind, kam herbei und fragte freundlich: „Was suchst du, Kleine?"

„Bitte, ist das der Weg zum Himmel? Als Mamma starb, sagte sie: Lieb Herzchen, ich gehe jetzt in den Himmel. Gott wird für dich sorgen, komme zu mir in den Himmel. Ich habe Heimweh, möchte gerne in den Himmel zur Mamma gehen, aber ich weiß den Weg nicht."

Die Rede des Kindes hatte eine elektrische Wirkung auf den Superintendenten; als er sich fassen konnte, gab er dem Kinde einen Sitz und rief seine Schule zur Aufmerksamkeit; dann erzählte er ihnen die Geschichte von dem Kinde, und fragte mit Thränen: „Ihr Lehrer, ist das der Weg zum Himmel? Machen wir unsere Sonntagschule dazu? Darf ich diesem Kinde sagen, es habe den rechten Weg gefunden? Ist irgend ein Lehrer bereit, dieses Kind in seine Classe zu nehmen, und es auf dem Weg nach dem Himmel zu halten?"

O ihr Superintendenten, Beamten und Lehrer, was thut ihr? Was schafft ihr in euren Sonntagschulen? Nehmt den Wink eines Mitarbeiters an, und bestrebet euch, Wegweiser zum Himmel zu werden! Das ist eine erbärmliche Sonntagschule, in welcher ein Kind nicht einmal den Weg zum Himmel finden kann.

Wunsch und That.

Gott nimmt nie einen frommen Wunsch für eine gute That, wenn man ebensowohl die That hätte verrichten können. Ja noch mehr: Wo ein guter Wunsch ist, welcher nicht durch eine gute That unterstützt ist, da ist der Mangel der That nur um so mehr abstechend und unverantwortlich, denn der Wunsch bezeugt, daß man von dem Bedürfniß überzeugt war. Dieses mögen solche Personen recht oft lesen, welche am Sonntag Morgen im Bette wünschen, sie wären in der Sonntagschule.

Bestrafter Vorwitz.

Ein Sonntagschüler hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, den Lehrer mit allerlei spitzfindigen Fragen zu quälen, und indem fast jeden Sonntag eine neue Auflage erschien, dachte der Lehrer wohl, daß der Knabe zu Hause angefüllt werden müsse. Endlich ging dann doch dem Lehrer die Geduld zu Ende, und als Antwort auf eine solche spitzfindige, naseweise Frage, sagte er: „Karl, nun hast du schon etliche Monate immer neue Fragen ausstudirt, um uns im Unterricht zu stören; erlaube mir nun auch einmal eine Frage an dich zu richten: Du suchst mit deinen spitzfindigen Reden den Glauben deiner Mitschüler zu zerstören; angenommen es gelänge dir, hast du denn auch etwas Besseres, das du ihnen anstatt des Zerstörten bieten kannst? Es ist leicht, ein Zerstörer zu sein, aber es ist nicht so leicht aufzubauen. Besinne dich wohl, Karl; eines Menschen Glauben an Gott zu zerstören, ohne ihm etwas Besseres dafür bieten zu können, ist nichts Geringes." Sonderbar, die Rede hatte eine gute Wirkung, und die Classe hatte von nun an Ruhe.

Schicket euch in die Zeit.

Ein Reisender auf einem Eisenbahnzug hatte an einer Haltestation Zeit genug, hinauszugehen und an einem Brunnen sich einen frischen Trunk Wasser zu holen, denn er war sehr durstig; er vergeudete jedoch seine Zeit, so lange, daß der Zug das Zeichen zur Abfahrt gab, als er eben den Eimer auf den Rand stellte. Da stand das Wasser, hell, frisch und kühl, des Reisenden Gaumen lechzte darnach, aber — dort bewegt sich schon der Zug, er muß das Wasser stehen lassen und eilen, sonst verfehlt er am Ende den Zug. Die anderen Passagiere, welche die Begebenheit sahen, lachten herzlich über den Spaß; ich aber mußte denken: So geht es vielen Sonntagschullehrern, sie verbrauchen so viel Zeit an der Erklärung der Lection, daß ihnen nicht einmal mehr Zeit bleibt, eine persönliche Anwendung zu machen; zwar ist nun Alles dafür bereit, aber das Glöcklein schellt, die Zeit ist hin, und die Anwendung unterbleibt.

Manche sagen, die Zeit sei zu kurz; dem ist nicht so, nur will sie eingetheilt sein, und zwar so, daß man Zeit hat für Alles; daher gilt auch das Apostelwort da: Schicket euch in die Zeit.

Bekehrte Lehrer.

Ein unbekehrter Sonntagschullehrer kann sich recht nützlich machen, soweit es den Unterricht historischer Thatsachen betrifft, aber wenn es einmal zu den praktischen Anwendungen kommt, wenn die Wahrheit in das Herz eingepflanzt werden soll, dann muß man einen bekehrten Lehrer haben, welcher diese Dinge selbst erfahren hat.

Keine gefunden.

Ein Bruder hatte die Frage vor einer Districtsversammlung zu lösen: „Welche Sonntagschulen mögen im Winter geschlossen bleiben, und aus welchen Gründen?" Der Bruder antwortete, er habe keine solche Schulen finden können, und habe deßhalb auch keine Gründe gesucht. — Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß

man selbst in den Landdistrikten die Sonntagschulen nicht mehr einschlummern läßt. Wir haben von einer pennsylvanischen Gegend gelesen, wo die Lehrer, Väter und Beamten am Sonntagmorgen mit der Schaufel vorausgehen und Bahn schaufeln, damit die Kleinen schön nachfolgen können. Eine solche Schule kann freilich nicht wohl einschlafen, denn die Theilnehmer sind zu wacker.

Stellet sie an die Arbeit.

„Es hat uns Niemand gedinget," ist eine Ausrede, warum manche Menschen nicht an der Arbeit sind, und doch innerhalb der Mauern Zions stehen. Es hat uns Niemand angestellt, ist eine Ursache, warum manche Sonntagschüler so unaufmerksam sind, während des Unterrichtes. Es sind viele gute Menschen, welche bereit wären, anzugreifen und mitzuhelfen, wenn man ihnen nur einen Platz anweisen würde, und manche Schüler würden gefesselt werden, wenn man nur das richtige Mittel finden könnte, sie zu beschäftigen. Lehrer sollten ihre Schüler, ebenso wohl als ihre Lectionen studiren, und vor Allem suchen, sie an die Arbeit zu bringen.

Ein Vorbild für Lehrer.

Wenn ein Sonntagschullehrer ein gutes Vorbild unter Menschen sucht, dem rathen wir an, Apollo zu studiren. Die Geschichte stellt ihn dar, als mächtig in der Schrift, brünstig im Geist, fleißig im Werk und unverdrossen im Lernen. Apollo hat nie etwas gelehrt, das er selbst nicht wußte; anfänglich hatte er nur einen Text, nemlich: „Jesus kommt," und nur eine Ermahnung: „Thut Buße." Als er von Aquila und Priscilla vernahm, daß Jesus schon gekommen sei, lernte er von ihnen wie ein Kind, und kaum hatte er eine neue Wahrheit gelernt, dann ging er auch sogleich und predigte dieselbe wieder. Apollo ist ein rechtes Muster für Lehrer.

Gib den Schülern Gelegenheit.

Siehe zu, daß deine Schüler auch eine Gelegenheit haben, ein Wort zu sagen; predige nicht, frage. Das Gemüth deiner Schüler ist einem Brunnen ähnlich, trage kein Wasser hinein, bis du erst geprüft hast, ob keins darin ist. Aber wie? Ei, pumpe! frage und erforsche. — Kenntnisse müssen erarbeitet werden, wenn dieselben bleibend sein sollen; darum siehe zu, daß deine Schüler arbeiten, gib ihnen Gelegenheit dazu, indem du ihnen auch ein Wort erlaubst.

Erfolgreiche Sonntagschulen.

Einer der erfolgreichsten Sonntagschul-Arbeiter in Amerika erhielt einst ein briefliches Ansuchen, doch gefälligst seine Methode und das Geheimniß seines Erfolgs zu veröffentlichen. Als Antwort auf dieses Ansuchen erhielt der Bittsteller einen Brief, welcher Constitution, Methode und Geheimniß des Erfolgs, alles in fünf Buchstaben enthielt:

L-i-e-b-e.

Jeder einzelne Schüler sollte wissen, sollte fühlen, daß ihn sein Lehrer liebt; diese Liebe ist anziehend, wie ein Magnet, und wenn Liebe ein Wort erklärt, hat es einen ganz andern Ton, als wenn die Liebe mangelt. Nun sollte man aber ein Kind nicht lieben, blos weil es sauber gewaschen ist, ein goldenes Lockenköpfchen trägt und in schönen Kleidern einherkommt, noch viel weniger, weil man mit seinen Eltern gut ist, sondern weil es eine unsterbliche Seele hat, welche man mit den Kleidern des Heils schmücken kann.

Ein Wink, Antworten zu erhalten.

Selten wird ein Sonntagschul-Lehrer seine Schüler unterrichten, ohne sie Dieses und Jenes abzufragen. Aber kommen nicht die Antworten auf solche Fragen meistens von einem oder zwei begabten Schülern, während die Uebrigen theils aus Unaufmerksamkeit, theils aus Unwissenheit oder Scheu sich still verhalten? Und doch ist es sehr wichtig, alle Schüler in die Besprechung der Lection hinein zu ziehen. Einige würden vielleicht antworten, wenn sie merken würden, daß man von ihnen eine Antwort erwartet. Aber das Gefühl, daß die beiden Schüler, die es gewöhnlich thun, schon vor ihnen antworten werden und dürfen, hält sie zurück und gerade dieses Gefühl und auch ihre Scheu ist die Ursache, warum sie so leicht ihr Interesse an der Lection verlieren. Diejenigen, welche immer antworten, bilden sich ein, sie wären allein dazu im Stande und werden stolz. Die Leichtfertigen sind damit wohl zufrieden, weil dadurch ihnen die Mühe des Nachdenkens erspart wird und sie nicht sagen brauchen: „Ich weiß es nicht." Aber es ist des Lehrers Pflicht, alle anzuregen und aufzuwecken und sie zu nöthigen, an dem Unterricht theilzunehmen. Sonst kommen und gehen sie, ohne nur etwas von dem zu wissen, was man ihnen zu lehren versucht und bleiben so unwissend in den religiösen Wahrheiten, als wären sie nie zur Sonntagschule gekommen. An denen, welche die Scheu vom Antwortgeben zurückhält, wirst du bald eine vortheilhafte Aenderung wahrnehmen, sobald du sie ermuthigst, indem du ihnen zeigst, daß du gerade von ihnen eine Antwort erwartest.

Gute Einrichtung. — Die Verbindung der Apostelgeschichte mit den Episteln in den Sonntagschul-Lectionen war ein weiser Gedanke. Es hat nicht blos die Lectionen interessanter gemacht, sondern hat den Schülern im Allgemeinen zu einem besseren Verständniß geholfen, indem es das gegenseitige Verhältniß dieser Schriften mehr als gewöhnlich hervorhob. Hoffentlich haben die Lehrer diesen wichtigen Punkt nicht übersehen, und haben den Nutzen davon reichlich genossen.

Zweites Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Christliche Freiheit.

9. Lection: Gal. 4, 1–16. — Sonntag den 1. Juni 1884.

1. Ich sage aber, so lange der Erbe ein Kind ist, so ist unter ihm und einem Knechte kein Unterschied, ob er wohl ein Herr ist aller Güter;

2. Sondern er ist unter den Vormündern und Pflegern bis auf die bestimmte Zeit vom Vater.

3. Also auch wir, da wir Kinder waren, waren wir gefangen unter den äußerlichen Satzungen.

4. Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe, und unter das Gesetz gethan,

5. Auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, daß wir die Kindschaft empfingen.

6. Weil ihr denn Kinder seid, hat Gott gesandt den Geist seines Sohnes in eure Herzen, der schreiet: Abba, lieber Vater!

7. Also ist nun hier kein Knecht mehr, sondern eitel Kinder. Sind es aber Kinder, so sind es auch Erben Gottes durch Christum.

8. Aber zu der Zeit, da ihr Gott nicht erkanntet, dienetet ihr denen, die von Natur nicht Götter sind.

9. Nun ihr aber Gott erkannt habt, ja vielmehr von Gott erkannt seid, wie wendet ihr euch denn nun wieder zu den schwachen und dürftigen Satzungen, welchen ihr von neuem an dienen wollt?

10. Ihr haltet Tage, und Monate, und Feste, und Jahreszeiten.

11. Ich fürchte euer, daß ich nicht vielleicht um sonst habe an euch gearbeitet.

12. Seid doch wie ich; denn ich bin wie ihr. Lieben Brüder, ich bitte euch; ihr habt mir kein Leid gethan.

13. Denn ihr wisset, daß ich euch in Schwachheit nach dem Fleisch das Evangelium geprediget habe zum ersten mal.

14. Und meine Anfechtungen, die ich leide nach dem Fleisch, habt ihr nicht verachtet noch verschmähet; sondern als einen Engel Gottes nahmet ihr mich auf, ja als Christum Jesum.

15. Wie waret ihr dazumal so selig! Ich bin euer Zeuge, daß, wenn es möglich gewesen wäre, ihr hättet eure Augen ausgerissen und mir gegeben.

16. Bin ich denn also euer Feind geworden, daß ich euch die Wahrheit vorhalte?

Haupttext: So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat. — Galater 5, 1.

Geschichtliches. — Die Epistel an die Galater wurde geschrieben gegen das Ende A. D. 57 oder frühe 58 während Pauli Aufenthalt zu Corinth; es sind jedoch einige Geschichtsforscher, welche behaupten wollen, die Epistel sei schon früher und zwar von Ephesus aus geschrieben worden. Diese Epistel war an die Kirchen zu Galatien gerichtet und nicht an die Einwohner der Provinz Galatien. Die Gemeinden hier wurden durch Paulum gegründet auf seiner ersten Reise durch die Provinz, als er durch schwere Krankheit genöthigt war, dort zu verweilen (Gal. 4, 13). Auch hier, wie an vielen anderen Plätzen, hatte die Gemeinde sehr viel zu leiden durch die Bekenner aus den Juden, denn diese bestanden darauf, auch die Christen müßten das Ceremonialgesetz noch durchmachen und beobachten. Weil Paulus sich dagegen erklärte, gab es Zwiespalt und Trennung, daß selbst Pauli Worte bei diesen Judenchristen nichts mehr galten. Es gelang ihnen, Trennung zu verursachen, und endlich ging die Kirche verloren, blos um dieser blinden Eiferer willen; nicht ein einziger Name einer Person oder eines Ortes ist aufbewahrt geblieben.

Die Epistel an die Galater hat von jeher als der Freibrief des Evangeliums gegolten. Dieser Epistel und der Epistel an die Römer haben wir die Ideen und die Frucht der Reformation zu verdanken, denn auch hier haben die Reformatoren den köstlichen Gedanken der Freiheit vom Sklavenjoch geistlicher Knechtschaft geschöpft.

Texterklärungen.—V. 1. **Ich sage aber.** Anknüpfend an das, was er zuvor anführte, wünscht er nun zu erklären. **So lange der Erbe ein Kind ist.** Um die Sache klar zu machen und zu zeigen, was eigentlich der Zweck des Gesetzes war, erwählt er das Bild eines minderjährigen Erben, bis zur Zeit, da er in den Besitz seines Erbtheils kommt. **Kein Unterschied.** Er ist nicht sein eigener Herr, kann nicht thun, was er will, und steht unter einem Zwang; er ist sogar, je nach seiner Aufführung, Bestrafung oder Züchtigung unterworfen, und von seinen Gütern hat er noch nicht freien Gebrauch. **Obwohl er Herr ist.** Der Apostel will sagen: der Erbe als Kind steht unter dem Gesetz, ist nicht frei, obwohl er ein Herr aller Güter ist, welche sein Vater hinterlassen hat. Also auch die Gläubigen, da die Zeit des Gesetzes ihrer Minderjährigkeit war.

V. 2. **Ist unter Vormündern.** Wenngleich der Erbe Herr vieler Güter ist, so ist er eben doch noch nicht im Besitz derselben, sondern wird unter Vormündern gehalten, bis er vom Gesetz als volljährig erklärt wird, dann wird er aber auch zugleich in die volle Freiheit eingesetzt.

V. 3. **Also auch wir.** Es ist klar, daß der Apostel hier den eifernden Juden den Standpunkt erklärt, welche, obwohl das erwählte Volk Gottes, dennoch in der Kindheit, d. h. unter dem Zwang und der Vormundschaft des Gesetzes waren, und konnten nicht in den Besitz des Erbes gelangen, bis Christus gestorben war. **Da wir Kinder waren.** Kinder im Vergleich mit dem Zustand der Heiligen unter dem Evangelium. Die Juden waren wie Kinder, das ist ein treffliches Bild, eigensinnig, störrig und verkehrt, und hatten oft Strafe und Zurechtweisung nöthig. Sie fanden Vergnügen an Bildern und scheinbaren Vorstellungen, welche äußerlich prächtig aussahen. Dieser Stand dauerte bei den Juden von der Zeit ihres Auszuges aus Egypten, bis auf die Zeit des Messias. **Gefangen unter den Satzungen.** Also dem Gesetz als Vormünder unterworfen. Damit hat der Apostel wohl auf jenes Gesetz Bezug, welches Petrus (Apstg. 15, 10) ein Joch nennt, das weder sie, noch ihre Väter hatten tragen können, also das ganze mosaische Ceremonialgesetz.

V. 4. **Da aber die Zeit erfüllet war.** Die Zeit, um von jener Gesetzesvormundschaft erlöst zu werden;

nemlich die bestimmte Zeit für die Sendung des Messias. **Von einem Weibe geboren.** D. h. in der menschlichen Natur erscheinend als Mensch. **Unter das Gesetz gethan.** Diesem konnte er als Gott nicht unterworfen werden, da er doch der Gesetzgeber war; daher hat er sich selbst unterworfen und wurde unter dem Gesetz geboren und gehalten, so daß er dasselbe in allen seinen Ansprüchen erfüllete. Er unterwarf sich sogar dem Fluch des Gesetzes, und ist so ein Fluch für uns geworden.

V. 5. **Auf daß er.** Das gibt nun den Zweck des messianischen Kommens ins Fleisch. Die unter dem Joch des Gesetzes waren, wovon er im vorigen Capitel meldet, erlöse und befreie, und dadurch den Zwangsgottesdienst auf ewig abschaffe. Als kirchliches und bürgerliches Glied der Familie Israels mußte er alle Gerechtigkeit erfüllen (Matth. 3, 15). Weil er aber Bürgschaft gegeben hatte für die sündige Menschheit, mußte er auch da den Forderungen des Gesetzes Genüge leisten, um eine Lossprechung für die Gefangenen zu bewerkstelligen. **Kindschaft empfingen.** Juden, sowohl als Heiden, sind unter dem Gesetz des Zwanges hervorgezogen und in den von Natur bestimmten Stand der Kindschaft eingeführt worden. Die knechtische Zucht ist nun abgeschafft, und von nun an ist nichts weiteres von uns gefordert, als jener kindliche (männliche) Gehorsam, welcher nicht so sehr aus Pflicht, als aus Vorrecht Gott dienet. Daß die neue Einsetzung das Alte aufhebt, ist aber durch das Bild des Erben gar prächtig dargestellt, denn wenn ein Kind volljährig wird, dann hört die Gewalt des Vormundes auf, und das ist es eben, was der Apostel hier zeigen und erklären will.

V. 6. **Weil ihr denn Kinder seid.** D. i. Gottes Kinder. **Hat Gott gesandt.** Damit die Juden nicht denken möchten, sie allein wären Gottes Kinder, denn dazu gehören alle, welche diesen Geist empfangen haben, auch die Heiden. Der heilige Geist gibt das Zeugniß Allen, und so ist kein Unterschied zwischen Juden und Heiden. **Welcher rufet.** Also nicht den gesetzlichen, sondern den Kindessinn gibt er. Sklaven dürfen nicht **Abba** rufen, sondern nur die Kinder, also ist es auch hier, haben aber die Heiden den Geist der Kindschaft, dann brauchen sie dem Gesetz nicht mehr dienstbar sein.

V. 7. **Also ist nun hier.** In der Kirche des Neuen Testamentes sind keine Knechte, Sklaven des Gesetzes mehr, sie sind alle frei. **Lauter Kinder.** D. h. sie sind alle volljährig, was das Gesetz angeht (Joh. 15, 15). Dann aber **auch Erben.** Dieses stimmt mit Röm. 8, 17 überein. Sind wir also ohne das Gesetz Kinder Gottes geworden, dann auch ohne das Gesetz Erben, und das Diensthaus hat keine Macht über uns.

V. 8. **Aber zu der Zeit.** Hat nun der Apostel die Gläubigen überwiesen, daß sie ohne Gesetz Kinder Gottes geworden sind, so sucht er nun zu zeigen, wie ungereimt es wäre, sich nun freiwillig unter Verpflichtung zum Gesetz zu stellen. **Dientet ihr denen.** Ihr waret Götzendiener in elender Sklaverei, denn ihr kanntet Gott nicht; also eine noch schlimmere Sklaverei, als die der Juden.

V. 9. **Nun ihr aber Gott erkannt habt.** Also zum seligmachenden Glauben gekommen seid. **Ja vielmehr.** Nachdem man von Gott in Gnaden angenommen worden ist, hat man doch mehr als blos einen Vernunftbegriff von Gott, denn man hat ihn ja durch Erfahrung seiner Gnade kennen gelernt. **Wendet ihr euch denn.** Der Apostel zeigt den Galatern, daß sie von Anfang nie unter dem jüdischen Gesetz waren, und ist erstaunt, daß sie freiwillig in eine Sklaverei gehen wollten, welche selbst denen, die darin geboren sind, zu schwer ist. Die Pharisäer waren eben überall dabei, den Gläubigen das Joch des Gesetzes aufzuhalsen, und in diesem Bestreben gingen sie so weit, daß sie lieber die Kirche ruinirten, als nachgaben.

V. 10. **Ihr haltet Tage** 2c. 2c. Hier zeigt der Apostel, daß die Galater bereits zu weit gegangen waren, indem sie jüdische Feiertage feierten, denn auch das waren sie nicht schuldig zu thun. Die Juden haben ihre Gebräuche in alle Welt verschleppt, und beständig die Christen aufzuhetzen gesucht, diese Gebräuche mitzumachen; aber auch aus den Heiden haben sie hie und da welche angezogen und zum Judenthum bekehrt.

V. 11. **Ich fürchte** 2c. 2c. Dem Apostel wird bange, er möchte das Evangelium der freien Gnade umsonst unter den Galatern verkündet haben, denn es schien, sie wollten mit Gewalt unter das Joch des Gesetzes gehen. Er hatte Grund für solche Furcht, denn die christliche Gemeinde und jüdische Synagoge vertrugen sich nicht zusammen. Wer durch Gesetze gerecht werden will, der hat des rechten Weges verfehlt, und auf diesem Wege waren die Galater.

V. 12. **Seid doch wie ich bin.** D. h., sagen die Kirchenväter, früher war Paulus gerade, wie die Galater jetzt waren, eifrig für das Gesetz, ja so eifrig, wie kein Anderer zu seiner Zeit; nun aber ist er ganz anders geworden, und wünscht, die Galater würden auch so. **Ihr habt mir kein Leid gethan.** Damit will er sagen, ihr habt mich nicht beleidigt, seid mir geneigt, wie ich euch, obwohl ich euch die Wahrheit sagen muß; haltet mich nicht für euren Feind, denn ich sehe euch nicht dafür an, als ob ihr etwas absichtlich thätet, um mich zu beleidigen.

V. 13. **Denn ihr wisset.** Entweder hat er in eigener Leibesschwachheit, das ist kränklich, unter ihnen gepredigt, oder er hat die Schwachheiten der Galater berücksichtigt, und hat ihnen das Evangelium verkündigt, wie sie im Stande waren, es zu vertragen und zu verstehen. Die meisten Ausleger betrachten es im ersten Sinne.

V. 14. **Und meine Anfechtungen** 2c. 2c. D. i. die täglichen Beschwerden, womit er geprüft wurde in seinem Wirken unter ihnen. Es ist Vorwitz hier wissen zu wollen, was doch Paulus zu sagen nicht für gut befand. Es ist schon eine große Thorheit für einen Theologen, sich mit solchen Fragen abzugeben, aber viel thörichter ist es für einen Sonntagschul-Lehrer. Der Apostel gibt ihnen dieses Zeugniß, was immer seine Schwachheit gewesen sein mag, sie haben ihn darum nicht verachtet. **Sondern als einen Engel** 2c. 2c. Wie man einen Engel vom Himmel aufnehmen würde, wenn er zu Gaste käme, so haben die Galater ihn aufgenommen, und das sagt er, um ihnen zu zeigen, daß in seinem Herzen kein Funke von Neid oder Undankbarkeit ist.

V. 15. **Ihr hättet eure Augen** 2c. 2c. Damit will er sagen, er fühlte sich so zufrieden unter den Galatern, als wäre er ihnen so lieb, als das theuerste Glied ihres Körpers.

V. 16. **Bin ich denn also euer Feind.** Dem Anscheine nach hat sich nach Pauli zweitem Besuch bei den Galatern etwas zugetragen, das die Gefühle änderte. Daß er ihnen die Wahrheit sagte, das konnte es nicht sein, denn das war ja ein Beweis, daß er sie wirklich liebte. Und doch finden wir es leider auch in unseren Tagen noch wahr, alles darf man seinem Freunde sagen, nur die Wahrheit nicht. Wahrheit ist es, was die Welt erretten muß, und Wahrheit ist es, was die Menschen einigen kann und muß.

Lehre und Anwendung.—Ehe der Stand der Freiheit angetreten werden kann, kommt der Probestand. Selbst der Erbe ist unter dem Zwang, so lange er noch Kind ist. Aber wie herrlich ist der Stand, wenn man

vom Gesetz befreit ist und in die völlige Freiheit eintritt! Habt ihr das auch schon erfahren?

Der einzige Weg für uns zu wissen, ob wir in den Stand der Kindschaft eingetreten sind, ist das Zeugniß des heiligen Geistes.

Christus ist gekommen, die Menschen vom Gesetz zu erlösen und sie in die Freiheit der Kinder Gottes hineinzuführen. Wehe uns, wenn wir uns wieder fangen lassen unter das Joch leerer Formen und Ceremonien.

Wandtafelerklärung.—Die Sünde hat wie ein eisernes, schweres Joch auf den Menschen gelegen, und war keine Hoffnung für Erlösung vorhanden. Aber nicht nur ruhte die Sünde vor unserer Thüre, sondern auch die Strafe, denn der Tod ist der Sünde Sold. Christus kam, er zerbrach das eiserne Joch, welches den armen Gefangenen zu zerdrücken drohte, und machte die Gefangenen frei; aber noch mehr: er bot ihnen sein eigenes Joch, nemlich das Gesetz der Liebe an. Ceremonien und Gebräuche haben ferner keine Gewalt mehr, denn der Geist der Freiheit schafft Kindessinn und Kindesliebe in allen Herzen, welche sich ihm anschmiegen und ergeben. Die Freiheit der Kinder Gottes kann durch kein anderes Bild schöner erklärt werden, als durch das zerbrochene Joch, denn dasselbe bezeichnet Freiheit von knechtischem Dienst. Ein schönes Bild bietet die Geschichte Amerikas: Lincoln, der Befreier, steht mit der Emancipationsacte in der Hand, zu seinen Füßen eine zerbrochene Kette, und ihn umfangend einige Sklaven, welche nun frei sind. So ist Christus ein Befreier.

Illustrationen.—So lange der Mensch außer Christo ist, kann von Freiheit keine Rede sein, denn je mehr ein Mensch sündigt, desto mehr ist er ein Sklave der Sünde, eben weil ihn die Sünde gefangen hält. Ein Mensch außer Christo ist ein Sklave, und wenn er König eines Landes wäre.

Ein Prediger arbeitet umsonst: 1. Wenn seine Zuhörer ihr Gemüth nicht vom Zeitlichen losbringen können. 2. Wenn sie nicht von der Gefangenschaft der Sünde in die Freiheit der Kinder Gottes gelangen können, und 3. Wenn sie nicht in der Freiheit wandeln, wozu sie Gott erkauft hat.

Gewissensfreiheit. In Frankreich arbeitete einst ein Schneider an einem Feiertag, welcher zu Ehren eines Heiligen gefeiert wurde. Er wurde verklagt, und als er sich auf die Freiheit berief, womit ihn Gott erlöst habe von des Gesetzes Werken, verurtheilte ihn der Richter zum Feuertode.

Die Rechtfertigung durch den Glauben.

10. Lection: Röm. 3, 19–31. — Sonntag den 8. Juni 1884.

19. Wir wissen aber, daß, was das Gesetz sagt, das sagt es denen, die unter dem Gesetz sind; auf daß aller Mund verstopfet werde, und alle Welt Gott schuldig sei:

20. Darum, daß kein Fleisch durch des Gesetzes Werke vor ihm gerecht sein mag; denn durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde.

21. Nun aber ist ohne Zuthun des Gesetzes die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, geoffenbaret, und bezeuget durch das Gesetz und die Propheten.

22. Ich sage aber von solcher Gerechtigkeit vor Gott, die da kommt durch den Glauben an Jesum Christ, zu allen und auf alle, die da glauben.

23. Denn es ist hier kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder, und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollen;

24. Und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist;

25. Welchen Gott hat vorgestellt zu einem Gnadenstuhl, durch den Glauben in seinem Blut, damit er die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, darbiete, in dem, daß er Sünde vergibt, welche bis anhero geblieben war unter göttlicher Geduld;

26. Auf daß er zu diesen Zeiten darböte die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt; auf daß er allein gerecht sei, und gerecht mache den, der da ist des Glaubens an Jesu.

27. Wo bleibt nun der Ruhm? Er ist aus. Durch welches Gesetz? Durch der Werke Gesetz? Nicht also, sondern durch des Glaubens Gesetz.

28. So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.

29. Oder ist Gott allein der Juden Gott? Ist er nicht auch der Heiden Gott? Ja freilich auch der Heiden Gott.

30. Sintemal es ist ein einiger Gott, der da gerecht macht die Beschneidung aus dem Glauben, und die Vorhaut durch den Glauben.

31. Wie? Heben wir denn das Gesetz auf durch den Glauben? Das sei ferne! Sondern wir richten das Gesetz auf.

Haupttext: Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Friede mit Gott durch unseren Herrn Jesum Christ. — Röm. 5, 1.

Geschichtliches.—Der chronologischen Reihenfolge nach könnt die Epistel an die Römer etwa in das 20. Capitel der Apostelgeschichte zu stehen. Die Gemeinde zu Rom war ein Gemisch von Juden und Griechen; aber wer ihr Gründer war, ist nicht bekannt, ja nicht einmal eine Idee ist geblieben, wer es hätte sein mögen. Wenn wir bedenken, welche Stelle die Gemeinde von Rom in der Kirche einnahm, und welchen Einfluß sie in der Welt ausübte, dann ist es fast wunderbar, daß ihr Gründer nie sollte genannt worden sein. Wenn diese Gemeinde durch

einen Apostel gegründet worden wäre, dann wäre jedenfalls sein Name genannt worden, so ist es wahrscheinlich, daß Gläubige vom Osten des Reichs, von Syrien und Palästina, nach Rom gezogen sind, wahrscheinlich solche, welche sich unter Pauli Predigt bekehrt hatten, und diese vereinigten sich und bildeten so die Gemeinde unter sich selbst.

Die Epistel an die Römer, ist ein merkwürdiges, tiefes und werthvolles Buch. Luther nennt sie das Hauptbuch der Bibel; Melanchton hat sie zweimal mit eigener Hand copiert, um sich den Inhalt eigen zu machen. Paulus schrieb in der Absicht, bald nach dem Brief selbst bei den Römern auf seinem Weg nach Spanien anzukehren, und diese Epistel sollte Bahn brechen für ihn bei der Gemeinde. Phöbe, eine christliche Frau, welche von Corinth nach Rom reiste, nahm den Brief mit und übermittelte ihn den Römern.

Die Apostelgeschichte und der Römerbrief gehören eigentlich zusammen, und Niemand sollte sie trennen; die erstere erzählt die wunderbaren Begebenheiten in der neuen Kirche und der letztere enthält die wunderbare Theologie derselben.

Texterklärungen.—V. 19. **Wir wissen aber ꝛc. ꝛc.** Was der Apostel hier sagt, redet er mit Bezugnahme auf das Vorerwähnte; der Jude als Sünder, ist nicht besser als ein Sünder aus den Heiden, denn sie sind alle unter dem Gesetz, **auf daß alle Mund verstopfet werde.** Diese Dinge, meint der Apostel, hat er gesagt, um den Juden zu zeigen, daß sie trotz ihrer Vorrechte, sich durch ein demüthiges Bekenntniß ihrer Sünden vor Gott beugen müssen. **Alle Welt Gott schuldig sei.** D. h. kein Mensch ist ausgenommen, alle sind Schuldner und dem Gericht verfallen; alle haben deßhalb gleiche Erwartungen und keine Nation hat der andern etwas zuvor; auf daß Niemand sich entschuldigen möge.

V. 20. **Darum,** weil die Heiden durch das Naturgesetz und die Juden durch das geschriebene Gesetz unter das Urtheil gebracht sind, und keiner im Stande ist sich zu retten durch Vollzug, oder Befriedigung des Gesetzes, **vor ihm gerecht sein mag.** Die ganze Abhandlung deutet darauf hin, daß hier unter dem Wort gerecht: dem Gesetz genugthuend gesprochen wird. Diesen gerichtlichen Sinn hält der Apostel in der ganzen Epistel bei. **Kommt Erkenntniß der Sünde.** Es gab damals, wie jetzt noch, solche, welche sich einbildeten, sie könnten das Gesetz erfüllen und brauchten also sich nicht als arme Sünder bloßstellen; aber der beste Gehorsam ist unvollkommen, wer aber nur eine Sünde hat, kann nicht durch tausend gute Werke gerecht werden, denn wo Werke rechtfertigen sollen, da darf unter tausenden kein einziges böse sein. (Gal. 3.) Nichts was unvollkommen ist, kann zu einem Grund der Rechtfertigung vor Gott gelten, denn was wir thun, sind wir schuldig und können nie etwas erübrigen. Dann ist auch nicht zu vergessen, daß eben das Gesetz die Sünde in ihrer wahren Natur bloßstellt und anerkennt. Das Gesetz ist ein Führer, welcher dem Menschen den rechten Weg zeigt, aber zugleich auch wie weit er davon verirrt ist. Wir lernen also hier 1.: Keine Rechtfertigung (Lossprechung) durch das Gesetz. Warum nicht? 1. Weil Alle das Gesetz übertreten haben und deßhalb schuldig sind. 2. Weil durch die Uebertretung das Herz sündlich geworden und deßhalb unvermögend ist, das Gesetz vollkommen nach äußerem Leben und inneren Motiven zu halten. 3. Weil das Gesetz selbst nicht vermögend ist Motive zu schaffen, welche das Herz zu Gott neigen sollten, und 4. das Gesetz ist unvermögend den Geist zu geben, welcher Leben und Liebe im Herzen schaffen kann, das Gemüth göttlich geneigt zu machen; dem Allem kann man dann noch beifügen, daß das Gesetz ja keine Kraft hat Uebertretungen zu vergeben, und selbst die vollkommene Erfüllung des Gesetzes in der Zukunft könnte nicht retten von vergangener Uebertretung.

V. 21. **Ohne Zuthun des Gesetzes.** Der Apostel hat gezeigt, daß kein Gesetz den Menschen retten kann, nun geht er aber weiter und zeigt, wie es doch möglich ist, daß ein Mensch gerechtfertigt werden kann, daß nemlich Gott einen Weg geöffnet hat, ohne das Gesetz. **Die vor Gott gilt.** Eine Gerechtigkeit, welche alle Ansprüche erfüllt und allen Erfordernissen entspricht, so daß ein Mensch vor Gott als gerechtfertigt, freigesprochen und in diesem Sinne unschuldig erscheinen kann.

V. 22. **Die da kommt ꝛc. ꝛc.** Also die Rechtfertigung des Sünders ist möglich, und hier ist der Weg sie zu erlangen: **Glauben an Jesum Christum;** d. h. Glaube, welcher Jesus Christus zum Grund und zur Hoffnung aller seiner Wirkung hat. **Zu Allen und auf Alle ꝛc. ꝛc.** Also ohne Unterschied, Gott kennt weder Juden, noch Griechen nach dem Fleische, sie sind alle Sünder und hier ist ein offener Weg für alle, welche die Gerechtigkeit suchen.

V. 23. **Es ist hier kein Unterschied.** Alle haben gesündigt und alle haben einen Erretter nöthig. Wo eine allgemeine Krankheit herrscht, da muß auch ein allgemeines Mittel sein, und dieses Mittel gibt der Apostel in den nachfolgenden Versen. **Mangel des Ruhms.** Das Wort Ruhm, soll hier wohl Herrlichkeit bedeuten, nemlich jene Herrlichkeit, welche der Mensch als Gottes Bild hatte, aber durch die Sünde verlor. Sie haben nichts, rein gar nichts, dessen sie sich vor Gott rühmen könnten, oder das sie ihm anbieten dürften, denn nicht blos haben sie durch Sünde das Ihrige verloren; sie haben auch noch Gott das Seine geraubt.

V. 24. **Die Erlösung, so durch Christum geschehen ist.** Nun kommt eine freie Rechtfertigung, welche weder Verdienst, noch Anspruch herbrachte, sie kam als ein Geschenk aus Gnaden. Gottes freies Erbarmen hat diese Erlösung zu Stande gebracht. Das Wort **Erlösung,** zeigt aber das Geheimniß, wie dieses geschehen konnte: Gebunden—gelöst; verbunden—erlöst. Durch die Sünde in Satans Gewalt, durch Christum losgekauft; der Preis war hoch gestellt, aber: „Jesus hat's bezahlt! weg ist alle Schuld!"

V. 25. **Zu einem Gnadenstuhl.** Diesen Jesum hat Gott der Welt gezeigt (vorgestellt) im Rath und Bund der Erlösung (Eph. 1, 9.; 1. Pet. 1, 20.), oder auch in den Vorbildern der alten Stiftshütte ꝛc., und ihn dann öffentlich der Welt verkünden lassen als einen Retter und Heiland. **In seinem Blut.** Die Bedingung ist schon oben gemacht, der Glaube. Opferblut fand man am Gnadenthron in der Stiftshütte. Der Apostel macht Anspielung auf das alte Opfer und meint hier also: Gott hat Jesum als Gnadenthron und Altar anerkannt und will durch ihn der Welt versöhnt sein. Dieser Vers enthält zweierlei: 1. Die Verordnung Gottes, wie man der Erlösung theilhaftig werden kann, und 2. die selige Wirkung derselben vor Gott. Die Vergebung der Sünden durch Barmherzigkeit und Aussöhnung im Opferblute Jesu Christi. Also ist unsere Gerechtigkeit ein Werk der Gerechtigkeit sowohl als der Gnade. Christus that Alles, was vonnöthen war.

V. 26. **Zu diesen Zeiten darböte.** D. h. zum Beweis seiner Gerechtigkeit für diese Zeit. **Auf daß er allein gerecht sei,** aber auch rechtfertigen kann, Alle, welche durch Christum an ihn glauben. Es lohnt nicht sich hier abzuquälen, um darzuthun, daß das Work gerecht hier etwa gütig oder gnädig bedeute; Gott kann den Sünder retten und doch in allen Stücken gerecht bleiben. Man vergleiche Cap. 4, 12–16. und Gal. 3, 7–10., wo der Apostel ausführlicher redet.

V. 27. **Wo bleibt nun der Ruhm?** Nachdem er die

Rechtfertigung durch den Glauben also erkläret hat, alle eigenen Werke und alles Selbstvertrauen zunichte gemacht, fragt er: Weß will sich nun ein Mensch rühmen? Jude oder Heide, alle sind in gleichem Verhältniß. Der Weg zum Selbstruhm ist abgeschnitten, die Thüre ist verriegelt. Es bleibt da nur noch ein Gesetz, und daß ist **das Gesetz des Glaubens.** Dieses ist auch ein Gesetz, denn es schreibt uns die Gerechtigkeit eines andern als die unsrige zu. Dieses scheint besonders mit Bezug auf die Juden gesagt zu sein, denn sie waren es, welche allenthalben Mühe machten mit ihrer Werkheiligkeit.

V. 28. Wir schließen denn aus all diesem: so meint der Apostel, wenn er schreibt: **So halten wir es nun.** Das ist der Schluß aus allem, was von Cap. 1, 17. an bis daher gesagt ist, daß nemlich die Rechtfertigung des Sünders nicht davon abhängt, was er etwa selbst thun kann, sondern von einem Mittler, welcher sich fand und für die Menschen der Gerechtigkeit Gottes Genüge leistete. Die Tendenz der Selbstgerechtigkeit ist immer gewesen: Selbstvertrauen und Stolz zu erwecken, welche aber immer der herzlichen Frömmigkeit entgegenstehen. Der Plan Gottes ist, die Menschen anzuziehen an Gott und auszuziehen aus Selbst. Damit will aber der Apostel nicht verstanden sein, als hätte der wahre Glaube nicht auch Früchte guter Werke, er will nur sagen, daß dieselben nicht als Grund der Gerechtigkeit dienen.

V. 29. **Oder ist Gott allein der Juden Gott?** Gilt denn der Bund nur den Juden? Der Apostel zeigt, daß der Bund der Gnade zur Seligkeit für alle dient, und daß die Scheidewand abgebrochen ist. Er will sagen: etwas, das den größten Theil der Menschheit von der Möglichkeit gerechtfertigt zu werden ausschließt, wie z. B. das Gesetz Mosis, offenbar nicht bestehen kann, und also zur Rechtfertigung nicht dienlich ist. Und warum sollten denn nicht alle Theil haben an den Gnadengütern des Himmels?

V. 30. **Ein einiger Gott.** Damit Niemand denke, er sei den Juden ein Gott und den Heiden ein anderer Gott; oder er sei veränderlich. Gleich wie Gott seiner Natur nach unveränderlich ist, so ist er es auch nach Willen und Vornehmen. Die Zeit war nun erfüllet, da er in Christo Jesu allen Menschen ein Erlöser geworden aus Gnaden und das durch den Glauben.

V. 31. **Heben wir denn das Gesetz auf?** Der Apostel zeigt, daß durch diese Lehre das Gesetz nicht aufgehoben, sondern vielmehr befestigt werde, indem ja eben die Lehre, welche er verkündet zeigt, daß das Gesetz ein Zuchtmeister ist, den Menschen zu Christo zu bringen. Aber weil die Schatten des Gesetzes erfüllet sind, und kein Gebrauch mehr für sie da ist, indem ja Christus, die Erfüllung, gekommen ist, hat er zwar wohl den äußeren Schein abgethan, den sittlichen und geistlichen Theil des Gesetzes aber hat er befestigt und zu einer ewigwährenden Verpflichtung gemacht.

Lehre und Anwendung. — 1. Vor Gott sind alle Menschen Sünder, und alle sind der Erlösung bedürftig. V. 19.

2. Das Gesetz war den Menschen gegeben, um sie von der Unmöglichkeit eigener Befreiung zu überzeugen. V. 19.

3. Das Gesetz hat keine rettende Kraft. V. 20.

4. Erlösung ist eine Gnadengabe Gottes durch die Hingabe seines Sohnes. V. 21–24.

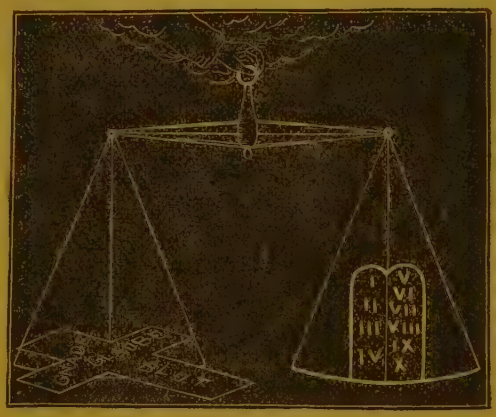
5. Die einzige Bedingung, ist Glaube an Jesum Christum. V. 22.

6. Dieses zeigt uns den Zweck des Kommens, Leidens und Sterbens Jesu Christi in einem ganz klaren Licht. V. 25.

Illustrationen.—Glaube und Werke. Wenn der Blitz einen Menschen tödtet, was hat denn da der Donner damit gemein? Ei, gar nichts als dieses: Der Blitz ist immer vom Donner begleitet. So ist der Glaube nie ohne Werke, aber der Glaube ist das Mittel der Wirkung.

Das Auge allein sieht, aber es ist stets gedeckt und begleitet von den Lidern. Obwohl der Glaube gerecht macht, so ist er doch nie allein, denn er ist stets mit Werken begleitet.

Zeige mir deinen Glauben; wie kannst du das thun ohne die Werke deines Glaubens? Glaube ohne Werke ist todt.



Wandtafelerklärung.—So lange der Mensch die Vergebung der Sünden nicht hat, ist er unter dem Fluch, denn das Gesetz verlangt Genugthuung, dasselbe läßt seine Ansprüche nicht fahren. Die Wagschale zeugt gegen den armen Sünder. Nun legt Christus sein Verdienst: Gnade! Blut! Das Kreuz in die andere Wagschale und das Gesetz erlangt vollkommene Erfüllung. Die Gerechtigkeit, welche vor Gott gilt, ist die Gerechtigkeit Christi; durch ihn ist Heil gebracht und der Weg geöffnet. Dieses Verdienst Christi, muß aber allen Menschen zugänglich gemacht werden, d. h., die Bedingungen müssen so gestellt werden, daß Jedermann sie annehmen kann, daher hat Gott dieselben auch leicht gestellt. Glaube! Blut! Gnade! Wer da will, der kann!

Die Vorrechte der Gläubigen.

11. Lection: Röm. 8, 28–39. — Sonntag den 15. Juni 1884.

28. Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, die nach dem Vorsatz berufen sind.

29. Denn welche er zuvor ersehen hat, die hat er auch verordnet, daß sie gleich sein sollten dem Ebenbilde seines Sohnes, auf daß derselbige der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern.

30. Welche er aber verordnet hat, die hat er auch beru-

fen; welche er aber berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht; welche er aber hat gerecht gemacht, die hat er auch herrlich gemacht.

31. Was wollen wir denn hierzu sagen? Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?

32. Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahin gegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?

33. Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht.

34. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes, und vertritt uns.

35. Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert?

36. Wie geschrieben stehet: Um deinet willen werden wir getödtet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtschaafe.

37. Aber in dem allen überwinden wir weit, um deß willen, der uns geliebet hat.

38. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod, noch Leben, weder Engel, noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges, noch Zukünftiges,

39. Weder Hohes, noch Tiefes, noch keine andere Kreatur, mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.

Haupttext: Wir wissen aber, daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, die nach dem Vorsatz berufen sind. — Röm. 8, 28.

Zwischen dem siebenten und dem achten Capitel an die Römer ist ein großer Contrast. Das erstere zeigt uns den Menschen in seiner hülflosen, elenden Lage, ohne Trost und ohne Kraft; im achten Capitel sehen wir ihn, wie er ist, nachdem Gott ihm Erlösung und Hülfe zu Theil werden ließ. Dieses Capitel führt uns in den innersten und heiligsten Kreis des Christenthums. Das Evangelium ist darin; es fängt an ohne Verdammniß und endet ohne Trennung. Spencer sagt: Das Evangelium ist ein Ring, in welchem das achte Capitel an die Römer als Diamant glänzt. Wohl dem Gläubigen, der sich in das achte Capitel an die Römer hineingearbeitet hat.

Texterklärung. — V. 28. **Wir wissen aber.** Eine Gewißheit, welche aus Glauben und Erfahrung zugleich kommt. Es ist kein blos frommer Wunsch, es ist eine Ueberzeugung da, und wir müssen nicht vergessen, daß diese Epistel inmitten einer großen Verfolgung geschrieben wurde. In der Haushaltung Gottes mögen allerlei außerordentliche Prüfungen für seine Kinder aufbewahret sein, **alle Dinge,** was ihnen auch begegnen sollte, gar nichts ist außer Gottes Bereich, **zum Besten dienen;** nicht müssen! sondern in ihrer Natur so geschaffen sind und so gelenket werden, daß es ganz der Natur der Sache angemessen ist, sie sind für das Beste. Noch mehr als das; der Text läßt schließen, daß alle Schicksale, wie in Gelenken zusammenhangen, und darin liegt die Versicherung, daß es kein Ungefähr gibt, sondern eine weise Hand alles lenket. Die englische Uebersetzung sagt, alles zusammenwirket zum Besten. Es mag oft anders scheinen, aber das Ende wird es zeigen. **Nach dem Vorsatz berufen sind.** Dieser Vorsatz ist sein Rathschluß in Christo Jesu uns selig zu machen, und diesem Rathschluß müssen alle Begegnungen im Leben dienstbar sein, und kann im Leben eines Gläubigen keine Ueberraschung vorfallen, denn alles arbeitet und wirkt zusammen das Vorhaben Gottes aus.

V. 29. **Zuvor versehen** ꝛc. Dem freien Willen des Menschen unterliegt Gottes freie Erkenntniß des Menschen, und dieser Vorkenntniß unterliegt Gottes Rathschluß. Gottes Vorwissen ist verursacht durch die zukünftige Handlung des Menschen; nicht die Handlung des Menschen durch Gottes Vorwissen. Wir erblicken einen Mann, welcher läuft; den Mann sehen wir, und daß er läuft, erkennen und wissen wir aus seiner Bewegung. Wenn also gesagt wird, Gott habe von Ewigkeit her einige Menschen zur Seligkeit und andere zur Verdammniß bestimmt, so kann das nur mit Hinblick auf das Vorwissen Gottes wahr sein; denn seine Verordnung beruht nicht auf bloßer dominirender Handlung, sondern auf dem Vorwissen Gottes selbst. **Verordnet,** d. i. in Uebereinstimmung mit diesem Wissen hat Gott Verordnung getroffen. Gott **wußte** zum Voraus, und kraft dieses **Wissens** verordnete er, daß sie gleich sein sollen mit Christo, aber ihm soll doch in allen Dingen der Vorrang, das Erstgeburtsrecht bleiben. Weil der Apostel hier von den Gläubigen und ihren Vorrechten spricht, so muß der Nachdruck auf „vielen Brüdern" und nicht auf „Erstgeborene" gelegt werden. Der Gedanke ist: Christus wird nicht allein sein im Himmel, sondern wird umgeben sein von allen Denen, welche sein Bild tragen.

V. 30. **Hat er auch berufen,** nemlich durch den Ruf des Evangeliums. Sie sind von der Finsterniß ans Licht getreten und haben der Sünde den Dienst gekündigt. Das ist der einzige Unterschied zwischen den Gläubigen und den Andern in dieser Richtung: Alle haben den Ruf gehört, aber nicht alle haben Folge geleistet, aber die gefolgt sind, die sind gerechtfertigt worden, d. h. von ihrer Schuld befreit und **herrlich gemacht.** Sie sind in Christo bereits verherrlicht, aber noch ist nicht erschienen, was sie sein werden, wenn ihr Haupt erscheinen wird. Man kann das Ganze folgenderweise zusammenstellen: im Glauben ihm einverleibt, ihn anziehen, sodann seinem Bild im Ausdruck, Wandel, Leiden und Herrschen ähnlich zu werden, wie schon V. 16 und 17 angezeigt ist.

V. 31. **Ist Gott für uns.** Wenn man nun alle diese Segnungen betrachtet und bedenkt, was soll man dann sagen? Das will so viel heißen als: werden wir da den Muth sinken lassen? Und als Antwort folgt: Gott ist für uns, das kann nicht geleugnet werden. Vergleiche Ps. 46, 7. 11; 118, 6. 7. **Wer mag wider uns sein?** Mit Gott auf unserer Seite kann uns Niemand erfolgreich widerstehen. Wenn Gott all die angeführten Dinge mit uns vorhat, was kann dann unsere Seligkeit hindern?

V. 32. **Welcher auch** ꝛc. Nun folgen die Beweise, daß Gott sein Vorhaben an seinen Kindern ausführen wird, und zwar hat er auch **seines eigenen Sohnes nicht verschont.** Diese Worte haben eine doppelte Bedeutung: 1. Gottes Liebe zu uns war so groß, daß er seinen Sohn gab für uns, und 2. Gottes Strenge war so stark, daß er ihn nicht verschonte, sondern ins Elend gab. **Alles schenken?** Man mag mit Zuversicht schließen, daß Der, welcher sein Bestes opferte für einen bestimmten Zweck, das Minderwichtige nicht schonen wird. Die unaussprechliche Gabe Gottes umfaßt alle geringeren Gaben. Aber es mag auch erklärt werden: Hat Gott den Sohn gegeben, so wird er auch den heiligen Geist schenken, um die Gabe des Sohnes wirksam zu machen.

V. 33. **Wer will die Auserwählten . . . beschuldigen?** Wenn Gott die Heiden erkauft und erlöst hat, wie dürfen denn die Juden sie noch beschuldigen? Wenn Gott einen Sünder begnadigt, wie dürfen denn Menschen noch ein Urtheil sprechen in geistlichen Dingen? **Gott ist hier.** Man hat früher den ganzen Satz fragweise gelesen, es hat den Verstand erleichtert und den Sinn deutlicher gemacht, also: Wer will? u. s. w. Gott,

der gerecht macht? Diese Art zu reden ist jedoch jetzt selten und der Sinn kommt auf eins heraus. Es ist also Niemand der beschuldigen darf.

V. 34. **Wer will verdammen?** Darf Niemand beschuldigen—vielweniger verurtheilen. **Christus ist hier.** Wenn Jemand berechtigt wäre, zu verdammen, dann wäre es gewiß der Richter, aber siehe: der ist hier und befreit sie durch seinen Tod von der Verdammniß. **Ja, vielmehr.** Was könnte ein todter Heiland helfen? Unser Heiland ist gestorben, das ist ein Wunder, aber mehr so, daß er auch den Tod bezwang, denn dadurch hat er bewiesen, daß er werth sei, Heiland genannt zu werden. Aber der Glaube findet Stoff zum Triumph, nicht blos im Tode und in der Auferstehung Jesu Christi; er greift weiter und erfaßt den göttlichen Gedanken der beständigen Mittlerschaft zu Gottes Rechten. Wer darf sagen, wir werden im Tode bleiben, da der Richter lebt und unser Retter ist? Mehr noch, beständig Fürbitte für uns einlegt.

V. 35. **Wer will uns scheiden?** Da wir uns denn aufrichtig bestreben, im Glauben und im Gehorsam an ihm zu hangen, wer will uns scheiden von ihm? **Trübsal oder Angst?** Wird Gott weniger von uns halten, weil wir um seinetwillen Trübsal und Angst leiden? Gottes Liebe drängt ihn, den Seinen in Trübsal umsomehr beizustehen. **Oder Verfolgung?** Vertreibung von einem Ort zum andern u. s. w. Der Apostel steigert die etwaigen Mittel zur Möglichkeit vom geringeren zum höheren, bis er sogar den Tod um Jesu willen mit anführt. **Oder Schwert?** Und um die Berechtigung dieser Frage darzuthun, bezieht er sich auf die Väter des Alten Bundes und citirt Ps. 44, 23; wo die Heiligen jener Zeit, um der Sache Gottes willen nicht blos verfolgt, sondern getödtet wurden; ja, geachtet waren **wie Schlachtschafe,** d. h. wenn sie schon heute noch leben, so sind sie doch für morgen zum schlachten bereit, denn dafür sind sie bestimmt und sonst zu nichts.

V. 37. **Aber in dem Allem.** Der Apostel will sagen: In all diesen angeführten Punkten **sind wir mehr als Ueberwinder,** so übersetze man es, denn wir werden nicht nur überwinden, sondern uns noch rühmen, daß wir solches leiden dürfen. Wir haben nicht blos Kraft zu sterben um Jesu willen, sondern noch übrig, um uns zu rühmen und es als Vorrecht zu betrachten und ein Geringes zu achten.

V. 38. **Denn ich bin gewiß.** Ich bin vollkommen versichert, nicht durch eine Offenbarung; sondern durch den Geist des Glaubens, welchen alle Gläubigen gemeinsam haben; es ist gar kein Zweifel mehr beim Apostel, er ist gewiß. O für diese herrliche Gewißheit in der Religion! **Weder Tod, noch Leben,** d. i. weder Furcht vor dem Tode, noch Hoffnung des Lebens; Tod in jeder Gestalt und Leben mit all seinen wechselvollen Freuden. **Engel, noch Fürstenthum.** Einzelne oder vereinigte Mächte, weder irdische, noch überirdische Kräfte. **Gegenwärtiges, noch Zukünftiges,** d. h. Leiden dieser Zeit, noch ihre Folgen in alle Dauer der Ewigkeit. Nichts, das wir jetzt schon kennen oder noch zu fürchten haben, wird uns trennen.

V. 39. **Weder Hohes, noch Tiefes.** Dieses ist immer noch eine Fortsetzung der Rede, und meint: weder weltliche Ehrenstellen und Vortheile, noch die tiefste Ungunst und das drückendste Elend, **noch keine andere Creatur,** es sei oben oder unten, im Himmel oder auf Erden; vielweniger so eine elende Menschencreatur (?) ist des Beachtens werth gegenüber der Herrlichkeit, die unser wartet; und was diese aufgezählten Dinge zuwege bringen, uns von der Liebe Gottes zu trennen, ist nicht unserer Aufmerksamkeit werth. Nichts wird im Stande sein, das Verhältniß zwischen uns und Christo zu lösen, wenn wir anders durch den Glauben mit ihm vereinigt sind; wir sind sicher und brauchen nichts zu fürchten. Das will der Apostel den Gläubigen hier zeigen, und das ist der Zweck seiner begeisterten Rede.

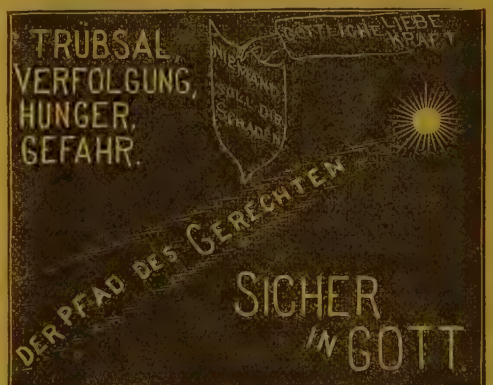
Lehre und Anwendung. — Es besteht zwischen dem ewigen Vorhaben Gottes und dem freien Willen des Menschen eine herrliche Uebereinstimmung, obschon das verbindende Glied zwischen beiden dem menschlichen Auge verborgen sein mag. V. 28.

Der Gläubige kann es in dieser Welt soweit bringen, daß er die Gewißheit in seinem Herzen besitzt, daß Alles, was ihm auch begegnen mag auf Erden zu seiner ewigen Seligkeit beitragen wird.

„Alle Dinge": Planeten und Stäubchen; kein Atom im Weltall ist unabhängig: Alle wirken zusammen nach göttlich bestimmten Gesetzen. — Ja, und alle zum Besten der Kinder Gottes!

Des Christen Ziel. — Christum ähnlich zu sein. Der Anfang ist gemacht, das Ende ist versichert. V. 35.

Die Gnade Gottes in Christo Jesu ist Unterpfand und Siegel unseres hohen Vorrechtes; daher brauchen wir auch nicht im Zweifel sein, ob wir wirklich die Kindschaft besitzen, denn er gibt uns ja den Geist der Kindschaft, welcher „Abba" ruft.



Wandtafelerklärung.—Sicher in Gott! Das ist unser Thema, und das zeigt die Wandtafel. Der Pfad des Gerechten ist geschützt; Gottes Hand; d. i., göttliche Liebe und Kraft hält den Schild der Vorsehung über die Kinder Gottes. Wenn nun Gott die Seinigen schützt, darf man da nicht getrosten Muthes den 35. Vers ausrufen? Der Christ überwindet, denn er hat die Versicherung Gottes! Oft mögen die Wege Gottes dunkel sein, in Krümmungen und durch Trübsal gehen; aber sie führen sicher, denn Gottes ewiger Rathschluß ist: wir sollen selig werden. Allen, welche diesem Rathschluß folgen, verheißt Gott seinen väterlichen Schutz und Fürsorge; daher ist es auch ganz naturgemäß, daß dieser Pfad allezeit erleuchtet ist, denn der Herr ist ihr Licht und ihr Theil.

Illustrationen.—Die Steine für ein großes Gebäude werden öfters aus ganz verschiedenen Steinbrüchen gebracht, und ein Fremder kann gar nicht begreifen, warum die Steine in ihrer Form so verschieden sind; am Gebäude aber paßt jeder in seinen Platz, und man erkennt die Hand eines weisen Baumeisters in der Zubereitung der Steine. Alle Arbeiter schaffen für den nemlichen Zweck, und der Baumeister verordnet nach dem Vorwissen des Planes, den er gemacht hat, aber ohne Plan arbeitet keiner.

Ein Fremder trat einst in eine Fabrik ein, um da die künstlichen Maschinen zu betrachten; in einem Zimmer sah er nahe am Boden ein breites Lederband in Bewegung, ein ähnliches bewegte sich gerade in entgegengesetzter Richtung nahe der Decke. Als man sagte, das wäre ein und dasselbe Band, wollte er es gar nicht glauben, denn er konnte nicht begreifen, wie ein und dasselbe Stück zur nemlichen Zeit in verschiedene Richtungen sich bewegen könne. Erst als man ihm das Geheimniß der Räder in anderen Zimmern zeigte, sah er die ganz natürliche Wirkung im Zusammenhang. Gottes Pläne sind gemacht und alle Dinge arbeiten, ob auch in ganz verschiedener Richtung, an der Ausführung dieser Pläne. Die Hand des allwissenden Weltenlenkers ist sichtbar in allen seinen Werken.

Ein Fremder, welcher zum erstenmal in eine Künstlerwerkstätte kam, konnte gar nicht begreifen, daß alle die krummen, scharfen, spitzen, kuriosen Dinge Werkzeuge seien; aber als er den Künstler an der Arbeit sah, lernte er die Sache einsehen und erkennen. O, daß wir den Allmächtigen an der Arbeit sehen könnten in seinem großen Weltall, dann würden wir auch sein Vorhaben einsehen lernen.

Gehorsam gegen die Obrigkeit.

12. Lection: Röm. 13, 1–10. — Sonntag den 22. Juni 1884.

1. Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet.

2. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfangen.

3. Denn die Gewaltigen sind nicht den guten Werken, sondern den bösen zu fürchten. Willst du dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit, so thue Gutes; so wirst du Lob von derselbigen haben.

4. Denn sie ist Gottes Dienerin, dir zu gut. Thust du aber Böses, so fürchte dich; denn sie trägt das Schwerdt nicht umsonst, sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe, über den, der Böses thut.

5. So seid nun aus Noth unterthan, nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen.

6. Derhalben müsset ihr auch Schoß geben, denn sie sind Gottes Diener, die solchen Schutz sollen handhaben.

7. So gebet nun Jedermann, was ihr schuldig seid: Schoß, dem der Schoß gebühret; Zoll, dem Zoll gebühret; Furcht, dem die Furcht gebühret; Ehre, dem die Ehre gebühret.

8. Seid Niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebet; denn wer den andern liebet, der hat das Gesetz erfüllet.

9. Denn das da gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht tödten; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsch Zeugniß geben; dich soll nichs gelüsten; und so ein ander Gebot mehr ist, das wird in diesem Worte verfasset: Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst.

10. Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.

Haupttext: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. — Röm. 13, 1.

Geschichtliches. — Es war für die junge Kirche eine Frage von nicht geringer Bedeutung, wie sie sich der weltlichen Regierung gegenüber verhalten sollte, denn die Kirche hatte sich bereits in fast alle bekannten Länder verzweigt; aber mehr noch als dieses: Die Juden in Rom waren ein unruhiges Volk, und beständig am Intriguiren; man hatte sie ja mehr als einmal aus Rom und den Provinzen verbannt, nun wurde aber zu jener Zeit die christliche Kirche einfach als eine jüdische Secte angesehen, denn sie waren ja in der That Nachfolger des jüdischen Messias, und man zählte deßhalb gewöhnlich darauf daß, wenn die Juden im Aufruhr seien, die Christen mitmachen. Dieser Tendenz entgegen zu arbeiten, fühlte sich Paulus gedrungen, ein Capitel über Politik dem Römerbrief einzuverleiben. Dann ist auch ferner in Betrachtung zu nehmen, daß die Christen selbst in Gefahr waren, und zwar auch Diejenigen aus den Heiden, denn Jesus wurde zu jener Zeit allgemein als ein König angesehen, einmal weil er königlichen Geschlechtes war, und dann auch, weil die Apostel selbst von ihm als ihrem Könige redeten. Nun war es nothwendig, zu erklären, in welchem Verhältniß die Nachfolger Christi zu den bestehenden Regierungen standen. Diese Gefahr war nirgends größer, als in Rom, wo das Christenthum der kaiserlichen Herrschaft gegenüber stand, und jene Herrschaft betrachtete die Religion als Staatsangelegenheit, und unterdrückte irgend eine Neuerung, welche den öffentlichen Frieden bedrohte. Dann aber scheut er sich auch nicht, nachdem er erklärt, daß die Regierung von Gott sei, zu erklären, daß sie durch Gottes Gesetze begrenzt sein müsse. Sind Fürsten und Könige von Gottes Gnaden, dann sollten sie auch Gottes Namen und dessen Verherrlichung begünstigen.

Texterklärung. — V. 1. **Jedermann.** Die Ursprache macht das noch fester, indem es heißt, jede Seele, und wird auch von Vielen so übersetzt. Der Apostel will hier nicht eine neue Staatskunde offenbaren, er fühlt gedrungen, sich in die Politik einzumischen (siehe Geschichtliches), denn es lag Verdacht vor, als seien die Christen aufrührerische Menschen, welche mit jedem politischen Demagogen gemeinsame Sache machten. **Keine Obrigkeit, ohne von Gott.** Die Christen sollen der Regierung unterthan sein, unter welcher sie gerade leben, denn es besteht keine Regierung, ohne durch Gottes Zulassung oder Verordnung. Ein Christ ist also nie ein Volksaufwiegler, nie ein Revolutionär oder Hochverräther, das will der Apostel stark betonen und hervorheben. Hier ist zu bemerken, daß Gott zur gegenwärtigen Zeit nicht gerade die Person bestimmt, wie das mit Saul und David geschah. Eine unmittelbare Bestimmung von Gott ist also nicht gemeint, sondern vielmehr: Seid den Regenten unterthan, denn die Regierung ist göttlichen Ursprungs.

V. 2. **Wer sich ..... widersetzt,** d. h. wer Gehorsam versagt, oder seine Hand gegen die Regierung erhebt, **der widerstrebet Gottes Ordnung.** Nicht weil Gott die Regierung gerade rechtfertigt, sondern vielmehr, weil er befohlen hat, unterthan zu sein. **Werden ein Urtheil empfangen.** Natürlich kann dieses Urtheil auf zeitliche Strafe durch den beleidigten Regenten, oder auch auf ewige Strafe für Uebertretung des göttlichen Gebotes bezogen werden, denn der Widerspenstige versäumt hier seine ihm bewußte Pflicht zu erfüllen.

V. 3. **Denn die Gewaltigen.** Dieser Satz ist so zu verstehen: Der Endzweck der Obrigkeit ist, das Böse zu strafen, nicht das Gute, daher **von den Bösen zu fürchten.** Daraus folgt nun deutlich: wer sich nicht fürchten will, der hüte sich vor dem Bösen und thue Gutes, dann

braucht er nicht nur sich nicht zu fürchten, sondern hat sogar noch Lob und Vergeltung zu erwarten. Nicht blos Schutz von der Obrigkeit, sondern auch bürgerliche Hochachtung soll der genießen, welcher seine Pflicht als Unterthan wohl besorgt. Die Tendenz der Obrigkeit ist: dem Bösen zu steuern und das Gute zu fördern. Also redet Paulus vom Standpunkt des Grundsatzes aus, und hat nicht einen einzelnen Fall im Augenmerk.

V. 4. **Sie ist Gottes Dienerin.** Gott hat menschliche Ordnung und Obrigkeit verordnet, um zwischen Mensch und Mensch zu richten. **Dir zu gut.** Daraus, aus der göttlichen Vorsehung in diesem Falle, folget dir, der du Gutes thust, das Gute. **Thust du aber Böses,** d. h., stellst du dich so, daß das Gesetz an dir Halt nehmen kann, dann fürchte dich, **denn sie trägt das Schwert nicht umsonst.** Unter Schwert versteht man hier Macht, Gewalt, das Richtschwert der Entscheidung. Der Apostel war noch kein sentimentaler Fortschrittler, er glaubte noch an die Todesstrafe, wo dieselbe nöthig war und sein mochte.

V. 5. **So seid nun aus Noth.** „Daher ist es nöthig." Weil die Obrigkeit Gottes Dienerin ist, und Macht hat zu richten, ist es nothwendig, sich zu unterwerfen. 1. Wegen der Furcht vor der Strafe, und 2. wegen der Verpflichtung des Gewissens, weil Gott es befohlen hat, und deßhalb Ungehorsam in diesem Stück eine Beleidigung Gottes wäre.

V. 6. **Schoß geben.** Hier redet nun der Apostel von der zweiten Pflicht des Bürgers. Gehorsam ist die Erste, Steuern zahlen die zweite. Um die Obrigkeit zu unterhalten und die Gesetze zu unterstützen, muß der Bürger natürlich von seinen Mitteln beitragen nach seinem Vermögen, welches im Griechischen „Schatzung" lautet. Darum sagte auch Christus schon: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist," und Steuern sind demnach eine gerechte Schuld jedes Bürgers. **Schutz sollen handhaben.** Die Obrigkeit ist beständig geschäftig am Wohl der Bürger, und am Gemeinwohl des Staates, und weil sie das ist, darum:

V. 7. **Gebet nun Jedermann.** Seid sorgfältig, eure Pflicht zu thun. Alles was hier gesagt wird, und auch übereinstimmend Tit. 3, 1 und 1. Petri 2, 11 u. 12 gesagt wird, zielt darauf hin, zu zeigen, daß viele Verfolgungen der Juden zu jener Zeit ihren monarchiestürzerischen Ideen zuzuschreiben ist; die Christen aber sollen sich vor solchen Dingen hüten, damit man den Heiden, welche das Christenthum blos als eine jüdische Secte ansahen, das Maul stopfen könne. Die verworfenen Juden hatten immer noch den Gedanken, sie wären Gottes Volk, und deßhalb Niemand Gehorsam schuldig. **Schoß und Zoll,** diese beiden Wörter schließen alle Auflagen von Abgaben in sich, ob es Personen oder Güter bezeichnet.

Hieraus lernen wir denn nun: 1. die Nothwendigkeit einer bürgerlichen Regierung; 2. die Abhängigkeit derselben von Gott; 3. daß Gottes Autorität höher ist, als alle menschlichen Ansprüche; 4. daß die bürgerliche oder Civilregierung nichts mit Religionssachen zu thun hat; 5. daß die Rechte der Bürger geschützt werden sollen, und endlich 6. daß die Regierung kein Recht hat, Jemanden um seiner Religion willen zu verfolgen, es sei denn diese Religion schädige Andere an ihrem Gewissen. Das Gewissen kann nicht gezwungen werden, und in Religionsangelegenheiten sollte Freiheit existiren.

V. 8. **Seid Niemand nichts schuldig.** „Niemand etwas schuldig." Nachdem der Apostel die Pflichten gegen die Obrigkeit also abgehandelt hat, gebt er nun zu den Pflichten, welche die Christen einander gegenüber schuldig sind. Nicht nur der Obrigkeit soll man die schuldige Pflicht abtragen, auch dem Nächsten soll man nichts schuldig bleiben; ausgenommen die Schuld, welche man nie vollständig abtragen kann, obgleich man beständig daran abbezahlt, nemlich die Liebe. Wer seinen Nächsten liebt, der erfüllet das Gesetz dem Nächsten gegenüber, denn das ganze Gesetz conzentrirt sich um diesen Punkt. Die Schuld der Liebe ist so groß, daß wir sie nie abzuzahlen vermögen, denn je mehr die Liebe wirkt, desto mehr erweitert sich ihr Feld der Wirksamkeit.

V. 9. **Denn das da gesagt ist.** Um die Behauptung des Vorigen zu bestärken, zählt der Apostel die Gebote der zweiten Tafel auf und erklärt, daß alle diese ihre Erfüllung haben, in dem einen großen Gesetz der Liebe. **Und so ein ander Gebot mehr ist.** Wenn noch ein Gebot nicht benamt ist in den zehn vom Sinai, dann ist es auch in diesem Gebot der Liebe eingeschlossen. Dieses Gebot hat eine doppelte Wirkung, denn es wirkt abwehrend und antreibend, so daß in der Erfüllung desselben Beides beobachtet wird.

V. 10. **Die Liebe thut.** Wer durch Liebe getrieben wird, der ist thätig, der wirkt, der thut, aber **kein Böses,** und so ist sie die Erfüllung der Gesetze, ob von Sinai oder sonst wo her. Die Liebe thut einfach kein Böses; sie kann irren, aber sie kann nie geflissentlich Schaden thun. Wenn alle Menschen aufhören würden, das zu wollen oder zu thun, was Anderen Schaden bringen könnte, welch einen Einfluß würde das haben auf die Gesellschaftliche- sowohl wie auf die Geschäftswelt! Wie viele Pläne würden fallen, und wie viele Diener des Gesetzes könnte man abschaffen! Aber es ist anders; die grüne Schlange, der Neid, die Mißgunst und der Ehrgeiz, sind beständig am Wühlen und am Zerstören. Wir dürfen wohl mit Recht fragen, ob es denn wirklich eine wahre Religion geben kann, welche solche Laster duldet und am Busen nährt. Nein, die wahre Religion thut das nicht, aber es gibt Menschen, welche ein großes Bekenntniß machen, und es doch thun. Die Liebe erfüllt das Gesetz, weil sie sich von allem Ungesetzlichen ferne hält; sie ist ein Prinzip, ein Grundsatz, und nicht blos der Rausch eines vorübergehenden Gefühlsausgusses. Diese Liebe wird dem Herzen eigen und natürlich.

Wandtafelerklärung. — Gehorsam der Obrigkeit, die über uns gesetzt ist, fordert unsere Aufmerksamkeit. Kein Land kann bestehen und keine Gesellschaft kann bestehen ohne Ordnung. Jemand muß Oberhaupt sein, und Jemand muß Gehorsam leisten. Gehorsam gegen die Eltern ist das erste Gesetz in jeder Familie, wo das nicht ist, da folgt Unordnung und Unheil. Gehorsam gegen die Obrigkeit ist jedes Bürgers Pflicht, die Obrigkeit ist von Gott, und sie regiert zum Besten der Unterthanen. Revolution und Empörung gegen eine

gute Obrigkeit, blos um Zügellosigkeit einzuführen, ist Sünde und kann nie gedeihen. Gehorsam gegen Gott. Dieses über alles Andere. Gottes Gebote müssen stehen, wenn auch der Himmel einfallen sollte, und wenn Gottes Gebote mit Menschengeboten im Conflikt stehen, so muß Gott den Vorzug haben bis zum Märtyrertod. Doch auch in den Gesetzen bezüglich der Abgaben und Unterstützung der Obrigkeit muß der Christ seine Pflicht thun.

Lehre und Anwendung. — 1. Das Evangelium fordert Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit, und verbietet deßhalb alle Widerspenstigkeit.

2. Das Evangelium erkennet in den bürgerlichen Gesetzen eine weisliche Anordnung Gottes, und befürwortet die Bestrafung des Uebelthäters.

3. Wenn die bürgerliche Obrigkeit eine göttliche Verordnung ist, so ist es des Christen Pflicht, derselben Gehorsam zu leisten in allen Dingen, sofern dieselben nicht gegen Gottes Willen sind.

4. Der wahre Christ braucht keine Zwangsmittel, um ihn zur Erfüllung seiner Pflichten anzureizen, denn sein Gewissen ist von Gott erleuchtet durch den heiligen Geist.

Illustrationen. — Eine der rührendsten Geschichten, den Menschen zur Bürgerpflicht anzureizen, ist die Geschichte von dem Manne ohne Vaterland. Gegen das Ende seines Lebens sagte er: „Wenn du je versucht wirst, ein Wort zu sagen gegen deine Familie, Heimath oder Vaterland, bitte Gott, dich doch vorher noch aus der Welt zu nehmen; laß keine Nacht eintreten, ohne daß du deines Vaterlandes gedacht hättest im Gebet." Vergiß nie, hinter all den Beamten und Dienern der Gerechtigkeit ist immer noch ein allwaltender Gott und Herr.

Als Landgraf Wilhelm von Hessen gefragt wurde, welches Buch über politische Haushaltung er studirt habe, antwortete er: „Die Bibel."

Ein Brunnen mag auch noch so hell sein, wenn die unten am Boden liegende Erde sich erhebt und nach oben will, dann wird das Wasser trübe. Als man den Spartanern sagte, ihr König verstehe am Besten zu regieren, antwortete der König: „Nein, aber meine Spartaner verstehen am Besten, zu gehorchen."

Wo Gewalt das Recht hat, da hat das Recht keine Gewalt.

Vierteljährliche Uebersicht.

Als Schriftlection lasse man die Haupttexte des verflossenen Quartals abwechselnd lesen. Die Classen sollen vorher ihren Text wissen; oder man lese 1. Cor. 1, 23–31.

Haupttext: Von welchem auch ihr herkommt in Christo Jesu, welcher uns gemacht ist von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, und zur Heiligung, und zur Erlösung. — 1. Cor. 1, 30.

Zeit. — Die Zeit dieser Lectionen umfaßt vier Jahre, nemlich von A. D. 54–58, und ist die Zeit der dritten Missionsreise des Apostels, welcher nun am Ende dieser Reise sein 56. Lebensjahr erreicht hatte. Während dieser Zeit wurde die Geschichte der Begebenheiten von Lukas geschrieben und Paulus selbst schrieb vier seiner Episteln.

Uebersichtsmethoden. — Es ist schwer, eine gute Methode für eine allgemeine Uebersicht anzugeben, denn die beste ist werthlos, wenn Lehrer und Schüler nicht dafür vorbereitet sind. Dann sollte die Uebersicht eine Prüfung der Schule sein, um zu erfahren, wie viel des Vorgetragenen den Schülern im Gedächtniß geblieben ist, aber es sollte mehr als blos Prüfung sein, denn nun sollte jeder Lehrer zu erfahren suchen, welche Eindrücke die Lectionen und auch der Lehrer selbst auf dem Gemüth der Schüler hinterlassen haben. Sind sie inniger mit Christo vertraut? Haben sie mehr Liebe zu Gott und zu Gottes Sache?

I. Man kann eine allgemeine Uebersicht machen, woran sich die ganze Schule betheiligt, und die Haupttexte, wie auch den Inhalt (Thema) der Lectionen, nebst einigen Anmerkungen geben.

II. Ueber die Lectionen dieses verflossenen Quartals läßt sich eine sehr interessante Wiederholung machen, wenn der Superintendent jeder Classe vorlegt, eine gewisse Arbeit zu übernehmen, und dann sich vorzubereiten, z. E. eine Classe gibt das Geschichtliche bei jeder Lection; eine andere macht eine kurze Zusammenstellung von Begebenheiten in derselben; Jemand gibt eine kurze Beschreibung der Städte, und wieder Jemand eine solche über die vorkommenden Personen in jeder Lection. Da ist z. B. eine Sonntagschule mit 12 Classen. 1. Die Geschichte der Lectionen. 2. Die dritte Missionsreise, Anfang, Fortgang und Schluß. 3. Ephesus. 4. Corinth. 5. Rom. 6. Galatien und die Galater. 7. Die Kirche zu Ephesus. 8. Die Kirche zu Corinth. 9. Die Kirche zu Rom. 10. Die Episteln an die Corinther. 11. Die Epistel an die Galater, und 12. Die Epistel an die Römer. Nun wird der Superintendent zusehen, daß jede Classe eine kurze Abhandlung liefert über einen dieser Punkte.

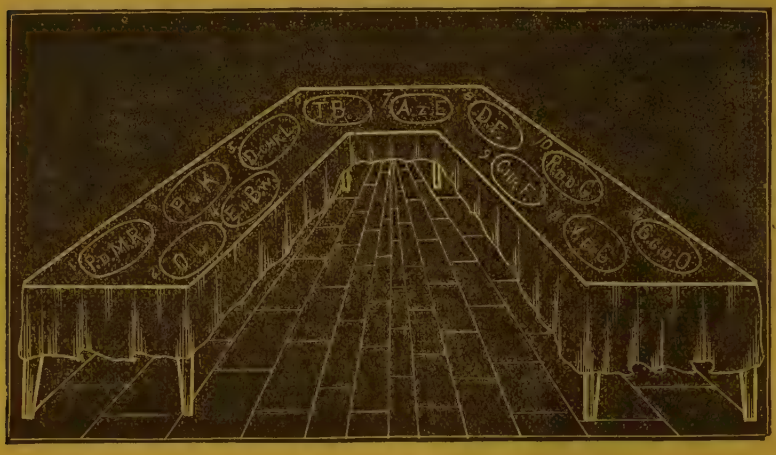
III. Eine andere Uebersicht kann auf folgende Weise gehalten werden:

1. Enthaltene Lehrpunkte in den Lectionen: 1. Die Lehre vom heiligen Geist (1. Lection). 2. Christus, die Weisheit und Kraft Gottes (3. Lection). 3. Die Auferstehung von den Todten (6. Lection). 4. Annahme an Kindesstatt bei Gott (9. Lection). 5. Rechtfertigung durch den Glauben (10. Lection). 6. Die Erlösung durch Christum (10. Lection). 7. Gottes Regierung (11. Lection).

2. Pflichten. 1. Missionswerk (1. Lection). 2. Weihe (2. Lection). 3. Selbstverleugnung (4. Lection). 4. Liebe (5. Lection). 5. Freigebigkeit (8. Lection). 6. Freude (11. Lection). 7. Politische Pflichten (12. Lection). 8. Gegenseitige Pflichten (12. Lection).

Irgend eine der obigen drei Anleitungen kann zu einer nützlichen Uebersicht oder Wiederholung ausgearbeitet werden, aber es kostet Arbeit; doch ohne Arbeit wird wohl keine Uebersicht von Bedeutung sein, denn alle Anweisungen sind werthlos, wenn dieselben nicht befolgt und benützt werden.

Wandtafelerklärung.—Vor uns ist eine gedeckte Tafel, und die Gäste sind eingeladen, sich zu setzen und zu genießen. Zwölferlei Gerichte sind aufgetragen und sollen nun vertheilt werden. Die Lehrer und Schüler sind die Gäste; der Superintendent oder Prediger soll Gast-



geber sein und austheilen. Je nachdem er austheilt, werden seine Gäste genießen und gesättigt werden. Wer immer die Uebersicht leitet, der sollte sie genau studiren. Drei bis fünf Fragen über jede Lection ist genügend, aber sie sollten dann auch inhaltsreich sein und die Hauptsache umfassen, sonst wird am Ende wenig bezweckt. Uebrigens sollte kein Superintendent diese Weise oder jene Regel als maßgebend annehmen, sondern nur als einen Leitfaden, welcher etwa als Fingerzeig dienen mag.

Mit unsern Lesern.

Es gereicht uns zur großen Freude, wenn wir auch manchmal ein Wort der Aufmunterung und Anerkennung bekommen, wodurch wir erfahren, daß unsere Arbeit geschätzt wird. So schreibt kürzlich eins unserer Wechselblätter: „Das Evangelische Magazin ist das angenehmste monatliche Journal, das auf unserem Tische willkommen ist. Seine reinen und edlen Erzählungen, der erhebende Ton aller seiner Artikel, die gründlich behandelten Sonntagschul-Lectionen u. dgl. sind einige der vielen Punkte, welche das Magazin als ein vortreffliches und Jedem willkommen erscheinen lassen." Wir werden fortfahren mit erneuertem Eifer, das Magazin solches Ruhmes werth zu halten.

G. St., Mo. Dieser liebe Bruder hat mehrere Fragen und Andeutungen, welche wir kaum eigehend besprechen können. Warum sind die Bilder des Magazins fast alle nach der heutigen Mode, „närrischen Mode" gezeichnet? Darüber ließe sich Vieles sagen, aber wir wollen in Kürze nur Einiges melden. Wie kann man im Bilde das vorstellen, was da ist und geschieht, es sei denn, das Bild sei mit der Thatsache übereinstimmend? Wie kann man z. B. das Bild eines Mannes geben mit einem Dreimaster auf dem Kopf, da doch alle Welt weiß, der ungeschickte, schrecklich theuere, nach neuester Mode aufgebürstete Seidenhut wird getragen? Oder wie können wir das Bild eines Kindes geben in der Kleidung früherer Jahrhunderte, da doch Jedermann weiß, solche Kleider werden jetzt nicht getragen? Der liebe Bruder weiß doch, wie die Bilder gemacht werden. Erst nimmt man eine Photographie oder sonstige Zeichnung, welche natürlich auch naturgetreu genommen ist, dann wird dieses Bild auf Holz übertragen, und die schwarzen Linien und und Punkte erscheinen, gerade wie auf dem Papier; nun wird das Bild in dieses Holz eingeschnitten, so wie es gemalt ist, und die Zeichnung ist eben, wie das Original ist. Ja, lieber Bruder, wir haben schon manches Anstößige aus Bildern entfernen lassen, wo wir überzeugt waren, daß es anstößig sein könnte. Aber Bilder machen, wenn dieselben nicht dem Original ähnlich sind, wäre ja ein Betrug. O, wie oft haben wir schon männlichen Bildern die Tabakspfeife aus dem M—und geschlagen, nur um sie passiren zu lassen; aber manchmal geht das nicht, ohne das Bild zu zerstören, und anders sind sie nicht zu bekommen, denn alle diese Bilder werden nicht hier gemacht. Man muß eben auch hier 1. Thess. 5, 21 in Anwendung bringen.

Daß aber ein falsches Bild der Wahrheit schadet, wollen wir dem lieben Bruder nun gleich zeigen; er schreibt nemlich: „Die meisten Predigersweiber halten Modezeitungen, um immer die neueste Mode zu erhalten." Uns scheint, wir hören einen Ruf der Entrüstung, welcher vom Atlantischen bis zum Stillen Meer erschallt, gegen solche Anschuldigung! Und wenn unser lieber Bruder diese Anschuldigung genauer untersucht, wird er finden, daß er ein falsches Bild gemalt hat, an welchem er im nächsten Magazin abzimmert. Wir kennen mehr Predigersfrauen, als er, aber das müssen wir bekennen, so etwas haben wir noch nie bemerkt.

Ferner: Shakespeare ist nicht berühmt als Schauspieler, sein Ruhm besteht in dem Verdienst, welches er sich um die englische Sprache erwarb, denn was diese Sprache heute ist, das verdankt sie ihm; aber auch er hat Dinge dargestellt, wie sie damals waren, und schrecklich gegeißelt. Ebenso haben Göthe und Schiller kein Ver-

dienst in unseren Augen als Schauspieler (denn sie waren es nicht), aber als Veredler der deutschen Sprache müssen wir sie hoch schätzen. Sie haben das Böse nicht gerühmt, sondern blosgestellt. In den englischen Schulen müssen die Kinder Shakespeare studiren, ob sie wollen oder nicht, und wer weiß nicht, daß man in der deutschen den Wilhelm Tell, die Geschichte der Niederlande, und die Jungfrau von Orleans studirt? Daß diese Dinge einen schlechten Einfluß ausüben, ist uns nicht bekannt. Wir können jedoch mit unserem lieben Bruder sympathisiren, denn von seinem Standpunkt aus muß er die Sache anders betrachten, als wir; uns ist das Theater fremd, unter Karten kennen wir keinen Unterschied, und Branntwein haben wir im ganzen Leben nie gekostet. Wir thun das Beste, aber Alles zu verhüten, scheint einmal rein unmöglich.

Bibelleser, Ohio. Die Eintheilung der Bibel in Capitel und Verse, wie wir sie jetzt haben, ist eine moderne Erfindung und hat mit dem Inhalt nichts zu thun. Es ist sehr zweifelhaft, ob die Apostel irgend welche Zeichen machten, um Sätze zu trennen. Auch die Ueberschriften zu den Büchern, Episteln und Capiteln sind menschliche Erfindungen, um das Gedächtniß zu stärken. Daß unterschiedliche Bibeln hierin nicht übereinstimmen, bedeutet gar nichts, als daß sie von einer andern Gesellschaft oder zu einer andern Zeit gedruckt worden sind. Rabbi Nathan hat im fünfzehnten Jahrhundert das Alte Testament in Capitel und Verse eingetheilt. Ihm folgte Robert Stephens mit einer ähnlichen Eintheilung des englischen Neuen Testaments im Jahr 1551. Leider sind die Vers- und Capiteleintheilungen oft derart, daß sie dem unkundigen Leser fast den Sinn entstellen. Die Ueberschriften sind älteren Datums, diese findet man bereits im zweiten Jahrhundert, aber sie sind auch nicht zuverlässig, und sollten nie anders, als menschliche Zusätze betrachtet und behandelt werden. In unserer Bibel stehen die Bücher auch nicht in der Reihenfolge nach der Zeit, wie sie sich zugetragen, noch wie sie geschrieben wurden, sondern meistens nach der Classe, zu welcher sie gehören. Ueber diesen Gegenstand sind große Bücher geschrieben worden, und kann deßhalb nicht erwartet werden, daß wir hier eingehender darüber handeln.

J. S., Jowa. Warum sind die Apokryphen nicht in unserer Bibel? Weil sie keinen Beweis liefern können, daß sie hineingehören. 1. Nicht eins der apokryphischen Bücher ist geschrieben worden zur Zeit der Propheten, sind also nicht inspirirt. 2. Kein einziges derselben war ursprünglich in hebräischer Sprache geschrieben. 3. Nicht ein einziger Schreiber derselben beansprucht, inspirirt zu sein. 4. Sie waren nie als Autorität anerkannt in der jüdischen Kirche, und deßhalb auch nie genannt vom Heiland. 5. In manchen Berichten weichen sie schnurstracks von den inspirirten Schriften ab und lehren das Gegentheil von den kanonischen Büchern. So sind noch mehrere Punkte, doch mag dieses genügen. In einer Kirche, wo man die Schrift blos lesen, aber kein Urtheil fällen, keine Meinung oder Ansicht haben darf, können diese Bücher freilich nicht schaden, aber wo Rede-, wenigstens Gedankenfreiheit ist, da würden diese Schriften zu unendlichen Widersprüchen und Wirren Veranlassung geben.

W. St., Missouri. Der Willie hat uns nach den Büchern gehen machen mit seinen Fragen. 1. Die Geschichte des Schießgewehres ist zu lange, um hier gegeben zu werden. Das erste Gewehr war ein langes eisernes Rohr mit einer Seitenöffnung als Zündloch; man befestigte dieses Rohr, wo man gerade konnte, und entzündete das Pulver mit einer Kohle. Später befestigte man das Rohr an ein Stück Holz, welches man dann unter dem Arm festhielt, wenn geschossen wurde. Im vierzehnten Jahrhundert kam das Luntengewehr in Gebrauch, dann das Radschloß. Im Jahr 1671 erfand ein Franzose das regelmäßige Steinschloß und nannte es Fusil, vom italienischen Focil (Feuerstein). Im Jahr 1686 hatte England bereits drei Regimenter mit diesem Gewehr bewaffnet; man nannte sie Füsiliere. Das Perkussionsschloß mit Kupferhütchen kamm 1840 auf; alle anderen Erfindungen sind neueren Datums. Hinterlader kannte man schon sehr frühe, aber man wußte sie nicht zu verwenden.

2. Geld ist sehr alt, man findet es als Handelsartikel schon 1. Mose 23. Eigentlich ist Geld kein Handelsartikel, sondern vielmehr ein Maßstab, womit man den Werth der Handelsartikel mißt. Geprägtes Geld haben die Lydianer zuerst gemacht. Die Römer nannten ihr Geld Moneta, daher das englische Money — deutsch Moneten; weil es im Tempel der Juno-Moneta geprägt wurde, etwa 269 v. Chr. Geld war meistens aus Metall verfertigt, doch hatten die Holländer ums Jahr 1500 noch ledernes Geld, und auch welches aus Pappendeckel verfertigt. Papier ist eigentlich kein Geld, sondern blos ein Schein für eine gewisse Summe ausgestellt. Alle Berechnung geschieht nach dem Goldagio, weil Gold das feinste Edelmetall ist, welches zu Geld verwendet wird.

J. F., Ohio. 1. Kann ein Präsident der Ver. Staaten gesetzlich drei Termine hinter einander erwählt werden? Ja wohl, dagegen besteht kein Gesetz, aber ob das Volk ihn dreimal zu erwählen verlangt, ist sehr zu bezweifeln; bis jetzt ist es noch nie geschehen.

2. Welches war der reichste Präsident unseres Landes? Washington hinterließ ein Vermögen von $300,000; der ältere Adams war ziemlich wohlhabend; Jefferson starb sehr arm, und hätte der Congreß seine Bibliothek nicht für $20,000 (mehr als sie werth war), gekauft, dann wäre er bankerott gestorben. Madison war wohlhabend, aber nicht als Präsident, wurde es erst später; Monroe starb so arm, daß ihn seine Verwandten auf ihre Kosten beerdigen lassen mußten; J. A. Adams hinterließ ein Vermögen von $50,000, als Lohn des Fleißes und der Sparsamkeit, wozu auch eine kleine Erbschaft kam;

Jackson hatte ein werthvolles Eigenthum; Van Buren war sehr reich, etwa $300,000; Polk hinterließ etwa $150,000; Tylor war bankerott, als er Präsident wurde, das Amt verhalf ihm zu einer reichen Frau, und er starb sehr reich; Fillmore war, nach amerikanischem Ausdruck „gut ab"; Taylor und Pierce hatte jeder so an $50,000; Buchanan starb ledig, und hinterließ $200,000; Abraham Lincoln hatte $75,000, und A. Johnson etwa $50,000. Die anderen Präsidenten leben noch, und sich in ihre Verhältnisse zu mischen, wäre Vorwitz.

C. B., Milw. Röm. 7 redet durchgängig von einem Absterben für die Sünde, und Aufwachen für Gott, damit wir eines Andern, nemlich Christi Eigenthum werden möchten. Christus, der von den Todten erweckte, wird angeführt, um zu zeigen, daß sein Verdienst am Kreuz eigentlich uns zur Erlösung vom Gesetz gedient hat. Ebenso beziehen sich auch Eph. 2, 1; 5, 14 auf den todten Sünder, welcher zu einem neuen Leben, in Gott aufwachen soll. In der Erklärung, sowie auch zum richtigen Verständniß der heiligen Schrift, muß man stets die Regel beobachten: kein Text darf aus seiner Verbindung herausgenommen und unabhängig von den andern erklärt werden, denn eben die Verbindung bestimmt ja den Sinn, welcher ohne Verbindung nicht klar sein könnte. Diese Regel besteht bei allen Schriftforschern, und wird von allen anerkannt. Betrachtet man Ephes. 5, 14 genauer, dann sieht man, daß der Apostel Gottes Wort anführt—Gott ruft so. Wo? Also müssen wir die Verbindung suchen, um zu erfahren, was gemeint ist. Vergleiche nun Jes. 26, 19; 60, 1; auch Psalm 13, 4; dann sehen wir den Sinn ganz deutlich: es bezieht sich auf den in Sünden todten Menschen, welcher nun zum Leben aus Gott erwachen soll.

V. L., Mich. Was ist ein "ignis fatuus"? Ein Prediger hat das Wort gebraucht und V. L. meint, er hätte auch ein deutsches Wort gebrauchen können. Ignis fatuus ist der lateinische Name für „Irrlicht," und beide sind im Allgemeinen gleich bekannt, denn es sind im Grund genommen nur wenige Menschen, welche je ein Irrlicht sahen, und viele, welche meinen, es gesehen zu haben, irren sich. Man sagt, Irrlichter seinen hüpfende oder fliegende Lichterscheinungen, welche sich über sumpfigen, mit verwesenden Stoffen erfülltem Boden entzünden; und sich dann von jedem Wind hin- und hertreiben lassen, wer ihnen folgt, geht irre. Es gibt so viele Menschen, welche behaupten, dergleichen Lichter gesehen zu haben, daß man stille sein muß dazu; aber die Existenz ist noch nicht beglaubigt. Uebrigens können wir nicht einsehen, daß der Prediger groß Unrecht that, indem er den lateinischen Namen anführte, denn in neuerer Zeit ist derselbe fast besser bekannt, als der deutsche, und lautet jedenfalls ebenso schön, als das echtdeutsche „Irrwisch." Der Gedanke wird oft gebraucht als Bild einer gewissen Classe Menschen, welche jeder neuen Erscheinung nachspringen und sich dadurch verirren.

Mit dieser Nummer schließt die erste Hälfte des Jahrgangs, und es wäre somit jetzt eine feine Gelegenheit auf das Magazin zu abonniren. Neue Unterschreiber sind zwar jederzeit willkommen, allein wenn man gerade so bequem in die Reihe treten kann, so ist's um so besser. Es wäre uns lieb, wenn die geschätzten Agenten die Aufmerksamkeit ihrer Leute auf diesen Umstand lenken würden. Thut's, Brüder; helft den Leserkreis des Magazins immer mehr erweitern!

Wir hatten das Vorrecht letzte Woche der Sitzung unserer lieben Mutter-Conferenz (Canada) beizuwohnen. Es war ein hoher Genuß für uns. Die Väter und Brüder sind alle ernstlich beflissen die Grenzen des Reiches Gottes auf der guten Königin-Mutter Besitzungen immer weiter auszudehnen. Die Brüder hatten ein reichlich gesegnetes Jahr. Auf den meisten ihrer Bestellungen waren Erweckungen, wobei in einigen Fällen 40 — 50 Seelen zu Gott bekehrt wurden. Die Statistik weist einen netten Gewinn nach.

Es ist doch merkwürdig, welch auffallende Wechsel Einer gewahrt, wenn er so nach vier, fünf Jahren wieder in seine Conferenz eintritt! Die bis dahin noch riesigen Kämpfer werden alt und grau und sind genöthigt aus den Reihen zu treten, während junge Helden emporkommen und ihre Stelle einnehmen.

Das ist so der natürliche Verlauf der Dinge! Die Canada Conferenz hat eine gute Zukunft. Ihr Territorium ist zwar nicht so groß als das mancher Schwester-Conferenzen, aber um so besser kann sie das gewonnene bearbeiten. Gott mit Euch, liebe Brüder!

Die Erie Conferenz hat bei ihrer letzten Sitzung beschlossen, eine allgemeine jährliche Sonntagschulconvention (vermuthlich im August) in dem bekannten „Linwood Park" abzuhalten. Der Plan ist, daß auch die angrenzenden Conferenzen und die Sonntagschularbeiter unserer Gemeinschaft überhaupt sich daran betheiligen sollen. So was „Allgemeines" dem Zweck Entsprechendes wäre gerade, was wir bedürfen. Der Ort ist von allen Seiten leicht zugänglich, nah bei Cleveland unserm Hauptquartier, und höchst romantisch (am Lakeufer) gelegen. Man kann da der körperlichen Erholung und geistigen Ausbildung in einem hin pflegen. Unsere Canada Conferenz will sich soviel wie möglich (gemäß Beschluß) daran betheiligen, und wie wir hören auch die Ohio Conferenz. Die von der Erie Conferenz, diesbezügliche angestellte Committee, wird sich am 6. Mai im Anstaltsgebäude versammeln, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Wer gute Vorschläge hat, ist ersucht, dieselben sofort an uns gelangen zu lassen. Möge Gott das Unternehmen reichlich segnen!

Achtung! Der „Kindertag" wird dieses Jahr selbstverständlich nicht nur gefeiert, sondern allgemeiner und mit mehr Erfolg gefeiert, als je zuvor. Das glauben wir fest. Unsere S. Schulen sind in dem Punkt eine sichere Garantie. Bis die Leser dieses zu Gesicht be-

kommen, sind die Programme zum Versenden bereit, natürlich, wie immer, auch dies Mal wieder unentgeltlich. Sendet sofort eure Bestellungen ein, übt die Lieder und macht zeitige Vorbereitungen. Brüder, helft uns, daß der Kindertag je länger, je mehr ein Erfolg werde! Gebe es Gott. —

Hinterstübchen.

English spoken here. — Die Deutschen bemühen sich in Amerika in aller Schnelligkeit englisch zu sprechen und zu schreiben, wenn sie auch noch kaum eine Idee davon haben. Neulich schrieb ein solcher Einwanderer aus einem Orte Arizonas an die „Südcalifornische Post": "Blis send mi ein Dscherman Nus Beber, All wick, Ai sendJu der Moni, Thell mi haumertsch," ("Please send me a German newspaper every week, I send you the money, tell me how much"), oder auf deutsch: „Bitte schickt mir jede Woche eine deutsche Zeitung, ich schicke euch das Geld. Sagt mir wieviel."

Ohne wat Geschriewenes geh' ich nicht! — Als das deutsche Reichs-Schongesetz in Kraft trat, herrschte auf den Nehrungen große Bestürzung. Denn die Leute hatten die schönste Aussicht, zu verhungern, während man die Fische schonte. Eines Tages erschien deßhalb im Palais des Kronprinzen eine Deputation von der kurischen Nehrung, an ihrer Spitze ein riesiger Wortführer, und verlangte eine Audienz. Der Redner wies auf die Eigenschaft des deutschen Kronprinzen als Protektor des deutschen Fischerei-Vereins hin und bat um seine Intervention. Der Kronprinz fragte, ob sie sich nicht an den Regierungspräsidenten in Königsberg gewandt hätten, der doch ein sehr liebenswürdiger Mann sei. „De versteiht von hellen, lichten Dage nichts? De sagt, wat Gesetz is, is Gesetz. He hat jeden Dag sien Braten und roocht nachher sien Havannah. Wenn wie aber eenen Dag nix fangen, hebben wir nix to eten." Der diensthuende Adjutant stand starr, der Kronprinz aber hielt sich die Seiten vor Lachen über diese derbe Sprache. Der Wortführer schilderte nun die Lage seiner Auftraggeber. Auf dem Kies der Nehrung wachse so wenig, wie auf der Diele dieses Zimmers. Er selbst sei dort schon ein wohlhabender Mann, weil er eine Kuh besitze. Der Sturm verhindere die Fischer oft genug am Auslaufen, da hätten die Fische Schonzeit genug. Der Kronprinz sagte seine Fürsprache zu und wollte die Deputation entlassen. Der Redner aber meinte: „Kaiserliche Hoheit, ohne wat Geschriewenes geh' ich nicht. Wir sind arme Lüd und habben all' tausammen dat Reisegeld mühsam upbracht. Ohne wat Geschriewenes dörp ich mi to Hus nich sehen lassen, sonst glöwen sie't nich, dat ich den Kronprinzen gesprochen hebbe." Der Kronprinz meinte zu seinem Adjutanten: „Der ist gut!" gab dem Manne ein Schreiben mit, ließ auch sofort nach Königsberg telegraphiren, die Leute bewirthen und ihnen Reisegeld auszahlen. Die Sache ist denn auch zu Gunsten der Nehrungsfischer ausgetragen worden, die Fische haben dort keine Schonzeit.

Wohlthat des starken Schnürens der Frauenwelt. — Ein Doctor der Philosophie beweist die Wohlthat des starken Schnürens wie folgt: Es nimmt alle albernen Mädchen von der Erde und läßt nur die vernünftigen darauf zurück, damit diese gute Frauen werden.

Die Dummen werden, zum hunderttausendsten Male sei es gesagt, nie alle. Eine New Yorker „Firma" annoncirt in Landzeitungen: „Wir theilen gegen Einsendung von 50 Cents ein Mittel zum Abgewöhnen des Fluchens mit" und erhält täglich eine Menge von Briefen von dummen Farmern, die des gedachten Lasters gerne ledig werden möchten. Für die fast immer in Briefmarken beiliegenden 50 Cents wird regelmäßig der Rath ertheilt: „Halten Sie gefälligst Ihr verehrtes Maul!" — Würden diese lieben Leutchen sich gründlich zu Gott bekehren, so wäre der Sache auf einmal abgeholfen. Aber so ist der Mensch!

Berliner Wind. — An der Ladenthür eines Schwindel-Auctionslokals in Berlin, in welchem „reelle und gute Waaren zu Spottpreisen" angeboten wurden, fand man eines Morgens folgenden Vers angeklebt:

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Schwindel;
Die ganze Welt betrügen wir,
Und sind ein recht Gesindel,
Den Staatsanwalt verlachen wir,
Er kann uns nimmer fassen;
Doch wäre die—Commune hier,
Sie würd' uns hängen lassen!

Ein seltener Thaler. — Zu den Seltenheiten ersten Ranges unter den Münzen, welche die Münzsammler mit dem hundertfachen Werthe bezahlen, gehören einige Thaler, welche im Jahre 1751 in Breslau geprägt wurden. Ein fanatischer Oesterreicher, welcher bei der preußischen Münze angestellt war und es Friedrich dem Großen nicht verzeihen konnte, daß er seinen Anspruch auf Schlesien behauptete, trennte die Aufschrift: „Ein Reichsthaler" in „Ein Reich stahl er" ab. Nachdem der Bursche diesen Gaunerstreich vollführt hatte, flüchtete er über die Grenze und verkaufte einige der mitgenommenen Schmähthaler in Oesterreich schon damals um den zehnfachen Werth. Heute findet sich die Münzkuriosität nur noch in wenigen numismatischen Sammlungen.

Belebt.—Rentier Schulze läßt sich von seiner Tochter die Morgenzeitung vorlesen. Sie kommt an den Marktbericht und liest: „Eier flau, Butter belebt— —." „Erlaube mal, Alwine—Butter belebt? Das ist wohl ein Irrthum. Soll wohl heißen: Käse belebt."

Der Materialist glaubt, was er sieht; der Spiritist sieht, was er glaubt.

Kathderweisheit.—Professor: „Die Eule ist ein Vogel, welcher nur bei Nacht ans Tageslicht kommt!"

Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß manche Menschen desto verbissener werden, je mehr sie die Zähne verlieren.

Ein merkwürdiger Geizhals. — Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte in Dublin ein merkwürdiger Mann, der sich auf der Insel Antigua durch Weinhandel das gewaltige Vermögen von 300,000 Pfund Sterling erworben hatte und bei Jung und Alt unter den Namen: „Peter mit den großen Holzschuhen" bekannt war, weil er nie eine andere Fußbekleidung als ungeheure Holzpantoffeln

mit Stroh darin trug. Dieser Mensch war das Muster eines Geizhalses, denn Niemand wußte sich zu erinnern, daß er sich je ein Kleidungsstück gekauft hätte, und um die Kordel an seinen Holzschuhen zu sparen, band er sie mit dünnen Speckschwarten fest, die ihm oft genug hungrige Hunde auf der Straße wieder abfraßen. Man hatte ihn nie in seinem Leben lachen sehen, und am Abend vor seinem Tode handelte er noch mit dem Arzte, den ihm ein mitleidiger Nachbar zugeschickt hatte, um das Honorar, welches dieser im Falle seiner Heilung beanspruchte. Der Arzt forderte acht Pfund, da er gewiß Wochen lang ihn täglich besuchen müßte; sie wurden nach langem Handel endlich über sechs Pfund einig, wobei der Geizhals jedoch die Vorsicht gebrauchte, einen Vertrag mit dem Arzte aufzusetzen, wonach er diese Summe nur im Falle der Heilung beanspruchen dürfte. Trotzdem regte sich der alte Harpagon über diese mögliche Ausgabe so auf, daß er sofort nach dem Abschluß des Vertrages in ein heftiges Fieber verfiel und am anderen Morgen eine Leiche war. Sein Testament entsprach ganz seinem Denken und Handeln im Leben, denn als er am 23. November 1810 gestorben war, fand man in seinem Schlafzimmer, das in den letzten fünf Jahren kein Mensch, auch seine Haushälterin nicht, hatte betreten dürfen, ein Testament, worin sein ganzes großes Vermögen einem eben solchen Geizhals, wie er selbst war, vermacht worden war, ohne daß seine blutarmen Verwandten nur einen Heller bekamen, weil dieselben doch nicht mit Geld umzugehen verstünden. Seiner Haushälterin, die ihm 25 Jahre unter den größten persönlichen Entbehrungen treu gedient hatte, vermachte er vier Pfund Sterling mit dem Hinzufügen, daß diese Summe hinreichend sein würde, ihre alten Tage in glücklicher Unabhängigkeit zu verleben. Jener hartherzige Erbe gab der Alten auch in der That nicht mehr, als das Testament ihr vermachte, und so mußte sich das Dubliner Armenhaus ihrer annehmen.

Listig. — Nicht selten ist es der Fall, daß eine Frau ihren Mann überlistet. Ein Bauer war in der Eile, um mit seiner Arbeit fertig zu werden, und ging ins Feld, mit seinen Knaben und Knechten, gänzlich vergessend, daß das letzte Stück Holz im Holzhaus schon verbrannt war, um das Frühstück zuzubereiten. Sehr hungrig kommen die Männer und Knaben Mittags heim. Die gute Hausfrau hatte den Tisch gedeckt, mit allem Geschmack, den sie besaß, und es sah wirklich einladend aus, aber es war kein Essen darauf. „Aber, Sarah, wo ist das Essen?" fragte der erstaunte Bauer. „Ich weiß nicht, ob es schon fertig ist, oder nicht. Da kein Holz da war, um Feuer zu machen, so habe ich das Essen in den wärmsten Platz gehängt, den ich finden konnte. Es steht auf der Leiter, an der Südseite des Hauses." Die ganze Mannschaft wurden natürlich beordert, Holz zu machen den ganzen Nachmittag. T.

Im Hinterstübchen. — „Hör, Nachbar, ich habe vernommen, es soll in unserer Nachbarschaft ein Mann wohnen, welcher ein Haus hat, das ihn $6000 kostete und es auch zwischen Brüdern werth ist."

Zweiter Nachbar: „Deren kenne ich mehrere, es gibt schöne Häuser in unserer Nachbarschaft."

Erster Nachbar: „Ja, aber was ich sagen wollte: Wenn er sein Haus in die Brandversicherung bringt, dann ist es $8000 werth, und wenn es Jemand kaufen will, ist es $10,000; wenn aber der Taxabschätzer kommt, dann ist es für einen Jud' zu theuer um $4000, darum ist es auch nur für $3000 taxiert. Ist so etwas auch recht? Das möcht ich wissen."

Zweiter Nachbar: „Ja, das ist 'was anders. — Da will ich dir aber auch eine Geschichte erzählen: Drunten im Staat New York hat eine Frau einen Wirth um $4000 Schadenersatz verklagt, weil er ihrem Mann Schnapps verkauft hat, und der Betrunkene sie dann durchprügelte. Vor dem Gericht hat ein pfiffiger Advokat die Frau eingestehen machen, daß sie eine Bittschrift unterzeichnet hat, welche beweist, daß der Wirth ein sehr respektabler Mann sei und eine Saloonlizens haben sollte; als der Richter das hörte, hat er den Wirth freigehen lassen. Ist das auch recht?"

Erster Nachbar: „Ja, ich denk es ist; es sollte noch mehr Leuten so gehen."

Zweiter Nachbar: „Es gibt doch allerlei Menschen in dieser Welt."

Aus der Gerichtsstube. — Assessor: „So, Frau, hier hat Sie ihre Mark Zeugengebühren."

Frau: „Vergelt's Gott Ihnen tausendmal, Herr Assessor! Ich bin arm und gebrechlich, wenn's wieder was gibt, lassen's mir gnädigst zukommen."

Veränderte Anschauungsweise. — Fritz: „Mutter, jetzt schmierst du schon wieder so dickes Butterbrod für Heinrich."

Mutter: „Nein, Fritzchen, dieses dicke Butterbrod ist für dich."

Fritz: „O je, wie dünn!"

Wie viel Uhr ist's? — Fremder: „Wie viel Uhr ist es?"

Knabe: „Es ist gerade 12 Uhr."

Fremder: „So, dann bin ich doch froh, denn ich dachte es sei schon später."

Knabe: „Hier wird es nie später, denn gleich nach 12 Uhr fängt es schon wieder bei Eins an."

Ausgelaufen. — Vor einigen Wochen trat ein Mann in die Office eines Feuerversicherungsagenten und warf ein Papier auf den Tisch, mit den Worten: „Das ist ausgelaufen, und ich möchte es erneuert haben."

Der Agent öffnete das Papier, und lächelnd fragte er: „Sind sie sicher, daß es ausgelaufen ist?"

„O ja, meine Frau hat mich daran erinnert, deßhalb bin ich hier."

„Das thut mir herzlich leid," sagte der Agent, „denn wir riskiren gar nichts auf solches Papier," und reichte es dem Manne zurück.

Jetzt sah dieser erst, daß es sein Trauschein war! In der Eile hatte er denselben mit den richtigen Papieren verwechselt.

„Heute hörte ich etwas in Ihrer Predigt, Herr Pfarrer, das habe ich in meinem Leben zuvor nie gehört."

„Ei, ei; macht mir ungewöhnlich Freude, was war denn das?" fragte der geschmeichelte Herr Pfarrer.

„Ich habe die Stadtuhr die volle Stunde zweimal schlagen hören," war die trockene Antwort.

Mit dem eigenen Wort geschlagen.—Der Pastor in Kirchveischede bei Bilpein im westfälischen Kreise Olpe ließ vor nicht langer Zeit eines seiner Pfarrkinder, Elisabeth Z. genannt, zu sich kommen, weil er hörte, daß sie, die sonst allgemein als ein braves, geachtetes Mädchen galt, Bekanntschaft mit einem der nichtsnutzigsten Burschen hatte.

„Lisbeth," so redete der Pfarrer sie an, „was höre ich von dir? Du hast Bekanntschaft mit H., einem Jungen, mit dem kein ordentlicher Mensch gern etwas zu thun hat."

„Ja, Herr Pfarrer," lautete die Antwort, „wozu kann man in der Welt nicht kommen!"

„Es ist dir doch gewiß nicht ernst, ihn zu heirathen?" fragte der Pfarrer.

„Un dat is doch," erwiderte Lisbeth.

„Aber Kind, nun bedenke doch," belehrte der Pfarrer,

„du wirst nie glücklich mit dem Menschen, du wirst betelarm. Er ist ein Trunkenbold schlimmster Art, an jeder Schlägerei ist er betheiligt, und keine Woche vergeht, ohne daß man neue Unthaten von ihm hört. Was sagst du hierzu?"

„O, Herr Pfarrer," sagte Lisbeth, „dat is so schlimm nich. Et kömmt drob an, dat man den Menschen to behandeln wait. Un, Herr Pfarrer, de Junge is hübsch un schön, so schlank as ne Pappel, un Herr Pfarrer, man sagt: Das Auge will auch was haben."

„Nun, Lisbeth, dann gehe in Gottes Namen," sagte der Pfarrer, weil er einsah, daß der junge Bursche mit seinem Ziegenbärtchen und allen Unarten dem jungen Mädchen doch ans Herz gewachsen war. Die Heirath fand auch bald statt. Ungefähr sechs Wochen nachher, als eines Morgens der Pfarrer aus der Kirche nach Hause gehen wollte, kam eine Frauensperson mit verbundenem Kopfe jammernd und heulend auf ihn zu—es war die junge Frau H.

„Nun, Lisbeth," fragte der Pfarrer, was ist dir? Was jammerst du?"

„O, Herr Pfarrer, der Kerl, der schlechte Kerl!" schrie Lisbeth. „Sehen Sie doch, wie er mich geschlagen hat! Ach, der Kopf, der Rücken und das ganze rechte Auge beinahe . . . ."

Der Pfarrer antwortete mit tiefem Ernst: „Lisbeth, das Auge will auch was haben."

Ein schweres Unrecht.—Lehrer (in der Religionsstunde): Warum hatten die Söhne Jakobs unrecht, daß sie ihren Bruder Joseph verkauften?

Der kleine Itzig (nach einigen Besinnen): Weil se ihn haben ßu billeg gelassen.

Wie hübsch das ist.—Die kleine Lina ist noch nie aus der Stadt herausgekommen, und fährt nun mit ihrer Mama auf Besuch zu Onkels, die ein Gut auf dem Lande besitzen. Da gibt es denn allerhand Neues zu sehen, und die kleine Lina wird nicht müde zu fragen, was dies und jenes sei. Endlich gelangt man auch mit dem Wagen an ein Stoppelfeld, und freudig ruft die kleine Lina aus: „Wie hübsch das ist, Mama! jetzt weiß ich doch auch, wie die Schwefelhölzchen wachsen!"

Auch eine Kunst.— Immer hereinspazirt, meine Herren und Damen! Das Entree beträgt nur sechs Kreuzer. Kinder und arme Leute aber, die kein Geld haben, bezahlen nur die Hälfte!"

Ein natürlicher Tod.—A.: „So ist also der arme Bill Stubbs auch todt!"

B.: „So höre ich. Wo ist er gestorben?"

A.: „In Cincinnati."

B.: „Weißt du weitere Einzelnheiten?"

A.: „Nein, ich weiß nur, daß er eines natürlichen Todes gestorben ist."

B.: „Eines natürlichen Todes? Ich hörte, er sei auf der Straße beraubt und erschlagen worden."

A.: „Nun ja, das nennt man jetzt in Cincinnati einen natürlichen Tod."

Folgen der Höflichkeit.—Ein Herr stellt während der Badesaison in Norderney einen alten Geheimrath einem ebenso bejahrten Professor vor. Nach einigen Tagen fragt er den Rath: „Nun, wie gefällt Ihnen der Professor?"

„Recht gut! Aber ein Gedächtniß—daß sich Gott erbarme! Zwanzig Mal habe ich ihm eine interessante Hofgeschichte erzählt; wenn ich sie morgen zum einundzwanzigsten Mal erzähle, denkt er immer, er hört was Neues!"

Nach Tisch richtet der gemeinschaftliche Freund dieselbe Frage an den Professor.

„Recht gut gefällt mir der Rath!" meint dieser. „Aber ein Gedächtniß! Schrecklich! Dreißig Mal hat er mir jetzt schon dieselbe Lappalie verbatimus erzählt!"

Auch ein Amt. — In dem Kirchenbuche einer Dorfgemeinde im Magdeburgischen findet sich unter dem Jahre 1679 und auch noch später folgende Rubrik: „Einem Schulknaben, welcher diesen Sommer die Schlafenden in der Kirche aufgeweckt hat, zu ein Paar Schuhen zwölf Groschen."

Quadraträthsel.

Theile ein Quadrat in 16 Felder und setze in diese 3 e, 2 b, 4 r, 4 o, 1 s, 2 d so, daß von links nach rechts oder von oben nach unten zu lesen sind:

Ein Fluß in Europa.
Ein Nahrungsmittel.
Eine Blume.
Ein Verbindungswort. Emma Schlörb.

Zahlenräthsel.

Mein Ganzes besteht aus 12 Buchstaben:
Mein 1, 2, 3, 4 haben viele Männer.
Mein 4, 5, 8, 9, 2, 12 war ein Jünger Jesu.
Mein 12, 2, 11, 7 war ein König.
Mein 5, 6, 3 ist ein Berg.
Mein Ganzes war auch ein Jünger Jesu. E. S. S.

Wer erräth's?

Die beiden ersten wahre du,
Sie geben deiner Seele Ruh,
Sind höchstes Gut in Freud' und Leid,
In Zeit und auch in Ewigkeit.
Und wenn die Dritte sie besitzt,
Wird Vielen wohl damit genützt;
Dem Lande Segen wird's verleih'n,
Des Volkes Wohlfahrt wird gedeihn.
Das Ganze wandelt' einst hienieden,
Doch uns zu schau'n war's nicht beschieden;
Laß dir von ihm die Ersten schenken,
So wird dein Blick empor sich lenken,
Und wirst vom Geber gern dich führen lassen
Hinauf, hinan die güldnen Himmelsgassen.

Räthsel.

Sonderbarer Milchhandel:

Ein Milchmann führt drei verschiedene Maße mit sich, in denen er seinen Kunden die Milch zumißt, nemlich:

1 Acht-Pintmaß,
1 Fünf-Pintmaß,
1 Drei-Pintmaß.

Nun wünscht ein Kunde vier Pint Milch zugemessen. Wie mißt nun der Milchmann, um den Kunden genau 4 Maß zu lassen?—(N. B. Ungefähr die Hälfte des Acht-Pintmaßes dem Kunden zu geben, ist nicht statthaft.)

Auflösung der Räthsel im Aprilheft.

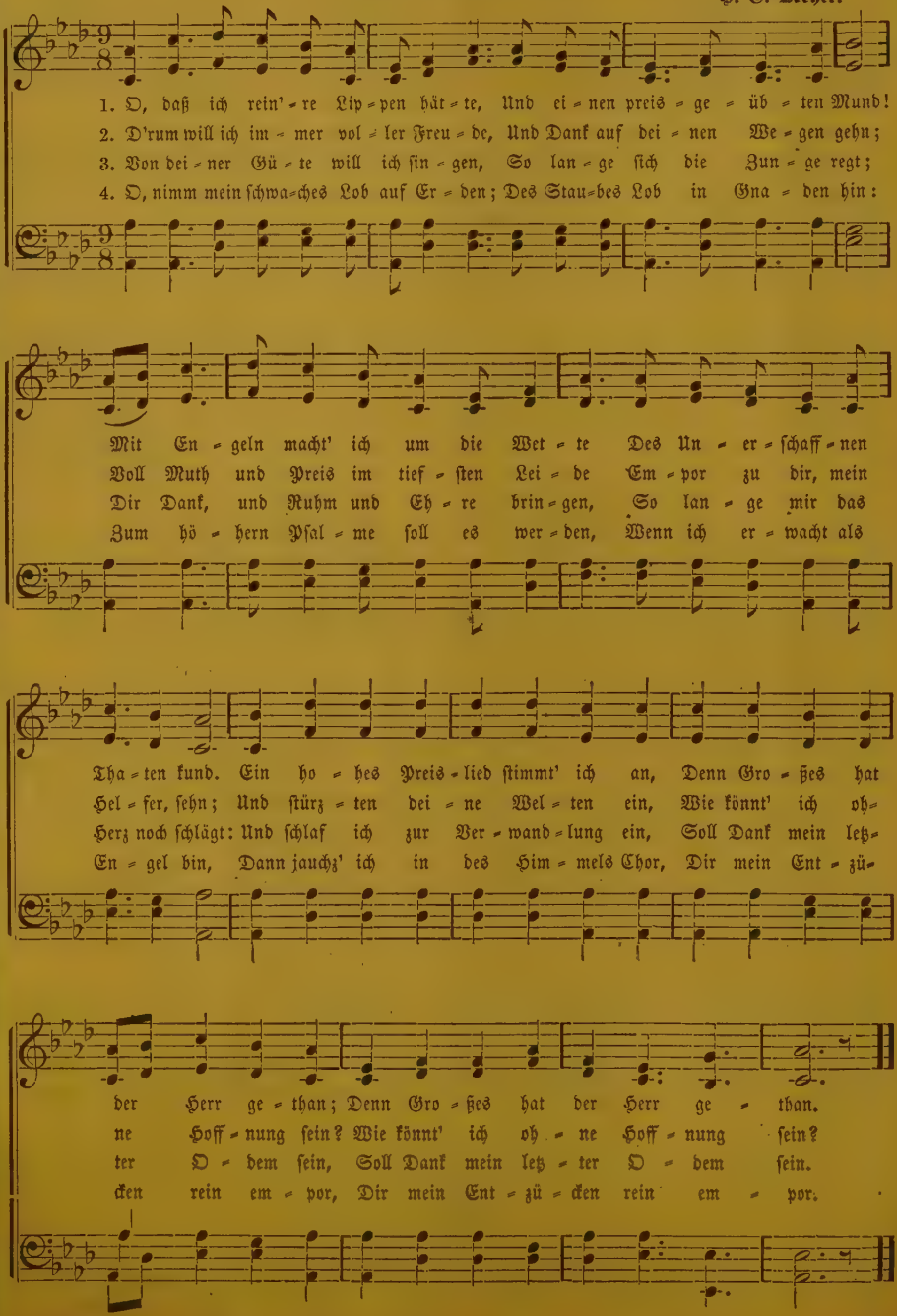
1. Scherz-Rösselsprung. — Hundert Mark Belohnung. — Lotte Reiners, Chr. Spiel, J. A. Henke, Johann, Heinrich und Maria Blanchard, Fl. Gasser, J. H. Movius, Alb. Reinke, Emma Schlörb, Sarah Hammetter, Katie Kirst, Anna Shumacher, David D. Eidt, Her. Conitz, Maria Hochschlitz, Gert. Telle, P. Baumeister, Bernh. Bracker, Bertha Eilber (War schön, daß du schriebst!), Carl Hauser, Ida Ott, Lorette H. Zipp.

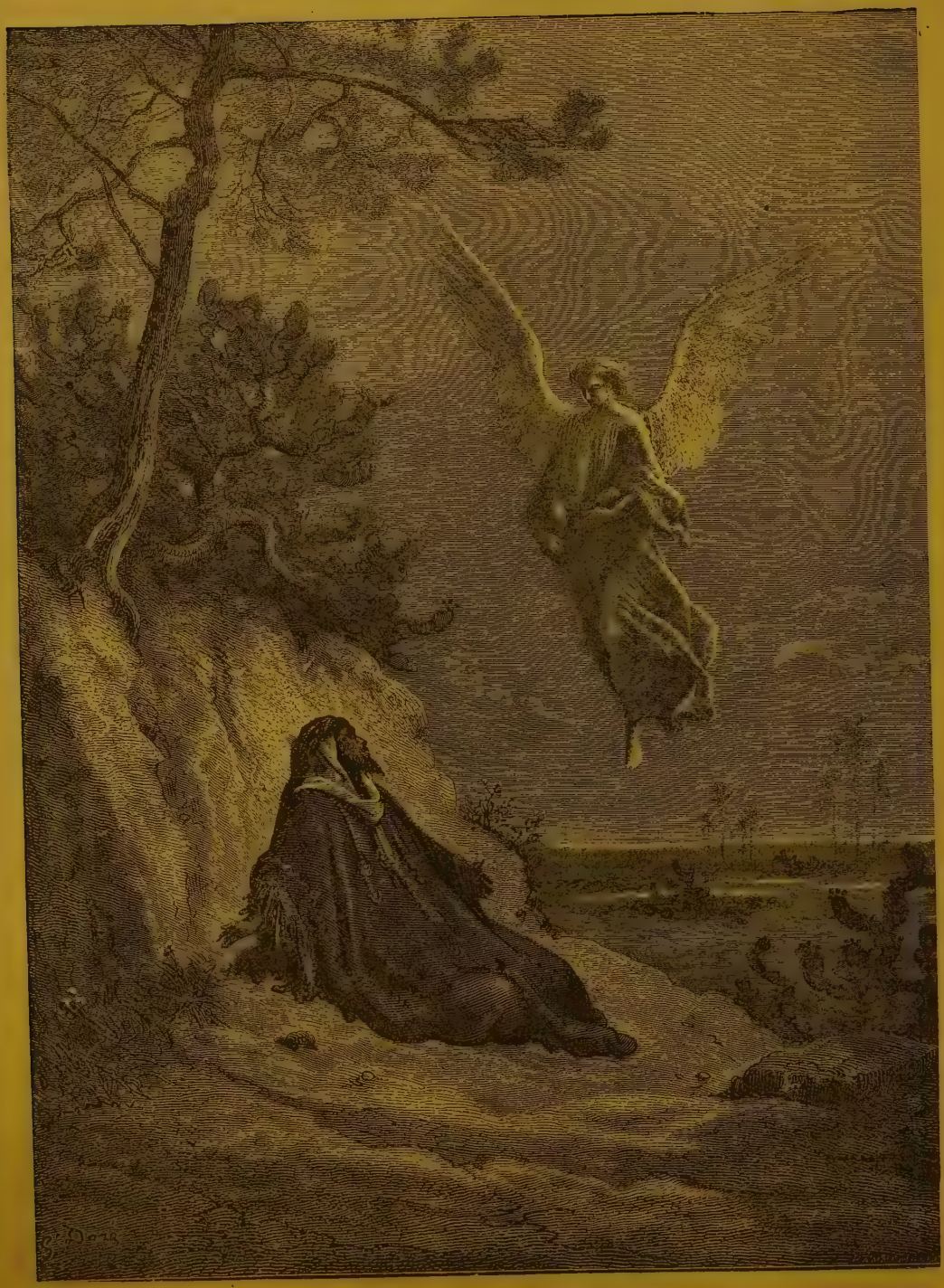
2. Räthsel.—Haus-Mann; Land-Rath. — J. A. Henke, Johann, Heinrich und Maria Blanchard, J. H. Movius, H. Plantikow, Alb. Reinke, C. J Seidensticker, F. Geiß, Gert. Telle, Bernh. Bracker.

3. Wer erräth's?—Grabkreuz.—J. A. Henke, Johann, Heinrich und Maria Blanchard, Fl. Gasser, J. H. Movius, Alb. Reinke, C. J. Seidensticker, A. H. Utzinger, Anna Shumacher, Gert. Telle, Bernh. Bracker.

Loblied.

H. C. Meyer.





„Stehe auf und iß!“

Das Evangelische Magazin.

Band 16. Juli 1884. Nr. 7.

Elias unter dem Wachholder. — 1. Kön. 19, 4.

(Zum Titelbild.)

Da liegt er, der theure Gottesmann, unter seinem Strauche und schlummert. In die äußerste Einsamkeit ist er hinausgeworfen. Wer könnte verlassener sein, als er? Dennoch, er mag mit Frieden schlafen, sanft und sicher, wie ein Kind an der Mutterbrust. Keine Schlange wird ihn stechen, kein Scorpion ihn anrühren. Eine zärtliche Wacht bedeckt ihn. Er hätte es wohl anders verdient mit dem murrenden Herzen. Doch, was wir verdient — wie könnte es weiter in Anschlag kommen vor Gott, nachdem in einem unerforschlichen Rathe unsere Schulden dem Schönsten der Menschenkinder und seine Verdienste uns Würmern in die Rechnung geschrieben — und wir ein Gegenstand geworden sind, nicht blos der göttlichen Gnade und Erbarmung, sondern sogar der allerhöchsten Lust und Augenweide in Christo Jesu.

Zu dem schlummernden Propheten unter sein grünes Dächlein tritt leise und unvermerkt eine leuchtende Gestalt mit holdseliger Geberde. Ein himmlischer Bote ist's. Schweigend, mit einer Miene, als wäre es Liebe und Ehrerbietung zugleich, steht er eine Weile da vor dem Manne in der rauhen Haut, und siehet ihm freundlich ins bleiche, abgehärmte, schlummernde Antlitz. Dann neigt er sich freundlich zu ihm nieder, rührt ihn an mit leiser Hand und spricht: „Stehe auf und iß." Diesen Umstand erzählt uns die Geschichte mit einem „Siehe da!" Ja, es ist des Sehens werth. Ein anmuthiges Schauspiel. Mitten in der traurigen Wildniß, zwischen den wüsten Gestrüppen und den öden Sandhügeln ein Engel Gottes, dem die Reise aus dem Paradiese in diese Steppe eine Lust- nnd Ehrenreise dünkt, weil es ihm vergönnt ist, einem Begnadigten des Königs aller Könige Hülfe und Erquickung bereiten zu dürfen in seiner Trübsal. O Israel, wo ist ein Volk wie du! Feurige Geister deine Bedienung, Boten vom Himmel deine Brod- und Wasserträger! Wo dein Lebensweg einsam wird, da erst bevölkert er sich, und wo die Menschen von deiner Straße weichen, da empfängt dich das Geleite der Mahanaim. Wo sich die Welt dir verschließt, da öffnen sich dir die Himmel, und wo die Knie dir sinken, da greifen dich allmächtige Arme. Wunderbares Gemisch von Armseligkeit und Hoheit im Stande der Kinder Gottes. Wenn ich euch fragte, wo doch die ehrwürdigsten Stätten seien auf Erden, und die bedeutsamsten Orte in der Welt, wohin würdet ihr mich weisen? Dahin der Eine, wo die geweihten Kuppeln der Dome sich wölben, der Andere dahin, wo von Majestät umflossen die Zinnen der Königsschlösser ragen. Der würde sie verlegen in den Hallen der Weisheit und des Wissens, Jener in die glänzenden Säle, wo der Reichthum und die Kunst alle Herrlichkeit der Welt zusammentrugen, um auf Erden die Herrlichkeit des Himmels nachzubilden. — Ich halte anders von der Sache und meine, sie seien da, wo eine Magdalena weinend zu den Füßen Jesu liegt, oder ein armer Schächer freudetrunken daherjauchzt: „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren!" wo ein Lazarus wohnt, ein Mensch geliebt von oben her, oder eine Martha und Maria, die noch für einen Dritten ihr Tischlein decken dürfen, der unsichtbar bei ihnen zu Gaste gehet. Da, dünkt mich, stehen die Wohnstätten, an deren Schwellen es heißen dürfte: „Zeuch deine Schuhe von den Füßen!" und bei deren Anblick ein Schauer der Ehrerbietung uns ergreifen sollte. Und wären's auch nur Wände von Lehm, und Dächlein von Stroh, und pfiffe der Wind durch die Fenster — hier ist Bethel, hier ist nichts anders, denn Gottes Haus. Hier wohnt ein priesterlich Geschlecht, gehüllet in der Schönheit des Allerhöchsten. Hohe, unsichtbare Gäste gehen ein und aus zu diesen Hütten, und die ewige Liebe breitet ihren Fittich darüber.

Der Engel, den Schlummernden weckend mit leiser Hand, spricht zu ihm: „Stehe auf und iß." Der ermüdete Pilger mochte wohl der Labe sehr bedürfen. Er empfand aber das Bedürfniß nicht, sondern lag so dahin, ohne an Speise und Trank auch nur zu denken, und mußte erst von außenher durch einen Engel zum Essen aufgefordert werden. Aehnliches widerfährt uns mitunter geistlicher Weise, unter dem Dornbusch der Trübsal und in der Wüste der Anfechtungen. Da möchte die arme Seele manchmal auch schier Hungers sterben, und thäte ihr nichts so dringend Noth, als das Wort Gottes, und doch brütet man so dahin und fühlt nicht Hunger noch Durst, und greift darum auch nicht zu, wie reichlich der Tisch auch gedeckt ist. Kaum schlägt man die Bibel auf, zu Kirche und Gemeinschaft ist kein Zug, nach Predigten und anderm Zuspruch kein Verlangen. „Was wird's

helfen?" denkt man. Man verschließt sich zwischen seinen Wänden, und überläßt sich seinem Jammer. Trauriger Zustand das; doch versehe man sich alsdann nur nicht an solchen Seelen, und wolle sie mit dem gewöhnlichen Maße nicht messen. Christen, die so tiefe Vernichtigungs- und Beraubungsgänge nicht gegangen sind, können sich freilich übel darin finden, wenn Sulamith so schwarz ist, oder werden leicht verleitet, auf einen solchen Kreuzträger, an dem so gar nichts Gesalbtes und Lebendiges mehr zu schauen ist, ja das Gegentheil schier, mit dem Gesetze, etwa mit dem vierten Gebote oder einem andern, loszugehen, oder wohl gar sie ganz über Bord zu werfen, und wissen doch nicht, was sie thun, und bedenken nicht, wie weit in einem Menschen die neue Kreatur sich oft zurückziehen, vermummen und verbergen kann. Es ist in der That kein beneidenswerther Stand, wie heilsam er auch sein mag, in Gefahr sein, Hungers zu sterben, und das Herz hat doch weder Muth, noch Lust zum Essen, und die Zugänge der Seele sind verrammelt und verriegelt. Diese Riegel vermag dann allein der Herr hinweg zu schieben, und er thut's auch schon wieder zu seiner Zeit. Ehe man sich's versieht, wird man von Jemanden angerührt, es flüstert Einer in die Seele: „Stehe auf, iß und trink," und Hunger und Durst sind wieder fühlbar da. Mit ihnen das Vertrauen zur Speise, das Zugreifen und Genießen. Die Brunnquellen im Thale werden wieder aufgesucht, das köstliche Manna auf der Wüste begierig zusammen gelesen. Bibel und Gesangbuch sind wieder willkommene Gäste, die Kirchenglocken klingen wieder hell und lieblich; das Schäflein geht aufs Neue seiner Weide nach, und der Schmetterling hat das düstere, öde Puppengehäuse wieder verlassen und umflattert unermüdlich die Rosen und Lilien zu Saron und trinkt in vollen Zügen ihren Honig.

So hat man's denn einmal wieder unter der Hand gelernt, nicht allein von wannen die Speise kommt, sondern auch die Speisung, und wer neben dem Brode auch sogar die Eßlust geben müsse, und das Zulangen, und das Genießen, und alles mit einander, was uns geistlich nähre und erhalte. Und wenn ich dem Engel dort unter der Wachholder zu gebieten hätte, ich wüßte wohl, meine Freunde, zu wem unter euch ich ihn wiese, mit der weckenden Hand und dem „Stehe auf und iß!" Es sitzt ja zur Zeit Mancher unter euch ermattet und brodlos in der Wüste. Ja, Brods zwar genug, nur fehlt der offene Mund und das Essen; — doch stille nur, ihr Lieben; er mag schon auf dem Wege sein, der Engel. Möge er dir bald erscheinen! K.

Der letzte Act.

(Schluß.)

In die Kerkerzelle eintretend, sank Lucie ihrem Vater verzweiflungsvoll und schluchzend in die Arme. War sie doch die Ursache, um die er sterben sollte. Hatte er sie doch retten wollen und war dadurch selbst dem Verderben in die Arme gesunken. Vergebens hatte sie allem Anschein nach Nächte lang gebetet und auf einen Ausweg gesonnen, um ihn zu retten; aber alles umsonst! All ihr Flehen war vergeblich geblieben, es ließ sich nichts an der furchtbaren Thatsache ändern; ihr Vater mußte sterben.

Sanft löste die Mutter, die selber schwer gebeugt von dem Schmerze, der sie getroffen hatte, entsetzlich litt, sie aus den Armen des Vaters, und alle drei setzten sich nun zu einander, um in der letzten Stunde des Beisammenseins die tiefinnersten Gedanken mit einander auszutauschen.

Lucie hörte, wie ihr Vater von seinen frühesten Lebensjahren, von jener Episode erzählte, als er seinem Könige das Leben gerettet hatte, das hatte ihr die Mutter schon berichtet, als sie noch ein kleines Kind gewesen war; sie hatte das längst schon gewußt, aber heute berührte sie das als ganz anders, als jemals vor dem, wenn sie es gehört hatte. Und als jetzt die Mutter des schweren Leidens des Monarchen erwähnte, dessen Ende mit jeder Stunde befürchtet wurde, da sprang Lucie plötzlich auf, und vor ihrem Vater niedersinkend und seine Knie umschlingend, rief sie aus: „Nein, nein! Du sollst nicht sterben, theurer Vater! Ich werde dich befreien! Sieh' mich nicht so erschreckt an! Ich bin bei klarem Verstande, und weiß, was ich thun werde! Frage mich nicht! Halte mich nicht zurück! Bald siehst du mich wieder! Ich werde dich retten oder mit dir sterben müssen, ich kann dein Schicksal nicht überleben!"

Und noch ehe Richard Dake oder Nellie sie zurückzuhalten vermochten, hatte sie den Kerker verlassen.

„Großer Gott! wenn es möglich wäre!" rief der Gefangene aus, und auf die Knie niedersinkend und die Hände emporstreckend, flehte er:

„Theurer Vater, wenn es sein kann, so übe Barmherzigkeit und laß mich leben — um meines Kindes willen!"

Wilhelm IV., Englands Matrosen König, oder besser noch unter dem Namen eines Herzogs von Clarence im Volke bekannt, lag auf seinem Sterbebette und war sich seines nahen Endes vollkommen bewußt.

Es war an demselben Tage unseres letzten Besuches im Gefängniß, am 19. Juni 1837, am Tage vorher, da der Jahrestag von Waterloo gefeiert werden sollte, wollte man in Anbetracht des schweren Leidens des Königs von der festlichen Begehung dieses Tages abstehen. Doch gebot Wilhelm IV., daß die Feier stattfinden sollte.

Er hoffte, daß Gott ihn diesen herrlichen Tag noch erleben lassen werde. Und er hatte ihn erlebt und auch den folgenden Tag, bis zu dieser Stunde.

In dem Krankenzimmer des Königs herrschte tiefe Stille. Es war Nachmittag, und die Aerzte waren fortgegangen. Sie hatten es dem Monarchen nicht verhehlt, daß er wohl schwerlich noch eine Nacht überstehen werde.

Eine kurze Zeit, nachdem die Aerzte ihn verlassen, überließ sich der König seinen eigenen Gedanken. Er war bei vollem Bewußtsein und gab deßhalb, als er sein Ende herannahen fühlte, sich ganz dem Gedanken an sein Vaterland und seine Kinder, wie er seine Unterthanen nannte, hin. Er fürchtete, daß England darunter leiden würde, wenn er jetzt davon ginge; denn er wußte, daß sein Thronfolger ein unerfahrenes Mädchen sei. Er wollte deßhalb noch so viel Gutes thun, als nur irgend möglich war.

Von diesem Gedanken beseelt, gab er den Befehl, daß sein Adjutant ihm die Bittschriften, welche den Tag über eingegangen waren, bringen und daß kein einziger Bittender zurückgewiesen werden sollte. Er prüfte alle an ihn ergangenen Gesuche genau, und sein Secretär mußte alle seine Befehle zu Papier bringen und ihm versprechen, daß er für die richtige Ausführung seiner letzten Bestimmungen Sorge tragen wolle.

Erschöpft sank er nach dieser Unterredung auf sein Lager zurück. Eine stärkende Arznei, die ihm eingeflößt wurde, gab ihm bald wieder die verlorene letzte Kraft zurück, und er sprach zu seinem Vertrauten:

„Merkt Euch, daß ja kein Bittender abgewiesen werde, so lange ich noch am Leben bin, so lange noch Athem in mir ist, gehört mein Leben meinem Volke, meinen Kindern. Gott gebe, daß ich nichts zu thun unterlasse, was ich noch thun kann!"

Der König hatte kaum geendet, als aus dem Vorzimmer der Schall einer weiblichen Stimme herübertönte, bei deren Klänge der Monarch aufmerksam horchte. Die Unbekannte schien etwas erbitten zu wollen, was man ihr verweigerte, denn wiederholt und lauter erklang ihre klagende Stimme, ernster und mahnender die Worte des Hofbeamten, der keine Neigung besaß, dem heißen Wunsche des Mädchens, das bereits bis hieher vorzudringen sich erkühnt hatte, Folge zu geben.

„Gehe," murmelte der kranke König plötzlich mit seltsamer Hast seinem Vertrauten zu. „Seht, was es gibt, und wenn es eine Bittende ist, will ich sie sehen."

Der Günstling des Königs entfernte sich kopfschüttelnd. Dem Wunsche des Monarchen mußte unbedingt gehorcht werden.

Gleich darauf kehrte er wieder zurück und meldete: „Sire, ein junges Mädchen, welches vorgibt, Eure Majestät in einer dringenden Angelegenheit, welche über Leben und Tod eines Eurer Unterthanen zu entscheiden hat, sprechen zu müssen, erfleht unter strömenden Thränen, vorgelassen zu werden."

„Hat sie ihren Namen nicht genannt?"

„Nein, Sire, ich—da ist sie selbst."

Hastig wurde die Thür geöffnet, und gefolgt von dem bestürzt dreinschauenden Hofbeamten, betrat Lucie das Gemach, in dessen Mitte sie, den kranken Monarchen gewahrend, stehen blieb.

„Gnade, Sire!" rief sie mit zitternder, melodischer Stimme, das Auge voller Thränen und das Haupt vorgebeugt, auf die Knie niedersinkend. „Gnade, Sire, und Barmherzigkeit für meinen armen alten Vater!"

Ueber das Antlitz des leidenden Monarchen flog es wie ein Schimmer der Verklärung beim Anblicke des jungen Mädchens. Wie eine ferne, ferne Erinnerung stieg es vor seiner Seele auf. Diese Züge hatte er einst schon gesehen, freilich in anderen Verhältnissen, an einem andern Wesen, und es mochte auch schon lange, lange her sein. Doch wer dieses Mädchen auch sein mochte, der Vater dieses holdesten Kindes, für den sie um Erbarmen flehte, konnte kein Schuldiger sein. So erhörte der Allmächtige doch sein Gebet und wollte ihn in seiner letzten Stunde noch eine gute That vollbringen lassen, wie sein Herz eine solche ersehnte.

„Stehe auf, meine Tochter!" sprach der König tief bewegt im gütigen Tone. „Nenne mir dein Begehren, und deine Bitte soll erfüllt werden. Wer bist du?"

Das junge Mädchen erhob sich langsam und trat an das Lager des so mild dreinschauenden Fürsten.

„Ich bin Lucie Dake, das glücklichste Mädchen in der Liebe eines Vaters, wie ich ihn besitze, das unglücklichste Geschöpf unter Gottes Sonne, wenn ich ihn verlieren sollte. Mein Vater, der alte ehrliche, brave Richard Dake —"

„Richard Dake!" Der König war in die Höhe gefahren, daß einer seiner Vertrauten ängstlich zu ihm eilte. Doch der Monarch währte ihn ab.

„Sagtest du wirklich Richard Dake, meine Tochter?"

„Ja, Sire," antwortete Lucie unter Thränen. „Er schmachtet im Kerker, einer furchtbaren That für schuldig erkannt, und heute soll er den Tod durch Henkers Hand erleiden." Und mit fliegendem Athem erzählte sie dem theilnahmsvollen Könige die furchtbare Tragödie, die ihren Vater, der die Ehre seiner Tochter gerettet, in das Gefängniß gebracht hatte. Und fortfahrend, schilderte sie die Qual, die sie gelitten bei dem Gedanken an das nahe Ende des Verurtheilten, und wie ihr da plötzlich der Gedanke gekommen sei, den König für das Leben desjenigen, der ihm, dem Monarchen, einst das Leben gerettet hatte, anzuflehen. Es war im Kriege gegen die Franzosen gewesen, als bei einem Seegefecht an der holländischen Küste ein junger Seemann sein eigenes Leben aufs Spiel setzend, durch sein rasches, verwegenes Hinzuspringen den damals noch jugendlichen Prinzen Wilhelm dem Tode durch eine herbeisausende Granate entrissen wurde, indem er selbst schwer, der Prinz nur leicht verwundet wurde, den Letzterer in die Kajüte der Kriegsschaluppe hinübergetragen hatte. Deßhalb auch die große Erregung des Kranken, als Lucie den Namen ihres Vaters

genannt. Er hatte nachmals seinen Lebensretter vergessen, und lebendig stieg bei den Worten des jungen Mädchens die Erinnerung an jene Scene aufs neue vor seiner Seele auf.

„Mein Lebensretter!" rief er mit feuchtem Blick, als Lucie geendet hatte. „Armer, guter, braver Richard Dake! und eines solchen Mannes wollten sie unser Land berauben? Gott sei Dank, daß mich seine Bitte noch erreicht hat!"

Der König verlangte nun, daß eine vollständige Freisprechungsurkunde für Richard Dake ausgefertigt würde. Und als das geschehen, unterzeichnete er dieselbe mit so ruhiger, fester Hand, als das seit lange nicht mehr geschehen war. Als das Document fertig war, überreichte er selbst es Lucie, die auf ihre Knie vor ihm niedersinkend, mit heißen Dankesthränen seine Hände benetzte.

„Gott segne dich, mein Kind," sprach der König sanft. „Willst du mir danken, so bete mit den Deinen für den Frieden meiner Seele. Freudig gehe ich nun von hinnen; das war das schönste Werk meines Lebens!"

Ein Offizier der Ehrengarde des Königs mußte Lucie nach dem Gefängniß begleiten, zwischen dessen Mauern Richard Dake schmachtete. Die Scene zu beschreiben, welche sich hier abspielte, nachdem Lucie die Kerkerzelle betreten, in welcher ihr Vater und ihre Mutter noch bei einander saßen, dazu ist keine Feder im Stande; denn das Glück und das Dankgefühl, das diese drei Herzen bei der Eröffnung der königlichen Begnadigung erfüllte, läßt sich nicht mit Worten wiedergeben.

Sagen wir nur das Eine: Daß in diesem Augenblick England ein dem Vaterlande treu ergebenes Herz zurückgegeben wurde, und daß das Arsenal zu Woolwich einen der besten und treuesten Wächter und Aufseher erhielt, wie nur je einer in der Stellung eines solchen gedient hat.

Im Zimmer des sterbenden Königs herrschte tiefe Stille, nachdem Lucie fortgegangen war. Seine Umgebung befürchtete, daß der Monarch sehr angegriffen sein müsse, und einer seiner Vertrauten trat an sein Lager und fragte ihn, ob er vielleicht zu viel gethan habe.

Der König blickte auf; sein Antlitz leuchtete wie verklärt, als er antwortete:

„Zu viel gethan? Nein, o nein! Es war ein gesegnetes Werk, das meine Hände verrichtet; sie haben Leben gegeben! Liebe Freunde, ich fühle, daß mein Ende naht, sehr nahe ist. Das wird die letzte That meines Daseins gewesen sein, und ich wünsche mir kein schöneres Finale der großen Rechenschaft, welche ich jetzt bald ablegen muß vor dem König aller Könige, als dieses. Ich danke Gott, daß er meines braven Richard Dake's Tochter zu mir führte. Ich habe dem Tapferen, der mir einst das Leben rettete, meine Schuld abzahlen können, indem ich sein Leben rettete. Ich habe niemals ein besseres Werk gethan, als dieses, niemals!"

In der folgenden Nacht, vom 19. auf den 20. Juni, starb Wilhelm IV., und die letzte öffentliche Handlung seines bewegten Lebens, von der stets in der Geschichte geredet werden wird, war die Freisprechung seines alten Schiffskameraden, Richard Dake — der letzte Gnadenact eines edlen Königs! — D. E.

Ganz allein mit Gott.

(Von M. Fries.)

Die furchtbare Sturmfluth des Jahres 1634 zerriß die große Insel Nordstrand in zwei Stücke, einen nördlichen und einen südlichen Theil. Was in der Mitte gelegen, die große Beltringharde mit allen Dörfern und Kirchen, Menschen und Vieh, verschlang die wilde See in ihrem weit aufgesperrten Rachen. Doch, wie bei einer Feuersbrunst wohl ein Mauerstück stehen bleibt, oder von einer zerfallenen Burg eine Thurmruine herabschaut, so waren ein paar ganz kleine Inseln von dem weggerissenen Lande übriggeblieben. Eine derselben hieß „die Hains-Hallig," weil der einzige Bewohner des einzigen Hauses darauf „Oke Haien" hieß. Der wohnte da mit seiner Frau, welche ihm einen Sohn geboren, der wie sein Vater „Oke" hieß. Hernach, als der Vater Oke auf der See seinen frühen Tod gefunden, wie so viele Halligmänner, ward auch noch ein Mägdlein geboren, die nannten sie „Elke." Diese Tochter hat ihren Vater nie gekannt.

Nun lebte die arme Wittwe in ihrem kleinen, baufälligen Hause mit den beiden Kindern, mitten in der wilden Nordsee, ganz allein, ohne Nachbarn, ohne Freunde, ohne Verwandte. Von ihrer Insel kamen sie niemals weg. Der einzige, welcher ihren Verkehr mit der Außenwelt vermittelte, war ein alter Wattschiffer, Namens Bandix, der brachte ihnen allerlei nothwendige Lebensbedürfnisse: Oel, Salz, Mehl — und empfing dafür ihre Produkte als Tausch: Wolle von den Schafen, gedörrte Fische und Seekrabben. Eine tiefere Einsamkeit läßt sich wohl nicht denken, als dies Leben der Wittwe mit ihren beiden Kindern, es war wie mitten in der Wüste, und diese Wüste war das unruhige, gefräßige Meer. Raubthiere gab's da freilich nicht, keine Hyänen und Schakale, keine Löwen und Tiger,—die einzigen Thiere waren die sanften, genügsamen Schafe;—aber statt dessen lag ein großes, schreckliches Raubthier beständig auf dem Sprunge, die

ganze Insel zu verschlingen,—dies Raubthier war die Nordsee.

In solcher Einsamkeit aber fühlten die drei Menschenkinder sich dennoch nicht allein und verlassen, denn die Wittwe des Oke Haien war eine fromme und gläubige Christin, die alle Tage zu ihrem Vater im Himmel betete und sein theuerwerthes Wort in hohen Ehren und zu fleißigem Gebrauche festhielt, auch ihre beiden Kinder aus der Schrift das Lesen lehrte und sie daraus getreulich unterwies, so daß das liebe Gotteswort all' ihrer Weisheit Anfang und Ende war. Dabei sind sie nicht zu kurz gekommen, weder im Irdischen noch im Himmlischen, und haben's niemals entbehrt, daß sie weder Geographie, noch Physik und dergl. gelernt haben.

Und weil sie nun so alle Tage in der innigen Gemeinschaft und kindlichen Freundschaft mit ihrem lieben Vater im Himmel lebten, haben sie niemals ihre Einsamkeit als etwas Drückendes empfunden, haben sich auch gar nicht gefürchtet vor dem lauernden Raubthier, denn sie wußten ja, es dürfe keinen Sprung thun und seinen Rachen nicht aufreißen ohne den Willen dessen, der alle Haare auf ihrem Haupte gezählet.

Die einzige Ernte auf diesen Halliginseln ist die Heuernte. Es bedeckt nemlich die ganze Insel ein wunderschöner, dichter, feiner Grasteppich, kurz und duftig, würzig und nahrhaft, wie das Alpengras auf den hohen Bergen. Dieses Gras wird im hohen Sommer gemäht, an Sonne und Wind zu duftigem Heu getrocknet und bietet dann den Schafen im langen Herbst und Winter reichliches und treffliches Futter. Aber selbst diese einzige Frucht des Bodens kann das wilde Meer den armen Bewohnern nicht neidlos und unangefochten überlassen. Auch mitten im Sommer brausen oft heftige Stürme aus Nord- oder Südwest über die Nordsee dahin und treiben sie gegen alles an, was ihr im Wege liegt. Dann steigt die täglich wiederkehrende Fluth zu einer übermenschlichen Höhe, und die Fluthen jagen über die Insel, bis an die Warf, wo das Haus liegt.

Einstmals, als Oke wohl sechs und Elke drei Jahre zählen mochte, erhob sich im Sommer ein solcher Sturm. Das Heu lag ausgebreitet unten um die Warf herum. Da sieht es die Wittwe herankommen, daß die nächste Fluth ihren einzigen Schatz erreichen und wegreißen und damit ihre ganze Existenz bedrohen wird. Die Friesenweiber sind stark und muthig, sie haben's gelernt im Kampf mit den Elementen, nicht widerstandslos ihr Recht und Eigenthum zur Beute hinzugeben. So eilte denn auch die Wittwe hinab, um zu retten und zu bergen, soviel sie konnte. Die Wehle, ein tiefer Graben, welcher sich durch die Insel zieht, ist schon hoch angeschwollen und der Steg weggerissen, sie muß bis an die Knie das Wasser durchwaten, um zu ihrem Heu zu gelangen. Die Wellen lecken schon daran, es ist die höchste Zeit. Mit gewaltiger Anstrengung bringt sie das Heu auf einen hohen Haufen zusammen; da steht sie tief athmend nach der Anstrengung, streicht sich das vom Sturm gelöste Haar aus dem Gesicht und blickt um sich. Da sieht sie in einiger Entfernung ihre Schafe mit krummen Rücken und gesenkten Köpfen schon mitten im Wasser widerstandslos—nach Art dieser Thiere—in ihr Schicksal ergeben. Die Schafe müssen gerettet werden, es mag kosten, was es wolle. Wieder stürzt sich die tapfere Friesin der Fluth entgegen, und es gelingt ihr, die armen Thiere auf den Heuhaufen zu bringen. Aber was nun? Inzwischen ist die Fluth so hoch gestiegen, daß an eine Rückkehr zum Hause nicht zu denken ist, und die Nacht bricht herein. Da kann nur einer helfen, der im Himmel ist. Der kann zu Wind und Wellen sprechen: Bis hieher und nicht weiter! Der Heuhaufen leistet kaum noch Widerstand, die Schafe drängen sich dicht an das arme Weib, das auf den Knieen liegt und flehende Arme gen Himmel streckt. Da legt sich der Wind, die Fluth hat ihre höchste Höhe erreicht, die Ebbe tritt ein, und nach sechs langen, bangen Stunden kehrt die Frau mit ihren Thieren zu den ängstlich wartenden Kindern zurück.

Ein anderes Mal haben sie wieder die gnädige Behütung ihres Gottes erfahren. Es war im Spätherbst, wenn um Allerheiligen die Gewalt der Stürme aufs höchste steigt. In der engen Halligstube haben sie die Oellampe angezündet, die von der niedrigen Decke an einem Draht herabschwebt. Der kleine eiserne Beilegeofen ist mit getrocknetem Schafdünger und Torfstücken, welche die See angeschwemmt hat, nothdürftig geheizt. Die Mutter spinnt Wolle, die Kinder machen Netze und horchen gespannt, bald auf den Sturm, der tobend gegen das gebrechliche Haus stößt, bald auf der Mutter erzählenden Mund. „Kinder," spricht sie hinausblickend, „nun muß uns Gott schützen! Das Wasser ist über die Warf gestiegen, bald haben wir's im Hause!" Da hört man plötzlich ein sonderbar klatschendes Geräusch am Küchenfenster. Was ist das?—Die Frau eilt hinaus mit der Lampe. Da schreien von draußen scheltende Stimmen herein, warum sie denn nicht ein Licht ins Fenster gestellt, man könne hier ja stranden! Es ist ein Schiff, welches mit seiner Mannschaft von Sturm und Wellen über die Insel weggejagt ist — ein flatterndes Segel hat gegen das Fenster gepeitscht, als Warnungssignal. Nun haben sie noch eben rechtzeitig das Steuer herumgeworfen, sonst wäre das kleine Hallighaus zertrümmert, seine Bewohner darunter begraben und von der See weggespült worden. — Da mögen wohl die drei mit einander in die Stube zurückgekehrt sein, und den hohen Arm des Herrn gepriesen haben, der sie so gnädig gerettet hat.

Inzwischen wuchs der Knabe Oke kräftig und stattlich heran. Die frischen Winde hatten ihm die Brust geweitet und die Meeresferne seine blauen Augen scharf gemacht; seine Stirn und Wangen waren von der Sonne auf der schattenlosen Insel tief gebräunt, und das Fischen, Baden und Schwimmen hatte seine Glieder stark gemacht. Er war 15—16 Jahre alt geworden und hätte recht wohl schon auf einem Seeschiffe dienen und als

Decksjunge in die weite Welt hinausfahren können. Er mußte aber noch ein Jahr warten, da kein Platz auf dem Schiffe frei war, wo jener alte Wattschiffer Vandix ihn unterbringen wollte. Für Oke gab es keinen anderen Beruf, als den des Vaters. Mitten im Meere war er geboren, dort hatte er gelebt von jeher, das Meer war

seine einzige Heimath und die einzige Stätte seiner ganzen künftigen Lebensarbeit.

Jetzt, in dem letzten Jahre seines Inselllebens konnte er der alternden Mutter treulich beistehen in allen Arbeiten und Geschäften, welche die kleine Halligwirthschaft mit sich brachte, vor allem auch beim Fischen.

Eines Tages im September waren Mutter und Sohn hinausgegangen zum Fischen. Es galt hauptsächlich dem Krabbenfang, welcher betrieben wird, indem die Fischer tief in das Wasser hineinwaten und dabei ein Netz, welches an einem Bügel befestigt ist, vor sich herschieben. Der Fang war reichlich, auch mancher Buttfisch ging ins Netz. — Im Eifer des Fanges entfernen Beide sich immer weiter vom Ufer und haben es nicht beachtet, daß Gewitterwolken sich aufgethürmt und die Fluth im Steigen begriffen. Ein plötzliches Donnern weckt sie und läßt sie um sich schauen. Da erkennen sie es alsbald, daß der Heimweg längs der Landtiefe unmöglich, und daß nur noch durch Schwimmen Rettung möglich. Die steigende Fluth hebt sie bereits, und der Weg zur Insel ist weit.

Oke ist rasch entschlossen, er bietet sich seiner Mutter

als Retter, sie greift mit ihrem Arm um seinen Nacken, und mit seinen kräftigen Schlägen theilt der tapfere Jüngling die Fluth. Aber seine Kräfte reichen nicht aus. Das Unwetter ist schnell heraufgestiegen, schwarz hängen die Wolken über den unruhigen Wassern, Blitz folgt auf Blitz. Die Schläge des wackeren Schwimmers werden matter, langsamer—da fährt ein Blitz in geringer Entfernung nieder, ein betäubender Donner folgt unmittelbar darauf. „Rette dich, mein Sohn!“ ruft die Mutter — doch in demselben Augenblick fühlt sie unter ihrem Fuß einen Stein, sie vermag es, ihn zu erreichen, sie reißt den sinkenden Sohn an sich, sie hält ihn und sich mit einer übermenschlichen Kraft, welche nur die Mutterangst verleiht, über dem Wasser.—Zwar haben sie noch eine lange, furchtbare Stunde um ihr Leben kämpfen müssen, endlich aber bricht ein Stern durch das schwere Gewölk, das Wetter verzieht sich, die Fluth sinkt, und nach etlichen Stunden erreichen sie glücklich das Haus und die harrende Schwester.

Zehn Jahre waren seitdem vergangen. Oke Haien war ein weitbefahrener Seemann geworden, hatte mit holländischen Schiffen Ost- und Westindien gesehen und es bis zum Untersteuermann gebracht. Wohl war seitdem manch' ein lieber Brief von ihm und manche reiche Sendung an Mutter und Schwester auf der kleinen Heimathinsel angelangt; er selbst aber hatte in all' den Jahren seine Lieben nicht wiedersehen können, weil stets eine Reise sich an die andere angeschlossen hatte.

Elke war inzwischen herangewachsen und ein schlankes, schönes Halligmädchen geworden, deren blondes Haar und tiefblaue Augen holdselig aus dem dunkeln Kopftuch der Insulanerinnen hervorschauten. Fragend und sehnend blickte sie wohl übers Meer in die Weite, und hätte wohl wissen mögen, was jenseit all dieser kommenden und gehenden Wellen verborgen sei, denn noch niemals hatte ihr leichtschreitender Fuß den eng begrenzten Raum der kleinen Insel verlassen.

Die Mutter war alt und in letzter Zeit so schwach geworden, daß sie kaum noch das Bett verlassen konnte.

Da mußte denn nun Elke alle Arbeiten drinnen im Hause und draußen auf der Insel verrichten, auch das Tauschgeschäft mit dem alten Wattschiffer lag in ihren Händen; und da sie durch diesen die Briefe des fernen Bruders erhalten hatten, so lag es ihr nahe, demselben Boten einen Brief an ihn anzuvertrauen. Elke schrieb ihm von der Mutter Krankheit und ihrem Herzensverlangen, den Sohn zu sehen, ehe denn sie stürbe; sie schrieb von ihrer eigenen Einsamkeit und gänzlichen Verlassenheit, wenn die Mutter von ihr ginge, und bat: Komm, ach, komm doch bald, ehe es zu spät ist!

Damals war's mit der Briefpost noch sehr schlecht bestellt, und weniger der menschlichen als der göttlichen Fürsorge war's zu verdanken, wenn ein solcher Brief seine Bestimmung erreichte. Diesmal geschah's, und zwar in dem günstigen Augenblick, wo Oke Haien eben von einer weiten Reise nach Amsterdam zurückgekehrt war und seine Löhnung empfangen hatte. Er konnte sich los machen und eilte der Heimath zu. Er fand seine alte Mutter auch noch am Leben, und sein Antlitz leuchtete über ihrem Sterbebette; von seinen Sohnesarmen gehalten, durfte sie, ihn segnend, eingehen zur ewigen Ruhe.

Die sanfte Elke blickte mit hoher Freude auf den stattlichen Bruder, und beide geleiteten im Schifflein den Sarg der Mutter hinüber zur Nachbarinsel, der Hallig Hooge, wo seit 1637 ein Kirchlein gebaut und ein Gottesacker geweihet war. Hier empfing sie der treue Prediger Johannes Petrejus (von 1650–1687 Pastor auf Hooge), und half ihnen die Mutter bestatten mit gutem, trostreichem Gotteswort.

Dieser traurige Weg ist der einzige Ausflug der treuen Elke von ihrer Insel geblieben; wieder dahin zurückgekehrt, hat sie dieselbe nimmer verlassen.

Kurz und flüchtig waren die Tage, welche die beiden Geschwister noch zusammen verlebt haben. Oke mußte bald wieder zurück nach Amsterdam, um seinen Schiffsposten zu übernehmen. Bevor er ging, sorgte er, so gut er konnte, für die Schwester, empfahl sie der Fürsorge jenes alten Schiffers, und endlich kam der schmerzensreiche Abschied. Am Bord des Schiffleins der Bruder, am Strande die Schwester, mit ihrem flatternden Tüchlein und nassen Augen! Das letzte Wort, welches Wind und Wellen an des Scheidenden Ohr trugen: Vergiß meiner nicht! Nun war Elke ganz allein — Wolken des Himmels und Wellen des Meeres ringsum — die weißen Möven und die ziehenden Wandervögel waren ihre einzige Gesellschaft. Der kommende Morgen fand sie einsam auf ihrer Warf stehend, wie sie hinausblickte in das endlose Gedränge der Meereswogen, und wenn die Sonne roth ins Wasser hinabsank, dann ging sie still und einsam zur Ruhe. Die Herbststürme umbrausten das kleine Hallighaus, und die einsame Seele lag still in ihres Gottes Hut. Der Frühling kleidete die Insel in frisches Grün, und die einsame Seele pries in der Stille die Güte ihres Gottes.

An jedem dunkeln Abend aber hat sie ihre Lampe ins Fenster gestellt, dem Bruder heimzuleuchten, wenn er etwa bei nächtlicher Weile zurückkehren sollte. Aber er kehrte nicht heim. Zehn Jahre waren vergangen und wieder zehn Jahre — er kam nicht! Die vollen rothen Wangen Elkes sind dürre und runzelig geworden; das weiche, blonde Haar hat sich mit Silberfaden durchzogen — er kam nicht! Der leichte Schritt ist langsam und schleppend geworden — er kam nicht! Doch brannte die Lampe im Fenster an jedem Abend, Nacht für Nacht.

Ihrer sehnenden Seele Wehklagen hat sie ausgeschüttet in einem Liede, das hat sie dem alten Schiffer mitgegeben nach Amsterdam. Das Lied heißt:

Der treuen Schwester Gesang.

Vergiß mein nicht, mein herzenslieber Bruder!
Wenn du hinsegelst um die weite Welt,
Wenn du dastehst und singst an deinem Ruder —
Vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht, wenn Sterne freundlich glänzen,
Wenn du vom Meer dein reiches Glück gewinnst.
O kehr' zurück! Laß mich nicht einsam weinen!
Vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht! Du weißt, ich bin alleine!
Die Eltern beide nahm der Tod.
Gern dien' ich dir als Schwester, wie sonst keine —
Vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht! Das will ich dir verkünden:
Mein Licht hat hell gebrannt die ganze Nacht!
Soll ich nicht mehr auf deine Heimkehr hoffen? —
Vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht! Mein Licht, das mag dir sagen:
„Die Schwester Elke lebet noch!"
Sie liegt und träumt von dir beim Lampenlichte!
Vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht! Wenn schwer die Wetter ziehen
Und ihren Schaum hinspritzen übers Schiff,
Dann will für dich ich auf den Knien liegen —
Vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht! O komm, um Gotteswillen!
Komm, komm doch endlich heim, nach Hauf'!
Dann mußt für immer du dein Ruder stellen —
Vergiß mein nicht!

Aber er kam nicht. — Und endlich erlosch die Lampe am Fenster. Schiffer draußen auf der nächtlichen Fahrt hatten's bemerkt; sie kamen und forschten nach der treuen Elke. Da fand man sie, das müde Haupt sanft geneigt auf die gefalteten Hände, die auf dem Fensterbrett neben der erloschenen Lampe lagen. Wartend und betend hatte der Herr die einsame Seele sanft hinübergezogen in sein Friedensreich, zu der Menge der vielen auserwählten Gerechten, und zu den Lobgesängen seiner himmlischen Heerscharen.

Noch einmal vergingen zehn Jahre, da steuerte durch die dunkle Herbstnacht ein Schiff zwischen den Halligen Hooge und Nordmarsch, als suche es eine bekannte Insel oder Küste. Es trug einen friesischen Capitän an Bord, der hatte auf vielen Fahrten sich ein stattliches Vermö-

gen erworben. Jetzt will er zu Hause bleiben und seiner Güter froh werden und ausruhen, nach einem langen, sturmbewegten Leben. Es ist Oke Haien, der auf vielen glücklichen Fahrten das holländische Schiff: "De Eendragt" geführt hat. Vorn steht er am Bug, auslugend nach der Hainshallig und nach dem Lampenlicht der treuen Schwester. Aber sein spähend Auge entdeckt es nimmer. Schon vor Jahren hat die Sturmfluth die kleine Hallig weggerissen, und Elke schläft schon längst in Frieden auf dem Gottesacker in Hooge.

Da bricht der Mann am Bug in eine laute Wehklage aus. Seine Heimath, das einzige Fleckchen Erde, daran seine Seele hing, und das einzige treue Herz, das für ihn schlug — es ist alles dahin.

Was ist das? Langsam scheuert des Schiffes Kiel an einem Felsen hin! Ha, es ist der Stein, auf welchem vor vielen Jahren die Mutter den sinkenden Knaben geborgen, die zurückweichende Fluth hat ihn bloßgelegt.

Ein Sprung und der Mann steht auf dem Steine! Er wirft sich nieder, er küßt den kalten Stein mit heißer Lippe, er umfängt ihn mit zitternden Armen. Der Stein ist ja das allerletzte, was ihm von der Heimath übrig geblieben. Von dem Stein trennt er sich nimmer. Umsonst ist des Schiffers Zureden und Mahnen, an Bord zurückzukehren, der Mann auf dem Stein hört ihn nicht, seine Gedanken haben sich verwirrt, sein Mund redet unverständliche Worte, es klingt wie: Vergiß mein nicht! — Die Ebbe zwingt den Schiffer, zurückzufahren. Als man bei der nächsten Fluth den Mann auf dem Steine suchte, war er verschwunden, und keine Welle hat ihn jemals ans Ufer gespült.

Die Schiffer aber erzählen, daß sie bei hellem Mondschein auf dem Stein, der noch immer dort aus dem Meere ragt, einen bleichen Mann sitzen sehen, der wehklagend seine Arme ausstreckt, als suche er nach einem untergegangenen Glück.

Am Strande

Bearbeitet von R. M.

Die friesischen Inseln sind ein merkwürdig Stückchen Welt, und gar manche Erzählung haftet an dem sandigen Küstenland, wo sich die Sandberge aufschichten und der immer wiederkehrende Sturm neue Sandwellen über das Küstenland hinwirft, so daß nur der Sandhafer, mit seinen feinen, fadenartigen Wurzeln, hier wachsen kann und auch die einzige Vegetation der ganzen Düne bildet. Zahlreiche Seevögel höhlen sich an sicheren Stellen den Sand auf und nennen es, wenn man so sagen darf, ihr Nest, darinnen sie ihre Jungen hecken, welche dann zum Dank mit ihrem tausendstimmigen Geschrei unaufhörlich die Luft erfüllen. Auf den weit in die See hinausreichenden Sandbänken sonnt sich zur Mittagszeit die silberhaarige Robbe. Vorsichtig nach allen Seiten umspähend, steigt sie langsam aus dem Wasser hervor, kriecht schwerfällig einige Schritte vorwärts, wendet dann mühsam den fischähnlichen Leib herum, so daß das hundsköpfige Haupt dem Meere zugekehrt ist, bereit beim geringsten Geräusch mit einem Sprung sich wieder in dem Schooß der salzigen Fluth zu bergen. Abends, wenn des Mondes silberner Kahn am Himmel vorüberschifft und seine Dämmerstrahlen über die Dünen ergießt, dann ragen gespenstisch bleich diese Thiere aus dem Dunkel der Nacht hervor: „Die ‚Unnererrschen' steigen aus den Klüften und Schluchten und treiben ihr geisterhaftes Wesen bis zum Anbruch des Tages;" so drückt sich der Volksmund aus, denn die Geister der Dünen sind den Menschen nicht freundlich gesinnet.

Hinter diesen Dünen lag vor vielen Jahren ein Dorf, es ist jetzt verschwunden. Der unablässig am Vorland nagende Zahn der Wogen hat seitdem ein bedeutendes Stück Land dort abgebissen, die Häuser sind verschüttet und an den niedrigen Dächern hat der Sand einen willkommenen Widerstand gefunden, und gerade dort, wo jetzt der Sandberg am höchsten ist, soll einst das Dorf gestanden haben. Die Bewohner waren nicht glücklich, denn ihnen mangelte die Zufriedenheit und die Gotteserkenntniß. Es war keine Kirche dort, und der Religion waren die Bewohner fremd. Während die Männer des Tages dem Fischfang oblagen, bestellten die Frauen und Kinder daheim das dürftige Feld, aber wenn die Nacht einbrach, wurde der Strandraub von allen Bewohnern gemeinsam betrieben, und nicht selten thaten es hier die Weiber an Muth und Herzlosigkeit den Männern zuvor.

Daß diese Leute schmucklos, einfach und zugleich gleichgültig lebten, braucht nicht besonders betont zu werden, denn wo Gott und Religion vertrieben werden, da hat Friede und Freundlichkeit auch keine Ruhestätte. Nur die Frauen liebten sich herauszuputzen, und man konnte es an ihren Kleidern erkennen, wenn kürzlich wieder ein Schiff gestrandet war, denn das Kleiderzeug theilten sich die Weiber.

Unter allen Wohnungen zeichnete sich eine vortheilhaft aus vor den übrigen, sie war größer, solider und reinlicher gehalten, als die andern. Ihr Besitzer, ein Mann schon über die Fünfziger hinaus, Niels Klam, wohnte fast schon seit zwanzig Jahren auf der Insel, der er aber seiner Geburt nach nicht angehörte. Er hatte nie gesagt,

woher er stamme, denn er sprach überhaupt wenig. Ein Schiffbruch seines Schiffes, welches er, 28 Jahre alt, als Capitän von Batavia nach Hamburg führte, verschlug ihn an diese Küste. Das Fahrzeug barst auseinander, ein großer Theil der Ladung trieb an den Strand. Niels hatte diesen als sein Eigenthum behandelt, er war seitdem auf der Insel geblieben, hatte sich das Haus gebaut, und fühlte sich bald heimisch unter seinen Mitbewohnern, die ihn mit Achtung behandelten. Ueber sie übte er gewissermaßen eine Herrschaft, man fragte ihn in allen Angelegenheiten um Rath, und immer hatte er den besten zur Hand. Zur Zeit der Noth kaufte er Lebensmittel und theilte sie den Andern mit auf Credit. Im Verlauf der Zeit, so schien es, war er reich geworden, auf welche Weise wußte Niemand zu sagen, aber wie sich eine gewisse Wohlhabenheit in der inneren Einrichtung seines Hauses kundgab, so hatte er auch immer Geld, wenn man ihn darum ansprach. So innig verwebt war sein Leben mit dem der Insulaner, daß sie ihn als Einen der Ihrigen betrachteten, und bald ganz vergaßen, daß unter diesen Dünen nicht seine Wiege gestanden.

Zum Erstaunen Aller kündigte er einst den Inselbewohnern an, daß er auf vierzehn Tage von dannen gehe. Man bot sich an, ihn zu begleiten, aber er lehnte es ab. Sein Segelboot ward ausgerüstet, mit Proviant versehen, Niels bestieg es, und ein günstiger Wind führte es auf die hohe See hinaus. Bald war es aus den Augen der vom Strande Nachschauenden verschwunden. Sein Haus fanden sie verschlossen, vor die Fenster waren Laden gestellt, Niemand konnte hineinblicken.

Eines Morgens, nachdem die Frist von vierzehn Tagen beinahe verstrichen, tauchte das wohlbekannte Segel mit dem langen rothen Wimpel am Top wieder über den Horizont herauf. Neugierig eilten die Bewohner der Insel an den Strand. Bald näherte sich das Fahrzeug; nun lief es in die Bucht ein, die eine bequeme Landung gewährte. Herzlich ward der Zurückgekehrte bewillkommnet. Aber er kam nicht allein. Ein junges Mädchen von 18 Jahren, schlank, mit freundlichem Gesicht, stieg mit ihm ans Land. Es war Niels' Tochter, er hatte sie am Festlande erziehen lassen, denn kurz nach ihrer Geburt schon war ihre Mutter gestorben. Nun sollte sie ihm den Hausstand führen und in seinen alten Tagen ihn pflegen.

Auf der Insel wurde dem Kinde die nemliche Achtung erwiesen, wie ihrem Vater, doch hielt eine gewisse Scheu die Mädchen des Dorfes in gewissen Schranken, das kam von der Erziehung her, und ist überall sichtbar, wo sich ein Unterschied in derselben findet.

Es dauerte nicht lange, so hatte Margarethe sich in ihre neue Umgebung zurechtgefunden, und sie schien eine Art Wohlgefallen daran zu finden. Nur in das Eine konnte sie sich nicht schicken, nemlich in den räuberischen Erwerb, und mit Bedauern und tiefstem Abscheu sah sie zu wiederholten Malen, wie bei Strandungsfällen, ihr Vater die Plünderung der Schiffe leitete. Einmal machte sie ihm in ihrer kindlichen Offenheit darüber Vorstellungen. Aber der kalte Mann, welcher nun schon die vielen Jahre das weichere Herz einer Gattin mangelte, um ihn zu leiten, wies sein Kind ernst zurück: „Margarethe," sagte er, „ich habe dich zu mir genommen, damit du mir den Hausstand führen, nicht aber, daß du mir Vorschriften machen solltest. Ich bin einsam und verlassen, von meinem früheren Lebensglück bist du einzig mir geblieben, und solltest du dich durch fromme Geberden auch noch vom Vater scheiden wollen?"

Seitdem schwieg Margarethe, um so mehr aber rang sie im stillen Gebet mit Gott für die Rettung ihres Vaters und der andern Bewohner der Insel, denn diese waren ja Alles, was sie besaß. Freilich, anfangs verkehrte sie nur wenig mit ihnen, aber das Bedürfniß nach Gedankenaustausch, noch mehr nach Austausch der Empfindung, konnte in dem beständigen Umgang mit dem düsteren, schweigsamen Vater keine Befriedigung finden.

Margarethe nahm sich der Kinder auf der Insel an. Sie sammelte täglich die muntere Schaar um sich, beaufsichtigte ihre Spiele, und lehrte sie die nothdürftigsten Kenntnisse. Der Vater sah schweigend diesem Treiben zu. Obwohl er nie darüber sich äußerte, schien es ihm doch zu gefallen. Die Dankbarkeit, welche die Insulaner ihm und der Tochter aussprachen, schmeichelte ihm. Er hatte nichts dagegen, daß auf der Diele seines Hauses die Schule gehalten wurde.

Außerdem sorgte Margarethe für die Alten und für die Kranken. Sie besuchte und tröstete sie, sie bereitete ihnen dienliche Speisen, ja so wenig sie auch von der Heilkunde verstand, sie wußte manchen erquickenden Trank zu bereiten. Bald kam es so weit, daß man sie in jedem Krankheitsfall um Rath fragte und pünktlich ihren Anordnungen nachkam. Dadurch mehrte sich die Achtung, in welcher der Vater stand, und dies mochte er fühlen, denn die Kälte, mit der er anfangs das Mädchen behandelt, machte einem sanfteren, milderen Wesen Platz. Der sonst so harte, eiseskalte Mann ward weich und freundlich in der Nähe seiner, mit Liebe und Aufopferung für ihn wie für Alle sorgenden Tochter.

So gewann das Leben auf der einsamen Düneninsel ein gefälligeres Ansehen, seitdem Margerethe überall mit hülfreicher Hand und wohlgemeintem Rathe waltete. Nur wenn der Sturm raste in finsterer Nacht, wenn die See brüllte, die Brandung tobte: dann regte sich die alte Rohheit der Leute wieder. Bewaffnet eilten die Männer an den Strand, nach gescheiterten Schiffen auszulugen. Niels Klam führte sie an—und welch ein Jubel, wenn sie mit reicher Beute heimkehrten. Margarethe schloß sich dann in ihre Kammer ein, hier kniete sie in inbrünstigem Gebete zu Gott.

Eines Abends, es war im März, war die Sonne glühendroth untergegangen. Kaum war sie unter dem Horizont verschwunden, als eine dunkle Wolke das Abendroth mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllte. Rasch breitete sie sich über den westlichen Himmel aus,

griff mit ihren finsteren Armen nach Süden und Norden hinüber, hob das unheildrohende Haupt bis zum Zenith. Das Licht der Sterne erlosch, der ganze Himmel bedeckte sich mit einer schwarzen Wolkendecke und der Sturm erhob seinen verwüstenden Athem. Anfangs nicht so gewaltig, dann aber riß er die Wogen des Meeres haushoch empor und schleuderte sie brüllend an die Dünen. Von Zeit zu Zeit zuckten leuchtende Blitze und rollte der Donner, während der Regen in Strömen sich ergoß.

Schon am Vormittag hatte man Niels gemeldet, daß sich am fernen Horizont ein Fahrzeug zeige, welches man für eine Schoonerbrigg halte. Bis zum späten Abend betrachtete man das Fahrzeug, es näherte sich der Küste, jedoch nur, wie es schien, um vorbei zu segeln; das richtige Fahrwasser lag etwa zwei Seemeilen von den Dünen entfernt.

Als der Sturm sich nun in seiner Macht erhob, legte Niels die langschößige kalmankene Schiffsjacke an, setzte den breitkrempigen Südwester auf den Kopf, steckte Messer und Pistolen in den Gürtel; so trat er zu seiner Tochter und begehrte einen Imbiß.

„Um Gottes Willen, mein theurer Vater, wo willst du hin?“ fragte zitternd Margarethe.

„An den Strand!“ war die kurze Antwort.

„In solchem Wetter!“ rief sie aus. Aber sich schnell besinnend setzte sie hinzu: „Thue es nicht, Vater, beflecke deine Hände nicht mit fremdem Blut und Gut; ich beschwöre dich, bleibe hier, denn mir ahnt Böses.“

„Ich verlange einen Imbiß, ehe ich gehe und keine Predigt, du wirst eilen, daß ich ihn bekomme, denn ich habe Eile.“

Weinend, aber die Thränen verbergend, ging Margarethe, des Vaters Wunsch erfüllend.

(Schluß folgt.)

Emanuel Geibel.

In der Nacht zum Palmsonntag ist nach einem mehrere Tage zuvor erfolgten Schlaganfalle zu Lübeck der Dichter Emanuel Geibel gestorben. Er war ein christlicher, gottesfürchtiger Dichter, der mit dem Wohllaut seiner Harfe das deutsche Volk für alles Schöne, Reine und Wahre zu begeistern suchte, der, wie Max von Schenkendorff, der Wiedererrichtung des deutschen Reiches als Kaiserherold singend vorangeschritten ist.

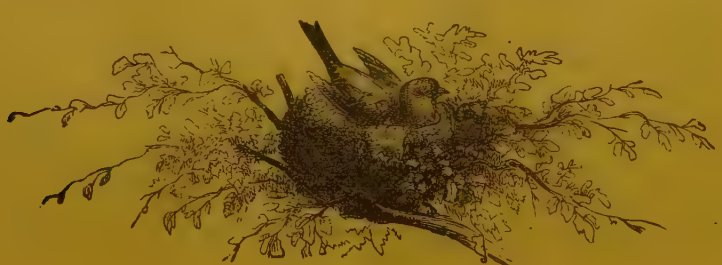
Stets war er dabei, mit seinem hohen Sinn, mit dem Schwert des Geistes, mit dem Zeichen des Kreuzes den Gott dieser Welt, den Materialismus zu bekämpfen. Dabei war er mild und barmherzig gegen die Verirrten. Manchmal hat er des Palmsonntags stille Herrlichkeit besungen, oft dem König mit der Dornenkrone Palmen auf den Weg gestreut — nun ist er am Palmsonntagsmorgen zu der Ruhe abgerufen worden, die dem Volke Gottes, den Palmenträgern und Harfenschlägern am krystallenen Meere bereitet ist. Er war am 18. October 1815 zu Lübeck als Sohn eines Pastors geboren und gehörte zu den besten und edelsten Lyrikern unserer Zeit. In seinem „Gebet“ sagt er:

Herr, den ich tief im Herzen trage,
Sei du mit mir.
O du mein Trost, du meine Stärke,
Mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage
Sei du mit mir.

Wir zweifeln nicht im Geringsten daran, daß Gott dieses Gebet auch erhört hat. Gott war mit Geibel bis an das Ende seiner Tage. In einem dem Verblichenen gewidmeten Liede sagt Leopold Schenk treffend:

„Der süßen Muttersprache trauten Laut
Wußt' Keiner so, wie er, ins Wort zu fassen,
Und was die Muse still ihm anvertraut,
Das singt das Volk auf Bergen und in Gassen.
Wohl Mancher hat von Lenz und Berg und Thal,
Vom stillen Wald ein schönes Lied gesungen,
Doch Keinem ist der Dichtung Sonnenstrahl
So warm und tief ins deutsche Herz gedrungen.

Ein Sänger todt! Schier ungehört im Wind,
Verhallt die Kunde in des Tages Lärmen,
Man hört es ruhig und vergißt's; wir sind
Heut' nicht geneigt, für Todte noch zu schwärmen.
Ein Sänger todt! Ein Meister seiner Kunst,
Ein Dichter, der in halbvergess'nen Tagen
Uns über den erstickend heißen Dunst
Des Alltagslebens hoch emporgetragen.“ T.



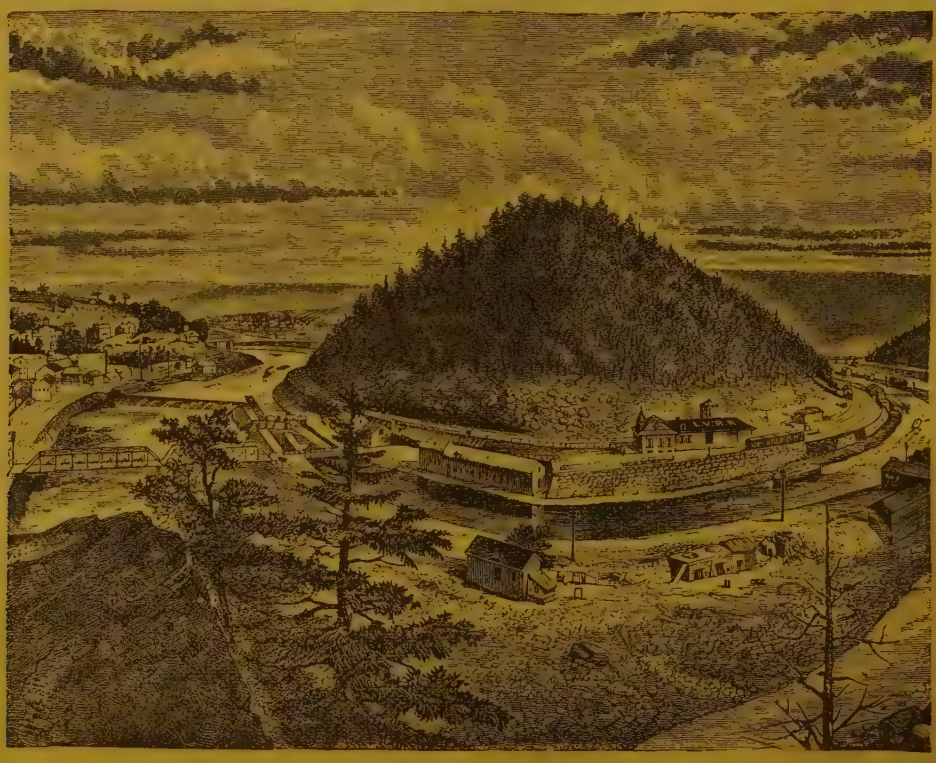
Die amerikanische Schweiz.

Sehenswerthes in den Gebirgen Pennsylvaniens.

Von R. Matt.

II.

Nun wollen wir unsere Aufmerksamkeit dieser Umgegend näher widmen, denn hier findet man bei jeder Wendung neue Wunder und neue Pracht. Mauch Chunk hat, wie schon im Vorigen angedeutet, seinen Namen von einem Hügel des Namens, und wir



Bear Mountain (Bären Hügel).

sind vermögend denselben im Bild zu zeigen. Wenn man dieses Bild mit dem vorigen vergleicht, wird man gleich entdecken, in welchem Verhältniß sie zusammen stehen.

Als man die Kohlen erst zu gebrauchen anfing, brachte man dieselben mit Pferde- und Maulthierfuhren an den Fluß und Canal, um dann auf Booten weiter befördert zu werden. Dieses konnte so nicht in die Länge dauern, denn man konnte ja nicht Fuhrwerke genug auftreiben. Von Mt. Pisgah hat man dieselben sogar auf Handkarren befördert, denn der Abhang war zu steil, um mit Pferden zu befahren. Eisenbahnen gab es damals erst eine, und diese war nur fünf Meilen lang, bei Quincy, Mass. Nun wurde aber hier eine Schienenbahn gelegt. Aufwärts zogen dann Maulesel die Wagen und abwärts gingen dieselben von selbst, blos durch die Sperre regiert. Die Maulesel haben einigemal bergab mitfahren dürfen, um Zeit zu gewinnen; das hat ihnen gefallen und sie bekamen Lust daran, ehe lange waren sie durch keine Macht noch Kunst zum Gehen zu bewegen, und das ist doch weltbekannt, wenn sich ein Maulesel einmal vornimmt, er geht nicht mehr, dann mag man ebensowohl ausspannen. Nun wurde beständig ein besonderer Wagen vorne an befestigt, welcher sechs Maulesel enthielt, und diese fuhren bergab, um dann die leeren Wagen auf dem Schienenweg wieder zurückzuziehen; etwa wie Knaben, welche den schweren Handschlitten den Berg hinaufziehen, um hernach heralzufahren.

Mount Pisgah ist etwa 1500 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben und 850 Fuß über dem Flußbett. Auf der Spitze sind zwei mächtige Dampfmaschinen mit je

120 Pferdekraft aufgestellt, und vom Fuße des Berges leitet eine doppelspurige Schiefbahn hinauf, welche 2322 Fuß lang ist und eine Steigung von etwa einem Fuß auf drei macht. Diese Bahn war anfänglich bestimmt, um Kohlen nach dem Fluß und Canal zu bringen; aber die Schiefbahn mit den Merkwürdigkeiten oben haben so viele Reisende angelockt, daß man die ganze Switch Back Bahn nur noch für Besucher und Luftreisende benützt, für Kohlenbeförderung aber neue Vorkehrungen traf.

Um völlige Sicherheit für Passagiere zu sichern, sind die allerneusten Methoden angewendet worden, und ob auch jährlich Tausende die Bahn benützen, noch nie ist ein Unglück vorgefallen. Auf jedem Geleise geht ein

Alte Methode des Kohlengeschäftes.

Versteht sich von selbst.

Sicherheitswagen, welcher den eigentlichen Passagierwagen schaltet. An diesem Sicherheitswagen ist ein sechs und einen halben Zoll breites Eisenband befestigt, welches oben um einen Cylinder gewickelt wird, welcher 28 Zoll im Durchmesser hat. Weil aber nach menschlicher Regel auch der letzte Strick brechen könnte, hat man auf dem Geleis eine Zahnschiene angebracht und am Wagen selbst einen Arm; diese Einrichtung ist nun so: bricht das Band, dann fällt der Arm in eine der Zahnlücken und hält den Wagen fest, daß an einen Sturz vom Berg gar nicht zu denken ist. Früher ist man nur mit Mühe auf den Berg gelangt, wie Dato noch im Bild zu schauen ist.

Mt. Pisgah Schiefbahn.

Doch, indem nun ein Wagen bereit steht, wollen wir eine Fahrt mitmachen; es geht zwanzig Meilen, dann sind wir präzis da, wo wir jetzt einstiegen, und brauchen weder Pferde noch Locomotive, um uns zu ziehen, wir reisen auf Kosten unserer eigenen Schwere. Bitte, suche dir einen Sitz ziemlich vornen, denn ehe lange machen die Damen von ihren Sonnenschirmen Gebrauch, und was bekümmert sich eine Dame darum, ob hinter ihr sich zehn oder zwölf Herren zu todt ärgern; sie hat kein Gefühl für die christlichen Herzen anderer Menschen, obgleich sie Rechenschaft ablegen muß für die Verwünschungen auf Pisgah. Also ziemlich vorne; so, nun den Cylinder vom Kopf, denn was einem Christenmanne so ein Sonnenschirm vor den Augen ist, das ist ein Seidenhut, einer von den dreistöckigen, für die Damen, und wir wollen Niemand in Versuchung bringen, noch zum Sündigen reizen. Das Fahren auf einer solchen Schiefbahn ist ziemlich viel wie das Fahren auf einem Dampfschiff, man muß es lernen; die Wirkung ist bei vielen Leuten so eine Sensation wie Seekrankheit, denn man hängt schief und kommt fast auf den Gedanken, man sei zum Hinausfallen bestimmt. Wer den Muth besitzt, der muß nun um sich schauen, denn das Auffahren bietet eine Aussicht, wie nicht jeder Sterbliche sie genießt. Nur eine Fahrt nach dem Rigi Kulm hält einen Vergleich aus und ist vielleicht in manchen Hinsichten noch erhabener. Oben angekommen, wird im Maschinenhaus Halt gemacht, und man hat Gelegenheit hinzuschauen, von wannen man gekommen ist.

Da unten liegt Mauch Chunk, es sieht aus wie das Spielzeug eines schlafenden Riesenkindes. Das Kirchlein da unten, mit dem Thürmlein, gehört der Evang. Gemeinschaft. Taglöhner und Handwerker haben dasselbe erbaut und dienen da Gott. Jener Prachtbau dort unten am Fluß, das ist die Episcopalkirche, dort beten die Reichen dieser Welt an, denen die Armen hier oben das Geld aus der Erde graben. Der Bergmann befiehlt seine Seele Gott an und geht in die Tiefe, er weiß nicht, ob er die Seinen wieder sieht; der Reiche lebt alle Tage herrlich und hat viele Freunde, auch sein Tempel ist nicht für Arme bestimmt. Dort im Osten sind die blauen Berge, und das grüne Feld, welches man auf der anderen Seite sieht, ist der Staat New Jersey. Doch, aufgepaßt, unser Zug bewegt sich, jetzt über eine Brücke, dann um Felsen herum, nun zwischen stattlichen Bäumen hinab, an schönen Feldern vorbei, fort geht's, je länger, desto schneller; es rauscht im Gebüsch, und man meint fast, es

reiße einem den Hut vom Kopf. Jetzt machen die Damen den Schirm zu und greifen mit beiden Händen nach dem Hut. Wie ein Vogel fliegen wir dahin, vorwärts, schneller und schneller, es geht durch eine Gebirgslandschaft hin wie kein Maler sie schöner wünschen kann. Der Mann am Ruder sitzt vorne auf dem Bock und hält das Rad der Sperre in den Händen, er fühlt seine Wichtigkeit, und wenn die ganze Reisegesellschaft bebend und flehend zu ihm aufblickt, dann erst glänzt sein Auge, und er fühlt, man ist doch nicht umsonst geboren, man hat's zu etwas gebracht.

Acht Meilen sind hinter uns und unser Zug steht am Fuß von Mt. Jefferson. Nun wiederholen sich die Erlebnisse von Mt. Pisgah, das heißt man wird wieder aufgezogen und zwar 2070 Fuß hoch. Der Fall zwischen dem Fuß von Mt. Jefferson und der Spitze von Mt. Pisgah beträgt 48 Fuß per Meile; nun kommen wir aber wieder 1660 Fuß über den Meeresspiegel hinauf, dann fahren wir langsam nach Summit Hill, das Ende unserer Bahn.

Arsenal von Summit Hill.

Zuerst betrachten wir uns die brennende Mine ein wenig näher. Im Jahr 1832 ist dieses Bergwerk in Brand gerathen; schon viele tausend Dollars wurden daran verwendet, es zu löschen, aber „et jeht man nich." Die Folgen des Feuers sind wie beim Vesuv und Aetna; das Land ist geröstet, der Grund ist Asche, die Oberfläche ist eingesunken und aus den Felsritzen dringt der Rauch hervor; die Felsen selbst haben durch vierzigjährige Hitze ihre Lage und Farbe verändert. Das Kohlenbett ist hier am reichhaltigsten, denn es soll stellenweise an 100 Fuß dick sein. Die alte Bastille dort drüben ist das Arsenal, in welchem früher der Staat Waffen bereit hielt, um etwaige Unruhen schnell zu dämpfen. Als die Mollie McGuires noch hausten und ihre geheime Verbindung über die ganze Kohlengegend verzweigten, war man nie sicher, wer ihnen lästig oder im Weg war, fand höchstens eines Morgens einen Zettel unter seiner Thür, welcher ihm gebot in einer bestimmten Zeit die Gegend zu verlassen. Der Befehl war gewöhnlich mit Todtenkopf und Kreuzknochen versiegelt. Schreiber dieses hat einen solchen Befehl als altes Andenken an jene Zeiten aufbewahrt, aber trotz der Mahnung ist er geblieben, bis er es von selbst leidig wurde. Wenn die Sprache ordentlichen Menschen vorgelegt werden dürfte, würde ich eine genaue Abschrift hier geben, leider ist die Sprache derart, daß man sie nirgends ähnlich findet, als unter solchen Leuten, und Gott sei es gedankt, ihrer sind nicht mehr viele. Mancher Mann wurde bei Nacht und Wetter aus der Welt geschafft, und man hat nie eine Spur von ihm entdeckt. Schullehrer, Prediger und Protestanten mußten besonders leiden. Jetzt dient die Bastille als Townhalle und nimmt sich recht wie ein veraltetes Ritterschloß aus auf diesen Bergen.

Nun bleibt uns noch das Vergnügen der Rückfahrt nach unserem Ausgangspunkt am Fuße des Mt. Pisgah. Eine oder zwei Bewegungen der Sperre und wir gehen ab auf unserer Neunmeilentour. Und wie! Man kann kaum zu Athem kommen; wir fliegen hinab. Die Frage einer zitternden Dame reizt fast zum Lachen: „Wenn die Sperrkette bricht, wo landen wir dann an?"

Der gemüthliche Condukteur sucht sie zu trösten, daß zwei Ketten an der Bremse seien. „Ja, wo geht es aber hin, wenn beide brechen?" „Das kommt dann viel auf unser vergangenes Leben an," war die lakonische Erwiderung. Die Sache wird ernsthaft, denn der Wagen bewegt sich, daß auch dem Kaltblütigen das Blut in den Kopf steigt. Beim ersten Haltpunkt steigt ein Mann aus und zieht es vor fünf Meilen nach Mauch Chunk zu Fuß zu fahren, dann bricht ihm wenigstens keine Sperrkette.

Endlich hält der Zug von selbst an, und wir steigen präzis da aus, wo wir eingestiegen sind, und haben zwanzig Meilen zurückgelegt, ohne irgend welche Hülfe, ausgenommen, daß man uns zweimal aufgezogen hat. Wir haben einige gute Freunde und Magazinleser in Mauch Chunk, aber die Zeit erlaubt uns nicht, einzukehren; später, wenn wir wieder kommen und uns länger aufhalten können. Von hier aus sollten wir eigentlich noch etliche der sogenannten Gaps besuchen, aber die Zeit ist zu kurz und der Raum zu enge. Am Lehigh, und besonders am Delaware, sind Naturwunder, wie kein anderes Land sie bietet. Wer diese Gegend bereist, versäume ja nicht, lange genug anzuhalten, die Wunder der Allmacht in der amerikanischen Schweiz zu betrachten, es lohnt sich.

Egypten und der Sudan.

Die neuesten Verhältnisse in der egyptischen Geschichte und die daselbst vorkommenden Ereignisse ziehen die Aufmerksamkeit der Forscher mehr und mehr auf sich, und mehrere, der gegenwärtig vorkommenden Ereignisse, machen die Geschichte jenes Landes aufs neue interessant.

Der Schauplatz des jüngsten großartigen Krieges in Egypten ist auch der Schauplatz der ältesten Kriege gewesen, von denen die Geschichte überhaupt etwas Bestimmtes weiß. Auf den Abbildungen der altegyptischen Baudenkmäler finden sich zahlreiche Darstellungen der Siege, welche die alten Pharaonen über die Negervölker im Süden ihres Reiches erfochten haben. Da ist der „Phra" dargestellt, wie er im Triumphzuge heimkehrt an der Spitze seiner Lanzenträger und Bogenschützen, und hinter seinem Kriegswagen werden die Gefangenen einhergeführt. An der Gesichtszeichnung derselben läßt sich noch heute deutlich erkennen, welche Racen und Völker in diesen Abbildungen als Besiegte und Unterworfene dargestellt werden sollen. Man braucht kein Alterthumsforscher zu sein, um unter ihnen sofort die Typen der verschiedenen semitischen Völker, die jenseits der Suezstraße hausten, an ihren krummen Nasen und langen Bärten zu erkennen, sowie die der Bewohner Nubiens und Libyens an ihrem Wollhaar, ihren wulstigen Lippen und ihren aufgestülpten Nasen.

Semiten und Afrikaner waren es, mit denen die alten Egypter Jahrtausende hindurch im Kampfe gelegen haben. Letztere waren von beiden Racen in Wesen und Sprache scharf getrennt; sie waren Caucasier, aber sowohl vom arischen, wie vom semitischen Zweige dieser Völkergruppe wesentlich verschieden.

Abermals finden wir eine Wiederholung der Geschichte, und zwar in dem neuesten egyptischen Kriege: semitische Araber und farbige Afrikaner sind die gegen Egypten Verbündeten. Trotz arabischer und türkischer Einflüsse besteht Egypten heute noch in der großen Masse aus Nachkommen jener alten Chamiten, der Fellaheen oder Fellechen. Wie einst die altsemitischen Hyksos, die „Hirtenkönige," von Nordosten her in das Land der Pharaonen einbrachen, so wird es heute durch arabische Häuptlinge von Süden her bedroht, und im Bunde mit diesen stehen Negervölker.

Nachdem das alte Pharaonenreich zusammengebrochen war, haben die späteren Beherrscher des Landes—Perser, Macedonier, Römer, Byzantiner, Araber und Türken—nie einen ernstlichen Versuch gemacht, ihre Macht nach Süden hin über das Gebiet des eigentlichen Egyptens hinaus auszudehnen. Gewöhnlich galten die oberen Nilfälle für den südlichsten Punkt des Landes. Aber lebhafter Handel wurde an jener Grenze namentlich in der Römerzeit getrieben. Nubische Sklaven gab es in Menge im kaiserlichen Rom, Strauß- und Marabutfedern, die aus dem Sudan kamen, trugen die Damen der Weltstadt, und vom oberen Nil wurden die meisten der wilden Thiere gesandt, welche der blasirte Römer im Circus bewunderte.

Erst in diesem Jahrhundert unternahm es dann ein egyptischer Herrscher, der bekannte Mehemed Ali, nicht nur das eigentliche Nubien völlig zu unterwerfen, sondern auch weiter nach dem Süden vorzudringen, wo zunächst Cordofan erobert wurde. Chartum, bis dahin ein Ort von wenigen Hütten, wurde 1823 auf des Vice-Königs Geheiß zu einer Stadt ausgebaut und 1830 zum Sitze des Generalgouverneurs bestimmt. Der Khedive Said-Pascha führte 1857 persönlich eine Expedition nach dem Sudan und proclamirte dort die Abschaffung der Sklaverei und des Sklavenhandels, deren Ausrottung sich aber bald als ein schwieriges Unternehmen erwies. Ismael Pascha setzte die Eroberung seiner Vorgänger im Sudan fort und bekämpfte die arabischen Sklavenhändler; im Jahr 1874 wurde Darfur als eine Provinz Egyptens erklärt. Nach dem neuesten Census haben die Länder am oberen Nil über 11,000,000 Einwohner, während das eigentliche Egypten kaum 6,000,000 hat.

In den letzten Jahren aber sind die egyptischen Waffen in Sudan fast immer unglücklich gewesen. Der Fellah ist zwar ausdauernd, mäßig und gehorsam, aber viel

persönlichen Muth hat er nie besessen und für die europäischen und türkischen Offiziere, welche ihn commandiren, hegt er keine Anhänglichkeit und Treue. Früher haben Fellah-Truppen sich bei mehreren Gelegenheiten gut geschlagen, so z. B. in der Schlacht bei Nisibis in Syrien (1839), wo Ibrahim Pascha, der Sohn Mehemed-Ali's, die türkische Armee aufs Haupt schlug. In jener Schlacht befand sich Moltke als Hauptmann beim türkischen Stabe, und es wäre interessant, sein Urtheil über die Fellah-Truppen aus seinem Werke „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839" zu ermitteln. Auch im griechischen Befreiungskriege haben Egypter mehrfach gegen tapfere Gegner gut gefochten. Aber der eiserne Druck, der auf dem unglücklichen Fellachen-Volke lastet, scheint auch mehr und mehr die letzten Funken von Männlichkeit und Muth in dem egyptischen Soldaten erstickt zu haben: wenn er heute einen einigermaßen gefährlicheren Feind erblickt, wirft er sein Gewehr fort und ergreift die Flucht.

Die Katastrophe, welche Hicks Pascha betroffen hat, ist nur eine Wiederholung in größerem Maßstabe von ähnlichen Ereignissen der letzten Jahre. Im November 1875 wurde Munzinger Pascha im Lande der Gallas mit 600 Mann niedergemacht, seine Truppen leisteten kaum Widerstand, obwohl sie gute Gewehre hatten und ihre Gegner nur Speere und Keulen. Fast um dieselbe Zeit wurden 4000 Mann Egypter unter Oberst Arrendrup von den Abessyniern aufgerieben. Die Egypter hatten auch dort ein großes Carre gebildet, und als dasselbe durchbrochen war, liefen sie davon wie Schafe; ihr Führer fiel und mit ihm der italienische Graf Zecchi. Bei dieser Gelegenheit waren die Fellahs mit Remington-Gewehren bewaffnet, hatten reichliche Munition und Krupp'sche Geschütze. Im Gefolge des abessynischen Königs Johannes befand sich in dieser Schlacht ein Engländer, und er versichert, daß von den egyptischen Truppen außer den europäischen und türkischen Offizieren und einer Handvoll Soldaten Niemand auch nur einen Versuch gemacht habe, sich zu vertheidigen. In dem Gefechte im Distrikte von Suakim, welches vor einigen Tagen gemeldet wurde, war es ebenso: beim ersten Angriff der Beduinen liefen dort die Egypter davon und ließen ihre Offiziere im Stiche.

Im Jahre 1876 brach Ratib Pascha mit 20,000 gegen Abessynien auf, um Arrendrup's Niederlage zu rächen. Er wurde von einer ihm zwar an Zahl überlegenen, aber schlecht bewaffneten abessynischen Armee bei Gura geschlagen und mußte einen unrühmlichen Rückzug antreten; auch in diesem Feldzuge benahmen die Truppen des Khedive sich schlecht. Die Engländer haben wahrlich keine Ursache, von dem Siege, den sie bei Tel-el-Kebir über so schlechte Soldaten erfochten haben, so viel Aufhebens zu machen.

Was man über den „falschen Propheten" und über die Stärke und Zusammensetzung seines Heeres weiß, beruht bis jetzt auf wenig zuverlässigen und nicht sehr ausführlichen Nachrichten, und ob er wirklich im Stande sein wird, erfolgreich gegen das eigentliche Egypten vorzudringen, bleibt abzuwarten. Heere, wie das, welches El Mahdi befehligt, laufen oft bei geringfügigen Anlässen ebenso schnell aus einander, wie sie durch augenblickliche Begeisterung unter eine gemeinsame Fahne gerufen worden sind.

Ernstes und Heiteres aus meinem Reiseprediger-leben in Preußen.

(Nachträgliches.)

Von Carl Grün.

Ein feuersprühender Schmiedsgeselle.

Bei der Schmiedmeisters-Familie Sassenhof in Speldorf, von der ich schon einmal erzählte, arbeiteten zu der Zeit drei Schmiedegesellen, von denen zwei in unsere Gottesdienste gingen. Der dritte aber, der zugleich Vorarbeiter war, und sich seiner Geschicklichkeit sehr bewußt war, wollte nichts von uns wissen, obgleich er sehr in der Enge war, weil alles um ihn her fromm wurde. So oft ich in diesen Ort kam, kehrte ich zu gerne bei obiger Familie ein, und da suchte ich jedesmal zuerst die Schmiedewerkstätte auf. Wenn dann dieser unbekehrte Schmiedsgeselle meiner ansichtig wurde, legte er blitzschnell ein Stück Eisen in das Feuer, um dann auf dem Amboß recht darauf loshämmern zu können, damit womöglich die Funken auf mich zufliegen sollten. Ich merkte dies allemal gleich, aber ich that, als wenn ich es nicht merkte und dachte: „Ja, Alterle, du vertreibst mich deßhalb nicht von der Werkstätte, und so wie du jetzt die Feuerfunken auf mich zutreibst, so werden auch noch die heiligen Geistesfunken in dein umnachtetes Herz hineinfahren, nachdem die Funken der Buße und des Glaubens ihre Arbeit gethan" u. s. w. Und siehe da! diese kindlichen Seufzer wurden, nebst andern, von Gott erhört. Als ich dann später einmal im Versammlungshaus schon hinter dem Predigertische saß, wer kam da nebst Andern herein? — ich traute meinen Augen kaum — unser Schmiedgeselle. Das Wort Gottes bezeugte seine Kraft an ihm, er wurde gründlich erweckt und bekehrt. Nach einigen Jahren fühlte er einen Ruf von Gott zum heiligen Predigtamt, wurde von der Deutschland Conferenz

aufgenommen, kam zwei Jahre zur Ausbildung in unser Seminar in Reutlingen und jetzt, lieber Leser, rathe einmal, wer mein Nachfolger in Wesel a. R. wurde, als ich im Jahr 1880 Preußen verließ. Niemand anders als jener ehemalige funkensprühende Schmiedegeselle, nun aber eifrige Prediger des Evangeliums. Jetzt steht unser lieber Br. Dislich als Prediger an unserer ältesten Gemeinde in Norddeutschland in Essen und freut sich gar herzlich, daß ihm der Herr viele Seelen zum Lohn seiner Arbeit schenkt. Was doch die Gnade Gottes vermag! O, würden wir nur mehr auf dieselbe kindlich und gläubig trauen!

Die veränderte Bibel.

Auf Veranlassung eines lieben Bruders predigte ich einmal in einem abgelegenen Bauernhof zwischen Dortmund und Hamm in Westfalen. Die jungen Leute daselbst nahmen mich ziemlich freundlich auf. Der alte Bauer dagegen, ein echter eingetrockneter Lutheraner, dessen steifes, formelles Kirchenthum sein ganzes Christenthum war, beobachtete mich Schritt für Schritt ganz mißtrauisch. Als sich nun Abends die Leute versammelt hatten (manche hatten zwei Stunden zu gehen), saß der alte Bauer ganz nahe an mich her und inspizirte mich gar scharf. Nach dem Gesang und Gebet las ich Lukas 15 vom 11. Vers an, das Gleichniß vom verlorenen Sohn und predigte darüber. Der Herr war in der Mitte, sein Wort schlug ein, auch der alte Bauer wurde erfaßt vom Pfeil der Wahrheit, und dicke Thränen rollten über seine Wangen. Nun glaubte ich, der Alte werde der Erste sein, nach Schluß des Gottesdienstes, der da fragen würde: „Was soll ich thun, daß ich selig werde?" Aber statt dessen fuhr er mich hastig an: „Wo haben Sie die Bibel her?" „Das ist ja die Eurige," antwortete ich. „Das kann nicht sein," meinte er; „Sie haben ja Dinge daraus vorgelesen und uns gepredigt, die habe ich noch nie gefunden, und unser Pastor hat noch kein Wort darüber gesagt, da muß sich, scheint's, unsere Bibel (er war nemlich auch sehr abergläubig) auf gehcimnißvolle Weise verändert haben." Auf dieser Meinung blieb er, ich mochte ihm sagen, was ich wollte, und so starb er auch, trotzdem ihm das Heil sehr nahe war. Traurig! Ich aber bekam aufs neue allen Abscheu vor einem eingerosteten, steifen und todten Lutherthum.

Warum ich einmal einige Stunden als preußischer Eisenbahnbeamter angesehen wurde.

Nachdem ich sieben Jahre als lediger Reiseprediger gedient, kam mir mehr als je das Wort des Herrn in das Gemüth: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei" u. s. w. Folge dessen verlobte ich mich in Gegenwart und unter den Segenswünschen und Gebet von Br. A. Beck, Prediger in Reutlingen, mit einer gottgeweihten jungen Schwester. Nach einem halben Jahr, kurz vor der Vermählung, wollte ich dieselbe etwa halbwegs in Coblenz abholen, verfehlte aber den Zug, mußte wieder leer heim, und da unterwegs gab es zwischen Oberkassel und Mühlheim a. R. einen schrecklichen Zusammenstoß zweier Züge, so daß ich den Oberschenkel verrengte, zwei Zähne und meinen Hut verlor. In eisigkalter Nacht, zwischen 10–12 Uhr, mußte ich mit andern unglücklichen Passagieren in einem manneshohen Schnee, ohne Kopfbedeckung und ziemlichen Schmerzen, im Freien campiren, bis endlich Hülfe kam. Traurige Reise, dachte ich, wird doch keine schlimme Vorbedeutung haben. Nun, vom Aberglauben war ich, Gottlob! frei. Als wir nun aus unserer traurigen Lage befreit und auf einen Bahnhof kamen, erbarmte sich der Inspector über mich, und gab mir seine noch fast neue Dienstmütze, und mit dieser ausgerüstet, fuhr ich nach Hause, währenddessen mir Niemand mehr ein Billet abforderte und mich überall als preußischen Eisenbahnbeamten beehrte, weil es ja selten oder niemals vorkommt, daß sonst Jemand eine solche Mütze trug. Ich bekam aber keinen Stolz dadurch, dachte überhaupt über diesen veränderten Stand wenig nach, die verfehlte und verunglückte Brautreise, sammt den verunglückten und angegriffenen Gliedern, sowie der Ernst der Ewigkeit, der mir in diesem Vorkommniß mehr als je vor Augen stand, und wie schnell, wie gar schnell man hinübergeschleudert werden kann, und die Worte Jesu: „Was ich euch aber sage, das sage ich allen: Wachet!" bewegten und beschäftigten allein meinen inneren Menschen.— Aber merkwürdig und wunderbar war und bleibt es mir, daß meine damalige Braut und nun treue Lebensgefährtin nicht in den Zug kommen durfte, der ihr vielleicht zum Schaden geworden wäre. Wie doch der treue Gott seine Hand in alles legt und über seine Kinder wacht! Auch war es mir so sehr auffallend, daß ich gerade etwa zehn Minuten vor dem Zusammenstoß von meinem Sitz aufstehen mußte (während um mich her meine Mitreisenden fast alle schliefen) und das Lied anstimmte: „Ach, bleib mit deiner Gnade" 2c., das mir ein besonderer Genuß und Segen war.— Wie sich aber die Welt geberdet in solchen ernsten Augenblicken, das durfte ich auch beobachten. Einige stolze aufgeputzte Herren um mich her, die wahrscheinlich sonst gleichgültig und fleischlich gesinnt dahin lebten, haben, als der schrecklichste Augenblick war, ganz jämmerlich nach Gott geschrien. Da war der liebe Gott recht, im Angesicht des Todes, sonst schämt man sich seiner. Einige Andere, die sich im Reich der Träume befanden, und beim stärksten Stoße die Köpfe gar hart an einander stießen, fuhren wild an einander auf, schimpften und fluchten, und konnten sich diese, allerdings nicht sanfte, Ohrfeigen gar nicht verzeihen. Gibt's nicht noch immer solche, die öfters im gleichen Unglück, Elend und Noth einander noch quälen? Sind die Frommen ganz frei von diesem?

Dem Herrn sei Lob und Ehr'.

(J. Sturm.)

Die Vöglein regen ihre Schwingen
Im morgengoldnen Wolkenmeer,
Und ihre Sprache ist ihr Singen,
Und aus den Lüften hör' ich's klingen:
Dem Herrn sei Lob und Ehr'!

Und bunte Blumen seh' ich blühen,
Umwogt von grünem Halmenmeer,
Und ihre duft'gen Kelche glühen,
Und ihre Sprache ist ihr Blühen:
Dem Herrn sei Lob und Ehr'!

Und tausend goldne Sternlein wandern
Bei Nacht auf dunklem Aethermeer,
Und wie sie kommen, wie sie wandern,
Spricht eines grüßend zu dem andern:
Dem Herrn sei Lob und Ehr'!

Und finden sich verwandte Seelen
Auf wechselvollem Lebensmeer,
Die sich in Lieb' und Treu' vermählen,
Wird auch der fromme Gruß nicht fehlen:
Dem Herrn sei Lob und Ehr'!

„Gottes Gerichte sind gerecht."

(Von Margaretha Spörlin.)

Die Rothusbäsi (Rathhaus-Base) ist ihrem Pathenkinde, dem Lisebethli, welches nach und nach „die alte Lisebeth" geworden, und das sie in unserer Familie ersetzt hat, ein Segen gewesen; und Lisebeth hat mir mehrere Male und nie ohne Rührung ein Ereigniß erzählt, das mich tief ergriffen und vom heiligen Ernst der Gottesgebote überzeugt hat.

Lisebethli bewohnte den ersten Stock im Häuschen der Bäsi und ernährte mit ihrer Hände Arbeit ihre kranke Mutter, die schon Jahr und Tag an einem bösen Krebsübel darniederlag und einer äußerst beschwerlichen Pflege bedurfte. Eines Abends nun, als die Bäsi vom Waschen müde heimgekommen und in ihrer Bibel noch den Abendsegen gelesen, ist Lisebethli mit dem Wort: „Bäsi, ich hab' euch etwas Wichtiges zu sagen," eilig in ihr Stübchen getreten.

Die Bäsi hatte ihre Brille abgenommen und freundlich geantwortet: „So setze dich zu mir, Lisebethli, und sag', was du auf dem Herzen hast — du siehst ja aus, als ob du das Fieber hättest."

Und nun erzählte Lisebethli, wie Fritz H., ein junger, geschickter Schreinermeister, durch seine Mutter um ihre Hand geworben, wie der Fritz schon recht viel Arbeit habe, wie seine Eltern große Freude an dieser Heirath haben würden, und wie sie selbst von Kind auf den Fritz als einen guten Menschen kenne, ihm auch keineswegs abgeneigt wäre, aber doch nicht wisse, was sie thun solle, weil....." Hier stockte die arme Lisebethli und fing bitterlich an zu weinen.

„Weil du deine kranke Mutter hast," ergänzte gelassen die Bäsi. Lisebethli nickte bejahend und fing heftig an zu schluchzen.

„Ist der Fritz fromm?" fragte die Bäsi nach einer Pause wieder. „Seit er von der Wanderschaft heimgekehrt, hab' ich ihn noch nie in der Kirche gesehen."

„Ach, ihr wisset ja wohl, Bäsi, daß heutzutage die jungen Leute nicht mehr in die Kirche gehen; aber ich weiß zuverlässig, daß der Fritz ein geschickter Arbeiter und dabei recht fleißig und brav ist."

„Brav und fromm ist zweierlei," meinte die Bäsi, „hab' auch mein Lebtag gesehen, wie Keiner lang brav bleiben kann, wenn er nicht auch fromm dabei ist. Wenn du aber den Fritz heirathen willst, wer soll dann die arme Mutter pflegen, Lisebethli?"

„Ja, das ist eben, was mich so quält, Bäsi. Der Mutter ihr Uebel wird immer ärger; ihre Pflege nimmt meine ganze Zeit in Anspruch, so daß ich beinahe nie mehr auskomme, und — ihr wisset's ja wohl, Bäsi — fast nichts mehr verdienen kann."

„Und hast doch nie Mangel gelitten, Lisebethli, denn der Herr hat bis hierher gnädig geholfen, und er wird es bis ans Ende thun. Aber wenn du Mann und Kinder hast, so kannst du die kranke Mutter nicht mehr besorgen."

„Kann's auch jetzt nicht lange mehr so aushalten, Bäsi; den ganzen Tag auf den Füßen, die ganze Nacht keine Ruhe und Kummer und Sorgen dazu, und weil doch kein Aufkommen mehr ist, ich mich jetzt so gut versorgen könnte, und der Fritz einen so schönen Verdienst hat, so meinte Frau H., es wäre am besten, wenn ich die Mutter im Spital versorgte, sie würde gern auch etwas am Kostgeld bezahlen helfen." Lisebethli hatte die letzten Worte mit gesenktem Haupte, hochrothem Gesicht und mit so zitternder Stimme gesprochen, daß man wohl sah, wie laut ihr Gewissen gegen das Spital protestirte.

Statt der Antwort setzte die Bäsi ihre Brille wieder auf, blätterte in der Bibel und las dann andächtig und langsam Epheser 6, 2–3: „Ehre Vater und Mutter; das ist das erste Gebot, das Verheißung hat; auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden."

Die alte Anna Kathrin, des Herrn Stadtschreibers Köchin, trat in diesem Augenblick ein: „Der Herr Stadtschreiber lasse die Bäsi bitten, doch sogleich zur Frau Pfarrerin M. zu gehen, und die Nacht bei ihr zu wachen. Der Herr Stadtschreiber hätte dieselbe heute Abend besucht und sie so krank und schwach gefunden, daß es nicht rathsam wäre, sie allein zu lassen."

Wohl war die gute Bäsi todmüde — aber da lag eine kranke, einsame, vielleicht sterbende Wittwe — und so schlug sie schnell die Bibel zu, nahm ihr Körblein an den Arm, sagte Lisebethli freundlich gute Nacht und ging dann, so schnell es ihre müden Beine vermochten, zur kranken Frau Pfarrerin.

Diese Frau Pfarrerin war eine vornehme Arme, und: „Die sind doppelt zu bedauern, denn sie waren es besser gewohnt als unser einer," pflegte die Rothhusbäsi zu zu sagen. Früh war sie Wittwe geworden und hatte den größten Theil ihres kleinen Vermögens für die Erziehung ihres kleinen Söhnleins Wilhelm aufgeopfert, der nach der Mutter Wunsch und Willen Theologie studieren und wie sein Vater Pfarrer werden sollte. Leider aber entsprach Wilhelm der schönen Hoffnung nicht, welche der reichbegabte Knabe im Herzen der Mutter erweckt hatte. Er wurde wankelmüthig, im Glauben irre und hätte lieber einen andern Beruf gewählt; allein der Mutter eiserner Wille zwang ihn, seine Studien fortzusetzen. „Und da ist er rappelköpfisch geworden," hat die Bäsi oft erzählt, „ein Faullenzer und ein solcher Sonderling, daß er, statt seiner armen Mutter Trost und Stütze zu sein, eine schwere Last und ein großes Kreuz für sie ge-

worden." — „Ihr zwinget mich, Theologie zu studieren," hatte Wilhelm trotzig von der Universität Zürich an seine Mutter geschrieben, „aber ich werde nie eine Kanzel betreten. Und dabei blieb er auch. Als er seine Studien vollendet, ist er wieder heim zu seiner Mutter gekommen, und nachdem er das Diplom als Candidat erhalten, ließ er alle seine Kenntnisse und Talente brach liegen. Vergebens suchte der Stadtschreiber und die anderen Herren aus der Familie ihn zu bewegen, eine Anstellung zu suchen, oder eine der ihm angebotenen anzunehmen; er weigerte sich hartnäckig zu arbeiten, hat den ganzen, lieben Tag kein kündlich Werk gethan, seiner guten Mutter Thränenbrod gegessen, das sie mit spinnen und stricken mit der allergrößten Sparsamkeit nur mühsam zusammenbringen konnte, und war überhaupt so störrisch, so trotzig und herzlos gegen sie, daß man wahrhaftig meinen sollte, er trage einen Stein und kein fühlendes Menschenherz in seiner Brust.

Jetzt lag die arme Frau Pfarrerin, von Schmerz und Kummer abgezehrt, schon Wochen lang krank. „Und wenn's eine Aenderung mit ihr geben sollte, so möchte ich's ihr wohl gönnen, denn der Herr hat gewiß nicht vergessen, auch gegen sie gnädig und barmherzig zu sein!" seufzte die Bäsi auf dem Wege zu ihr. Erst nach acht Tagen ist sie mit ihrem Körblein am Arm wieder heimgekehrt. Sie hatte die Frau Pfarrerin treulich gepflegt, ist ihr im Todeskampf zur Seite gestanden, hatte heute am Begräbnißtag alles in dem kleinen Haushalt geordnet und dem Vetter Wilhelm sein letztes Abendbrod bereitet. „Denn er mag nun sein, wie er will, verlassen darf ich ihn nicht, und muß ihm helfen, soviel in meinen Kräften steht!"

Unter der Hausthür kam ihr Lisebethli ungemein aufgeregt entgegen, morgen mußte sie eine entscheidende Antwort geben, hatte noch keinen Entschluß fassen können und war unruhiger und unschlüssiger als je.

„Wenn du die Mutter und alles für die Nacht besorgt hast, so komme zu mir auf mein Stübchen Lisebethli, ich habe in den letzten Tagen viel an dich gedacht," sagte die Bäsi, und als Lisebethli am kleinen Tisch ihr gegenüber gesessen, hat sie seine Hand gefaßt und also zu ihm geredet:

„Heute habe ich die arme Frau Pfarrin begraben. Gott hab' sie selig und verleihe ihr durch Jesum Christum eine selige Auferstehung! Amen. Sie hat viel gelitten, hat auch viel gesündigt, wie wir ja leider alle thun, hat es aber vor ihrem Ende, Gottlob und Dank! noch eingesehen und Gnade und Barmherzigkeit erlangt, und mir ist's, als könne ihr Tod auch dir zum Segen werden, und darum will ich dir jetzt vertrauen, was ich sonst keinem Menschen gesagt und auch nie sagen werde.

Schau die Jungfer Kleve, wie wir sie nannten, war gar eine stattliche Person, die schönste und gescheidteste von ihren Schwestern; und ihr Vater, der Vetter Andres, hatte eigentlich ‚den Narren an ihr gefressen'—wie man zu sagen pflegt—und sie dabei nach Herzenslust verwöhnt und verhätschelt und so vornehm erzogen, als ob sie die Königstochter wäre. So war es denn ganz natürlich, daß die Jungfer Kleve das Köpfchen gewaltig hoch getragen, und wie denn die verwöhnten Kinder immer die undankbarsten sind, so war sie auch gar schnippisch und hochfahrend mit ihrem alten Vater, bei dem am Ende seines Lebens der Krebs im Gesicht ausgebrochen war. Und der arme Mann hat schrecklich gelitten, und war schrecklich anzusehen. Damals verlobte sich die Jungfer Kleve mit dem jungen Pfarrer M....., der war gerade so vornehm wie sie und ein vortrefflicher Prediger, wie sie sagten, was ich gern glauben will, wenn ich schon seine Predigten nie verstanden habe. Und er und die Jungfer Kleve schwebten immer in den Wolken, redeten wälsch mit einander, bildeten sich ein, sie wären besser als die andern gemeinen Menschenkinder und bekümmerten sich blutwenig um den alten, kranken Vater, kamen auch selten in die Krankenstube, weil sie den Anblick nicht ertragen konnten, und ihnen der üble Geruch die Nerven angriff.

Nun wachte ich in der letzten Nacht bei dem armen Kranken; er hatte Tags zuvor das heilige Abendmahl empfangen, und um Mitternacht ist er so schwach geworden, daß ich gleich erkannte, wie sein letztes Stündlein geschlagen hatte. Ich war damals noch blutjung, Lisebethle, und hatte noch Niemand sterben sehen; es überkam mich eine unsägliche Angst, und ich eilte hinauf und rüttelte an der Jungfer Kleve Kammerthür.

‚Was gibt's?' rief sie, aus dem Schlaf aufwachend.

‚Ach, Jungfer Kleve, kommen Sie doch schnell herunter, der Vater will sterben.'

‚Ei,' erwiderte sie ärgerlich, ‚ist's nur das? Du hast mich ja erschreckt, als ob ein großes Unglück geschehen sei.'

In diesem Augenblick, Lisebethli, habe ich einen leisen Seufzer gehört, so schauerlich und so seltsam, daß ich am ganzen Leib gezittert. Schnell bin ich in die Krankenstube zurückgekehrt;—der arme Vetter Andres hatte ausgelitten.

Ich hab' es nie keinem Menschen gesagt, als aber die Frau Pfarrerin keinen Segen im Leben hatte, ihren Mann so früh verlor und der Wilhelm ein so unnatürlicher Sohn geworden, ja, da hab ich oft an das erste Gebot denken müssen, das Verheißung hat; die arme Frau Pfarrerin hat es schwer genug büßen müssen, hat es aber durch Gottes Gnade noch erkannt. ‚Bäsi,' sagte sie in der letzten Nacht zu mir, ‚daß der Wilhelm kein Herz für mich hat, das hab' ich an meinem armen Vater verdient.'

Ich konnte nicht ‚nein' sagen, denn ich hatte es ja mehr als hundertmal gedacht; aber ich habe sie mit dem schönen Bibelspruch vertröstet: ‚So wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünde vergibt und reiniget uns von aller Untugend' 1 Joh. 1, 9. Und wiederum: ‚Die Strafe liegt auf ihm, auf daß

wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.' Jes. 53, 5.

‚Ja,' sagte sie wieder:

‚Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht werth,
Das zähl' ich zu dem Wunderbaren,
Mein stolzes Herz hat's nicht begehrt,'

hat dann die Hände gefaltet und innig gebetet: ‚O Gott, führ mich aus Erbarmen durch meines Heilands Tod zu dir!' Und darauf ist sie so schwach und immer schwächer geworden und der Athem immer kürzer, daß ich meinte, sie würde bald ausgekämpft haben, aber da hat sie sich mit einem Mal wieder aufgerichtet und mit so starker Stimme zweimal: ‚Wilhelm! Wilhelm!' gerufen, daß es mir durch Mark und Bein gegangen, und ich meinte, er habe es in seinem Zimmer hören müssen und werde bald kommen. Er kam aber nicht. Und als die Kranke immer unruhiger geworden, bin ich in Gottes Namen vor sein Zimmer gegangen und habe stark an die Thür geklopft.

‚Was gibt's?' fragte er mürrisch.

‚Steh' er gleich auf, Herr Wilhelm, die Mutter liegt im Sterben und verlangt nach ihm!'

‚Ei!' erwiderte er in demselben ärgerlichen Ton, und accurat mit denselben Worten wie seine arme Mutter vor vierzig Jahren: ‚Ist es nur das? Ihr habt mich ja erschreckt, als ob ein großes Unglück geschehen sei!'

Mir standen die Haare zu Berge, Lisebethli: denn im nemlichen Augenblick hab' ich wieder den leisen, schmerzlichen Seufzer gehört, wie vor vierzig Jahren vor der Jungfer Kleve ihrer Kammerthür, und ich bin in die Krankenstube geeilt, weinend und zitternd auf meine Kniee gesunken und hab' in einem fort beten müssen: ‚O Herr, geh' nicht mit uns ins Gericht!' Als ich mich wieder erhob und ans Bett getreten, ja, da lag die gute Frau Pastorin mit gefalteten Händen still und wehmüthig lächelnd vor mir; sie hatte überwunden, der Herr hatte ihre arme Seele erlöst! Amen."

Die Bäsi schwieg hier, noch schmerzlich bewegt von den Ereignissen der letzten Tage; auch Lisebethli war tief erschüttert und weinte still vor sich hin. Endlich stand es auf, faßte die Bäsi bei der Hand und sagte unter Thränen: „Dank Bäsi, gute Nacht."

Am andern Morgen stand die liebe Sonne schon hoch am Himmel und erleuchtete das kleine Dachstübchen mit ihrem goldenen Strahl; aber die Bäsi schlief noch so fest und so gut, denn sie hatte in den letzten acht Tagen zuerst bei der Kranken und dann bei der Todten gewacht. Als sie endlich die Augen aufschlug, da stand Lisebethli mit heiterm Angesicht vor ihrem Bett und blickte sie so ruhig und freundlich an, daß es der Bäsi ganz wohl ums Herz geworden, denn sie wußte nun schon, was die Glocke geschlagen.

„Bäsi," sagte das Mädchen gerührt, „vergelt's euch Gott, daß ihr mich so treu gewarnt und mir wie ein guter Engel zur Seite gestanden. Heute früh, während ihr noch so gut geschlafen, bin ich zu Frau H. . . . gegangen und habe ihr gesagt, wie sündhaft es von mir wäre, wenn ich die kranke Mutter verlassen und sie im Spital fremden, lieblosen Händen übergeben würde; wie ich fest entschlossen sei, meine Kindespflicht getreu bis ans Ende zu erfüllen, und also ihrem Fritz herzlich für seinen Antrag danke, aber ihn noch nicht annehmen könne."

„Gottlob!" sagte tief aufathmend die Bäsi, „und was hat Fritzens Mutter geantwortet?"

„Es sei ihr leid, daß ich mein Glück so von mir stoße; aber sobald ich entschlossen sei, die Mutter nicht von mir zu lassen, so könne natürlich keine Rede mehr von der Heirath sein."

„Nun, die Mutter und der Sohn mögen brave Leute sein, ich habe nichts dawider; aber fromm sind sie nicht, Lisebethli, sonst hätten sie nicht von dir verlangt, daß du Gottes Gebot übertreten sollst und hätten gewußt, daß der Eltern Segen den Kindern das Haus baut, und wie es nur denen wohlgeht auf Erden, die den Herrn fürchten und seine Gebote halten."

Lisebeth hat das Opfer nie bereut, das sie ihrer Mutter gebracht; in treuer Liebe hat sie bis an's Ende die arme Kranke gepflegt und auf dem Herzen getragen, und der Herr hat sie reichlich gesegnet, nicht mit irdisch vergänglichen Gütern, aber mit seiner Gnade und seinem Frieden;—sie hat christlich gelebt und ist selig gestorben. „Und glaub' mir, Lisebethli, darauf allein kommt's an; alles andere ist Staub und Asche," hat die Rothusbäsi oft zu ihr gesagt.

Königin Victoria

Von C. A. Thomas.

Dieses nette Bild stellt uns eine in der Geschichte sehr bedeutende Person vor, und die vielen Leser des Magazins sind gewiß auch froh, Dies und Das von ihr zu hören.

Königin Victoria wurde geboren den 24. Mai 1819. Dieser Tag wird ihr zu Ehren in ihrem ganzen Reiche alljährlich gefeiert. Ihr Vater war Herzog von Kent (ein Sohn von Georg III.) Sie war sein einziges Kind. Im Jahre 1837 wurde der britische Thron vacant durch den Tod ihres Oheims, Wilhelm IV., und Victoria bestieg denselben am 20. Juni desselben Jahres. Ihre Krönung geschah unter großem Prunk und irdischer

Herrlichkeit, ihre Krone allein, aus Gold und äußerst werthvollen Edelsteinen künstlich verfertigt, ist Millionen von Dollars werth. Der Hauptwohnsitz der Königin ist in der großen Weltstadt London.

Großbritannien, welches England, Schottland und Irland nebst einer großen Anzahl Colonien in sich faßt, die in verschiedenen Welttheilen liegen, ist so groß, daß darauf die Sonne eigentlich nie untergeht. Bekanntlich gehörten ja auch die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika einmal zu diesem Reiche, bis dieselben in 1776 unabhängig wurden.

Von ihren Unterthanen wird Königin Victoria sehr geliebt und hoch geachtet, wie auch von andern Völkern anderer Länder. Ihr Gatte, Prinz Albert, ist schon vor vielen Jahren verstorben, dessen Tod sie noch heute tief betrauert.

Trotz ihres hohen Standes, Reichthums und großen Einkommens ist Victoria eine fromme, gottergebene Frau, die sehr viel Gutes thut für die Armen, und zur Unterstützung von christlichen Anstalten. Es sind viele Beweise vorhanden, welche zeigen, daß sie Jesum liebt, Gottes Wort hoch schätzt und bestrebt ist, sich eine Heimath im Himmel zu sichern.

Einige interessante Episoden aus dem Leben dieser großen Frau dürften vielleicht hier gut angebracht sein.

Königin Victoria, wie ihr Mann, hielten sehr auf gute Zucht im heimathlichen Kreise. Einmal war die jetzige Frau des deutschen Kronprinzen (als sie noch klein war) ziemlich halsstarrig, aber ihre Mutter Victoria trat nach der Art echter Mutterliebe mit Ernst und Weisheit entgegen. Die „Nurse" hatte der Prinzessin immer Morgens die Strümpfchen angezogen. Als das Kind alt genug war, dies selbst zu besorgen, befahl die Königin, man solle der Prinzessin die Strümpfe nur reichen, sie solle dieselben selbst anziehen. Die Kleine aber streckte nach Gewohnheit ihre Füßchen hin, und zeigte, daß sie nicht geneigt sei, sich den Befehl der Königin gefallen zu lassen. Die Strümpfe blieben auf dem Bettchen liegen. Die „Nurse" wagte nicht, ihrer Instruktion zuwider zu handeln. Die junge Hoheit zog ihre Strümpfe nicht an. Die Zeit verging.

Die Kleine wurde hungrig und forderte ihr Frühstück. Es wurde der Königin die Sache gemeldet, und der Befehl kam zurück: Die Prinzessin solle ihr Frühstück erhalten, sobald sie sich ihre Strümpfe selbst angezogen haben und aufgestanden sein würde. Das Kind weinte; aber stärker als der Hunger war der Eigensinn. Die Strümpfe blieben unberührt auf dem Bett liegen. Es wurde Mittag. Die kleine Prinzessin lag schmollend im Bett, sie gab sich Mühe vor Trotz zu weinen, es kamen aber keine Thränen. Nun sah sich die Königin nach ihrem Töchterlein um. „Vom Essen kann nur dann die Rede sein," sagte sie, „wenn du selbst deine Strümpfe angezogen hast." Dann verließ sie in strenger Haltung das Gemach. Es war ein strenges Wort, welches wohl den Eigensinn hätte brechen können, aber dieser stieg in dem kleinen Trotzkopf auf den höchsten Grad. Die Strümpfe wurden nicht angezogen, aufgetischt wurde aber auch nicht. Endlich, am Abend nach sieben Uhr wuchs der Hunger über den Eigensinn hinaus. Die Füße wurden bekleidet, und dann dauerte es nicht lange, so stand die kleine Victoria fix und fertig da. Nun meldete man den hohen Eltern, die Prinzessin sei nicht mehr u n gezogen, sondern richtig a n gezogen, und frage um Erlaubniß, frühstücken zu dürfen.

Die Königin kam sogleich selbst. „Es freut mich," sagte sie gütig, doch sehr ernst, „es freut mich, daß du dich endlich überwunden hast, Victoria, denn dein Name heißt Siegerin. Aber die Zeit des Frühstücks ist vorüber. Es ist Zeit, zu Bett zu gehen, ziehe dich aus und lege dich wieder hin. Morgen früh wirst du frühstücken! Punktum."

Das beweist doch sicherlich, daß die Königin ihre Kinder, trotz ihres hohen Standes, nicht verzärtelte, und tausende von Frauen jeden Standes könnten an diesem entschiedenen Vorgehen eine tüchtige Lection lernen.

Wie es die Königin Mutter mit ihrer kleinen Victoria verstand, so verstand es auch der Prinz Albert, ihr Gemahl, mit dem ältesten Söhnchen, mit dem, der jetzt der englische Kronprinz ist. Die Geschichte ist wohl nicht neu, aber zu gut, um nicht hier wieder erzählt zu werden. Die englischen Kronprinzen führen seit alten Zeiten immer den Titel: „Prinz of Wales." Eines Tages stand derselbe im Schloß Windsor an seines Zimmers Fenster, welches bis auf den Fußboden reichte. Er sollte seine Lection auswendig lernen, schaute aber statt dessen hinaus auf den Park und trommmelte mit seinen Fingern an den Scheiben. Seine Erzieherin merkte die Unart, und bat ihn freundlich, an seine Aufgabe zu denken. Der kleine Prinz sagte: „Ich mag nicht." „Dann muß ich Sie," sagte die Gouvernante, „in die Ecke stellen." „Ich w i l l nicht lernen," antwortete in keckem Trotz der Kleine, „und muß n i c h t in der Ecke stehen, denn ich bin der Prinz von Wales." Indem er dies spricht, stößt er mit dem Fuß eine Fensterscheibe hinaus. Da erhebt sich die Erzieherin von ihrem Stuhl und sagt: „Prinz, Sie müssen ihre Lection lernen, oder ich muß Sie in die Ecke stellen." „Ich will aber nicht!" sagte der junge Herr und stieß eine zweite Fensterscheibe hinaus. Das Fräulein klingelt. Es kommt ein Kammerdiener. Durch diesen läßt sie dem Vater des Prinzen melden, sie bäte, daß sich Seine königliche Hoheit herüber bemüheten, weil sie in dringenden Angelegenheiten des Erbprinzen mit ihm zu sprechen habe.

Ohne Zögern erscheint der edle Prinz Albert, und läßt sich alles, was soeben vorgegangen war, erzählen. Hierauf wendet er sich an den kleinen Schlingel, und indem er auf eine kleine Fußbank deutet, sagt er: „Setze dich einmal hierher und warte, bis ich wiederkomme."

Was wird der Vater jetzt holen? Er kommt von seinem Zimmer zurück mit — einer Bibel.

„Höre nun," beginnt er zu seinem Kinde, „was der

heilige Apostel Paulus dir und anderen Kindern deiner Art sagt." Hierauf liest er das Wort Gal. 4, 1 u. 2, wo es heißt: Ich aber sage, so lange der Erbe ein Kind ist, so ist zwischen ihm und einem Knechte kein Unterschied, obwohl er ein Herr ist aller Güter. Sondern er ist unter den Vormündern und Pflegern, bis auf die bestimmte Zeit vom Vater.

„Es ist wahr," fährt Prinz Albert fort, „du bist mein Sohn, der Prinz von Wales, und wenn du dich gebührend aufführst, dann kannst du ein vornehmer Mann sein, du kannst einmal nach dem Tode deiner Mutter, die uns Gott lange erhalten wolle, König von Britannien werden. Aber jetzt bist du noch ein kleiner Knabe, der seinen Vorgesetzten und Pflegern gehorchen muß. Wer nicht selbst Gehorsam lernt, kann später nicht Regent sein und Gehorsam von Andern erwarten.

Ueberdies muß ich dir noch ein alttestamentlich Wort eindringlich machen, das der weise König Salomo Spr. 13, 24 sagt: Wer seiner Ruthe schonet, der hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtiget ihn bald."

Darauf zog der Vater eine Ruthe hervor und züchtigte den jetzigen Thronfolger von England in empfindlicher Weise, stellte ihn dann in die Ecke und sagte ganz ruhig und fest: „Hier bleibst du so lange stehen und lernst deine Lection, bis deine Erzieherin dir erlaubt, wieder hervorzutreten. Und merke was ich dir jetzt noch sage: Vergiß nie wieder, daß du jetzt unter Vormündern und Pflegern, sowie künftig unter dem von Gott gegebenen Gesetze stehst."

Besonders streng war die Königin Victoria in der Beobachtung des Sonntags. Kurz vor ihrer Thronbesteigung stellte sich einer ihrer Cabinetssekretäre bei ihr im Buckingham Palast vor, um einige Staatsangelegenheiten mit ihr zu besprechen, und zwar an einem Sonntag Nachmittag.

„Sind die Geschäfte sehr dringend, oder können sie bis Montag früh aufgeschoben werden?" fragte die Königin.

„Ganz gut," war die Antwort des Ministers.

„So müssen Sie unter allen Umständen warten," fuhr sie fort, und dabei blieb es.

Ein andermal bemerkte sie bei einer musikalischen Aufführung im Schloß zu Windsor, daß einer der deutschen Musiker, welcher zur Privatcapelle ihrer Majestät gehörte, an seinem Platze fehlte. Sie erkundigte sich sofort bei dem Capellmeister nach dem Grund seiner Abwesenheit.

„Er hat unsere Gesellschaft verlassen," erwiderte dieser etwas verlegen.

„Warum?" forschte jene weiter.

„Weil ich mich genöthigt sah, ihm aufzukündigen."

„Und warum das?" frug sie unermüdlich fort.

„Weil er der Musikprobe, die ich für den letzten Sonntag anberaumt hatte, nicht beiwohnen wollte," sagte jener.

„Augenblicklich nehmen Sie ihn wieder auf und lassen nie wieder am Sonntag Probe halten," lautete der Bescheid der frommen Königin.

Wir könnten fortfahren, die Leser durch ähnliche Stücke aus dem Leben dieser guten Frau zu unterhalten, allein des Raumes wegen müssen wir abbrechen. Die Königin Victoria hat bald fünfzig Jahre eines der größten Länder der Erde mit großem Erfolg und Segen regiert; und so lange ein Volk solche Regenten hat, dürfte es wohl zufrieden sein und Gott danken.

Das Kameel.

Seine Bedeutung für das Völkerleben.

Jedes Volk der Erde hat seine ihm befreundeten Hausthiere, welche seine unentbehrlichen Gefährten sind. Was dem Europäer seine Pferde sind, das finden die nordischen Völker in ihren Rennthieren; aber unentbehrlicher als jene ihren Eigenthümern sind, ist dem asiatischen und afrikanischen Nomaden sein Kameel. Auch ist dasselbe in seiner ganzen Geschichte von größerer Bedeutung als jene Beiden, denn es ist in der Völkergeschichte ein Faktor gewesen, wie kein anderes Thier es war oder sein konnte. Daher hat es seine ursprüngliche Heimath auch in der Oertlichkeit, in welcher der Mensch ausschließlich auf ein Wanderleben angewiesen ist, nemlich in den arabischen Hochlanden, welche der Araber heute noch mit Stolz "Om el Bel," d. i. „die Mutter der Kameele" nennt.

Im Morgenland hat die Bildungsgeschichte des Menschen ihren Anfang genommen, und zwar schon darin, daß sich dort alle Bedingungen darin vereinigten, um die Zucht des ganzen Geschlechtes der Heerdenthiere im Hirtenleben zu begründen, und so den Menschen aus dem rohen Zustande des Jagdkampfes gegen die Thiere auf eine höhere Stufe zu erheben. Kein Thier bot dem Wüsten- und Steppenländer bessere Eigenschaften und Vortheile an, als das Kameel, denn es war kein anderes, welchem die Landschaft bewohnbar war; zudem war es ein Hausthier, mit solcher Hingebung an den Menschen begabt, daß demselben auch rein gar kein selbstständig wilder Naturzustand mehr übrig blieb, daß es dem Menschen ganz unterthan, sein Ernährer, Freund und Gefährte in der Abgeschiedenheit seines Wanderlebens geworden ist.

Welche unersetzlichen Vortheile gewährt dem Beduinen

der Wüste sein Kameel! Die für jeden Anderen unnahbare Sandwüste, welche kein Eroberungszug feindlicher Macht zu bezwingen und zu behaupten vermag, ward dadurch dem Beduinen zur glücklichen, besungenen und vielfach gepriesenen Heimath, daß der Besitz dieses Wüstenthieres die Befriedigung aller seiner Bedürfnisse in sich schloß. Durch sein flüchtiges Reitthier „Hadjin," d. i. der Renner, das Dromedar, entgeht er jeder Gefahr der Verfolgung, und so wird ihm das Wüstenland zur sicheren Freistadt, schwerer zugänglich, als die eisigen Bergfirsten der Kaukasier oder Himelaya-Bewohner. So wird der Beduine — Bedjat — Wüstenbewohner, zum Manne der wildesten Unabhängigkeit. So besingt das Gedicht des wildesten Beduinen seiner Zeit, Schanfara, eines Zeitgenossen Mohamed's, die Wüste und das Wüstenleben in folgenden Worten:

Nomadenfamilie.

„Alles ist bereit, das Nachtgestirn strahlt, die Kameele sind gerüstet, sie sind bereit aufzubrechen, wohin es auch sei; schon liegt der Sattel auf dem Rücken.

Ich suche in der Ferne ein Asyl, wo keine Verfolgung; ich kenne die Einsamkeit, in der sich Jeder vor dem Haß der Seinen verbergen kann. Dahin! Dahin!

Nie wird dem Klugen die Erde zu enge, da immer die Nacht die Bahn zeigt. — —

Ich fühle mich verlassen von jenen Menschen, die man durch Wohlthaten nicht bezwingen konnte, deren Nähe keine Reize gewährt.

Ihren Mangel spüre ich nicht, wenn mich nur Dreierlei nicht verläßt:

Mein unverzagtes Herz! Mein funkelndes Schwert! Mein langer, mächtig schwirrender Bogen, wenn er seine Pfeile schnellt. — —

Ich bin nie unbewaffnet, meine Seele nie ohne Muth.

Ich besiege den Hunger durch leere Vertröstungen, bis er zuletzt zu Nichts wird, und meine Gedanken ganz anderes Ziel gewinnen.

In Gefahr.

Ich verschlucke den dürren Staub der Erde ohne Feuchte, und will den Retter nicht, der durch seinen Trunk mir zu gebieten sucht.

Ich kann Alles erdulden, nur keinen Schimpf kann meine Seele er-

tragen! — Wie ein hungriger Wolf ziehe ich in der Morgenfrühe von Wüste zu Wüste.

Den grimmigen Hunger packe ich zusammen in meine Eingeweide, wie die Land hundert Fäden in sich zusammenfaßte. — Da ist Erde mein Bette, ausgestreckt auf den Rücken, aus dem die dürren Wirbelknochen hervortreten.

Ich bin der Sohn der Geduld! —"

Aber in diesem Wüstenleben kann das Kameel das Lied mitsingen, und so wird er zum freien Sohn der Wüste.

Eine Karavane.

Wie der Araber keine andere Frucht bedarf, wo er den Baum der Wüste hat, die Dattelpalme, so kein anderes Hausthier, als das Kameel der Wüste. Eine Handvoll Datteln und die Kameelmilch, die ihm Beide täglich liefern, ist all' sein Lebensbedarf. Und gleich genügsam ist das Kameel in seinen Ansprüchen. Hinreichende Nahrung gewährt ihm auch noch die ödeste Fläche mit ihrem harten, holzigen Gestrüpp, in den Salzpflanzen, Disteln und Tamariskennadeln; ja selbst der dornige Akazienstrauch, den jedes andere Thier verschmäht, sowie der steinige Dattelkern, den es mit seinem knorpeligen Gebiß noch zu zermalmen vermag, wird von ihm nicht verschmäht. In der Regel braucht der Araber für kein Futter besorgt sein, indem das Kameel in einigen Stunden Freiheit sich selbst die sparsamen Kräuter zwischen Sand und Klippenspalten zusammensucht. Trank aber ist ihm unter allen Thieren des Festlandes am wenigsten Bedürfniß, denn der Magen des Kameels enthält allein unter allen Wiederkäuern in einer Abtheilung ein eigenthümliches Gewebe, in welchem sich, wie in einem Schwamme, das Wasser auf längere Zeit frisch und unvermischt erhält. Ist aber einmal diese Quelle versiegt, dann hebt das Kameel den gekrümmten Hals, schnaubt mit den weitgeöffneten Nasenflügeln des emporgereckten Kopfes, und saugt aus weiter Ferne den sonst unwahrnehmbaren Dunst der Wasserstelle ein. Dann aber folgt auch das sonst sanfteste und fügsamste Thier der Schöpfung nur noch seinem Instinkte, und stürzt, alle Fesseln sprengend, mit unwiderstehlicher Gewalt der Gegend zu, welche das rettende Wasser birgt.

Auf das Allerinnigste ist dieses dem Araber unentbehrliche Thier mit der Sitte und Lebensweise, ja selbst mit der Religion dieses Volkes verbunden. Kameel und Dattelpalme sind ihm, wie die religiöse Sage lehrte, aus Allah's Händen selbst, aus demselben Thon wie Adam geformt, aus dem Paradiese in das irdische Leben mitgegeben, und beide gehören in dem zukünftigen Leben wieder mit zu seinem Paradiese. Vom Kameel herab verkündigte Mohamed seine Gesetzgebung, wie noch heute auf dem Arafet das Kameel die Kanzel der Jahrespredigt des Kadhi an das versammelte Moslemvolk ist. Wo das Kameel des Propheten auf der Flucht nach Medina lagerte, ward die erste Moschee erbaut, und auf seinem Kameel El Borak soll Mohamed selbst in den Himmel geritten sein.

Ja, so weit ist die Einigkeit zwischen Kameel und Araber, daß Keines ohne das Andere leben kann. Ein Kameel umbringen ist ein Vergehen wie Brudermord, und kann nur durch Blutrache gesühnet werden. Mit seinem Kameel theilt der Araber, was ihn selbst betrifft, Speise und Trank, Arbeit und Ruhe, Freude und Leid, Leben und Tod. Deßhalb richtet er sich auch in allen Dingen nach seinem Kameele, und reist darum nur Nachts, weil das Kameel Nachts nicht frißt und ihm der Tag zur Weide bleiben soll. Es wird nie geschlagen, und wenn es knieend belastet ist, nie zum Aufstehen gezwungen, sondern durch liebende Worte aufgemuntert. Durch Mißhandlung seines Kameels würde sich der Araber selbst entehren. Ohne Zaum, ohne Zügel und ohne Gebiß lenkt er es auf allen Reisen, und zu Grobheiten kommt es nie.

Schönes ist am Kameel nichts als der lebendige, milde, empfindungsvolle Blick seines großen, mit langen Wimpern beschatteten Auges, ein Zeugniß des nicht geringen Maßes an Einsicht; daher dann auch die sichtbaren Eindrücke, welche gute Worte, Liebkosungen, Musik und Gesang auf das Thier hervorbringen. Lobt man es, dann preßt es die Lippen zusammen und streckt den Kopf

als wie zum Kusse gegen den Lobenden hin. Wenn es auch noch so ermüdet ist, singt ihm sein Führer ein Lied, dann vergißt es alle Müdigkeit, und eilt mit verstärkten Schritten dem Ziel entgegen. Wird es überladen, dann steht es nicht auf, denn es nimmt keine größere Last, als es bequem tragen kann; kein Schelten, Schlagen oder Stoßen kann es bewegen, mit einer Last aufzustehen, welche es nicht einen Tag zu tragen vermag. Ein herzbrechendes Jammergeschrei ist das Zeichen seiner Unvermögenheit, und dann muß einfach abgeladen werden.

Dem Instinkt des Kameels kann der Reisende mehr

Eine Oase.

als sich selbst vertrauen; ohne Leitung legt es den Weg seiner Bestimmung zurück. Ist es einem Führer anvertraut, der des Weges unkundig ist und verirrt, dann braucht er nur das Leit-Kameel frei machen und ihm folgen, es bringt ihn sicher auf den rechten Weg zurück. Ist der Elephant stärker, so ist er auch heimtückischer und ist ihm nicht zu trauen.

Ist der Reisende an seinem Reiseziel, ruft er nur Kori! Kori! sofort beugt das Kameel seine Kniee, und fällt mit dem ganzen Gewicht seiner Last auf die Gelenkschwielen nieder, ohne Verletzung und ohne Schmerz von dem Stoß, und kann so bequem abgeladen werden; die Ballen oder

Tonnen bleiben stehen, das Thier erhebt sich, geht auf die Weide, und wenn etwa die Zeit zur Weiterreise gekommen ist, legt es sich wieder an denselben Platz, um beladen zu werden. Zwei Männer sind im Stande in einer halben Stunde zwanzig dieser Wüstenschiffe zu beladen.

Das afrikanische Laufkameel vermag, wenn es Eile hat, und der Führer ein vertrauter ist, die ungeheure Strecke von Tombuktu nach Darha in 7—8 Tagen zurückzulegen. Es gilt hier sprichwörtlich die orientalische Ausdrucksweise: „Wenn du einem Renner begegnest und begrüßest den Reiter mit Salem Alik, so ist er, ehe er dir antworten kann, schon wieder aus den Augen, denn so schnell ist er, wie der Wind!" Man führt Beispiele an, daß ein Courier die Strecke von 120 englischen Meilen zurückgelegt habe in einem Tag, und das mehrere Tage hintereinander. Kein anderes Thier der Welt könnte das in dieser Wüste fertig bringen, denn es liegen oft 20—60 Fuß hohe Sandwellen im Weg, welche überschritten werden müssen, da muß oft der Reiter absteigen und das Kameel beim Schwanz erfassen und anhalten, daß es sich an den Abhängen nicht überstürzt, wenn es die Steilseite hinabgeht. Fast jeder Karavanenzug läßt ein oder mehrere Kameele in der Wüste zurück, welche sich im Fallen wehe gethan, diese werden dann den Hyänen zur Beute, und die sauber benagten Knochen bleichen am Wege in der Sonne. Gar viele der Wüstenbewohner sammeln sogar den Dünger, und treffen Vorkehrungen, daß derselbe auf der Reise nicht verloren geht, denn Abends ist er zur Feurung das einzige Mittel und muß zur Bereitung des Nachtmahles dienen.

Humboldt hat der Kameelzucht besondere Studien gewidmet, und er besprach die Einführung dieser Thiere in die trockenen Gegenden Mittel- und Südamerikas als eine sehr vortheilhafte, denn die durch Steppen getrennten Länder würden durch den Gebrauch von Kameelen einander näher gerückt; doch mag es leicht sein, daß mit der Zeit, wenn diese Länder der höheren Civilisation einmal näher rücken, einen namhaften Ersatz finden im Dampf, dessen Wirksamkeit eben auch erst der Neuzeit bekannt geworden ist.

Noch ein Punkt bleibt uns zu beschreiben übrig, ehe wir diesen Artikel schließen können. Von der wunderbaren Einrichtung des Wasserbehälters meldeten wir oben. Muß das Kameel längere Zeit anstrengend arbeiten und dabei an Nahrung Mangel leiden, dann beginnt sich sein runder, fleischiger Buckel zu verkleinern; die Abzehrung desselben ersetzt die mangelnde Nahrung; denn es ist dieser Fettbuckel eine Vorrathskammer auf dem Rücken, die ihm die Natur, wie den Wassersack im Magen, zu seiner Wüstenheimath mitgegeben hat. Ist dieser Vorrath aufgezehrt, so muß das Kameel zwei bis drei Monate völlige Ruhe haben, um sich wieder zu erholen. Und doch bekommt man nur selten ein wirklich gut genährtes Kameel zu sehen, denn das gute Thier steht beständig in Plage und Arbeit. Nur im Innern der Wüste, wo der reiche Beduine Kameele in Heerden, blos um die Rasse fortzupflanzen, hält, sieht man das Kameel in dem Stande, in welchem es eigentlich überall sein sollte.

Wie tief das Kameel in das Leben der Wüstenbewohner verwickelt und verbunden ist, sieht man am Besten, wenn man die Gedichte und Lehren der ersten Männer jener Länder liest; da heißt es z. E.: „Die Weisheit ist das verlorene Kameel der Gläubigen," d. h. der Gläubige sucht Weisheit so eifrig wie der Beduine sein verlorenes Kameel. Von Gott singen sie: „Der, welcher Wolken als geordnete Kameelreihen des Himmels lenkt." Oder: „Er zog mich, wie das trunkene Kameel am Stricke zu sich zurück." Selbst Werke des Gottesdienstes und der Abbüßung seiner Sünden, wälzt der Araber gemüthlich auf seinen Liebling „mit dem starken Buckel," das Kameel, welches die Sünden auch bequemer tragen kann.

Beispiele von Beharrlichkeit.

I.

Elihu Burrit, der gelehrte Schmied und Friedensapostel, schrieb die an das Wunderbare grenzenden Erfolge seiner Sprachstudien nicht etwa angeborenem Genie zu, welches er entschieden ableugnete, sondern einfach der sorgfältigen Benutzung seiner Zeit. Während er sein Brod als Grobschmied verdiente und meist zehn Stunden täglich den Hammer schwang, erlernte er nach und nach etwa zehn alte und neue Sprachen. Die fast übermenschlichen Anstrengungen, die er gleichzeitig Körper und Geist zumuthete, hatten häufig Kopfschmerz und andere Beschwerden zur Folge. Dennoch schonte er sich nicht. Ein Wunder, daß er nicht seine Gesundheit zerstörte. Sein Tagebuch aus dem Jahre 1837 gibt merkwürdige Aufschlüsse. Wir theilen folgende Aufzeichnungen aus demselben mit:

„Montag, 18. Juni. Kopfschmerz; 40 Seiten von Cuviers Theorie der Erde; 64 Seiten Französisch gelesen; 11 Stunden geschmiedet. Dienstag. 65 Zeilen Hebräisch, 30 Seiten Französisch, 10 Seiten Cuviers Theorie, 8 Zeilen Syrisch, 10 Zeilen Dänisch, 10 Zeilen Böhmisch, 9 Zeilen Polnisch gelesen, 15 Namen von Sternen auswendig gelernt, 10 Stunden geschmiedet."

Dieser Mann schreibt an einen Freund: „Alles was ich schon erreicht habe oder noch zu erreichen hoffe, schulde ich und werde ich schulden jenem mühsamen, geduldigen, beharrlichen Prozesse des Wachsthums, welcher den Ameisenhügel häuft, Theilchen zu Theilchen, Gedanken zu Gedanken, Thatsachen zu Thatsachen fügt."

Gewiß, Walther Scott hatte Recht, als er einst in sein Tagebuch schrieb: „Unsere Zeit ist wie unser Geld. Wechseln wir eine Guinee, so gehen uns die Schillinge,

wir wissen nicht wie, fort; verderben wir unsern Tag des Morgens durch Nichtsthun, so verlieren die übrigen Stunden ihre Wichtigkeit in unsern Augen."

II.

Die Geschichte von Timur, dem Tartarenführer, der auf der Flucht in eine Höhle gerieth und hier durch die Beharrlichkeit einer Spinne zu einem erneuerten glücklichen Schlage gegen seine Feinde ermuntert wurde, ist allgemein bekannt. Nicht weniger merkwürdig und lehrreich ist ein Ereigniß in dem Leben des amerikanischen Naturforschers Audubon, des bekannten Vogelkundigen, welches er selbst, wie folgt, erzählt:

„Ein unglücklicher Zufall, welcher mir mit 200 meiner Originalzeichnungen begegnete, hätte beinahe meinem Forschen auf dem Gebiet der Vogelkunde ein Ziel gesetzt. Ich werde denselben hier erzählen, blos um zu zeigen, bis zu welchem Grade die Begeisterung — denn anders kann ich meine Ausdauer nicht nennen — dem Freunde der Natur Kraft zu geben vermag, die abschreckendsten Hindernisse zu besiegen.

Ich verließ das in Kentucky am Ohiostrande gelegene Dorf Henderson, wo ich einige Jahre gewohnt hatte, um eine Geschäftsreise nach Philadelphia zu machen. Bevor ich abreiste überzeugte ich mich von dem guten Zustande meiner Vogel-Zeichnungen, die ich während dieser Jahre ausgeführt hatte, legte sie sorgfältig in eine hölzerne Schachtel und übergab sie einem Verwandten zur Aufbewahrung, mit der dringenden Weisung, darauf zu achten, daß sie keinen Schaden nehmen. Meine Abwesenheit dauerte mehrere Monate. Nachdem ich heimgekehrt war und mich mehrere Tage den Freuden der Heimath hingegeben hatte, fragte ich nach meiner Schachtel und ihrem für mich unschätzbaren Inhalte. Die Schachtel wurde gebracht und geöffnet, aber stelle dir, lieber Leser, meine Bestürzung vor: ein Rattenpaar hatte, von ihrem Inhalte Besitz ergriffen und zwischen den zernagten Papierstücklein eine Familie großgezogen! Nahezu tausend Abbildungen von Vögeln waren mit einem Schlage zerstört! Die brennende Hitze, die augenblicklich mein Gehirn durchschoß, war zu groß, um nicht mein ganzes Nervensystem zu erschüttern. Ich brach beinahe zusammen und war so erschöpft, daß ich mehrere Tage und Nächte hintereinander schlief, ehe ich wieder zu mir kam. Nach diesen Tagen der Vergessenheit fand ich, dank meiner kräftigen Natur, meine alte Thatkraft wieder zurückgekehrt. Ich nahm eine Jagdflinte, mein Skizzenbuch und meine Bleistifte zur Hand und schritt so seelenvergnügt in die Wälder hinaus, als wenn nichts geschehen wäre. Der Gedanke, daß die neuen Zeichnungen besser gelingen möchten als die zerstörten, stimmte mich glücklich, und nach drei Jahren erneuter rastloser Arbeit hatte ich den erlittenen Verlust wieder ausgeglichen."

Ein Orkan.

Erzählt von einem Augenzeugen.

Wir standen beisammen in einem Felde im Schatten eines Baumes und erfreuten uns an der Herrlichkeit der Natur. Die Sonne schien so lieblich; Alles war so friedlich, einladend und bezaubernd, daß ich fast gezwungen fühlte, zu sagen: „Kann es etwas Herrlicheres geben, als diesen Genuß? In diesen Tagen ist der Landmann ein Fürst, und sein Stand ist beneidenswerth, denn die ganze Natur zahlt ihm Tribut, und selbst der Vogel im Gipfel des Baumes singt ihm seine süßeste Melodie. Jeder ins Frühlingsgewand eingekleidete Baum winkt ihm ein ‚Glück zu!' entgegen."

Es war aber auch eine paradisische Gegend. Wer sich vom Getümmel der Stadt zurückziehen wollte, fand hier seine Ruhe; wer seinen Lebensabend im Frieden zubringen wollte, fand hier seinen Vergungsort. Alles schien so friedlich, so liebevoll und so schön.

Sieh dort!

Was denn? Eine kleine Wolke erhob sich plötzlich am blauen klaren Horizont. Du hast ähnliche Wolken schon hundertmal gesehen in deinem Leben, ohne dieselben zu beachten; ich hätte diese auch jetzt nicht beachtet, wenn nicht einige andere Umstände eingetreten wären, welche meine Aufmerksamkeit fesselten. Im nahen Felde weidete nemlich ein Pferd, welches eben jetzt seinen Kopf aufhob, nach der kleinen Wolke blickte, seine Nüstern weit öffnete und dann jenes eigenthümliche Wiehern vernehmen ließ, welches den Pferden eigen ist, wenn sie Gefahr wittern. Im nemlichen Felde weideten Schafe, welche dieses Wiehern zu verstehen schienen, denn sie sammelten sich in einen Haufen und trieben nach der Zaunecke, wo sie sich zusammen drängten, wie Schafe es thun, wenn Gefahr im Anzug ist.

Was ist denn das?

Jetzt erst bemerkten wir, daß es auf einmal ganz unheimlich stille wurde; der Gesang der Vögel war verstummt und keiner war zu sehen; es schien fast, als hätten sie ihre Lagerstätten aufgesucht und bereiteten sich für die Nacht, und doch war es erst gegen zwei Uhr.

Was hat denn all dieses zu bedeuten?

Sieh die Wolke! Richtig, die kleine Wolke, welche wir im Südwesten aufsteigen sahen, hatte sich hundertfach vergrößert; über uns, und nach dem Norden zu, hatte der Himmel eine ganz todtenblaue Färbung angenom-

men, und hinter uns im Osten waren auf einmal die Sonnenstrahlen ganz blendend helle, als schienen sie an ein Glas. Die Wolke hatte ihre Farbe verändert und sich von einer Nebelfarbe ganz bleigrau gestaltet; in der Natur lag plötzlich etwas eigenthümlich Befremdendes, welches einen sonderbaren Druck ausübte, und Schweigen gebot. Die Wolke erhob sich höher und nahm nun eine schwarzblaue Färbung an und zog sich dichter zusammen. Während wir so hinstarrten, und Keiner ein Wort zu sprechen vermochte, brach die schwarze Masse mitten entzwei und es drängte sich eine weiße Wolke daraus hervor, aber mit der Schnelligkeit und der rollenden Bewegung des Rauches aus einem hohen Kamin. Siehe dort! Tausend feurige Blitze schienen nach allen Seiten zu sprühen, und doch hörte man keinen Donner. Auf einmal vernahm man ein tiefes Tosen und Rollen; kein Wind bewegte sich, kein Laub rührte sich, und von uns Dreien wagte keiner ein Wort zu sprechen oder das Auge abzuwenden; aber in der Wolke sah man eine Bewegung, als wenn sich hundert Stürme um dieselbe stritten und sie zu zerreißen drohten. Wollte Gott es wäre ihnen gelungen!

Hinter uns war noch Alles Ruhe. Auf der Altane standen die Frauen, und in ihrer Mitte der silberhaarige Großvater; alle blickten nach der Wolke; dann rechts und links, als suchte das Auge einen Bergungsort vor Gefahr, und doch wußte eigentlich Niemand, was die Gefahr sein könnte.

Jetzt herrschte eine grausige Stille, kein Hälmchen zitterte, kein Laub rührte sich; das Pferd stand aufgerichtet, mit geöffneten Nüstern streckte es den Kopf weit vor und blickte unverwandt nach der Wolke; die Schafe bewegten sich im Kreise herum, als wollten sie noch dichter zusammen, aber kein Kopf war zu sehen. Die Vögel flogen in wildem Zickzack umher, als wenn sie den gefährlichen Krallen eines Raubvogels entrinnen wollten. Der Angstruf einer Amsel ertönte und aus hundert Kehlen kam die Antwort zurück; einige Vögel hoben sich plötzlich in die Luft, während andere ganz in unserer Nähe zu Boden fielen, als wenn eine Todesangst sie ergriffen hätte. Mir schien es, als stoße die Natur einen schweren Seufzer aus, ich fühlte Angstschweiß auf meiner Stirn und wußte doch nicht warum; ich fühlte die Erde zittern unter meinen Füßen wie ein Erdbeben—jetzt ein Getöse—ein Krach! Als ich mich erholt hatte, wollte ich aufstehen, aber ich fand mich in einen Graben eingezwängt und mit Schutt, Ruß und Staub bedeckt. Augen, Mund, Nase und Ohren mit Sand und Staub ganz vollgestopft, und ich fühlte, als wäre mir kein ganzer Knochen geblieben. Fünfzehn Secunden; mir schienen es fünfzehn Stunden gewesen zu sein! Die Luft war voller Zerstörung, und mir schien, ich läge in den Krallen eines hungrigen Tigers; trotz meiner Bemühung konnte ich fast nicht loskommen; ich schöpfte Athem wie ein Ertrinkender.—Es war todtenstille—nur ein nahes Aechzen, das an meine Ohren drang, trieb mich an, noch eine Anstrengung zu machen; ich stand. Als ich mir den Koth aus Mund und Augen gerieben, blickte ich um mich, aber welche Veränderung!

Ein Heer losgelassener Kobolde hätte in einer Woche keine solche Zerstörung fertig gebracht. Wo sind die Männer, welche bei mir waren? Meinen Bruder fand ich etwa zwanzig Ruthen in nordöstlicher Richtung, er hatte einen Beinbruch erlitten, den Schwager fand ich etwa zehn Ruthen südlich; er war verwirrt; beide Stiefel und sogar die Strümpfe waren fort; er konnte nicht klar werden, was eigentlich vorgefallen; erst als er seine Arme bewegen wollte, brachte ihn der Schmerz zur Besinnung. Da muß schleunigst Hülfe her; aber wo war das Haus, das noch vor zehn Minuten fast Neid in mir erregte? Fort, keine Schindel ist geblieben, nur der Keller zeigte mir, wo das Haus gestanden. Wo waren die Weiber und der alte Vater? Ich ließ die Beiden liegen und eilte der Richtung des Sturmes nach. In einiger Entfernung fand ich das Pferd, todt an einem Baume liegend; ich eilte weiter, und fand den alten Vater, unversehrt, aber so aufgeregt, daß er mich nicht kannte, und meinte, ich wolle ihn ermorden; ich half ihm auf und zeigte ihm, wo der Bruder lag, dann ging ich weiter. Jetzt kamen einige Schafe zurück, ihre Wolle war zerzaust und hing, wie gehechelt, zur Erde herab. In einiger Entfernung traf ich die Weibsleute unversehrt; sie saßen beisammen und machten ihre Kleidung zurecht; auch sie kannten mich nicht—nicht einmal meine Frau. „Fremder, was war das, das vorüberging?“ fragten sie. Ich half ihnen zurecht, gab kurzen Bescheid und führte sie ans—wo das Haus gestanden, zurück, ohne viele Worte zu verlieren. Wir schafften nun die beiden Verwundeten in den Keller, wo ich eine nothdürftige Hütte zuwege richtete und dann weiter ging, um zu suchen, ob nichts vom Haus zu finden wäre.

Die Sonne schien so freundlich; es ruhte ein stiller Friede über den Ruinen. Friede! welch ein Spott! Zäune, Bäume, Häuser, Vieh und was sonst, alles in buntem Durcheinander, und manches Stück Vieh im Tode ächzend. Der Tod hatte einen halben Meilen breiten und hundert Meilen langen Schwaden gemäht und alles unter seiner wuchtigen Sense niedergehauen, sogar das Gras, welches so schön grün gewesen, war wie im Feuer versenkt, oder als hätte der zornige Sensenmann seine Sense in Scheidewasser getaucht gehabt. Etwa eintausend Yards entfernt fand ich das Haus, oder wenigstens den größten Theil desselben, und machte Anstalt, das Nöthigste zurückzuschaffen.

Jetzt fand ich einen Spiegel, und ohne mich zu besinnen, blickte ich hinein. Kein Wunder kannte mich Niemand—ich war schwarz wie ein Kaminfeger, mit hie und da einem rothen Strich im Angesicht. Das ist mir das Wunderbarste bei der Geschichte; wo der Sturm all den Ruß gefunden, und wie er ihn aufbewahrt hatte, um mich damit zu dekoriren. Aber ich mußte dennoch lachen, und bei allem Elend konnte ich den komischen Gedanken

nicht verlieren, wo wohl die Stiefel hingekommen sein möchten. Es ist mir heute ein Räthsel, wie ein solcher Sturm Zeit fand, solche Verheerung anzurichten und zur nemlichen Zeit solche phantastische Streiche zu spielen.

Obwohl ich nun mit Staunen nachdenke und wundere, daß ich verschiedene Dinge nicht bemerkt habe, möchte ich die Erfahrung jener halben Stunde nicht noch einmal erleben, selbst wenn ich Gelegenheit bekäme, Alles genau zu beobachten. Einmal hat mich der Herr behütet, ein anderesmal möchte es nicht so gnädig ablaufen.

Was nun? Die Lebenden kommen ihre Todten zu suchen; man hat nicht Zeit zu weinen, denn die zerstreuten Sachen müssen gesammelt werden, und man legt Hand an, wo eben die Hülfe am nöthigsten ist. Wie ein Vogel sein zerstörtes Nest durch ein neues ersetzt, so gehen diese vom Unglück Betroffenen wieder muthig an die Arbeit, um noch einmal ein Heim zu gründen, hoffend und betend, daß Gott sie vor fernerem Unglück schützen möchte. Dieses sei auch unser Wunsch und unsere Bitte.

Abendläuten.

(Von Velten Hauch.)

Vom Berge tönet Glockenklang
Ins traute Thal hernieder,
In mancher Stub' erschallt Gesang,
Es klingen fromme Lieder.

In Mancher Stub' ertönt Gebet
Bei diesem Glockenklingen,
Und fühlbar Gottes Geist da weht,
Mit unsichtbaren Schwingen.

Es schweigt die Luft, es schweigt das Weh,
Bei diesem Beten, Singen.
Mein Aug' blickt in die Sternenhöh',
Wenn Abendglocken klingen.

Mein Geist der schwingt sich hin zu Gott,
Dem Schöpfer aller Dinge!
Du Glockenklang beim Abendroth,
Recht lange mir erklinge!

Kling' allen Menschen Ruh' und Glück!
Kling' Frieden allen Seelen,
Wenn Gott sie fordert einst zurück,
Damit dann mag nichts fehlen!

Ein Glücksblatt.

Von C. A. Thomas.

Glücksblätter, ja, die habe ich als Knabe (und auch noch in späteren Jahren) öfters gesucht, und zwar in den mit Blumen übersäeten Kleefeldern meines Heimathsortes. Was war das für ein emsiges, hastiges Suchen und freudiges Finden, wenn das Auge endlich einen Kleestengel entdeckte, dessen oberes Ende mit vier schönen Blättern geziert war! Das war ein „Glücksblatt." Triumphirend wurde es nach Hause getragen und den lieben Eltern gezeigt, und gefragt, was sie dächten, daß mir nun Glückliches wiederfahren werde? Es war so ein Stück Aberglauben aus alter Zeit, das will ich gern zugeben, allein eine gute Lehre ist doch in der Geschichte: Es heißt emsig gesucht, scharf umher gespähet, wenn man in dieser bösen Welt einen rechtlichen Vortheil zu erringen gedenkt. Kleeblätter (Stengel mit drei Blättern) hat's genug und genug, aber der Glücksblätter im Leben sind verhältnißmäßig wenige, und — sie müssen gesucht, sie müssen erarbeitet werden. Oder ist's wirklich wahr, daß wem's so bestimmt ist, dem fällt das Glück in den Schooß? Oder aber gibt es vielleicht gar Glückskinder—Sonntagskinder, denen alles im Schlafe zufällt? Sei dem wie ihm wolle, ich habe neulich unter Gottes leiten der Hand ein blumenduftendes Kleefeld „Kreuz und Quer" durchstöbert, und für die lieben Leser des Magazins ein echtes „Glücksblatt" in der Gestalt vier schöner Erzählungen gefunden, und ich kann nicht umhin, sie hier mitzutheilen. — Schauen wir das eine Blatt näher an, so steht links:

Eine Frage. — Und eine Frage war's. Am Fenster eines behaglich eingerichteten Zimmers nemlich saß eine

Dame in tiefer Trauer. Ihr gegenüber ein junger Mann in Seemanns-Uniform. Beide schwiegen — sie schienen sich Alles gesagt zu haben, was sie sich zu sagen hatten, und aus den Augen der Dame rollten langsam Thränen in die Falten ihres schwarzen Kleides.

Der junge Mann hatte ihr die letzten Grüße ihres Bruders gebracht, der auf seiner ersten Reise mit einem Kriegsschiff Sr. Majestät des Kaisers, auf dem er in Dienst getreten war, nachdem mancher Versuch zu anderen Carrieren mißlungen, gestorben war. Mit gesenktem Auge und zitternder Lippe hatte die Schwester der Beschreibung gelauscht, wie der allgemein geliebte und geachtete junge Officier mit allen Ehren und unter donnernden Geschütz-Salven in sein nasses Seemanns-Grab gesenkt worden war—draußen im stillen Ocean—denn sie hatte den Bruder von ganzem Herzen geliebt und viel für ihn gebetet.

Jetzt erhob sich der Ueberbringer der traurigen Einzelheiten, um Abschied zu nehmen, denn sein Wagen stand schon vor der Thür.

„Noch ein Wort," bat die Dame, ihn zurückhaltend, „eine Frage, auf die Sie, der beste Freund meines Bruders, mir gewiß Antwort geben können! Sie haben mir gesagt, daß er seinem irdischen Könige treu gedient, seinen Freunden ein braver Kamerad gewesen, wie hat er aber in der letzten Zeit zu seinem himmlischen Könige — zu unserem besten Freunde, Jesu, gestanden?"

Die Augen der Schwester richteten sich dabei ernst und besorgt auf den jungen Mann, dessen Züge ein helles Roth überflog bei der Frage, und der unruhig den Blick abwandte, als sei ihm ein Gespräch über solche Dinge etwas Ungewohntes.

Zögernd streckte er die Hand nach der Brusttasche seiner Uniform und ließ sie wieder sinken. Aber mit plötzlichem Entschluß griff er dann hastig hinein, und als er auf seine leise Frage: „Ist ihr Name Elisabeth, gnädige Frau?" ein erstauntes „Ja" als Antwort vernommen, zog er ein unscheinbares kleines Buch aus der Tasche und sagte bewegt, es der Dame in den Schooß legend:

„Er gab es mir zum Andenken, ehe er starb, aber ich denke, es gehört in Ihre Hände — es wird die Frage, die Sie eben gethan, besser beantworten, als meine Worte es könnten."

Dann, als schämte er sich, so viel Gefühl verrathen zu haben, küßte der junge Mann, rasch Abschied nehmend, die Hand, die bereits nach dem Buch gegriffen und verließ schnell das Zimmer.

Es war still geworden — um und in Elisabeth. Nur von fern tönte noch das Geräusch des davonrollenden Wagens.

Die Abendsonne schien durch das Fenster auf die erste Seite des kleinen Buches, das aufgeschlagen in ihrer Hand ruhte. Es war ein Neues Testament, und in der festen, klaren Handschrift ihres Bruders standen darin die Worte:

„Zuerst um Elisabeth's willen gelesen, dann um meiner Seele willen durchforscht, und endlich lieb gewonnen um Jesu willen!"

Aus den Augen der Schwester perlten Thränen, aber auf ihren Lippen lag ein glückliches, stummes Dankgebet! Sie wußte jetzt, daß ihr Bruder zuletzt doch den richtigen Weg gefunden!

Und muß diese Antwort der Schwester nicht mehr werth gewesen sein, als alle Reichthümer der Erde? Ohne Zweifel. — Doch wir zeigen das zweite Kleeblatt, und darauf steht:

Der Trunk Wasser. — „Geben soll man, immerfort geben, auch wenn man selber nichts hat." — Dieses Wort hört man so oft, man stimmt ein und fragt sich gar nicht ernstlich, ob es denn auch wahr ist, daß man nichts hat, zu geben. — Es ist wohl selten ein Mensch so arm gewesen, wie der alte Imhauf, der in einer kleinen Stadt im lieben Schweizerlande lebte. Er war Zeit seines Lebens Kutscher gewesen, hatte sich wohl etwas für seine alten Tage gespart, doch war es so wenig, daß der Appetit bei ihm nicht allzu groß sein durfte, wenn es reichen sollte. Wohnen aber durfte Imhauf, als er alt und schwach geworden war, in einem Altersasyl, hart am Stadtthore. Nun, was kann wohl ein alter kranker Mann, der nicht einen Pfennig Geld in der Tasche hat, in solcher Lage Anderen noch geben? Da ist doch wohl der Fall eingetreten, daß „man selber nichts hat?"

Imhauf aber hatte viel, denn er hatte ein Herz voll Liebe. Wenn er nun Abends vor seiner Thür saß und die Leute vom Felde und von ihren Geschäften heimkehren, auch manchen müden Wanderer zur Herberge kommen sah: da stellte er einen Krug, mit dem köstlichen frischen Wasser gefüllt, das der Brunnen im Hof reichlich und umsonst gab, neben sich, und mit diesem Trunk erquickte er alle, die erquickt sein wollten. Derer aber waren Viele, und bald wurde es zur festen Gewohnheit, bei „Vater Imhauf" zu trinken. Manch Einer arbeitet noch ein Viertelstündchen länger, denn er wußte, da vorn gleich am Thore wurde er ja erquickt, und manch Einer ging nun nicht gleich ins Wirthshaus, um seinen Durst zu löschen, er hatte ja bei Vater Imhauf schon getrunken und manch' gutes Wort noch obenein erhalten.

So trieb es der Alte mehrere Jahre, dann starb er. Er fehlte Allen, den Armen wie den Vornehmen. Alle hatten seine Liebe erfahren. Da beschlossen die Bürger der Stadt, dem armen Kutscher ein Denkmal zu errichten, ein Denkmal so recht nach seinem Sinn. Worin sollte das bestehen? Sie ließen dicht an dem Platz, wo Imhauf stets gesessen, einen Brunnen errichten, der nun sein lebendiges Wasser jedem Durstenden entgegensprudelte. Oben aber trug er die Inschrift: „Liebet einander."

So ist die Stadt zu einem Brunnen, der alte Kutscher zu einem Denkmal, Jung und Alt aber zu einem guten Trunk gekommen.

Wer kann nun noch sagen, daß er geben soll, aber nichts hat zu geben?

Ein Dichter sagt:

Und kannst du nicht durch Denken oder Dichten
Auf deiner Bahn ein stolzes Mal errichten;
Und kannst du nicht mit Meißel oder Schwert
Für späte Enkel in die goldnen Scheiben
Der Weltgeschichte deinen Namen schreiben:
Bescheide dich! Des Werks Verdienst und Werth
Wird nach des Mannes Sinn und Kraft gemessen:
Wer seinen Brüdern nützt, bleibt unvergessen,
Grab' einen Quell aus dürrem Wüstensand,
Pflanz einen Baum in ödes Haideland,
Auf daß ein Wandrer, der nach vielen Jahren
An deinem Born sich labt und Früchte bricht
Von deinem Baume, froh dich segnend spricht:
Ein guter Mensch ist dieses Wegs gefahren.

Es ist erstaunlich, was ein Mensch — der Aermste — leisten kann, selbst im Geben, wenn er einmal ernstlich *will*.

Ein hübsches, grünes Blättchen ist das dritte. Groß ist's nicht, aber es ist der Gesellschaft der übrigen wohl würdig, und es duftet auch gar allerliebst. Ein schönes Psalmwort wollen wir darauf schreiben: „Danket dem Herrn mit Harfen." In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nemlich saß zu Hamburg in einem armseligen Kämmerlein ein noch junger Mann, dessen hagerer Gestalt und eingefallenen Zügen dürftige Entbehrungen ihren Stempel aufgedrückt hatten. Aber aus dem tiefliegenden Auge schimmerte ein heller Freudenglanz, wie es sich auf die Kniegeige senkte, die der Einsame zärtlich an sich drückte und liebkoste, nicht wie einen leblosen Gegenstand — nein, wie einen theuren, altbewährten Freund. Und das war das Instrument freilich auch. Wie manches Mal hatte es den Armen in trauriger Stunde lind getröstet, wie seelenvoll mit weichen Tönen ihm seine innersten Empfindungen als ein gleichgestimmtes Echo zurückgegeben, bis die bitterste Noth den Mann gezwungen hatte, seine einzige und liebste Habe zu versetzen. Aber nun war dem Dürftigen wie durch ein Wunder Gottes ein großes Glück plötzlich in den Schooß gefallen; eine Berufung zum Secretarius mit 100 Thalern Gehalt war ihm geworden, und sein erster Gang war der zum Auslösen seiner theuren Geige gewesen. Nun saß der Glückliche in seinem niedern Stübchen, hielt das heiß entbehrte Cello wieder in seiner Hand, und Thränen des Dankes und jubelnder Anbetung fielen auf Holz und Saiten, während der Bogen ihnen wieder die alten vertrauten Töne entlockte. Aus den ersten schwellenden Accorden etschwang sich eine Weise, sanft und feierlich wie Gebet; und zuletzt fügten sich leise beginnend, bald mächtiger dahinrauschend, Worte zur Melodie, wie das übervolle Herz des bewegten Sängers sie diktirte.

Das Lied, das in dieser weihevollen Stunde entstand, heißt: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," und der einsame Mann im kleinen Stübchen war *Georg Neumark*.

Seht, so weiß der treue Vater im Himmel die Trübsal seiner Kinder herrlich hinauszuführen und zum Besten zu lenken!

Nun noch das Vierte Blatt. Für den jungen Mann, den die Sache anging, ein wahres Glücksblatt. Die Bibel sagt: „Gott macht seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen." Oft aber auch sind es die scheinbar geringfügigsten Kleinigkeiten, die er auf unser Leben einwirken läßt, von unabsehbarer Tragweite, damit wir lernen sollen, seine Hand zu erkennen im Kleinsten wie im Größesten, und ihr stille zu halten, auch wenn sie uns bisweilen zuerst wehe thut.

Eine junge Engländerin, ein liebes, fröhliches Mädchen, das sich mit ihrer Familie auf Reisen am Rhein befand, wurde auf einem Spaziergange plötzlich von heftigen Schmerzen in einem Auge befallen, das andere litt, wie natürlich, mit. Thränen verdunkelten ihren Blick; man eilte nach Hause, man gebrauchte allerlei Heilmittel, man rief einen Arzt; als dieser nicht zu helfen wußte, einen anderen, und noch einen anderen, aber nichts half! Das Uebel wurde immer heftiger, das arme Mädchen kann fast gar nichts mehr sehen. Unter all den Naturschönheiten und der Frühlingspracht, die sie umgeben, steht die schöne Gestalt wie eine geknickte Blüthe.

Sie ist Braut, die Rückkehr in die Heimath bringt die Trennung vom Geliebten mit sich, der in Deutschland bleibt, und die um so schmerzhafter ist, als der Kranken kein Briefwechsel möglich, lesen und schreiben durch das immer zunehmende Augenleiden undenkbar geworden ist.

Ach, in England, wo man in der heimathlichen Umgebung, Ruhe und Pflege, Besserung zu finden gehofft, steigt das Uebel nur mehr und mehr, völlige Erblindung wird schließlich befürchtet, und das selbstlose Mädchen läßt ihrem fernen Verlobten schreiben, er möge sich ja nicht an sie gebunden halten, sie wolle ihr Unglück allein tragen, nicht aber auch sein Leben in Leid und Trauer hüllen.

Aber der junge Mann bleibt fest in seinem Herzen: „Wir haben uns das Jawort gegeben, wir gehören zusammen in Freud' und Leid — Einer trage des Andern Last — ich entfliehe ihr nicht."

Nie hatte er sich fester an die geliebte Braut gebunden erachtet, als da er ihren Scheidebrief in der Hand hält. Er bleibt treu, und da er ein Christ ist, betet er auch viel für seine arme, blinde Braut. Eines Tages thut es ein treuer Freund mit ihm, und zwar mit einer so zuversichtlichen, glaubensstarken Innigkeit, daß es dem jungen Manne förmlich beschämend ist, eines Fremden Gebet so viel inbrünstiger, als sein eigenes, an Gottes Herz dringen zu hören, es bewegt ihn tief, und verleiht auch seinem Gebet neue Wärme und Hoffnungsfreudigkeit.

So vergehen Tage und Wochen. Aber was geschieht inzwischen? Die Eltern des erblindeten Mädchens hörten von einem besonders geschickten Augenarzt in Schottland. Sie machen sich auf und suchen seine Hülfe.

Der Arzt untersucht lange und sorgfältig und — o Wunder!—erklärt das Uebel für heilbar, ja für ganz leicht gehoben: es habe sich ein Mückenflügel fest auf die Pupille gelegt, er werde ihn morgen entfernen. Die kleine Operation gelingt, die Nachkur ist glücklich, nach wenigen Wochen kann die geheilte Braut ihrem Verlobten selbst schreiben: sie sei genesen!

Als er den Brief in der Hand hält, da brannte es auch ihm heiß und feucht im Auge — ohne Mückenflügel und doch durch den Mückenflügel — und wie er durch denselben erst das rechte Beten gelernt, so erfuhr er nun auch in tiefster Seele, was es heißt: dem Herrn danken.

Bald darauf durfte er seine Braut heimführen, und in ihr einen großen Schatz in sein Haus — ein wahres Glücksblatt!

Die Sphäre der Frau.

Von Roma.

Der Classengeist, welcher sich in unseren Tagen noch so mächtig zu erhalten weiß und die Menschen nach Standesunterschied eintheilt, wobei natürlich das Geld eine größere Rolle spielt als der Verstand, ist noch ein Erbstück aus dem grauen Heidenthum; und weil dieser Geist so sehr empfindsam ist, so kann man denselben auch nicht leicht angreifen, um ihn unter das Messer der Kritik zu bringen.

Unter den orientalischen Völkern war dieser Geist sogar im Gerichte maßgebend, und derselbe gab der Entwickelung der Geschichte Form und Gestaltung. Sklaverei herrschte unbeschränkt, und um den Gläubiger zu befriedigen, waren Väter genöthigt, ihre Kinder zu verkaufen. Aber der Classengeist war damit nicht befriedigt, er regierte weiter: zu jener Zeit war das weibliche Geschlecht so entwürdigt, daß Väter in ihrem Zorn Kinder tödteten blos, weil ihnen das Geschlecht mißfiel, und eine Mutter, welche zweimal Mädchen gebar, konnte gesetzlich geschieden, oder gar getödtet werden.

Die jüdische Nation war unter denen, welche dem Einfluß der Civilisation huldigten, in erster Reihe, und doch ist es gerade diese, wo der Classenunterschied so eingerissen, daß man ihn selbst im Jehovasdienst wahrnehmen mußte. Vielleicht ist ein Grund dafür, weil wir mit dieser Nation und ihrer Geschichte vorwiegend vertraut sind, aber das ändert die Thatsache nicht, denn die Geschichte hat uns die Thatsache überliefert, und die Zeit war noch nicht vermögend, die Folgen ganz auszulöschen.

Der jüdische Tempel hatte einen äußeren Vorhof, der war für die Heiden bestimmt; nicht weil blos die Heiden ihn einnehmen durften, sondern weil diese nur so weit und nicht weiter gehen durften. Der nächste Vorhof war für die Frauen bestimmt; so weit durften sie gehen und nicht weiter, während die Männer in den Tempel eingehen konnten. Hier war also ein Unterschied, nicht blos zwischen Juden und Heiden, sondern sogar zwischen Mann und Frau, und dieser Unterschied war für die Frau ein entehrender; er war nicht von Gott, sondern von Menschen gemacht, und war nicht auf Recht, sondern auf Gewalt gegründet im Lichte der damaligen Zeit.

Erst das Evangelium brachte die frohe Botschaft, daß vor Gott weder Jude, noch Heide, weder Knecht, noch Freier, weder Mann, noch Weib gilt. Das war frohe Botschaft für die Frau, denn sie war bisher im vollen Sinne des Wortes eine Sklavin, welche gerade zu der Zeit, da sie den stützenden und schützenden Arm des Gatten am nöthigsten hatte, von diesem nicht einmal angesehen wurde; jetzt aber soll sie ihm ebenbürtig werden, gleich stehen, ohne deßhalb ihre Weiblichkeit zu verlieren! Es hat Jahrhunderte gedauert, ehe die Welt dieses begreifen lernte, und selbst heute finden es noch Manche schwer, das zu fassen. Das Evangelium ist es, welches der Frau ihre Sphäre an der Seite ihres Mannes bestimmt; dem Evangelium haben wir diese große Reform zu verdanken, welche die Lehre der Wesensgleichheit zwischen Mann und Frau zur Geltung brachte. Hier ist eine Thatsache, welche weder Unglaube, noch Sophisterei zu verdrängen oder zu verleugnen vermag. Wohl sagen Manche, die Zeit wäre dagewesen, die Aenderung hätte kommen müssen; richtig so, denn es steht geschrieben: „Als die Fülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn" u. s. w.

In der Besprechung der Frauenfrage hebt man gewöhnlich hervor, die Frau sei der schwächere Theil und deßhalb von der Natur zu einer untergeordneten Stellung bestimmt; und doch kann nicht geleugnet werden, daß sie dem Mann an Charakterstärke ebenbürtig und in tausend Fällen überlegen ist! Freilich, wo Gewalt vor Recht geht, da zieht die Frau den Kürzeren, deßhalb ist sie auch heute da, wo Gewalt über Vernunft geht, noch Sklavin. Die „Squaw" des Indianers baut heute noch das Maisfeld, während „ihr Herr" der Jagd und dem Krieg nachgeht; darf sie unerwartet einmal mit zur Jagd, dann nimmt sie auch gleich den Tragriemen mit, denn sie weiß, daß sie nur mit darf, um die Beute heimzuschaffen. In europäischen Ländern ist die Frau bis heute noch mancherorts nicht mehr als eine Lastenträgerin — doch muß man das zur Ehre der deutschen Frauen rühmen, sie thun es mit aufopfernder Liebe für den Mann — und er läßt sich's gefallen. Sie arbeitet an seiner Seite, bis

die Schatten des Abends sinken, und wenn dann der Mann seine Pfeife raucht, oder beim Abendschoppen sitzt, besorgt sie mit sorglicher Hand noch den Hausstand.

Die Arbeit der Frau ist nie fertig, ihr Hausstand nimmt alle Zeit in Anspruch, welche der Mann ihr als seiner „Gehülfin" übrig läßt, und ich wage hier die Behauptung, daß nur wenige Männer im Stande wären, das auszuhalten, was eine Frau ohne Murren still erträgt, und es gibt Männer, welche das auch zugestehen. Selbst die Frauen der Mode lassen sich Vieles gefallen, das kein Mann erdulden würde, man bedenke nur die Ansprüche der Mode und des gesellschaftlichen Lebens; wie sie sich kleiden und schnüren! Der Mann würde alle Bande sprengen, um frei zu werden; die Frau trägt es ohne Klage.

Amerika ist das Paradies der Frauen. Leider gibt es welche Evastöchter, die bereits nach noch besseren Früchten gelüsten, und welche noch größere Vorrechte und Freiheiten beanspruchen; es mag sein, daß sie ihr Paradies abermal verscherzen. Hat die Frau in anderen Ländern ein zu schweres Loos, dann finden wir hier das andere Extrem; doch soll mich Niemand mißdeuten, den ich rede hier von der Regel und nicht von den Ausnahmen, ich rede von der tonangebenden Amerikanerin, welche sich überhaupt wenig darum zu bekümmern scheint, ob ihr Mann eine Bilanz zu seinen Gunsten, oder ein Defizit im Geschäft macht. Die richtige Amerikanerin, von welcher ich rede, arbeitet nicht, bis sie sich wehe thut, denn sie ist müde, und das Athmen wird ihr schwer von der Kleidung, die sie trägt, das ist auch eine Ursache, daß sie ein schwächliches, krankes, seufzendes Wesen ist, welches mit Stahl und Schnüren zusammengehalten wird, bis der Athem stockt, und das Blut aus den Wangen weicht, bis der Athem flieht, und der glimmende Docht verlöscht. Die Anforderungen der Mode, und die Etikette, die beständige Gemüthsaufregung, und das Einmischen in Dinge, welche nicht ihrer Natur und Kraft eigen sind, verzehren das Feuer des Auges und die Kraft der Nerven. Das ist die Frau, welche ihre Lust auf der Kanzel, und ihre Freude außerhalb der Familie findet; sie blickt mit Wohlgefallen auf den Mann, welcher behauptet, Pauli Schriften seien nicht inspirirt und unter den heutigen Verhältnissen hätte er anders geschrieben, als er hat. Das sind die Frauen, welche umherreisen und den Kampf gegen die Frauensklaverei führen, und hier liegt das Geheimniß der losen Ehegesetze und der unzähligen Ehescheidungen. — Man ruft, es sollten strengere Ehescheidungsgesetze gemacht werden; besser wäre es, man hätte gar keine als diejenigen, welche das Neue Testament macht. Hier liegt auch der Grund, daß man es als Schande achtet, eine Familie zu erziehen, denn wenn die Mutter Politik treibt, und der Mann für Brod sorgt, wer soll sich da der Kinder annehmen? Ist aber die Familie der Nützlichkeit (?) der Frau hinderlich, dann muß die Familie umgangen werden, und wie?!

Auch ich bin der aufrichtigen Meinung, es sollte kein Hinderniß die Nützlichkeit der Frau schmälern, aber ich bin auch der Meinung, daß es kein Hinderniß gibt, der Frau ihre Nützlichkeit zu schmälern, so lange sie sich in ihrer Sphäre bewegt, ausgenommen Krankheit, und davor ist auch der Mann nicht sicher. Aber es sind Bedingungen, welche die Sphäre der Frau begrenzen und ihr das Feld ihrer Wirksamkeit anweisen; nicht ihre Nützlichkeit und Wirksamkeit schmälern, sondern blos denselben ihren Wirkungskreis anweisen. Da ist vor allem Anderen ihr Geschlecht und die demselben natürlichen Eigenheiten. Wenn z. E. die Frau jene Perle ihres Geschlechts, die Weiblichkeit, die weibliche Scham und Züchtigkeit verliert, dann wird sie zum Mannweib, zur Amazone, und auf ihrer Stirn ist „Ichabod" zu lesen. Zunächst dann sollte auch die Wohlfahrt ihrer Familie in Betrachtung kommen, und die Erziehung der Kinder in Rechnung gebracht werden. Der süßeste aller Namen, welche der Himmel den Menschen vergönnte, ist der Name Mutter, und was bleibt noch, wenn die Frau diesen edlen Namen schnöde von sich wirft? Als jener berühmte Staatsmann gefragt wurde, was seines Landes größtes Bedürfniß sei, antwortete er bedeutungsvoll: „Mütter!"

Jesus hat der Frau ihren Ehrenplatz, welchen sie im Paradiese inne hatte, wieder gegeben, nemlich an der Seite ihres Mannes; wohl ihr, wenn sie der verführerischen Schlange nicht abermal das Ohr leiht und durch Hochmuth ihn wieder verliert! Ich bin mir wohl bewußt, daß das Unglück oft einen Mann an die Seite der Frau stellt, welcher seines Namens und seiner Stelle unwerth ist, aber das gilt eben auch auf der andern Seite, und zudem ist es nicht immer das Unglück, welchem man die Schuld zuschreibt, es ist oft ein vorbedachtes Motiv der Sache zu Grunde, und man rechnet ohne den Wirth. Zudem ist es gerade die Frau, welche einen Mann erretten kann, wenn solches überhaupt in der Hand eines Menschen liegt. Sie kann ihn regieren, ohne daß er's zu wissen braucht, und Tausende schämen sich der Regierung nicht, wenn der Regent, oder besser die die Regentin weise ist.

Man sagt, die Frau habe gleiches Recht, sich an der Landeswohlfahrt zu betheiligen, als der Mann, und siegesgewiß stellt man uns die edle Königin und Mutter — vergeßt das nicht — Victoria auf; was haben wir zu sagen? Ein Wort: Isabella!

Der erste und edelste Beruf der Frau ist, ihrem Mann, der Welt überhaupt, das wieder zu geben, was durch sie verloren ging: das Paradies. Sie ist von Gott dazu bestimmt, und es liegt in ihrer Macht; verfehlt sie das Daheim, in der Familie, dann ist alles Andere verlorene Mühe. Der Frau ist es beschieden, mit Stolz auf ihre Familie und ihr glückliches Heim zu blicken, und zu sagen: Durch mich ging es verloren, ich habe mit Gott es ihnen wiedergegeben. Wer wollte höhere Stufen suchen? Heim, süßes Heim! Da findet der Mann das, was die ganze Welt ihm nicht zu bieten vermag: ein Herz und eine Ruhe, welche ihn alle Leiden vergessen und ihn mit

Gedanken des Glückes einschlafen lassen. Laß' draußen Stürme toben, laß' Mast und Segel brechen, so lange die Frau ihm treu zur Seite steht, verzagt er nicht:

„Wer solch' ein Herz an seinen Busen drückt,
Der kann für Haus und Hof mit Freuden sorgen."

Seit Jahrhunderten hat der Mann bestehende Uebel und Mißstände mit starkem Arm und mit Gewalt zu unterdrücken gesucht, es ist ihm nicht gelungen; der Frau gelingt es, denn sie hat gelernt, Böses mit Gutem zu bekämpfen, und sie tritt den tobenden Elementen mit weiblicher Milde entgegen. Mit den ihrem Geschlecht eigenen Waffen der Liebe und Mildthätigkeit, überwindet sie jedes Hinderniß; will sie aber wie Männer kämpfen, wird sie in die nemlichen Irrthümer verfallen, ohne daß sie die nemlichen Mittel hätte, sich herauszuziehen, daher wird ihr Fall um so schrecklicher sein. Was Stärke und Gewalt nicht vermögen, das hat Gott dem schwächeren Geschlecht zugetheilt, und was keine Macht vermag, das gelingt dem Muttersinn.

Wer wagt es zu sagen, des Weibes Pflichten seien darum geringer, weil sie in engeren Kreisen wirken, als die des Mannes? Hat nicht die Frau die Gestaltung der Welt für die Zukunft in ihren Händen? Wo aber findet sie ein besseres Feld der Wirksamkeit, als im Familienkreis? Es ist eine größere Ehre für die Frau, ihre Kinder für den Herrn erzogen zu haben, ihrem Gatten ein glückliches Heim bereitet zu haben und ihre Töchter zu tüchtigen Haushälterinnen erzogen zu haben, als wenn sie fünfundzwanzig Jahre unter Kannibalen missionirt hätte. Mit Recht ruft ein deutscher Schriftsteller aus: „Weib, deine größte Zierde ist deine Weiblichkeit, suche nicht nach andern Perlen, denn keine ziert so dein Geschlecht!" Still wie ein Veilchen blüht sie, von andern Blumen beschattet, aber ihre Gegenwart offenbart sich, denn man erkennt allenthalben die segnende Hand des lieblichen Wesens—der Frau.

Komm!

Welch ein gutes altes Wort ist das „Komm!" sagte ein alter Mann. Es hat mich gerettet. Ich war eine Waise, und wurde bei einer Frau erzogen, die wirklich mein Bestes wollte, aber sie fand nicht den rechten Weg dazu; wenn ich einen berühmten Prediger hören sollte, sagte sie: geh', lieber Junge, geh' zu dem Feste in der Kirche; oder: da ist ein berühmter Prediger, gehe und höre ihn. Aber ich mochte nicht und ging nicht; da nannte sie mich gottlos und hartherzig. Als ich verheirathet war, wurde es anders. Meine Maria war ein liebes, gutes Weib, und heute noch muß ich mich darüber wundern, daß sie mich lieben konnte, aber ich danke Gott dafür, daß sie es that, weil durch seine Güte und Milde sie es war, die mein Herz änderte. Und wie machte sie das? Sie sagte zum Beispiel: Hans, komm, ich möchte so gerne Herrn S. hören, er ist ein guter Mann, und ich weiß, er wird dir auch gefallen.

Ein andermal sagte sie: Hans, ich sehe, du bist recht müde, aber heute ist Gebet-Versammlung, da würde es mir viel, viel besser gefallen, wenn du da wärest; komm doch mit, du wirst gewiß ganz erquickt wiederkommen.

Oder Abends, wenn der Tisch abgeräumt, und Alles nett in Ordnung war, wenn ich mich gewaschen hatte und in meinem bequemen Stuhl saß, dann hieß es: Hans, ich habe hier ein wunderhübsches Buch, und ich möchte zu gern wissen, wie es weiter geht; wenn du mir vorlesen willst, kann ich dabei nähen, das ist noch viel hübscher. Nun, da konnte ich denn nie widerstehen. Es war immer: komm—komm. Sie befahl nicht, sie stellte sich nicht über mich, sie stellte sich mit mir auf eine Stufe und sagte: komm mit mir.

Eines Abends las ich in der Bibel und kam an die Worte: kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Ach, Miezchen, sage ich, dieses Buch ist wie du, und nun wird mir alles klar; zum erstenmale fühle ich, daß ich dieses Buch von ganzem Herzen lieben kann. Hans, Hans, jubelte sie, stand auf und legte ihren Arm um meinen Hals, das macht mich so glücklich; aber was meinst du damit, daß ich wäre, wie das Buch, und was wird dir klar?—Ja, siehst du, Marie, ich dachte, du bist nicht, wie meine Pflegemutter; sie sagte immer: geh, geh, geh; du aber sagst: komm, komm, komm, und nun sehe ich, aus diesem Buche hast du dein „komm"—und darum liebe ich das Buch. Ach! sagte sie mit leuchtenden Augen, dies ist nicht das einzige „komm" in der Bibel; überall steht: „komm." Sie nahm das Buch aus meiner Hand, schlug die Blätter um—sie wußte so gut Bescheid—und las: Komm, laß uns mit einander rechten, sagt der Herr. Wenn deine Sünden gleich blutroth sind, sollen sie doch schneeweiß werden, und wenn sie sind wie Rosinfarbe, sollen sie doch wie Wolle werden.

Weiter umwendend las sie: Wen da dürstet, der komme und trinke, und wer kein Geld hat, der komme, kaufe und esse; ja kommet, kaufet Wein und Milch ohne Geld und umsonst.

Und wieder las sie weiter: der Geist und die Braut sprechen: komm. Und wer es höret, der komme, und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst. —Aber, Hans, hier ist das beste „komm" von allen. Jesus sagt, daß er an dem großen Tage sprechen wird: kommet her ihr Gesegneten meines Vaters und ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt.

Ich konnte nicht antworten, aber ich gelobte ihm zu folgen und ihn zu lieben.

Meine Marie ist nun schon lange im Himmel, aber noch höre ich ihre Stimme. Ihre Worte waren: „Hans, ich gehe zum Herrn; komm du auch, damit ich dich wiedersehe und versprich mir, unser Kind zu lehren, wie es ihn findet." Wenn ich das „komm" in meiner Bibel lese, ist mir's, als hörte ich die liebe Stimme zu mir reden, und ich bitte unser Kind: komm zum Herrn!

Ihr Eltern! Schickt ihr oder führt ihr eure Kinder zum Heiland? Zwingt ihr sie zum Frommsein—so werden's Heuchler, duldet ihr nur ihr Frommsein—so werden sie die Verkläger eurer Unterlassungssünden; lockt ihr sie mit Wort und Vorbild zur Nachfolge Christi—so werdet ihr euch mit ihnen ewiglich freuen.

Der beste Collectant ist Freundlichkeit, auch beim Seelenwerben für Gottes Reich.

„Sie beten für mich."

I.

Im fernen Norden des schönen Schottlands war an einem Herbstabend eine Gruppe Fischersleute in ernstem Gespräch begriffen. Eine Frage war anscheinend auf aller Lippen, nach welcher sich ein tiefer Ernst über jedes wettergebräunte Angesicht der Anwesenden verbreitete—dann folgte wieder lautlose Stille.

Nach einer Weile erhob sich ein bejahrter Seemann, lüftete den Südwester von seinem schon mit Silberhaaren bedeckten ehrwürdigen Haupte, und sprach in ernstem, feierlichem, dann und wann mit Schluchzen unterbrochenem Tone:

„Kameraden, es sind trübe Nachrichten, die vom Schlosse drüben zu uns gekommen sind; jetzt, in diesem Augenblicke schwebt über jenen Thürmen der Todesengel. Das Leben, das uns allen so lieb und theuer ist, neigt sich, wie man sagt, seinem Ende zu; noch einige Stunden, und sie wird eingegangen sein, um zu sehen den König in seiner Schöne. Ja, wenn sie geht, so wird es dorthin sein, nahe, ich denke recht nahe, bei dem lieben Herrn Jesus, den sie so lieb hat.

Und wie haben so manche von uns rauhen Fischersleuten von ihr Liebe gelernt! Kameraden, ich, einer aus uns vielen, bin ein anderer Mensch geworden, seit sie Tag für Tag, wenn wir unsere Netze machten, zu uns an den Strand kam und uns von dem Herrn Jesus erzählte, wie er durch sein kostbares Blut unsere Sünde getilgt hat, wie er, so sagte die liebe Dame, hinaufgefahren ist weit über die Wolken, um für euch und mich und für alle droben eine Stätte zu bereiten. Nun, Kameraden, ich kann alles nicht so schön sagen, wie unsere Dame—sie macht alles so schön. Aber doch, das weiß ich: zu Jesu kommen ist nicht schwer. Ich denke, es ist einfach das: niederknieen und sagen: ‚Herr Jesus, ich komme zu dir, bitte, nimm mich an, so wie ich bin! Ich kann mich selbst nicht gut machen, bitte, mach' du mich so, wie du mich haben willst, halt' mich fest, daß ich nicht versinke, um deines Namens willen. Amen.'

„Es ist meine Meinung, Kameraden, da unsere liebe Dame so krank ist, so nahe vor dem Todesthal, daß wir Fischervolk vereint Gott anflehen, daß es ihm gefallen möge, sie noch eine Weile unter uns zu lassen, daß sie in der Genesung sei, ehe morgen früh die Sonne vom Osten her das Meer beleuchtet. Was mich betrifft, ich vermag nicht, mich diesen Abend zur Ruhe niederzulegen. Laßt uns, so viele wir eben können, in jener Fischerhütte die Nacht zubringen und den Herrn um das Leben unserer hohen Freundin bitten. Laßt uns hingehen und thun, wie die Bibel uns von Maria und Martha erzählt, wie sie es gemacht, als ihr Bruder Lazarus im Sterben lag. Wir wollen beten: ‚Herr Jesus, siehe, die du lieb hast, ist krank! Ach, laß sie uns und mach' sie wieder gesund, zu deines Namens Ehre. Amen!'

Gott wird gewiß unser vereintes Flehen erhören. Die Bibel sagt ja: ‚Das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten' (Jak. 5, 15). Kommt mit mir; wir wollen beten, bis der Morgen anbricht, wollen dann den steilen Hügel hinaufsteigen, bis zum Schloßthor und hören, ob Gott sie uns nicht erhalten hat."

„Amen! Amen! ja, so geschehe es! ertönte es einstimmig aus dem Munde aller Anwesenden.

II.

Innerhalb jener Schloßmauern, umgeben von aller Bequemlichkeit, von allem, was nur immer menschliche Liebe bieten kann, liegt die Dame des Hauses, eine liebliche junge Frau, schwer krank darnieder. Daß der Friede Gottes im Herzen der Kranken wohnt, wissen wir schon aus dem vorher Gesagten. Den ganzen Tag hat das Fieber gewüthet; die Aerzte haben gesagt: „Wenn der Schlaf sich einstellt, ist Hoffnung vorhanden." Stunde auf Stunde vergeht, ruhelos wälzt sich die Kranke auf ihrem Lager—der ersehnte Schlaf will sich nicht einstellen. So eben hat Jemand geflüstert: „Vielleicht um Mitternacht kommt der Schlaf," aber ach, diese ausgesprochene Hoffnung findet keinen Widerhall in den Herzen der betrübten Lieben, die das Lager umringen! „Ja, sie wird bald schlafen, aber den Schlaf des Todes. Ihr müdes Haupt wird bald auf ewig an der Brust ihres Jesu ruhen, den sie so lieb hat, dem sie so treulich nachgefolgt ist," so heißt es, wenn auch unausgesprochen, bei denen, die so gern geholfen und erquickt hätten.

Langsam schleichen die Stunden vorbei. In ängstlicher Spannung frägt manches liebende Herz: „Was wird der Morgen bringen? Freude oder Schmerz?" Seid ruhig, o ihr bangen Herzen, seid stille und getrost! Die Engel Gottes umschweben das Krankenlager, die Himmelsboten sind hier zu Hütern bestellt, ja, noch mehr, Jesus selbst ist nahe! Er kann auch jetzt noch heilen und genesen lassen, die er, und die ihr so lieb habt! Hört ihr nicht seine leise Frage: „Glaubt ihr, daß ich das thun kann?" und wollt ihr nicht antworten: „Ja, Herr, wir wissen, daß dir nichts unmöglich ist!"? Die Mitternachtsstunde schlägt—die Kranke schläft. „Den Schlaf des Todes?" fragst du. Gott sei Dank, nein; es ist ein sanfter, erquickender Schlaf! Schon verkündet die Thurmuhr des nahen Dorfes die vierte Stunde, und noch immer schläft die theure Kranke ungestört weiter, bis man an einer leisen Bewegung merkt, daß sie erwacht ist. Geräuschlos tritt die Wärterin näher; sie vernimmt ein leises Flüstern, und unterscheidet deutlich die mit schwacher Stimme ausgesprochenen willkommenen Worte: „Ich glaube, es geht besser; sie beten für mich!"

Aber noch immer ist das Fieber heftig, noch ist die Kranke in großer Gefahr, deßhalb ist die Wärterin immer noch sehr ängstlich. Sie öffnet leise die Thür, welche durch ein Nebenzimmer in die große Halle führt. Hier trifft sie eine alte bewährte Dienerin des Hauses. „Wie geht es der theuren Herrin?" fragt diese besorgt. „O, bitte, sagen Sie mir rasch, warum Sie das Krankenzimmer verlassen haben?"

„Sie lebt; sie sagt, daß es ihr besser geht, und daß man für sie betet," ist die Antwort.

„Letzteres ist wahr, Wort für Wort," gab die greise Dienerin zurück. „Sollte die Kranke das wirklich wissen? Soeben ist der alte Malcolm aus der Fischerhütte gekommen, um sich nach ihr zu erkundigen. Die ganze Nacht haben sie gebetet, daß Gott sie am Leben erhalten möge. Dank sei Gott von ganzem Herzen!"

III.

Die abgesandte Dienerin wird in der großen Küche erwartungsvoll, mit forschenden Blicken empfangen. „Malcolm," ruft sie, „o, Malcolm, höre! Die geliebte Herrin hat einige Stunden geschlafen, sie hat soeben gesagt: „Ich glaube es wird besser; sie beten für mich!"

Kein Wunder, daß der kindlich fromme Greis bei dieser Nachricht auf die Knie sinkt und unter Freudenthränen dankt. „Ja, Herr Jesus," hörte man ihn unter anderm sagen, „du hast es gethan. Wir armen Fischersleute wußten, daß du es konntest. Wir sagen dir Dank, o, unser Gott! Du hast oft auf unsere Gebete geachtet, draußen auf dem Ocean und am Strande und an unserm eignen Herd. O Gott, es ist fast zu viel für uns! Wir alle wollen dir danken. Amen! Dir sei die Ehre! Amen!

Trotz seines Alters ging er hierauf rüstigen Schrittes, nicht achtend des rauhen Weges, nach der Hütte zurück, in welcher die betenden Freunde sehnsüchtig auf seine Rückkunft harrten. Mit welcher Freude wurde die gute Nachricht erzählt und gehört; aus welch dankerfüllten Herzen sangen sie dem Herrn, der da hilft und auch vom Tode errettet, einen Lobpsalm!

Die Genesung der theuren Schloßfrau schritt zwar langsam, aber sicher vorwärts. Groß war der Jubel der einfachen Fischersleute, als sie nach einigen Wochen so weit hergestellt war, daß sie sich zur Fischerhütte fahren lassen und mit ihnen dem Herrn Lob und Dank für ihre Genesung bringen konnte.

Und soll geschehen, ehe sie rufen, will Ich antworten; wenn sie noch reden, will Ich hören. (Jes. 65, 24.)

Perlen.

Im Lichte des Glaubens schauen wir die Erfüllung jeder Verheißung, welche uns das ewige Heil sichert.

Wenn Vernunft und Wissenschaft uns nicht mehr rathen können, dann kommt uns der Glaube zu Hülfe.

Der Weise hofft immer das Beste, bereitet sich für das Schlimmste, und trägt mit Ergebung, was kommt.

Es wird nie ein zweiter Heiland kommen, um die Sünde der Verachtung des ersten zu sühnen.

Vertraulichkeit zwischen Vater und Sohn ist eine Seltenheit; glücklich, dreimal glücklich ist der Sohn, welcher sie genossen, und beneidenswerth weise ist der Vater, welcher sie zu Stande gebracht hat.

Selig ist der Mann, welcher dem Armen eine Gabe gibt; zweimal selig ist der, welcher noch ein gutes Wort beifügt.

Wir würden in unserer Ansicht nie so ganz sicher fühlen, wenn wir mehr daran denken würden, wie oft wir schon geirrt haben.

Wer Geld verliert, hat viel verloren; wer einen Freund verliert, hat mehr verloren; wer aber seinen Muth verliert, der hat Alles verloren.

Mißgeschick erbittert die Narren, entmuthigt die Feiglinge, spornt die Fähigkeit des Klugen und Thätigen an, zwingt den Bescheidenen, seine Geschicklichkeit zu versuchen, ermuntert die Reichen und macht den Faulen fleißig.

Gebet ist ein Schild für die Seele, ein Opfer für den Herrn, und eine Plage für den Satan, darum bete oft.

Unsere List und unser Muth sollen gleich sein; d. h. immer bereit, uns zu vertheidigen, aber nie um Andere zu beleidigen.

Klettern lernt man, wenn man beständig aufwärts, nie aber rückwärts schaut. Himmelspilger kennen diese Perle.

Große Flüsse, große Bäume, gesunde Pflanzen und reiche Leute sind nur dann werthvoll, wenn sie andern Nutzen bringen.

Die größte Redekunst kommt nie dem Exempel gleich. Ein guter Redner spricht schön, aber sein Exempel überzeugt mehr als seine Worte.

Wir beurtheilen uns selbst nach dem, was wir uns zu vollbringen tüchtig fühlen; Andere beurtheilen uns nach dem, was wir vollbracht haben.

Dieses kurze Leben hat seine Pflichten, die groß sind, einzig groß, und die zum Himmel hinauf oder zur Hölle hinunter führen.

Der christliche Charakter besteht nicht in der Handlung eines Augenblicks, noch im Gefühl der Seele; er entwickelt sich, wächst und bringt Frucht gleichwie ein Baum, daher ist genaue Pflege und Aufmerksamkeit nothwendig.

Königin Caroline schrieb mit ihrem Diamant in ein Fensterglas: „Herr, mache Andere groß; erhalte mich unschuldig."

Freude erweicht mehr Herzen als Thränen; wer geliebt und gefällig sein will, der trage ein Antlitz voller Sonnenschein mit sich.

Mit nichts sind die Menschen so freigebig, als mit guten Rathschlägen, so wenig sie auch davon haben mögen, weil sie dadurch ihren Einfluß, Wichtigkeit oder Werth bekunden wollen.

Freue dich nicht, wenn dein Feind fällt, denn er ist nicht dir zu lieb gefallen; wenn du aber an seinem Falle schuld bist, dann gehe ins Verborgene und schäme dich.

Genie ist ohne allen Zweifel eine beneidenswerthe Gabe, aber nächst zum Genie ist das Vermögen und die Willigkeit, harte Arbeit zu verrichten; wer diese hat, der besitzt ein so genaues Substitut für Genie, daß manche Menschen den Unterschied nicht einmal sehen können.

Es gibt Menschen, welche sich den Schein der Liebenswürdigkeit zu geben wissen; sie schmeicheln sich, über alle Schmeicheleien erhaben zu sein; sie sind stolz, weil man sie für demüthig hält, und würden meilenweit reisen, um sich zu rächen an Solchen, welche sie für rachsüchtig halten.

Der Sonntagschullehrer.

Folgende Tabelle gibt einen vergleichungsweisen Bericht der Sonntagschulstatistik in den Städten der Vereinigten Staaten, welche mehr als 100,000 Einwohner zählen:

Namen der Städte.	Sonntagschulen.	Schüler.	Lehrer.	Total.	Einwohnerzahl.	Procentsatz der Bevölkerung in Sonntagschulen.
1. Stadt New York	356	88,237	12,000	100,237	1,206,299	8½
2. Philadelphia	555	155,348	15,363	170,711	847,170	20
3. Brooklyn	240	85,780	9,271	95,051	566,663	16¾
4. Chicago	206	60,779	5,566	66,345	503,185	13
5. Boston	131	31,475	3,514	34,989	362,889	9¾
6. St. Louis	123	23,063	2,242	25,305	350,518	7¼
7. Baltimore	234	59,133	5,567	64,700	332,313	19½
10. New Orleans	77	7,278	924	8,202	216,090	4
13. Buffalo	84	20,333	1,780	22,113	155,134	14¼
14. Washington	162	37,000	3,072	40,072	147,293	27
15. Newark	72	15,534	1,855	20,385	136,508	14¾
17. Jersey City	68	15,437	1,745	17,182	120,722	14¼
18. Detroit	65	15,632	1,784	17,416	116,340	15

Die nachfolgenden Städte, über 100,000 Einwohner stark, haben keine Statistiken eingesandt:

8. Cincinnati mit 255,139
9. San Francisco mit 233,959
11. Cleveland mit 184,000
12. Pittsburg 160,000
16. Louisville 123,758
19. Milwaukee 115,578
20. Providence 104,852

Pünktlichkeit.

Unter allen Umständen sei pünktlich in der Sonntagschule. Wenn du Superintendent bist, öffne auf die Minute. Wenn auch nur drei gegenwärtig sind, eröffne. Dadurch, daß man auf die Langsamen wartet, geht Zeit verloren, und die paar Fleißigen werden auch noch verführt, denn weil man auf die Späten wartet, setzt man ein Prämium auf das Zuspätkommen. „Schau," sagte einst ein pünktlicher Lehrer zu seinem ebenso pünktlichen Nachbar, „wir, die wir auf unseren Posten sind, gelten nichts, denn um unsertwillen fängt man nicht an in Zeit; die Saumseligen und Faulen erhalten Prämium, denn man wartet auf sie." Selbst manche Prediger haben die üble Gewohnheit, auf das Volk zu warten, und dann den Gottesdienst am Ende in die Länge zu ziehen, aber sie gewinnen nichts dabei, denn einmal machen sie das Zuspätkommen berühmt, und dann ärgern sie auch die Pünktlichen damit. Wehe aber Dem, durch welchen Aergerniß kommt.

Der Prediger in der Sonntagschule.

Manche Personen sind immer bange die Sonntagschule möchte Schaden leiden, wenn ein Prediger sich irgendwie einmischt. Solche Gedanken sind von Grund aus thöricht. Der Prediger ist der Sonntagschule gerade das, was er der ganzen Gemeinde ist, nemlich ihr Prediger. Ein Prediger, welcher der Sonntagschule ferne steht, ist ebenso irrig, als einer, welcher den Superintendenten spielen will. Nur ein Prediger in Fünfhundert kann es aushalten, Superintendent zu sein und dann auf die Kanzel zu gehen und zu predigen. Aber er kann und sollte die Schule regelmäßig besuchen und seinen Einfluß in allen Stücken zum Aufbau der Schule leihen. Keiner wird so unweislich sein, und sich in die Leitung der Schule mischen, so lange Alles in Ordnung zugeht. Dafür sollte der Superintendent aber auch keinen Augenblick zaudern, daß es noch Beamte gibt, welche über ihm stehen. Fast irgend eine Idee ist jedoch leichter zu fassen, als: eine von der Kirche unabhängige Sonntagschule. Wo der Prediger seine Stellung kennt, und der Superintendent seine Stellung kennt, und beide bekehrte Männer sind, da wird nie ein Fall eintreten, da man sich schroff gegenüber steht.

Wer soll Lehrer sein?

Wir sind gefragt worden, ob es recht ist, unbekehrte Lehrer anzustellen in der Sonntagschule; wir antworten: Man stelle die allerbesten an, welche man bekommen kann; die frömmsten, die pünktlichsten und die geschicktesten. Wenn man die Besten hat, dann hat man seine Pflicht gethan, und Gott fordert nicht mehr, denn er nimmt nach unserem Vermögen. In gewissen Gegenden ist es einfach eine Frage zwischen braven, moralischen jungen Leuten, oder gar keinen Lehrern! Gott hat selbst schon Leute angestellt, seine Botschaft zu tragen, welche wir kaum angestellt haben würden; es handelt sich in gewissen Fällen in dieser Beziehung mehr um die Botschaft als um den Boten. Man nehme die besten Lehrer, die man haben kann, und vertraue auf Gott.

Amtspflichten.

Ein englischer Vice-Superintendent schreibt an den Editor seines Departements um zu erfahren, was eigentlich seine Amtspflichten sind. Er soll in Abwesenheit des Superintendenten dessen Stelle einnehmen, nun ist aber sein Superintendent nie abwesend, und dieser Vice-Superintendent beklagt sich, daß er das fünfte Rad am Wagen sei.

Uns will es scheinen in einer gewöhnlichen Sonntagschule von nicht mehr als 300 Schülern könnte der Vice-Superintendent eine Classe unterrichten. Uebrigens jedoch kann er sich auf hunderterlei Weise nützlich machen, und er sollte eher fragen, was er nicht thun kann, als was er thun kann. Wo eine Sonntagschule Material sparen kann für einen Vice-Superintendenten ohne Classe, da ist auch Arbeit für ihn; beides am Sonntag und in der Woche, und uns scheint die zwei Superintendenten könnten sich leicht verständigen über die Eintheilung der Arbeit. Ist nicht vielleicht ein wenig Ehrgeiz in einer solchen Frage?

Lehrerversammlungen.

Eine Lehrerversammlung am Leben und interessant zu erhalten, ist nicht so leicht, als daß man nur davon reden dürfte; es sind mehrere „Wenn" und „Aber" damit verbunden, welche man erst entdeckt, wenn man dazu kommt. Eine Hauptursache warum so manche sterben, liegt im verfehlten Plan, und da ist nicht immer der Schuld, welcher den Plan macht, sondern diejenigen, welche den Plan noch festhalten, nachdem er sich bereits mangelhaft erwiesen hat. Auch mag man anführen, daß der nemliche Plan nicht überall maßgebend ist. Man muß einen Kostenüberschlag machen und dann die Versammlung so leiten, daß jeder Lehrer fühlt, es lohnt sich, zu kommen.

Die alte Methode: eine Art Bibelclasse oder Commentarstudien zu halten, hat sich in neuerer Zeit nicht mehr bewährt. Die Fragen vom Lectionsblatt abzulesen, will auch nicht genügen, denn die Lehrer gewinnen nicht genug dabei, um muthig zu bleiben. Auch die Lecture-Form hält nicht aus, es sei denn, man habe einen tüchtigen Redner, welcher tdie Gabe der Erklärung hat. Was soll man aber thun? Vorerst natürlich bleiben, so daß wenn man zusammenkommt, man vorerst bekannt wird, dann suche man, nachdem die Lection gelesen ist, dieselbe zu besprechen, und dabei soll auch der Aermste nicht merken, daß er ärmer ist als die Anderen an Schriftkenntniß. Was immer aber die Methode auch sein mag, folgende

Punkte sollten beherzigt werden: 1. Der Führer muß sich die Achtung jedes Beiwohnenden zu erhalten suchen, und deßhalb keine Ansicht verachten oder lächerlich machen. 2. Die Fragen sollten den Personen angemessen sein und ohne Rückhalt gestellt werden. 3. Die Antworten müssen mit dem nöthigen Ernst entgegengenommen und behandelt werden, damit man keinen Mund zum Schweigen bringt; sondern immer neue Aufmunterung gibt. 4. Obwohl man beständig beten soll, sollte man doch keine Betstunde daraus machen. 5. Eine Haupttugend ist, in guter Zeit anfangen und aufhören. Man versuche es noch einmal, vielleicht gelingt es dennoch.

Kinderbekehrungen.

Der edelste Zweck der Sonntagschule ist, die Kinder für Jesum zu gewinnen, dafür braucht man aber nicht auf spezielle Zeiten und mächtige Gnadenausgüsse warten. Wir haben von Männern gehört, welche nie eine Zeit wußten, da sie nicht Jesum im Herzen hatten. Die kleine Phöbe Bartlett war vier Jahre alt, als sie Jesum kennen und lieben lernte, sie hat hernach noch sechzig Jahre gelebt, und nie hat Jemand bezweifelt, daß sie nicht in ihrem vierten Jahre selig bekehrt wurde. Ihre Geschichte ist in zehn oder zwölf Sprachen gedruckt erschienen und hat großen Segen gestiftet. Wenn alle Eltern ernstlich darnach trachten würden und die Gnadenmittel benützten, welche so reichlich vorhanden sind, würden die meisten Kinder bekehrt, ehe sie alt genug sind, eine Predigt zu verstehen.

Ein jugendlicher Theologe.

Neulich spielten in unserer Waldstadt eine Anzahl Kinder „Kirche;" ein Knabe von etwa sieben Jahren war der Prediger, während eine Anzahl jüngere Knaben und Mädchen die Zuhörer waren. Die Predigt war kurz, aber sehr inhaltsreich. Er sagte: „Wenn ihr mit Gott um die Wette laufen wolltet, dann wäre er schon in New York, ehe ihr an jene Straßenecke kämet. Gott kann euch durch eine Mauer sehen, und sieht bis ins Herz hinein; das ist wahr, denn unsere Lehrerin in der Sonntagschule sagt es auch, und wenn ihr erst einmal in die Sonntagschule geht wie ich, dann lernt ihr noch viel mehr. Amen."

Das war eine kurze Predigt, aber sie enthält folgende wichtige Gedanken: 1. Ein Schüler hat großes Zutrauen zu einer guten Lehrerin; 2. Ein Sonntag-Schullehrer thut mehr zu einer christlichen Charakterbildung als er selbst denkt und glaubt; 3. Der Same, welchen ein Lehrer aussäet, wächst und wird fruchtbar unter Gottes Segen, wo Niemand darauf achtet.

Drittes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

David der König über ganz Israel.

1. Lection: 2. Sam. 5, 1–12. — Sonntag den 6. Juli 1884.

1. Und es kamen alle Stämme Israel zu David gen Hebron, und sprachen: Siehe, wir sind deines Gebeines und deines Fleisches.

2. Dazu auch vorhin, da Saul über uns König war, führtest du Israel aus und ein. So hat der Herr dir gesagt: Du sollst meines Volks Israel hüten, und sollst ein Herzog sein über Israel.

3. Und es kamen alle Aeltesten in Israel zum Könige gen Hebron. Und der König David machte mit ihnen einen Bund zu Hebron vor dem Herrn, und sie salbten David zum Könige über Israel.

4. Dreißig Jahre war David alt, da er König ward, und regierte vierzig Jahre.

5. Zu Hebron regierte er sieben Jahre und sechs Monate über Juda; aber zu Jerusalem regierte er drei und dreißig Jahre über ganz Israel und Juda.

6. Und der König zog hin mit seinen Männern zu Jerusalem wider die Jebusiter, die im Lande wohneten. Sie aber sprachen zu David: Du wirst nicht hier herein kommen, sondern Blinde und Lahme werden dich abtreiben. Das meinten sie aber, daß David nicht würde da hineinkommen.

7. Aber David gewann die Burg Zion, das ist, David's Stadt.

8. Da sprach David desselben Tages: Wer die Jebusiter schlägt und erlanget die Dachrinnen, die Lahmen und Blinden, denen die Seele David's feind ist. Daher spricht man: Laß keinen Blinden und Lahmen ins Haus kommen.

9. Also wohnete David auf der Burg, und hieß sie David's Stadt. Und David bauete umher von Millo, und inwendig.

10. Und David ging und nahm zu, und der Herr, der Gott Zebaoth, war mit ihm.

11. Und Hiram, der König zu Tyrus, sandte Boten zu David, und Cedernbäume zur Wand, und Zimmerleute, und Steinmetzen, daß sie David ein Haus baueten.

12. Und David merkte, daß ihn der Herr zum Könige über Israel bestätiget hätte, und sein Königreich erhöhet um seines Volks Israel willen.

Haupttext: Ich habe gefunden meinen Knecht David, ich habe ihn gesalbt mit meinem heiligen Oele. — Psalm 89, 21.

Geschichtliches. — Hebron, 20 Meilen südlich von Jerusalem, ist der Ort der Begebenheit dieser Lection. Jerusalem tritt mit Prominenz in den Vordergrund als Hauptstadt der vereinigten Nation. Tyrus steht in voller Blüthe unter Hiram's Regierung. David war jetzt 38 Jahre alt und war König von Juda seit sieben und

einem halben Jahr. Man beschreibt ihn als einen mittelgroßen, rüstigen und sehr muthigen Mann, mit scharfem Auge, bräunlich, röthlichem Haar und als Sänger und Musiker erfolgreich; aber auch als Soldat und Staatsmann nicht minder berühmt. Als er über die zwei Stämme König war, da hielten die zehn übrigen noch zum Hause Saul; als aber die Philister oder andere kanaanitische Stämme sich gegen Israel erhoben und Niemand da war, die Sache des Volkes zu vertreten, kamen die Stämme und baten David, sich ihrer anzunehmen; denn vom Hause Saul's war nur noch ein verkrüppelter Knabe übrig. Abner hatte sich vom Hause Saul's losgesagt und David angeschlossen, wurde aber von Joab ermordet. So kam es, daß David allgemein als König begehrt und auch erwählt wurde. Die zwei Bücher Samuels waren ehedem ein ungetrenntes Ganzes. Die Uebersetzer der Septuaginta sahen in dem Buch der Könige und dem Buch Samuels eine vollständige Geschichte des Reiches Israels, und trennten die Bücher also in vier Bücher, und nannten dieselben „Bücher der Königreiche." Die Bücher Samuels werden so genannt, weil sie sein Leben, Wirken als Prophet und Richter enthalten. Die Verfassung dieser Bücher fällt in die Zeit gegen David's Ausgang, und sind wahrscheinlich Mehrere daran thätig gewesen, doch kann man Niemand genau bestimmen.

Texterklärung. — V. 1. **Und es kamen alle Stämme Israel.** Nemlich nach Berathschlagung mit einander sandten sie Boten zu David. Nicht blos die Aeltesten des Volkes, sondern auch die Obersten der Armee, und die Befehlshaber ihrer Truppen, denn die alte Einfachheit war längst verschwunden, und der monarchische Pomp und Glanz hatte sich den Truppen aufgeprägt. **Siehe, wir sind deines Gebeines** 2c., d. h. Blutsverwandte, von einer Familie, obwohl nicht von dem gleichen Stamme. Nachdem sie nun um ihrer Unbill an David um Vergebung gebeten hatten, trugen sie ihm ihr Anliegen vor.

V. 2. **Da Saul über uns König war.** Die Israeliten gedachten der Zeit, da David unter der vorigen Regierung ihr Feldhauptmann war, und wie zu jener Zeit er erfolgreich gewesen war; deßhalb wollen sie nun zeigen, daß sie Zutrauen zu ihm haben. Zudem berufen sie sich auf eine Weisung der Vorsehung in dieser Sache. **So hat der Herr dir gesagt** (Ps. 78, 70 u. 71). Dieses war der vornehmste Beweggrund, den Israel wußte, warum David eigentlich ihr König sein sollte. Dieses ist die erste Stelle heiliger Schrift, wo ein Regent, ein König, Hirte seines Volkes genannt wird.

V. 3. **Und es kamen alle Aeltesten.** David hatte die Boten freundschaftlich empfangen, so daß nun die Aeltesten sich melden ließen. Es scheint, zuerst kam das Militär, um ihm die Krone anzubieten, nun kam der Bürgerstand, um sich zu beugen. **Einen Bund vor dem Herrn.** David verpflichtete sich, das Volk nach Gottes Willen zu regieren, und die Aeltesten verpflichteten sich, ihm Gehorsam zu leisten. Einige Juden sind der Meinung, David habe sich verbunden, daß alle Beleidigungen, welche Israel dem Stamme Juda unter Isboseth's Regierung zufügte, vergeben und vergessen sein sollen. **Vor dem Herrn,** wahrscheinlich vor der Bundeslade, welche ja hier gewesen sein kann; im Beisein der Priester Gottes, denn Gott war im Bunde. Man vergl. Richt. 11, 11; 1. Sam. 23, 18. **Sie salbten David zum König.** David ist dreimal gesalbet worden: zuerst durch Samuel in seines Vaters Hause, 1. Sam. 16, 13; dann als er König vom Stamme Juda wurde, Cap. 2, 4; und jetzt als König über das vereinigte Reich.

V. 4. **Dreißig Jahre** 2c. Man kann nicht mit Bestimmtheit sagen, wie alt David war, da er zuerst zum König gesalbt wurde, und folglich auch nicht bezüglich seines Alters, als er an den Hof kam. Die Meinungen sind sehr verschieden, jedoch mag man, nach den Begebenheiten zu urtheilen, schließen, daß er noch nicht viel über zwanzig Jahre gewesen sein kann. Jetzt aber haben wir deutlichen Bericht seines Alters.

V. 5. **Zu Hebron.....sieben Jahre und sechs Monate.** Aus dem Ganzen zu schließen, ist David sogleich nach diesen Begebenheiten nach Jerusalem gezogen, um die Stadt den Jebusitern zu nehmen. Juda hatte sie schon einmal gehabt, aber nicht halten können. Soweit ist David durch schwere Prüfungen gekommen, aber jeder Schritt war ein Schritt vorwärts.

V. 6. **Und der König zog mit seinen Männern** 2c. David fing seine Regierung mit einer glänzenden Waffenthat an; sein erster Feldzug war bestimmt, die von Gott ersehene Hauptstadt zu gewinnen. Jerusalem hatte bedeutende politische, militärische und andere Vorzüge, weßhalb David es zur Hauptstadt machen sollte; aber wir müssen immer im Augenmerk behalten, daß Gott auch ein Wort dazu zu sagen hatte (5. Mose 21, 5–21; 1. Kön. 11, 36; Ps. 78, 68). Jerusalem wurde nicht blos die Hauptstadt, sondern auch die Stadt des Heiligthums, denn dorthin wurde die Lade gebracht, sobald David im Besitz der Stadt war. **Du wirst nicht hier hereinkommen.** Das sind die Worte der Jebusiter, welche in der Stadt wohnten. Man nimmt an, daß sich die Rede auf die Burg Zion bezog, denn dieselbe war so fest, daß Krüppel und Blinde sie gegen fast irgend eine Armee vertheidigen konnten. Wer mit dieser einfachen Erklärung des Gebrauches der Worte **Blinde und Krüppel** nicht befriedigt ist, der kann fast in irgend einem Commentar eine ganze Anzahl unverständliche Ansichten finden, welche weder ihm, noch sonst Jemandem zum Segen gereichen werden.

V. 7 u. 8. **David gewann die Burg.** Diese beiden Verse geben uns die Thatsache, und auch eine kurze Beschreibung, wie es geschah. David's Versprechen, Den, welcher zuerst auf die Dachrinne komme, zum Heerführer seiner Armee zu machen, hat doppelten Sinn: entweder wollte er die Truppen zum Muthe anspornen, oder er wollte die Gelegenheit benützen, um Joab aus dem Weg zu räumen, d. h. einen Anderen an Joab's Stelle bringen, denn Joab hatte Abner ermordet; es scheint aber, Joab war der Erste in der Burg und behielt also das Amt, welches er inne hatte. David erachtete die Bemerkung der Jebusiter, daß ihre **Krüppel und Blinden** ihn aus Zion halten würden, als eine große Schmach, und zwar so groß, daß damals ein Sprichwort entstand: „Vor Krüppeln und Blinden hütet euch."

V. 9. **Also wohnete David auf der Burg.** David sah die Festigkeit und die Sicherheit dieser Burg, daher wohnete er künftig daselbst und ließ sie noch fester bauen. **Millo** war eine bereits bestehende Festung, welche nun mit Zion vereinigt wurde. Ehedieser war Zion mit drei Mauern beschützt; jetzt wurde noch eine vierte gebaut. Millo war also das äußerste Festungswerk zum Schutz Zions. Zwar sind nicht alle Schreiber einig hierüber, denn sie wollen nicht zugeben, daß Millo eine Festung war, fragt man sie aber, was es denn war, dann antworten sie, das weiß man eigentlich nicht.

V. 10. **Und David ging und nahm zu.** Es gibt Menschen, welche gehen und nicht zunehmen; Andere nehmen zu, ohne zu gehen. Was hier gezeigt werden soll, ist die Thatsache, daß in David Eifer, Vermehrung und göttlicher Segen sich vereinte; denn **der Gott Zebaoth war mit ihm.** Zebaoth meint, der Gott der Heerschaaren, welcher David in allen seinen Unterneh-

mungen segnete. Das war das Geheimniß von David's Erfolg. Man kann hier bemerken, wie deutlich es der Schreiber darstellen will: 1. daß David seine Größe nicht menschlicher Kraft oder Weisheit zuschreiben konnte, und 2. daß Gott in Verbindung mit dieser Begebenheit „Gott der Heerschaaren" genannt wird, welches eben hier von nicht geringer Bedeutung ist; Gott leitet die Heerschaaren.

V. 11. **Und Hiram, der König zu Tyrus.** Tyrus war eine mächtige Handelsstadt am See, d. h. am mittelländischen Meer, dort regierte um diese Zeit König Hiram. Dieser sandte Boten, um David Glück zu wünschen. Dieses war eine große Ehre für David, und zugleich eine Anerkennung von einem fremden König, daß David zum Thron berechtigt sei. **Sandte Cedernbäume, Zimmerleute** 2c. Der König hatte scheint's vernommen, daß David auf Zion bauen wolle, nun waren aber die besten Künstler in Holz und Stein zu Tyrus, und Cedern gab es sonst in keinem andern Lande, außer dem Gebirge Libanon, welches zum Reich des Hiram gehörte. An Künstlern war Israel arm, denn die Juden verlegten sich besonders auf Feldbau und Viehzucht. Die Freundschaft, welche sich hier zwischen Hiram und David entspann, hat sich sogar auf Salomon übertragen, denn auch zum Tempelbau lieferte Hiram Künstler und Cedern: Nun muß man aber auch auf der andern Seite nicht übersehen, daß Tyrus seinen Weizen und sein Oel von Israel bezog; die Freundschaft war also gegenseitig vortheilhaft, und war auch kein Grund, warum diese Könige nicht Freunde sein sollten. **Daß sie David ein Haus bauten.** Dieses bedeutet natürlich ein Wohnhaus auf Zion. Es scheint der 30 Psalm war für die Zeit der Einweihung bestimmt und eigens dafür gedichtet worden.

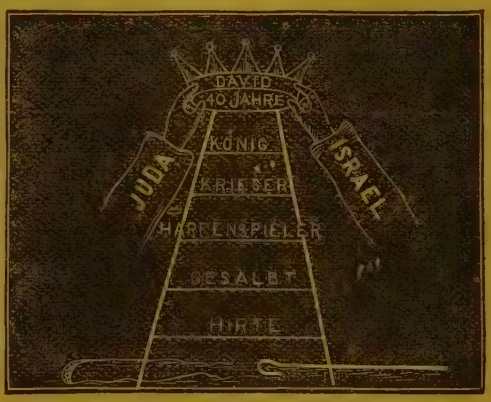
V. 12. **Und David merkte.** Er gab auf die Verheißungen und die Wege Gottes Acht, und so merkte er, daß Gott ihm günstig sei. Sein Erfolg, sein Glück und Wohlstand waren ihm Zeichen der Gunst Gottes. Nicht als wäre David immer recht gewesen; nein, aber um Israels willen und um seines eigenen Namens willen hat Gott die Schicksale des Königs und seines Volkes gelenket. So daß David einsehen konnte, um eines Mannes willen wird Gott sein Volk nicht verstoßen. Dem Höchsten gilt sein Werk mehr als ein Mensch, und wenn es ein König sein sollte. David brachte nun die jüdische Monarchie in die Höhe, daß das Reich den Großmächten jener Zeit ebenbürtig stand. Einmal, wenn auch nur für kurze Zeit (unter David und Salomon) stand das Reich Israel gefürchtet unter den Weltreichen, dann freilich, als das Volk sich wider Gott erhob, zog der Herr seine Hand ab, und wir sehen die traurige Wahrheit: „Die Sünde ist der Leute Verderben."

Lehre und Anwendung. — Wer warten und auf den Herrn harren kann, der gewinnt endlich. David hat lange gewartet, schließlich hat ihm das Volk selbst die Regierung angetragen, um derentwillen Saul ihm nach dem Leben strebte.

Unser früheres Leben in der Hand Gottes betrachtet, ist eine Vorbereitung für das gegenwärtige Leben gewesen, wenn wir es recht benützt und angewendet haben. Darum sollten aber auch alle unsere Geschäfte und Versprechen als in der Gegenwart Gottes gemacht werden, und nie ohne Gebet um seinen Segen.

Im Allgemeinen sind die Menschen zuviel geneigt, sich auf das Sichtbare zu verlassen, und auf ihre Kraft und Kunst zu bauen. Die Jebusiter glaubten nicht an eine Möglichkeit, ihre Festung zu stürmen, und doch ist sie gefallen. Was helfen schöne Kirchen, große Gemeinden, reiche Leute, gewaltige Redner, erfolgreiche Erweckungsprediger, wenn diese nicht auf Gottes Verheißung und auf der Gegenwart des heiligen Geistes ruhen?

Das menschliche Leben ist nicht ein gejagtes Schiff ohne Ruder oder Steuermann. Gott kann freilich den Menschen nicht zwingen, das Sündigen zu lassen, denn das würde ja die moralische Freiheit zernichten; aber er kann die Begebenheiten und sogar das Böse so lenken, daß es zur Verherrlichung seines Namens dienen muß, und daß das Böse in möglich engsten Grenzen zurückgedrängt wird. Dieses thut Gott auch, wie solches die Geschichte allenthalben lehrt, und Erfahrung zeigt. Daher muß auch oft ein schwacher, fehlerhafter Mensch als Werkzeug in der Hand Gottes dienen, um einen allweisen Plan zu vollführen.



Wandtafelerklärung.—Vom Hirtenstab zum Königsthron. Die Erlebnisse der Menschen sind wunderbar, und werden es immer mehr, jemehr man die Hand Gottes darin erkennt. Stufe für Stufe ist David gestiegen, aber man muß nicht vergessen, daß er mit dem Volke Gottes verbunden blieb, denn die Geschichte dieses Volkes ist seine Geschichte, und die beiden Zweige Israel und Juda reichten ihm die Krone. Das Bild ist inhaltsvoll, denn auf ähnliche Weise wie David ist schon mancher Jüngling aus dem Staub erhoben worden und zu Ehren gekommen. Wer sein eigenes Leben in das Leben und in die Wohlfahrt seiner Mitmenschen verwebt, dabei aber die alles lenkende Hand Gottes nicht aus dem Auge verliert, den kann Gott brauchen und wird ihn zu finden wissen, wenn seine Stunde gekommen ist. Jeder Schritt, den David nahm, brachte ihn näher zum Ziel seiner Bestimmung, denn Gott führte ihn. Er führt auch uns.

Illustrationen. — Handwerkzeug. Gesetzt du gingest in eine Werkstatt und betrachtetest dir da die Werkzeuge, mit welchen der Meister arbeitet; da ist ein Stück krumm, ein anderes gebogen, und ein drittes ist ein Haken, würdest du nicht manche dieser Werkzeuge als untauglich verwerfen? Der Meister kennt sie Alle und braucht auch Alle; ja, gerade Dasjenige, welches du als ganz unbrauchbar wegwerfen würdest, ist ihm vielleicht das werthvollste. Ebenso ist es mit der Vorsehung Gottes, sie scheint uns verkehrt und irrig, und doch dient sie dazu, Gottes Werk hinauszuführen.

Vorbilder. Die Alten der heiligen Schrift werden uns sehr oft als Vorbilder dargestellt, denen wir nachahmen sollen; das ist schon recht, aber wir müssen doch immer behutsam sein in der Nachfolge eines Menschen. Der Mensch hat noch nicht gelebt, und wird nie leben, welchem wir ohne Bedenken nachahmen können. Dieses ist besonders mit David der Fall, er ist ein Vorbild der Wankelmüthigkeit, damit wir ihn betrachten, und dann nicht nachfolgen, es sei denn, er führe zum Guten.

Grabschriften. Man hat sie gerne lang und salbungsvoll, die Grabreden und Todesanzeigen. Würde man es auch so verlangen, wenn Gott sie schreiben würde? Er hat sie dem Abraham, dem Jakob und dem David geschrieben, und es stehen Dinge darinnen, welche man heutzutage lieber verschweigt, als gesagt hat. Wahrheit braucht sich nicht zu verstecken, selbst wenn sie Schwachheiten berührt, denn wenn ein Mensch nicht frömmer scheinen wollte, als er wirklich war, dann schadet ihm auch die Veröffentlichung seiner Schwachheiten nichts, wenn dieses zur Nothwendigkeit wird.

Abholung der Bundeslade.

2. Lection: 2. Sam. 6, 1–12. — Sonntag den 13. Juli 1884.

1. Und David sammlete abermal alle junge Mannschaft in Israel dreißig tausend.

2. Und machte sich auf und ging hin mit allem Volk, das bei ihm war aus den Bürgern Juda, daß er die Lade Gottes von dannen herauf holete, welcher Name heißt: Der Name des Herrn Zebaoth wohnet darauf über den Cherubim.

3. Und sie ließen die Lade Gottes führen auf einem neuen Wagen, und holeten sie aus dem Hause Abi-Nadab's, der zu Gibea wohnete. Usa aber und Ahio, die Söhne Abi-Nadab's, trieben den neuen Wagen.

4. Und da sie ihn mit der Lade Gottes aus dem Hause Abi-Nadab's führeten, der zu Gibea wohnete, und Ahio vor der Lade her ging;

5. Spielte David und das ganze Haus Israel vor dem Herrn her mit allerlei Saitenspiel von Tannenholz, mit Harfen, und Psaltern und Pauken, und Schellen, und Cymbeln.

6. Und da sie kamen zur Tenne Nachon's, griff Usa zu und hielt die Lade Gottes, denn die Rinder traten beiseit aus.

7. Da ergrimmete des Herrn Zorn über Usa, und Gott schlug ihn daselbst um seines Frevels willen, daß er daselbst starb bei der Lade Gottes.

8. Da ward David betrübt, daß der Herr einen solchen Riß an Usa that; und hieß dieselbige Stätte Perez-Usa bis auf diesen Tag.

9. Und David fürchtete sich vor dem Herrn des Tages, und sprach: Wie soll die Lade des Herrn zu mir kommen?

10. Und wollte sie nicht lassen zu sich bringen in die Stadt David's; sondern ließ sie bringen in das Haus Obed-Edom's, des Gathiters.

11. Und da die Lade des Herrn drei Monate blieb im Hause Obed-Edom's, des Gathiters, segnete ihn der Herr, und sein ganzes Haus.

12. Und es ward dem Könige David angesagt, daß der Herr das Haus Obed-Edom's segnete, und alles, was er hatte, um der Lade Gottes willen. Da ging er hin, und holete die Lade Gottes aus dem Hause Obed-Edom's herauf in die Stadt David's, mit Freuden.

Haupttext: Aber das Haus der Gerechten wird gesegnet. — Spr. 3, 33.

Geschichtliches. — Die in dieser Lection betheiligten leitenden Personen sind: 1. David, jetzt 44 Jahre alt; in der vollen männlichen Kraft und politisch fest auf seinem königlichen Thron; 2. Usa, wahrscheinlich ein Enkel Abinadabs; 3. Obed Edom, ein Levite und Nachkomme Kohaths, welcher zu den Thürhütern der Bundeslade gehörte. Siebenzig Jahre sind vergangen seit die Bundeslade in ihrer Hütte stand, wie es Gott einst befahl. Nun aber Israel wieder ein vereinigtes Volk war und eine Residenz- und Hauptstadt hatte, war es gewißlich Zeit auch den altherkömmlichen Gottesdienst wieder einzuführen, welcher so sehr vernachlässigt worden war. Nachdem David Jerusalem eingenommen hatte, fehlten nur zwei Dinge, es zur Hauptstadt der Nation zu machen. 1. Es sollte ein königlicher Palast darinnen sein, und 2. es sollte die Wohnung der Lade Gottes, das Sinnbild der lebendigen Gegenwart Gottes, enthalten. Wäre David mit einem Palast für sich selbst zufrieden gewesen, dann wäre Jerusalem David's Stadt und weiter nichts gewesen; in der Theokratie war es aber unbedingt nöthig, daß Gott anerkannt wurde, deßhalb mußte die Lade Gottes in der Hauptstadt sein, um dieselbe zur Stadt Gottes zu machen. Nach Psalm 132, 2–5 läßt sich schließen, daß David schon in seinen Knabenjahren an die Wiederbringung der Bundeslade dachte.

Daß die Lade Gottes so viele Jahre vernachlässigt und vergessen wurde, ist ein trauriges Zeugniß vom religiösen Verfall des Volkes, welches doch an die lebendige Gegenwart Gottes gewöhnt war. David mag wohl der Worte Jehovahs 5. M. 12, 5. 11 gedacht haben, und weil Gott das feste Zion in seine Hand gab, mag er es als ein Zeichen angesehen haben, daß Gott sich Zion zur Wohnung ausersehen habe. Man vergleiche 1. Chron. 13, 15. 16 und lese den 24. Psalm.

Texterklärung. — V 1. **Und David sammelte abermal.** Unter den Tapfersten seiner Mannschaft wählte er noch einmal die Herzhaftesten. Dies geschah, nachdem er die Philister geschlagen hatte. Er hatte ein Vorhaben, welches eines Aufwandes werth war, und die Philister sollten wissen, daß irgend welche Störung gerächt werden würde. Der Anfang zu einem besseren religiösen Leben sollte nun gemacht werden, und zu diesem Zweck mußte die Bundeslade geholt werden.

V. 2. **Und machte sich auf** ꝛc. Nicht nur mit den auserlesenen Dreißigtausenden, sondern mit einer großen Zahl **Bürger aus Juda,** welche alle mitzogen, um der Lade Ehre zu erzeigen. **Von dannen herauf holete.** Der Text ist nicht ganz deutlich hier, und um ein klares Verständniß zu bekommen, müssen wir 1. Sam. 7, 1 lesen, dann ergibt sich, daß die Lade Gottes von Baalim-Juda nach Jerusalem gebracht wurde, aber schon früher von Kiriath-Jearim hieher gebracht worden war. Andere erklären es jedoch: David sei von Baal-Juda ausgezogen, um die Lade zu Kiriath-Jearim abzuholen. **Welcher Name heißt.** „Wohnung Gottes." Eine bessere Erklärung kann ich nirgends finden, denn jede Auslegung dieser schwierigen Stelle, welche eine Vergleichung der unterschiedlichen Sprachen unternimmt, verwirrt nur den Sinn. Luther's Uebersetzung ist noch am nächsten richtig von allen.

V. 3. **Führen auf einem neuen Wagen.** So waren die Israeliten unterrichtet worden zu thun, und so thaten ja auch die Philister und kamen ungestraft davon. Leider hatten die Israeliten vergessen, daß Gott den Philistern etwas übersehen mochte, welches er den Israeliten nicht übersehen konnte. Hatten sie vergessen, daß Gott einst befahl, wie man die Lade bewegen sollte? 4. Mose 4, 14. 15; 7, 9. Später hat auch David das noch einsehen gelernt. 1. Chron. 15, 2. 15. Die Geschichte mit

dem Wagen haben scheint's die Israeliten von den Heiden gelernt, und Israel mag ebensowohl jetzt, als später, eine Lection lernen, wie wir auch sehen können. **Usa und Ahio.** Diese werden hier Söhne Abinadabs genannt, mögen aber eher Enkel gewesen sein, d. h. Söhne jenes Eleasars, welcher einst angestellt wurde, die Lade zu pflegen.

V. 4 u. 5. **Und da sie ihn mit der Lade Gottes trieben.** Aus dem Zusammenhang läßt sich schließen, daß Ahio vor dem Wagen herging und die Ochsen leitete, während Usa hintennach kam und auf die Lade acht hatte. Es scheint, daß auch David vergessen hatte, wie man die Lade des Zeugnisses tragen sollte, denn als der Zug sich bewegte **Spielte David und das ganze Haus Israel**; d. h. er machte einen Freudengottesdienst daraus, wie man es an großen Festen zu thun pflegte; **vor dem Herrn.** Der Herr war gegenwärtig, wo die Lade war, und im Bewußtsein der Gegenwart Gottes tanzte und hüpfte David vor Freude. Das ist auch nicht zu verwundern, denn die Wiederbringung der Lade war ja ein Zeichen, daß Gott sein Volk in Gnaden ansah.

V. 6. **Und da sie kamen zur Tenne Nachon's.** Vergl. 1. Chron. 13, 9 wo dieser Nachon Chidon genannt wird. Es ist nicht bestimmt, ob Nachon der Name eines Mannes oder eines Ortes ist. **Griff Usa zu, die Lade zu halten.** Es scheint, die Rinder trieben abseits, strauchelten oder erschraken, so daß Usa glaubte, die Lade würde vom Wagen fallen, und schnell wollte er sie fassen und halten. Solchergestalt gefiel es Gott, den Leviten zu zeigen, daß sie im Irrthum seien, indem sie dieselbe mit dem Fuhrwerk holeten; doch muß man auch bedenken, daß das Volk nicht mehr die Achtung hatte vor der Lade, wie ehemals, und Jeder glaubte, er könne zugreifen. Hier wird nun ein Exempel statuirt, das zur Vorsicht mahnt.

V. 7. **Da ergrimmte des Herrn Zorn.** Usa war ein Levite, und war berechtigt zum Dienst an der Lade; allein, als Levite machte er sich eines doppelten Vergehens schuldig: erstlich, weil er die Lade nicht mit seinen Brüdern trug; zweitens, weil er das anrührte, was er eigentlich nicht einmal sehen durfte; man vergl. 4. Mose 4, 15 und man wird finden, daß den Leviten erst gestattet wurde, die Stangen zu ergreifen, nachdem die Lade bedecket war. Das größte Versehen war jedenfalls seine Unvorsichtigkeit in der Berührung der Lade. **Gott schlug ihn daselbst,** mit einem tödtlichen Schlag, oder mit einer tödtlichen Krankheit, **daß er daselbst starb.** Die Strafe scheint schwer zu sein, indem ja doch die Absicht rein war. So scheint es; aber wir Menschen sind nicht befugt, Gottes Handlungen zu beurtheilen, denn viele derselben sind uns dunkel, obwohl sie gerecht sind. Hier ließe sich Manches sagen, wenn der Raum es gestattete. Usa ist ein Bild Aller, welche mit guter Absicht sich in die Angelegenheiten Gottes mischen, als wenn dieselben ohne ihr Zugreifen, in Gefahr wären.

V. 8. **Da ward David betrübt.** David hatte Ursache betrübt zu sein, denn jetzt erkannte er sein Vergehen (1. Chron. 15, 2. 13), aber noch mehr betrübte ihn die Störung des Festes auf diese Weise, denn der Tod Usa's lag schwer auf seinem Herzen. **Hieß dieselbige Stätte Perez Usa.** Der Herr hat an Usa einen Bruch gemacht, und die Dreschtenne wurde von nun an Schlagtenne genannt.

V. 9. **Und David fürchtete sich.** Entweder fürchtete er Gott sei auf ihn erzürnt, weil er die Lade nach Jerusalem holen wollte, und nun werden ihn Gottes Gerichte verfolgen, oder er fürchtete, falls er die Lade wirklich heim brächte, möchte seinem Hause noch allerlei Unheil begegnen dadurch. **Wie soll die Lade des Herrn zu mir kommen?** Nun ich es unternommen habe und Gott schon erzürnt ist, wie wird mir's ergehen, wenn ich es ausführe? David zeigt hier eine große Demuth, indem er sich nun selbst unwürdig erachtete, oder er war sehr furchtsam, indem er nicht Gott fragte.

V. 10. **Ließ sie bringen in das Haus Obed-Edoms.** Natürlich kam ein Schrecken über Alle; was war zu thun? David hatte scheint's ganz vergessen, was eigentlich zu thun sei, der plötzliche Unfall verwirrte ihn. **Obed-Edom.** Aus 1. Chron. 15, 18. 21 u. f. w.; Cap. 16, 5 und Cap. 26, 4 erhellt deutlich, daß dieser Mann ein Levite war. Gathiter wird er genannt, weil er entweder zu Gath geboren war, oder eine Zeit lang dort gelebt hatte; nemlich Gath-Rimmon, nicht der Philister Stadt. Jes. 21, 24. 25. Dieser Mann wußte also, daß für ihn keine Gefahr sein könne, und um des Segens willen war er willig, auch die Gefahr zu tragen. Was den Philistern einst zum Schaden gereichte, das soll ihm zum Heil gedeihen.

V. 11. **Blieb im Hause Obed-Edoms drei Monate.** Dieses war freilich nur eine kurze Zeit im Vergleich mit Kiriath-Jearim, aber die ganze Zeit über war die Lade ohne Hütte. **Segnete ihn der Herr und sein ganzes Haus.** Gott machte ihn glücklich. Wie? entweder innerlich zufrieden und froh, oder in den zeitlichen Angelegenheiten erfolgreich. Letztere Ansicht wird von Vielen als richtig betrachtet. Josephus sagt, der Mann sei in drei Monaten reich geworden. Josephus hat keinen Bibelgrund für seine Behauptung; hier schließen nun Manche irdischer Reichthum sei ein Segen, und Frömmigkeit eine gewisse Bedingung des Reichwerdens, während Erfahrung uns deutlich zeigt, daß Reichthum nicht immer ein Segen, noch Frömmigkeit eine Versicherung des Reichthums ist. Ein gottgeweihtes Haus ist gesegnet in allen Dingen und hat genügend, indem Gott daselbst wohnt.

V. 12. **Und es ward dem Könige David angesagt.** Als der König erfuhr, daß Obed-Edom nicht nur keinen Schaden, vielmehr aber Glück und Segen hatte mit der Lade, hoffte er, Gott würde auch die Stadt segnen. Abermals zog er aus, wahrscheinlich vom Volke begleitet, **und holete die Lade Gottes.** Diesmal jedoch hielt sich David genau an die Regeln des Gesetzes, welches die Beschreibung in 1. Chron. 15 deutlich zeigt. Er heiligte sich selbst und das Volk; brachte Opfer und Geschenke, wie es der Herr befohlen hatte, und es gelang ihm, die Lade nach seiner Stadt zu bringen, und zwar mit Jauchzen und großer Freude. Die Bundeslade enthielt die zwei Gesetzestafeln; die Ruthe Aarons; ein goldenes Gefäß mit Manna und war den Israeliten der heiligste Gegenstand ihrer Verehrung. Zwar war ihnen das Gesetz heilig, aber doch war es nicht der Inhalt der Lade, warum die Israeliten sie so hoch verehrten, sondern der sichtbare Thron des unsichtbaren Gottes, welcher über, oder auf der Lade wohnte, war der Hauptgegenstand der Verehrung, denn das war die Schechina, die sichtbare Herrlichkeit Gottes, und um dieses Thrones und der damit verbundenen Herrlichkeit willen verlangte David und das Volk die Lade wieder in ihren Besitz zu bekommen. Das war der freudigste Tag von David's Leben; jetzt war er König, Priester, Sänger und Dichter. Der 24. Psalm war eigens für diesen Tag gedichtet.

Lehre und Anwendung. — Es ist nie weislich, den Gebräuchen und Sitten der Weltmenschen zu folgen in der Ausübung religiöser Pflichten. Das hat David erfahren müssen, als er die Bundeslade nach heidnischer Weise holen wollte.

Usa zeigt uns, daß Gott auch ohne uns fertig werden kann, und wir ihm nicht voreilig mit selbstgemachten Plänen zur Hülfe kommen brauchen, denn solches Ver-

fahren ist gefährlich. Usa ist aber auch eine Warnung gegen Gleichgültigkeit, denn er hätte besser wissen sollen, als so unbedächtig zu handeln, deßhalb ihn auch Strafe ereilte.

Gott verlangt kein Opfer umsonst; wer ihm dienet, hat große Verheißungen, und das hat er auch am Hause Obed-Edoms bezeuget, indem er ihn reichlich segnete um der Lade des Bundes willen.

Wandtafelerklärung.—Das Bild bezeichnet den wichtigsten Gegenstand im ganzen jüdischen Religionskultus. Den Israeliten war nichts so heilig, als die Bundeslade, und zwar nicht so viel um das, was darin enthalten war, als um das, was darauf war; nemlich der Gnadenstuhl oder die Ruhe Gottes. Ueber die Gestalt, Größe u. s. w. lese man 2. Mos. 25, 10 u. s. f.; auch 1. Kön. 8, 9 und Heb 9, 4 sollte mit angeführt werden. Diese Lade hatte ihren Namen vom Bund und enthielt das Gesetz, d. i. den Bund Gottes mit Israel. Sie ist ein Vorbild auf Christum nach seiner göttlichen und menschlichen Natur, denn in ihm wohnete die Fülle der Gottheit leibhaftig, und in ihm werden alle Völker der Erde gesegnet. Man betrachte auch die Gefahr, welcher man sich aussetzt, wenn man leichtfertig mit göttlichen Dingen umgeht, und ermahne schließlich die Schüler: „Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehst." So wie die Bundeslade des Volkes größter Schatz und höchstes Kleinod ist, so sollte unser Herz bildlich eine Lade sein, da die Herrlichkeit und die Ehre Gottes wohnt.

Illustrationen.—Die Bibel erzählt uns von drei ganz eigenthümlichen Kasten, welche wohl eines Vergleiches werth sind: 1. Der Kasten Noah, ein Vorbild auf Christum; 2. der Kasten, in welchem das Kind Moses gerettet wurde, und 3. die Lade des Herrn, abermals ein Bild auf Christum. Christus ist besser, als die Bundeslade, denn: a. die Bundeslade war ein Symbol, Christus ist der Wahrhaftige; b. die Bundeslade konnte nur an einem Platz sein, Jesus ist allgegenwärtig; c. die Bundeslade verblieb nur drei Monate in Obed-Edoms Haus, wenn Jesus einkehrt, bleibt er auf immer.

Glaube und Aberglaube. So lange Gott mit Israel war, konnte ihnen kein Feind schaden, als aber Gott gewichen war, konnte auch die Bundeslade nicht mehr helfen, und als Gott von der Lade wich, konnte die Lade sich selbst nicht erretten, sondern fiel in Feindeshand. Wir müssen deßhalb mehr auf das Wahre, als auf das Symbol schauen, und über dem Bild nie das Wesen vergessen.

Gottes Bund mit David.

3. Lection: 2. Sam. 7, 1–16. — Sonntag den 20. Juli 1884.

1. Da nun der König in seinem Hause saß, und der Herr ihm Ruhe gegeben hatte von allen seinen Feinden umher;

2. Sprach er zu dem Propheten Nathan: Siehe, ich wohne in einem Cedern-Hause, und die Lade Gottes wohnet unter den Teppichen.

3. Nathan sprach zu dem Könige: Gehe hin, alles, was du in deinem Herzen hast, das thue; denn der Herr ist mit dir.

4. Des Nachts aber kam das Wort des Herrn zu Nathan, und sprach:

5. Gehe hin, und sage zu meinem Knechte David: So spricht der Herr: Solltest du mir ein Haus bauen, daß ich darinnen wohnete?

6. Habe ich doch in keinem Hause gewohnet, seit dem Tage, da ich die Kinder Israel aus Egypten führete, bis auf diesen Tag; sondern ich habe gewandelt in der Hütte und Wohnung.

7. Wo ich mit allen Kindern Israel hinwandelte; habe ich auch je geredet mit irgend der Stämme Israel einem, dem ich befohlen habe mein Volk Israel zu weiden, und gesagt: Warum bauet ihr mir nicht ein Cedern-Haus?

8. So sollst du nun so sagen meinem Knechte David: So spricht der Herr Zebaoth: Ich habe dich genommen von den Schafhürden, daß du sein solltest ein Fürst über mein Volk Israel;

9. Und bin mit dir gewesen, wo du hingegangen bist, und habe alle deine Feinde vor dir ausgerottet, und habe dir einen großen Namen gemacht, wie der Name der Großen auf Erden.

10. Und ich will meinem Volk Israel einen Ort setzen, und will es pflanzen, daß es daselbst wohne, und es nicht mehr in der Irre gehe, und es die Kinder der Bosheit nicht mehr drängen, wie vorhin.

11. Und seit der Zeit ich Richter über mein Volk Israel verordnet habe; und will dir Ruhe geben von allen deinen Feinden. Und der Herr verkündiget dir, daß der Herr dir ein Haus machen will.

12. Wenn nun deine Zeit hin ist, daß du mit deinen Vätern schlafen liegest; will ich deinen Samen nach dir erwecken, der von deinem Leibe kommen soll, dem will ich sein Reich bestätigen.

13. Der soll meinem Namen ein Haus bauen, und ich will den Stuhl seines Königreichs bestätigen ewiglich.

14. Ich will sein Vater sein, und er soll mein Sohn sein. Wenn er eine Missethat thut, will ich ihn mit Menschen-Ruthen und mit der Menschenkinder Schläge strafen.

15. Aber meine Barmherzigkeit soll nicht von ihm entwendet werden, wie ich sie entwendet habe von Saul, den ich vor dir habe weggenommen.

16. Aber dein Haus und dein Königreich soll beständig sein ewiglich vor dir, und dein Stuhl soll ewiglich bestehen.

Haupttext: Dein Königreich soll beständig sein ewiglich vor dir, und dein Stuhl soll ewiglich bestehen. — 2. Sam. 7, 16.

Geschichtliches. — Die gegenwärtige Lection trug sich nicht lange nach der vorigen zu, und zwar in der Stadt Jerusalem. David hatte sich einen Palast gebaut auf dem Berg Zion, und für die Bundeslade war eine neue Hütte bereitet; aber die Vorkehrungen bezüglich der Lade waren nur provisorisch, denn David ging schon jetzt mit dem Gedanken um einen permanenten, und der Sache Gottes werthen Tempel zu errichten. Das Heiligthum der vorigen Tage war den Umständen des Volkes angemessen, es war leicht zu tragen, weil das Volk am Ziehen war, nun aber das Volk im Lande seines Erbes ist, soll auch die Lade des Zeugnisses eine feste Wohnung haben. Diese Gedanken bewegten David's Herz als er sich selbst fest und gesichert sah. Gott hatte dem David versprochen ihm ein Haus aufzurichten und ihn zu befestigen; es war also jetzt nicht mehr als billig für David sich erkenntlich zu zeigen.

Dieses Kapitel ist aber noch in einem andern Punkte bedeutungsvoll. Die Prophetie hatte einen Schritt vorwärts gethan. Bisher hat die Weissagung sich beständig an den Stamm gehalten, welchem der König des Friedens entsprießen soll, nun aber geht es zur Familie über. Im Stamme Juda—David's Familie, und nun finden wir auch Zion und den Messias so innig vereinigt, daß wir sie als unzertrennlich betrachten mögen und den prophetischen Sinn ergreifen: Zion, siehe dein König kommt! Also sehen wir wohl warum David in einem Haus von Cedern nicht zufrieden sein konnte, es sei denn die Lade Gottes wohne auch in einem solchen. — Merkt es, ihr Lieben: das Haus Gottes sollte in allen Stücken so gut sein, als das Haus darinnen wir selbst wohnen.

Texterklärungen. — V. 1. **Da nun der König in seinem Hause saß.** Das bedeutet: als nun David in seinem eigenen Palaste wohnte, und ihn kein Feind belästigte, da fing er an nachzudenken, wie unbequem und wie unbeständig der Aufenthalt der Lade Gottes sei.

V. 2. **Sprach er zum Propheten Nathan.** Dies ist das erstemal, daß dieser, später so nützliche und berühmte Mann genannt wird. Nach menschlicher Weise zu reden, hat Salomon ihm den Thron zu verdanken; dieses zeigt uns auch, welchen Einfluß er über David ausgeübt haben muß. Nathan war David's Geschichtsschreiber und Hofprediger, zugleich aber auch Salomons Hauslehrer und Erzieher. So sehen wir also, daß David mit seinem Rathgeber sprach, als er sagte: **ich wohne in einem Cedernhaus, aber die Lade Gottes unter Teppichen.** David kam auf den Gedanken, das sei unrecht und dürfe nicht geduldet werden. Doch wollte er nicht voreilig handeln, sondern befragte den Mann, welcher Gottes Wort zu Leuten verstand.

V. 3. **Gehe hin.....das thue.** Nathan billigt David's Vornehmen sogleich, denn er erachtete, daß es aus Gottesfurcht herrührete, welches auch nicht zu verwerfen ist. Vielleicht hat Nathan aber auch nachgegeben, weil er wohl einsah, daß der König entschieden war zu bauen. Jedenfalls hat er zu voreilig gehandelt und eine so wichtige Sache nicht genug überlegt. Lerne daraus, daß auch Propheten irren konnten; d. h. sie waren nicht beständig inspirirt; und wenn sie ihrem eigenen Impuls folgten gingen sie irre.

V. 4. **Des Nachts aber kam das Wort des Herrn.** Weil David aufrichtig handelte, wollte Gott ihn nicht lange im Zweifel lassen bezüglich dieser Sache, auch sollte er nicht einen Anfang machen, da doch Gott es nicht haben wollte. Nun erhielt Nathan von Gott den Auftrag zu David zu gehen und den Plan rückgängig zu machen. Hier kann man den Unterschied sehen zwischen Nathan's persönlicher Ansicht und Nathan's Werk als Prophet. Die Propheten mußten also thun, was Gott forderte, ohne mit Fleisch und Blut zu berathen, ohne ihre Gefühle zu berücksichtigen.

V. 5. **Solltest du mir ein Haus bauen** 2c. Das ist zu verstehen, daß David ein solches Haus nicht bauen dürfe, trotzdem er ein Gelübde gethan hat, so zu thun. Ps. 132, 3–5. Einst hat Gott selbst gesagt, daß er ein solches Haus bauen lassen wolle 5. Mose 12, 10, 11; David urtheilte deßhalb, er sei der Mann, berufen es zu bauen; daher das Gelübde. Daß Gott auch nicht unzufrieden war mit David wegen solchen Eifers, zeigt 1. Könige 8, 18 deutlich, und V. 10, 11 dieses Cap. noch deutlicher, allein David war nicht berufen zu bauen, Gott hatte einen Andern auserlesen für diese Arbeit. In dieser Begebenheit ist eine Lehre über Beruf, die man wohl beherzigen sollte. David wäre tüchtig, reich und begabt genug gewesen; auch hätte kein Mensch, nicht einmal ein Prophet an seinem Beruf gezweifelt, und doch war er nicht berufen.

V. 6 und 7. **Habe ich doch in keinem Hause gewohnet** 2c. Dieses will sagen: wie sind dir die Gedanken gekommen, daß ich in einem Cedernhause zu wohnen wünsche, da ich mir doch selbst noch kein Haus gewählt habe? In der Rede selbst liegt auch ein Wink, warum Gott nicht eilt mit seiner Wohnung, es war nicht nöthig; hat Gott so lange in einem Gezelt gewohnt und nie Jemand gesagt: **„Warum bauet ihr mir nicht ein Cedernhaus?"** So soll auch ohne besondern göttlichen Auftrag nun Niemand bauen. Bis jetzt war noch kein Zeichen gegeben, daß Gott an seiner Wohnung Mißfallen habe, und hat auch noch keine herrlichere verlangt.

V. 8. **So spricht der Herr.** David soll nicht meinen, Gott sei unzufrieden mit ihm, sondern er soll vielmehr erkennen, daß Gottes Wohlgefallen auf ihm ruht. David soll nicht kleinmüthig noch verzagt werden, daher nennt ihn jetzt Gott auch seinen Knecht. **Ich habe dich genommen.** Das meint: ich habe dich erhoben von dem Hirtenstand, das gereuet mich nicht. Es schadet gar nichts, wenn man manchmal an seine Herkunft erinnert wird, es hält demüthig und dankbar.

V. 9. **Und bin mit dir gewesen;** d. h. zur Zeit deiner Noth und Gefahr habe ich dich nicht verlassen, sondern habe dich groß gemacht; wie die andern großen Könige der Erde, so habe ich dich gemacht. David hatte einen großen Namen, denn er war gefürchtet und berühmt: Gott war mit ihm.

V. 10. **Und ich will meinem Volk.** Sonderbarerweise haben hier fast alle Uebersetzer, das in der Zukunft gegeben, was doch schon geschehen war. Alle Hindernisse schwinden, wenn man übersetzt **„ich habe"** u. s. w., denn es war ja schon geschehen. Israel hatte seinen Ort eingenommen, und daß es nicht beständig daselbst verblieb, daran war wahrlich Gott nicht Schuld.

V. 11. **Und seit der Zeit.** Gott hat also auch die Richter ernannt und berufen zu dem Werk, das diese zu verrichten hatten; aber er verheißt, so wie es zur Zeit der Richter war, soll es nicht wieder werden in Israel. Doch muß man hier immer von der Bedingung ausgehen, wenn das Volk Gott nicht offenbar verlassen und ihm widerspenstig werden würde; dieses ist anderswo deutlich genug erklärt **und will dir Ruhe geben.** Darunter ist zu verstehen, daß unter David's Regierung der Kriege und Unruhen nicht viel sein soll, und wirklich, Israel ist auch nie so glücklich gewesen, als zu Davids Zeit, und dieses ist eine Gnadenbezeugung Gottes. Der ganze Satz vom Anfaug des 10. Verses bis Ende des 11. läßt sich am besten mit folgenden Worten erklären: Und da ich für mein Volk, für Israel, einen Platz bestellt habe.....so habe ich damit zugleich dir vor allen Feinden Ruhe gegeben. **Daß der Herr dir ein Haus ma-**

chen will. Darunter ist zu verstehen, daß Gott das Haus (die Familie) David's gründen und befestigen will in Israel. Daraus ist zu ersehen, daß Gott zuerst eines Mannes Haus bauen will, ehe ein Mann Gottes Haus bauen kann; dieses hat besonders Bezug auf das Reich Gottes in Israel.

V. 12. **Wenn nun deine Zeit hin ist.** Wenn David's Lebenszeit hin ist; d. h. wenn er die natürliche Zeit des menschlichen Lebens erreicht hat.—Ist das nicht eine Andeutung, daß David nicht im Krieg umkommen, oder unnatürlich aus dem Leben genommen werden soll? **Will ich deinen Samen** 2c. Dann sollen seine Nachkommen den Thron einnehmen, von Salomon bis auf—den Messias. Das ist der Sinn der Worte. Hier ist aber in Bezug auf Salomon auch eine specielle Weissagung Gottes, denn Absalom, Adonia und die anderen Söhne waren ja schon da, der Thronerbe aber soll erst noch kommen. **Dem will ich sein Reich bestätigen.** Dieses kann in erster Instanz auf Salomon, dann aber auch auf Jesus den Messias bezogen werden.

V. 13. **Der soll** 2c. Das Haus, welches Salomon baute, stand bis zur babylonischen Gefangenschaft, dann wurde es zerstört, hernach aber wieder erbaut, und auf diesen Tempel bezog sich Haggai der Prophet, Hag. 2. 9, denn dieser Tempel war das Bindeglied zwischen den Juden jener Zeit und dem Messias; **ewiglich,** dieses Wort kommt im 16. Vers noch zweimal vor, und zeigt deutlich, daß Gott mehr als blos Salomon im Sinne hatte in dieser Rede.

V. 14. **Ich will sein Vater sein.** Das Verhältniß zwischen Gott und Israel soll sein wie zwischen Vater und Sohn; Liebe, Gehorsam und Treue. **Wenn er eine Missethat thut.** Auch dann soll dieses Verhältniß nicht gehoben werden, denn Gott will ihn zwar züchtigen, aber nicht verwerfen. Auch des Königs Sohn soll nicht ungestraft sündigen können.

V. 15. **Soll nicht von ihm entwendet werden.** Saul's Familie hörte auf, und wurde nicht gefunden ein Mann aus seinem Hause; David's Familie bestand bis auf Christus, denn Beide, Joseph und Maria waren aus dem königlichen Stamm, und Jesus war der einzige gesetzliche Erbe des Reiches.

V. 16. **Und dein Stuhl soll ewiglich bestehen.** Daraus erkennen wir deutlich, daß Nathan's Botschaft eine messianische war, denn kein irdisches Reich besteht **ewiglich;** aber David's Reich fand seinen Gipfelpunkt im messianischen Reich, welches ewiglich bleibet und kein Ende hat. Also konnte David seines Reiches gewiß sein, sonderlich wenn man darauf achtet, daß er seine Augen auf den Messias gerichtet hatte. Manche wollen erklären das Wort **ewiglich** bedeute blos eine sehr lange Zeit, dem mag so sein in andern Fällen, aber wenn Christus und sein Reich in Frage stehen, dann meint es mehr; man lese nur was die Juden darüber glaubten und sagten. Joh. 12. 34.

Lehre und Anwendung.—Gott gibt den Seinen Ruhe, und dann ist Ruhe. Wie verschieden hat wohl David gefühlt, als er in seinem Palaste saß, gegen Nebukadnezar als dieser in seinem Palaste auf und abging. Dan. 4. 29. 30.

Gott erlaubt sehr oft, daß seine Kinder Baumaterial sammeln, mit welchem Andere bauen. Dieses ist ein tröstlicher Gedanke für den armen Reiseprediger, denn er muß oft säen, wo ein Anderer erntet.

Wir mögen oft fest überzeugt sein von der Wahrheit einer Sache und können doch im Irthum sein über die Art und Weise der Ausführung, welche Gott vorhat.

Das größte Vorrecht für David war, Material zu sammeln für den Tempel; so sollten auch wir es als Vorrecht erachten, Seelen für Jesum und seinen Tempel zu gewinnen.

In all unserem Unternehmen sollten wir nie vergessen, daß wir Gott um seinen Beistand bitten dürfen, ja er kennt und durchschaut sogar alle unsere Pläne.

Menschliche Weisheit ist kein nütze, der beste Mensch kann irren, und selbst ein Prophet kann ohne den Geist Gottes nicht weissagen, davon gibt uns Nathan ein Bild in dieser Lection. Unser Motto sollte deßhalb immer sein: „Gott über Alles!"

Die S. Schule ist der Ort, da wir Material für den Tempel Gottes sammeln und vorbereiten können, und so werden wir Mitarbeiter am Reiche Gottes in Christo Jesu.

Illustrationen.—Der Dichter Aeschylus von Griechenland soll einst gesagt haben: „Wer die Geschichte ‚Sieben gegen Thebe' liest, muß durch deren Einfluß ein Held werden." Wenn man von dem Werk eines Menschen so große Dinge erwartet, welchen Einfluß muß dann eine solche messianische Weissagung auf David ausgeübt haben? Und welchen Einfluß muß die Geschichte Jesu Christi auf ein aufrichtiges Herz ausüben?

Joseph Cook sagt: „Unter die Wunder der Welt gehört auch der Sieg des Christenthums. Die christliche Religion regiert heute die Welt! Diesen Sieg hat das Christenthum im Angesicht seiner Feinde erlangt. Die Macht des Unglaubens ist gar nichts, gegen die Macht der Religion, denn der Erfolg in der Vergangenheit ist Beweis für den Erfolg in der Zukunft." Die Verheißungen Gottes sind genügend jeden Sturm zu legen und jedes Hinderniß zu überwinden.

Ursachen zur Dankbarkeit. Plato dankt Gott für 3 Dinge: 1. daß er ein Mensch und kein Thier wurde; 2. daß er ein Grieche wurde und kein Barbar und 3. daß er in den Tagen Sokrates lebte, um von diesem herangebildet zu werden. Jeder Christ, mit Licht von oben im Herzen, dankt Gott, daß er in den Tagen der Verheißung und der Offenbarung Gottes in Christo lebt, denn dieser ist größer als Sokrates.

Wandtafelerklärung.—Das Bild auf der Tafel soll uns einen Thron vorstellen, d. h. einen Stuhl, worauf sich die Könige setzen, wenn sie sich bei feierlichen Gelegenheiten öffentlich zeigen wollen. Der Thron bedeutet also: königliche Gewalt, Ansehen, Macht und Majestät. Jemand auf den Stuhl setzen, heißt zum König machen; auf den Thron sitzen, heißt König sein, und königliche Gewalt üben. Den Stuhl bestätigen heißt: eine glückliche, beständige, und auf die Nachkommen befestigte Regierung verleihen. Wenn Gott also den Stuhl David's

bestätigt, dann verstehen wir darunter: sein Thron soll bleiben und in Verbindung mit andern Weissagungen, soll er bleiben, bis der Fürst des Lebens den Thron besteigen wird. Das ist dann Christi Reich und Herrschaft, wozu er nach seiner Erniedrigung, im Stande der Erhöhung gelangte, und sein Thron besteht ewiglich. Für uns ist es von Bedeutung zu wissen, ob wir Unterthanen seines Reiches sind; prüfet euch.

David's Wohlthat gegen den Sohn Jonathan's.

4. Lection: 2. Sam. 9, 1–13. — Sonntag den 27. Juli 1884.

1. Und David sprach: Ist auch noch Jemand übergeblieben von dem Hause Saul's, daß ich Barmherzigkeit an ihm thue, um Jonathan's willen?

2. Es war aber ein Knecht vom Hause Saul's, der hieß Ziba, den riefen sie zu David. Und der König sprach zu ihm: Bist du Ziba? Er sprach: Ja, dein Knecht.

3. Der König sprach: Ist noch Jemand vom Hause Saul's, daß ich Gottes Barmherzigkeit an ihm thue? Ziba sprach zum Könige: Es ist noch da ein Sohn Jonathan's, lahm an Füßen.

4. Der König sprach zu ihm: Wo ist er? Ziba sprach zum Könige: Siehe, er ist zu Lodabar, im Hause Machir's des Sohnes Ammiel's.

5. Da sandte der König David hin, und ließ ihn holen von Lodabar, aus dem Hause Machir's, des Sohnes Ammiel's.

6. Da nun Mephi-Boseth, der Sohn Jonathan's, des Sohnes Saul's, zu David kam; fiel er auf sein Angesicht, und betete an. David aber sprach: Mephi-Boseth! Er sprach: Hier bin ich, dein Knecht.

7. David sprach zu ihm: Fürchte dich nicht; denn ich will Barmherzigkeit an dir thun um Jonathan's, deines Vaters willen, und will dir allen Acker deines Vaters Saul's wieder geben; du aber sollst täglich auf meinem Tische das Brod essen.

8. Er aber betete an, und sprach: Wer bin ich, dein Knecht, daß du dich wendest zu einem todten Hunde, wie ich bin?

9. Da rief der König Ziba, den Knaben Saul's, und sprach zu ihm: Alles, was Saul's gewesen ist, und seines ganzen Hauses, habe ich dem Sohne deines Herrn gegeben.

10. So arbeite ihm nun seinen Acker, du und deine Kinder und Knechte; und bringe es ein, daß es deines Herrn Sohnes Brod sei, daß er sich nähre; aber Mephi-Boseth, deines Herrn Sohn, soll täglich das Brod essen auf meinem Tische. Ziba aber hatte fünfzehn Söhne und zwanzig Knechte.

11. Und Ziba sprach zum Könige: Alles, wie mein Herr, der König, seinem Knechte geboten hat, so soll sein Knecht thun. Und Mephi-Boseth esse auf meinem Tische, wie des Königs Kinder eins.

12. Und Mephi-Boseth hatte einen kleinen Sohn, der hieß Micha. Aber alles, was im Hause Ziba wohnete, das dienete Mephi-Boseth.

13. Mephi-Boseth aber wohnete zu Jerusalem, denn er aß täglich auf des Königs Tisch und hinkte mit seinen beiden Füßen.

Haupttext: Deinen Freund und deines Vaters Freund verlaß nicht. — Spr. 27, 10.

Geschichtliches. — In seinem 46. Lebensjahr, im 16. Jahr seiner Regierung und im 8. Jahr seiner Regierung über das vereinigte Reich, als David Ruhe hatte, gedachte er des Hauses Saul's, und besonders des Freundes Jonathan. Da fragte er nach, ob denn vom Hause Saul's Niemand geblieben sei, an welchem er Barmherzigkeit üben könnte, und erfuhr folgende Thatsache: Als die Philister Saul und seine Söhne getödtet hatten, auch Miene machten, die Hauptstadt sogleich mit Sturm zu nehmen, gedachte eine treue Dienerin des Hauses wenigstens den Sprößling, den letzten des Hauses zu retten, eilte mit dem Kinde davon, ließ aber in der Hast das Kind fallen, welches von Stund an ein Krüppel blieb für das ganze Leben.

Auf der andern Seite des Jordans, unter Freunden, wurde der Knabe erzogen, ohne daß je bekannt wurde, wer der Knabe sei, bis David nach den Nachkommen des Hauses Saul fahnden ließ. Mephi-Boseth, so hieß der Knabe, war fünf Jahre alt als sein Vater umkam, war aber jetzt ungefähr zwanzig Jahre alt. Die Begebenheit wird hier angeführt als ein Anhang zum Abschluß der ersten Periode von David's Regierungsjahren.

Texterklärungen.—V. 1. **Und David sprach.** Als er die allgemeinen Pflichten, welche ihm oblagen, besorgt hatte, sah er sich auch nach den besondern um; dem Saul hatte er einen Eid geschworen, daß er seinen Namen nicht vertilgen wolle (1. Sam. 24, 21. 22), und der Freundschaftsbund mit Jonathan war ein ewiger Bund. Nach Jonathan's Familie brauchte er nicht speciell zu fragen, denn erstens, wußte er nicht, daß Jonathan einen Sohn hinterlassen hatte, und zweitens, mußte sich dieses ja offenbaren, weil Jonathan in erster Linie zum Hause Saul's stand. **Daß ich Barmherzigkeit an ihm thue.** David erinnerte sich an die Liebe, welche zwischen ihm und Jonathan bestanden hatte, und wie weit sich ihr Eid erstreckte. Fast sonderbar muß es erscheinen, daß David diese Pflicht überhaupt so lange versäumte, denn es war ja Jonathan's Liebe, welche ihm, nebst Gott, das Leben rettete. David mag wohl mit Reichsgeschäften überladen gewesen sein ehe diesem; allein das konnte ihn nicht entschuldigen, so lange zu warten, ehe er seines Eides gedenken konnte, sonst möchte ja fast Jeder eine ähnliche Ausrede finden, um Versäumnisse zu bemänteln. Es ist eine Frage, ob nicht David beeinflußt war gegen das Haus Saul's, vielleicht von seinen königlichen Rathgebern, denn Isboseth, der Sohn Saul's, hatte ja einen Erbkrieg gegen David erreget wegen des Thrones, und vielleicht ist man der Meinung gewesen, es sei schon große Barmherzigkeit, wenn David den Nachkommen nur verzeihe, denn mir scheint es, David hat nicht so viel Barmherzigkeit an dem Krüppel erzeigt, daß es hier des Aufzeichnens werth gewesen wäre; oder der Geschichtsschreiber hat nicht aufgezeichnet, worin eigentlich die Barmherzigkeit bestand. Die Bereitwilligkeit, mit welcher David die Beschuldigungen Ziba's, des treulosen Dieners, anhörte, zeigt uns, daß überhaupt Könige, wenn sie schwach werden, königlich schwach werden.

V. 2. **Ziba, den riefen sie zu David.** Dieser Ziba war einst ein Sklave Saul's, wurde aber nach Saul's Tod frei, und hatte jetzt selbst Sklaven. Ziba war ein Canaaniter, denn wenn er ein Israelite gewesen wäre, dann hätte er ja nur sieben Jahre Sklave sein brauchen. Dieser Ziba wurde dem Hause seines früheren Herrn untreu und dienete jetzt unter David, aber seine Stelle war eine so untergeordnete, daß David ihn nicht kannte.

V. 3 u. 4. **Ist noch Jemand vom Hause Saul's?**

David gedachte seines Bundes, und fragte nach den Uebrigen des Hauses Saul's. Durch seinen Eid war er scheint's nur für Jonathan verpflichtet. Doch frägt er jetzt nach dem ganzen Hause Saul's, und zeigt hierin, daß es ihm daran gelegen ist, den Nachkommen seines Todfeindes Gnade zu erweisen. Es war jedoch auch Politik in der Sache, denn es waren immer noch Freunde vom Hause Saul's, und denen will nun David zeigen, daß er keinen Haß gegen das Haus Saul's hegt. **Es ist noch ein Sohn Jonathan's zu Lodabar.** Diese Stadt lag im Gebirg Gilead, jenseit des Jordans. Vermuthlich dachten die Freunde Saul's, dort wäre Mephi-Boseth sicher, weil sie glaubten, David müßte ihm Feind sein. **Lahm an Füßen.** Dieser Umstand verhinderte Mephi-Boseth an den politischen Verhältnissen Antheil zu nehmen, und er verblieb in stiller Zurückgezogenheit in der Nähe von Mahanaim, wo Isboseth regiert hatte.

V. 5. **David ließ ihn holen.** Noch hatte David nicht vergessen, wie ihm einst zu Muthe war, als er seines Lebens nicht mehr sicher war, jetzt sendet er hin, dem Sohne Jonathan's die Versicherung zu geben, daß keine Gefahr für ihn sei, und ihn an den Hof bringen zu lassen.

V. 6. **Fiel er auf sein Angesicht.** Wie es Sitte war, wenn man vor Könige trat, oder mit Personen königlichen Geschlechtes zusammentraf. David fiel auf sein Angesicht vor Jonathan. Es ist eine Anerkennung oder Huldigung des Niederen gegenüber dem Höheren. Als David ihn anredete, zeigte Mephi-Boseth seine Unterthänigkeit noch weiter, indem er sich David's Knecht nennt. Welch ein Contrast! Einst war David ein armer Hirtenknabe, und der Vater dieses Krüppels war der Erbe des Thrones, welchen jener Hirtenknabe nun innehat; jetzt liegt des Thronerben einziges Kind zitternd zu den Füßen des Mächtigeren, als hätte es ein Todesurtheil zu empfangen.

V. 7. **Fürchte dich nicht.** David besaß nun alle Güter Saul's und Jonathan's, denn nach dem Gesetz war David rechtmäßiger Erbe, so lange keine Nachkommen sich zeigen, weil er ja Saul's Schwiegersohn war; aber auch als König wäre David berechtigt gewesen zu diesen Gütern, weil Isboseth gegen ihn rebellirt hatte. So weit Gesetz; wenn man aber Königen auch Moral predigen darf, dann war David schuldig, die Güter demjenigen zu überlassen, welcher näher war als er, und David's Wohlthat war eigentlich die Abtragung einer doppelten Schuld, indem er dem Sohn sein Eigenthum erstattete und einen heiligen Eid erfüllte. **Sollst täglich auf meinem Tische das Brod essen.** Das mag so viel heißen als Kindesrechte genießen, am Hofe leben als ein Vertrauter des Monarchen.

V. 8. **Er aber betete an.** D. h. er beugte sich vor David, und zwar: erstens aus Dankbarkeit, denn er hatte dieses gar nicht erwartet. Dann aber auch, um zu zeigen, daß er in David den rechtmäßigen Throninhaber anerkenne. **Was ist dein Knecht?** ꝛc. Mephi-Boseth will hiermit andeuten, daß er nicht der geringsten Gunst werth sei; blos ein Knecht, welchen man nicht begünstigen braucht. **Todten Hund.** Dieses ist ein orientalisches Sprichwort: „Er ist ein todter Hund," heißt dort ein Mensch, welchen Niemand fürchten braucht, welcher nicht mehr beißen kann; solch einem Hund vergleicht sich Mephi-Boseth. So hat auch David sich einst so verglichen (man lese Cap. 3, 8 und 1. Sam. 24, 15). War dieser Ausdruck auf der einen Seite das Zeichen tiefster Demuth und Erniedrigung, dann war es auf der andern Seite hingegen auch das Zeichen größter Verachtung, welches wohl Jeder einsehen wird.

V. 9. **Da rief der König** ꝛc. Er ließ den Ziba, welcher dem Hause Saul's gedient hatte, kommen, und gab ihm den Auftrag, welchen er im Sinne hatte. **Dem Sohne deines Herrn.** Diese Stelle ist nicht so deutlich, als man wünschen möchte; wem gab David die Güter? Dem Mephi-Boseth, oder dem Sohn des Mephi-Boseth's? Ersterer war ja bereits in die Familie aufgenommen und hatte Brod an königlicher Tafel sein Leben lang. Man nimmt an, daß die Güter dem Sohne Mephi-Boseth's geschenkt wurden, und für ihn mußten sie bearbeitet werden; doch bin ich nicht gesonnen, den Gegenstand auf eine oder die andere Seite zu bestreiten, obwohl der 11. Vers mir wenigstens die Sache klar macht, daß das Geschenk für Mephi-Boseth's Sohn Micha bestimmt war.

V. 10. **So arbeite ihm nun.** Es läßt sich schließen, daß Ziba bereits die Ländereien bearbeitete. Die einzige Veränderung wäre demnach, von nun an bezieht ein Anderer den Ertrag der Felder.

V. 11. **Und Ziba sprach zum Könige.** Die Geschichte dieses Ziba ist nicht ganz klar in dieser Verbindung. Wie kam er in Besitz von Saul's Gütern? Vielleicht zog er sie im Strudel der politischen Wirren an sich und hielt sie, oder er bezahlte dem König David jährliche Miethe; jedenfalls ist dem Ziba nicht viel Gutes zuzutrauen (man vergleiche 2. Sam. 16, 1–4 und 19. 24–30). Herrlicher strahlt David's Gemüth durch die Begebenheit uns entgegen, denn er hat das verworfene Zweiglein aufgehoben und in seinen eigenen Garten gepflanzt, damit es wachse und grüne daselbst.

V. 12. **Und Mephi-Boseth hatte einen Sohn.** Ueber das Alter dieses Knaben verlautet nichts; seine Geschichte ist aber dadurch von Bedeutung, weil er den Stamm des Hauses Jonathan's fortführte und eine in vielen Geschlechtern blühende Nachkommenschaft hatte (man lese 1. Chron. 8, 34. 35; 9, 40. 41). Das ganze Haus Ziba dienete von nun an dem Mephi-Boseth; alles, was Ziba hatte, kam deßhalb von Mephi-Boseth, und ist hier angeführt, um zu zeigen, daß dieser Ziba ein undankbarer Mensch gewesen sein muß, wie sich auch ergibt aus seiner Handlung zur Zeit der Empörung Absalom's.

V. 13. **Und hinkte mit seinen beiden Füßen.** Diese Thatsache wird hier noch einmal besonders erwähnt, wahrscheinlich weil das ganze zukünftige Leben dieses Mannes sich um diese Thatsache bewegt (Cap. 16, 1–4; 19, 24–30). Er war beim Volk geehrt und in Ansehen, weil ihn der König ehrte.

David's Freundschaft: 1. Sie trug sich auf die Familie des Freundes über; er liebte nicht blos den Mann, sondern auch seine Familie. 2. Sie blieb auch unter Mißhandlungen treu. Um der Feindschaft des Vaters willen, durfte Jonathan nicht leiden, und selbst seine Kinder genossen die Frucht dieser Freundschaft. 3. Sie offenbarte sich an den Armen und Elenden, welche dieser Freundschaft bedürftig waren. 4. Sie erinnert an Christi Freundschaft, welche sich an Kranken, Blinden und Krüppeln am herrlichsten offenbarte.

Lehre und Anwendung.—1. Der Geist echter Freundschaft wartet nicht auf Gelegenheit, Gutes zu erzeigen; er sucht und macht sich Gelegenheit.

2. Es ist eine gute Lehre für uns, auch manchmal nachzudenken, ob wir nicht irgendwo Pflichten versäumt, Freunde vergessen und Gelübde vernachlässigt haben.

3. Um Jonathan's willen hat David nach Mephi-Boseth gesandt und ihn begünstigt. Um Jesu willen nimmt sich Gott einer elenden und hülflosen Welt an; er sendet für uns, wir dürfen kommen und an seiner Tafel speisen, in seinem Hause wohnen und an seinem Herzen ruhen.

4. Ein Christ liebt nicht blos im Glück und Wohlstand, er liebt auch im Unglück und Elend, denn seine Liebe ist wie Jesu Liebe, frei und uneigennützig. Wenn ein Mensch tausend Freunde hätte, hat er doch keinen

einzigen zu viel, wenn er aber nur einen einzigen Feind hat, trifft er fast überall.

5. Keine gute That bleibt unbelohnt—Jonathan's Liebe und Freundschaft für David hat dem Jonathan selbst wenig Gutes gebracht, aber die Frucht dieser Freundschaft ist seinen Nachkommen zu gut gekommen. Daher sagt auch ein Sprichwort: „Laß dein Brod übers Wasser fahren und du wirst es finden nach vielen Tagen." Jonathan hat gesäet, Mephiboseth hat geerntet.

6. Auch der Aermste braucht nicht zu darben, wenn er einen Freund hat. Mephiboseth's Lage war keine Beneidenswerthe, als er ohne Eltern und ohne Trost, als Verbannter jenseit des Jordans lebte. Als er aber den Freund seines Vaters hatte, ward ihm bald geholfen. Jesu Freundschaft errettet und hilft in allen Lagen des Lebens, und er bietet seine Freundschaft Jedem an, der zu ihm kommt.

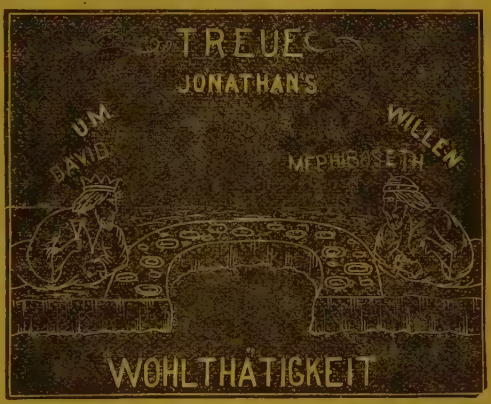
Illustrationen.—Seneca tröstete seinen Freund Polibius, er solle doch seine Leiden mit Geduld tragen, denn er habe ja den Kaiser als Freund, und wer den Kaiser zum Freund habe, sei reich genug. Wie viel mehr hat aber der, welcher Gott zum Freund hat? Aber wo besteht wahre Freundschaft in unseren Tagen? Wo Gott im Bund ist!

Zur Zeit als Amerika noch nicht so stark besiedelt war, kam eines Abends ein Indianer an einen Gasthof und bat um Herberge; sagte jedoch, daß er kein Geld habe, um bezahlen zu können. Der Wirth trieb ihn hinaus, wurde jedoch von einem Gast ersucht, dem armen Wilden Essen und Nachtlager zu geben, er wolle dafür bezahlen. Jahre verschwanden, da wurde der wohlthätige Mann gefangen und von Indianern nach Canada entführt, wo er seines Todesurtheils fast sicher war. Eines Tages blickte er durch sein Fenster im Gefängniß und gewahrte einen Indianer, welcher ihm allerlei Zeichen zuwarf, welche er aber nicht verstand. Um Mitternacht öffnete sich die Gefängnißthür, eine vermummte Gestalt trat ein und überreichte dem Gefangenen eine Büchse, Pulver und Blei. „Folge mir," war das Einzige was die Gestalt sagte. Drei Nächte lang wanderten sie durch die Wälder dahin, und durchkreuzten sogar einen breiten Strom, aber noch immer konnte der Gefangene nicht begreifen, was es bedeute. Plötzlich zeigte ihm sein Führer durchs Gebüsch ein kleines Dörfchen:

„Kennst du das?"

„O ja, das ist meine Heimath!"

„Gehe heim und lebe; ich bin der Indianer, welchem du einst Essen und Nachtlager bezahltest, der treue rothe Mann vergißt nicht!" Und ehe sich der Mann besinnen konnte, war der Indianer im Dickicht verschwunden. Gott vergißt keine gute That.



Wandtafelerklärung. — Als David König wurde, dachte er an seinen Freund Jonathan, und er suchte nach Jemanden, dem er um Jonathan's willen Wohlthat erweisen könne. Das ist die Deutung der Wandtafel: eine gedeckte Tafel für den Gast, welchem man Wohlthat erzeigen will. David erzeigte dem Mephi-Boseth Wohlthat, indem er ihn an seinem Tische speisete um seines Vaters willen, den er mehr als alle Menschen liebte. Wenn wir nun den Haupttext mit der Begebenheit in Verbindung bringen und dann fragen, was die Bedeutung ist, so wird es uns bald klar, daß wir wahre Freundschaft halten und pflegen sollen; solche Freundschaft geht aber von den Vätern auf die Kinder über, d. h. man liebt die Kinder um ihrer Eltern willen. Wahre Freundschaft ist eine Himmelsgabe, und ist den Menschen gegeben, um sie glücklich zu machen. Wohl dem, der einen treuen Freund gefunden hat und ihn auch ehret. Der beste Freund und einer, welcher nie untreu wird, ist Jesus, denn aus Liebe ist er für uns in den Tod gegangen.

Mit unsern Lesern.

Einer dieser Tage ist uns etwas Seltsames passirt. Es war gerade kein eigentliches Unglück und doch auch kein großes Glück. Will Jemand rathen, was es war? Denkt nur, ein wohlmeinender Contribuent hatte die Güte (?) uns eine Mittheilung für das Magazin zuzuschicken. So weit schon gut. Sie kam uns gleich beim ersten Anblick etwas „länglich" vor, aber wie hätten wir doch auch denken können, daß der „Bandwurm" buchstäblich sechzehn Fuß lang und sieben Zoll breit war—gemessen mit dem Zollstab im Beisein unseres Gehülfen, der sich vor Freude und Lust (daß er nicht „Chef" sei) des Lachens kaum enthalten konnte. Wehe unsern Lesern, wenn sie einmal einen solchen „Bandwurm" im Magazin abgedruckt sehen würden! Aber wohl unserm Papierkorb, denn der hat schon manchen solcher Gesellen mit Erfolg verdaut. Der verträgt sogar Schuhnägel — —.

In der nächsten (August) Nummer des Magazins werden wir den unlängst selig im Herrn entschlafenen Moses Dissinger in Wort und Bild unsern Lesern vorstellen. Wir hoffen damit Tausende zu erfreuen. Dissinger war in vielen Stücken ein eigenthümlicher, aber auch ebenso merkwürdiger und nützlicher Prediger. Er ist auch weit und breit in unserer Kirche bekannt. Wer das Magazin noch nicht hat, sollte dafür sofort unterschreiben, damit er mit diesem Gottesmann näher bekannt werden kann.

Hoffentlich sind die Vorbereitungen für den „Kin-

dertag" überall in allen Schulen vollständig getroffen. An uns liegt die Schuld nicht, wenn's versäumt wurde, diese kirchliche Verordnung anzuerkennen. Wir haben in allen unsern Sonntagschulblättern wiederholt darauf hingewiesen und zur Feier angespornt. Wird vereinigt Halt genommen, so kann in tausenden von jungen und alten Herzen große Freude und Erbauung gestiftet und —noch obendrein $10,000 für gute Zwecke aufgemacht werden. Mög's Gott doch schenken!

Für das Programm der allgemeinen jährlichen S. S. Convention, angeordnet durch die Erie Conferenz, verweisen wir auf die dritte Seite des Umschlags. Die Convention tagt vom 21—25. August und verspricht ein Erfolg zu werden. Man lese das Programm und treffe Vorbereitung, bei der Convention anwesend zu sein. Hoffentlich kommen Besucher von nah und fern.

Br. E. N. aus Dubuque, Jowa, sendet (mitten im Jahr) zwei neue Unterschreiber für das Magazin, und sagt, er hoffe, daß uns das Freude macht. Jawohl, l. Bruder N., das macht uns große Freude, größere Freude als wenn wir Samstag Nachmittags unsern Wochenlohn drunten bei dem Verwalter holen können. Glaubst du das? Nur immer her mit den neuen Unterschreibern! Sie machen uns Freude, g r o ß e Freude.

Pommeranus aus Ill. Das ist leider wahr, lieber Pommeranus, daß unser Kalender für dieses Jahr keinen Himmelfahrtstag angezeigt hat. Doch ist das nicht des Kalendermann's schuld, denn er hat mit diesem Theil des Kalenders rein gar nichts zu thun; der Vormann im „Job-Room," Br. F., hat das verübt, ihm ist's leid genug, und rechne nur sicher drauf, lieber Pommeranus, nächstes Jahr wird wieder Himmelfahrt sein—in dem beliebten evangelischen Familien-Kalender und zwar genau z e h n T a g e v o r P f i n g s t e n! Thut sell's?

Die dankbaren Leute sind noch nicht alle gestorben. Merkt, Br. F. W. Fischer von San Francisco schreibt:

„Die Freude war groß in der Sonntagschule, als ich den Freunden von der sehr liberalen Handlung des S. S. und T. Vereins sagte, und wurden auf einen Vorschlag folgende Dankbeschlüsse angenommen:

Beschlossen, daß wir dem S. S. und T. Verein unsern herzlichen Dank abstatten für das schöne Geschenk von 18 Jubeltöne, 22 A B C- und Lesebücher, 1 Registrirbuch und 1 Dutzend Claßbücher für unsere neue Missions-Sonntagschule hier in San Francisco, und ferner:

Beschlossen, daß wir Br. C. A. Thomas besonders danken für — — — (Pst!)

Seht ihr, daß der S. S. und T. Verein der Evangelischen Gemeinschaft ein gesegnetes Werk verrichtet? Gott sei Dank!

F. F. Eß., N. J. Wir kommen vielleicht später mal wieder auf deinen Plan zu sprechen.

Es freut uns melden zu können, daß unsere lieben Brüder von der Schweiz Conferenz dieses Jahr die Feier des Kindertags auch eingeführt haben. Das habt ihr gut gemacht, Brüder! Dem Guten darf man schon nachfolgen. Daß ihr den letzten Sonntag im Mai wählet, ist unwesentlich. Ob sich die „edelmüthigen" Amerikaner bewegen lassen vom Juni auf den Mai zurückzugehen, können wir nicht sagen. Wir wünschen euch großen Erfolg, Brüder, und — daß die Deutschland Conferenz eurem Vorbild nachfolgt!

Dem Gehülfseditor ist ein Malheur passirt. Neulich sandte ihm Bischof Bowman die bischöflichen Stiefel mit dem Ansuchen, dieselben anzuziehen und schnellen Fußes nach Wanatah, Indiana, zu reisen, um daselbst bei einer Kirchweihe des Bischofs Stelle einzunehmen. Die „Stiebeln" waren viel zu groß, aber ehe der Assistent noch nach Wanatah kam, fingen sie schon an schwer zu werden und zu klemmen, und als er erst die getäuschten Leutlein erblickte, dann wünschte er erst recht, die Stiefel wären sonstwo; denn wenn man einen ganzen Tag auf den Bischof wartet und kommt dann Abends ein Editor, dann kann man sich das Uebrige schon einbilden. „Der Bowmann ist's nicht," sagte Einer, „denn ihn kenne ich;" „aber das ist Bischof Dubs," sagte ein Anderer, „denn gerade so sieht er aus. Schließlich mußte ich eben doch sagen, daß ich nur ein Editor, und sehr „matt" sei. Aber das muß ich den lieben Freunden nachsagen, sie waren zufrieden und meinten, ein Editor sei immer noch besser als gar Niemand bei einer Kirchweihe. Wir collectirten das noch fehlende Geld und weihten eine schöne neue Kirche zum Dienste Gottes ein. Bruder Iwan, der Prediger, ist ein sehr gemüthlicher Norddeutscher, der mich viermal predigen ließ; aber sonst ist er ein recht lieber Bruder. Es hat mir Freude gemacht, soviele Leser des Magazins anzutreffen, und am Samstag Abend saßen wir noch lange Zeit im trauten „Hinterstübchen" beisammen. Ein solcher Besuch ist ein wahres Labsal, besonders wenn man in seinen eigenen Stiefeln steht. Lebt wohl, ihr guten Freunde von Wanatah; auch der „Chef" läßt euch grüßen. R.-M.

Th. H., Wis. Daß das Magazin bei euch Gefallen findet, macht den Editoren Freude; denn wir bestreben uns beständig, zu gefallen, ohne jedoch Prinzipien zu verleugnen, oder der Wahrheit Nachtrag zu thun. Deinem Wunsch, daß es bald in alle Evangelischen Familien eingeführt werden möchte, stimmen wir von ganzem Herzen bei, und sind froh, sagen zu können, daß es im Zunehmen begriffen ist. Nun die Fragen:

1. Das Wort Photographie ist griechischen Ursprungs und bedeutet Lichtschrift, hier Lichtbild, weil es durch das Sonnenlicht hergestellt wird. Die Wirkung des Lichtes auf Silberglätte (chloride of silver) war schon im 16. Jahrhundert bekannt, und wurden allerlei Experimente damit gemacht, doch gelang es erst im Jahr 1802 einen genauen Schatten zu erzeugen und festzuhalten, welches dem Engländer Wedgewood gelang, und ihm gebührt der Ruhm, der Erfinder der Lichtbilder zu heißen. Der Franzose Duagerre experimentirte von 1826 bis 1839, ehe es ihm gelang, den Schatten eines Menschen auf Glas, welches einer Präperation von Silberglätte unterzogen war, zu heften und zu halten. Nach ihm wurden die Daguerrotypen benannt. Talbot erfand im nemli-

chen Jahre die Kunst vom Negativ, das ist die erste Platte, nach Belieben Bilder durch die Sonne abzudrucken. Im Jahr 1851 gebrauchte Archer Collodium, Schießbaumwolle, und erleichterte dadurch die Herstellung wesentlich. Im Jahre 1860 gelang es, eine Sonnenfinsterniß zu photographiren; und 1861 hat man bereits den Meeresgrund photographirt. Nächstens wird man vermuthlich Farben photographiren. Die Kunst beginnt erst.

2. Wo nahm Cain sein Weib her? Wir Clevelander sind bibelfest, und halten uns am Wort; suchen es auch beständig besser zu verstehen. Wir wollen hier eine Uebersetzung von 1. Mose 4, 16 u. 17 geben, welche vielleicht Aufschluß und Befriedigung gibt: „16. Also ging Cain vom Angesichte des Herrn und wohnete im Lande Nod (verdeutscht Verbannung). — 17. Und Cain erkannte sein Weib (welches ihm trotz seiner Sünde treu geblieben und auf seinen Wanderungen folgte), und die ward schwanger und gebar Hanoch." — Daß Cain seine Schwester freien mußte, war nach dem Plane Gottes, daß von einem Blute alle Völker der Erde stammen sollten, unbedingt nothwendig. Diese Nothwendigkeit aber herrscht jetzt nicht mehr.

3. Was ist Honigseim? Ausgelassener, d. h. von den Rosen durch Abzug erlangter Honig. Also der feinste flüssige Honig.

Kritikus, Ohio. Wenn man kritisiren will, dann muß man seiner Sache gewiß sein, sonst wird man ausgelacht. Wenn euer Prediger gesagt hat, ein Vogel hätte es ihm zugetragen, dann hat er kein Vergehen auf dem Gewissen, denn er hat guten Bibelgrund, und ein Gleichniß aus der Bibel sollte man doch gebrauchen dürfen, wenn man bildlich reden will. Wie? Wenn nun der werthe Kritikus seine Bibel zur Hand nimmt und Prediger Sal. 10, 20 nachschlägt, dann kann er lesen, was er bis jetzt noch nie in seiner Bibel fand. — Uebrigens gibt es viele Zuhörer, welche großen Gefallen haben an Gleichnissen, und soll auch Prediger geben, welche dieselben first rate zu gebrauchen wissen. Es scheint uns, wir hätten einmal irgendwo gelesen: „ohne Gleichnisse redete er nicht." Am Ende ist das auch irgendwo in der Bibel. Wenn man in biblischen Dingen kritisiren will, dann sollte man die Bibel genau kennen.

M. W., Dakota. Ist der Gebrauch, die Sonntagschule einzustellen an Sonntagen, wenn Vierteljahrsversammlung, ein lobenswerther? Keineswegs, denn die Sonntagschule ist von ebenso großer Bedeutung, als irgend ein anderer Gottesdienst. Der Vorst. Aelteste sollte das verbieten, denn er ist auch ein Sonntagschularbeiter, und sollte alle Schulen unter seiner Aufsicht besuchen; das kann er aber nicht, wenn keine Schule stattfindet, wenn er kommt. Nein, nein! kein einziger Sonntag sollte vermißt werden, und es geschieht auch nicht, wo man den Nutzen der Sonntagschule zu schätzen weiß. O, wie freuen sich die Kinder, wenn der Vorst. Aelteste kommt und zu ihnen spricht, und wie fühlen sie so kleinmüthig, wenn es heißt: Der Vorst. Aelteste kommt, darum wird keine Sonntagschule sein. Uns wundert nur, daß es Vorstehende Aeltesten gibt in unsern Tagen, welche so etwas zugeben ohne Protest. Daß die Gottesdienste an solchen Sonntagen zu lange dauern möchten, ist keine Entschuldigung; wenn man die Schule etwa zehn Minuten früher beschließt und die lange Predigt fünfzehn Minuten kürzer macht, hat man schon fünfundzwanzig Minuten erübrigt, und der Segen ruht auf allen Gottesdiensten. Die Beamten, Lehrer und Schüler sollten eine Indignationsversammlung halten und beschließen, daß man ihnen keinen Sonntag rauben darf, denn sie haben ja nur zweiundfünfzig im Jahr. 2. Man kann Sonntagschulen gründen auch ohne Constitution, besonders wenn all die Betheiligten mit der Sonntagschulsache bekannt sind, und das Herz voll Liebe und leer von Selbstsucht ist. Wenn man mit der Leitung und Organisation u. s. w. nicht genau bekannt ist, dann sollte man sich an Lauer und Yost wenden für ein Sonntagschul-Handbuch, welches in allen Dingen Rath ertheilt und gegenwärtig blos sechzig Cents kostet. Siehe auch Kirchenordnung, Seite 33.

K. L., Pa. Es wäre unweislich von uns, wenn wir über die beste Gegend im Westen in dieser Spalte Auskunft ertheilen wollten, denn erstens waren wir noch nie weiter als am Mississippi, und dort fängt ja bekanntlich der Westen erst ungefähr an; dann fahren die Eisenbahnzüge auch so schnell, daß man nicht recht sehen kann, wit es eigentlich aussieht, und wer auf Bahnzügen durchfährt und hernach Boden und Clima beschreibt, der kann mehr als Unsereins. Man wende sich an ein Landamt für Cirkulare, und schreibe an dort wohnende Freunde für Einzelheiten; wenn man ein oder zwei Postmarken in den Brief legt, schadet's auch nichts. Die Berichte in Zeitungen sind nicht immer zuverlässig; jeder Schreiber hat einen Standpunkt, der ist im Ganzen richtig, im Einzelnen oft gerne Einseitig. Wir können uns damit nicht einlassen und wollen auch kein Unheil anrichten.

C. Sch., Ohio. Wie kann man eingerostete Schrauben ausziehen, ohne etwas zu verderben?—Dafür gibt es zwei Mittel, welche beide vortreffliche Wirkung haben sollen; wir selbst haben jedoch nur das letztere probirt, und finden es unfehlbar und mühlos. Wenn man gewöhnliches Oel auf die Schraube gießt, und in das Holz oder zwischen der Schraube und dem Eisen eindringen läßt, soll man die Schraube ohne Mühe drehen können. Folgendes haben wir selbst angewandt und staunten über die Wirkung: Man macht einfach die Spitze des Feuereisens (poker) glühend heiß und hält das heiße Eisen etwa zwei Minuten auf die Schraube, daß diese heiß wird, dann thut der Schraubenzieher das Uebrige unfehlbar.

M. R., Dakota. Warum wir unsere Kinder nicht confirmiren? Das ist eigentlich eine Frage für ein theologisches Magazin; doch wollen wir hier eine kurze Antwort geben. Wenn unser Fragesteller unter Confirmation den Religionsunterricht versteht, dann sagen wir, den geben wir auch, und zwar vollständig, er braucht nur unsern Katechismus anzuschaffen und zu lesen, und in den Berichten der jährlichen Conferenzen kann er auch sehen, wie viele katechetische Classen jede Conferenz zählt. Wenn er aber die kirchliche Einsegnung dabei meint, dann sagen wir, dieses ist nirgends gefordert in der Bibel, und ist eine rein menschliche Erfindung. Unser katechetischer Unterricht hat die Bekehrung der Katechumenen im Zweck, welches bei der Einsegnung nicht der Fall ist. Obwohl wir leider auch unbekehrte Mitglieder haben, so wollen wir es aber doch verstanden wissen, daß die Evangelische Gemeinschaft auf Erfahrung in der Religion dringt.

Hinterstübchen.

Uhr und Herz.—Der selige Abraham Strauß pflegte zu sagen: „Unsere Uhr geht gemeiniglich verkehrt. Wenn wir etwas von Gott haben wollen, dann geht sie vor, und wenn er etwas von uns haben will, dann geht sie nach. Darum muß die Uhr von Zeit zu Zeit regulirt werden. Der Uhrmacher aber heißt Trübsal; der hängt das Gewicht recht. Trübsal bringet Geduld.

Durchwachsen. — A.: „Nun, Freund, wie geht es Dir?"—B.: „Danke, so durchwachsen!"—A.: „Durchwachsen, was soll das heißen?" — „Nun, durchwachsen ist bekanntlich halb fett, halb mager!"

Kaiser Nikolaus hatte die Gewohnheit, allein, ohne von einem Adjutanten begleitet zu sein, in den Straßen von Petersburg spazieren zu gehen, um sich aus eigener Anschauung ein Bild von dem Leben und Treiben der Leute zu verschaffen. Nur in den seltensten Fällen wurde er bei diesen Harun al Raschid-Promenaden einmal erkannt, denn ein gewöhnlicher Offiziermantel deckte die hohe, imponirende Gestalt. Eines Tages hatte er bei einem solchen Gange sich in eine Vorstadt der weitläufig gebäuten Residenz hinausbegeben und vermochte nicht mehr den Rückweg zu finden, so daß er sich gezwungen sah, Von einer Droschke Gebrauch zu machen. Als es aber zum Bezahlen kam, fand sich, daß er kein Geld bei sich trug. „Warte hier, Galubschick (Täubchen)," sagte er zu dem Kutscher und wollte in das Winterpalais schreiten, „ich werde Dir sogleich das Geld schicken!" — „Ah, Väterchen, so haben wir nicht gewettet," antwortete der Mann, der den Monarchen nicht erkannt hatte und nicht ahnte, wen er gefahren, „so haben's die Offiziere schon ein paar Mal gemacht, und nachher gingen sie durch das Haus durch und auf der andern Seite wieder heraus! Gib mir Deinen Mantel, und wenn Du das Geld schickst, so sollst Du ihn wieder bekommen!" — Und der Zar, der gewaltige Machthaber, der Kaiser aller Reußen, er ließ seinen Mantel zum Pfand, denn er wußte, daß der Mann die Wahrheit sagte.

Nahrungssorge.—Bauernjunge (auf einen alten Fiakergaul weisend): „Da schau her, Vater, das Gäule dort ischt g'wiß krank, weil's den Kopf so hängen läßt." — Bauer: „Ha, wer woiß, ob's net über sei' Zukunft nachdenkt, jetz', wo se elektrische Eisebahne und wer woiß noch alles erfind'n, kann so a arm's Gäule leicht brodlos werden."

Drei Götter. — Ein Vater sagte zu seinem Sohne, welcher die Universität bezog: „Mein Sohn hüte dich vor drei Göttern, sie heißen: Ludus, Venus, Bacchus." (Spiel, Wollust, Trunksucht.) Das ist eine zu allen Zeiten nöthige Warnung, namentlich für junge Leute, welche in die Ferne ziehen, wo Vater- und Mutterauge nicht mehr über sie wachen können. Unzählige fallen jenen Götzen zur Beute und gehen daran innerlich und äußerlich zu Grunde. Ich denke an manche junge und begabte Menschen, auf welche die Eltern ihre Hoffnung setzten, und an deren Erziehung sie viel Geld gewandt, welche als gemeine Lasterknechte in kurzer Zeit zu Grunde gingen. Lebendiger Christusglaube, welcher den Gottesgeist als inneren Führer in's Herz bringt, ist die rechte Bewahrung vor solchem Jammer. Gläubige sind Kinder des Bundes und haben Gottes Segen auf ihren Wegen, wie uns an so manchem Beispiel der Schrift vor Augen gestellt wird. Die Gottesfurcht hielt den Joseph keusch, und Gottes Segen machte ihn groß. Der Glaube macht den Abram (hoher Vater) zu einem Abraham (Vater vieler Völker). Jakob, welcher die Erstgeburt dem Linsengericht vorzieht, kommt aus der Fremde glücklich und reich wieder heim. Darum, ihr Eltern, ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, so werdet ihr Freude an ihnen haben, und sie werden es euch danken. Eph. 6, 4.

Feine Unterschiede.—Die Angehörige eines Töchterpensionats äußerte, daß sie bei dem warmen Wetter schwitze. Eine Lehrerin hörte dies und gab mit folgenden Worten einen Verweis: „Merken Sie sich, meine Liebe, daß Pferde schwitzen, Männer transspiriren, aber junge Damen fühlen sich warm."

Nehmt mir doch die Zweithalerstücke von meinem Herzen.—So sagt ein sterbender Mann, dessen Sorge es gewesen war, Zweithalerstücke sich zu sammeln, um an ihrem Anblick sich zu erquicken. Sie haben ihm in seinem letzten Stündlein wie eine schwere Last auf dem Herzen gelegen, und Niemand hat ihm dieselbe abnehmen können, weil er es nicht als schwere Sünde erkannte, aus dem Gelde einen Götzen gemacht zu haben. Nehmt euch in acht, ihr Geldsammler, daß ihr nicht in gleichen Jammer gerathet, wie der jenes Sterbenden war. Denkt des Spruches: „Haben, als hätte man nicht." Wir dürfen wohl haben, aber doch nur also, daß wir von unserer Habe nicht *gehabt werden*. Es kommt mir bei dieser Gelegenheit noch der Ausspruch der berühmten Rachel ein, welche sich auf ihr Sterbebett ihre Kostbarkeiten legen ließ, um sich noch einmal daran zu letzen und dann unter bittern Thränen sprach: „So muß ich denn dies alles verlassen." Col. 3, 5.

Alles möglich.—Ein devoter Hauslehrer schrieb unter den mäßigen Aufsatz seines jungen Barons: „Für den Anfang im Allgemeinen zum Theil fast meist schon ziemlich!"

Sergeant: Der Wachposten darf vor der Ablösung das seinem Posten anvertraute Objekt unter keinen Umständen verlassen. Kanonier Huber, was werden Sie thun, wenn Sie beim Pulverthurm Schildwach' stehen, und der Thurm fliegt in die Luft?

Huber: Mitfliegen!

Pat rühmte sich seinem Freunde gegenüber, wie sehr er es mit der Wahrheit halte, indem er sagte: „Ja, Freund, du magst es glauben oder nicht, ich bin zum zerplatzen voll von Wahrheit."

„Das glaube ich dir gern," erwiderte der andere, „denn du lässest auch nie eine heraus."

Ein armer Millionär. — Aus dem Leben des Pariser Finanzmanns Beaujon erzählt Madame Vigee Lebrun: Einst besuchte ihn ein Freund in seiner prunkvollen Villa und sprach gegen den ihn führenden Diener preisend über den herrlichen Park, in welchem es sich prächtig spazieren ließe. „Der Herr geht nicht spazieren," entgegnete der Diener, „er ist gelähmt!" In das Haus gelangt, bewundert der Gast die Gemälde, die gewiß eine Freude des Besitzers bilden. „Der Herr ist blind!" — „Nun, dann wird er sich gewiß an den bezaubernden Klängen der Musik ergötzen!"—„Der Herr ist taub!"—Bald sitzt der Gast an der mit den ausgesuchtesten Speisen besetzten Tafel; er lobt die Gaumengenüsse, an denen der Herr des Hauses sich wenigstens täglich erfreuen könne. „Der Herr lebt nur von Brod und Milch!" lautete die Antwort des Dieners.

Auch ein Heirathsgesuch.

„Ich wünsch ein Weib von mittlerer Art,
Nicht allzu plump, nicht allzu zart,
Nicht allzu jung, nicht allzu alt,
Nicht allzu heiß, nicht allzu kalt,
Nicht allzu groß, nicht allzu klein,
Nicht allzu grob, nicht allzu fein,
Nicht allzu hart, nicht allzu weich,
Nicht allzu arm, nicht allzu reich,
Nicht allzu kühn, nicht allzu blöd,
Nicht allzu frei, nicht allzu schnöd,
Nicht allzu klug, nicht allzu dumm,
Nicht allzu laut, nicht allzu stumm,
Ich wünsch' ein Weib, das mich als Mann
Bis in das Alter lieben kann,
Nicht eines, das an Ahnen reich,
Nur mir an Gut und Blute gleich,
Ein Weib, das was sie auch begehrt,
Zuerst des Mannes Willen ehrt,
Das mit der Wirthschaft wohl vertraut
Stets auf den Ruhm der Küche schaut,
Auf's Wohl des Hauses ist bedacht,
Nicht naścht und keine Schulden macht,
Ein Weib, das sich auf's Haus beschränkt
Und nicht blos ans Vergnügen denkt,
Nicht bald im Staat und bald im Schmutz
Nur Sonntags glänzt im Flitterputz:
Ein Weib, das Schwächen übersieht
Und selbst aus Unkraut Honig zieht,
Das lieber Unrecht trägt als thut
Und nicht verliert den heit'ren Muth,
Ein Weib, das theilet Freud und Leid,
Ihr Brod ißt mit Zufriedenheit!"

Supplik um einen Küsterdienst an den Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm den Großen.

Hochwürdigster, Durlauchtigster, Großmächtigster und Allerunüberwindlichster, Hochgeehrtester Herr Kurfürst!

Treue Dienste geben treuen Lohn, sagt der Haushalter Sirach im fünften Kapitel. Euch thue ich hiermit kund und zu wissen, daß der Küsterdienst zu Länkewitz anjetzt ledig ist, und ich zu solchem Dienste sehr wohl geschickt bin, und wenn Eure Großmächtigkeit meine Person sehen und singen hören sollten, würden Sie sagen: Der Kerl ist bei meiner Seel' mehr werth, als daß er Küster sein soll; er könnte wohl predigen. Daß aber unser Schulze, der elende Schuft, mir feind ist, das macht, daß meine Frau eben so einen roten Rock hat, als des Schulzen seine Frau, und wenn ich den Dienst erst haben werde, so mir schon gewiß genug ist, will ich meiner Frau noch einen bessern Rock machen lassen, als des Schulzen seine hat, es mag den elenden Schuft verdrießen oder nich; und wenn ich das Primarium kriege, muß es unser Schulze nicht wissen, sonst stößt er's wieder um. Ich verlasse mich ganz gewis dazu, und verbleibe Euer guter Freund, weil ich lebe.

Länkewitz, den 15. Februar 1688. Hans Henckel.

Dekret.

Supplikanten werde nach abgelegter Probe sechs Dukaten verwilligt, und wann er tüchtig befunden wird, soll er den Dienst ohne Einwendung des Schulzen haben.

Potsdam, den 25. Februar 1688.

Friedrich Wilhelm, Churfürst.

Uebereifer.—„August, wo sind die Briefe, die auf meinem Büreau lagen?"—„Ich habe sie auf die Post getragen, Herr Graf!"—„Einer hatte aber noch keine Adresse!" —„Ich nahm an, daß der Herr Graf nicht bekannt haben wolle, an wen er gerichtet sei!"

D'rum auch! — Vater: „Junge, zieh' mir 'mal die Stiebel aus; mir brennen die Beene fürchterlich."

Junge (nachdem er die Stiefel ausgezogen und betrachtet hatte): „Na, Vater, des is ooch keen Wunder, wenn Dir die Beene brennen, Du loofst ja schon uf de Brandsohlen."

1. Räthsel.

„Schau her," ruft die Eine, „schau her," ruft die Andre,
Und wenn ich nach dem ganzen nun wandre,
Dann gibt's nichts zu schauen, dann bin ich betrogen,
Ein loser Vogel hat Alles gelogen.

2. Räthsel.

Es ist nicht wahr und doch ist's keine Sünde,
Was ich im Dämmerstündchen euch verkünde;
Der Wunder lauscht, die meinem Schooß entsteigen,
Die kleine Schaar in andachtsvollem Schweigen.
Denn ich gebiete über alle Schätze,
Zu denen ich im Fluge euch versetze,
Und stolze Fürsten, wie den Bettelknaben
Kann ich im Nu zu meinen Diensten haben;
Ich bin der Unterhaltung nimmer leere Quelle
Und in der Kinderstube recht an meiner Stelle.

3. Räthsel.

Wo am großen Strom die Sicheln durch das hohe Rohrfeld klirren,
Und im Laub des Zucker-Ahorns farb'ge Papageien schwirren —
„Sitzt das Negerweib?" — Ei, nicht doch! „Kommt's nicht also? — Nein bewahre:
Aufrecht dort im Strahl der Sonne steht ein Mann mit blondem Haare.
Und es regen sich geschäftig rings um ihn die fleiß'gen Hände,
Und er beut, der Gute, Reiche, Thier' und Menschen gold'ne Spende.
Golden in den Strahl der Sonne schimmert's unter blonden Haaren
In den tropischen Gefilden wie im Land der Magyaren.
Rückwärts lies des Blonden Namen; deine Müh' wird sich belohnen,
Denn ein schönes Land erscheint dir in fernen fremden Zonen,
Dieses selbe Land, wo einstmals der Natur bizarre Launen
Ein Geschöpf ins Leben riefen, das die Welt erfüllte mit Staunen.

Auflösung der Räthsel im Maiheft.

Räthsel. — Feuerwerk. — F. Lüben, A. M. Johann, Heinrich, Emma, Maria und Ida Blanchard, Fl. Gasser, C. J. Stehn, J. A. Henke, Maria Henke, Emma Schlörb, Sarah Hammetter, H. Plantikow, J. H. Movius, A. H. Utzinger, G. J. Wolfgang, Jos. Messerschmidt.

Charade.—Vielleicht.—F. Lüben, A. M. Johann, Heinrich, Emma, Maria und Ida Blanchard, C. J. Seidenstücker, Fl. Gasser, C. F. Stehn, J. A. und Maria Henke, Emma Schlörb, Sarah Hammetter, H. Seide, H. Plantikow, Alb. Reinke, J. H. Movius, A. H. Utzinger, Emma Walther, G. J. Wolfgang, David D. Eibt, J. G. Schwab, G. W. Reichert, Maria Messerschmidt.

Wer erräth's? — Krebs. — F. Lüben, A. M. Johann, Heinrich, Emma, Maria und Ida Blanchard, C. J. Seidenstücker, Fl. Gasser, C. J. Stehn, J. A. und Maria Henke, Emma Schlörb, Sarah Hammetter, H. Seide, H. Plantikow, Alb. Reinke, J. H. Movius, A. H. Utzinger, Emma Walther, G. J. Wolfgang, Maria Messerschmidt.

Homonym.—Thor.—A. M. Johann, Heinrich, Emma, Maria und Ida Blanchard, J. A. Henke, H. Plantikow, Alb. Reinke, A. H. Utzinger, Maria Messerschmidt.

Die kleine Aehrenleserin.

Du kleine Aehrenleserin,
Ei, du gefällst mir gut;
Arm bist du zwar, doch kerngesund
Und frisch und wohlgemuth.

Die vollen Aehren fügest du
In deiner kleinen Hand
Zu einem Strauß—und bindest ihn
Und legst ihn auf das Land.

Viel solche Sträuße sammelst du
Und trägst sie froh nach Haus;
Dort drischt du sie mit leichter Müh
Auf kühler Tenne aus.

So gehst du täglich auf das Feld
Und sammelst Aehren ein;
Der schönste Weizen ist dein Lohn
Und ist mit Rechten dein.

Du, liebes Kind, ich bin dir gut
Und sag' in Wahrheit dir:
Wer gut und emsig ist, wie du,
Ist seiner Eltern Zier.

Doch sammle dir, mein liebes Kind,
Noch einen schöner'n Strauß!
Den findest du mit geist'ger Hand
Im Schul- und Gotteshaus!

Das Evangelische Magazin.

Band 16. August 1884. Nr. 8.

In der Ernte.

Als bei Halberstadt vor mehreren Jahren eine so reiche und gesegnete Ernte war, das man wegen hinlänglicher Arbeiter verlegen wurde, zog dies einige von den benachbarten Landleuten dahin, in deren Gegend es in diesem Jahre nicht so reichlich gewachsen und die Ernte bereits vorbei war. Unter Anderen gaben sich in einem Dorfe zwei junge, starke Burschen an, und versprachen dem Herrn des Dorfes vier Wochen zu dienen, wenn er ihnen sechzig Mark (fünfzehn Dollars) bezahlen wolle.

„Sechzig Mark?" fragte der Herr; „und warum denn eben sechzig Mark? Hier zu Lande gibt man nicht so viel. Und wie ich merke, so wollt ihr wohl auch noch freie Kost haben?"

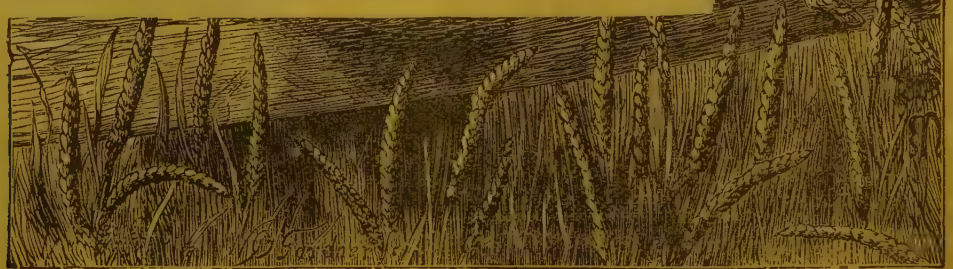
„Ja, Herr," sagten die fremden Bauern, „aber wir brauchen gerade so viel, und wir wollen dem Herrn auch recht treu und ehrlich dafür arbeiten. Unser Bruder hat ein Handwerk gelernt, und da braucht er eben noch sechzig Mark, um Meister zu werden. Unsere Ernte ist aber so schlecht, daß unser alter Vater selbst auf Tagelohn dienen muß; und da hat er uns erlaubt, unserem Bruder jetzt die sechzig Mark zu verdienen."

„Hört," sagte hierauf der Herr des Dorfes, „ich werde sehen, wie ihr arbeitet, und darnach werde ich den Lohn bestimmen. Seid ihr damit zufrieden?"

„Sehr gern," antworteten die jungen Bauern; und damit gingen sie hin aufs Feld.

Während der ganzen Erntezeit waren sie außerordentlich fleißig, daß der Gutsherr seine rechte Freude daran hatte. Des Morgens waren sie die ersten, des Abends die letzten auf dem Acker; und wenn sie zurück nach Hause kamen, so machten sie noch nebenher auch wohl, wenn andere noch schliefen, allerhand nöthige Arbeiten auf dem Hofe.

Als die vier Wochen um waren, ließ der Herr sie vor sich kommen, und zählte ihnen sechzig Mark auf. „Hier," sprach er, „habt ihr das verlangte Geld für euren Bruder; und hier," setzte er hinzu, indem er noch vierzig Mark dabei legte, „hier habt ihr noch etwas für euren alten Vater. Sagt ihm, daß ich ihm Glück wünsche, so wackere Söhne zu haben, und daß er immer zu mir kommen möchte, wenn ich ihm helfen könne."



Am Strande.

Bearbeitet von R. M.

(Schluß.)

Als Niels an den Strand kam, fand er die Männer bereits versammelt. Ein Dünenberg schützte sie vor dem Sturm und deckte zugleich auch ein loderndes Feuer nach der Richtung der See hin; da saßen die Männer und setzten ihre Waffen in den Stand. In der Schlucht lag ein Mann unter einem Segeltuch auf dem Auslug. In seiner Hand ein Nacht-Fernrohr, mit welchem er lange, aber umsonst nach dem Meer hinausspähte.

Niels trat ans Feuer: „Ein vielversprechender Sturm, Kinder!" redete er die Gesellschaft an. „Habt ihr Alles in Bereitschaft?"

„Alles!" war die Antwort; „nur können wir das Schiff nicht sehen."

„Wird schon kommen!" entgegnete Niels. „Wer bei solchem Sturm so nahe kommt, entrinnt uns nicht mehr."

„Das Schiff in Sicht!" rief jetzt der Mann unter dem Segeltuch. „Ein Ostindienfahrer, glaube ich; er macht verzweifelte Sprünge, um das Ruder frei zu halten. Es scheint umsonst—der ist unser!"

„Gib mir das Glas!" forderte Niels. „Richtig, eine prächtige Schoonerbrigg," lächelte Niels höhnisch, „sie fällt gut vor dem Sturm her, bald sitzt sie fest auf der Bank."

„Jan," rief er jetzt einem Andern zu, „hole die Kuh, es ist jetzt die höchste Zeit."

Diese Kuh war aber eine ganz wunderliche, von Niels gemachte Erfindung. Auf einem Dünenvorsprung stand nemlich ein Pfahl; daran wurde eine Kuh angebunden, welche eine große Schiffslaterne an den Hörnern trug. Mit dieser ungewohnten Last rannte nun das vom Sturm geängstete Thier hin und her, sich loszureißen; das sah aber vom Meer gerade so aus, als wäre das ein Schiff, welches vor Anker liegt und eine Laterne bewege sich an dem Gallionbilde, denn in der dichten Finsterniß sahen die Seefahrer nichts, als die beständig hin- und herschwankende Leuchte. Dadurch war schon manches Schiff auf die Sandbank gelockt worden und dem Untergang verfallen.

Die Kuh wurde gebracht, und schweigend warteten die Strandräuber auf den Ausgang.

Die Schoonerbrigg kam immer näher, an ihren Masten glänzten Signallaternen, mühsam arbeitete das Schiff der Brandung entgegen. Bald war es hoch auf den gethürmten Wellen, dann plötzlich wieder in der Tiefe den Blicken entzogen, dann tauchte es wieder auf; plötzlich schien es stille zu stehen, zitternd in allen Fugen, eine Sturzwelle fegte über das Deck.

„Der sitzt auf der Klippe!" rief Niels. „Gut so, in einer Stunde ist es kurz und klein, jedes Stück ist unser."

Ein Nothschuß rollte fürchterlich dumpf durch die Nacht vom Deck herüber. Die Strandräuber jauchzten laut vor Freude!

Diese Freude war verfrüht, denn der vermeinte Ostindienfahrer war in Wahrheit ein Kriegsschiff und hatte Befehl, koste es, was es wolle, das Räubernest an den Dünen auszuheben. Mit Gewalt konnte man das nicht fertig bringen, denn die Menschen mußten bei ihrem Gewerb ertappt werden. Daher brauchte man List gegen List; der Commandeur kannte die Geschichte mit der Kuh. Er war selbst ein Friese und mit den Gewässern seiner Heimath wohl bekannt. Aber als Knabe wurde er bei einem Schiffbruch von seinem Vater getrennt, und hat ihn niemals wieder gesehen. Seitdem hat er sich vom Schiffsjungen zum Commandeur emporgearbeitet; deßhalb, weil er das Wasser kannte, wurde ihm diese Arbeit übertragen.

Der Sturm war ihm willkommen, denn bei solchem Wetter waren die Insulaner gewiß auf der Lauer. Sobald daher die Sonne untergegangen und der Sturm losgebrochen war, hielt die Schoonerbrigg auf die Dünen ab. Wie von einem Magnete emporgerissen, bäumten sich die Wogen, donnernd versanken sie wieder in die Tiefe, um aufs neue ihr schaumbesäumtes Haupt drohen dem Winde entgegenzustrecken, der sie mit überwältigendem Druck in den Abgrund zurückwarf. Immer rasender tobte der Kampf der entfesselten Elemente, und je toller der Sturm auf die erzürnten Wogen niederhieb, desto trotziger boten diese ihm ihre weißgelockte Stirn, desto ungestümer suchten sie ihn aus der Höhe herabzureißen und in wilder Umarmung in ihrem kalten Schooße zu begraben.

Mit aller Vorsicht lenkte der Schiffscommandeur, Jens Fedders, die gewandte Schoonerbrigg. Selbst stand er am Steuer und hielt es mit nerviger Faust, unterstützt von einem der erfahrensten Matrosen. Am Rollen der See bemerkte er genau, wohin er das Fahrzeug gefahrlos führen konnte, das heftigere oder geringere Tosen der Wellen war ihm ein wohlbekanntes Zeichen, ob sie über tiefem Fahrwasser oder über der seichten Sandbank sich hinwälzten.

Am Buge der Schoonerbrigg brachen sich die mächtigen Wogen, durch ihre Takelage sauste der Sturmwind und warf Taue und Winde rasselnd an einander. Längst schon waren die Segel eingeholt und beschlagen, nur noch die enggereffte Fläche des Focksegels fing den Wind auf, um demselben so viel Widerstand zu leisten, als zur Leitung des Schiffes unumgänglich nöthig war. Zierlich

wie eine Möve, die im Kamme der aufsteigenden Welle die sichelförmigen Schwingen netzt, tanzte es von einem Wogenberge zum andern, bald wie kopfüber hinunterschießend in den Abgrund, das Bugspriet tief in die Wellen begrabend, bald wieder wie von unsichtbarer Hand geschoben, mühsam die nächste Wogenspitze erklimmend, während die folgende schonungslos die salzige Fluth über das Verdeck ausschüttete.

Da erlosch die Laterne im Compaßhäuschen, an ein Anzünden derselben konnte nicht gedacht werden, es war unmöglich. Nun kam es ganz darauf an, mit dem Ohr allein den Lauf des Schiffes zu bestimmen. Aber die gefährlichsten Stellen waren bereits passirt, die bekannte Einbucht an den Dünen gefunden. Noch wenige Minuten, und der Anker rollte in den Grund, der scharfe Eisenzahn faßte in dem feuchten Sande, die Schoonerbrigg drehte sich herum und lag dann sicher befestigt.

So hatte man's vom Strande aus bemerkt, aber die Räuber waren in dem Wahne, das Schiff sei auf die Sandbank festgefahren, und der Kiel stecke im Grunde unbeweglich.

„Sie setzen Boote aus!" bemerkte Jan nach kurzer Pause.

„Der letzte Rettungsversuch," erwiderte Niels; „es wird nichts helfen!"

Dann nahm er das Fernrohr und schaute unverwandt nach dem Fahrzeuge, während die übrigen Insulaner ihre Waffen in Bereitschaft hielten. Drei Boote nahten dem Strande, aber sie waren alle mit Menschen angefüllt, und den Räubern schien es befremdend, daß kein Boot strandete. Niels ließ nun die Leuchte an der Kuh auslöschen, und er schien gewiß, daß nun die Boote stranden müßten.

Da standen nun die verwegenen Männer schweigend beisammen und beobachteten die Boote. Niemand wagte ein Wort zu sprechen, und doch schien es, als trauten sie der Sache nicht, denn trotz Sturm und Fluth wollten die Boote nicht stranden. Da drängte sich plötzlich ein Schatten zwischen die Harrenden, die Zunächststehenden wichen zurück und zitterten vor Schrecken. Im Winde flatterte das Gewand der räthselhaften Erscheinung, sie glaubten ein Gespenst zu sehen, den Dünengeist. Es war Margarethe; eine dunkle Ahnung hatte sie hinausgetrieben, sie wußte selbst nicht welche, aber es war ihr, als könne sie Unheil verhüten. Den Sturm und die Gefahr nicht achtend, war sie zur wohlbekannten Lagerstelle geeilt. Nun war sie dort, sie drängte sich zu Niels.

„Vater," raunte sie ihm ins Ohr, „Vater, was willst du thun? Laß ab, ich bitte dich."

Kaltblütig wandte der Angeredete sich zu dem zitternden Mädchen.

„Thörin," sagte er in verweisendem Tone, „was willst du hier? Mache, daß du fortkommst!"

„Niemals," erwiderte Margarethe gefaßt. „Ich weiche nicht von der Stelle. Ich will Mord verhindern. Vater, bedenke, was du thun willst. Hier kommen arme Schiffbrüchige, Leben und Rettung zu suchen, und du willst sie tödten?"

„Mache, daß du fortkommst, Mädchen," wiederholte Niels gebieterisch. „Hier ist keine Stelle für dich. Gehe heim, und laß mich niemals wieder dich zur Nachtzeit außen finden."

„Fort, Margarethe, fort!" riefen nun auch die übrigen Männer.

„Ich gehe nicht!" antwortete das Mädchen, und einige Schritte zurücktretend stand sie da, grell beleuchtet von der erlöschenden Flamme des Holzstoßes, drohend die Hand zum Himmel erhoben, und sprach: „Ich will Zeugin sein eurer ruchlosen Thaten, um sie tief in meine Seele zu prägen, und um euch Tag und Nacht in die Ohren zu rufen: Ihr seid Räuber und Mörder! — Vater," setzte sie feierlich hinzu, „besudele deine Hände nicht, in dieser Nacht nicht, mit dem Blut eines Menschen, sonst bin ich dein Kind nicht mehr. Ich will darben und hungern, und auf meinen Händen durch die Welt kriechen, aber nicht das Brod essen eines Verbrechers."

„Schafft die Dirne fort," rief Einer, frecher als die Uebrigen, „sie verräth uns mit ihrem albernen Geplärre!"

„Gehe, Kind," mahnte Niels besänftigend, „du bist uns hier im Wege."

„Ich gehe nicht!" rief Margarethe, und hing sich an des Vaters Arm, „ich lasse dich nicht los."

In diesem Augenblicke trat ein unvermuthetes Ereigniß ein. Die Boote hatten sich dem Ufer genähert. Ein Mann stand in dem vordersten aufrecht und zeigte den Uebrigen die Richtung. Kaum noch einige Fuß vom Lande sah er die Insulaner herbeieilen. „Gebt Feuer," rief er, „und schießt die Räuber nieder!"

Eine Gewehrsalve krachte, noch ehe Einer der Strandräuber seine Pistole abgeschossen. Ein jämmerliches Stöhnen zeigte, daß die Kugeln getroffen. Die eine Hälfte der Räuber war todt oder verwundet niedergesunken, die Uebrigen ergriffen entsetzt die Flucht.

Unter den Zurückgebliebenen war Margarethe. Sie war ihrem Vater bis an den Strand gefolgt, nun kniete sie neben dem Schwerverwundeten, der, von zwei Kugeln getroffen, wie entseelt am Boden lag.

„Du hattest Recht, Mädchen," stöhnte Niels; „jetzt, merk' ich, ist es zu spät — ich fühl' es, das hab' ich verdient."

„Es ist besser," seufzte Margarethe, „daß du hier liegst, als wenn du deine Hände mit dem Blut dieser wunderbar geretteten Schiffbrüchigen besudelt hättest."

„Sprichst du so, Weib?" fragte eine tiefe Stimme neben dem Mädchen, „dann gehörst du nicht zu dieser Bande. Ich kannte ihren Schlupfwinkel wohl, und steuerte gerade darauf zu, vollkommen auf einen Angriff vorbereitet. Sie sollen zum letzten Mal auf Plünderung und Raub ausgegangen sein."

Margarethe sah erschrocken auf. Der Mann neben ihr war ein Fremder, hochgewachsen und breitschulterig,

das gebräunte Antlitz zeichnete den erfahrenen Seemann. In einiger Entfernung standen seine Gefährten.

„Mein gutes Mädchen," fuhr der Fremde fort, „wir sind kalt und durchnäßt, führe uns unter ein Obdach, dir dürfen wir vertrauen."

„Ja," entgegnete Margarethe, „das dürft ihr, und was ihr begehret, soll euch werden. Aber hebt meinen Vater auf, der hier liegt, ich fürchte mit dem Tode ringend, und tragt ihn in seine Wohnung."

„Das ist sein verdienter Lohn," erwiderte der Fremde, „aber um deinetwillen werde ich deinen Wunsch erfüllen."

„Verdienter Lohn!" stöhnte Niels mit röchelnder Stimme, „allerdings, aber nicht von deiner Hand, Jens."

„Allmächtiger Gott!" rief der Fremde aus, „wessen Stimme ist das?"

„Das sollst du bald erfahren," sagte Niels. „Thu' nur, was deine Schwester sagt."

„Meine Schwester du, Margarethe, die ich nur als kleines Kind gekannt!" rief Jens erstaunt und schloß das Mädchen in seine Arme.

„Herbei!" rief er dann seinen Begleitern zu. „Hebt diesen Verwundeten auf, und tragt ihn in seine Hütte."

Lautlos bewegte sich der Zug nach dem Dorfe hinter den Dünen. Margarethe mit dem so unverhofft wiedergefundenen Bruder schritten voran, ihnen folgten die Männer, welche Niels trugen, hinterher die Uebrigen mit ihren Waffen.

Das Dorf war verödet, die männlichen Bewohner mit Weib und Kindern waren geflohen, aus Furcht, gefangen weggeführt zu werden. Die Schluchten der Dünen boten mehr als ein Unterkommen Denen, die dort Weg und Steg kannten.

Zu Hause angekommen, wurde Niels auf sein Bett gelegt und den Händen des Schiffsarztes anvertraut, der die Wunden untersuchte und die eine freilich gefährlich fand. Die Kugel, in so großer Nähe abgeschossen, war in die Brust gedrungen und am Rücken wieder hindurchgegangen. Jens ging dem Arzte hülfreich zur Hand, während Margarethe für ein warmes Zimmer und Speise und Trank sorgte. Die übrige Mannschaft nahm von den verlassenen Häusern Besitz, und that sich gütlich bei den reichlich vorgefunden Lebensmitteln.

Am andern Morgen hatte der Sturm ausgetobt. Schon mit Tagesanbruch sah Jens nach den Booten; eins hatte die Wuth der Elemente zerschellt, die andern beiden lagen noch unversehrt am Landungsplatze. Weiter hinaus lag die Schoonerbrigg ruhig vor Anker; die unter Befehl des Steuermanns an ihrem Bord zurückgelassene Mannschaft war beschäftigt, die Segel zum Trocknen auseinander zu rollen.

Als Jens in das väterliche Haus zurückkehrte, war sein erster Gang in die Kammer des Vaters. Der Kranke, an dessen Bette Margarethe mit sorgender Liebe gewacht, hatte eine ruhige Nacht gehabt. Er schlug die Augen auf, und winkte dem Sohne, Platz zu nehmen. Dann faßte er Margarethen's Hand, und sagte mit schwacher, aber verständlicher Stimme:

„Du gehst mit deinem Bruder, er wird für dich sorgen, wenn ich nicht mehr bin. Meine Stunden sind gezählt. Ich sterbe, wie ich es verdient, ein elender Strandräuber. Damals, als du, Jens, bei jenem Schiffbruch unseres Segelbootes an dieser Küste von den Wellen mir entrissen wurdest, barg ich meine Tochter an der Brust. Der gütige Gott ließ die schwache Planke, auf die ich mich gerettet, ans Ufer treiben. Margarethe brachte ich zu Verwandten in Ostfriesland, sie nahmen sich liebreich des Kindes an, bis ich sie wieder holte. Dich, Jens, fand ich erst gestern wieder, ich erkannte dich an der Stimme. Ein trauriges Geschick, das dein Vater verschuldet, legte dir den unglücklichen Befehl in den Mund, auf deinen Vater schießen zu lassen. Die Kugeln trafen nur zu gut. Noch ehe der Abend kommt, bin ich eine Leiche. Grabt mir ein Grab unter der Düne, wo wir uns gestern begegneten. Schone der übrigen Insulaner, mein Sohn; die Rache ist mein, ich will vergelten spricht der Herr. Schon häuft sich der Sand um ihre Wohnungen, noch ein Jahrzehnt, und keine Spur ist mehr von ihnen vorhanden."

Ohnmächtig sank der Kranke in seine Kissen zurück. Er hatte nur zu wahr seinen Zustand beurtheilt, kein Wort kam mehr über seine bleichen Lippen; noch ehe die Sonne unterging, war der letzte Seufzer seiner Brust entflohen.

Am andern Tag sorgte Jens für seine Bestattung, wie er gewünscht. Dann führte er die Schwester auf sein Schiff, sie hat seitdem den Bruder nicht wieder verlassen.

Was Niels mit prophetischem Blicke vorherverkündigt, traf ein. Nach kaum zehn Jahren war das Dorf verschwunden, eine hohe Düne erhob sich auf der Stätte, wo es gestanden.

Auch hier hat es sich wieder bewahrheitet, was man so oft betheuert und so selten bedenkt: „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht"; aber endlich bricht er. Hätte der Vater der lieblichen Stimme seines Kindes Gehör geschenkt, könnte er sich noch Jahre lang an ihrem Glück erfreuen. Es ist ein Glück, daß das wüste Leben am Strande fast überall aufgehört hat; wenigstens besudeln die Strandbewohner ihr Hände nicht mehr mit dem Blute der unglücklichen Schiffbrüchigen; obwohl das Strandrecht noch in manchen Gegenden gilt. Wie eine gewisse Classe Menschen das Unglück ihrer Mitmenschen in den größeren Städten auszubeuten weiß, so gibt es auch immer noch Solche, welche vom Strandrecht leben, d. h. was aufgefischt wird, ist Eigenthum des Finders.

Ein freundliches Heim.

Von R. M.

Ja die Stadt, das Dorf und das Haus, wo wir die Träume unserer Kindheit träumten, wo wir harmlos und unschuldig unsere Kinderjahre verbrachten, wo wir am Bach uns Steine sammelten und auf den Wiesen Blumen pflückten, wo jeder Baum und jeder Strauch tausend Erinnerungen an die Tage jener Kindheit weckt: bleiben uns stets theuer—sehr theuer. Wo immer auch die Stürme des Lebens uns später hintreiben mögen, und in späteren Jahren unsere Lieder erschallen mögen, oder wo immer wir unsere guten und bösen Tage verleben müssen: unser Herz bleibt an die Heimath gefesselt. So arm wir auch waren, und so ärmlich das Heim unserer Kindheit war: kein Wechsel von Zeiten und Ort kann die Gefühle und Liebe zur Heimath gänzlich vertilgen. Wer hinge nicht mit tausend zarten Banden an der Stätte seiner Wiege und am heimathlichen Herd seiner Kindheit? Und warst du einst ferne von der Heimath, und trafen dich süße Klänge von dort, dann hast du auch gefühlt was Heimweh, das süße und doch so schmerzliche Sehnen nach Daheim ist. O, wie hüpfte dir das Herz, als du nach langer Abwesenheit dich deiner Heimath nahtest! Als du das Vaterhaus (wenn auch nur eine mit Stroh bedeckte Hütte) sahst, da war es dir, als wenn die Wellen ihre Ufer überschritten hätten, und die Brust hob sich höher und höher, denn dich beseelte der Gedanke: „Ich komme heim!" — Hast du je eine junge Mutter mit ihrem ersten Kinde auf den Armen allein sitzen und weinen sehen? Hast du sie gefragt, woher bei solchem Glücke Thränen? Sie hat dir gewißlich geantwortet, ihre Gedanken seien bei der Mutter gewesen, welche einst Freuden und Schmerzen mit ihren Kindern theilte.—Der Mensch, welcher beim Gedanken an die Heimath nicht mehr erweicht, hat wahrlich ein hartes Herz, und sein besseres Selbst ist todt.

Daheim.

Kein Gut, keine Freude, keine Erlebnisse sind vermögend, das stille Sehnen nach der Heimath zu zerstören; beständig regt sich's wieder im Innern, und ohne es eigentlich zu wollen, summt man in sanfter, wehmüthiger Melodie:

„Nur noch einmal in meinem ganzen Leben,
Möcht' ich meine Heimath wieder seh'n;
Ach, was würd' ich darum geben,
O könnte dies noch einmal nur geschehen."

Wenn wir uns nun mit solchen Gedanken beschäftigen, wie können wir anders als nachdenken, ob wir nicht Gelegenheit haben, unsern Kindern ihre Heimath zu versüßen? Leider gibt es Tausende, deren Heimath nicht ist, was sie sein könnte und sollte.

Viele sind der Meinung, um eine freundliche Heimath

zu haben, müsse man reich sein; sie sind der Meinung, sie seien zu arm, um eine „heimathliche" Heimath zu haben. Ueber dem Kampf ums Brod lassen sie sich selbst die Freude am Glück zerstören, denn sie sind auf die Meinung gerathen, arme Leute dürfen nicht glücklich sein, und ein freundliches Heim möchte die Nachbarn auf den Gedanken bringen, man sei vielleicht gar nicht einmal arm; oder es fordere nicht den ganzen Wochenlohn, Brod zu schaffen.

O, ihr Lieben, Geld ist nicht die Hauptsache, um eine Heimath freundlich und angenehm zu machen, lernet nur erst einmal euren Sinn über die Armuth erheben, dann wird sich das Uebrige finden. Da ist ein Vögelein, welches zur Freiheit geboren ist und sich in Gottes Natur so glücklich fühlt, daß man denkt, es würde sterben in der Gefangenschaft. Das Unglück wollte, daß das nemliche Vögelein gefangen wurde, und es hat's überlebt; obschon zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, hat der Trieb zum Frieden den Sieg davongetragen, denn das Vögelein singt in seinem Gefängniß ebenso süß, als seine Kameraden in den Zweigen der Bäume. Gottlob! es steht nirgends geschrieben, daß der Arme nicht glücklich sein darf; so wollen wir den Gedanken auch fest halten: Der Arme darf glücklich sein, so glücklich, daß er aus voller Brust singen kann:

„Hab' ich was ich brauche,
Nur zur Zeit der Noth,
Süße schmeckt im Schweiße
Mir mein Stückchen Brod."

Die glückliche Mutter.

Wie vermögen wir denn in unserer Armuth unsere Heimath freundlich und angenehm zu machen? Vor Allem laßt die Eltern dazusehen, daß trotz ihrer Armuth ihre gegenseitige Liebe reich bleibt; macht euch gegenseitig keine Vorwürfe über der Armuth, sondern seid froh, daß ihr mit einander leben und schaffen könnt — laßt es die Kinder merken, daß ihr über das Elend gesiegt habt, daß ihr noch singen könnt; zeigt ihnen, daß Armuth es nicht vermag, ein glückliches Heim zu zerstören, und bald werden die Kinder fühlen, daß ihre Eltern nicht halb so arm sind, als sie dachten. — Ladet vor allem Andern Jesum ein, bei euch einzukehren; stellt ihm jedes Zimmer frei, und seht hübsch dazu, daß alles ordentlich zugehe, wenn er bleiben

Großmutters Geburtstag.

Beim knisternden Feuer.

soll; und weil es für Jesum geschieht, lehrt die Kinder frühzeitig aufzuräumen und Ordnung zu halten, weil der Herr Jesu zu Gast kommen will. Es ist am Ende einerlei, ob man weint oder lacht bei seiner Armuth, nur mit dem Unterschied, wer lacht ist der Glücklichere. — Eure Kinder werden in künftigen Jahren euch segnen für das ärmliche aber freundliche Heim, welches ihr ihnen botet. —Arm! — Ha, schau doch, der liebe Gott hat seiner Sonne befohlen, durch des armen Mannes Fenster hineinzuscheinen, das sei ihm nicht vergessen. — Nun nimm einen Topf, oder was es auch sei, fülle ihn mit Erde, säe einige Blumensämchen hinein und stelle ihn in das sonnige Fenster; er wird dir ein paar Tage im Wege sein, aber ehe lange grünt er, und in kurzer Zeit hast du Blumen im Zimmer. — „Ach was, Blumen, das ist für wohlhabende Leute," sagt wohl Jemand. Wenn Blumen nur für wohlhabende Leute wären, dann hätte der liebe Gott nicht die ganze Welt voll gepflanzt; pflanze Blumen! Wenn ein Mensch arm geboren, oder überhaupt nicht durch eigene Schuld arm ist, dann kann er seine Armuth getrost tragen, und darf noch singen dabei; Tausende werden arm geboren und leben arm bis an ihr seliges Ende, aber sie leben rechtschaffen — vielleicht ist das eine von den Ursachen, daß sie so bleiben, aber deßhalb sich niederücken lassen! das hieße man Buße thun für Dinge, welche man nicht verschuldete.

Um eine Heimath freundlich zu machen, braucht man auch nicht gerade Oelgemälde und feine Marmorstatuen, deren eines mehr kostet, als mein ganzes Hauswesen. Ich wohne im Eigenthum der Fremden, aber am Thürenpfosten ist Grund übrig, welchen kein Fuß betritt, da pflanze ich mir ein Sämlein „Morgenglorie" hin, und es wächst, grünt und blüht. Wenn ich nun Morgens aufstehe, freue ich mich an den Blümlein, und denke dir nur: die Colibris, das sind so kleine Honigvögelein, die fliegen an meines reichen Nachbars Oelgemälden und Marmorstatuen vorbei, ohne dieselben eines Blickes zu würdigen, und kommen schnurstracks nach des armen Mannes Blümlein geflogen, und theilen seine Freude mit ihm; dann kommt die Frau und die Kinder alle, und wir sind glücklich in dem Bewußtsein, daß man, um glücklich zu sein, nicht reich sein muß.

Lasset es euch angelegen sein, euer Heim den Kindern und euch selbst freundlich zu machen. — Nota-Bene: Dieser Artikel gilt den Aermsten, denn der Reiche hat die Mittel, er bedarf dieses Rathes nicht. Möge der Gedanke an die Heimath jeden verlorenen Sohn zum Nachdenken und zur Heimkehr bewegen!

Eine stürmische Nacht.

Der Bewohner der einsamen Hallig, dieser Handvoll salzigen Schlammes, welcher nur ein wenig mehr Consistenz besitzt, als man im gewöhnlichen Leben Schlamm nennt, hat meistens seinen Sarg bei sich im Hause. Sobald seine Kasse es gestattet, kauft er sich den Bretterkasten am Festlande, um ihn zur Zeit der Noth nicht entbehren zu müssen. Woher sollte er sonst auf der baumlosen Insel seinen Todtenkasten nehmen? Ja, wenn man wüßte, daß immer zur rechten Zeit das Meer einige alte Schiffsplanken ans Land spülen würde, dann ginge es auch ohne Fürsorge, aber leider bettet das grausame Geschick seinen Leichnam, sonder Sarg und Trauergewand, im tiefen Meeresgrund. Die Nordsee ist eine Mordsee! sagt das Sprichwort, und es hat sich bis heute bewährt, denn sie sorgt selbst dafür, daß es Wahrheit bleibe. Sie ist ein großer Kirchhof, nur geduldet sie nicht, daß man die Todten bringe, sie holt sich die Lebendigen selbst, wenn es ihr beliebt, und läßt dann auch kein Monument oder Grabstein auf sich errichten. Die Geschichte allein setzt ihre Denkmäler, wo die See nicht hinreichen kann, und sie bewahrt dieselben auch auf.—

„Zünde noch ein Licht an, Frau!" sagte der fast neunzigjährige, aber noch sehr rüstige Jens zu seiner zwanzig Jahre jüngeren Ehehälfte, als im Spätherbst vor einigen und vierzig Jahren mit der wiederkehrenden Fluth sich ein starker Westwind erhob.—„Und setze es ans Fenster, der Junge möchte unterwegs sein."

„Und ist er es nicht," antwortete die Frau, „so ist es sicherlich mehr als ein anderes Mutterkind!" Damit stand sie auf, um den Wunsch des Greises, der auch der ihrige war, zu erfüllen. Bald glänzte die helle Flamme dicht hinter den kleinen, runden, in Blei gefaßten Scheiben des Fensters, welches nach Westen hinausging. Der starke Wind blies durch die Spalten und bewegte die Flamme hin und her, die Scheiben zitterten geräuschvoll in ihren Rahmen.

Dieses Haus war das einzige auf der Hallig, die beiden genannten Bewohner und eine Magd die einzigen Menschen auf dem Fleckchen im Meer; der Sohn, dessen der Alte gedachte, ihr einziges Kind, fuhr zur See. Sie wußten weder wo, noch auf welchem Schiffe er sich befand, aber wie gewöhnlich bei nahendem Winter, wenn die Schifffahrt aufhört, erwarteten sie seine Heimkehr.

Der greise Jens ging vor die Hausthür. Sie lag gegen Norden; doch als er sie öffnete, fuhr ein Windstoß herein, und nur mit Anstrengung schloß der Alte sie wieder. Es war eine finstere Herbstnacht. Zwar war der Himmel wolkenleer, aber die Sterne waren in jenen nebelartigen Dunst gehüllt, der in dieser Jahreszeit häufig den Glanz der Sterne verdunkelte, und zu solchen Zeiten konnte man dann auf den Halligen selten sagen, was in den nächsten Stunden auf Erden sich ereignen würde. Wie ferner Donner toste die Fluth heran, um die Ebbe abzulösen und mit ihren tausend grollenden Wellen den Wachposten zu beziehen, von welchem aus sie dem Sturm eine Schlacht zu liefern vorhatte.

Dieser nahte auch schon eilenden Flugs. Der Greis horchte mit kundigem Ohr dem fernen Getöse. Das war nicht das gewöhnliche Geräusch, mit welchem die schwellende Brandung sich anzukünden pflegt, wenn sie in gewohntem Takte das Heer der Wellen an die Küsten des Festlandes führt. Bald vernahm er mehrere Minuten lang ein furchtbares Brausen, wie wenn der Wind durch den Schornstein eines Hochofens heult; dann erstarb es gänzlich. Wieder klang es dumpfer und anhaltender als zuvor. Dort, wo das zurückfluthende Meer dem ihm entgegenkommenden Fluthstrom begegnete, welcher sich mit überwältigender Macht über die langsamen Ebbewogen stürzte und sie zur Umkehr nöthigte, dort war bereits der Sturm kein müßiger Zuschauer mehr, denn von dort drangen die wilden Töne, das dumpfe Donnern und das Angstgestöhn, welches aus der Tiefe des Meeres scholl, es war das ungestüme Athmen des Sturmes, welcher mit seinen Fittigen die wilde See peitschte, diese aber warf ihm schäumend ihren Gischt in den Nacken, wie er triumphirend über sie hin schritt. Mit jeder Minute kam es näher.

Jens trat wieder in seine Wohnung zurück. Vor die Thür legte er in eiserne Krampen einen starken Balken, der zu diesem Behuf immer daneben stand. Dann häufte er etwas Schafdünger, untermischt mit einigem zerbröckelten Halligtorfe, Taul genannt—Beides das einzige, seinem Gebrauche nur mäßig entsprechende Brennmaterial der Halligleute—an der Schwelle auf, um dem Eindringen des Wassers zu wehren.

Als er darauf wieder in die kleine niedrige Stube trat, fand er die Frau auf ihrem hölzernen Armstuhl eingeschlafen. Leise trat er zu ihr und faßte sie an der Schulter.

„Es ist keine Zeit zum Schlafen, Frau!" sagte er. „Die Nacht wird bös. Gott schütze uns und die draußen sind!"

„Sahst du nach den Schafen?" fragte die Greisin, indem sie die Augen aufschlug.

„Noch nicht," entgegnete Jens, „aber laß uns die Betten nach dem Boden schaffen. Hier möchten sie uns feucht werden!"

„Ist's denn wirklich so schlimm?" horchte die Frau.

„Wir stehen in Gottes Hand!" antwortete Jens. „Die kann Wunden schlagen und heilen. Sein Wille geschehe!"

Ohne ein Wort zu erwidern, machten sich nun Beide daran, die Betten auf den Boden zu tragen. Erst, nachdem dies geschehen, weckten sie die Magd, welche die Schafe Stück für Stück die steile Leiter hinauf gleichfalls

nach dem Boden tragen mußte. Die Alte leuchtete ihr bei dem mühsamen Geschäfte, während Jens in der einzigen Stube die Fensterhaken nachsah, ob sie auch gehörig aufgekrampt waren. Darauf rückte er den Tisch, die Stühle, die Bank und die große Lade, welche in der Stube stand und die ganze Habe der beiden Alten an Leinenzug und Kleidern enthielt, nahe zusammen, damit sie, wenn ja die Fluthen ins Haus dringen sollten, um so fester stünden und ihnen Widerstand leisteten. Sein baares Geld nahm er mit sich. Unterdessen war die Frau wieder hereingetreten. Noch einmal sah sie nach dem Lichte, welches flackernd am Fenster fortbrannte, und stieg dann, nachdem sie sich noch eine Laterne angezündet hatte, mit ihrem Manne die Leiter hinauf. Ihnen folgte die Magd, welche die Leiter nach sich zog.

Dort oben war die letzte Zuflucht für Menschen und Thiere, nicht etwa eine sichere, nein, nur eine solche, welche die Vorsicht in diesen Stunden der Gefahr aufzusuchen anräth. Sicherheit gewährt nur die Zuflucht zum Herrn. Dieser vergaßen die Alten auch nicht. Obwohl sie nur zur Zeit des Hochsommers einige Male zu der eine Meile entfernten Insel hinüberschifften, um dort Sonntags den Gottesdienst zu besuchen, auch der Prediger in dieser Jahreszeit wohl ein oder das andere Mal nach der Hallig kam, so waren sie doch fromme Leute, die nicht blos in der Noth zum Herrn riefen, sondern auch in guten Tagen. Wie viel mehr aber in bösen. Auch jetzt betete der Alte mit Weib und Magd auf den Knien, aber seine Bitten, die der Herr erhörte, und welche die Sparren des Daches uns wiedererzählen könnten, wenn sie zu sprechen vermöchten—wir haben sie nicht erfahren, und verschmähen es, sie zu erdichten. Sie haben ihren Zweck erfüllt. Beruhigt, innerlich getröstet, harrten die Drei ihrer Erlösung, ergeben in den Willen der Vorsehung.

Das Unwetter wuchs von Minute zu Minute. Die See brüllte, der Sturmwind heulte; es war, als wäre ein Heer böser Geister aus den Tiefen des Meeres gestiegen, um sich in wilden Tänzen, von höllischem Gesange begleitet, zu tummeln. Die Wogen wälzten sich heran. Schon spritzten sie ihren flüssigen Schaum über das Dach des Hauses, prasselnd fielen die tausend Tropfen auf das Rohr, mit dem es gedeckt war. Sie rollten in breiten Wallungen daher und leckten lüstern an den Lehmwänden; sie warfen ihren Gischt an die Fensterscheiben:—das Häuschen zitterte wie bei einem Erdbeben. Wenn dann der losgelassene Wind, der stoßend über die Wasserfläche fuhr, sich auf die Wogen warf, dann drängte er sie für einen Augenblick in den Ocean zurück, und die Werfte, auf der das Häuschen stand, ragte einer Insel gleich aus der weiten Wasserwüste. Hielt aber der Sturm einmal inne, um Athem zu schöpfen, und ließ die Wellen ihr Spiel auf eigene Hand fortsetzen, so stürzten sie wieder ans Land und umzingelten die schwachgebaute Hütte, an welche sie mit furchtbarer Gewalt anstießen. Zuerst gelang es ihnen nur, ein kleines Loch in die Lehmwand zu bohren. Aber schnell erweiterte sich dieses. Sie rissen die Wand zwischen dem Fachwerk der Balken heraus, stürmten in die Stube und prallten von der entgegengesetzten Wand heulend zurück. Aber auch diese wich ihren wiederkehrenden Stößen, und nun wogte die wilde Strömung durch den offenen Kanal mitten durch das Haus hindurch und rüttelte entsetzlich an den Pfosten der Hütte. Glücklicherweise waren diese tief in den Boden gerammt und hielten fürs Erste wenigstens Stand. Unter dem bebenden Dache auf dem Boden, dessen Pfeiler gefahrdrohend schwankten, harrten die unglücklichen Bewohner des Ausganges der Sturmnacht. Keine Klage kam über ihre Lippen.

Sie hatten sich nicht geirrt, als sie ein Licht, das freilich jetzt längst erloschen war, ans Fenster setzten. Es hatte wirklich einem Schiffe zur Warnung gedient. Eine kleine Schmack steuerte nach der der Hallig benachbarten Insel. Sie kam von Holland und hoffte noch vor dem Erwachen des Sturms ihren Anker werfen zu können; aber diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung.

Der Sturmwind ist allemal ein kundiger Feldherr. Schon ehe die Fluth den Wahlplatz erreichte, hatte er das Heer seiner schnaubenden Athemzüge in Schlachtordnung aufgestellt. Mit gewohnter Wuth machte er seinen Angriff. Aber er stieß auf einen Widerstand, wie er ihn kaum erwartet hatte. Selbst riß er die zornigen Wogen in das wilde Getümmel, und je mehr er tobte, desto wüthender boten sie ihm die breite Brust, desto ungestümer warfen sie ihren schwellenden Kamm ihm entgegen. Um die Schmack kümmerten sie sich nicht, mochte die für sich selber sorgen. Gern wären sie ganz der unfreiwilligen Bürde los gewesen, aber von erfahrener Hand geleitet glitt der Kiel des Fahrzeugs über die Wogenberge und durch die Wogenthäler, ohne in seinem jähen Laufe inne zu halten.

An Bord war es unmöglich, ein Commando zu vernehmen. Auch bedurfte es eines solchen nicht. Die Segel waren bis auf einen schmalen Klüferstreif gerefft, und das Steuerruder ruhte in der nervigen Faust eines Seemannes, der freilich an diesen Küsten geboren, aber seit Jahren nicht eine Sturmnacht auf der Nordsee erlebt hatte. Sein Auge war zwar im Finstern scharf, aber die Schmack doch so gänzlich aus dem Kurs gedrängt, daß er jenes schwache Licht der Halligwohnung für ein Licht in einem Hause der Insel hielt, nach welcher das Fahrzeug bestimmt war. Als es erlosch, wußte er in der Finsterniß sich nicht zu orientiren.

Das Schiff war noch zwei Seemeilen von der Hallig entfernt. So lange die Planken hielten und der Kiel nicht aufstieß, war die Fahrt nicht gefährlich. Aber gerade das Letztere war zu besorgen, wenn sie vor dem Wind ihren Lauf fortsetzten. Deßhalb ließ der Steuermann einen Versuch machen, sie zu wenden. Dem neben ihn stehenden Matrosen, dem Einzigen, außer dem Schiffer selbst, der an Bord war, gab er Befehl, das große Segel zur Hälfte zu lösen. Dies geschah, obwohl lang-

sam und mit Mühe. Nun legte er das Steuer in Lee. Der Mast krachte, als der Sturm die breite Fläche des Segels füllte; aber die Schmack wendete sich wirklich. Jetzt galt es, das ausgespannte Segel wieder einzuziehen. Der Schiffer legte selbst mit Hand an, und auch dieses gelang. Allein der Seegang, der jetzt seitwärts an die Planken donnerte, war zu schwer, und die erreichte Wendung mußte wieder aufgegeben werden, wenn das Schiff nicht kentern sollte. Eine gewaltige Woge rollte heran, ergoß sich brausend über das Verdeck, und nur dem Umstand, daß eben jetzt das Ruder auf Steuerbord flog, war es zu verdanken, daß das Schiff nicht umstürzte. In einer Minute lag es wieder vor dem Wind.

Es blieb nur übrig, diesen Strich so sicher als möglich einzuhalten und sich in Gottes Willen zu ergeben. So brauste sie denn dahin, von Wind und Wogen getrieben und gepeitscht, und noch eine halbe Stunde verging, da war ihr Schicksal entschieden.

Eine gewaltige Woge erfaßte sie und schleuderte sie mit furchtbarer Gewalt vorwärts. Als sie wieder ins Meer zurückrollte, stieß der Kiel auf den Grund. So heftig war der Stoß, daß der Mast in die Höhe geschleudert wurde und sammt den Segeln und Tauen über Bord stürzte. Ein paar Axthiebe, noch rechtzeitig genug ausgeführt, kappten die Taue, und der sich schon neigende Rumpf richtete sich wieder auf; aber das war noch nicht Alles. Auch das Bugsprit war zertrümmert, mindestens hatte auch dieses gekracht. Die zwei Männer eilten nach vorne, und man denke sich ihr Erstaunen, als sie sahen, daß das Bugsprit in dem Dache eines Hauses steckte.

Es war das Dach der Halligwohnung, in welches der schräg aufrecht stehende Balken gefahren war. Die drinnen saßen, waren nicht weniger bestürzt, doch waren sie unverletzt geblieben.

Bald fanden sie Gesellschaft, denn die armen Schiffbrüchigen hatten nichts Eiligeres zu thun, als an dem Bugsprit hinaufzuklettern und durch das eingestoßene Loch des Hausdaches auf den Boden der Wohnung zu springen. Der Schimmer der Laterne, welche die Hausbewohner bei sich hatten, leitete ihre Schritte.

Kaum hatte der Steuermann, der Erste, der auf den Boden sprang, festen Grund unter seinen Füßen, als er mit dem Ausrufe: „Vater! Mutter!" neben den Alten niederstürzte, die vor Schrecken regungslos geworden waren. Endlich sammelten sie sich wieder, und erkannten den Sohn. Durch die Freude des unverhofften Wiedersehens waren für eine Zeit lang die ganzen Schrecken der Sturmnacht vergessen. Aber bald genug sollten sie wieder daran erinnert werden.

Die Wellen, welche schon lange unaufhaltsam an den Pfosten des Hauses rüttelten, ohne dieselben bewegen zu können, hatten durch den Stoß des Schiffes Hülfe bekommen; einer der Pfosten sank, jedoch ohne Jemand zu verwunden, und nun drang die salzige Fluth herein und durchnäßte die armen Bewohner. Zum Glück hielten die andern Pfosten Stand und das geneigte Dach lehnte sich an den Rumpf des gestrandeten Wracks, welcher es vor gänzlichem Niedersinken bewahrte. Jetzt hatte aber auch der Sturm eine Oeffnung erhalten und er drang mit Macht herein, so daß in kurzer Zeit das ganze Dach fort war und nur einige Sparren die Giebelbalken noch zusammenhielten.

Mitternacht war längst vorüber und noch tobte der Sturm. Auf einer Seite zusammengekauert lagen die Unglücklichen und hielten sich an Balken, um nicht jeden Augenblick weggespült zu werden. Es war ein grausiger Anblick. Als die Morgensonne den Himmel röthete, legte sich der Sturm, aber die Sonne beschien nur eine wildtosende Wasserwüste.

Die hülflose Lage der zwischen Himmel und Erde auf einer dünnen Bretterwand, die unaufhörlich schwankte, Schwebenden noch zu vermehren, stellte sich Hunger und Durst bei ihnen ein, und war doch kein Mittel zur Hand ihre Qualen zu lindern. Der Alte war bereits in Ohnmacht gesunken, der Sohn hielt die anscheinend leblose Mutter umarmt, damit die Wellen die theure Bürde nicht fortrissen. Ein Schaf nach dem andern versank in der Fluth. Eine Zeit lang kämpften die Thiere schwimmend gegen die Wogen, dann verließ sie die Kraft und sie gingen unter. An Rettung von Außen her war, so lange das Unwetter währte, nicht zu denken.

Erst gegen Mittag legte sich der Wind, aber lange noch wallte das Meer ungestüm fort, als wenn es dem entflohenen Winde triumphirend nachjubelte, daß es den Wahlplatz behauptet habe. Die inzwischen eingetretene Ebbe hatte den Schwall der Gewässer wenig vermindert. Nachmittags war die frische Fluth im Anzuge. Aber den Sturm führte sie diesmal nicht mit herauf, er war des Kampfes satt. Dagegen brachte sie Hülfe. Ein Boot von der nächsten Insel, auf welcher man schon am Morgen das Schicksal der Halligleute wahrgenommen hatte, ruderte heran. Zwei kräftige Insulaner führten die Ruder. Mit lautem Freudenruf wurden sie empfangen. Man half den Unglücklichen hinein, nahm noch einen kleinen Theil der Ladung aus dem Wrack mit, und nach einer Stunde stiegen Alle bei der Insel ans Land.

Gastfreundschaft ist wie in der Wüste, so auf den Inseln zu Hause. Die dem jähen Tod Entronnenen fanden unverzüglich bei den Inselbewohnern freundliche Aufnahme, Hege und Pflege.

Am folgenden Morgen früh ließ es den greisen Jens nicht lange im Bette. Mit Sonnenaufgang stand er auf, kleidete sich an und ging an den Strand. Es war der geheime Zug der Liebe zur Heimath, der ihn auf den Deich der Insel führte, um von der hohen Warte nach seiner Wohnung auf der Hallig zu schauen. Sein Auge hatte noch nicht gelitten unter der Last von fast drei Menschenaltern, welche er auf seinen Schultern trug, hell und klar blickte es in die Ferne. Aber, nachdem er eine Zeit lang hinübergeschaut, füllte es sich mit Thränen. Das Haus

war verschwunden nur noch ein einziger Pfosten ragte auf der Werft empor, der letzte Rest' das letzte Wahrzeichen, wo es gestanden. An seiner Seele glitten im raschen Fluge die Tage vorüber, die er dort als Kind und als Greis erlebt hatte. Als Jüngling und Mann hatte er auf der See zugebracht. Mit dem Hause war auch seine Habe in den Wellen begraben.

Doch was lag dort am Strande zu seinen Füßen? Ein langer, schmaler Kasten, schwarz angestrichen! Es war sein Sarg. Den also hatte er nicht eingebüßt, der war allein dem Greise gefolgt. Er nahm seine Mütze von dem kahlen Scheitel und dankte dem Herrn, der ihn dem Wellengrabe gnädig entrissen und ihm das letzte Ruhebette erhalten hatte.

Moses Dissinger.

Von H. Stetzel.

Bruder Moses Dissinger wurde geboren den 17. März 1824, in Schäfferstown, Lebanon County, Pa. Er bekehrte sich zu Gott, als er 18 Jahre alt war, und wurde kurz nach seiner Bekehrung, als Glied in die Evangelische Gemeinschaft aufgenommen. Bald hernach diente er als Claßführer und Vermahner, und im Jahr 1854 erhielt er von der Ostpenn. Conferenz einen Erlaubnißschein, das Evangelium zu predigen. Zwei Jahre diente er als Localprediger, dann wurde er als Reiseprediger aufgenommen, und nach Anordnung der Ostpenn. Conferenz bediente er verschiedene Bezirke und Stationen, bis zum Februar 1879. Im Frühjahr (1879) vereinigte er sich mit der Kansas Conferenz, und nach dreijährigem Dienst in dieser Conferenz ist er am 25. Januar 1883 in Douglas County, im Staate Kansas, in seinem 59. Lebensjahr gestorben, und zu seiner Ruhe eingegangen.

Bruder Dissinger war ein außerordentlicher Mann, beides in physischer und geistlicher Beziehung, dazu von rastloser Thätigkeit. Er war an und für sich selbst eine originelle, eigenthümliche Persönlichkeit und daher auch eine ungewöhnliche Erscheinung, deßgleichen nicht leicht zu finden ist. Seine ungewöhnlichen körperlichen Anstrengungen und die Activität aller seiner Glieder, geeignet zu solchen Anstrengungen, waren schlagende Beweise von einer physischen Natur- und Lebenskraft, welche sich selbst kaum vor Unmöglichkeiten abschrecken lassen wollte. Sein angeborener, eigenthümlicher Mutterwitz, befähigte ihn in einem hohen Grad und beinahe immer jede Sache naturgemäß zu beurtheilen, und richtige Vergleiche darüber anzustellen. Durch sein heiteres, freies Temperament, und gute Gesinnung gegen Alle gewann er schier Jedermann zu seinem Freund. Er war im Allgemeinen unter dem Namen „Mos" bekannt, und es war selten, daß seine Freunde ihn bei seinem vollen Namen, Moses Dissinger, nannten, denn an „Mos" wußten Alle, wer gemeint war.

Es wäre vielleicht in Ordnung, zuerst etwas von ihm zu berichten als „Weltmensch," vor der Zeit seiner Bekehrung, und hernach betrachten wir ihn als Christ.

1. Moses als Weltmensch.

Er war gerne dabei, wo lustige, wilde Streiche gemacht wurden, wo tüchtig Branntwein gesoffen und tobend getanzt, gesprungen und gehüpft wurde; und wo überhaupt der „Whisky" freien Lauf hatte, so daß Menschen- und Thiergefechte ungehindert vorangehen konnten und Scham und Zucht vergessen wurde. Kam er von solchen Zusammenkünften zu irgend einer Zeit des Nachts nach Hause, so machte er ein Hurrah- und Jubelgeschrei, und schlug mit seinem Stecken an Fenzen und Häuser, daß alle Leute vom Schlaf erwachten und alle Hunde in Schäfferstown ihr Wächtergebell hören ließen. Freilich wurde da manchmal gefragt, was die Ursache hievon sei? Ja, was wird's sein? — Es ist der „Mos." — Die Antwort: Es ist der „Mos," machte in kurzer Zeit die Menschen und auch die Hunde ruhig.

Einige Meilen von Schäfferstown arbeitete er auf einer Bauerei; er hatte Morgens das Vieh nach den Feldern und Abends wieder heimzubringen. Abends ging er hinaus, öffnete das „Falter," rief dem Vieh aus dem Feld zu kommen, aber ohne Erfolg. Nun sprang er mit heftigem Schreien unter sie hinein, da liefen sie alle schnell davon. In diesem Lauf sprang er einer der Kühen auf den Rücken, und stellte sich aufrecht darauf, und während diese Rindstruppe aus aller Macht dem Falter entgegen und durch dasselbige hinausjagte, ließ der „Mos" ein kräftiges Jubelgeschrei erschallen, und mit einem andern Sprung stand er wieder auf dem Boden, und das erschreckte Thier, welches in dieser Probezeit den Schwanz höher trug als den Kopf, war wieder von seiner Last befreit. Moses ging alsdann ganz gemüthlich hinten nach, ohne auch nur zu denken, daß er in Gefahr war, oder daß etwas Besonderes geschehen wäre. So stellte er sich auch auf Pferde, ganz ohne Zaum und Zügel, und sprang in vollem Lauf über sie herab, ohne daß ihm je ein Unglück wiederfahren wäre. Das war ein sonderbarer „Mos," nicht wahr? Als er aber das nächste Mal die Kühe wieder holte, öffnete er das Falter wie zuvor, ging ein wenig auf die Seite und hieß sie herauskommen — sie kamen, und es wurde er-

füllt, was er oft pflegte zu sagen: „Wie mer sie zieht, so hot mer sie."

Eines schönen Tages (Samstag) kam er unerwartet und ganz weiß gekleidet von der Baueree nach seiner Heimath, auf einem kleinen Steinesel reitend. Der Esel war sehr klein zum Reiten; aber am Kopf und an den Ohren war nichts kleines zu sehen. Mit weißem Hut und weißen Hosen, und die Füße schier auf dem Boden hängend, erschien der „Mos" wie auf einem Extra-Zug, so herrlich und fröhlich, daß ein römischer Kaiser auf einem Triumphwagen nicht herrlicher hätte sein können. Niemand wußte etwas zu Schäfferstown von seiner Ankunft, bis sie die bekannte Jubelposaune von Moses hörten. Alles, was Leben hatte, regte sich, die Hunde waren in vollem Ernst und in guter Stimmung, und es gab ein allgemeines Nachfragen, was denn vorgefallen wäre? Aber bald kam von allen Richtungen her die Antwort: „Es ist der ‚Mos' uf so'me klene Esel! Ja, guck dort is er!" u. s. f. Alles war froh und herrlich und lachte; auch die Hunde wurden freundlich, ruhig und still.—„Es ist der ‚Mos'."

Rev. Moses Dissinger.

Er sagte einmal zu einem seiner Freunde: „Ich habe siebenzehn Bättels gefochten, ehe ich achtzehn Jahre alt war, und noch keinen verloren; und der letzte war der härtste." Der Ausdruck „Bättel" hat Bezug auf die damals gebräuchlichen Faustschlägereien oder Ringgefechte, welche bei den öffentlichen Volksversammlungen an Wahltagen, Tanzfesten, Scheibenschießen und dergleichen stattfanden. Im Fall sich da zwei Fechtbolde mit einander schlagen wollten, so stellten sich die anderen in einem Ring um sie her, so daß sie in diesem Ring ungehindert mit den Faustkämpfen fortmachen konnten, bis einer aufgab und es mit einem: „Es ist genug," ansagte. Für Den, der dieses sagte, war der „Bättel" verloren. Der „Mos" hat keinen verloren, auch den siebenzehnten, den letzten und härtesten nicht.

Diese Ringgefechte geschahen nicht immer aus Feindschaft, sondern auch um zu sehen, wer der beste Fechter sei, und um die Ehre zu haben, der Beste zu sein. Einer, der alle seine Fechtgenossen besiegen konnte, erhielt den Ehrentitel „Bully." Das war der höchste Ehrengrad, welchen die Raufboldenzunft geben konnte und jetzt noch geben kann. Mit einem solchen „Bully" hat der „Mos" seinen letzten Kampf gehabt, den „Bättel" gewonnen, und — wie er sagte — „den Bully geleddert." — Damit war es von selbst verstanden, daß er nun zu dem höchsten Ehrengrad in dieser Höllengemeinschaft berechtigt war. Solche Vollkommenheiten können nicht Viele erlangen, besonders nicht in diesem Fach, so lange sie noch so jung sind, wie er war.

Aus dem wenigen hier Gesagten ist zu sehen, wenigstens in einem gewissen Grad, daß er ein Sonderling war, dem man Vieles erlauben mußte und auch gewissenhaft konnte, das man bei vielen Anderen nicht dürfte, noch könnte. Somit gehen wir nun weiter und nehmen einen kurzen Ueberblick von ihm als Christen und Prediger, immer bedenkend, daß wir es mit einem eigenthümlichen Charakter zu thun haben.

2. Moses als Christ und Prediger.

Man hätte schier denken können, daß er in solchen Verhältnissen kaum an Gott oder an sein Seelenheil gedacht hätte, aber es machte sich so, daß er in die Evangelischen Predigtversammlungen ging, welche damals noch besser unter dem Namen „Strablerversammlungen" bekannt waren. Es war auch mehr gebräuchlich, als es jetzt ist, daß unsere Prediger alles gottlose Wesen scharf bestraften und mit Namen nannten. Daher kam es auch, daß sich unser Moses von allen Seiten her getroffen fühlte, und daß bei jedem Angriff der sündlichen Thaten das Licht und die Kraft des göttlichen Wortes durch seine Seele ging, wie ein zweischneidiges Schwert. Plötzlich und ohne Verzug, wie ein Saulus, folgte er dem Licht von Gottes

Wort, erkannte sich als einen verdammungswürdigen Sünder, und fing an mit vollem Ernst zu Gott um Gnade und Vergebung seiner Sünden zu beten, und er ließ nicht nach, bis er vom Tod in das Leben hindurchgedrungen war und das Zeugniß empfangen hatte, daß er ein Kind Gottes geworden sei. Saulus betete in einem Haus drei Tage und Nächte, bis er mit dem heiligen Geist erfüllt wurde. Wie lange Moses betete, bis er mit dem Geist Gottes erfüllt wurde, kann hier nicht gesagt werden, aber er betete während dieser Zeit nicht immer in einem Haus, sondern auch an einem Ort, wo ein Haus sollte gebaut werden; denn da arbeitete er am Kellerausgraben, und betete für kurze Zeit bei jeder Schaufelvoll Grund, welche er auswarf: „O Gott, schenk' mir Gnade!"—So konnten Alle, die gegenwärtig waren, sein Gebet wiederholt anhören: „O Gott, schenk' mir Gnade!" — Das that er ohne Scheu und in vollem Ernst. Also wurde er von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott bekehrt; und es ist dadurch ein Löwe zu einem Lamm geworden. Er ist nicht durch die Confirmation ein Christ geworden, deren Wirkung und Zweck ohne den geringsten Halt in Gottes Wort zu haben, nur auf menschlicher Maschinerie stehet, und daher nur als Irrlicht in die Welt scheinen kann; sondern er ist durch die Wiedergeburt, durch das Wort des Herrn und durch die Kraft des heiligen Geistes ein Christ und Kind Gottes geworden. Nur durch das göttliche Werk der Wiedergeburt kann der Mensch ein Christ werden, und durch sonst nichts.

Nun aber soll Gottes Wort gelesen werden, denn das war eine Pflicht, welche er sogleich als höchst nöthig erkannte; aber er konnte weder lesen noch schreiben. Sein Unternehmungsgeist schreckte auch hier nicht zurück, und es wurde bei ihm sogleich der Schluß gemacht, daßselbige zu lernen. Einige Personen lehrten ihn den Anfang machen, und so benutzte er alle Zeit, die er erübrigen konnte neben seiner täglichen Arbeit, lesen zu lernen. Er brachte es in kurzer Zeit so weit, daß er einen Begriff bekam vom Lesen, und so machte er fort, bis er ziemlich fließend deutsch lesen konnte; aber im Schreiben brachte er es nie weit.

Von seiner Bekehrung wurde ungefähr nach folgender Art sehr viel gesprochen: Well, es is vielleicht gut vor de Mos, daß er zu dene Leut kumme is, er werd vielleicht en dehl vun seine närrische Sache los. — Was, närrische Sache los? So ebbes glab ich aber net, ich will erschter glawe, daß er nau ganz närrisch werd. — Jäjoh! Der hot zu viel vun so Narrestreech in sich, der kann sie sein Lebtag nit alle loswärre. — O, es is do gar nit der Werth, daß mer davun schwätzt, der werd's nit lang treiwe. — Guck, deß is nau grad, was ich glab, mer wolle enmohl warte, bis es wieder en Frolick gebt, da werd er wohl wieder dabei sein, so gut as sein Lebtag. Von dieser Art, nur hundertfach mehr, war die Redensart unter dem Volk; aber sie wurden alle getäuscht, denn das Ringfechten, Kartenspiel, Fluchen, Schwören, Tanzen, Branntweinsaufen und alles ungöttliche Wesen hatte bei ihm durch seine Bekehrung für immer das Ende erreicht. Die Macht der Gnade, wodurch Sünder selig gemacht werden, sprach zu der Macht der Sünde: „Bis hierher und nicht weiter."

„Gottes Gnade, o wie groß!
Jesus macht von Sünden los."

Bruder Dissinger ging nun sogleich an die Arbeit, und diente einige Jahre als Claßführer und Localprediger, nahm sich ein Weib, welche durch ihr frommes und sanftes Gemüth viel dazu beitrug, ihn in manchen Dingen zu modeliren. Als Reiseprediger wurde er bald allenthalben in unserer Gemeinschaft als ein Sonderling bekannt, und überall strömte das Volk bei, diesen sonderbaren Prediger zu sehen und zu hören. Die Wirkung seiner Predigten war gewaltig, viele Sünder zu bekehren, denn er predigte „gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten."

Es war in seinen Anfangsjahren im Predigtamt als ihn Br. G. Miller von Millerstown, Lecha County, einlud, allda zu predigen. Unter dem rauhen Volk daselbst waren Einige, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, den Gottesdienst zu stören. Der Tag der Bestellung kam, die Halle wurde voll Menschen, und Moses war an seinem Posten; Gesang, Gebet und der Anfang seiner Predigt ging ohne Störung voran; aber auf einmal fing diese Rotte an, laut zu sprechen und überhaupt Unfug zu treiben. Moses machte Halt im Predigen und gab ihnen, wie er sich ausdrückte, „einen Lecture," welcher hier im Auszug wörtlich gegeben wird: „Horcht en mohl, ihr Kerl dort hinne, an Euch ist alles Hund, was an Euch ist, except die Haut. Euch fehlt nur noch en Hundshaut, dann könnt mer sehne, was ihr seid. Wann ihr kehn Menschenhaut uf Euch hätt, so wüßt mer besser, was ihr seid, aber so mehnt mer noch, ihr wäret Mensche. Ich hab net gewißt, daß es do noch so verfluchte Gadarener hot. Ihr seid so voll Deifel, als der Gadarener war. Euch will ich nau sage, was ihr zu thun habt—ruhig müßt ihr sein, oder ich komm hinunter und schmeiß Euch zu der Thür naus, daß ihr die Häls verbrecht. Ich kann en halb Dutzend so Bürschelche, wie ihr seid, abledders. Dissinger heiß ich! Und wann ihr mir's net glabt, so bleibt nur vor der Thür steh, wann die Versammlung aus ist, so will ich's Euch beweise." So weit sein „Lecture," und nun eine Ermahnung: „Es sin aber auch viel ordentliche Leut do, die kumme sin, Gottes Wort zu höre. Euch will ich rothe, Eure Säuställ gut zu verwahre, denn wann die Deifel en mohl aus denne Gadarener fahre und fahre in Euer Säu, so verrecke sie gewiß all." Ueber diesem kam ein Mann hinein und that seinen Hut nicht ab. „Und du, alter Sünder," rief er dem entgegen, „thust deinen Hut vom Kopf, oder ich will dich Manier lehre, wann du noch kehne host, wie mer sich betragt an so Plätz." Die Gadarener waren ruhig—der Sünder that seinen Hut vom Kopf—die ordentlichen Leute

waren zufrieden mit der Vermahnung, und Moses vollendete seine Predigt in der schönsten Ordnung. Niemand, als er, konnte durch solche Worte, solchen Zweck erreichen.

Auf Lecha Bezirk hielt er in 1861 eine verlängerte Versammlung zu Emaus. Da gab sich ein junger Mann auf, öffentlich um Gottes Gnade und Vergebung seiner Sünden zu beten. Es gab aber großen Widerstand und Verfolgung, und sonderlich noch von seiner Schwester. Eines Abends gab er folgenden „Lecture": „Do in dem Emaus gebt's en besondere Art Deifel; so Deifel wie's do hot, hab ich mein Lebtag noch kehne angetrosse. Wann do en Mensch sich bekehre will, so hot der Deifel gewiß so en halb Dutzend Hetzhund do, um ihn wieder abzubringen. Do oben im Saufhaus könne sie rum liege, und Tag und Nacht saufe, und er gebt nix drum. Wann sich aber Eins bekehren will, do sieht mer ihn im Town rum springe mit dem Stock in der Hand und Händsching an, daß er sich bald die Behn bis an die Kniee abspringt, die Seel wieder abzubringe. Do geht's wie der Luther gesagt hot: Wann ein Heerd Säu im Stall am Fresse sin, und mer holt eine raus und stecht sie todt, so fresse die andern fort und gucken net rum, wie's derre geht, die todtgestochen wird. So geht's do, do werd's fortgesoffe und net rum geguckt, bis drunten in der Höll. Das ist Wahrheit, und ich ferchi mich net, die Wahrheit zu sage und wann der Deifel auf den Stelzen zu laufen kommt."

Auf Wommelsdorf Bezirk sprach ein Mann mit ihm von einem benamten Prediger, den er als einen sehr guten Prediger erklärte. „Ja, den kenn ich," sagte er, „der ist ein abgefallener Prediger von der Ev. Gemeinschaft, und wenn er ein so guter Prediger wäre, wie du meinst, so wär er dabei geblieben, denn die guten gehn nicht fort." Dieser Mann dachte aber nicht so, und sagte, daß er mit dem Prediger selbst sprechen will über diese Sache. Als Moses wieder in diese Gegend kam, um seine Bestellungen zu bedienen, sagte der Mann zu ihm, ich habe mit dem Prediger gesprochen, und er sagte mir, daß er nie ein Prediger der Ev. Gemeinschaft war. „Das ist ein niederträchtiger Lügner," sagte Moses, und in seiner Predigt erzählte er diese Geschichte den Leuten. Nachdem er das gethan hatte, sagte er: „Das ist ein dreckiger Lügner. Dissinger heiß ich! Sagt's ihm, daß er ein dreckiger Lügner ist, und ich kann's ihm gut machen." Dieser Prediger wußte wohl, daß seine ganze Gemeinde dem Werk der Ev. Gemeinschaft feind waren, und das mag wohl der Grund seiner unehrlichen Handlung gewesen sein. Was waren aber die Folgen? Dieser „gute" Prediger mußte einem andern Prediger Raum machen, und der Moses hatte wieder, obzwar in einem anderen Ring, einen „Bättel" gewonnen, und einen „Bull abgeleddert."

Er predigte einmal scharf über das todte Kirchenthum; da gingen zwei Männer hinaus, aber er rief ihnen nach: „Ich hab's schun mehr gesehne, wann Hund um den Ofen rum gelegen sin, un is kochig Wasser auf sie gespritzt, so sin sie uf und naus gesprungen."

Seine Predigten über die Nothwendigkeit einer Bereitschaft des Menschen, um selig zu werden, waren beinahe immer von wichtiger Natur, und viel mehr so, als seine sonstigen Vorträge. Sie waren klar, deutlich, zweckmäßig und mit der Salbung des heiligen Geistes begleitet, in einem solchen Maße, daß die ganze Versammlung damit hingerissen wurde. Da geschah es, daß manchmal kaum, unter den Hunderten der Zuhörer, ein trockenes Auge zu finden war; und daß auch unter solchen gewaltigen Segensausgüssen vom Himmel ein mächtiges Jauchzen und allgemeines Gottloben unter dem Volk Gottes stattfand, und aber auch zugleich ein ernstes Rufen und bitteres Weinen um Vergebung der Sünde bei den bußfertigen und heilsuchenden Leuten, das läßt sich leicht denken. Solche Wirkungen, durch des Herrn Wort, sind verachtet bei der Welt und ein Spott der kalten Christenbekenner; aber im Grund sind sie bahnbrechend, die Macht der Sünde und des Teufels zu zerstören, zu welchem Bruder Dissinger vieles beigetragen hat. Wer mit ihm bekannt war, hat zum Voraus schon wissen können, wenn eine solche Predigt am kommen war. Wenn er für sich allein sein und nicht viel sprechen wollte vor der Predigt, dann hat man für solche gewaltige schmelzende Erscheinungen nicht umsonst warten dürfen. Nachher war er sehr demüthig, wollte nichts von sich darinnen sehen, und gab Gott ganz und allein alle Ehre; und obzwar seine Gemüthsbeschaffenheit nicht zum Weinen sonderlich geneigt war, so standen ihm aber doch seine Augen bei solchen Begebenheiten voll Wasser.

(Schluß folgt.)

Im Lande der Ameisen.

Die Männer der Wissenschaft haben uns in den letzten Jahren auf Thatsachen im Haushalt der Schöpfung aufmerksam gemacht, welche uns in Erstaunen setzten; sie haben über gewisse Thiere und Insekten Dinge gesagt, welche wir kaum glaubten, und über manche Classe haben sie Neues gesagt, da wir dachten, man könne nichts Neues mehr sagen.

Es ist kaum ein Insektenvölklein zu nennen, welches interessantere Dinge zu Tage liefert, als die Ameisen; diese sind wahrlich ein aufgeklärtes und intelligentes Volk. Die Ameisen haben eine Königin, welche das Volk regiert; sie haben Soldaten, welche die Gemeinde schützen, und sie haben Wärter, welche rein gar nichts thun, als auf die Eier und Jungen Acht geben, und dann haben sie solche,

welche für Nahrung sorgen. — Merkwürdig wird es einigen Lesern erscheinen, wenn sie hören, daß die Ameisen auch Kühe haben, und dieselben halten fast wie dieses bei Menschen gebräuchlich ist. Bei den Ameisen sind es gewisse kleine, grüne Käfer, welche von den Blättern der Brombeerensträuche leben. Anstatt Milch geben diese Käferlein einen honigsüßen Saft, welcher an der Sonne verhärtet, und den die Ameisen sehr lieben. Sie halten diese Käferlein sehr gut, tragen dieselben auf die Stöcke und bewachen sie den ganzen Tag; zu einer gewissen Zeit, wenn die Sonne auf das Blatt scheint, wird gemolken, und der gesammelte Honig wird ins Haus getragen für zukünftigen Gebrauch.

Alle diese Dinge sind leicht zu lernen, wenn man Zeit hat, das Völklein zu beobachten. Um sie arbeiten zu sehen, muß man sich in die Nähe eines Ameisenhaufens setzen, aber wohl Acht haben, daß man sie nicht stört. Eine sehr interessante Beobachtung ist diese: Man lege ein Stückchen Süßkuchen in die Nähe einer Ameisenstraße und beobachte dann, was folgt. Zuerst kommt eine Ameise, sie scheint auf einer Entdeckungsreise begriffen zu sein und findet den Kuchen; sie hält an, dann kommt sie langsam näher, dann befühlt sie den Kuchen mit den Fühlhörnern, sobald sie überzeugt ist, daß sie das Ding gebrauchen kann, beißt sie eine Ladung ab und macht sich auf den Heimweg; bald trägt sie es vor sich hin, dann schleppt sie es einmal nach, indem sie rückwärts geht, dann ruht sie auch einmal und beschnüffelt den ganzen Kram, ob er nicht leichter fortzubewegen sei. Jetzt kommt eine andere Ameise, die ist auch auf einer Reise nach etwas Eßbarem; sie bekommt Erlaubniß, den Kuchen zu betasten, und nun stecken sie die Köpfe zusammen, und die eine erzählt der andern, wo der Kuchen liegt; man kann sie zwar nicht verstehen, aber sie verstehen sich, denn wenn die eine ihre Beschreibung fertig hat, dann reiben sie die Köpfe zusammen, und während diese mit ihrer Last heimwärts eilt, geht die andere schnurstracks nach dem Kuchen; sie geht um den runden Stein, am grünen Strauch vorbei, läßt den braunen Stein links liegen und geht rechts an der Distel entlang; alles das hat man ihr gesagt, sie findet den Kuchen, beißt eine Ladung ab und „heimwärts richtet sie den Lauf."

Man weiß natürlich nicht, wie die kleinen Geschöpfe sich gegenseitig verständigen, aber daß sie es thun können, ist klar, denn wenn die Erste ihre Heimath erreicht hat, dann geht das Kopfreiben wieder an, und in einigen Minuten macht sich die ganze Colonie auf den Weg, und die Arbeit hört nicht auf, bis der letzte Rest des Kuchens daheim ist. Wenn man eine Anzahl Ameisen an einem Strauch auf und nieder steigen sieht, kann man versichert sein, es ist eine ihrer Kuhweiden in der Nähe, und eine genaue Prüfung wird bald einige kleine Käfer zu Tage fördern, und man kann auch bald genug entdecken, daß die Ameisen ihre Kühe ebenso zärtlich zu behandeln wissen, als dieses bei Menschen der Fall ist.

Es ist interessant, zwei Ameisen kämpfen zu sehen, aber sie sind so friedlich, daß es nicht oft geschieht; wenn aber einmal zwei in Kampf gerathen, dann muß eine derselben sterben, ehe es Frieden gibt. Schön ist es, daß sich nie Andere einmischen; jede denkt, es geht sie nichts an. Man könnte noch Manches erzählen, aber der Raum gestattet es nicht. Menschen können viel lernen von den Ameisen, darum schickt auch Salomon die Faulen hin, um bei ihnen in die Schule zu gehen.

Der Kaffee.

I.

O Tadler, weiche weit von hier,
Der du dem Namen nach bei uns nur Doctor heißest,
Dein Urtheil vom Kaffee scheint mir,
Als ob du dich dabei der Wahrheit nicht befleißest,
Dein Schwatzen ist nur Ueberfluß;
Auch unter Aerzten muß man täglich Leute zählen,
Die dir und ihnen zum Verdruß
Den höchstbeliebten Trank zu ihrem Brauch erwählen.

Wir gedenken unseren Lesern in der Abhandlung obigen Gegenstandes eine willkommene Lectüre zu bieten, denn derselbe ist von allgemeinem Interesse, und beschäftigt von Zeit zu Zeit die Gemüther mehr oder minder. Es ist jedoch nicht das Getränke, welches durch den Aufguß von siedend heißem Wasser auf geröstete und zermalmte Kaffeefrüchte erzeugt wird, dem wir unsere Aufmerksamkeit zunächst widmen wollen, sondern vielmehr der Frucht selbst; und diese ist trotz ihrer gegenwärtigen Allgemeinheit bei Weitem nicht so bekannt, als dieses gewöhnlich angenommen wird.

Der Namee Kaffee mag wohl indischen Ursprungs sein, aber das Wort hat sich in fast alle Sprachen der Welt mit ganz geringen Veränderungen eingebürgert. Die Ansichten über die Abstammung des Wortes sind zu verschieden, um sie hier alle aufzuzählen; wir nehmen daher die wahrscheinlichste derselben an, nemlich daß das Wort Kaffee von Kaffa, einer afrikanischen Provinz, südlich von Abyssinien gelegen, abstammt, wo der Baum auch ursprünglich gefunden worden sein soll. Der arabische Name des Kaffees ist "Bunn," welches vom Sanskritwort "Bun" abstammt, woher auch wohl unser deutsches Wort Bohne stammt.

Ueber die Heimath des Kaffees hätten wir denn bereits

angedeutet, daß dieselbe nicht, wie man früher allgemein glaubte, Arabien ist, sondern er wuchs einst wild in Kaffa, einer afrikanischen Provinz, während er in Arabien nur in Gärten gezogen wurde.

Ueber die Entdeckung des Kaffees wollen wir den Bericht eines türkischen Geschichtschreibers anführen, mit dem Beifügen, daß fast alle Legenden und geschichtlichen Andeutungen darauf fußen, und wir auch keine Ursache sehen, warum es nicht vollständig wahr sein könnte. — Im Jahr 1258 flüchtete sich ein Derwisch, Namens Hadhi Omer, der wegen seines sündhaften Lebens aus einem Kloster der Stadt Mokka in Yemen vertrieben worden war, in eine der Höhlen des benachbarten Gebirges. Um seinen Hunger zu stillen, sammelte und röstete er hier die Beeren eines in der Nähe wachsenden wilden Strauches, Kahva genannt. Da er diese Beeren sowohl schmackhaft als nahrhaft fand, zerquetschte er sie und vermischte sie mit Quellwasser. Mit diesem Getränke fristete er sich nicht nur mehrere Tage das Leben, sondern er fühlte sich durch dasselbe auch besonders gekräftigt und gestärkt. Als seine Brüder nach einigen Tagen ihn aufsuchten, in der Erwartung, ihn verhungert zu finden, waren sie, als sie ihn bei Zubereitung seines Mahles fanden, von dem Wohlgeschmack und dem würzigen Geruch des neuen Getränkes ebenso überrascht als erfreut. Sie kehrten zurück zu ihrem Scheikh und meldeten diesem, was sie gesehen und welch köstlichen Trank sie getrunken. Dieser, in der Entdeckung des vertriebenen Derwisch ein göttliches Wunder anstaunend, ließ denselben, der ihm in besonderem göttlichen Schutz zu stehen schien, sofort wieder zurückrufen und nahm ihn in seinem Kloster wieder auf. —

Brasilianische Kaffeepflanze.

Der Statthalter von Mokka hörte von der Entdeckung, kostete von dem neuen Getränke und stimmte nicht nur den Anderen im Lobe seiner köstlichen Eigenschaften bei, sondern trug auch Sorge dafür, die Beeren zu einer Quelle des Monopols für die Regierung zu machen. Hadhi Omer, der sich seiner besonderen Gunst zu erfreuen hatte, starb im Geruche der Heiligkeit als Scheikh der Rufaya-Derwische, einer Secte, welche im Jahre 1182 durch Achmet Rufaya gestiftet worden war. — Nach Anderen soll ein Mönch die Wirkung des Kaffeekrautes und der Beeren an Schafen beobachtet haben, welche davon genossen hatten, und soll dadurch auf den Gedanken gekommen sein, die Frucht selbst zu genießen.

Als Getränk wird der Kaffee erst seit etwa 400 Jahren benützt, und zwar unternahm er seine Reise durch die Welt von Arabien aus nach Constantinopel und dann weiter westlich. Aber über die Zeit, wann und von wem das Rösten und Zermalmen der Kaffeefrucht zuerst eingeführt wurde, liegt nichts Bestimmtes vor.

Es ist schon oft gefragt worden, ob wohl den alten Israeliten der Kaffee bekannt gewesen sei; aber die Frage ist noch nie mit Bestimmtheit beantwortet worden. — Es ist jedoch anzunehmen, daß sie den Kaffee kannten, denn des Handels halber kamen ja die Juden sehr oft nach Abyssinien, und es dürfte leicht anzunehmen sein, daß die Uebersetzer aus Unkenntniß der Frucht dieselbe mit einer andern verwechselten.

Auch den alten Griechen sind die Samenkerne des Kaffeebaumes jedenfalls bekannt gewesen. Schon Homer soll den Kaffee unter dem Namen Nepenthes als eines die Schwermuth vertreibenden Mittels, dessen sich Helena

bediente, gedacht haben. Es ist jedoch eher anzunehmen, daß dieses Mittel „Opium" gewesen ist, welches bekanntlich in geringen Dosen genommen, eine Art Entzücken hervorbringt.

Ein altes arabisches Manuscript in der Bibliothek zu Paris erzählt, daß man schon im 14. Jahrhundert in Arabien den Kaffee als Medicin gebrauchte. Ein Reisender aus Persien wurde dort durch den Genuß des Kaffees hergestellt, und als er in Persien erkrankte, erinnerte er sich des Getränkes, genoß dasselbe abermals und wurde gerettet. „Bald breitete sich das Getränk in seiner Herrschaft über ganz Arabien aus, nicht allein, daß man es in den Wohnungen gewöhnlicher Menschen sah, sondern sogar in den Moscheen wurde es getrunken, und die Fakire (Bettelmönche) nahmen es in ihre Ordensstatuten auf. Kamen sie Montags und Freitags in der Moschee zusammen, so wurde in ihrer Mitte neben ihrem Scheikh ein großer, mit den aromatischen Fluthen eines Kaffeesees angefüllter Kessel gestellt, neben welchem ein großer Schöpfbecher lag, mit welchem der Scheikh von Zeit zu Zeit Kaffee schöpfte und diesen, nachdem er getrunken, dem zu seiner Rechten sitzenden Fakir reichte, welcher denselben bei den übrigen Fakiren die Runde machen ließ, damit auch diese die müde gesungenen Lebensgeister dadurch anregen konnten. Auch die ihren Uebungen beiwohnenden Muselmänner erhielten ihren Antheil von dem Göttertrank."

Java'sche Kaffeepflanze.

Weiter führt Dschemaleddin an: „Es habe sich Jederman beim Café so wohl befunden, daß man einen anderen Trank ganz auf die Seite gesetzt, den man doch sonst in Aden gebraucht, und welcher mit den Blättern eines gewissen Krautes, Cat genannt, zugerichtet war.

Dies ist der erste Anfang und Ursprung des so großen Gebrauches des Kaffee, dessen Urheber der Mufti Gemaleddin gewesen, ein verständiger und angesehener Mann, der dessen Vortrefflichkeit vor allen Anderen wohl er-

kannt, und sich unterfangen, denselben bei Jedermann beliebt zu machen, worinnen ihn auch ein vornehmer Doctor, Namens Mohammed Alhadrami, gebürtig von Hadramaut, der Hauptstadt einer Landschaft gleichen Namens im glücklichen Arabien, getreulich beigestanden.

Man möchte sagen," heißt es in dem erwähnten Manuscript, „daß vor dieser Zeit der Kaffee ganz verborgen oder auch gar wenig in Gebrauch gewesen, selbst in Arabien, wo diese Frucht doch sonsten wächst. In Persien hat man desgleichen wenig gewußt, wie er zubereitet wird. Allein in Aethiopien ist, nach dem Zeugniß arabischer Autoren der Kaffee vor undenklichen Zeiten gebraucht worden."

Ende des 9. Jahrhunderts finden wir den Kaffee bereits zu Mekka im Gebrauch, jedoch nur bei den Priestern, welche denselben Nachts beim Gottesdienste gebrauchten, um sich den Schlaf zu vertreiben. Die Bewohner von Mekka fanden das Getränk ganz nach ihrem Geschmack, sie bekümmerten sich ganz wenig um ihre schimpfenden Priester und Gelehrten, sondern brachten das Getränk in allgemeinen Gebrauch; so daß man es bald in öffentlichen Plätzen zum Verkauf feilbot.

Im Jahre 1511 n. Chr. war das Getränk im Morgenland bereits so allgemein eingeführt, daß man weder den Doctoren, noch den Priestern glaubte, welche das Volk zu überreden suchten, es wäre ein Teufelstrank. Dieses Jahr sollte Jedoch ein fatales werden für Kaffeetrinker, denn ihr edles Getränk wurde zum erstenmal gesetzlich ganz und gar verdammt. Chair Beg, Gouverneur des egyptischen Sultans, hatte noch nichts vom Kaffee vernommen, noch wie derselbe zu gebrauchen sei. Als er nun eines Tages vom Abendgebete gehen wollte, ärgerte er sich nicht wenig, wie er in einem Winkel des Tempels eine Gesellschaft Kaffeetrinker erblickte, welche sich also vorbereiteten, die Nacht im Gebete zu verbringen. Er glaubte, sie tränken Wein, und entsetzte sich darüber, obgleich man ihm sagte, welcher Beschaffenheit das Getränk sei, und wie man es in Mekka in öffentlichen Häusern trinke. Er glaubte jedoch fest, der Kaffee müsse trunken machen, oder doch wenigstens zu solchen Dingen, welche ungesetzlich sind, Veranlassung geben. Zu dieser Ansicht

Ein türkisches Café.

brachten ihn nemlich zwei Perser, welche sich Doctoren nennen ließen, einer nannte sich selbst Licht des Glaubens, und der andere Stütze des Glaubens; diese behaupteten, der Kaffee sei ein Surrogat des Weines, und deßhalb durch den Koran verboten, er sei der Gesundheit und der Gemüthsruhe der Gläubigen schädlich, seit seiner Einführung seien die Moscheen öde und leer, dagegen die Kaffeemärkte gefüllt; kurz sie wendeten alle Mittel an, die Gewissenhaftigkeit des Emirs aufzustacheln, was ihnen am besten dadurch gelang, daß sie demselben einredeten, er werde sich durch Aufhebung des Gebrauchs des Kaffees für dieses wie für das Leben Jenseits unsterbliche Verdienste erringen. Solchen Grün-

den konnte der Emir nicht widerstehen, er schrieb daher eine Versammlung von Medicinern, Rechts- und Gottesgelehrten in Yemen aus, deren Entscheidung lange in Ungewißheit blieb. Die Doctoren stimmten für eine Reformation in den Kaffeehäusern, weil der Kaffee der reinen muhammedanischen Lehre zuwiderliefe; wegen des Kaffees selbst meinten sie, müsse man zum wenigsten untersuchen, ob derselbe dem Gemüth oder dem Leibe Schaden bringe, und ob er Ursache sei, daß dergleichen angezogene Unordnungen verübt werden, in welchem Falle es genügen würde, solche Kaffeehäuser zu schließen.

Die beiden Perser, oder Gebrüder Doctoren, wurden von Neuem zur Berathung gezogen und versicherten der Versammlung, daß der Bunn von den Hülsen, welcher zur Bereitung des Kaffees gebraucht werde, kalt und trocken und daher der Gesundheit schädlich sei.

Ein Doctor aus der Versammlung gab ihnen darauf zur Antwort, daß der alte ehrenwerthe arabische Arzt Bengiazlah in seinem Buche von den medicamentis simplicibus und alimentis geschrieben habe, Bunn kochte und verzehre das Pflegma, könnte deßhalb unmöglich nicht die von ihnen ihm zugelegte Beschaffenheit haben. Die beiden Perser aber behaupteten ihre Ansicht und sagten, dieser Doktor habe von dem Baum, wovon jetzt die Rede sei, niemals etwas gehört, sondern von einem ganz anderen Gewächse gleichen Namens, das aber gar andere Kraft und Wirkung habe; sie gaben sich nicht einmal die Mühe, dies zu beweisen, sondern warfen sich als Casuisten auf, und als Leute, welche auch Gewissensfragen zu entscheiden wußten. Sie behaupteten, wenn ja der Baum unter diejenigen Dinge gerechnet werden sollte, welche an und für sich weder bös noch gut, deßwegen es auch Jedermann frei stehe, sich deren nach Belieben zu bedienen, so würde es doch das sicherste und beste für die Muselmänner sein, daß er für etwas Unerlaubtes erachtet werde, sobald er Ursache und Gelegenheit zur Einführung verbotener Dinge gebe.

Diesem Urtheile fügten die Andern alle ihre Stimme bei, ja es versicherten ihrer Viele, entweder aus vorgefaßtem Wahn oder durch falschen Eifer getrieben, daß ihnen der Kaffee den Kopf ganz wüst gemacht habe, ja Einer behauptete sogar, daß der Kaffee ebenso wie Wein berausche, worüber sich die ganze Gesellschaft lustig machte, denn Der, welcher dieses Urtheil abgab, mußte selbst Wein getrunken haben, welches er in seinem blinden Eifer auch bejahte, und sich dadurch selbst zur Prügelstrafe verdammte.

Ein einziger Mufti von Mekka, ein rechtskundiger Mann, vertheidigte den Kaffee auf das Wärmste, konnte aber nichts erreichen, denn der Gouverneur hatte sich bereits überreden lassen, das Verdammungsurtheil auszusprechen. Es wurden nun Haussuchungen vorgenommen, Kaufleute bestraft, und aufgefundener Kaffee zu Haufen verbrannt. Nach solchen Gewaltstreichen schrieb der Gouverneur folgenden interessanten Bericht an den Sultan nach Cairo, und bat um Auskunft, wie man sich in Zukunft verhalten müsse. Der Bericht lautet:

Ein die Religion nahe berührender Gegenstand hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Da Gott unseren Herrn Abunaser Kansu Gauri zum Diener der beiden heiligen Städte bestellt hat, dieser den hochgeehrten Beg Mimar zum Gouverneur und Befehlshaber seiner Sklaven, welche diese Stadt bewohnen, gemacht, so höre er, was ihm in der Nacht vom Freitag den 23. des Rebil-Ewil 917 (d. i. 1511 v. Chr.) begegnete. Nachdem er das letzte Abendgebet in der Moschee verrichtet, umkreiste er die heilige Ca-abe (Capelle Muhammed's) mit gewohnter Andacht, küßte zu Anfang und zu Ende den schwarzen Stein, hielt sinnend beim Multezem an und betete dort die heiligen Gebete des Rikas, und verließ nach solcher Andacht die heilige Moschee, um nach Hause zurückzukehren. Auf dem Rückwege bemerkte er eine Anzahl um ein Feuer sitzender Personen, welche sich unter dem Vorwande, zu Ehren des Propheten ein Fest zu feiern, versammelt hatten. Sie löschten das Feuer und die Fackeln beim Herannahen des Emirs, wodurch dessen Verdacht erregt und Leute von ihm abgesendet wurden, um das Nähere zu erkundschaften; sie brachten die Nachricht, daß dort ein Becher mit Kaffee in der Runde herumgereicht werde. Der Emir bezeugte darüber seine Unzufriedenheit, um so mehr, da die von ihm bekleidete Würde eines Muthesib's, Ordnung und Verhütung alles Gesetzwidrigen erheische. Auf weitere Erkundigung erfuhr er, daß dieser Kaffee in Schankhäusern bereitet und verkauft werde, daß sich Männer und Frauen in diesen versammeln, um die Gäste mit Musik zu unterhalten, daß die Besucher Schach, Maucalah und andere Spiele um Geld spielten und viele andere gesetzwidrige Dinge begingen. Diese Nachrichten erregten des Emirs höchste Unzufriedenheit, er erinnerte sich der hohen Worte: „Wenn Jemand unter euch eine schlechte Handlung begehen sieht, so soll er dieselbe verhindern mit der Hand, wenn so nicht mit der Zunge, vermag's auch da nicht, also mit dem Herzen." Dieses Spruches eingedenk, bezeugte er der Gesellschaft seine Unzufriedenheit und hieß sie aus einander gehen. Am nächsten Morgen berief er die Richter des Islam und die großen Gelehrten aus der Secte der Schafetten, Hanefiten und Abu-Maleks. Alle stimmten gegen den Kaffee, überließen aber die Entscheidung den Gebrüder Doktoren, den Repräsentanten der medicinischen Fakultät. Diese antworteten: Die Substanz des Bunnis (Kaffees) sei trockener und kalter Natur und der Gesundheit nur wohlconstituirter Personen zuträglich, und da sie zudem nur Anlaß zu gesetzwidrigen Handlungen gebe, so sei sie schon deßhalb zu verbieten. Auf diese Schlußberathung ließ der Emir Chair Beg eine Proklamation durch ganz Mekka ergehen und bekannt machen, daß es fortan verboten sei, Kaffee in Gesellschaften einzunehmen, und daß man gegen die Widerspenstigen mit aller Strenge verfahren werde. Damit war die Sache beendigt und der Gang des Pro-

zesses in die Protokolle der Verwaltung eingetragen. In der Frühe des Rebil-Ewwil 917. „Gott genügt uns, er ist bei uns mit seinem Schutze!“

Auf diesen Bericht erwartete der Emir eine sein Verfahren gutheißende Antwort; er fand sich aber in seinen Erwartungen getäuscht. Der Sultan antwortete:

„Nachdem wir uns bei Sachkundigen über den Kaffee befragt, erfuhren wir, daß er von Einigen wie Wein getrunken werde und sie ihm berauschende Ingredienzien beimischen. Aus diesem Grunde müßte aber auch das Wasser Zemzem verboten werden, da seinem Genuß (durch die in ihm enthaltene Kohlensäure) ähnliche Umstände begleiten, weßhalb der Befehl ergehe, den Genuß des Kaffees wieder zu erlauben. Eure Doktoren — hieß es weiter — sind, sammt dem Emir, alle Esel! Unsere Aerzte und Schriftgelehrten in Cairo, deren Einsicht größer als die Eure ist, erklären den Kaffee als ein gesundes und erlaubtes Getränk, welches keinem Sohne des Propheten den Verlust des Himmels bringen wird.“

So endete in Arabien der Kampf gegen den Kaffee, und dieser blieb Sieger. Aber der Haß der Strenggläubigen und Freigläubigen glimmte fort, und von den Kanzeln donnerten fanatische Priester ohnmächtige Flüche gegen den Kaffee, ohne aber viel zu bezwecken. Sie gingen soweit in ihrem religiösen Eifer, zu behaupten, die Anhänger des Kaffees würden am jüngsten Tage mit Kaffeeschwärze geschwärzt, aber was half alles Schelten? „Allah sei's geklagt, nichts.“ Dieses erinnert fast an gewisse Gauen Deutschlands in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, wo die armen Weiber ihre paar Bohnen in den Wald hinaustrugen, um zu rösten, damit es nicht verrathen würde.

Die ersten Kaffeehäuser wurden zu Constantinopel errichtet, wo man bald alltäglich das Volk beisammen sehen konnte, Kaffee schlürfend, sogar die Adeligen waren dabei; man kaufte die Schale zu etwa zwei Cents unseres Geldes. Bald gab es aber auch hier Feinde; besonders murrten die Derwische (Priester) und die andächtigen Leute, denn wenn der Freitag kam, ging man anstatt zur Moschee ins Kaffeehaus, und die eifrigen Priester behaupteten, solch ein Kaffeehaus sei eine Teufelsbude, worin die Seelen für die Hölle zubereitet würden, der Kaffee selbst aber sei ein Hölleutrank. Endlich brachten sie es soweit, daß das Gesetz den Kaffee und folglich auch den Handel mit demselben verbot.

Der heimliche Gebrauch des Kaffees konnte aber trotz der Schärfe des Gesetzes nicht verwehrt werden, ob dasselbe auch unter Aumarath III. wiederholt wurde. Man nahm sich des Kaffees zu lieb immer mehr Freiheit, zumal sich Niemand einbilden wollte, daß er gegen die Religion sei; ja es erlaubten endlich die Polizeidiener, natürlich für Geld, daß er, allerdings nicht öffentlich, verkauft werde. Deßhalb gingen die Bewohner der Stadt an solche Orte, wo sie bei geschlossenen Thüren Kaffee trinken konnten, oder zu gewissen Kaufleuten, bei welchen sie in den hinteren Gewölben Kaffee tränken.

Es gab kein Haus, keine Familie in Constantinopel, in welchem nicht wenigstens zwei Mal täglich Kaffee getrunken wurde. Man sah endlich ein, daß Verbote vergeblich waren, zog gelindere Saiten auf und nahm die Verdammungsurtheile zurück. Es bedurfte auch weiter nichts die öffentlichen Kaffeehäuser wieder in den vorigen Stand zu bringen. Es geschah, daß der neue Mufti, welcher nicht so gewissenhaft, aber verständiger war, als sein Vorgänger, öffentlich bezeugte, daß der Kaffee keineswegs für eine Kohle angesehen und der aus ihm bereitete Trank durchaus nicht durch das Gesetz verboten sei, worauf die andächtigen Leute, die Priester und der Mufti selbst, mit sammt den Gesetzverständigen den Kaffee fernerhin nicht mehr so verschrien, sondern ihn dagegen selbst verbrauchten, welchem Beispiele durchgehends auch bei Hofe und in der Stadt gefolgt wurde.

Treu bis in den Tod.

I.

Es war im Jahr 303 nach Chr. In einem Hause in Nikodemien, der Residenz des Kaisers Diokletian, saßen zwei Frauen im Gespräch.

„Und du willst dich also nicht an dem Feste betheiligen, nicht einmal dein Haus ein wenig schmücken lassen, Marcella?“ sagte die eine, ein Mädchen von zwanzig Jahren, die, in prächtigem Gewande auf ein Polster gelehnt, die blauen Augen fragend auf ihr Gegenüber richtete.

„Nein, Viktoria,“ entgegnete die andere, welche etwa in demselben Alter stehen mochte, aber durch Einfachheit ihrer Kleidung einen großen Gegensatz zu jener bildete, „du weißt, daß wir es unserem Christennamen schuldig sind, in keinerlei Weise an den Festen der Heiden theilzunehmen.“

„Du bist streng! Auch mein Bruder ist Christ und doch—“

„Nimm! Lucius es leider damit nicht so genau,“ fuhr Marcella fort.

„Nun, wenn dein Verlobter dabei ein Christ sein kann—“

„So kann seine Braut wohl auch da und dort ein Stück Heidenthum sich gefallen lassen, meinst du.“

„Das kannst du ihn selbst fragen, eben kommt er.“

Ein stattlicher Mann, einige Jahre älter als die Mädchen, kam den Säulengang herauf. Er trug die Klei-

dung eines Offiziers der Jovianer, wie unter Diokletian die Leibwache des Kaisers genannt wurde.

„Seid gegrüßt!" rief ihnen Lucius entgegen. „Was gibt's so eifrig zu disputiren? Gewiß über die geschmackvollste Weise das Haus zu schmücken!"

„Errathen, Bruder, nur behauptet Marcella —"

„Was sagt meine Marcella?" fragte Lucius nach herzlicher Begrüßung.

„Daß es sich für Christen nicht ziemt, heidnische Feste mitzumachen."

„Nein, so schlimm ist es nicht," sagte Lucius, „wir glauben ja nicht an diese Götter, aber wir entziehen uns der Verhältnisse wegen solchen Feierlichkeiten nicht."

„Aber es ist dennoch eine Verleugnung unserer heiligsten Ueberzeugungen, und wenn ich auch wollte, mein Vater würde es nimmermehr zugeben; du weißt, er ist ein sehr strenger Christ."

„So sage deinem Vater," platzte Lucius etwas ärgerlich heraus, „er möge weniger fanatisch sein. Ich habe in der letzten Zeit allerlei Gerüchte gehört. Es ist erst fünfzig Jahre her, seit Darius todt ist; dein Vater wird sich jener Verfolgung noch erinnern können, der er selbst nur mit Mühe entronnen. Man sagt, Diokletian wolle eine allgemein Opferung im Reiche vornehmen lassen."

„Gott bewahre uns vor einer Verfolgung!" seufzte Viktoria. „Meiner Standhaftigkeit traue ich nicht viel zu!"

„Leb' wohl, Lucius," sagte Marcella, „ich gehe nach Hause, die Stunde der Versammlung naht. Wenn Verfolgungen drohen, thut Einmüthigkeit im Gebete noth. Geht ihr nicht mit?"

„Diesmal nicht. Leb' wohl." Marcella ging.

„Ich glaube," sagte Lucius, „Marcella bliebe standhaft bis zum Tode."

„Gott schütze sie und uns!" schloß Viktoria.

II.

Um die Mittagsstunde dieses Tages — es war der 22. Febr.—ging im kaiserlichen Palaste eine wichtige Berathung vor sich. Diokletian, sein Schwiegersohn Galerius und dessen Mutter Romula waren die Berathenden.

Der Kaiser zeigte schon merkliche Spuren des Alters, aber sein klares Auge und die aufrechte Haltung ließen ihn jünger erscheinen, als er wirklich war. Seine hohe Stirn bekundete, daß er verstand zu denken—und zu herrschen; um seinen Mund spielte ein gutmüthiger Zug. Das Gegenstück zu ihm war Galerius. Sein Gesicht zeigte die Spuren frühen Alters, wie es ein ausschweifendes Leben mit sich bringt. Die scharfgeschnittenen Züge ließen jedoch auf Energie schließen und aus seinen Augen sprach Falschheit und Tücke. Neben ihm stand seine Mutter Romula, eine Frau in vorgerücktem Alter, aber jugendlich geputzt, weshalb ihre Erscheinung einen widerlichen Eindruck machte.

„Erneuerer der alten Herrlichkeit des Reiches," sprach Galerius schmeichelnd, „sorge, daß diese Herrlichkeit nicht wieder zerfällt."

„O, du kennst sie nicht die Macht des Christenthums," entgegnete Diokletian. „Was ist die Hydra des Herkules ihm gegenüber?—nicht zwei,—zehn, zwanzig Häupter wachsen nach, wenn man eines abschlägt."

„Darum vertilge die ganze Brut," flüsterte Galerius.

„Aus dem mit Märtyrerblut gedüngten Boden wächst üppig neue Saat auf."

„Du hast die Macht," sprach Romula eifrig, „sollte dem Herrscher des römischen Reiches etwas unmöglich sein?"

„Ich kenne die Grenzen meiner Macht," sagte Diokletian stolz, „meiner Kriegskunst und meinen Legionen widersteht Niemand; aber noch immer gellt mir das Wort in den Ohren, das neulich ein Christ in seinem Stolze rief: ‚An diesem Felsen werden sich brechen die stolzesten Wogen, die Pforten des Todes sollen die Kirche Christi nicht überwältigen.'"

Galerius erkannte, daß er so nicht zum Ziele seiner Wünsche kam, und doch lag ihm Alles daran, den Kaiser zur Verfolgung der Christen zu bewegen. Wie er nun sah, daß dem Kaiser mit Gründen nicht beizukommen war, versuchte er es auf eine andere Weise. Dazu kam ihm ein Gewitter, das aufgestiegen war, gelegen.

„Jupiter muß dir ein Zeichen senden," rief er dem Kaiser zu, „sieh, er grollt jetzt schon ob deiner Unentschlossenheit."

Diokletian, der in allerlei Zeichendeuterei und Aberglauben tief befangen war, sah erschreckt auf—er hatte bis jetzt nicht beachtet, daß der Himmel sich umzog.

Da grollte der Donner; ein Gewitter, um diese Zeit in Nikodemien ungewöhnlich, schien loszubrechen.

„Hörst du, wie Jupiter zürnt?" rief Galerius.

Jetzt schwankte Diokletian, dessen abergläubisches Gemüth in dem Gewitter ein Zeichen seines Gottes sah. Er ließ eine Kugel in ein silbernes Becken fallen. Ein Sklave erschien.

„Die Großen des Hofes sollen sich versammeln," befahl er, „man lasse meine Opferschauer kommen, Taigis rüste das Opfer im Palaste! Ich will die Götter fragen. Jetzt laßt mich allein!"

Galerius und Romula verließen ihn; beide gingen nach ihren Gemächern. Galerius war sehr befriedigt, weil er den Kaiser einmal so weit gebracht hatte, daß sein Entschluß vom Opfer bedingt wurde, und daß es günstig ausfallen sollte, dafür wußte er zu sorgen.

„Gorgus!" rief er.

Gorgus, ein Freigelassener, der früher zu den Christen gehalten hatte, aber wegen ärgerlichen Lebenswandels von ihnen ausgestoßen worden war, erschien.

Galerius sprach leise mit ihm und zeigte, als er wegging, eine befriedigte Miene.

III.

Feierliche Stille herrschte im Palaste, wo das verhängnißvolle Opfer gebracht werden sollte. Diokletian war mit den Insignien des Kaisers geschmückt, die Großen des Reiches warfen sich vor ihm nieder, nur Einer blieb stehen—Marcus, der Vater der Marcella—welcher vor kurzem zum Kammerherrn ernannt worden war.

Die Stirn Diokletians runzelte sich, doch sagte er mit einem Anflug von Gutmüthigkeit:

„Warum so steif, Marcus? Findest du es nicht der Mühe werth, vor einem irdischen Könige zu knien, weil du einen himmlischen hast?"

„Ich beuge meine Knie nur vor dem Könige aller Könige," sprach Marcus finster. Alles sah erstaunt auf ihn, Diokletian aber sagte scherzend:

„Daß doch Jupiter sich solcher Anbeter rühmen könnte! Taigis, an dein Werk!"

Die Thiere wurden geschlachtet, und mit Spannung sahen alle zu, wie sie auf die Gluth gelegt wurden.

Noch hatte das Feuer die Opferstücke nicht ergriffen, da flog nach links hin eine Schaar Tauben. Plötzlich stürzte sich ein Raubvogel auf sie herab und holte mit seinen gewaltigen Fängen sich eine heraus. Scheu und zitternd stoben die andern auseinander.

Schreck und Bestürzung malte sich auf allen Gesichtern; namentlich Diokletian erbebte, als eine ähnliche Scene sich wiederholte.

Freilich erhob der Oberpriester Taigis seine Stimme und sprach: „Vergebens, o Herr, wartest du auf der Götter Erscheinen, und rufst sie durch Opfer und Gebete. Jupiter grollt, wo das Zeichen des Kreuzes herrscht." Stumm brütend stand der Kaiser eine Weile da, dann winkte er dem Galerius und ging mit ihm in seine Gemächer.

„Das Loos ist gefallen," sagte er. „Ich muß; die Götter wollen es, aber Blut soll keines fließen."

„Das wird nicht nöthig sein. Wir verbieten ihnen ihre Gotteshäuser; haben sie keine Stätte mehr zu ihrem Gottesdienste, so werden sie bald die Tempel aufsuchen."

„Nun denn, der Götter Wille geschehe! Sorge, daß die Terminalien morgen mit Glanz gefeiert werden!"

Diokletian ergriff ein Pergament, warf hastig einige Zeilen darauf und gab es dem Galerius. „Da hast du die Vollmacht, aber hüte dich vor Blutvergießen."

Freudig eilte Galerius fort; in seinem Gemache erwartete ihn Gorgus.

„Habe ich meine Sache recht gemacht?" fragte derselbe. Galerius nickte.

„Ich habe meinen Falken zur rechten Zeit losgelassen und den Oberpriester gut instruirt."

„Ich bin zufrieden," sagte Galerius, griff in eine Schale mit Goldstücken und gab ihm eine beträchtliche Menge. Ungefähr mit ebenso viel hatte ihn Taigis belohnt. Gorgus wollte sich entfernen, Galerius rief ihn zurück und reichte ihm ein Blatt, auf welchem ein Befehl stand.

„Wem sollen wir dies Geschäft übertragen, Gorgus?"

Gorgus las und lachte: „Ich weiß einen, der Christ und Heide zugleich sein will, den Gardeoffizier Lucius."

„So bring ihm den Befehl!"

Mit schwerem Herzen las Lucius das Pergament; er war beauftragt, in der Frühe des nächsten Morgens die Kirche der Christen in Nikomedien niederreißen zu lassen. Furchtbare Bestürzung bemächtigte sich seiner — er, ein Christ, sollte das Haus seines Gottes und seiner Glaubensbrüder dem Erdboden gleich machen! Indeß, seine Pflicht als Soldat erlaubte keine Einwendung, wollte er nicht seine Stelle verlieren. Dazu hatte er nicht den Muth und mit bekümmertem Herzen ging er in die Gardekaserne, um die Anordnungen zu treffen.

IV.

Der Morgen des verhängnißvollen 23. Februar dämmerte herauf. Während der Nacht waren an den Mauern und an den Häusern Männer beschäftigt gewesen, Plakate anzuheften. Jetzt hörte man den festen Tactschritt der römischen Soldaten durch die leeren Straßen hallen. Endlich war Lucius mit seinen Soldaten, die von Männern begleitet waren, welche Brechwerkzeuge trugen, an der Kirche angekommen. Dunkel ragten die Umrisse des großen Steinbaues in die Höhe — ein Haus in länglichem Viereck aufgebaut, ohne Säulengänge und Kuppel, von außen prunklos und einfach. Schwere Thüren verschlossen die um diese Stunde leeren Räume.

Als die Thüren dem ersten Drucke sich nicht öffneten, wurden sie eingeschlagen, und eifrig stürmten die Soldaten hinein, um das Werk der Zerstörung zu beginnen. Einen Augenblick faßte sie ein Schauer vor der heiligen Pracht; hohe Säulen trugen die nicht gewölbte Decke, Todesstille herrschte in dem weiten dämmerigen Raume und nur dort durch das Fenster im Osten warf die eben aufgehende Sonne einen matten Strahl und umspielte das Haupt eines Mannes, dem lange weiße Locken vom Haupt herabwallten.

Mit Schrecken erkannte Lucius den Vater seiner Braut. Dieser hatte die Nacht betend in der Kirche verbracht. Jetzt richtete er sich auf und mit durchbohrenden Blicken die Eindringenden musternd, rief er:

„Wer wagt es, das Haus des Herrn zu entweihen?"

Die Soldaten schauten bestürzt auf die hohe Gestalt, noch immer wie von einem Zauber befangen. Marcus aber begriff, um was es sich handelte und mit bebender Stimme brach er in die Worte aus: „O, das ich ein zweischneidiges Schwert hätte, um die Schänder der Ehre Gottes zu vertilgen!" Und zu Lucius sich wendend: „Und du, den ich meinen Sohn genannt habe, schämst dich nicht, dem Werke der Zerstörung des Gotteshauses deinen Arm zu leihen?"

„Mein Vater!" stammelte Lucius.

„Heide," antwortete Marcus, „nun nicht mehr dein

Vater, sondern dein Feind, dem ich billig zürne. Sei verflucht." Und näher zu ihm tretend sprach er: „Marcella hast du gestern zum letzten Male deine Braut genannt."

Stolz schritt Marcus hinaus.

Stumm brütend stand Lucius noch lange da, endlich, das Commando einem Andern abgebend, eilte er hinaus.

Die Zerstörung der Kirche aber ging weiter, und als der Morgen in strahlender Pracht heraufkam, lag das Gotteshaus der Christen in Schutt und Asche.

Eine bewegte Menge drängte sich an diesem Morgen durch die Straßen Nikomediens, die einen voll Festfreude, die andern voll Trauer. Mit Blitzesschnelle hatte sich die Nachricht von der Zerstörung der Kirche unter dem Volke verbreitet, und nun las man an allen Mauern und Straßenecken des Kaisers Befehl angeschlagen, dessen Inhalt war: „Alle Freien, die nicht den Göttern opfern, verlieren die bürgerlichen Rechte, Sklaven, die sich zu opfern weigern, werden nie frei; im übrigen werden alle christlichen Kirchen niedergerissen und die heiligen Bücher verbrannt." Das Edikt schloß: „Der Kaiser, dessen Milde gegen alle seine Unterthanen gleich groß sei, hoffe, daß sie sich bereitwillig seinem Befehle fügen, und daß keine strengen Maßregeln nöthig sein werden."

Eine unbeschreibliche Bestürzung bemächtigte sich der Christen, denn den meisten kam der Schlag ganz unerwartet, nur wenige hatten den Ausbruch des Gewitters vorhergesehen.

Welcher Contrast heute in den Straßen! Eine wogende Menge in der geschmückten Stadt, die einen theils jammernd, theils murrend, die andern festlich geschmückt zu den Tempeln eilend. Am unruhigsten wogte das Volk an dem Jupitertempel, vor welchem auf einem mächtigen Riesenaltare das Feuer loderte, in das Honig, Milch und Wein, Kuchen und Weihrauchkörner geworfen wurden. Eben dort war auch eines der Plakate angeschlagen.

Lieber bewegte sich der Zug, in welchem der Kaiser schritt; er trug selbst in goldner Schale Kohlen vom kaiserlichen Herde und schien, ganz nur mit dem Opfer beschäftigt, von der Aufregung nichts zu bemerken.

Plötzlich, als der Kaiser schon nahe am Tempel war, erhob sich ein Arm aus der Menge und riß mit lauten Verwünschungen das Plakat ab. Der Kaiser bemerkte es und frug: „Wer war das?" Er erhielt keine Antwort. Da drängte sich Gorgus an den Kaiser und sagte: „Ich kenne den Uebelthäter. Es ist Marcus!"

„Ach der! Legt den Frechen in Bande!" sagte der Kaiser, indem er weiterging dem Altare zu.

(Schluß folgt.)

Mungo Park.

Von J. J.

Mungo Park war am 10. September 1771 zu Fowlshiels, in Schottland, geboren; von seinem Vater, einem Gutsbesitzer, anfangs zum geistlichen Stande bestimmt, dann aber, seinem Wunsche gemäß, Arzneiwissenschaft zu studiren, zur Universität nach Edinburgh geschickt worden. Nach Beendigung seiner Studien gelang es ihm durch die Empfehlung Sir Joseph Banks' auf einem Schiffe der ostindischen Compagnie als zweiter Wundarzt angestellt zu werden, und eben als er im Jahre 1793 von Sumatra zurückkehrte, erfuhr er, daß die afrikanische Gesellschaft einen Mann suche, dem die Fortsetzung der Erforschung des Niger anvertraut werden dürfe. Er bot dem Ausschuß der Gesellschaft seine Dienste an, und diese, bald von den trefflichen Eigenschaften Park's überzeugt, ging mit Freuden auf sein Anerbieten ein.

Von dem leidenschaftlichen Verlangen beseelt, in den räthselhaften Erdtheil einzudringen und seine Erzeugnisse und die Sitten und Eigenschaften seiner Bewohner kennen zu lernen, und durch das traurige Geschick seines Vorgängers Houghton viel mehr angefeuert als entmuthigt, ging Mungo Park am 22. Mai 1795 zu Portsmouth unter Segel. Zur Bestreitung seiner Reisekosten besaß er einen Wechsel von 200 Pfd. Sterling auf Dr. Londley, und zu weiterer Förderung seines gefährlichen Unternehmens eine Empfehlung an denselben Herrn von Sir H. Beaufoy, Secretär der afrikanischen Gesellschaft.

Die Brigg „Endeavor," bestimmt von Gambia Wachs und Honig zu holen, nahm Park an Bord. Schon am 4. Juni wurde Cap Ger, in der Nähe von Mogador sichtbar, und am 21. desselben Monats warf die Brigg bei Djillifree, im Königreiche Barra, an der Mündung des Gambia, ihre Anker aus. Nach zwei Tagen ging es weiter. Die Brigg legte bei Wintain, im Lande der Felups an, und dann begann die langsame Fahrt den Fluß hinauf.

Wir können unmöglich unseren Reisenden auf allen seinen mühevollen und gefährlichen Wegen begleiten. Auf seiner ersten Reisetour, wozu er bis zu seiner Rückkehr dritthalb Jahr brauchte, hatte er schon unsägliche Strapazen und Todesgefahren zu bestehen. In einem Dörfchen, Sami, wurde er eines Tages von einem Haufen bewaffneter Mauren überfallen und mißhandelt, und später drohten ihm die Mauren noch, ihn zu ermorden, weil er dem König Ali nicht zuvor die erforderlichen Geschenke verabreicht hatte, ehe er das mauritische Gebiet zu durchwandern unternahm.

Am Gambia.

Da zahlreiche Sümpfe es unmöglich machten, auf dem rechten, d. h. südöstlichen Ufer (Gambia) zu reisen, so trat Park am 30. Juli 1796 seine Rückreise auf dem früheren Wege an. Durch anhaltende und schwere Regengüsse war jedoch der Rückweg sehr beschwerlich geworden. Am 25. August verließ er Kuma mit zwei Hirten, welche nach Sibidulu reisen wollten.

Der Weg war steil und mühsam, umsomehr da das Pferd an einem Fuße verwundet war und behutsam an den tiefen Abgründen vorübergeleitet werden mußte. Die Hirten waren daher vorausgeritten. Plötzlich ward Park durch einen Schrei mehrerer Stimmen und einen lauten Hülferuf erschreckt. Vorsichtig ging er weiter und sah einen seiner Begleiter wie todt am Boden hingestreckt, aber als er näher kam, flüsterte ihm dieser zu, Räuber hätten ihn überfallen und seinen Gefährten fortgeschleppt, er möge auf seiner Hut sein. Noch überlegte Park, wie er sich retten wolle, da sah er in kleiner Entfernung sieben bis acht bewaffnete Männer am Boden sitzen, welche ihn bereits bemerkt hatten. Er konnte nicht entweichen und ritt daher anscheinend ruhig auf sie zu, für sich hoffend, es möchten Elephantenjäger sein. Auf seine Frage indeß, was sie geschossen hätten, befahlen sie ihm abzusteigen und ihnen zu folgen, angeblich weil sie Auftrag hätten, ihn zu dem Könige von Fulahadu zu führen. In fünf Minuten kamen sie in ein dichtes Gehölz. Hier rief Einer in der Mandangosprache seinen Genossen zu: „Dieser Ort ist gut." Augenscheinlich handelte es sich um Park's Leben. Alle Fassung und Ruhe zusammennehmend, gestattete er aufs willigste die Durchsuchung seiner Taschen und alle Theile seiner Kleidung, wobei er sich zur Erleichterung dieses Geschäftes vollständig entkleiden mußte. Sein Taschen-Compaß rollte auf den Boden; Park wollte ihn den Räubern zeigen, aber kaum griff er darnach, so richteten sich Musketen auf ihn. Ihm wurde nach kurzer Berathung Alles genommen, nur so viel Menschlichkeit übten die diebischen Gesellen, daß sie ihm ein Paar dünne Beinkleider und das schlechteste seiner Hemden zurückgaben. Schon hielt er sein Kostbarstes — seinen Hut mit dem Tagebuch — für verloren, als ihm einer der Räuber denselben als ein ganz werthloses Ding verächtlich zuwarf.

Nun war Park allein; betäubt und verwirrt setzte er sich zur Erde und sah um sich. Mit einem Male stürmten alle Schrecken und Gefahren seiner Lage auf ihn ein: entblößt bis aufs Hemd in der ungesundesten Jahreszeit, mitten in einer unermeßlichen Einöde, über 100 Meilen von der nächsten europäischen Niederlassung ent-

fernt, war er der Grausamkeit der wilden Thiere und der ebenso wilden Menschen preisgegeben. — Ihm sank der Muth; am liebsten hätte er sich niedergestreckt, um zu sterben. Aber die Religion gab ihm Kraft und Trost; menschliche Klugheit hatte sein trauriges Geschick nicht abwenden können, es war unverschuldet, und er faßte aufs neue frisches Vertrauen auf Gott, der bisher sein Schutz gewesen war. Voll von diesen frommen Empfindungen wandte er seinen Blick auf ein unscheinbares Moos zu seiner Seite, und die wunderbare Schönheit dieses zarten Pflänzchens, der zierliche Bau der Wurzeln, Blätter und Samenkölbchen fesselte seine Blicke. „Wie sollte es geschehen," rief er in andächtiger Verwunderung aus, „daß die mächtige und liebende Hand, die auch in dieser Wildniß das winzige Moos gepflanzt, getränkt und zu solcher Schönheit entfaltet hat, mich schutzlos ließe?" Bei diesen Gedanken wich seine Verzweiflung, und trotz Hunger und Ermüdung schritt er voran, der sicher erwarteten Hülfe entgegen. Er hatte sich nicht getäuscht. Bald kam er in ein Dorf, wo er die beiden Hirten wieder fand, welche ihn nicht mehr unter den Lebenden glaubten, und erreichte mit ihnen, nachdem noch einige felsige Bergrücken überstiegen waren, die Stadt Sibidulu, die

Unter den Felups.

In Gefahr.

erste im Reiche Manding. Endlich, am 6. September — zwölf Tage nach seiner Beraubung — erhielt Park seine sämmtlichen Sachen zurück, nur ein Verlust war nicht zu ersetzen: der Compaß war zerbrochen.

Endlich traf er nach einer kurzen aber stürmischen Reise wieder wohlbehalten zu Falmouth in England ein, von wo er sich unverzüglich nach London begab.

So war es zum erstenmale einem Europäer gelungen, bis in die inneren Gebiete des mittleren Afrika einzudringen.

Timbuctu, Afrika.

Mit Freuden ergriff Park den Ruf der afrikanischen Gesellschaft zu einer zweiten Reise nach Afrika, welche er am 30. Januar 1805 in Begleitung von 30 Soldaten, 20 Negern, als Handwerkern, und sechs europäischen Zimmerleuten und überhaupt mit der allergünstigsten Ausrüstung antrat, von welcher Reise er aber nie wieder zurückkehrte. Nach Verlauf von sechs Monaten treffen wir die Reisegesellschaft nach großen Mühen und Strapazen unweit Kumbandi. Der Zug glich bereits mehr einem wandelnden Lazareth, als einer Gesellschaft von Entdeckern.

Indeß hatte Park den Fluß Wanda erreicht und bei dessen Ueberschreitung am Morgen fast den Führer Isaako eingebüßt. Der Fluß ist an dieser Stelle nicht tief, hat aber felsigen Grund; sobald die Thiere festen Fuß fassen konnten, blieben sie mitten im Wasser stehen, und verursachten solchen Aufenthalt, daß Isaako ungeduldig wurde und an einer seichten Stelle sechs Esel zugleich hindurchzutreiben unternahm. Plötzlich fuhr mitten im Flusse ein Krokodill empor, packte ihn am linken Schenkel und zog ihn unter das Wasser. Mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart fühlte Isaako rasch nach dem Kopfe des Ungeheuers und stieß seine Finger in dessen Auge. Sogleich ließ es seine Beute fahren, und Isaako suchte das Ufer zu gewinnen, indem er nach einem Messer schrie. Aber das Thier holte ihn ein und zog ihn am rechten Schenkel nochmals unter das Wasser. Er griff wieder zu demselben Mittel und bohrte dem Krokodil die Finger so heftig in die Augen, daß dasselbe betäubt wurde, ihn fahren ließ, sich auf der Oberfläche des Flusses plätschernd umherwälzte und dann in der Mitte der Strömung davon schoß. Solche Erfahrungen machen Reiter und Fußgänger dort nicht selten. Isaako erreichte blutend das Ufer, und Park, der ihn untersuchte, fand eine Wunde von vier Zoll Länge im linken Schenkel und noch mehrere sehr tiefe Bisse. Er verband ihn mit Heftpflaster und Binden, und sie eilten nun zu dem nächsten Dorfe zu kommen; Isaako erschöpft vom Kampf und Blutverlust, Park so krank, daß er sich kaum aufrecht halten konnte, ohne ohnmächtig zu werden. Auch die meisten Leute waren krank. Es ward nöthig, in Bulinkumbu zu rasten.

Am 20. November desselben Jahres sandte Mungo Park den Isaako mit Briefen und seinem Tagebuch nach dem Gambia zurück und vertraute sich mit seinen vier letzten Begleitern dem Strome an, welcher das Ziel seines Strebens war.

Keine weitere Nachricht gelangte nach Europa. Man hoffte von Jahr zu Jahr auf die Heimkehr des muthigen Entdeckers, aber vergebens. Ungünstige Gerüchte wurden allmälig laut, er sei am Niger ermordet. Isaako, welcher ausgesandt wurde, um womöglich Erkundigungen über ihn einzuziehen, hatte in Sansanding das Glück gehabt, denselben Mann wieder anzutreffen, welchen er Park als Führer empfohlen hatte; er hieß Amadi Fatuma. Als ihn dieser erblickte und Park's Namen hörte, fing er zu weinen an, und seine ersten Worte waren: „Sie sind alle todt!" Es wurde soviel ermittelt, daß Park bei Bussa sammt seinen paar Leuten von den Eingeborenen ermordet worden war.

Es war Park gelungen, den Nigerstrom zu erreichen, das Räthsel seines Laufes zu lösen und die Stadt Timbuctu aufzufinden.

"Meine Mutter."

Erzählt von C. A. Thomas.

I.

Es war an einem heißen Sommertage, als man eine arme Frau mit großer Mühe einen Hügel hinauf steigen sah; auf ihrem Rücken trug sie ein schweres Stück Tuch. Ein kleiner Knabe ging ihr zur Seite. Sobald sie die Höhe erreicht hatte, legte sie ihre schwere Last nieder, und sich auf dieselbe lehnend, wischte sie sich mit ihrer bunten Schürze den Schweiß ab. Liebevoll sah der Knabe die Mutter an und sagte: „Mutter, sobald ich etwas größer bin, sollst du nie mehr solche Last tragen. Ich werde es thun, und du sollst mir zur Seite gehen."

An dem nemlichen Tage erfuhr der Knabe, daß er das Kind armer Eltern sei — der Sohn einer geringen, arbeitsamen, gütigen und liebevollen Mutter. Aber da er größer und stärker wurde, erfüllte er sein Versprechen und trug die Stücke Tuch selbst den besagten steilen Hügel hinauf, zur benachbarten Stadt hinein, ohne sich auch nur auszuruhen. Die Liebe, die er zu seiner Mutter hegte, war herzlich und dauernd, und seiner Freundlichkeit habe ich den folgenden Abriß seines Lebens zu verdanken, welchen ich hiermit den Lesern des Magazins darbiete.

Den Eindruck, sagte er, den ich an jenem heißen Sommertage erhielt, während meine Mutter den Schweiß von ihrem errötheten Angesicht wischte, wurde in meinem späteren Leben völlig zur Thatsache. Sobald ich einen Begriff von unserer gesellschaftlichen Stellung hatte, fand ich, daß wir denen nicht beigezählt wurden, die in unserer Nachbarschaft als achtungswürdig anerkannt wurden. Ein Schrank von Mahagonyholz und eine Wanduhr mit Gehäuse von demselben Holze, wurden als Beweis dieser Achtungswürdigkeit angesehen; für die jungen Männer mußte ein Hemd für die Festtage da sein, und für die Mädchen ein Kleid von Kattun, sammt Bändern und Troddeln daran. Mancher Tuchweber unseres Dorfes konnte sich dieser Habe rühmen; und er trug seinen Kopf dann auch viel höher, als Diejenigen, die nicht so glücklich waren. Aber zur wirklichen Aristokratie gehörten nur Diejenigen, welche Tischtücher gebrauchten, Messer und Gabeln hatten, womit sie essen konnten, und des Sonntags einen Fensterschirm von Muslin auszuhängen im Stande waren.

Eine solche Familie besaß in ihrem Hause eine Stube, welche sie „Besuchszimmer" nannte, dessen Fußboden war mit Teppichen belegt; ein Pianoforte (aus zweiter Hand) durfte auch nicht fehlen. Das wurde bei uns als Zeichen großen Reichthums und Achtbarkeit angesehen. Solche Familien nahmen eine gänzlich abgesonderte Stellung ein. Keiner von uns nahm sich je heraus, mit solchen „hohen Herrschaften" zu sprechen.

Eines Samstags Abends, da ich mit meinen Kameraden spielte, kam meine Mutter zu mir, legte die Hand mir sanft auf das Haupt und forderte mich auf, mit ihr in das Haus zu gehen. Ich suchte meine Schusser auf und folgte ihr ruhig nach.

„Was willst du von mir, Mutter? Es ist doch noch nicht Zeit, zur Ruhe zu gehen; laß mich noch ein wenig spielen, willst du?"

„Ich weiß, es ist noch früh, dich vom Spiele fortzurufen," sagte sie, „aber ich kann nicht anders. Deine Beinkleider müssen ausgebessert werden, und ich will dein Hemd waschen, denn obgleich wir arm sind, sollten wir doch reinlich sein. Ich gedenke dir ein paar Schuhe zu kaufen, aber ich bin nicht im Stande, es zu thun. Ich will dir einen Ueberzieher aus einem Stück Zeug, das zum Einpacken der Wolle gebraucht wurde, machen, der wird deine übrigen zerrissenen Kleider bedecken, so daß du etwas besser aussehen wirst."

Der ruhige Ton, mit welchem sie sprach, der betrübte Blick, welcher ihre Worte begleitete, unterdrückte alle meine Einwendungen. Ich ging stillschweigend die Treppe hinauf, so daß sie waschen und flicken konnte,

und während meine Kameraden noch lachten und jauchzten auf der Straße, kroch ich in mein bescheidenes Bett — nicht um zu schlafen, sondern um zu denken und zu weinen. Meine Gedanken wanderten in jener Nacht weit in die Zukunft hinaus. Was für Luftschlösser baute ich nicht! Mir däuchte, ich sei aufgewachsen, sei in ein Geschäft getreten, habe Geld verdient, ein neues Haus gebaut mit einer weißen Thür und daran einen messingenen Klopfer, pflanze Bäume um das Haus; habe einen Garten und Vorgarten, neue Kleider, kaufte meiner Mutter einen neuen, hochrothen Mantel und Hut, und gebe ihr Geld im Ueberfluß, womit sie Kleider kaufen könne für meine Geschwister, und einen Schrank von Mahagonyholz, eine Wanduhr und Vorhänge von Muslin für die Fenster. Dann schlief ich ein, als wäre ich ein Mann von großer Bedeutung, wachte aber den nächsten Morgen auf, ohne — Hemd an meinem Leibe.

Sonntags Morgens wandte meine Mutter stets ihre ganzen Kräfte an, um uns zur rechten Zeit in die Sonntagschule zu schicken. Sie stand zuerst auf, zündete das Feuer an, bereitete das Frühstück, kleidete die kleinen Kinder an, und war uns allen behülflich. Heute Morgen noch (es war Sonntag) sollte ich meinen neuen Mantel anziehen, um meine geflickten Kleider damit zu bedecken. Jenen neuen Mantel werde ich nie vergessen! Auf dem Zeug, worin damals die Wolle gepackt wurde, stand in großen Buchstaben das Wort Wolle gestempelt. Meine Mutter hatte eins von diesen alten Tüchern im Waarenlager als Geschenk bekommen; aber es war so abgenutzt, daß sie mir daraus keinen Mantel machen konnte, ohne entweder einen Lappen aufsetzen oder durch die Buchstaben schneiden zu müssen. Sie wählte das kleinere Uebel, denn sie dachte, man könnte die Buchstaben auswaschen. Aber obschon sie wusch und wieder wusch, so konnte sie doch die stehengebliebene Hälfte des Wortes nicht herauskriegen. Ich steckte den Arm in den Rockärmel, breitete die Vorderseite aus und — sah die Buchstaben. Auf einmal verging mir alle Lust, und ich wurde ganz betrübt.

Ich sah meine Mutter an, sobald ich aber Thränen in ihren Augen bemerkte, sagte ich gleich:

„Laß es gut sein, Mutter, laß es gut sein! Er ist mir gut genug. Er bedeckt meine Flicken; und wenn ich in der Schule bin, setze ich mich auf die Buchstaben, dann wird sie Niemand sehen können. Weine nicht, Mutter, wir werden auch noch bessere Zeiten erleben."

Fort ging ich zur Sonntagschule, mit nackten Füßen und einem Mantel von Packtuch, auf dessen Seite etwa die eine Hälfte der Buchstaben des Wortes „Wolle" standen. Ich nahm Platz in der dritten Bibelclasse und setzte mich unter die Knaben, welche viel besser gekleidet waren als ich, und die aus dem Grunde nicht gern neben mir sitzen wollten.

Ich erinnere mich der Stelle, auf welcher ich an jenem Tage saß, noch ganz gut, und auch, wie ich meine „Barfüße" unter die Bank streckte, damit meine Schulkameraden mir nicht auf die Zehen treten konnten. Das Bewußtsein, daß ich arm sei, beunruhigte mich. Aber ich wußte, daß wenn ich nicht fortführe, zur Schule zu gehen, so würde sich meine Mutter gekränkt fühlen; und ich konnte den Gedanken nicht dulden, die Ursache ihres Grames zu sein. Der Gedanke, daß ich sie in Thränen zurückgelassen habe, that mir in der Seele weh; aber wie ich sie zur Kirche kommen sah und bemerkte, daß sie ihre Blicke auf mich richtete und lächelte, da war alles wieder gut. Ich konnte nun auch wieder lächeln, stimmte mit ein und sang Lieder, dem Herrn zum Lobe, und hoffte auf bessere Tage.

Wenn je eine Mutter den Sinn der Worte des Psalmisten erfaßte: „Ich freue mich, daß mir gesagt ist, wir werden zum Hause des Herrn gehen," so war es die meinige.

Nichts in ihrem Charakter setzte mich mehr in Erstaunen, als ihr standhaftes, ruhiges, christliches Betragen. Ich glaube nun, daß sie nie ohne eine Bitte zum Gottesdienste ging, denn sie ging nie ohne Sorgen. Auch glaube ich, daß sie viele ihrer Sorgen zurückließ; außerdem erfüllte Gott seine Verheißung, indem er sie erlöste. Und an jenem Tage, da sie lächelte, wie sie ihren armen, in Lumpen gehüllten Knaben von der Gallerie aus ansah, glaube ich, lächelte sie mit Thränen in den Augen. Es war in unserer Sonntagschule Sitte, wenn des Nachmittags zum Schluß die Glocke geläutet wurde, so bekam der beste Schüler in der Classe eine Belohnungskarte, auf welcher die Ziffer „1" stand. Diese Karten wurden gesammelt, und wer am Ende des Jahres die meisten hatte, empfing eine werthvolle Belohnung. Lehrer, Schüler, Eltern, Freunde und Mitglieder der Gemeinde versammelten sich dann an einem bestimmten Tag in dem großen Schulzimmer, um die Vertheilung der Belohnungen mit anzusehen. Einmal hatte ich gerade einen Belohnungsschein mehr als irgend ein anderer Knabe in der Schule; und folglich war ich berechtigt, die höchste Ehrenbezeichnung zu empfangen. Am vorhergehenden Abend des denkwürdigen Tages, an dem ich meine Belohnung empfangen sollte, war ich sehr traurig, denn ich war noch immer ohne Schuhe, deßwegen sagte ich zu meiner Mutter so sanft wie möglich:

„Mutter, denkst du nicht, es sei dir möglich, mir ein Paar Schuhe zu kaufen für morgen. Ich werde die höchste Belohnung erhalten, und werde auch die ‚Platform' betreten müssen, da muß ich mich schämen, mit meinen nackten Füßen zu erscheinen."

Sie stopfte die Strümpfe meines Vaters, als ich mich mit der Bitte an sie wandte. Sie gab mir augenblicklich keine Antwort, aber sie legte die Hand auf die Brust und schien heftige Schmerzen zu leiden. O, wie bereute ich meine Worte! Ich würde gerne weit gegangen sein mit meinen nackten Füßen, hätte ich nur die Worte widerrufen können, welche meiner Mutter an jenem Abend so großes Leid zu bereiten schienen. Lang war

ich still, und lang wartete ich, ehe sie ihre Gedanken ausdrückte. Zuletzt sagte sie:

„Mein Kind, ich weiß daß du die höchste Belohnung in der Sonntagschule empfangen wirst, und ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, um dich anständig dahin zu schicken. Ich habe versucht, einige Schillinge vom Wirthe zu borgen, der doch den größten Theil des Verdienstes deines Vaters in Empfang nimmt, aber von dem wurde ich barsch abgewiesen. Ich bin bei mehreren Nachbarn gewesen, um das Geld zu borgen, aber unsere Armuth scheint uns alles Beistandes unwürdig zu machen. Es gibt in dieser Welt kaum ein Ungemach, welches größer ist, als eines Trunkenboldes Frau und Kind zu sein. Oft bitte ich Gott, daß er mich nicht murren lasse, und daß er uns auch in Zukunft seinen Schutz gewähre. Ich wünsche euren Vater nicht zu tadeln, und ich hoffe, nie wird eins von meinen Kindern sich das zu schulden kommen lassen, denn am Ende ist er ja doch euer Vater. Wir wollen auf Gott vertrauen, gut sein und gut handeln, und das Licht des Himmels wird unseren Weg doch noch erleuchten. Der Gerechte muß viel leiden, aber der Herr hilft ihm aus dem allem."

„Aber Mutter, wir haben einen nahen Verwandten, der sich wie ein Edelmann kleidet. Man sagt, er habe so viele Sonntagswesten, wie Monate im Jahr. Du weißt, daß er vor einigen Tagen vorsprach, uns sein schönes Tuch zu zeigen, welches er sich für einen neuen Ueberzieher gekauft hatte, und da sagte er uns ja auch, er habe $15 dafür bezahlt. Soll ich gehen und ihn bitten, uns etwas Geld zu leihen, damit du mir Schuhe kaufen kannst?"

„Du magst gehen, ich glaube aber nicht, daß du welches bekommst, er wohnt zwei Meilen von hier."

Ich ging gleich. Bald war ich da, denn ich konnte schnell laufen. Aber als ich beim Hause ankam, sank mir der Muth. Lange stand ich bei der Thür, zuerst auf dem einen Fuß und dann auf dem andern, so abwechselnd erwärmte ich sie mit den Händen, denn die Nacht war kalt und naß. Zuletzt bemerkte mich der stolze Mann, kam zur Thür und fragte nach meinem Begehren.

„Wollen Sie so gut sein, meiner Mutter einige Schillinge zu leihen, damit sie mir ein Paar Schuhe kaufen kann? Ich habe keine Schuhe anzuziehen, und morgen soll ich in der Sonntagschule meine Belohnung empfangen. Ich hoffe, Sie werden ihr das Geld leihen."

„Sage deiner Mutter, sobald sie mir die achtzehn Pfennige, welche sie ehemals borgte, zurückbezahlt, würde ich von den Schillingen sprechen, aber nicht eher. Kehre dich nicht an deine Füße, Zehen waren vor Schuhen in der Welt."

Meine Mutter sah gleich, als ich heim kam, an meiner Miene, daß ich das Geld nicht hatte. Unsere Schmerzensblicke begegneten sich. Es wurde wenig gesagt, und ich ging ruhig zu Bette.

Am folgenden Tag wusch ich meine Füße sehr lange. Ich war entschlossen, daß sie wenigstens rein sein sollten, wenn ich auch nicht hatte, womit ich die Zehen bedecken konnte. Ich war der Erste in der Schule und setzte mich in eine Ecke hin. Bald darauf kamen die Leute herein. Auf der Platform stand ein großer Tisch, der mit einem weißen Tuche bedeckt war. Auf dem Tuche lagen die Belohnungen, so schön wie möglich zur Schau ausgebreitet: Bücher, Federmesser, Tintenfäßchen, Taschenmesser, ein kleines Pult und andere werthvolle Sachen zogen die Aufmerksamkeit aller Leute, die hereinkamen, auf sich. Die Feierlichkeit wurde durch Gebet und das Singen eines Liedes eröffnet. Dann bestieg einer der Brüder die „Platform" und hielt eine Rede, worin er das gute Betragen der Schüler während des Jahres lobte; indem er sprach, hielt er die verschiedenen Geschenke zur Besichtigung in die Höhe. Bei dem ersten Geschenke rief er meinen Namen aus und lud mich ein, auf die Platform zu kommen; unter lautem Händeklatschen ging ich. O, wie laut klopfte mir da das Herz! Ich hätte in dem Augenblick hunderte von Dollars für ein Paar Schuhe geben können, hätte ich das Geld gehabt. Ich stand auf, und meinen Weg unter den Leuten suchend, ging ich geräuschlos wie eine Katze die Platform hinauf, wo ich unter wiederholtem Händeklatschen meine wohlverdiente Belohnung empfing. Ich setzte mich hin, als ich wieder auf meinem Platz war und vergoß bittere Thränen, weil ich solch ein armer Knabe war, und weil ich dachte, etliche der Knaben verhöhnten mich meiner Armuth wegen.

II.

Zwölf Jahre sind bereits in das Land gegangen. An einem Sonntagabend war unsere Gemeinde im Hause des Herrn versammelt. Fast jedes Glied war anwesend. Mit großer Spannung wartete man auf das Erscheinen des Predigers. Der arme Mann lag im Kämmerlein auf den Knien, vor Angst zitternd, und bat den Herrn um Hülfe. Einer der Vorgänger öffnete endlich die Thür, und der junge Prediger bestieg die Kanzel. Unter den Versammelten war auch eine alte Dame, die ihr Gesicht in ihren Händen verbarg und sich in tiefer Ehrfurcht niederbeugte. Große Thränen rollten ihr an den blassen Wangen hinab, sie war sehr gerührt. Diese alte Dame war meine liebe Mutter!—und ich war der junge, zitternde, schüchterne Prediger!—ihr Sohn, der früher in Lumpen gehüllt und barfuß ging, ihr theures Kind. Als ich die ersten Zeilen des Gesanges verlas und die Gemeinde aufstand, dem Herrn ein Loblied zu singen, da war das Haupt meiner Mutter noch immer in Sorgen gebeugt. Arme, liebe Mutter! wie liebte sie mich; und doch war sie meinetwegen besorgt! Ihr Anblick brachte mir Thränen in die Augen, welche an den Wangen hinabrollten und auf die Bibel fielen. In diesem Augenblicke war die Rührung so groß, daß ich fürchtete, meine Kraft würde mich verlassen. Die Begebenheiten der Vergangenheit kamen mir lebendig ins Gedächtniß. Ich

sah die Ecke, wo ich an jenem Morgen saß, als ich meinen Ueberzieher von „Packtuch" anhatte, und ich sah auch die Bank, unter der ich die Füße versteckt hatte. Jetzt aber waren wir wieder im Hause des Herrn versammelt — sie, um vor Freuden zu weinen, und ich, ihr Sohn, ein Sünder durch Gottes Huld gerettet und Verkündiger des Evangeliums des Friedens.

Es waren hauptsächlich zwei Ursachen, welche diese Veränderung in unseren Verhältnissen bewirkten. Meine Mutter war eine demüthige Frau und standhafte Christin. Sie trug ihr Christenthum nicht zur Schau, um sich öffentlich zu zeigen, sondern mit Demuth und Geduld trug sie ihr Kreuz unter den empfindlichsten Entbehrungen, Leiden und Verfolgungen. Nie vergalt sie Böses mit Bösem und Schmähungen mit Schmähungen. Ich bin ganz erstaunt, wenn ich bedenke, daß sie, die so viele, schwere Prüfungen durchmachte, ohne zu murren, vierzig Jahre lang standhaft blieb und den Muth nicht sinken ließ, und daß sie so lange aus dem bittern Kelche trank, ohne zu verzweifeln. Aber wie ich sagte, sie war demüthig, und das erklärt alles. Sie war gezwungen, im Geheimen zu beten, und sehr oft konnte sie sich nur durch List eine Gelegenheit verschaffen, um zur Abendkirche zu gehen; häufig auch wurde sie so mißhandelt, daß sie nicht gehen konnte. Dennoch ging sie ihren Weg mitten in allen Stürmen, und führte ein Leben voll Vertrauen in Gott, bis an ihr seliges Ende.

Mütter, die beten, vergessen ihre Kinder nie. Die wirksamsten Gebete, die zum Gnadenthron hinaufgesandt werden, geschehen von Eltern zum Besten ihrer Kinder. Die Mütter Israels sind nicht die einzigen, die ihre Kinder dem Herrn Jesus dargebracht haben.

Ich erinnere mich noch gut eines Gebetes meiner Mutter. Ich war früh aufgestanden, um lange spielen zu können. Ich vermuthete nicht, daß schon Jemand im Hause vor mir aufgestanden war, deßwegen schlich ich langsam die Treppe hinunter, denn ich fürchtete, Jemand möchte gestört werden; da hörte ich eine leise Stimme. Gleich setzte ich mich auf die Treppe und horchte. Es war die Stimme meiner Mutter, die für alle ihre Kinder dem Namen nach betete. Ich neigte mich vor und hielt den Athem an, damit ich kein Wort vermisse. Ich hörte sie beten! „Herr, segne Johann, behüte ihn vor böser Gesellschaft, und mache ihn zu einem guten, nützlichen Manne." Diese Worte gingen mir zu Herzen, und sie klingen mir noch heute in den Ohren. „Herr, segne Johann." Dies kurze Gebet von meiner Mutter gesprochen, als sie wähnte, es sei Niemand außer Gott, der sie höre, ist mir ein kostbares Vermächtniß gewesen.

Die Sonntagschule, welche ich regelmäßig besuchte, war noch ein Umstand, der mich veranlaßte, das Gute zu wählen. Vom Tage an, da ich sie zum erstenmal besucht, bis heute, habe ich dieselbe nie versäumt; und habe infolge tausendfachen Segen geerntet. Ich habe mich Schritt für Schritt emporgearbeitet, von der untersten Classe bis zum Superintendenten, und von dieser Stellung bis zur Kanzel. Die Sonntagschule hat Tausenden Segen gebracht, aber Keinem mehr als mir. Die zwölf Knaben, aus welchen unsere erste Sonntagschulclasse bestand, hatten gelobt, dieselbe nie zu verlassen; sie hatten sich einander versprochen, in der Schule gemeinschaftlich zu wirken, bis an das Ende ihres Lebens. Nur Zwei von den Zwölfen haben ihr Gelübde gehalten, und diesen Zweien hat es auch nur gut gegangen. Fünf von den Zehnen, welche die Schule verließen, sind als Trunkenbolde gestorben.

Die Luftschlösser, welche ich an jenem Abend als kleiner Knabe baute, da ich ohne Hemd zu Bette ging, sind zum Theil verwirklicht worden. Der Garten und das Haus, mit den Bäumen davor, sind jetzt Wirklichkeiten; aber die größte Freude hat mir Gott bereitet, indem er mich befähigte, meine Eltern in ihren alten Tagen zu unterstützen. Alle zwei Wochen, seit Jahren, habe ich sie besucht. Einmal, wie ich da auf Besuch war, fragte ich nach meinem Vater; meine liebe Mutter sagte mir, er sei in das naheliegende Gehölz gegangen. Ich folgte ihm nach, und da ich ihn fand, lag er auf den Knien und betete. Ich trat zurück, um ihn nicht zu stören, und lief nach Hause und erzählte es meiner Mutter. Sie lächelte und sagte, während ihr die Thränen in den Augen standen: „Gott hat unsere Gebete erhört, und meine Sonne wird nun bei klarem Himmel untergehen."

Meine Mutter wurde von den Predigern und Vorgängern der Gemeinde, deren Glied sie war, hochgeschätzt, und als sie dieselbe verließ, um sich der Himmelskirche anzuschließen, wurde ihr ein ehrenhaftes Begräbniß verordnet. Acht Söhne und Töchter waren bei dieser Feierlichkeit gegenwärtig; und jetzt ruhen meine Eltern im Frieden auf dem Gottesacker zu B., der Vater fünfundsiebzig und die Mutter siebenundsiebzig Jahre alt. Die Stelle ist mir heilig, und nie stehe ich auf jener geweihten Stätte, ohne Gott für eine solche sanftmüthige, geduldige Mutter Dank zu sagen.

Er starb für uns.

Auf einem Gottesacker in Buffalo, N. Y., steht ein prachtvolles Marmorkreuz. Und auf der Bank da gegenüber sitzt ein alter Mann mit weißen Haaren. Der hält seine Hände auf dem Schoß gefaltet und seine Augen auf das Kreuz gerichtet, und helle Thränen fließen ihm über die Wangen. Er sitzt oft da, und mancher andere auch mit tiefbewegtem Herzen. Und wenn du sie fragst, was das bedeute, dann weisen sie auf die Mar-

morplatte da unten am Sockel. Da steht mit goldenen Buchstaben:

Dem Steuermann
John Maynard.
Die dankbaren Passagiere der „Schwalbe."
Er starb für uns!

Und wenn du weiter fragst, dann erzählen sie dir mit zitternden Lippen und nassen Augen:

John Maynard war Steuermann auf einem Dampfer, der von Detroit nach Buffalo fuhr, und wir waren Passagiere. Das war an einem schönen Sommernachmittage, und das ganze Schiff war voll von Leuten. Da stieg etwas Rauch von unten herauf, und der Capitän rief: „Simpson, geh hinunter und sieh, was das ist."

Der kam wieder mit bleichem Gesicht und sagte:

„Capitän, das Schiff brennt," und bald klang überall der Schreckensruf: „Feuer an Bord! Feuer an Bord!"

Alle Mann wurden auf Deck gerufen, und Ströme Wassers wurden ins Feuer geschüttet — alles vergebens. Da waren große Mengen von Harz und Theer im Schiff, und da war alle Mühe umsonst. Die Passagiere stürzten zum Steuermann, und fragten:

„Wie weit sind wir noch von Buffalo?"

„Anderthalb Meilen."

„Wie lange währt's, bis wir's erreichen?"

„Dreiviertel Stunden, wenn wir so fahren."

„Ist irgend welche Gefahr?"

„Gefahr?—Seht, wie der Rauch herausbricht. Um Gottes Willen geht nach Vorn, wenn ihr euer Leben retten wollt!"

Alles stürzt nach vorn, Passagiere und Mannschaft, Männer, Frauen, Kinder. John Maynard stand am Steuerruder. Das Feuer brach durch in breiten Flammenzungen; Wolken von Rauch erhoben sich; der Capitän rief durch sein Sprachrohr: „John Maynard!"

„Ja, ja, Herr!"

„Seid ihr am Steuerruder?"

„Ja, ja, Herr!"

„Welche Richtung?"

„Südost bei Ost, Herr."

„Wendet Südost und haltet aufs Ufer."

Die Küste kam näher und näher, und wieder rief der Capitän: „John Maynard?"

Die Antwort kam schwach: „Ja, ja, Herr!"

„Könnt ihr noch fünf Minuten aushalten, John?"

„Ich will's, mit Gottes Hülfe!"

Des alten Mannes Haar war bis auf die Hirnschale herunter gesengt, der ganze Leib verbrannt, die rechte Hand verkohlt. Aber mit der linken Hand am Steuer stand er wie ein Fels in Rauch und Flammen und führte das Schiff ans Land—alles gerettet, Mann Weib und Kind; nur er, John Maynard, er sank am Ufer nieder und die Seele floh aus der verbrannten Hülle—er starb für uns. Wir standen um die Leiche her mit tiefem Weh im Herzen und aller Augen voll dankbarer Thränen. Hier haben wir ihn begraben. Die ganze Mannschaft, alle Passagiere, fast die ganze Stadt folgte seinem Sarge nach; und als sie den Sarg ins Grab hineinsenkten, da war lautes Weinen. — Den Denkstein haben wir ihm gesetzt—der wird vergehen und verwittern. Aber sein Gedächtniß lebt in unsern Herzen,—o wir werden ihn nie vergessen; denn er starb für uns.

Theurer Leser! Schaue nach Golgatha, wo die drei Kreuze stehen, und wo in der Mitte der Mann voller Krankheit und Schmerzen hanget, von dem der Prophet bezeuget: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet." Dessen Gedächtniß lebt in unserm Herzen, und wir werden ihn nie vergessen; denn

Er starb für uns!

Das seltsame Mittagessen.

(Von Ph. P.)

Das Jahr 1816 war für Deutschland und insbesondere für Würtemberg ein Regenjahr. Es schien, als wollte die Sonne ihr strahlendes Angesicht für immer verhüllen. Die ohnedies geringe Ernte konnte der nassen Witterung wegen nicht eingeheimst werden, das meiste verdarb auf dem Felde. Die Folge war ein so rasches Steigen der Preise aller Lebensmittel, wie es seit Menschengedenken nicht vorgekommen war. Schon im Herbste waren die Vorräthe an Mehl und Kartoffeln so gering, daß man an manchen Orten, um das Mehl zu sparen, darauf verfiel, Obsttröster zu dörren und zu mahlen und mit einem kleinen Zusatz von Mehl Brod daraus zu backen. Allein da die Stiele sich nicht ganz vermahlen ließen, so zeigten sich diese dann im Brode als kleine Splitter, die den Kindern im Halse blieben. Ein Bruder meines Vaters, der durch dieses Brod einige Male in die Gefahr des Erstickens kam, rief einmal verzweifelnd aus: „O Mutter, Mutter, nur kein Stachelbrod mehr!" — Die höchste Höhe erreichte die Hungersnoth im Frühjahr 1817. Tausende standen damals am Rande der Verzweiflung. Ueberall zeigten sich je länger je mehr die Folgen des Hungers in gänzlicher Abmagerung und allgemeiner Schwäche des Körpers, und diese steigerten sich oft bis zu Wahnsinn und Raserei, so daß der Tod, wenn er zuletzt erschien, nur als Erlösung aus einem jammervollen Zustand betrachtet werden konnte.

In diesem Hungerjahre lebte in einer der volkreichsten Städte des würtembergischen Unterlandes eine arme Wittwe mit neun Kindern. Bei unermüdetem Fleiß und Sparsamkeit hatte sie bis dahin sich und ihre Kinder ehrlich durchgebracht. Allein in dieser Zeit der täglich wachsenden Theurung kam sie, wie Tausende neben ihr, zuletzt auch so ins Gedränge, daß sie eines Morgens ihre Kinder ohne Frühstück lassen und ihnen sagen mußte, daß sie nichts mehr habe und auch nicht wisse, woher sie etwas bekommen könne. Das wollte natürlich den Kindern nicht einleuchten, und eines sagte: „Ja, Mutter,

warum gehst du denn nicht zu den Bauern? Ich hörte sagen, es gebe Bauern, die noch die ganze Scheune voll Getreide haben." — „Das mag wohl sein, mein Kind," antwortete sie, „allein die geben nichts. Hörte ich doch erst gestern von einem, er gebe nichts her, bis jedes Körnlein einen Groschen koste." — „Aber," nahm jetzt ein anderes das Wort, „ich habe auch gehört, daß von Stuttgart aus alle Tage ganze Fässer voll Mehl und Brod ins Land hinaus geschickt werden; warum holen wir nicht davon?" — „O Kind," versetzte die Mutter, „diese Fässer kommen auf den Scharzwald, auf die Alb und wo die Noth am größten und allgemeinsten ist, aber hierher kommt nichts, und darum haben wir von Menschen nichts zu hoffen. Uns muß Gott helfen, sonst sind wir verloren. Darum rufet ihn an, daß er sich über uns erbarmen wolle." Da gaben sie sich zufrieden und liefen davon. Die Mutter aber, welche voraussah, daß sie Mittags so wenig ihnen etwas geben könne als am Morgen, kam nicht so leicht darüber weg; Sorge und Kummer überfielen sie wie ein Riese, und es ging ihr wie Hagar in der Wüste, als sie mit ihrem Sohne Ismael ausgetrieben wurde und bei Versaba irreging und kein Wasser mehr in der Flasche war. Da heißt es von ihr: „Da warf sie den Knaben unter einen Baum und setzte sich gegenüber von ferne, eines Bogenschusses weit, denn sie sprach: Ich kann nicht sehen des Knaben Sterben. Und sie setzte sich gegenüber und hub ihre Stimme auf und weinte." So ging es auch unserer Wittwe jetzt; sie konnte nichts als weinen und Hände ringen.

Inzwischen rückte die Zeit des Mittags heran, da sie sonst den Tisch zu decken pflegte. Plötzlich, als sie jammernd und verzweifelnd sich fragt: „Was fang' ich an?" da heißt es in ihrem Innern: „Deck nur den Tisch, und laß Gott für das Essen sorgen!" Gedacht, gethan. Sie setzt die Teller auf den Tisch und stellt die Schüsseln leer, wie sie waren, auf. Dann ruft sie die Kinder und sagt: „Kommt, Kinder, laßt uns beten und uns zu Tische setzen!" Die Kinder, welche die leeren Schüsseln sahen sich nicht denken konnten, was das für ein Essen abgeben werde, kamen mit fragenden Angesichtern und stellten sich erwartungsvoll ein jedes an seinen Platz. Da faltet die Mutter die Hände und betet: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was du uns bescheret hast! Amen."

Früh am Morgen desselben Tages war ein wohlhabender, gottesfürchtiger Bauer in einem vier Stunden entfernten Dorfe mit dem Bibelspruche erwacht: „Und Abraham stund frühe auf" — und der Gedanke, der sich ihm unwillkürlich aufdrängte, war der: „Die Hungersnoth ist jetzt so groß. Wie viele arme Leute werden, wenn der Tag anbricht, hungrig aufwachen und rathlos fragen: „Was werden wir essen? Und vielleicht sind auch Wittwen und Waisen unter denen, die jetzt nach Brod rufen. Du aber hast noch Mehl und Brod, Butter und Eier genug. Du mußt es machen wie Abraham und früh aufstehen und von dem Ueberfluß, den du hast, diesen Hungernden etwas bringen." — Er steht auf, nimmt einen Sack, füllt ihn mit Mehl, Brod, Butter und Eiern, legt ihn über die Schultern und zieht aus. Wohin er ihn tragen solle, wußte er freilich nicht, aber er dachte: „Der Herr wird's schon leiten, daß du an den rechten Ort kommst." So geht er mit seinem Sack und sieht im Gehen an allen Häusern hinauf, ob nicht im Innern eine Stimme in dieses oder jenes Haus ihn weisen möchte. Allein er vernimmt nichts. Da denkt er: „Vielleicht ist's im nächsten Dorf." — und faßt, dahin gekommen, aufs neue Haus um Haus ins Auge. Allein in seinem Innern bleibt auch da wieder alles still. Da denkt er wieder: „Vielleicht ist's im Nächsten!" und geht weiter. Der Sack aber beginnt allmälig an, schwer zu werden, so daß er zu denken anfängt: „Ja, wenn ich gewußt hätte, daß ich ihn soweit tragen müsse, hätte ich nicht so viel hineingethan." Doch es ist nicht mehr zu ändern, und so trägt er ihn in Geduld und kommt in das nächste und übernächste Dorf, ohne ihn abgeben zu dürfen. Endlich gelangt er in die Oberamtsstadt, tritt zum Stadtthore hinein und beginnt von neuem die Häuser zu mustern. Diese aber sind alle so groß und so schön, daß er unwillkürlich zu sich sagen muß: „Ja, sollte denn erst in diesen schönen und großen Häusern die Noth anfangen, und in allen andern Dörfern, durch die du deinen Sack getragen, keine Noth sein?" Doch kaum war er noch einige Schritte, Haus um Haus prüfend, weiter gegangen, siehe! da heißt's auf einmal in seinem Innern: „Da hinein!" Froh in der Hoffnung, seiner Last endlich los zu werden, tritt er hinein, und die Stimme, die ihn hineingewiesen, leitet ihn zu einer Thür. Er öffnet ohne zu klopfen die Thür, sieht ein Weib mit neun Kindern mit gefalteten Händen um den Tisch herumstehen und hört sie noch „Amen!" sagen. Ueberrascht und verwundert stellt er schnell seinen Sack an der Wand neben der Thür nieder, und innerlich seltsam ergriffen, sagt er: „Da sendet der Herr euch etwas zu essen!" und verschwindet so schnell wieder, als er gekommen. Er wußte nicht, wer die Frau war, und wie es um diese Familie stand, aber die Stimme bezeugte ihm, Gott habe den Sack da haben wollen. Der Wittwe mit ihren neun Kindern aber, vor deren Augen er in demselben Augenblicke, als sie das Amen ihres inbrünstigen Tischgebets aussprach, erschien, däuchte er trotz seines Bauernrockes nicht wie ein Mensch, sondern ein Engel vom Himmel gesandt zu sein. Ein heiliger Schauer ergriff ihre Seele und hinterließ ihr einen unauslöschlichen Eindruck von dem Walten der barmherzigen Heilandshand über uns und unserem Leben.

Fünf Jahre später wurden der Bauer und die Wittwe an einem dritten Ort wieder zusammengeführt und lernten einander kennen. Da löste sich das Räthsel vor beider Augen, und sie mußten fortan, so oft sie einander wiedersahen, nicht nur der Noth der Armen im Jahre 1817, sondern zugleich auch der größeren Hülfe von oben gedenken, die wie die Sonne durch die Wolken bricht, wenn wir auf Den unsere Hoffnung setzen, der gesagt hat: **Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten.**

Der Räuber und das Crucifix.

Auf dem öden Scheidewege, hinterm hohen Crucifixe,
Mit dem Säbel in dem Gurte, in der Hand die gute Büchse,
Steht der Räuber, stumm und lauernd, und des Auges dunklen Strahl
Läßt er rasch wie einen Falken abwärts fliegen in das Thal.
Denn den Kaufmann will er fangen, der aus weit entlegenen Ländern
Heut zurückkehrt zu den Seinen, reich an Gold und Prachtgewändern;
Und was mühsam er erworben auf der Wandrung nah und fern—
An dem Räuber, dem gewalt'gen, find't es plötzlich seinen Herrn.—
Abend wird's, die Sterne flimmern; mit dem Säbel und der Büchse,
Stumm und lauernd, steht der Räuber hinterm hohen Crucifixe.
Horch! da tönt's wie Engelstimmen! Leise Seufzer, laute Klagen
Kommen hell wie Abendglocken durch die stille Nacht getragen;
Süß, mit ungewöhnten Tönen, stiehlt Gebet sich in sein Ohr,
Und er steht und lauscht verwundert hinterm Crucifix hervor.
Alle sind's, des Kaufmanns Kinder, in der Jugend Blüthejahren,
Braunen Auges frische Knaben, Mägdlein mit blonden Haaren;
Dicht beim Räuber, vor dem Kreuze, beugen betend sie das Knie,
Für die Rückkehr des Geliebten, ihres Vaters, flehen sie:
„O, du Schirmvogt der Verlass'nen, Hort und Pfleger du der Waisen! reisen!
Laß den Vater, unsern theuern, ungefährdet heimwärts
Den du freundlich schon geführt hast durch die Wüste und das Meer,
Breit' auch nun die holden Arme mit zween Flügeln um ihn her,
Daß kein Sturm den Pfad zerwühle, daß kein Irrlicht ihn umschwirrt.
Daß sein gutes Roß nicht strauchle, nicht sein Fuß vom Wege irrt!
Daß kein Räuber stumm und lauernd, in der Waldschlucht ihn entdeckt, streckt!"
Kein Verrath den Heimgekehrten an der Schwelle niederstreckt!"

Also flehten sie; der Räuber hört' es hinterm Crucifixe,
Schnallte fester noch den Säbel, spannte schärfer noch die Büchse.

Und der Jüngste, sich tiefbeugend, hub noch einmal an zu lallen:
„Lieber Herr! ich weiß, die Amme sagt es mir: Du hilfst uns Allen,
Jeden Hauch vernimmst du droben! Freundlich wie das Sonnenlicht
Ueber Alle, Gut und Böse, neigest du dein Angesicht!
Gib den Räubern, den gewalt'gen, die da schwärmen auf den Wegen,
Gib ein Haus, darin zu wohnen, einen Vater, sie zu pflegen,
Warme Kleider, blanke Schuhe, Brod und Speise mancherlei,
Das sie nicht zu rauben brauchen, und der Vater sicher sei!
Wüßt' ich, wo ein Räuber wäre, ging' ich zu ihm ohne Beben;
Dieses Kettchen hier am Halse, diesen Ring wollt' ich ihm geben,
Meinen Pelz, den scharlachrothen, dieses Mützchen auch dazu, du!"
Nimm dir Alles, lieber Räuber! nur den Vater schone

Und der Räuber hört den Knaben hinterm hohen Crucifixe,
Nach dem Säbel faßt er schweigend, schweigend greift er nach der Büchse,
Da, von ferne, hört er's nahen! Rosse schnauben, Räder knarren,
Mühsam aus des Thales Grunde schwankt herauf der hohe Karren,
Und den Säbel zieht der Räuber, richtet langsam, stumm die Büchse
Und so steht er, lauscht und zielet, hinterm hohen Crucifixe.
Niederknien noch die Kinder: „Herr, um unsers Vaters Leben
Laß, o laß die holden Arme wie zween Flügel um ihn schweben,
Daß sein gutes Roß nicht strauchle, nicht sein Fuß vom Wege irrt,
Daß die Kugel nicht des Räubers mörderisch sein Haupt umschwirrt!" —
Und der Vater kommt gefahren, ungefährdet, wie sie flehen,
Drückt die Kinder an den Busen, und kein Räuber ward gesehen!
Nur den blanken Säbel fand man, nur die scharf gelad'ne Büchse!
Beide waren ihm entsunken hinter'm hohen Crucifixe.

Robert Prutz.

Etwas.

„Hör, Miki, wieviel hast du heute gemacht?"

„Einen Haufen: sieben ‚Glänzer' und ‚fünf Rothe'; kann dir sagen, ich war glücklich heute, habe dreimal aufgelegt."

„Dann solltest du aber blechen; fünfundsiebenzig frei ist ja eine Bonanza; ich habe nichts übrig und nur für einen Nickel gegessen."

„Kann nicht, für Niemand; es ist gegen mein Prinzip, du weißt ja, daß ich etwas vorhabe."

„Was hast du denn vor; so sagst du immer, kannst du denn nicht sagen, was es ist?"

„Etwas, das ist genug für deinerlei zu wissen."

„Pack dich, du schraubstockfäustiger Junge; mit einem solchen, wie du, will ich nichts zu thun haben."

„Gerade, was ich thun will, mein süßer Kamerad; adieu."

Die zwei Zeitungsjungen scheiden. Miki dreht sich um die Ecke in ein enges Gäßchen und pfeift vor sich hin; das „Etwas" macht ihn vergnügt. Wir wollen ihm nachgehen, aber wir müssen eilen, denn er geht mit jedem Schritt stärker. Jetzt kommt er vor ein altes Miethhaus und tritt ein, wir folgen: es geht eine, zwei und dann noch eine Treppe hinauf. Jetzt nimmt er einen alten Schlüssel aus seiner Tasche und öffnet eine Thüre. Kaum ist er drinnen, da umfangen ihn zwei dünne Aermchen und eine süße Stimme spricht:

„Miki, Liebling; die Sonne hat heute hereingeschaut, ich sah sie ein klein wenig."

„O, Molly lieb, ist es wahr, werden deine Augen wirklich besser, oder meinst du es blos? Kannst du mich sehen?"

Die armen fast erblindeten Aeuglein hoben sich nach dem rauhen, zerlumpten Jungen, der doch diesem Mädchen so unaussprechlich lieb ist. Miki blickt in die finsteren Aeuglein hinein und sieht — zwei große Thränen, welche sich sammeln und dann über die bleichen Wangen rollen. Er kann nicht sprechen, aber er umarmt das Kind und küßt den zarten Mund, wie eine Mutter es früher gethan hat. Als er sich ermannt hatte, sagte er:

„Nur Geduld, lieb Molly; ich mache Haufen von Geld. Ich bin bald bereit, dich zum großen Doctor zu nehmen; weine nur nicht, du siehst mich doch noch."

Jetzt setzte Miki das blinde Mädchen auf einen Stuhl, den einzigen im Stübchen, ans Fenster, und er geht, das Abendbrod zu bereiten. Eine Kiste umgekehrt dient als Tisch; in einer andern Kiste, mit einer Zeitung bedeckt, ist das Geschirr. Für Molly, sein Schwesterchen, vermag der rauhe Zeitungsjunge so sanftmüthig und reinlich zu sein, wie ein Mädchen; um Molly's willen hält er das Stübchen, das Geschirr und seine Seele rein. Eine Zeitung dient als Tischtuch; zwei zerbrochene Teller und ein Messer, ein weißes Schälchen und eine Blechschale werden nun aufgetragen. Die Schale gehört natürlich Molly. Jetzt schneidet er zwei Stücke Brod, gießt Milch in die Schale, füllt sein Blech mit Wasser und bringt nun Stuhl und Schwesterchen an den Tisch, während er selbst auf eine kleine Kiste sitzt.

Nachdem Molly ihre Milch gekostet, sagte sie: „Versuche sie, Miki, sie ist gut."

„Nein, trinke sie, Molly lieb, sie ist für dich. Buben brauchen nur frisches Wasser und wachsen dabei; solltest 'mal sehen, wie ich groß werde."

Er schmatzt seine Lippen, als er sein Blech leer hatte, dann sprach er ein kleines Gebetlein, welches er gewiß noch von der Mutter gelernt hatte, und fing dann an aufzuräumen:

„Du wirst noch eine Dame, dann bin ich dein Aufwärter, Molly lieb," sagte Miki, während er das Geschirr wusch, so gut es mit kaltem Wasser eben thunlich war. Nachdem alles fertig war, brachte er seine Kiste zu Molly's Stuhl, nahm ihre Händchen in die seinigen, und dann erzählte er ihr, gewiß schon zum hundertsten Mal, wie viel Geld er schon erspart habe, und wie viel er noch haben muß, bis das „Etwas", welches er dem Jungen auf der Straße nicht sagen wollte, geschehen kann.

„Die großen Doctoren gucken dich nicht an für weniger als zehn Dollars, aber ich habe sie bald, Molly lieb; acht habe ich, in zwei Wochen (mit Glück) habe ich die zehn, dann—"

„Denkst du ich kann dann gut sehen, Miki?"

„Die Doctor geben dir neue Augen, Molly lieb, wenn man ihnen Geld genug gibt, und ich bring's zusammen; nur getrost."

„Die Mutter sagte, im Himmel werde ich sie sehen; o, das wird schön sein, nicht wahr, Miki?"

„Molly, ich sage dir, du siehst mich noch auf der Welt, jetzt beleidige mich nicht, ich bring das Geld zusammen."

Molly antwortete nichts, sondern legte ihr Köpfchen auf Miki's Kniee und fiel bald in einen tiefen Schlaf. Miki legte das Schwesterchen in ihr Bett, dann kniete er sich in eine Ecke, betete sein Abendgebetlein und streckte sich dann auf dem Boden aus; sich mit einer Decke zudeckend, schlief auch er bald den Schlaf der Unschuld, und Friede ruhte auf Miki's armer Wohnung.

Einige Wochen später sehen wir Miki mit der Schwester an der Hand aus seinem Gäßchen kommend; er ist heiter, und ein selbstzufriedener Blick zeigt uns, daß „Etwas" vorgeht. In einer Hand das Händchen seiner Schwester, in der andern eine Rolle Papiergeld haltend, geht er munter der Hauptstraße entlang und examinirt genau jede Silberplatte an den Thüren. Plötzlich hält er an und führt Molly lieb die steinerne Treppe hinauf, indem er leise flüstert: „Hier ist's, da wohnt der große Doctor!"

Er zieht die Glocke, aber es scheint ihm fast einen Monat lang, ehe Jemand öffnete.

„Ist Doctor Tracy daheim?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Nicht für deinesgleichen," ist die kalte Antwort.

„Molly ist blind!" sprach Miki mit bewegter Stimme, indem er sich in die Thüre stellte, damit der Diener sie nicht schließen konnte. Dieser blickte das Mädchen an und fühlte ein menschlich Rühren. „Komm denn herein, vielleicht will dich der Doctor sehen, das ist die Thür."

Miki klopft an der Thüre, welche sich plötzlich öffnete, und eine rauhe Stimme rief: „Was wird verlangt?"

Für einen Augenblick war Miki so erschrocken, daß er fast nicht reden konnte, dann endlich reichte er die Hand aus und sagte: „Hier sind zehn Dollars, wollen sie so gut sein und Molly's Augen herstellen?"

Der Anblick des blinden Kindes bewegte auch des Doctors Herz. Er öffnete eine Thüre und gab das Zeichen einzutreten. Miki nahm des Mädchens Hand und führte es hinein. Der Arzt legte seine Hand auf des Kindes Haupt und blickte ihm in die finstern Augen hinein; der dunkle Blick erheiterte sich, und mit freundlicher Stimme

sagte der Mann: „Komm zum Fenster, Kind," dann untersuchte er die Augen genau; Miki dachte, der Doctor würde nie wieder sprechen, so lange dauerte es.

„Sie muß ins Spital," sagte er jetzt zu Miki; „ich bringe sie hin."

„Wird sie dann sehen?" fragte der erschrockene Knabe.

„Ja, ich denke sicher so."

„Hier ist das Geld."

„Halte es, mein guter Junge; habt ihr denn keine Mutter?"

„Nein, ich bin alles für Molly, und sie ist alles für mich."

„Bringe sie Morgen um neun Uhr hieher, und ich will es besorgen."

„Was soll ich nun mit diesem Geld machen?" sagte Miki, als er die Hand ausreichte.

Der Arzt lächelte. „Kaufe etwas für Molly; Orangen, Trauben und einige schöne Bücklein mit Bildern, ich denke sie wird bald welche verlangen."

Miki will danken, aber der Arzt unterbrach ihn: „Hier, Junge, spute dich, ich bin zu geschäftig."

Ein Monat vergeht und wir treffen Miki wieder; eben tritt er aus dem Spital heraus und führt Molly an der Hand; sie ist nicht mehr traurig: „Etwas" ist geschehen, denn des Mädchens Augen sind so hell und blau wie Miki's.

„O Miki, ich kann Alles sehen, und Alles ist so schön!"

„Nichts in der Welt ist so schön, als deine blauen Augen, welche ich sehe; ich kaufe einen Spiegel, dann kannst du sie selber sehen," sagte Miki ganz seelenvergnügt.

Zwei glücklichere Kinder waren auf Erden nicht zu finden, als Molly und Miki, da sie die alte Treppe hinaufstiegen nach ihrem Dachstübchen. Nur ein einziges Ding war verändert: Molly's weiße Schale stand auf dem bereiteten Tisch, und in derselben in frischem Wasser war ein Blumenstrauß. Miki hatte seinen letzten Cent daran verwendet.

„O Miki, das hast du gethan, weil ich heimkomme!" rief Molly entzückt.

Das Glück der Kinder war unbeschreiblich. „Molly, jetzt wollen wir beten, dann essen; wenn es wieder Sommer wird, nehme ich dich ins Land, wo Blumen kein Geld kosten; jetzt küsse mich—so. O, wenn die Mutter das wüßte. Lieber Gott, schicke einen Engel zur Mama und laß ihr sagen: Molly sieht und Miki ist glücklich."

Wie viel glücklicher wäre die Welt, wenn die Menschen alle so kindlich Gott vertrauen könnten!

Hagelfeier.

Im Hochsommer war es. Reich stand Gottes Segen in den Feldern der Altmark. Schwer schon neigten sich die Halme mit den vollen Aehren dem mütterlichen Erdboden zu. Fröhlich und getrost sah der Landmann der Ernte entgegen. Da zog — es war der 15. Juni 1839 — ein Unwetter herauf. Dumpf rollte der Donner; der Sturm heulte, unaufhörlich zuckten die Blitze in der Ferne. Und während noch der Mensch in stummer Angst oder betend im Gefühl seiner Ohnmacht dem Ausbruch des Gewitters entgegen sah, da prasselten plötzlich die Schlossen nieder, dichter und dichter. Ziegeln auf den Dächern wurden zerschmettert, die Scheiben zerschlagen, ein großer Theil des Viehes, das nicht schnell genug hatte eingetrieben werden können, von den großen Hagelkörnern getödtet; selbst die Vögel des Himmels deckten den Erdboden. In einer Stunde war weit und breit die Ernte vernichtet, als wären Regimenter von Reitern Stunden lang hin- und hergejagt. Das Unwetter ging vorüber.

Da standen, Thränen in den Augen, Schmerz, Verzagtheit — ach, auch wohl Zorn und Verzweiflung im Herzen, die Armen vor der zerstörten Hoffnung eines arbeitreichen Jahres. Was nun? Wovon Weib und Kind nähren in dem langen Winter?

Hatte der Hagelschlag einzelne Gemeinen der Altmark milder und nur in einzelnen Strichen getroffen, seine volle Wucht hatte sich entladen über die Gemarkung der Ortschaften B. und W. Hier war Alles vernichtet, Keiner verschont. Allein Gottes Gnade half über das furchtbar schwere Jahr hinweg. Die Herzen wurden im Leid offener für des Herrn Wort, als sie es gemeinhin in der Freude und im Gedeihen sind. Zur Erinnerung an den schweren Tag und an Gottes gnädige Durchhülfe war beschlossen, von nun an jährlich am 15. Juni eine „Hagelfeier," eine Art von Buß- und Bettag zu begehen. Alle Arbeit ruhte nun viele Jahre lang an diesem Tage, und die betenden Gemeinden W. und B. feierten im Gotteshause.

Jahre schwanden. Die Alten, die das Schwere wie die gnädige Durchhülfe mit erlebt, starben mehr und mehr dahin. Die Jungen, die meist nur von Hörensagen das Leid jener Tage kannten, wurden gleichgültiger und achteten nicht auf den Zuruf der Greise, die aus jener Zeit noch geblieben. Man begann die Hagelfeier geringer zu achten. Die Felder füllten sich am 15. Juni wieder mehr und mehr mit Arbeitern; die Kirchen leerten sich. Während aber in B. die Vorstände von Kirche und Gemeine sich noch kräftig wehrten, wurde schließlich in W. beschlossen, die Hagelfeier ganz aufzuheben. Dies geschah im Jahre 1866.

Wieder zog der 15. Juni herauf. Wieder prangten die Fluren im Schmuck der reifenden Ernte. Wieder ein heißer Tag. In B. läuteten die Glocken zur Kirche.

In W. schwiegen sie zum ersten Mal seit 27 Jahren an diesem Tage, und die Kirche blieb geschlossen. Alles ist auf den Feldern. Der Schweiß perlt von den Stirnen der Arbeitenden. Da streift sie ein kühler Hauch. Ein fernes Grollen wird hörbar. Eine dunkle, braungraue Wolkenschicht steigt auf. Lauter wird das Grollen und Rauschen, heftiger der Wind. Die Alten sagen leise: „Heut ist Hagelfeier!" Die Jungen schauen sich bange in die bleichen Gesichter, und Keiner wagt mehr, trotzig und froh zu lachen wie wohl sonst. Jetzt hallen die Glocken von B. laut herüber; da — ein zuckender Blitz, ein hallender Donnerschlag, noch einer — und in W. lodert eine prasselnde Feuergarbe auf. Ehe noch die auf den Feldern Zerstreuten den heimischen Herd gewonnen, hat schon die unter dem tobenden Sturm rasende Flamme sämmtliche Strohdächer gefaßt und frißt in den dürren Gebäuden schonungslos weiter. Statt der zum ersten Mal schweigenden Festtagsglocke heult die Sturmglocke, und statt der schweigenden Orgel braust der Sturm seine gewaltigen Accorde. Nach wenigen Stunden liegt fast das ganze Dorf in rauchenden Trümmern.

Man verstand Gottes warnenden Ruf. Seitdem schweigen die Glocken nicht mehr am 15. Juni, sondern es findet sich auch die Gemeine W. an diesem Tage wieder im Gotteshause zusammen. Auf Jahre hinaus ist „die Hagelfeier" wieder gesichert.

Was soll ich hinzufügen? Wer will, zucke zweifelnd die Achseln und sage der feststehenden Thatsache gegenüber: „Zufall!" Ich kenne es nicht, mag auch keine weitere Moral zu der Geschichte geben. Denn, „wo Gott redet, müssen Menschen schweigen." O. B.

Perlen.

Die Zeit ist der Wahrheit bester Freund; Vorurtheil ist ihr größter Feind, und Demuth ihre stete Begleiterin.

„Wenn" und „Aber"! Hast du auch schon nachgedacht, was diese Wörtchen alles an sich hängen haben?

Wenn der Mensch ans Ende gekommen ist, dann kommt der Anfang.

Der schrecklichste Betrug, ist der Selbstbetrug; ist der erst gelungen, dann ist alles Uebrige leicht.

Demuth ist eine Tugend, welche Alle loben, Jedermann predigt, aber nur Wenige üben.

Ein Geißelschlag macht Striemen, aber ein Zungenschlag zerschmettert die Knochen, verdirbt die Seele.

Vergiß nie deinen Freund, welcher Bürge geworden für dich, denn er hat sich für dich geopfert.

Eine schlechte That kann nie gut gethan werden, aber schon manche gute That wurde schlecht gethan.

Dinge anzunehmen, wie sie kommen, ist leichter, als Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen.

Erzähle nie, was du zu thun gedenkst, denn wenn du fehlst, hast du doppelte Täuschung zu erleben.

Frost ist stark genug, einen Pfosten von deinem Land zu heben, aber er ist zu schwach, eine Hypotheke zu heben.

Wer des Krummen spottet, sollte behutsam sein, daß er selbst gerade geht. Die Tugend gleicht einer armen Schönen, sie hat mehr Bewunderer als Liebhaber.

Traue deinem Feind nicht, denn er ist heimtückisch; wenn er auch gedemüthigt und niedergeschlagen aussieht, nimmt er doch die Gelegenheit wahr, dir eins zu versetzen.

Ein Heuchler kann einen so feinen Faden spinnen, daß er sich selbst betrügt; er kann das Gewebe bewundern, ohne zu merken, daß er selbst die Spinne ist.

Die Welt zu kennen, ist von größerem Werth, als dieselbe zu richten; und die Welt zu gebrauchen, ist weiser, als sie zu mißbrauchen.

Jüngling, die Welt beobachtet dich, und die Meisten sind eher bereit, dich zu belasten, als dir etwas zu Gute zu schreiben.

Die Jugend berechnet fast immer das Mögliche, während das Alter immer nach dem Wahrscheinlichen berechnet. Erfahrung hat den Wechsel gebracht.

Geld ist rund, damit es rollen kann, sagte ein Verschwender. Geld ist flach, damit es liegen bleibe, antwortete der Geizhals.

Behandle Jedermann höflich, auch die Groben, denn deine Behandlung soll nicht zeigen, daß sie es sind (höflich), sondern, daß du es bist.

Das Christenherz ist nicht so groß, als es sein sollte; es muß die ganze Welt einschließen, wenn wir des Namens werth sein wollen, den wir tragen.

Weisheit ist besser, denn Reichthum. Weisheit behütet den Menschen, aber Reichthum muß beständig behütet werden; gebraucht man Reichthum, dann nimmt er ab; gebraucht man Weisheit, so nimmt sie zu.

Der Sonntagschullehrer.

Der unartige Junge.

Ist es rathsam, einen unartigen Jungen von der Sonntagschule auszuschließen? Wir würden es nie thun, so lange noch ein Weg und ein Mittel offen steht, um den Jungen zu gewinnen — nie! nie! Man muß ja nicht vergessen, daß Knaben oft unruhig, ja unartig sind, ohne es zu wollen; auf der andern Seite ist Gefahr vorhanden, daß wir vergessen, was wir selbst einmal waren jung. Das letzte Mittel würden wir wählen, indem wir mit den Eltern des Knaben redeten, und allenfalls würden sie dem Jungen so weit beistehen, daß sie ihn daheimhielten. Es soll schon vorgefallen sein, daß Eltern so viel von ihrem Söhnchen gedacht haben, daß sie dasselbe zu einer Geißel für sich selbst erzogen haben, und später haben sie alles erlangt, was sie in der Erziehung gesucht haben.

Das Billigste.

„Wir kaufen unsere Sonntagschulbücher, wo wir sie am billigsten bekommen," sagte ein Lehrer zu seinem Prediger, als von einer neuen Bibliothek die Rede war. „O, wenn ihr nach den niedrigsten Preisen geht, anstatt nach dem Inhalt der Bücher, dann seid ihr freilich richtig, aber ihr solltet auch konsequent sein. Knochen sind überall billiger als Fleisch; wir zu Hause ziehen trotz dem höheren Preis das Fleisch vor."

Die Bekehrung der Kinder.

Es ist nicht nur unsere Aufgabe, des Sonntags möglichst viele Kinder zu sammeln, sie in Ordnung zu halten und sie zu lehren, sondern wir sollen einen höheren Zweck im Auge haben: die Bekehrung der Kinder. Folgende Betrachtungen werden uns dienen, diesen Zweck mehr zu erreichen als bisher:

1) Lehrer, bist du bekehrt? Du sollst den Kindern den Weg zu Jesu zeigen. Bist du ihn selbst gegangen? Du sollst den Kindern den Segen einer Gemeinschaft mit Gott, die Köstlichkeit der Vergebung, des Friedens mit Gott anpreisen. Genießest du das alles selbst? Gib dein Herz zuerst dem Herrn — sonst könnte einmal dein Schüler, den du zu diesem Schritte zu bewegen suchst, dich fragen: Lehrer, warum thust du es nicht selbst?

2) Benütze jede Gelegenheit, den Kindern zu zeigen, daß du ihr Freund bist. Schaue nach ihnen zu Hause in der Woche oder nimm dir Sonntags eine Zeit, deine Schüler daheim aufzusuchen. Jedes Kind genau persönlich zu kennen, ist eine Nothwendigkeit, wenn du ihnen nützlich werden willst.

3) Bete für deine Schüler. Bringe sie oft mit Namen vor Den, der gesagt hat: „Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist." Erwarte zuversichtlich, daß Gott deine Arbeit mit der Bekehrung der Kinder besiegeln will.

4) Bemerkst du während des Unterrichts, daß ein Kind bewegt wird, so laß es nicht fortgehen, ohne mit ihm geredet oder gebetet zu haben.

5) Suche zu aller deiner Arbeit die „Salbung des hl. Geistes," sei treu und fleißig, und „der Gott vom Himmel wird es dir gelingen lassen."

Wohl zu bedenken.

Manchmal haben Sonntagschullehrer viel Mühe, um den Einfluß schlechter Bücher, welcher bereits im Gemüth der Schüler Wurzel geschlagen hat, zu zerstören. Das beste Mittel, dieses zu bewerkstelligen, ist zunächst Christi Wort: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." Denn das ist unbedingt wahr: der Spötter ist nie ein sittlich reiner Mensch, und an Liebeswerken ist der Unglaube sehr arm. Ein Frommer ist nie ein Trunkenbold, oder ein Flucher, oder sonst ein lasterhafter Mensch. Dann ist es aber auch nothwendig, daß man wo immer thunlich, gute Literatur einführt, und dazu hat der Sonntagschullehrer die allerbeste Gelegenheit.

Für die Lehrer.

Wir, die wir das Vorrecht haben, Sonntagschullehrer zu sein, wissen alle, wie viel auf die Art und Weise ankommt, wie wir mit den Kindern die Lection besprechen. „Heute habe ich eine gesegnete Sonntagschule gehabt," sagte neulich Br. R. zu mir. Woher kam das? Er selber war warm gewesen, *hatte selber mit gelernt*, daher hatte er Segen, und sicher auch seine Schüler. Wir dürfen nicht blos Lehrer sein, sondern mit unseren Schülern: „*Lerner*." Wir müssen mehr haben vom Geiste der alten Propheten, deren Sprache immer war: „So spricht der Herr;" wir müssen unsern Schülern nicht blos aufwarten mit dem, was gute Bücher und Sonntagschul-Lection uns gelehrt haben, sondern müssen ihnen mittheilen, was wir von dem Lehrer aller Lehrer, dem heiligen Geiste, gelernt haben. Unser Unterricht darf daher nicht ein blos allgemeiner sein, sondern unser Bibelabschnitt muß uns ganz persönlich angehen. Ein Beispiel zeige es:

Die Lection ist: Das Gleichniß vom Säemann. Da kann man ganz allgemein besprechen, was wir zu verstehen haben unter Säemann, Samen, Weg, Vögel, Felsen, Sonne, Dornen, gutem Lande und alles, was wir sagen, mag wahr und gut sein. Aber — die Kinder „hören es nicht, ob sie es schon hören." Es ist kein Er-

folg da; das herrliche Gleichniß spricht nicht an; der Same ist verstreut.

Probiren wir es auf andere Weise: Wir erinnern uns, wie wahr dieses Gleichniß an uns schon geworden. Wie viel Samen wurde in uns gesäet und brachte keine Frucht! O der göttlichen Barmherzigkeit, die trotz des vielen Mißerfolges nicht müde ward, immer wieder zu säen! Unser Herz beugt sich vor Gott. — Wir erinnern uns der Kostbarkeit des Samens, der Liebe Dessen, der ihn uns geschenkt. „Dein Wort ist meinem Munde süße," spricht unser Herz und wird erwärmt für unsern Vater im Himmel, und naturgemäß auch für unsere Schüler. Jetzt *fühlen* wir, was wir lehren, ja wir *lernen* mit. Aus unsern Augen leuchtet heilige Begeisterung für Gott, und entzündet das gleiche Feuer in den Kindern. Haben wir es nicht schon oft bemerkt, daß wenn wir mit ganzer Seele bei der Sache sind, so sind es die Schüler auch? Allgemeine Belehrungen und Erklärungen sind gut, aber wenn sie nicht gewürzt werden mit der Kraft lebendiger Zeugnisse, sind sie den Kindern meist unverdaulich.

Der Sonntagschul-Agent.

Die Evangelische Gemeinschaft hat etwas über 22,000 Sonntagschul-Lehrer und mehr als 2000 Superintendenten; das sind unsere Sonntagschulagenten. Brüder, habt ihr auch je bedacht, daß ihr eine Macht seid, welcher selbst Satan nicht widerstehen kann, wenn ihr einmal einig an die Arbeit geht?

Wir möchten eure Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand hinlenken, in eurem Amt als Superintendenten und Lehrer könnt ihr sehr viel beitragen zur Verbreitung unserer Sonntagschulliteratur, und besonders der Hülfsmittel für Lehrer, unter welchen das Evangelische Magazin obenan steht. Bitte, nehmt diesen Punkt zu Herzen und ins Gebet, denn gegenwärtig macht fast jeder Buchhändler Anstrengungen unsere Jugend mit seichter, giftiger Literatur anzufüllen, und wir *müssen* diesem Uebel zu steuern suchen.

Institute.

Wir sind immmer noch nicht auf dem Punkt angelangt, wo jeder Lehrer anlangen muß, nemlich: sich so viel als möglich an allen mit der Sonntagschule verbundenen Einrichtungen zu betheiligen. Wo immer mehrere Sonntagschulen auf einem Arbeitsfelde sind, und dieses ist besonders auf dem Lande von Bedeutung, da sollten während des Jahres mehrere Sonntagschul-Institute abgehalten werden. Bei diesen Versammlungen sollte kein Lehrer, vielweniger ein Superintendent fehlen. Die gegenseitige Besprechung der Sonntagschularbeit sollte den Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit bilden, und alles steife, kalte und zwecklose beobachten von bloßen Formen sollte verbannt sein. Natürlich können da die Prediger viel helfen, aber was nützt ihre Arbeit, wenn die Lehrer und activen Arbeiter nicht beiwohnen? Wir gehen zwar langsam diesem Ziele entgegen; aber, Brüder, könnten wir nicht ein wenig stärker gehen?

Zur Beachtung.

Ein Schüler mag noch so unachtsam sein auf seine Lection, und noch so gleichgültig, ob er sie weiß oder nicht, so wird er doch einen Gegenstand immer genau und durch und durch studiren, nemlich seinen Lehrer! Ganz ohne es zu wollen ist es uns neulich zu Ohren gekommen, daß ein dreizehnjähriges Mädchen zu ihrer Gespielin sagte: „Ich kenne meine Lehrerin auswendig, wie mein Buchstabirbuch." Da ist Grund zum Nachdenken; ein Lehrer unterrichtet nicht so viel mit Worten als durch sein Wesen, und seine Schüler lernen ihn durch und durch auswendig; daher sollte der Lehrer und die Lehrerin besonders offenherzig, kindlich, einfach und ohne allen Schein vor ihren Schülern erscheinen, damit dieselben doch ja nichts von Falschheit und Verstellung an ihren Lehrern lernen.

Was nützt es uns?

Es ist nicht genug, daß man die Lection lernt und dann im Gedächtniß aufbewahrt, denn sie bliebe ja liegen, wie Geld im Kasten eines Geizhalses. Man muß die Lection aufbewahren, aber nur so, daß man sie stets bereit hat, um anzuwenden, wo immer sich eine Gelegenheit darbietet. Gottes Wort ist ein Rathgeber, welchen man fleißig um Rath fragen sollte; es ist ein Same, welchen man bei jeder Gelegenheit säen sollte; es ist ein Kleinod, welches uns immer zieren muß. Wer dieses Wort so hält und bewahrt, der wird finden, daß dasselbe von unaussprechlichem Nutzen ist und den Menschen für diese Welt geschickt und für den Himmel tauglich macht.

Bedeutungsvoll.

Was bedeutet jugendliche Bekehrung? Es bedeutet früh Morgens an die Arbeit gehen und einen ganzen vollen Tag für den Herrn arbeiten; während Andere sich erst Nachmittags und Viele erst vor Sonnenuntergang sich bekehren, diese haben dann keine Zeit mehr aus dankbarer Liebe etwas für den Herrn zu thun und haben ein ganzes Leben verloren. Die herrlichsten Bäume im Garten Gottes wurden gepflanzt, als sie noch ganz geringe Zweiglein waren.—Nur wenige Bauern lassen alte Bäume zweigen, denn es lohnt sich eher, die alten umzuhauen und junge an ihre Stelle zu pflanzen.

Stolz bettelt lauter als Armuth und ist dabei viel unverschämter, denn wenn man ihm eine Bitte erfüllt, dann hat er gleich noch zehn andere. Es ist leichter, den ersten Wunsch zu dämpfen, als die neun nachfolgenden.

Drittes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

David's Reue.

5. Lection: Psalm 51, 1–19. — Sonntag den 3. August 1884.

1. Ein Psalm David's vorzusingen;
2. Da der Prophet Nathan zu ihm kam, als er war zur Bath-Seba eingegangen.
3. Gott, sei mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit.
4. Wasche mich wohl von meiner Missethat, und reinige mich von meiner Sünde.
5. Denn ich erkenne meine Missethat, und meine Sünde ist immer vor mir.
6. An dir allein habe ich gesündiget, und übel vor dir gethan, auf daß du Recht behaltest in deinen Worten, und rein bleibest, wenn du gerichtet wirst.
7. Siehe, ich bin aus sündlichem Samen gezeuget, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen.
8. Siehe, du hast Lust zur Wahrheit, die im Verborgenen liegt; du lässest mich wissen die heimliche Weisheit.
9. Entsündige mich mit Ysop, daß ich rein werde; wasche mich, daß ich schneeweiß werde.
10. Laß mich hören Freude und Wonne, daß die Gebeine fröhlich werden, die du zerschlagen hast.
11. Verbirge dein Antlitz von meinen Sünden, und tilge alle meine Missethat.
12. Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist.
13. Verwirf mich nicht von deinem Angesicht, und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir.
14. Tröste mich wieder mit deiner Hülfe, und der freudige Geist enthalte mich.
15. Denn ich will die Uebertreter deine Wege lehren, daß sich die Sünder zu dir bekehren.
16. Errette mich von den Blutschulden, Gott, der du mein Gott und Heiland bist, daß meine Zunge deine Gerechtigkeit rühme.
17. Herr, thue meine Lippen auf, daß mein Mund deinen Ruhm verkündige.
18. Denn du hast nicht Lust zum Opfer, ich wollte dir's sonst wohl geben; und Brandopfer gefallen dir nicht.
19. Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist; ein geängstigtes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verachten.

Haupttext: Meine Sünde ist immer vor mir. — Psalm 51, 5.

Geschichtliches. — David hatte sich schwer versündigt, und für seine Sünden war keine Entschuldigung. Seit der vorigen Lection sind etwa sechs Jahre verflossen und David hatte scheint's seine vorigen Gelübde alle vergessen; der große König, der liebevolle Vater, der weise Staatsmann und Knecht Gottes war tief gefallen. Es ist aber nicht genug, daß man die Sünde hervorhebt, man muß auch der Reue und Buße gedenken. Wenn nie ein Mann gesündigt, wie David sündigte, dann muß man doch auch sagen, es hat nie ein Mann Buße gethan, wie er. Nathan, der Prophet, kam und hielt David seine Sünde vor in all ihrer Häßlichkeit; er zeigte ihm, wie tief er gefallen war, und daß Gottes Wohlgefallen ferner nicht auf ihm ruhen könne. Die Mahnung des Propheten that ihre Wirkung, David erkannte sein Unrecht und demüthigte sich vor dem Herrn. Viele treiben ihren Spott mit David's Leben; sie nennen ihn den Knecht Gottes, und zeigen seine Schwachheit, aber von seiner Buße schweigen sie. Wäre David ein gottloser Mann gewesen, dann hätte er in seiner Sünde verharrt, so aber, als er seine Sünde sah, machte er ein öffentliches Bekenntniß vor dem Propheten und beugte sich vor dem Herrn. Er sündigte also nicht, weil er ein Mann Gottes war, sondern trotzdem. Wir sollen hier ein Bild der menschlichen Natur sehen. Armer Mensch! Was sind wir, wenn wir auf eigene Kraft bauen und den Herrn verlassen?

Dieser Psalm wird in Luther's Uebersetzung sehr schön David's Bußspiegel genannt; eine englische Uebersetzung nennt ihn des Sünders Bußführer, aber alle Gelehrten der alten und neuen Zeit stimmen darin überein, daß kein anderer Psalm so deutlich den wahren Geist echter Buße hervorhebt und zeigt. Die übereinstimmende Begebenheit ist in 2. Sam. im 11. und 12. Capitel verzeichnet. Anschließend an diesen Psalm sollte man auch den 32. Psalm lesen, denn auch jener ist durch diesen Fall erzeugt worden, und gehört also hierher.

David hatte um diese Zeit etwa 20 Jahre regiert, und kannte den Herrn und seine Gebote. Es ist die Geschichte eines tiefen Falls und großer Reue.

Texterklärung. — V. 1 und 2. Diese beiden Verse sind eigentlich nicht zum Psalm selbst gehörig, sondern sind blos eine Einleitung und Erklärung: Erstlich daß der Psalm im öffentlichen Gottesdienst gebraucht werden soll vom Volk, und dann auch, damit David's Reue ebenso bekannt werde als seine Sünde. Es ist nicht gesagt, daß ein armer Sünder seine Sünden aller Welt bekennen muß, wenn er sich bekehrt, dieses ist ein Irrthum und dienet Niemand zur Besserung. Nur soweit die Sünde bekannt ist, soll auch die Buße bekannt werden. David sündigte vor allem Volk, daher seine öffentliche Demüthigung. Der 2. V. zeigt dann an, um welcher Ursache willen und zu welcher Zeit dieser Psalm gedichtet wurde, dann folgt der Psalm selbst, hier anfangend mit Vers 3.

V. 3. **Gott sei mir gnädig,** d. h. habe Mitleiden mit mir, gewähre meine Bitte. Es zeigt den Stand des Gefallenen, des Uebelthäters seinem Richter gegenüber an. **Tilge meine Sünden.** Diese Bitte hat eine doppelte Bedeutung. Tilge sie — aus meinem Herzen, aus dem Gewissen, denn sie ist ein Schandfleck darinnen, dann aber auch: tilge sie — aus dem Buch deines Gedächtnisses; gedenke ihrer nicht mehr. Gott kann thun, was Menschen nicht vermögend sind, er kann vergessen! Er sagt so, und es muß so sein. David betete hier gerade für das, was er am allernöthigsten hatte. Die Vergebung der Sünden ist von allergrößter Wichtigkeit, und doch beten viele Menschen mit größerem Ernst um Erlösung aus zeitlicher Noth und Trübsal.

V. 4. **Wasche mich wohl.** Im hebräischen Text heißt es: Wasche mich vielfältig. David erkennt seine Schuld, sie ist so groß, daß er meint, es fordere eine Reinigung, wie das Gesetz vorschreibt, denn das Blut Christi war ja noch unbekannt, nur im Glauben sah es

David von ferne. Man sieht hieraus sein ernstliches Verlangen, gereinigt zu werden; er war bußfertig. **Reinige mich.** David verlangt nicht blos Vergebung der begangenen Sünden, sondern auch eine solche Reinigung seiner Seele, daß er künftig nicht wieder in solche Sünden, noch in andere fallen, und wieder unter Gottes Zorn gebracht werden möchte. Das Wort Missethat in diesem Vers bedeutet „verfehltes Ziel," wie z. E. ein Bogenschütze zielt und dann nicht trifft. Auch wird es gebraucht, wenn Einer falsch auftritt und stolpert; ebenso wenn Jemand eine Regel übertritt. David fühlte, daß er alles dieses gethan hatte.

V. 5. **Meine Sünde ist immer vor mir.** Nicht die Furcht vor der Strafe, nicht die Schrecken des Zornes Gottes, sondern das Gefühl der Reue, indem er trotz der Liebe Gottes gesündigt. David fürchtet die Strafe nicht, aber er fürchtet die Trennung von Gott. Also schwebt die Sünde beständig vor seiner Seele, weil er weiß, daß Gott beleidigt ist.

V. 6. **An dir allein.** Einige wollen damit sagen als ob David sich nichts darum bekümmerte, was die Welt sagen möchte, ob verdammen oder freisprechen; aber daß er sich so an Gott versündigte, das machte ihm am meisten Kummer. Andere reden hier, als hätte David sich ausgesprochen, er sei Niemand verantwortlich als nur Gott; und selbst wenn Menschen ihn lossprechen würden, so würde das ihn vor Gott nicht frei machen. Was man nun immer für Auslegungen machen will, das bleibt fest: David erkannte seine Sünde und war bereit, volle Buße zu thun, und obwohl er König ist, soll doch Gott um seinetwillen nicht gelästert werden; wie er das am Ende dieses Verses noch ausspricht.

V. 7. **Siehe, ich bin aus sündlichem Samen.** Damit will David eingestehen, daß in ihm von Natur nichts Gutes ist, denn er hat die böse Natur mit auf die Welt gebracht, und ist daher nicht blos schwach, sondern auch unrein. David bekennt nicht blos, daß er ein- oder zweimal gesündigt hat, er bekennt, daß seine ganze Natur verdorben und unrein ist; ja er bittet sogar um eine neue Natur, um einen gewissen Geist.

V. 8. **Du hast Lust zur Wahrheit.** Wahrheit kann hier auch als Aufrichtigkeit genommen werden, überhaupt alles, was der Ungerechtigkeit entgegentritt. **Du lässest mich wissen.** Damit soll gesagt sein, daß Gott dem David seine Sünde auf der einen, aber Gottes Rath und Wille auf der andern Seite hat lassen kund thun. Wahrheit ist der Sinn des Ganzen, daher kann auch das Wort Weisheit hier wieder als Wahrheit gelten. Gott hat dieses alles dem David geoffenbart, so daß sein Bekenntniß jetzt nur umsomehr seine Aufrichtigkeit zu erkennen gibt.

V. 9. **Entsündige mich mit Ysop.** 4. Mose 19, 18; 3. Mose 14, 4–6 zeigt uns an, daß Ysop gebraucht wurde, um die größten Verunreinigungen, wie das Berühren von Todten, und von Aussätzigen zu reinigen. So tief verunreinigt erachtete sich David nach seiner Sünde. Ueber den Ysop sind die Ansichten verschieden; nach 1. Kön. 4, 33 ist es eine Schlingpflanze, welche an Mauern wächst; sie wurde als Hautreinigungsmittel gebraucht; nach Joh. 19, 29 aber wäre es eine Pflanze mit kräftigem Stengel oder Stamm, auf welchen man leicht einen Schwamm spießen konnte. Hier ist Ysop ein Bild auf Christi Blut, welches reinigende Kraft hat. **Daß ich schneeweiß werde,** oder: Dann werde ich schneeweiß sein. Hiemit wird die Heiligung unter dem Evangelium abgebildet. Tit. 3, 5; Heb. 10, 22. Scharlach ist die Farbe der Sünde, und Schnee die Farbe der Reinheit, welche nur durch Gottes Gnade erzielt werden kann. Jer. 2, 22.

V. 10 u. 11. **Laß mich hören Freude und Wonne,** d. h. laß mich fühlen und überzeugt sein, daß ich Vergebung habe und deinen Frieden genieße. Größere Freude hätte dem David gerade jetzt nicht werden können, daher sein brünstiges Verlangen nach diesem Frieden. **Verbirg dein Antlitz von meinen Sünden,** das meint, schaue dieselben nicht mehr an, wende dich ab davon und vergiß sie.

V. 12. **Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz.** Hier bekennt David, was wir heute noch behaupten und predigen, die Bekehrung ist ein Werk Gottes, und eine Neuschaffung der Liebe Gottes in Christo Jesu. Er fühlt, daß man bei ihm dem Uebel bis auf den Grund kommen muß, um es auszurotten, und fleht deßhalb um **einen neuen gewissen Geist,** welcher in seinen Neigungen rein und fest sein würde.

V. 13. **Nimm deinen heiligen Geist nicht von mir.** Er betete, daß die Gemeinschaft mit Gott nicht aufhören möge, denn diese kann ja nur durch den heiligen Geist stattfinden und erhalten werden.

V. 14. **Tröste mich wieder mit deiner Hülfe.** Es ist ein gutes Zeichen, wenn ein Sünder über seinen Zustand Traurigkeit fühlt, denn das ist ein sehr hoffnungsvolles Zeichen, daß er nach Befreiung sucht. **Der freudige Geist enthalte mich.** Das Gewißsein der Vergebung soll ihm Freude machen; oder vielmehr dein Geist in mich ausgegossen soll meinen Geist erquicken und fröhlich machen, so daß die Sünde nie wieder Gewalt über ihn haben kann.

V. 15. **Denn ich will die Uebertreter deinen Weg lehren.** David wollte durch seine Erfahrung den Sündern zeigen, wie man von Sünden los werden kann, selbst wenn er dadurch seine eigene Schande offenbar machen müßte. Er glaubte, durch die Vorstellung der Gerechtigkeit und Güte Gottes noch viele Sünder zur Buße zu bewegen. Das ist ein sicheres Zeichen wahrer Bekehrung, daß man auch Andere zu überzeugen sucht.

V. 16 u. 17. **Von den Blutschulden.** David hatte nicht nur eine Blutschuld auf sich, sondern mehrere, und zuletzt drücken alle. **Thue meine Lippen auf.** Jetzt waren seine Lippen durch Scham, Schrecken und Traurigkeit verschlossen, daher bittet er um Kraft und Gelegenheit, sie wieder zu öffnen, d. h. wie ehemals mit Zuversicht und Unerschrockenheit zu reden, so kann dieser Ausdruck verstanden werden.

V. 18. **Du hast nicht Lust zum Opfer.** Diese Worte sind vergleichungsweise zu betrachten. Gott hat wohl Lust zum Opfer, aber nicht wenn dasselbe als Sühnung für die Sünde gelten soll, dann verlangt er es nicht. Zur Abwendung von Strafen waren sie aber überhaupt schon gar nicht bestimmt.

V. 19. **Die Opfer, die Gott gefallen.** Das sind solche Opfer, die Gott unter allen Umständen annehmen will; **ein geängsteter Geist; ein geängstigtes und zerschlagenes Herz.** Das ist ein Herz, welches über seine Sünden wahrhaft betrübt ist, sich unter Gott demüthigt, und Aussöhnung annimmt auf jede Bedingung, welche Gott stellen kann. Man vergleiche Jes. 57, 15; 61, 1; 66, 2; Matth 11, 28.

Die Opfer, welche der Unbekehrte bringt, sind fast immer eine Gabe, anstatt eines gehorsamen und liebenden Herzens. Man erkennt sich schuldig, aber weil man nun einmal nicht gehorsam sein will und doch etwas thun soll, bringt man ein Opfer, und das soll anstatt des demüthigen Herzens gelten; darüber hatte auch Jesus mit den Pharisäern manchen Streit zu bestehen.

Lehre und Anwendung. — Vergebung der Sünden ist das Bedürfniß aller Menschen und faßt folgende Punkte in sich: 1. Versöhnung mit Gott; die Seele

wird wieder unter Gottes Wohlgefallen gestellt; 2. das Vergessen der Sünde. Gott will es so ansehen, als hätte der Mensch gar nicht gesündigt gehabt. 3. Aufhebung und Erlassung der Strafe, soweit dieselbe direkt von Gott abhängt, dieses schließt jedoch die natürlichen Folgen der Sünde nicht mit ein.

Der Inhalt dieser Lection muß an das Herz jedes Schülers angewendet werden, denn es geht alle an. Alle haben gesündigt, alle bedürfen der Buße, des Bekenntnisses und deren Früchte. David steht hier als das Bild des armen Sünders, und wir thun wohl, in seine Fußstapfen zu treten.

Was der sündliche Mensch vor allem bedarf, ist eine gründliche Reinigung, und Entfernung seiner Schuld, und dann eine Erneuerung des Herzens und des Lebens in Christo Jesu.

Sünden vergeben kann nur Derjenige, welcher am meisten beleidigt ist worden, und das ist der allmächtige Gott (V. 4.); und kann auch nur Dem zu Theil werden, welcher die Größe seiner Schuld, und die Gerechtigkeit der Strafe anerkennt und eingesteht.

Wenn ein Sünder Vergebung erlangt hat, dann kann er nicht blos den Namen Gottes rühmen und verherrlichen, sondern er kann auch andern Sündern den Weg zeigen und sie zur Quelle ihres Lebens führen (V. 13). Darin besteht dann auch in der That seine größte Freude und seine Lust, denn siehe: es ist Alles neu geworden in einem solchen Herzen, und die Liebe Gottes in Christo Jesu treibet ihn nun zum Guten.

Ein wahres Kind Gottes kennt keine größere Lust und Freude, als den Besitz der Vergebung und das Wohlgefallen Gottes, denn diese sichern ihm die Hoffnung des ewigen Lebens.

Vergebung ist heute noch allen armen Sündern angeboten und zugänglich auf die nemliche Bedingung wie jemals; aber auch die Drohungen Gottes bestehen noch gegen den unbußfertigen und hartherzigen Sünder, welcher von Gott nichts wissen will.

Illustrationen.—Der 51. Psalm. Dieser Psalm wurde schon sehr frühe vor den Andern hervorgehoben und Bußpsalm genannt. Miserere heißt er wegen seines Anfangs in der Vulgata, d. i. die lateinische Bibel; sonst nennt man diesen Psalm auch Führer zur Buße, und Leitstern der Heilsuchenden.

Als Dr. Carey, der fromme Missionar, im Sterben lag, fragte man ihn, was man, im Falle seines Ablebens, für einen Leichentext wählen solle; er antwortete: „Ich bin so unwerth, daß man eigentlich gar nicht predigen sollte; muß es aber sein, dann predigt Psalm 51: „Gott sei mir gnädig nach deiner Güte!"

Da Sir Walter Raleigh sein Haupt schon auf dem Block liegen hatte, fragte ihn der Scharfrichter, ob dasselbe auch richtig liege, worauf Sir Walter antwortete: „Es macht nichts aus, wie das Haupt liegt, wenn das Herz recht ist;" dann betete er den 51. Psalm und starb unter dem Henkersbeil.

Als man Lady Jane Gray aufs Schaffot brachte, betete sie diesen Psalm, band sich dann selbst die Binde um die Augen und entblößte ihren Hals für das Beil.

Matth. Henry sagt, er sei gleichgültig gewesen bezüglich seiner Seele, bis er einst seinen Vater über den 51. Psalm predigen hörte, von Stund an habe er keine Ruhe mehr gehabt, bis er ein reines Herz suchte und fand.

Gebete. Eine Gesellschaft von Herren und Damen kamen einst zusammen, um sich an einer Weihrauchverbrennung zu betheiligen, wie das früher oft geschah. Ein Herr that nun den Weihrauch in einen Mörser und zerdrückte denselben fein, dann warf er den feinen Weihrauch auf die Kohlen, aber es gab weder Rauch noch Wohlgeruch. Nun nahm der Mann den noch übrigen Weihrauch und zerrieb ihn so fein, daß man meinte, es sei gar nichts mehr übrig geblieben, als er dann die Masse auf die Kohlen brachte, füllte sich das Zimmer in kürzester Zeit mit herrlichen Düften. So müssen unsere Gebete erst von allem Unnöthigen gereinigt und in die einfache, kindliche Sehnsucht verwandelt werden, welche nur noch das eine Nöthige sucht und will, dann steigen sie auf zum Thron und finden dort Erhörung.

Wandtafelerklärung. — Ein Herz, welches die Macht der Sünde fühlt, betet um Reinigung. Wir wissen von keinem Mittel, welches Sünden abwaschen könnte, ohne das Blut des Lammes. Wenn die Sünde entfernt ist, dann ist das Herz recht, und der Mensch genießt eine Ruhe und einen Frieden, welche die Welt nicht kennt. Das Bild deutet aber auch an, daß eine andere Hand die Besprengung vornimmt, das soll uns anzeigen, daß nur Gott reinigen kann, zu ihm betet auch der Psalmist. Die ganze Lection zeigt uns, daß wir zu Gott kommen müssen durch Buße und Glauben, wenn wir Vergebung erlangen wollen, und diese müssen wir haben, um selig zu werden.

Absalom's Rebellion.

6. Lection: 2. Sam. 15, 1–14. — Sonntag den 10. August 1884.

1. Und es begab sich darnach, daß Absalom ihm ließ machen Wagen und Rosse, und fünfzig Mann, die seine Trabantan waren.

2. Und Absalom machte sich also des Morgens frühe auf, und trat an dem Weg bei dem Thor. Und wenn Jemand einen Handel hatte, daß er zum Könige vor Gericht kommen sollte; rief ihn Absalom zu sich, und sprach: Aus welcher Stadt bist du? Wenn dann der sprach: Dein Knecht ist aus der Stämme Israel einem;

3. So sprach Absalom zu ihm: Siehe, deine Sache ist recht und schlecht, aber du hast keinen Verhörer vom Könige.

4. Und Absalom sprach: O wer setzet mich zum Richter im

Lande, daß Jedermann zu mir käme, der eine Sache und Gericht hat, daß ich ihm zum Rechten hülfe!

5. Und wenn Jemand sich zu ihm that, daß er ihn wollte anbeten; so reckte er seine Hand aus, und ergriff ihn, und küssete ihn.

6. Auf die Weise that Absalom dem ganzen Israel, wenn sie kamen vor Gericht zum Könige, und stahl also das Herz der Männer Israel.

7. Nach vierzig Jahren sprach Absalom zum Könige: Ich will hingehen, und mein Gelübde zu Hebron ausrichten, das ich dem Herrn gelobet habe.

8. Denn dein Knecht that ein Gelübde, da ich zu Gesur in Syrien wohnete, und sprach: Wenn mich der Herr wieder gen Jerusalem bringet, so will ich dem Herrn einen Gottesdienst thun.

9. Der König sprach zu ihm: Gehe hin mit Frieden. Und er machte sich auf, und ging gen Hebron.

10. Absalom aber hatte Kundschafter ausgesandt in alle Stämme Israel, und lassen sagen: Wenn ihr der Posaunen Schall hören werdet; so sprechet: Absalom ist König geworden zu Hebron.

11. Es gingen aber mit Absalom zwei hundert Mann, von Jerusalem berufen; aber sie gingen in ihrer Einfalt, und wußten nichts um die Sache.

12. Absalom aber sandte auch nach Ahitophel, dem Giloniten, David's Rath, aus seiner Stadt Gilo. Da er nun die Opfer that; ward der Bund stark, und das Volk lief zu und mehrete sich mit Absalom.

13. Da kam Einer, der sagte es David an, und sprach: Das Herz Jedermanns in Israel folget Absalom nach.

14. David aber sprach zu allen seinen Knechten, die bei ihm waren zu Jerusalem: Auf, laßt uns fliehen, denn hier wird kein Entrinnen sein vor Absalom; eilet, daß wir gehen, daß er uns nicht übereile, und ergreife uns, und treibe ein Unglück auf uns, und schlage die Stadt mit der Schärfe des Schwerts.

Haupttext: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott gibt. — 2. Mose 20, 12.

Geschichtliches. — Etwa 12 Jahre nach der vorigen Lection trug sich die Geschichte dieser Lection zu, doch ist klar, daß die Pläne schon mehrere Jahre im Gange waren. V. 6. Die Rechnung wird gewöhnlich so gestellt: Amnon's Verbrechen etwa ein Jahr nach der vorigen Lection; Amnon getödtet etwa zwei Jahre nach seinem Vergehen; dann war Absalom drei Jahre in der Verbannung und zwei Jahre zu Jerusalem, ehe er seinen Vater sehen durfte, und vier Jahre plante er seine Rebellion. David hat nun an 32 Jahre regiert und muß 62 oder 63 Jahre alt gewesen sein. Absalom war 30 Jahre alt und der älteste lebende Sohn David's. So schön und kräftig Absalom von Gestalt war, so verschlagen und hinterlistig war er von Charakter; dieses mag wohl seiner heidnischen Mutter zuzuschreiben gewesen sein, denn sie war eine Tochter Thalmai's, König von Gesur. Doch hätte es vielleicht Absalom noch kaum gewagt, den Streich zu unternehmen, wenn nicht Ahitophel, der Großvater der Bathseba, als Rathgeber gedient hätte; dieser war jedoch der leitende Geist der ganzen Geschichte, und mag gedacht haben, sich also an David zu rächen für die Schmach, welche dieser über sein Haus gebracht hatte. Dieser Mann war einer der besten Diplomaten im Reich, und hätte Absalom seinen Rath befolgt, dann wäre es anders gegangen. Als Absalom seinen Rath verwarf, sah Ahitophel, daß die Geschichte fehlen würde, und ging nach Hause und erhängte sich. David hatte eine große Schwachheit begangen, da er seinem unbußfertigen Sohne aus lauter Liebe vergab und ihn in Gnaden annahm, ehe er sich gebessert hatte, aber vielleicht muß man auch hier sagen: die Zeit der Heimsuchung war gekommen und das gedrohte Gericht brach jetzt herein. Vergleiche Cap. 12, 1. Absalom mag wohl gewußt haben, daß ihm, obschon der ältere der Söhne, das Reich doch nicht zufallen würde, deßhalb diese Rebellion, um mit Gewalt ans Ruder zu gelangen.

Texterklärungen. — V. 1. **Und es begab sich darnach.** Als Absalom glaubte, er sei bei seinem Vater wieder völlig in Gnaden, und David ihm wirklich auch, so zu sagen, die Zügel ließ, da erwachte in Absalom der Gedanke, sich des Thrones zu bemächtigen. Er war der älteste Sohn, und nach menschlicher Ansicht der Erbe, aber ob er wußte, daß der Thron einem Andern bestimmt, oder ob es noch Rachegefühle gegen seinen Vater waren, kann nicht behauptet werden; jedenfalls war es von David's Seite eine Art Leichtsinn, daß er den Sohn so schalten und walten ließ. **Ließ machen Wagen und Rosse.** Dieses that er, um sich in den Augen des Volkes Ansehen zu verschaffen. Man redete allenthalben von seiner Schönheit, nun soll man auch von seinem Hofstaat reden. In seinem Innersten mag Absalom wohl gedacht haben, weil er von einer heidnischen Mutter abstamme, würde der Thron ihm schwerlich rechtmäßig zufallen, nun wolle er selbst dazu thun.

V. 2. **Machte sich also des Morgens frühe auf.** Dieses geschah, um den Anschein zu geben, als sei er gar sehr um das Wohl des Volkes bekümmert. **Trat an dem Weg bei dem Thore.** Wo die Richter gewöhnlich saßen, auch konnte er dort Jedermann sehen, der mit einer Sache vor den König wollte; wenn nun Jemand also herzukam, mit dem redete Absalom, und gab ihm sogleich Hoffnung, daß er gewinnen würde, denn er wollte sich bei Allen verpflichten, und es wo möglich so lenken, daß wenigstens immer ein Theil sagen mußte, wenn Absalom gerichtet hätte, wäre es anders gegangen.

V. 3. **Du hast keinen Verhörer vor dem König.** Damit wollte er andeuten, es sei Niemand am Hofe des Königs, der sich um die armen Leute bekümmere. Der König wäre zu alt, und anfangs unfähig, die Staatsgeschäfte zu besorgen u. s. w. Absalom verleumdete also seinen Vater und seine Brüder, um sich beim Volk Gunst zu erwerben.

V. 4. **O wer setzet mich zum Richter.** Obwohl zwar Absalom wieder in Gnaden war, so hatte er doch bis jetzt noch kein verantwortliches Amt bekommen. Nun ging er so weit, daß er sich mit allerlei Volk gemein machte, um sich einen Anhang zu verschaffen, natürlich that er alles unter dem Schein der Gerechtigkeitsliebe. Gewöhnlich sind Solche, welche am wenigsten tauglich sind, obenan, um Aemter zu suchen, und das Verdienst steht nicht immer in erster Reihe. Es heißt sehr oft: „Nicht der beste Mann, sondern den Mann, den wir erwählen können, müssen wir vorstellen."

V. 6. **Auf diese Weise that Absalom.** Dieses Geschäft trieb er lange Zeit, an vier Jahren also; daß dieses seines Vaters Ansehen untergrub, ihm die Neigung des Volkes raubte und Unfrieden anstiftete, ist ja ganz natürlich. Aber ob es in der That Jemand besserte, ist auch nicht zweifelhaft. So geht es leider oft, man will sich zu Gnaden schaffen, und wo kein wirkliches Verdienst vorhanden ist, da muß das Verdienst Anderer leiden, wenn nur der Zweck erreicht wird. Alles, was Absalom zu rühmen hatte, war sein schönes Angesicht und, daß auch seine Mutter eine Königstochter sei, übrigens hatte er nur große Versprechen zu machen, was er thun wolle, wenn er erst einmal Gelegenheit habe.

V. 7. **Nach vierzig Jahren.** Hier ist ein Irrthum in der Uebersetzung, denn David regierte im Ganzen blos

40 Jahre. 1 Kön. 2, 11. Die syrische und arabische Uebersetzung lesen vier Jahre, und damit stimmt auch Josephus. Wie dem auch sei, hier ist ein chronologischer Fehler, und wir nehmen vier anstatt vierzig Jahre. Wenn man von Anfang der Regierung zählte, dann möchten es vierzig sein, aber dann wäre eine Rebellion unmöglich gewesen, denn David's Regierung endete mit jener Zeit. **Mein Gelübde zu Hebron ausrichten.** Immer muß ein frommer und gottesfürchtiger Vorwand die böse Absicht decken, so war es damals, so ist es heute noch. Hebron war gar nicht der Ort, wo er sein Gelübde gemacht hatte, sondern Gesur; aber zu Hebron war Absalom geboren und erzogen, dort wohnten seine Freunde und Bekannten, dort hoffte er die meiste Unterstützung zu finden; auch mögen dort noch gar manche unzufriedene Politiker gelebt haben, welche Hebron gerne wieder als Hauptstadt gesehen hätten, und also Hoffnung bekamen.

V. 8. 9. **Dein Knecht that ein Gelübde.** Man möchte hier fragen, wenn es kein Unterschied machte, wo es bezahlt wurde, warum bezahlte er es nicht auf Zion? Hier wäre gewiß Grund zum Argwohn gewesen, allein die Augen David's waren geblendet, er konnte seinem Jungen so etwas nicht zutrauen. Blinde Väter und Mütter! o, wie viele solcher Fälle gibt es doch allenthalben! **Gehe hin mit Frieden.** Daß auch nicht der geringste Argwohn in David wach wurde, da doch das Gelübde nun schon vier Jahre verschoben wurde, zeigt uns deutlich, wie schwach David als Vater war; oder hatte Gott seine Augen gehalten, um jetzt die einst gedrohten Heimsuchungen über das Haus David's kommen zu lassen?

V. 10. **Absalom hatte Kundschafter ausgesandt in alle Stämme.** Der Zweck war ein doppelter: einmal, um zu erfahren, wie des Volkes Gesinnung sei, und dann, um noch immer mehr anzuwerben. **Wenn ihr der Posaunen Schall höret.** Der Plan war gut gelegt; durch das Kriegs- und Siegeszeichen soll das Volk zusammengerufen werden, und das auf einmal; um zu huldigen und um zu streiten, denn Absalom erwartete nicht, daß es ohne Blutvergießen ablaufen würde.

V. 11. **Zweihundert Mann von Jerusalem.** Um allen Verdacht abzuwenden, nahm er von Jerusalem 200 Mann mit sich; dieses mögen von des Königs besten Dienern gewesen sein, denn sie wußten ja von Absalom's Absicht rein gar nichts, es heißt **sie gingen in ihrer Einfalt.** Sie gingen also blos um den königlichen Prinzen zu begleiten, manche mögen sogar geglaubt haben, sie gingen, weil es der König so haben wolle. Jedenfalls war es beabsichtigt, um beim Volk den Eindruck zu machen, David begünstige die Sache, und hernach, um diese Männer desto eher zu gewinnen, seine Pläne zu begünstigen. Einige Ausleger meinen auch, Absalom habe beabsichtigt diese Männer im Nothfall als Geißeln zu halten.

V. 12. **Sandte auch nach Ahitophel, dem Gilonite n.** Dieser Ahitophel wird gewöhnlich als der Anstifter der ganzen Empörung betrachtet, er war David's Rathgeber und ein sehr kluger Staatsmann, aber er hatte verschiedene Ursachen, warum er den David nicht gerade lieben mochte. Das sind die gefährlichsten Feinde, welche im geheimen Rath mit uns gesessen haben und alle unsere Geheimnisse wissen, denn sie haben uns in ihrer Gewalt. Man kann hier leicht eine Lection heraus lernen, wenigstens weise zu werden für die Zukunft, denn die Vergangenheit ist dahin. **Da er nun die Opfer that,** d. h. nachdem geopfert war und man sich zur Mahlzeit gesetzet hatte, wurde die Verbindung gemacht und der Bund gestärkt, man rückte mit dem Plan heraus, und wer bis jetzt noch im Dunkeln war, der fand aus, warum es sich handelte. **Das Volk lief zu.** Es sind nemlich sehr viele, welche behaupten, Absalom habe nicht im Sinne gehabt, seinen Vater der Krone zu berauben, sondern blos sich selbst als einstweiligen Gehülfen aufzustellen mit dem Erbrecht verknüpft. Es ist auch sehr zweifelhaft, ob er zu einem solchen schändlichen Vorhaben so viel Volk auf seine Seite gebracht haben würde. David jedoch hielt den Aufruhr als einen Plan gegen sein Leben. Aber doch muß man auch hier nicht vergessen zu melden, daß alle diese Pläne nicht so gelingen hätten können, wenn nicht eine allgemeine Unzufriedenheit unter dem Volk gegen David's Regierung existirt hätte, und wenn man bedenkt, daß Ahitophel der Rath, und Amasa der Heerführer, welcher auch noch mit David verwandt war, sich am Aufruhr betheiligte, dann wird wohl klar, daß David's eigener Stamm mit im Bunde war. Ps. 41, 9 und angeführt Joh. 13, 18 scheint nicht allein für Ahitophel geschrieben sein, sondern es stellt ihn mit Judas Ischarioth auf eine Stufe.

V. 13. **Da kam Einer, der sagte es David an.** Zweifelsohne kam die Nachricht durch Einige, welche mitgegangen waren; aber erst als der Zulauf des Volkes groß wurde, bekam David Nachricht von dem Vorgehen seines Sohnes Absalom. Die Meinung dieses Boten war, daß Absalom das Volk auf seiner Seite habe. David hatte das Volk zwar selbst von sich abgeneigt, und seiner Regierung überdrüssig gemacht, und das Volk glaubte am Ende gar, wenn der erste königliche Sohn des Vaters Stelle einnehmen könne, würde der Vater kaum viele Einwendung machen. An eine Zulassung Gottes kann man hier schon denken, daß aber Gott solche Dinge verordnet, das widerstreitet seinem Charakter und seiner Heiligkeit.

V. 11. **Auf, lasset uns fliehen.** Die Burg Zion war unüberwindlich, aber vielleicht nicht mit Vorrath versehen. Besser war die Flucht insofern, weil das Volk Zeit zum Nachdenken bekam, und das zwar, ehe noch Blut vergossen worden war; aber ob dieses David's Absicht war, will ich nicht behaupten. Vielleicht gedachte David außerhalb der Stadt bessere Gelegenheit zu finden, sein Heer zu sammeln. So viel ist jedenfalls sicher, David hatte sein Zutrauen zum Volk verloren, denn er sah, daß die Menge zu Absalom hielt. Der ganze Vers gibt jedoch deutlich zu verstehen, daß ein ungewöhnlicher Schrecken über David gekommen war, und er sich nicht besinnen konnte. Vielleicht ist ihm zu dieser Zeit nichts eingefallen, als Nathan's Weissagung, Cap. 12, 10–12. Aber dennoch ist im ganzen Verhalten David's eine Demuth und Gelassenheit zu erkennen, welche uns zeigt, daß er Gottes Barmherzigkeit noch nicht vergessen hat, obschon ihn jetzt schwere Heimsuchung überfallen hatte; er fühlte aufs neue seinen Fall, aber er war gelassen, wohl wissend, daß Gott zur rechten Zeit Hülfe senden würde. David sagte: Herr, dein Wille geschehe, und wartete der Hülfe des Herrn.

Lehre und Anwendung. — In Absalom haben wir vor allem andern ein Bild, ein warnendes Bild der Eitelkeit und des betrügerischen Ehrgeizes. Eitel auf seine leibliche Schönheit und Kraft, welche ihn stolz machte. Vor solcher Eitelkeit soll man besonders die Jugend warnen, denn sie führt nie zu etwas Gutem.

Wir haben aber auch eine Warnung, welche wir nicht vergessen noch übersehen sollten. Der Geist der Selbstsucht sucht auf alle mögliche Weise Freunde für seine Sache zu gewinnen, wenn auch die Wahrheit darunter leiden sollte. Dieser Ehrgeiz, diese Selbstsucht zittert vor keinem Schritt zurück, wenn nur der einmal gelegte Plan gelingt.

Hütet euch vor der Rede des Schmeichlers, denn seine Schmeicheleien bedeuten nichts, und sind böse gemeint.

O, wie schrecklich ist, daß ein Sohn gegen seinen eigenen Vater Pläne schmiedet, um ihn zu tödten, oder doch ins Unglück zu stürzen, da ist eine Warnung, welche kein Kind gleichgültig hinnehmen sollte, denn Gottes Wort ist zu ernsthaft in dieser Sache, und wehe dem, der seines Gottes Gebote gering achtet, die Strafe übereilt ihn.

Was ein Mensch säet, das wird er auch ernten. Dieses lernen wir in dieser Lection in doppeltem Sinn an David und an Absalom.

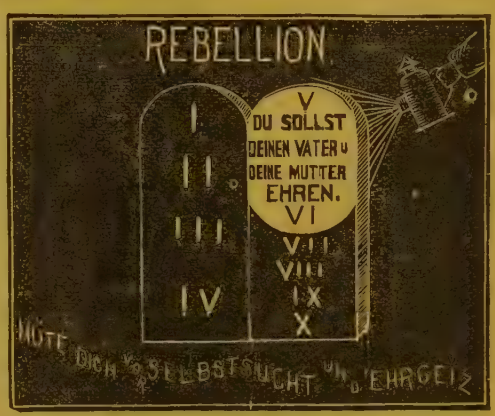
Sünde gegen die Familie bringt Trauer in dieselbe.

Liebe ist nicht mit Verdacht erfüllt. David konnte gar nicht glauben, daß sein Absalom so trügerisch gegen ihn handeln konnte.

Illustrationen. — Als man im Jahr 1878 die Weltausstellung zu Paris hielt, pflanzte man Schattenbäume, um augenblicklich Schatten zu machen; jene Bäume kosteten mit Anpflanzung und Herbeischaffung $1000 per Stück; wenn man sie vor 50 Jahren gepflanzt hätte, stünden sie noch und hätten damals 50 Cents gekostet. Jetzt steht kein einziger mehr, trotz den vielen Kosten. Kinder und Bäume muß man in der Jugend ziehen.

Stolz und Undank. Wir finden diese beiden Laster in Absalom, wie man sie beständig beisammen findet. Der Undankbare ist gewöhnlich stolz, und der Stolze ist undankbar. Wie die Schlangen sich in einem Knäuel im Misthaufen aufhalten, so findet man Stolz und Undankbarkeit immer in einem schlechten Herzen. Undank ist zu schlecht, eine Wohlthat zu vergelten, und zu stolz, sie auch nur zu beachten.

Wandtafelerklärung.—Für Kinder gibt es kein wichtigeres Gebot als dieses, denn es ist für die Kinder das erste Gebot, weil sie ihre Eltern kennen lernen, ehe sie Gott kennen. Der Gehorsam und die Liebe zu Gott nimmt ihren Anfang in der Liebe und im Gehorsam zu den Eltern. Ein Kind, welches seine Eltern nicht liebt und ehret, wird auch Gott nicht lieben, denn es ist keine Gottesfurcht da. Absalom war von Gestalt schön, er war eines Königssohn und darum schmeichelte ihm Jedermann, zu dem gab ihm der Vater zu viel Freiheit, und der ungerathene Sohn brachte Elend über die Familie, und sich selbst den frühen Tod. Schrecklich ist ein Kind in den Augen Gottes, wenn es seine Eltern verachtet und ihnen nicht gehorchet.



Absalom's Tod.

7. Lection: 2. Sam. 18, 24–33. — Sonntag den 17. August 1884.

24. David aber saß zwischen zweien Thoren. Und der Wächter ging aufs Dach des Thors an der Mauer, und hob seine Augen auf, und sahe einen Mann laufen alleine.

25. Und rief, und sagte es dem Könige an. Der König aber sprach: Ist er alleine, so ist eine gute Botschaft in seinem Munde. Und da derselbe ging, und herzu kam;

26. Sahe der Wächter einen andern Mann laufen, und rief in das Thor, und sprach: Siehe, ein Mann läuft alleine. Der König aber sprach: Der ist auch ein guter Bote.

27. Der Wächter sprach: Ich sehe des ersten Lauf, als den Lauf Ahimaaz, des Sohnes Zadoks. Und der König sprach: Es ist ein guter Mann, und bringet eine gute Botschaft.

28. Ahimaaz aber rief, und sprach zum Könige: Friede! Und betete an vor dem Könige, auf sein Antlitz zur Erde, und sprach: Gelobet sei der Herr, dein Gott, der die Leute, die ihre Hand wider meinen Herrn, den König, aufgehoben, übergeben hat.

29. Der König aber sprach: Gehet es auch wohl dem Knaben Absalom? Ahimaaz sprach: Ich sahe ein großes Getümmel, da des Königs Knecht Joab mich, deinen Knecht, sandte, und weiß nicht, was es war.

30. Der König sprach: Gehe herum, und tritt daher. Und er ging herum, und stand allda.

31. Siehe, da kam Chusi, und sprach: Hier gute Botschaft, mein Herr König! Der Herr hat dir heute Recht verschaffet von der Hand aller, die sich wider dich auflehnten.

32. Der König aber sprach zu Chusi: Gehet es dem Knaben Absalom auch wohl? Chusi sprach: Es müsse allen Feinden meines Herrn Königs gehen, wie es dem Knaben gehet; und allen, die sich wieder dich auflehnen, übel zu thun.

33. Da ward der König traurig, und ging auf den Saal am Thor, und weinete, und im Gehen sprach er also: Mein Sohn Absalom, mein Sohn, mein Sohn Absalom! Wollte Gott, ich müßte für dich sterben! O Absalom, mein Sohn! mein Sohn!

Haupttext: Wer Vater oder Mutter fluchet, der soll des Todes sterben. — Mark. 7, 10.

Geschichtliches. — Etwa drei Monate nach der vorigen Lection. Mahanaim ist der Ort, da einst Jakob sein Völklein in zwei Haufen theilte (1. Mose 32, 2–10); ist östlich vom Jordan gelegen und südlich vom Jabok, an den Grenzen zwischen Gad und Manasse. Hier hatte auch Abner und Isboseth seine Hauptstadt gegründet, während David zu Hebron regierte. Weil es eine sehr stark befestigte Stadt war, hat David jetzt sein Hauptquartier hierher verlegt; hier erwartete er den Ausgang der Schlacht mit seinem aufrührerischen Sohn. Der 3., 42., 55., 69., 109. und 143. Psalm gehören allgemeinem Verständniß nach in die Zeit, als David jenseit des Jordans war.

David war zur Flucht genöthigt, wie das in der vorigen Lection angedeutet wurde, Absalom nahm von der Hauptstadt und den Kronschätzen Besitz. David floh, aber er ließ sich nicht bewegen, die Bundeslade mitzunehmen. Absalom berief nun einen Rath und Ahitophel

war dabei, aber der weise Rath Ahitophel's wurde verachtet, und das war David's Glück. David hatte seine Kundschafter, welche ihm beständig Nachricht brachten. Die Begebenheiten, welche Cap. 15, 16 u. 17 berichtet sind, mögen sich alle in einem Tag zugetragen haben.

David bereitete sich zur Schlacht, seine gewohnte Lebensfrische kehrte wieder, der Schrecken war gewichen, David spürte die Nähe Gottes und war also um sich selbst gar nicht bekümmert, nur sein Sohn Absalom lag ihm am Herzen, und für ihn hielt er mit Bitten beständig an. Die Schlacht wurde geschlagen; Absalom verlor 20,000 Mann. Absalom selbst kam durch seinen Hochmuth (sein schönes Haar) zum Fall. Joab ehrte wohl den König auch, aber er sah doch ein, daß man Absalom nicht leben lassen und Frieden genießen könne; in offener Schlacht hatte Joab das Recht gewonnen den Feind zu tödten, und er that es, denn später hätte es nicht so leicht geschehen mögen. David's Anhalten um Absalom zu dieser Zeit war eine elterliche Schwachheit.

Texterklärungen. — V. 24. **David aber saß zwischen zweien Thoren.** Die Thore waren geräumige Plätze, wo die öffentlichen Zusammenkünfte stattfanden und befanden sich in der Mauer zwischen dem äußeren und inneren Thore. Dort saß David, damit keine Nachricht in die Stadt kommen konnte, ohne sein Vermerken. **Und der Wächter ging aufs Dach,** oben auf die Mauer, oder auf den Thurm, wo die Wächter gewöhnlich ihre Wache hielten (2. Kön. 9, 17); **und sahe einen Mann** ꝛc. Von ferne gewahrte er ihn, ohne jedoch unterscheiden zu können, wer er sein möchte. Er meldete sogleich, was er gesehen, damit man Vorbereitung treffen und es David ansagen möchte.

V. 25. **Ist er allein, so ist eine gute Botschaft in seinem Munde.** Hier zeigt sich David's Klugheit, denn er dachte: wenn die Schlacht für uns verloren wäre, dann könnte man hunderte der Fliehenden sehen; ist es nur ein Mann, dann ist er ein Gesandter. Der Bote kam gelaufen, so daß der Wächter ihn ehe lange erkennen konnte. Ehe dieser jedoch herbeikam, gewahrte der Wächter einen zweiten Boten, welcher ebenfalls gelaufen kam und berichtete ihn.

V. 26. **Da sprach der König.** Die Sache verhielt sich nemlich so: Als Absalom todt und der Feind geschlagen war, sollte Jemand David benachrichtigen, und Ahimaaz wünschte die Ehre zu haben, dieses zu thun; allein Joab sah wohl ein, daß der Bote keine Ehre einlegen würde, und weil er Ahimaaz wohlwünschte, ließ er ihn nicht gehen, sondern sandte Chusi. Das grämte Ahimaaz und er erbat sich Erlaubniß, auch zu laufen; der weitsichtige General Joab dachte: nun ist Chusi schon weit voraus, es kann nicht mehr schaden, und er sagte: So laufe. Ahimaaz aber kannte den kürzeren Weg, welchen Chusi nicht kannte, und so kam er diesem zuvor, daher die Erscheinung dieser Boten in so unmittelbarer Nähe zusammen. David urtheilte richtig als König; sie hatten gute Botschaft; aber der Vater dachte anders als der König dachte.

V. 27. **Ich sehe des ersten Lauf,** will sagen, er erkenne den Ersten am Laufen, es ist Ahimaaz, der Sohn Zadok's. Dieser scheint als ein schneller Läufer bekannt gewesen zu sein. **Es ist ein guter Mann,** hieraus erkennen wir, daß der König diesen Mann liebte und ehrte; David's Gedanke war, daß wenn schlimme Nachricht käme, dieser Mann sie nicht bringen würde; man vergleiche Vers 19, 20.

V. 28. **Friede.** Dieses Wort hat nicht gerade auf die Begebenheit des Tages Bezug. „Shalom," Friede, ist der bei den Juden übliche Freudengruß gewesen, wie bei andern Nationen das „Glück auf!" Als er sich dem König genaht, beugte er sich zur Erde, welches bei Unterthanen üblich war. **Gelobet sei der Herr.** Als gottesfürchtiger Mann schrieb Ahimaaz den Sieg dem Herrn zu, denn er glaubte ohne Gottes Hülfe wäre es kaum so gut abgelaufen. Daran sollen auch wir eine Lehre nehmen und bedenken: An Gottes Segen ist alles gelegen.

V. 29. **Geht es auch wohl dem Knaben Absalom?** Hier offenbart sich ein edler Charakterzug in David: er läßt kein Zeichen von Freude erblicken, bis er erst weiß, wie es um den Knaben steht. David hatte sich gefürchtet seine Hand an Saul zu legen, als den Gesalbten des Herrn, nun er aber durch seinen Sohn vertrieben war, läßt er auch noch nicht ein Zeichen von Haß erblicken. Der König ist verschwunden und der Vater steht vor uns. Ein Vater, welcher seinen Sohn mehr liebt als seinen Thron. Bittere Erfahrungen haben sein Herz erweicht und biegsam gemacht. Und doch handelte er am Ende thöricht, denn er bekümmert sich mehr um seinen Gottlosen Sohn, als um den Frieden des Volkes Gottes, welches der Herr im anvertraute; wahrlich es liegt Grund in Joab's Worten, Cap. 19, 5 u. 6. **Weiß nicht, was es war.** Ahimaaz berechnete klug, er verschweigt die bittere Thatsache von Absalom's Tod und dachte, das möge der Nachkommende berichten; doch mag es am Ende auch sein, daß er es nicht wußte; zwar läßt V. 20 schließen, daß er es wußte, wenn so, dann hat er unweislich gehandelt vor Gott, denn er hat lieber Gott als einen Menschen beleidigt, lieber Gott als dem König mißfallen. Seine Ursache mag eine dreifache gewesen sein: 1. wollte er die Gunst bei David nicht verlieren, sondern womöglich noch mehren; 2. wollte er dem König jetzt nicht durch eine Trauernachricht betrüben, um zu verhüten, daß der Schmerz ihn überwältige, denn er kam, um freudige Nachricht zu bringen; 3. mag er es auch als zweckdienlich angesehen haben, den König indirekt auf schlimmere Nachricht vorzubereiten.

V. 30. **Gehe herum** u. s. f. David verlangte, daß Ahimaaz nicht eher wegginge, als bis er den andern Boten auch gehört habe, denn es möchte nothwendig werden, sie beide einander gegenüber zu stellen. Er setzte voraus, daß der letztere Bote mehr vom wahren Sachverhalt wisse.

V. 31. **Siehe, da kam Chusi.** Während dieser Unterhandlungen kam der nächste Bote herbei. **Hier gute Botschaft.** Auch Chusi getraut sich nicht, die Wahrheit sogleich herauszusagen, fürchtend es möchte am Ende doch beim König nicht als gute Botschaft aufgenommen werden. **Der Herr hat dir heute Recht verschaffet.** Das bedeutet: Gott hat heute geurtheilt, und zwar zu Gunsten des Königs. Das ist ein schönes Bild: die Sache des Königs und der Rebellen ist heute vor Gericht gewesen, und Gott hat gerichtet; demnach wäre David's Sieg eine gesetzliche Entscheidung und muß bestehen.

V. 32. **Gehet es dem Knaben Absalom auch wohl?** Jetzt mangelt dem Sklaven das Gefühl eines Vaters, und kann deßhalb auch nicht urtheilen, wie er weislich antworten möchte. In seiner Antwort zeigt er nicht blos eine Art Freude über Absalom's Fall, sondern spricht zugleich auch ein Urtheil, welches obwohl sehr wahr, doch für das Vaterherz niederschmetternd gewesen sein muß. Die gute Nachricht hat den Kelch des Schmerzes gefüllt, und nun soll David aus einem Wermuthsbecher süßen Trost trinken. **Es müsse allen Feinden des Königs** so gehen. Er sagt nicht gerade heraus, wie es ihm ergangen, aber der Wunsch zeigte nur zu deutlich, was der Sinn war. Des Königs Feinde müssen vertilgt werden, also ist es Absalom ergangen.

V. 33. **Da ward der König traurig.** Er fragte

weiter nach dem Ausgang der Schlacht, noch nach den Umständen des Sieges. **Auf den Saal im Thor.** Er wollte allein sein, er wollte seinen Schmerz verbergen und sich nicht öffentlich überwältigen lassen; er wollte nicht nach Hause, denn sein Schmerz war zu groß, daher ging er in das Zimmer über dem Thor, die Wachtstube. Die Gewalt seiner Leidenschaft brachte ihn so weit, daß er sich nicht mehr enthalten konnte, **und im Gehen sprach.** Also schon unterwegs in Klagen ausbrach, daß Diejenigen, welche im Thor stunden und sich zusammen gefunden hatten, ihn hören konnten. **Wollte Gott, ich müßte für dich sterben! O Absalom, mein Sohn!** Es ist im ganzen alten Testament keine Stelle, welche mehr Pathos enthält als diese; wer sich David in diesem seinem Seelenschmerz vorzustellen und zu vergegenwärtigen vermag, der weiß, wie der Vater hier um seinen Sohn gefühlt hat. Um den Schmerz würdigen zu können, muß man auch nicht blos an David's Schwäche als Vater denken, sondern man muß auch nicht vergessen, wie schmählich Joab und die Generäle ihres Herrn mißachtet haben. Es waren viele Dinge, Umstände und Ereignisse, welche sich hier auf einmal zusammenhäuften und den Kelch des Leidens, welchen David zu trinken hatte, füllten; und dürfen wir nicht mit Recht annehmen, daß David auch in dieser bittern Stunde an das ewige Heil seines Sohnes gedacht haben mochte? Auf der andern Seite jedoch mag der Schmerzensausruf David's auch nur ein Ausbruch der verzärtelnden, übermäßigen Liebe zu Absalom gewesen sein. Einige jüdische Gelehrten nehmen an, Absalom hätte sich befreien können, wenn er seine Haare mit dem Schwert durchschnitten hätten, aber sie wollen sagen, er habe die Hölle gefürchtet und war bange, es möchte ihn sein Leben kosten, wenn er fiele. Wir wollen hier lieber Jesu Mahnung befolgen, wo er sagt: Richtet nicht, auf daß auch ihr nicht gerichtet werdet. — Absalom's Sünde hatte zwei Seiten, welche zu beachten sind: sie enthielt den Fluch, welchen David's Sünde über sein eigenes Haus gebracht hatte (2. Sam. 12, 10), und dann auch Absalom's eigene Sünde, welche ihn zum Träger des Familienfluches machte. Wenn David an seine eigene Schuld gedacht hatte bei dieser Gelegenheit, dann ist es kein Wunder, daß er in solchen Schmerzensausbruch verfallen ist. In der Ausübung der Sünde ist Absalom gefallen, und zur Buße war ihm keine Frist vergönnt, das hat David so sehr gekränkt. Daß er für Absalom sterben wollte mag seiner Liebe zuzuschreiben sein, doch sollten Eltern hier ein warnendes Beispiel nehmen und mehr für ihre Kinder leben, dann brauchen sie nicht für dieselben zu sterben.

Lehre und Anwendung. — Absalom's Ende zeigt uns ein Bild vom Ende Derer, welche nur nach ihrer eigenen Lust und Selbstsucht leben. Absalom hat seinem Vater viel Kummer gemacht im Leben, aber im Tode noch viel mehr.

David war Vater, ehe er König war, und er war mehr Vater als König; er liebte zu zärtlich und versäumte die Pflicht elterlicher Zucht. Eines Vaters Angst rettet den Sohn nicht mehr, nachdem eines Vaters Pflicht versäumt wurde in der Jugend.

David erkannte die Hand Gottes in seiner eigenen Flucht und Verbannung, aber er konnte diese Hand nicht sehen in Absalom's Tod. Als sein unmündiges Kind starb, tröstete er sich, weil er Hoffnung hatte, zu ihm zu gehen; aber nun fehlt diese Hoffnung, daher ist er untröstlich.

Absalom's Ende soll uns aber besonders auch zur Warnung dienen, daß große Talente und Gaben den Charakter und das fromme Leben nicht ersetzen können. Schönheit, Kraft und Popularität haben den Namen Absalom's nicht vor Schmach erretten können; er starb, wie Niemand zu sterben wünscht.

Vor Allem soll man in dieser Lection darauf hinzuweisen suchen, welche üble Folgen es nimmt, wenn Kinder gegen die Ordnung der Familie sich empören und ihren eigenen bösen Weg einschlagen.

Illustrationen.—Folgen der Gewohnheiten. Ein Baum wird nicht blos liegen, wie er fällt, sondern er fällt auch gewöhnlich, wie er sich biegt oder neigt. Was sind die Neigungen meiner Kinder in der Familie und in der Sonntagschule? Diese Frage sollten wir wohl beherzigen.

Thörichtes Trachten. Eine Biene sticht, aber mit dem Stich verliert sie ihren Stachel und stirbt; so sagt man wenigstens. In neunundneunzig aus hundert Fällen geht es bei Menschen ebenso: der Stecher stirbt, während der Gestochene genesen wird. Absalom hat es auch erfahren, und wir thun wohl, nachzudenken, ehe wir Andern Schaden zu thun unternehmen.

Das Andenken der Thorheit. Absalom hat sich selbst ein Denkmal bauen lassen noch bei seiner Lebenszeit, damit man nach dem Tode ihn nicht vergessen solle; 40 Fuß hoch steigt dasselbe in die Höhe, aber höher noch ist das Monument, welches er sich selbst gebaut hat, denn wo immer man die Geschichte liest, wird man von Absalom's Empörung gegen seinen eigenen Vater reden. Die Juden, welche des Weges kommen, bringen immer jeder einen Stein mit, um wider das Monument zu schleudern im Vorbeigehen, denn Absalom's That ist ihnen eine Greuelthat.

Wandtafelerklärung. — Die Schlange ist ein Bild der Empörung und Falschheit; so finden wir sie bereits in der Geschichte des Falles der ersten Menschen, denn sie pflanzte Empörung gegen Gott in das Herz unserer Eltern. Wenn wir die Geschichte von Absalom's Rebellion lesen, dann sehen wir die schwarze Schlange des Verraths durch den ganzen Vorgang. Absalom war nicht allein, er hatte seine bösen Rathgeber und Leiter, welche ihn nur noch tiefer in das Unglück führten. Aber Recht muß Recht bleiben, und dem müssen schließlich alle frommen Herzen zufallen. Die Sünde ist der Leute Verderben, das hat sich auch an Absalom erwiesen; der starke Fuß des Gesetzes hat sich der Schlange der Rebellion auf den Nacken gepflanzt, und das Unglück traf den Schuldigen schwer. Dies ist ein sehr schönes Bild, im Geistlichen anzuwenden.

Die Pestilenz.

8. Lection: 2. Sam. 24, 15–25. — Sonntag den 24. August 1884.

15. Also ließ der Herr Pestilenz in Israel kommen, von Morgen an bis zur bestimmten Zeit, daß des Volkes starb, von Dan bis gen Ber-Seba, siebenzig tausend Mann.

16. Und da der Engel seine Hand ausstreckte über Jerusalem, daß er sie verderbete; reuete es den Herrn über dem Uebel, und sprach zu dem Engel zu dem Verderber im Volk: Es ist genug, laß nun deine Hand ab. Der Engel aber des Herrn war bei der Tenne Arafna, des Jebusiters.

17. David aber, da er den Engel sahe, der das Volk schlug, sprach er zum Herrn: Siehe, ich habe gesündiget, ich habe die Missethat gethan; was haben diese Schaafe gethan? Laß deine Hand wider mich, und meines Vaters Haus sein.

18. Und Gad kam zu David zu derselben Zeit, und sprach zu ihm: Gehe hinauf, und richte dem Herrn einen Altar auf in der Tenne Arafna, des Jebusiters.

19. Also ging David hinauf, wie Gad gesagt, und der Herr geboten hatte.

20. Und da Arafna sich wandte; sahe er den König mit seinen Knechten zu ihm gehen, und betete an auf seinem Angesicht zur Erde,

21. Und sprach: Warum kommt mein Herr, der König, zu seinem Knechte? David sprach: Zu kaufen von dir die Tenne und zu bauen dem Herrn einen Altar, daß die Plage vom Volke aufhöre.

22. Aber Arafna sprach zu David: Mein Herr, der König, nehme und opfere, wie es ihm gefällt; siehe, da ist ein Rind zum Brandopfer, und Schleifen, und Geschirr vom Ochsen zu Holz.

23. Alles gab Arafna, der König, dem Könige. Und Arafna sprach zum Könige: Der Herr, dein Gott, lasse dich ihm angenehm sein.

24. Aber der König sprach zu Arafna: Nicht also, sondern ich will dir's abkaufen um sein Geld; denn ich will dem Herrn, meinem Gott, nicht Brandopfer thun, das ich umsonst habe. Also kaufte David die Tenne und das Rind um fünfzig Sekel Silber,

25. Und bauete daselbst dem Herrn einen Altar, und opferte Brandopfer und Dankopfer. Und der Herr ward dem Lande versöhnet, und die Plage hörete auf von dem Volk Israel.

Haupttext: Und der Herr ward dem Lande versöhnt, und die Plage hörete auf von dem Volke Israel. — 2. Sam. 24, 25.

Geschichtliches. — Die Geschichte gibt keine Zeit an, wann sich diese Begebenheit zutrug, nur so viel läßt sich aus dem Ganzen schließen, daß es gegen das Ende von David's Regierung war; vielleicht nicht lange nach der Begebenheit in der vorigen Lection. Wenn man die Geschichte Davids genau liest, muß man zu dem Schluß kommen, daß das Ende seiner Regierung eine beständige Wiederholung von Unglücksfällen war; doch scheint eine Aenderung eingetreten zu sein nachdem Absalom's Rebellion unterdrückt war, und David bekam noch einmal Zeit, die inneren Verhältnisse seines Reiches zu ordnen. David bestimmte nun eine Volkszählung, die Folgen sind bekannt. Weil schon mehrere solche Zählungen stattgefunden hatten, ohne daß es Gott mißfallen hatte, so müssen wir annehmen, daß es sich nicht so viel um die Zählung handelte, als um das Motiv derselben. Diese Zählung ergab, daß Juda allein 500,000 streitbare Männer hatte und das übrige Israel 800,000, demnach hätte Israel eine Einwohnerzahl von nahezu sechs Millionen gezählt auf etwa 11,000 Quadratmeilen.

Diese Volkszählung mißfiel Gott, und es ist für uns zu erforschen, warum das so sein sollte, da doch früher auch schon gezählt wurde, ohne solche schreckliche Folgen. Wir nennen: 1. Stolz im Wohlstand der Nation; 2. wachsende Auslagen, welche erhöhte Taxen forderten; 3. ein Verlangen, eine stehende, bereitgehaltene Armee zu bekommen; 4. ein Verlangen, die Freiheiten des Volkes zu schmälern; und 5. vielleicht ein Plan im Gemüth des Königs einen Eroberungskrieg zu unternehmen. Die Sünde war nicht mit David allein, auch das Volk war vom Hochmuth ergriffen, und der Hochmuth kam vor dem Fall. In 1 Chron. 21, 1 lesen wir, daß der Satan es dem David in den Sinn gab, das Volk zu zählen; Samuel sagt, der Zorn des Herrn sei ergrimmt gewesen über den Sünden Israels, beide Texte zusammen ergeben, daß Gott es zugeben ließ, daß Satan Gewalt bekam, aber dieses ist nicht so zu verstehen, als hätte David es thun müssen.

Texterklärungen.—V. 15. Also ließ der Herr Pestilenz in Israel kommen. Als die Volkszählung vollendet war, klagte sein Gewissen den David doch an, denn der Seher Gad kam mit einer Botschaft vom Herrn. David machte ein Bekenntniß und bat um Vergebung, aber die Strafe blieb nicht aus. Nun gab ihm Gott die Wahl, David konnte wählen, aber leider nur aus Plagen wählen: drei Jahre Hungersnoth, nach Chronika; drei Monate in Feindeshand, oder drei Tage Pestilenz. David glaubte, es sei leichter in die Hand Gottes, als in Feindeshand zu fallen, und er wählte Pestilenz. Josephus erklärt die Wirksamkeit dieser Plage verschiedentlich. Einige starben plötzlich, mit unerträglicher Pein; Andere zehrten ab; während wieder Andere erstickten u. s. w. **Von Morgen an,** also von der Zeit an, da David die Wahl machte, **bis zur bestimmten Zeit.** Es ist keine Uebereinstimmung in diesem Punkt in den unterschiedlichen Ansichten; wir würden natürlich sagen, die bestimmte Zeit war drei Tage, aber Josephus sagt, die Pest dauerte nur einen Tag, und so müssen wir auch ebenfalls einsehen, daß der 16. V. sagt, es reuete Gott, als er die Verheerung sah, und er gebot dem Engel Einhalt zu thun. **Von Dan bis gen Ber-Seba.** Dieses war ein sprichwörtlicher Ausdruck, um das ganze Land zu umfassen, denn Dan lag an der nördlichen und Ber Seba an der südlichen Grenze. In weniger als einem vollen Tag waren **siebenzig tausend Mann** von dem Volk, auf welches David seinen Ruhm und seinen Hochmuth baute, dahin. Man muß aber nun auch nicht denken, daß das Volk unschuldig und David allein schuldig gewesen sei; der Herr war wider Israel ergrimmet, sagt Samuel ganz deutlich.

V. 16. **Reuete es den Herrn über dem Uebel.** Als David betete und opferte, um das Uebel wo möglich zu wenden, mäßigte Gott das Urtheil, welches auch ganz mit dem Sinn der heiligen Schrift übereinstimmt, denn Gott verheißt ja: rufet mich an in der Noth, so will ich euch erhören. So wie es einen Menschen gereut, kann es freilich Gott nicht gereuen, denn er kann seine Gedanken nicht ändern, obschon er das, was er unter gewissen Bedingungen festgestellt hat, auf Erfüllung dieser Bedingungen ändern kann. Wenn wir also sagen, es reuete

Gott, so meint das nicht, daß seine Gefühle sich geändert hätten bezüglich dessen, was er gethan hatte, aber das Volk, welches jetzt bestraft werden sollte, hatte Buße gethan, und es also Gott möglich gemacht, anders zu handeln, als er gedroht hatte. **Bei der Tenne Arafna.** Dieser Arafna wird 1 Chron. 21, 18 Arnau genannt, doch sind solche Namensveränderungen von keiner Bedeutung, denn es handelt sich hier hauptsächlich um Thatsachen.

V. 17. **David aber, da er den Engel sah.** Der Bericht dieser ganzen Begebenheit wird in 1 Chron. 21 viel ausführlicher gegeben, und sollte mitbetrachtet werden. David sah den Engel zwischen Himmel und Erde schweben mit einem Richtschwerte in der Hand. Stanley sagt: Als David und die Aeltesten im Büßergewand nach Gibeon zu gingen, versperrete ihnen der Engel den Weg. **Sprach er zum Herrn.** Diese Worte geben uns eine Einsicht in die Persönlichkeit des Engels, und David redete: **Was haben diese Schafe gethan?** David als gottesfürchtiger Mann hatte auf seine eigene Sünde Achtung, aber hier in diesem Elend vergaß er die Sünden des Volkes. Manche Ausleger sind der Meinung, es sei nur die Strafe über das Volk gekommen, weil es David verworfen und Absalom nachgelaufen sei. David wußte sehr wohl, daß das Volk an seiner Sünde nicht schuld war, daher wollte er seine Unterthanen schützen und nennt sie Schafe. Gewöhnlich wirft man die Schuld auf Andere, David nimmt die Schuld von Andern auf sich selbst; denn er erkannte sich selbst als die Ursache dieser Heimsuchung, und sein Gewissen klagte ihn an. **Laß deine Hand wider mich und meines Vaters Haus sein.** Damit will er sagen, bestrafe doch die, welche schuld sind und nicht diese Unschuldigen. David erbot sich hier, als ein guter Hirte, sein Leben zu lassen für seine Schafe, denn er erkannte, daß sein Volk um seinetwillen also leiden mußte.

V. 18. **Und Gad kam zu David.** Auf Befehl des Engels, 1. Chron. 21, 18. Gad's Botschaft war also die Antwort auf David's Gebet. **Richte dem Herrn einen Altar auf.** Warum Gott den Altar da und nirgends sonst haben wollte, ist eine Frage, welche schon manche Untersuchung veranlaßte, vielleicht war es gnädige Nachsicht, denn David wollte nicht gerne nach Gibeon gehen (1 Chron. 21, 29. 30), vielleicht war es, weil eben da der Engel erschien, und dadurch andeutete, daß eben da eine Aussöhnung stattfinden sollte. Dann betrachten es Andere aber auch so: Diese Dreschtenne war auf dem Berge Morija, wo einst Abraham den Isaak opferte, wo Salomon den Tempel baute, und an welchen Ort sich gar manche jüdische religiöse Sagen geknüpft hatten. Nun soll David ein öffentliches Bekenntniß ablegen, denn das lag ja im Opfer und Altar enthalten.

V. 19. **Also ging David hinauf.** Damit wird gesagt, daß er unverzüglich ging, keine Zeit verschwendete, denn es handelte sich um die schleunige Erlösung von einer Plage, welche die Menschen in einer einzigen Stunde zu Tausenden dahinraffte.

V. 20. 21. **Da Arafna sich wandte.** David kam zur Dreschtenne, und als der Mann den König sah, fiel er auf sein Antlitz, das war und ist jetzt noch morgenländische Begrüßungsformel des Niedrigen gegen den Höheren. Anderswo heißt es, daß Arafna auch den Engel sah, denn er war mit seinen vier Söhnen am Dreschen, als diese den Engel sahen, erschraken sie und versteckten sich. **Warum kommt mein Herr.** Wie wird mir solche Ehre zu Theil? Es war eine Frage, um zu erfahren, was wohl der König wünschen möchte, denn daß etwas Außerordentliches vorging, war deutlich, wie würde denn sonst der König von Israel zu seinem heidnischen Unterthanen kommen? **Zu kaufen von dir?** Das war der Ort für den Altar und David will ihn kaufen, denn einmal wollte er nicht auf fremdem Grunde opfern, und zudem wollte er auf dem Platze selbst ein Denkmal errichten, wenn die Plage aufgehört.

V. 22. **Mein Herr, der König, nehme.** Er bot dem David alles an, was nöthig war; sogar Holz, Opferthiere und Getreide, alles, was er hatte, gab er dem König, nimm und opfere es.

V. 23. **Alles gab Arafna, der König, dem Könige.** Hier müssen wir nun suchen, klar zu werden, warum Arafna ein König genannt wird; und nach bester Prüfung ergibt sich, daß in der Umschreibung ein Irrthum vorgefallen sein muß, denn in der griechischen, syrischen und arabischen Uebersetzung wird es nicht so gefunden, dort heißt es: „Arafna gab dem König, was der König von ihm forderte." Eine andere Uebersetzung liest: „Das Alles, o König, gibt Arafna dem König," und irgend eine der letzteren Uebersetzungen ist die richtigere, denn sonst würde man doch etwas mehr gehört haben, warum denn eigentlich David einen König so nahe seiner Stadt habe gelassen. **Dein Gott lasse dich ihm angenehm sein.** Aus diesen Reden erhellt, daß der Jebusiter Arafna ein Judengenosse war, denn er wünscht dem David Heil zu seinem Unternehmen; er fühlte sich reichlich belohnt, wenn er nur mithelfen darf, indirekt dem Herrn ein Opfer zu bereiten.

V. 24. **Nicht also.** Der König wehrt diesem Anerbieten und zwar aus mehr als einem Grunde: 1. Will er kein Brandopfer bringen, welches nichts kostet; merkt das! 2. würde ich mich als König schämen, eines andern Mannes Güter zu opfern, und 3. wäre es ja eine Mißachtung und Verunehrung Gottes, weil ich ihn nicht mehr schätze, als das. **Also kaufte David die Tenne.** Wenn man diese Stelle mit 1. Chron. 21, 25 vergleicht, möchte man da leicht auf Schwierigkeiten stoßen; allein diese beiden Stellen können leicht ausgeglichen werden. Hier wird von dem geredet, was David für die Dreschtenne, Rinder u. s. w. bezahlt hat: dort aber vom Preise des Landstückes, worauf sich später der Tempel und seine Vorhöfe befunden haben, denn diese waren bedeutend größer als die Dreschtenne. Dann mag es auch leicht sein, daß dieser Schreiber den goldenen, jener aber den silbernen Sekel verstanden hat; der Werth des goldenen zum silbernen Sekel verhält sich wie 12 zu 1. Nun ist auch noch zu beachten: hier sagt der Verfasser nur, wofür David die Tenne u. s. w. kaufte, und was er dafür zu geben schuldig war, dort aber wird angegeben, was er in der That dafür bezahlte, und ist auch gar nichts Ungereimtes darin anzunehmen, daß der König ebenso mildthätig war als Arafna, welcher Alles schenken wollte. Nun bezahlte David königlich, d. h. er gab mehr als Arafna forderte. Im Ganzen jedoch steht fest, daß fünzig goldene Sekel so viel werth waren, als sechshundert silberne, und so lösen sich die augenscheinlichen Schwierigkeiten.

V. 25. **Und bauete daselbst dem Herrn einen Altar.** Wie ihm ja Gott ausdrücklich befohlen hatte. So wurde dieser Ort abermals durch Gottes besondere Gegenwart geheiligt und für späteren Gebrauch zugerichtet. **Und opferte Brandopfer und Dankopfer.** Die Brandopfer waren bestimmt als Zeichen der Demuth und Reue, Gott bittend, die Pest zu entfernen: Dankopfer aber zur Erkenntlichkeit für Gottes Güte, daß er bereits versprochen hat, dem Uebel zu wehren. **Und der Herr ward dem Lande versöhnet.** Die Versicherung kam durch die Annahme des Opfers, denn Gott erzeigte sich gnädiglich. 1 Chron. 21, 26. 27. Weil sich aber Gott hier gnädiglich erzeigte, beschloß David, daß hier der Tempel gebaut werden solle.

Lehre und Anwendung.—Stolz ist unter allen Sünden eine der gefährlichsten; dieses erkennen wir in der Geschichte der israelitischen Könige mehr, als fast irgend sonst. Besonders aber hier in David's Erfahrung.

Wenn wir eine gute That aus unreinen Motiven thun, so wird dadurch auch die gute That zur Sünde. Reine Beweggründe müssen der That zu Grunde liegen, wenn die That selbst eine reine sein soll.

Hochmuth kommt vor dem Fall. Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt. Diese Lehre ist in heiliger Schrift besonders eindringlich hervorgehoben. Stolz hat unsere ersten Eltern zum Fall gebracht, und Stolz hat Engel vom Himmel geworfen.

Wir sollten die Sünde eines Menschen nie in solchem Lichte darstellen, daß wir darüber seine Tugenden vergessen; auch Gott, welcher doch die Sünde mehr haßt, als Menschen sie zu hassen vermögend sind, vergißt darüber der Tugenden nicht.

Offenbare Sünden sollten öffentlich bekennet werden.

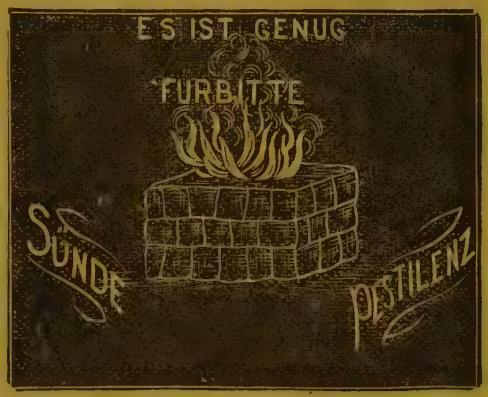
Das, was uns nichts kostet, sollten wir Gott nicht zum Opfer bringen, denn unser Opfer kennzeichnet ja den Werth unseres Gottesdienstes, und derselbe sollte Gott angenehm sein, wenn er uns nützen soll.

Das Gebet ist des Menschen letzte, aber auch seine beste Stütze. Und hier sollten wir lernen, daß der Mensch nicht zu lange warten soll, ehe er betet.

Illustrationen.—*Wohlstand und seine Gefahren.* Wenn es sehr lange nicht regnet, dann hebt sich der Staub und dringt selbst in die Paläste ein, dann sehnt man sich nach einem erquickenden Regen, selbst wenn er durch ein Gewitter kommt. So erzeugt auch fortwährender Wohlstand einen Staub, welcher Augen und Herzen verblendet. Schon mancher Christ ist durch zu großen Wohlstand in Weltlichkeit und Sünde versunken.

Strafe muß dem Stolz folgen. Es war noch nie ein Christ, welcher sich einbildete, er sei mit allerlei schönen Federn von Tugenden geziert, dem der liebe Gott diesen Federputz nicht ausgerupft hätte. Wenn ein Engel mit Stolz erfüllet wird, ist er auf sicherem Wege seine Flügel zu verlieren.

Eine Plage vom Herrn. Ich habe eine Uhr gesehen, welche auch zugleich das Datum angibt. Wenn ein Monat 30 Tage hat, dann springt der Zeiger über die Zahl 31 auf 1; wenn der Februar kommt, springt er über 29, 30, 31 wieder auf eins; wenn ein Monat 31 Tage hat, geht der Zeiger auf 31, und alle vier Jahre bleibt er im Februar auf 29. Muß denn der Mann nicht allemal zum Meister des Werkes gehen und ihn da an dem Zeiger richten lassen? O nein; der Meister hatte diese Dinge wohlbedacht und Vorkehrung getroffen dafür. So hat auch Gott es Alles schön eingerichtet, daß die Sünde ihre Strafe nach sich zieht, denn die Sünde ist der Leute verderben. Doch kann Gott auf die Bedingung der Buße, Sünden vergeben, und in gewissen Fällen Strafe mindern oder erlassen.



Wandtafelerklärung.—Der Altar ist immer das Bild des Gebetes und Opfers, während das Feuer auf dem Altar ein Bild der gnädigen Gegenwart Gottes ist. David hatte gesündigt, und das Volk hatte sich der Sünde theilhaftig gemacht. In seiner Angst wandte sich David zum Herrn im Gebet, und der Herr hörte sein Schreien. Vom Himmel kam die Antwort: „Es ist genug!" Der Herr erbarmte sich. Hier lernen wir also den Werth des aufrichtigen Gebetes erkennen, und dieses sollte uns zur Aufmunterung dienen, wenn wir gesündigt haben, unsere Schuld vor Gott zu bekennen, zu bereuen und um Vergebung zu bitten, denn bei Gott ist viel Vergebung.

Gottes Werk und sein Wort.

9. Lection: Psalm 19, 1–15. — Sonntag den 31. August.

1. Ein Psalm David's vorzusingen.

2. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündigen seiner Hände Werk.

3. Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut es kund der andern.

4. Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre.

5. Ihre Schnur gehet aus in alle Lande, und ihre Rede an der Welt Ende; er hat der Sonne eine Hütte in denselben gemacht.

6. Und dieselbige gehet heraus, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, und freuet sich wie Held, zu laufen den Weg.

7. Sie gehet auf an einem Ende des Himmels, und läuft um bis wieder an dasselbe Ende; und bleibt nichts vor ihrer Hitze verborgen.

8. Das Gesetz des Herrn ist ohne Wandel, und erquicket die Seele. Das Zeugniß des Herrn ist gewiß, und macht die Albernen weise.

9. Die Befehle des Herrn sind richtig, und erfreuen das Herz. Die Gebote des Herrn sind lauter, und erleuchten die Augen.

10. Die Furcht des Herrn ist rein, und bleibet ewiglich. Die Rechte des Herrn sind wahrhaftig, allesammt gerecht.

11. Sie sind köstlicher, denn Gold und viel feines Geld; sie sind süßer denn Honig und Honigseim.

12. Auch wird dein Knecht durch sie erinnert; und wer sie hält, der hat großen Lohn.

13. Wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Fehler.

14. Bewahre auch deinen Knecht vor den Stolzen, daß sie nicht über mich herrschen; so werde ich ohne Wandel sein, und unschuldig bleiben großer Missethat.

15. Laß dir wohlgefallen die Rede meines Mundes, und das Gespräch meines Herzens vor dir, Herr, mein Hort und mein Erlöser.

Haupttext: Du hast deinen Namen über alles herrlich gemacht durch dein Wort. — Psalm 138, 2.

Geschichtliches. — Es ist unmöglich anzugeben, um welche Zeit dieser Psalm verfaßt wurde, denn der Inhalt läßt nicht darauf schließen, und sonst ist auch nichts vorhanden, woraus man urtheilen könnte; soviel ist daraus zu vernehmen, daß er in des Königs herrlichste Tage gehört, und deßhalb in die Zeit vor dem 51. Psalm und der damit verbundenen Begebenheit. David hatte in seiner Jugend Gelegenheit, Gottes Offenbarungen zu erforschen; daheim bei seinen Eltern galt Gottes Wort viel, ja Alles; bei seiner Heerde öffnete sich ihm die beste Gelegenheit, die Natur kennen zu lernen; und als wißbegieriger Jüngling lernte er beide mit einander vergleichen, und fand in beiden Gottes Herrlichkeit geoffenbart. Welche Thorheit, von Menschen sich belehren zu lassen, die Natur und Gottes Wort stimmen nicht mit einander überein, da doch beide einen Autor haben!

David mußte wachen, während Andere schliefen; was hätte er wohl Nützlicheres thun können, als die Wunder der Schöpfung zu betrachten und daraus Gottes Weisheit kennen zu lernen? Der Zweck, welchen David hier im Auge ist: uns durch das Sichtbare, welches wir täglich vor Augen haben, auf das Unsichtbare, da Höhere, hinzuweisen. Das Geschöpf soll uns auf den Schöpfer hinweisen, und das Geschaffene soll die Weisheit des Schöpfers offenbaren. Thoren sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott; der Weise beobachtet, was um ihn her vorgeht und erkennt, daß eine allweise Hand alle Dinge ordnet und leitet, und das sucht uns auch David ans Herz zu legen.

Texterklärungen. — V. 2. **Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.** Man findet in der ganzen Schöpfung keinen Theil, welcher nicht von dem Wesen zeugt, wodurch er verfertigt ist. Unter Himmel haben wir hier natürlich den weiten Sternenhimmel mit all seinen leuchtenden Körpern zu verstehen. Die Himmel erzählen uns, d. h. aus diesen Geschöpfen, denn das sind sie ja, sollen wir lernen und schließen. Hier ist eine Offenbarung Gottes; in diesen Werken sollen wir Gott kennen lernen, **und die Veste,** es ist nicht leicht zu entscheiden, was wir unter dem Wort Veste zu verstehen haben; einige Uebersetzer sagen Firmament, d. h. Ausspannung; vielleicht seine Wölbung, in welcher sich die unzähligen Planetenwelten befinden, seiner Händewerk, denn jeder Stern, jeder Planet, jede sich in dem Luftraume erzeigende Erscheinung ist eine Predigt von der Ehre Gottes.

V. 3. **Ein Tag sagt es dem andern.** Dieses ist zu verstehen, als wenn die Begebenheiten eines Tages blos die Fortsetzung voriger Tage wären und das Ganze sich anreiht, Eins ans Andere, und so eine deutliche Predigt von der Macht und der Weisheit Gottes abgibt. Aber man könnte auch schließen: Tag und Nacht wechseln mit einander ab in der Verkündigung der Herrlichkeit Gottes, denn der Text sagt ja: **Eine Nacht thut es kund der andern.** Die Tage geben Ursache, sie predigen den Menschen, und die Nächte zeigen Wissenschaft, geben Anleitung zu sehen, daß Gott die Dinge verordnet hat, wie sie bestehen. Beide Verse reden von der Ausbreitung der Erkenntniß Gottes, sie wechseln ab im Rühmen. Aber hier läßt sich auch sagen — ihr Wechsel zeiget auf Weisheit und rühmt —

V. 4. **Da man nicht ihre Stimme höre.** Grotius übersetzt so: „Ohne Sprache und ohne Zunge rühmen diese Dinge den Herrn," d. h. obwohl keine Sprache noch Zunge vorhanden ist, hört man die Rede der Himmel, der Tage und Nächte dennoch, sie sprechen laut. Diese Erklärung läßt sich auch leicht an das Vorhergehende anknüpfen, ohne die Rede zu unterbrechen; sonst heißt es wohl auch: Auf der ganzen Welt gibt es keine Sprache, in welcher man Gott nicht verherrlichte.

V. 5. **Ihre Schnur geht aus in alle Lande.** Dieser Vers deutet einigermaßen an, daß die erstere Erklärung des vorigen Verses die richtige ist, denn nun fährt der Psalmist gerade fort: Die Richtschnur, nach welcher der Himmel ausgespannt ist, d. h. die weise Regel, nach welcher alle Dinge gemacht sind, geht über alle Lande, man kann sie überall sehen, und ist nirgends verschwiegen, so daß allerwege der Ruhm Gottes offenbar ist. **Der Sonne eine Hütte.** Damit soll gesagt werden, daß Gott im unendlichen Raum der Sonne eine Bahn, oder einen Platz bereitet hat. Der Himmel ist ein großes Zelt, eine Hütte, darinnen sich die Sonne bewegt.

V. 6. **Und dieselbige geht heraus.** Hier ist ein bildlicher Ausdruck, um die Herrlichkeit und die Bewegung der Sonne zu vergleichen. Angethan im Festtagsgewand wie ein Bräutigam; Gaben spendend des Weges entlang wie ein Bräutigam. **Freuet sich wie ein Held;** auch dieser Ausdruck ist bildlich zu verstehen: Ein Held ermüdet nicht, sondern ist bereit, die aufgelegte Pflicht zu erfüllen, die Arbeit zu thun als ein rüstiger Mann. Diese Sonne geht auf und verkündet die Herrlichkeit Gottes, auf ihrem ganzen Lauf predigt sie von der Weisheit ihres Schöpfers. Aber der Lauf der Sonne ist nicht blos ein Schauspiel, nicht blos eine Art von Festzug; das erklärt der nächste Vers.

V. 7. **Bleibt nichts vor ihrer Hitze verborgen.** Alles was lebt fühlt den Einfluß der Sonne, ihre belebenden Strahlen durchdringen alle Dinge, und es scheint uns, als ginge die Sonne jeden Morgen aus einer Kammer heraus, um Abends wieder zurückzukehren, aber in allen Bewegungen preist sie den Schöpfer. Da ist ferner noch beizufügen, weil sie überall mit Segen spendet und Licht und Wärme verbreitet, ist sie auch ein Bild der reichen Gnadenhand Gottes, welche immer offen ist zu spenden und zu helfen, wo man sich zu ihr nahet.

V. 8. **Das Gesetz des Herrn ist ohne Wandel.** Das hat Bezug nicht blos auf die zehn Gebote, sondern auf das ganze Wort Gottes. Bisher hat der Dichter von den Werken Gottes geredet, jetzt fährt er fort und führt das Wort Gottes als ein anderes Zeichen der Herrlichkeit Gottes an. Was immer der Mensch auch von Gott lernen kann in der Natur, so ist es doch noch lange nicht genug, um Gott völlig zu offenbaren. Der Weg der Erlösung des Menschen, wie derselbe in Christo Jesu geoffenbart und im Wort enthalten ist, zeigt uns Gott von einer Seite, wie wir ihn in der Natur gar nicht kennen lernen. **Ohne Wandel** meint ohne Makel, ohne Fehler, vollkommen in Natur, vollkommen im Wesen, und vollkommen im Zweck. **Erquicket die Seele,** und zwar 1. weil es Gott offenbart und dem Menschen nahe bringt; 2. weil es dem Menschen allen nöthigen Unterricht zu seinem geistlichen Leben gibt, damit Glaube und Hoffnung in ihm geweckt werden. Im Hebräischen heißt es anstatt „erquicket die Seele," die Seele wieder herstellend, und im englischen Text heißt es, „bekehret die Seele," dieses kann jedoch vom Gesetz allein nicht gesagt werden, und um zu zeigen was gemeint ist, redet der Dichter weiter: **Das Zeugniß des Herrn ist gewiß,** weil eben das Wort zu einem Zeugniß zwischen Gott und Menschen dient, dieses Zeugniß macht gewiß, denn es macht weise, und erfreuet Jeden, der es annimmt und befolgt, denn es zeigt ja den richtigen Weg des Lebens.

V. 9. **Die Befehle des Herrn sind richtig.** Auch das Wort Befehl hier ist nicht ein fremdes Wort, sondern bezieht sich wieder auf Gottes Wort, so daß wir nun Gesetz, Zeugniß und Befehl haben. Als Befehl ist Gottes Wort recht, und zwar in sich selbst sowohl als in seinen Folgen. Dinge, welche dem Menschen hier dunkel bleiben müßten und doch von großer Bedeutung sind, er-

klärt und eröffnet ihm dieses Wort. Von noch größerer Bedeutung ist der im Text enthaltene Sinn, daß Gottes Wort eine Nahrung der Seele ist, an welcher der Mensch sich laben kann. **Erleuchten die Augen.** Dieses ist ein sehr schöner Ausdruck, und hat den Gedanken in sich, daß genossene Speise diese Erleuchtung zur Folge hat. Jonathan genoß ein wenig Honig, und seine Augen wurden erleuchtet.

V. 10. **Die Furcht des Herrn ist rein.** Unter Furcht des Herrn versteht der Dichter hier nicht die Furcht vor Gott, sondern die durch das Wort erzeugte kindliche Gemüthsstimmung, also wieder ein Name und Charakterzug des Wortes, von welchem ja überhaupt die Rede ist. Rein ist hier soviel als unverfälscht und untadelhaft, darum läßt das Wort auch nichts Unreines oder Unrechtes zu. **Bleibet ewiglich.** Es leidet keinen Wechsel, richtet sich nicht nach Umständen oder Ansichten, sondern bleibt unveränderlich, und ist eine beständige Regel. **Die Rechte des Herrn** sind die Gesetze Gottes. Sie werden so genannt, weil sie den gerechten Willen Gottes enthalten und die Regel bilden, nach welcher alle Menschen beurtheilt werden müssen. Sie sind gerecht ohne Ausnahme und in allen Absichten, denn sie sind Wahrheit.

V. 11. **Sie sind köstlicher, denn Gold.** Die Siebenzig übersetzen „Gold und Edelgestein," anstatt Gold und feines Gold. Die Meinung ist: Obwohl Gold das köstlichste aller Metalle ist, so ist das Wort Gottes doch noch weit köstlicher; aus Gold macht man Kronen, und alles was werthvoll ist, wird aus Gold gemacht; Juwelen, welche man auf der Brust und an den Händen trägt, um nahe zu haben und zeigen zu können, sind werthvoll, aber gegen das Wort Gottes nur eitler Tand und gar nicht zu vergleichen.

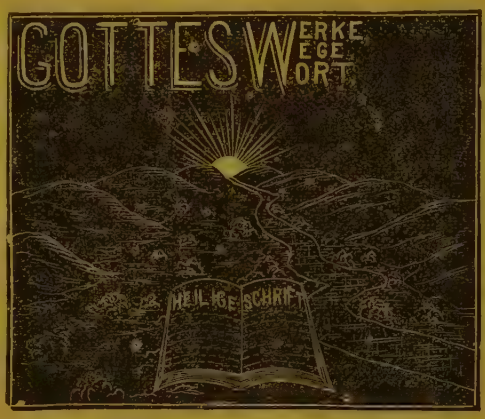
V. 12. **Auch wird dein Knecht durch sie erinnert.** Dieses erinnert steht hier in der Bedeutung von Warnung — dein Knecht wird gewarnt. — Es zeigt uns unsere Pflicht, unsere Gefahr und unsere Hülfe. Auf dem Lebensmeer gingen tausende und abertausende von Glaubensschifflein zu Grunde, wenn nicht Gottes Wort als ein heller Leuchtthurm uns die Klippen und Riffe zeigte. Gottes Wort ist das große Lebensprinzip der Seele, und wer darauf achtet, **der hat großen Lohn.** Damit ist hier hauptsächlich zu verstehen, wer nach dem Worte lebt und thut, der findet den Heiland, denn als diese Worte geschrieben wurden, hatte man noch kein Neues Testament; im Allgemeinen jedoch schließt es auch den Lohn der zukünftigen Welt ein.

V. 13. **Wer kann merken wie oft er fehlet?** Diese Worte sind geschrieben, um zu zeigen, wie nothwendig der Mensch einen vertrauten Führer braucht und wie nöthig ihm Vergebung ist. Weil aber der Mensch nicht nur schwach, sondern auch noch kurzsichtig und in manchen Dingen blind ist, deßhalb braucht er gerade einen solchen Rathgeber und Freund, wie das Wort Gottes sich ihm offenbart und anbietet. Wer kann die unreinen Gedanken, Neigungen und Triebe eines Menschenlebens aufzählen? Wer kann die daraus entstehenden Folgen zählen, und den Einfluß, welcher sich im Geheimen daraus entwickelt? **Verzeihe mir die verborgenen Fehler,** d. h. solche, welche man unwissend begangen hat. Richtig übersetzt heißt es eigentlich: **Reinige du mich,** und das faßt mehr in sich als blos Verzeihung oder Vergebung. Diese Bitte schließt dann Rechtfertigung und Heiligung des Herzens in sich ein. Verborgene Fehler sind nicht diejenigen, welche man ohne Vorwissen seiner Nebenmenschen begangen hat, sondern solche, welche wir selbst nicht wissen, und ohne es zu wollen aus Unbedachtsamkeit begangen haben.

V. 14. **Bewahre auch deinen Knecht vor den Stolzen.** Auch diese Bitte hat Bezug auf Sünden, soll heißen: Bewahre u. s. w. vor Sünden des Stolzes, d. h. vermessenen, frechen, wissentlichen Sünden. Sünden, welche durch Selbstvertauen, Selbstliebe und Eigensinn geschehen. Im alten Bund bestand eine Aussöhnung für alle Sünden mit nur einer einzigen Ausnahme. Alle Sünden konnten gesühnet und vergeben werden, ausgenommen (4. Mose 15, 30) muthwillige, frevelhafte Sünden. **Daß sie nicht über mich herrschen.** Dieses meint, Gott solle ihn bewahren, daß er nicht ein Sklave der Sünde wird. Also nur der Fromme ist wahrhaft frei; wen aber der Sohn Gottes frei macht, den macht er recht frei! (Vergleiche Joh. 8, 32 u. 36; Gal. 5, 1.) **So werde ich ohne Wandel sein.** So werde ich vollkommen sein, bewahrt bleiben vor Uebertretungen und unschuldig sein.

Von den Thaten geht der Psalmist auf Worte über (V. 15), und schließt sogar die Gedanken seines Herzens mit ein; also den ganzen Menschen.

Illustration. — Es gibt viele Bücher, welche auf der allerletzten Seite ein Register von Fehlern, die in dem Buche vorkommen, verzeichnet haben. Welch ein Verzeichniß würde das geben, welches die Fehler unseres Lebens am Ende aufzeichnen würde? Herr, verzeihe mir auch meine verborgenen Fehler.



Wandtafelerklärung. — Gott zu loben ist nicht blos eine Pflicht, es ist ein großes Vorrecht, denn es erheitert das Herz und bessert das Leben. Zum Lobe Gottes muntern uns alle Wohlthaten auf, welche wir genießen, und deren wir uns erfreuen. Aber David sag in seinem Psalm, daß auch noch andere Dinge uns zum Lobe Gottes auffordern, nemlich Gottes Wort und Gottes Werke. Die Wandtafel stellt dieses uns deutlich dar: Die aufgehende Sonne, die herrlichen Gebirge, die Bäume des Waldes, alle deuten darauf hin, der Schöpfer ist größer als die Schöpfung. Deutlicher noch fordert uns Gottes Wort auf, den Herrn zu loben, und da besonders David in seinen Psalmen. Je mehr wir darüber nachdenken, desto mehr fühlen wir die Pflicht, den Herrn zu preisen, denn das dankbare Herz will Ausdruck haben.

Lehre und Anwendung. — Der ist weise, welcher Lust hat an Gottes Werken und Wort, welcher die Hand Gottes in allen Dingen erkennt und sie zu sehen vermag. Die Natur mit all ihren Wundern und Geheimnissen wird dem kindlichen Glauben nie ein Hinderniß in den Weg legen, noch denselben zu zerstören suchen.

In der Natur offenbart sich Macht, Weisheit, Güte, Pünktlichkeit, Größe und Herrlichkeit Gottes; aber wir

werden dieser Güte und Liebe erst recht versichert, wenn wir Gott in seinem Wort und Geist erkennen lernen, besonders wie er sich in Christo Jesu offenbart.

Ein Christ soll nicht sein wie Hiskia's Sonne, welche rückwärts ging, noch wie Josua's Sonne, welche stehen blieb; sondern wie David's Sonne, welche hervorgehet wie ein Bräutigam und wie ein Held! Das ist bildliche Rede.

David's Gebet in diesem Psalm zeigt: 1. Demuth; 2. Andacht und Liebe; 3. Gewissenhaftigkeit, und 4. Bedachtsamkeit.

Sonntagschul-Lectionen für 1885.

Erstes Quartal.

Januar. Haupttext.

4. Paulus zu Troas, Apstg. 20, 2–16.....Apstg. 20, 7.
11. Paulus zu Mileto, Apstg. 20, 17–27...Apstg. 20, 21.
18. Pauli Abschied, Apstg. 20, 28–38.....Apstg. 20, 28.
25. Pauli Reise nach Jerusalem, Apstg. 21, 1–14.....Apstg. 21, 14.

Februar.

1. Paulus zu Jerusalem, Apstg. 21, 15–26..... Apstg. 21, 20.
8. Paulus verfolgt, Apstg. 21, 27–40.....Apstg. 21, 13.
15. Pauli Vertheidigung, Apstg. 22, 1–21.....Apstg. 22, 10.
22. Paulus vor dem hohen Rath, Apstg. 23, 1–11.....Apstg. 23, 11.

März.

1. Paulus zu Felix gesandt, Apstg. 23, 12–24.....1. Pet. 4, 16.
8. Paulus vor Felix, Apstg. 24, 10–27...Apstg. 24, 16.
15. Paulus vor Agrippa, Apstg. 26, 1–18.....Apstg. 26, 15.
22. Paulus gerechtfertigt, Apstg. 26, 19–33.....Apstg. 26, 22.
29. Wiederholung.

Zweites Quartal.

April.

5. Pauli Reise nach nach Rom, Apstg. 27, 1 u. 2; 14–26...Apstg. 27, 25.
12. Pauli Schiffbruch, Apstg. 27, 27–44.....Psalm 107, 28.
19. Ende der Reise, Apstg. 28, 1–15.....Apstg. 28, 15.
26. Paulus zu Rom, Apstg. 28, 16–31...Apstg. 28, 28.

Mai.

3. Gehorsam, Eph. 6, 1–13.....Eph. 6, 1.
10. Christus, unser Vorbild, Phil. 2, 5–16...Phil. 2, 5.
17. Christliche Begnügsamkeit, Phil. 4, 4–13..Phil. 4, 9.
24. Das theuer werthe Wort, 1. Tim. 1, 15–20; 2, 1–6...1. Tim. 1, 15.
31. Pauli Auftrag an Timotheum, 2. Tim. 3, 14–27; 4, 1–8...2. Tim. 3–15.

Juni.

7. Die Botschaft Christi, Ebr. 1, 1–8; 2, 1–4.....Ebr. 2, 3.
14. Das Priesterthum Christi, Ebr. 9, 1–12...Ebr. 7, 25.
21. Christliches Wachsthum, 2. Pet. 1, 1–11.....2. Pet. 3, 18.
28. Wiederholung.

Drittes Quartal.

Juli. Haupttext.

5. Empörung der zehn Stämme, 1. Kön. 12, 6–17.....Spr. 13, 20.
12. Abgötterei eingeführt, 1. Kön. 12, 25–33.....2. Mose 20, 3.
19. Amri und Ahab, 1. Kön. 16, 23–34.....Spr. 15, 9.
26. Elias der Thisbiter, 1. Kön. 17, 1–16.....1. Kön. 17, 5.

August.

2. Elias begegnet Ahab, 1. Kön. 18, 1–18.....1. Kön. 18, 18.
9. Die Propheten Baal's, 1. Kön. 18, 19–29...1. Kön. 18, 21.
16. Der Prophet des Herrn, 1. Kön. 18, 30–46.....1. Kön. 18, 39.
23. Elias am Horeb, 1. Kön. 19, 1–18...1. Kön. 19, 12.
30. Die Geschichte Naboth's, 1. Kön. 21, 4–19.....1. Kön. 21, 20.

September.

6. Eliä Himmelfahrt, 2. Kön. 2, 1–15...1. Mose 5, 24.
13. Der Sohn der Sunamitin, 2. Kön. 4, 18–37.....Joh. 11, 25.
20. Naemann der Syrier, 2. Kön. 5, 1–16.....Psalm 51, 9.
27. Wiederholung.

Viertes Quartal.

October.

4. Elisa zu Dothan, 2. Kön. 6, 8–23.....2. Kön. 6, 16.
11. Die Hungersnoth zu Samaria, 2. Kön. 7, 1–17.....Luk. 18, 27.
18. Jehu's falscher Eifer, 2. Kön. 10, 15–31.....Psalm 1, 1.
25. Ausbesserung des Tempels, 2. Kön. 12, 1–15.....Psalm 122, 1.

November.

1. Elisa's Tod, 2. Kön. 13, 14–25.....Ebr. 11, 4.
8. Der Prophet Jona, Jona 1, 1–17.....Jona 1, 2.
15. Jonä Bußpredigt, Jona 3, 1–10.....Luk. 11, 32.
22. Hiskia's Regierung, 2. Kön. 18, 1–12.. ...2. Kön. 18, 3.
29. Hiskia's Gebet erhört, 2. Kön. 20, 1–17.....Psalm 20, 1.

December.

6. Das undankbare Volk, Jes. 1, 1–18.....Jes. 1, 17.
13. Der leidende Erlöser, Jes. 53, 1–12.....Jes. 53, 6.
20. Die herrliche Einladung, Jes. 55, 1–11...Jes. 55, 1.
27. Wiederholung.

Mit unsern Lesern.

Niemand wird es den Editoren verargen, wenn sie auch ihren Lesern hie und da einmal zu verstehen geben, was sogenannte "Outsiders" von unseren Blättern halten. Es besteht ein Kinderblatt ohne irgend welche religiöse Tendenz, trivial und grundsatzlos, welches in alle deutsche Freischulen eingeführt zu werden wünscht, um als Unterrichtsmittel gebraucht zu werden. Der Editor einer einflußreichen täglichen deutschen Zeitung sagt darüber: „Wir haben das Blättchen geprüft, dann brachten unsere Kinder ein anderes, den ‚Christlichen Kinderfreund,' aus einer Sonntagschule mit nach Hause, wir haben auch dieses Blättchen gelesen und sind der Meinung, lieber dem Kinderfreund, als der K— — das Wort zu sprechen, denn der Kinderfreund ist religiös, ohne fanatisch zu sein, und seine Moral ist zu edel, um Unsinn zu veröffentlichen. Der Kinderfreund ist positiv das bestredigirte Kinderblatt, welches uns noch in die Hände kam."

A. G., Wis. Was ist die Septuaginta für eine Bibel? — Etwa 300 Jahre vor Christus baute Alexander der Große in Egypten eine Stadt und nannte sie nach seinem Namen „Alexandria." Während der chaldäischen Kriege zogen sehr viele Juden nach Alexandria, und unter der gräßlichen Verfolgung von Antiochus kamen noch mehr, welche alle in Alexandria und den umliegenden Städten ansiedelten, hauptsächlich aber in Alexandria. Als Ptolemy zur Herrschaft gelangte, genossen diese Juden große Freiheit; zu Leontopolis hatten sie sogar einen prachtvollen Tempel nach dem salomonischen Muster und pflegten den mosaischen Gottesdienst. Diese Juden gebrauchten die griechische Sprache durchgängig. Auf Anrathen des Königlichen Bibliothekars der berühmten königlichen Bibliothek wurde eine griechische Uebersetzung der hebräischen Bibel veranstaltet, und wurde Septuaginta genannt. Das Wort bedeutet Siebenzig. Warum dieser Name, ist nicht bestimmt; Tradition sagt, es wären siebenzig Gelehrte an dem Werk betheiligt gewesen, Andere sagen, das Werk sei von dem Rath der Siebenzig zu Jerusalem geprüft und gut geheißen worden. Wie dem nun auch sei, von dort stammt der Name. Die Uebersetzung ist sehr frei und nicht in Allem exact nach dem Urtext. Um zweier Ursachen willen ist diese Uebersetzung jedenfalls eine sehr merkwürdige: 1. Alle Gelehrten, Juden und Christen, erkennen sie als Gottes Wort an, und geben zu, daß nichts verfälscht ist. 2. Das war die Uebersetzung, welche Jesus und die Apostel gebrauchten, und alle Schrifttexte, welche sie anführten, waren dieser Uebersetzung entnommen. Wenn Christus sie gebrauchte, muß sie wahr sein.

F. F., Nebraska. Wie viel Zeit sollte in der Sonntagschule an die Lectionserklärung verwendet werden? Diese Frage kann nicht positiv beantwortet werden, es hängt von Umständen ab. Man möchte ebensowohl fragen, wie viel Zeit an ein Mittagessen verwendet werden sollte; es kommt viel darauf an, was man zu essen hat, wie viele Ceremonien gemacht werden, und was nach dem Essen zu thun vorliegt. Uns scheint, diese Frage sollte in der Hand des Superintendenten liegen; er weiß, wie viel Zeit er geben kann, und Niemand sollte murren. Einige Lehrer brauchen mehr Zeit als andere, und während einige nie genug haben, ist es bei anderen das Gegentheil. Daß aber ein Superintendent es jedem Lehrer recht machen kann, ist ein Irrthum. Es fallen auch Dinge vor, welche eine Abkürzung hie und da nöthig machen, und deßhalb rechtfertigen. Wenn aber der Fragesteller ein Tadler ist, dann möchten wir ihm ins Ohr flüstern: „Sei nur getrost, wenn du 'mal Superintendent wirst, lernst auch noch ein Ding oder drei!"

E. G., Penna. 1. Welches ist der beste Kinderfreund für die Sonntagschule, der wöchentliche, halbmonatliche, oder der monatliche? — Der wöchentliche sollte in allen Sonntagschulen gehalten werden, und in den übrigen der halbmonatliche. — Wir reden vielleicht zu stark; das Beste wird sein, wenn man die Schüler darüber abstimmen läßt, ohne die Stimmen zu beeinflussen, und dann bestellt, was die Schüler verlangen. Wo wohnt der Mann, welchem seine Zeitung zu oft kommt? Er soll schon sehr alt sein.

2. Was ist mit einem Lehrer zu thun, welcher gewohnheitsmäßig zu spät kommt?—Da sollte man brüderlich prüfen, ohne daß er es weiß, und wenn die Ursache des Zuspätkommens nicht rechtfertigend ist, dann sollte man ohne viel Federlesens ihm sein Pfund nehmen und es einem Andern geben. Abschaffen, abschaffen soll man ihn! Aber merke, wir haben das Wort gewohnheitsmäßig unterstrichen. Uebrigens muß man aber genau prüfen, ehe man abhaut, denn Abhauen ist leichter als Pflanzen.

M. B., Dakota. Was ist die Bedeutung des „Kyrie Eleison," welches man in gewissen Kirchen öfters hört? Beruht der Bericht des jungen Amalekiters 2. Sam. 1, 1–16 auf Wahrheit, oder wollte er sich blos bei David wohl d'ran machen? Ist ein Claßführer oder Vermahnmahner gesetzlich erwählt, wenn er eine Stimmenmehrheit hat, oder muß er eine Mehrheit aller Stimmen haben?

1. Das Kyrie Eleison, heißt auf deutsch: Herr, erbarme dich, und wird besonders in der Litanei gebraucht. Warum man es aber in deutschen oder englischen Kirchen lateinisch gebrauchen sollte, ist mehr als wir sagen können; es sei denn, um Schein zu machen.

2. Manche Ausleger behaupten, der Amalekiter habe die Geschichte seines Berichts theilweise selbst mit eigenen Augen gesehen, und theilweise gehört, daher sei derselbe nicht völlig wahr, sondern ein Gemisch von Wahrheit und Unwahrheit. Andere halten den Bericht für völlig wahr und glauben, daß der Widerspruch, welcher zwischen diesem und dem Bericht in 1. Sam. 31 zu existiren scheint, leicht gehoben werden könne. Wir können auch nicht einsehen, warum dieser Amalekiter hätte lügen sollen, indem er doch wissen mußte, daß seine Unwahrheit in wenigen Stunden hätte entdeckt werden müssen. Die Ueberlieferung der Krone und des Armgeschmeides hätte ihm ja schon Belohnung genug gebracht, ohne sich noch als den Mörder des Königs anzugeben. Daß einige Schwierigkeiten herrschen, ist nicht zu leugnen, z. E. V. 6. Doch läßt sich dieses erklären. Hat der Waffenträger sich geweigert, dem König behülflich zu sein, sich mit dem Spieß zu tödten, so hat der König sich in sein Schwert gestürzt und sich eine gefährliche Wunde beigebracht, der Waffenträger glaubte ihn todt, und folgte nach. Saul erholte sich wieder und gewahrte den Amalekiter (V. 9); und dieser tödtete ihn dann auf seine eigene Bitte. Auf diese Weise stimmt der Bericht vollständig, und ist auch gar nicht unwahrscheinlich.

3. Frage 7 in den Gesetzesfragen unserer Kirchenordnung steht, daß diese Beamten eine Mehrheit der anwesenden Stimmen haben müssen; also jedenfalls eine Stimme mehr als die Hälfte. Wenn z. B. ein Candidat aus 18 Stimmen acht hat, und zwei andere haben jeder fünf, so ist der mit acht Stimmen nicht erwählt. Der erwählte Beamte müßte jedenfalls aus achtzehn Stimmen zehn haben.

Chr. B., Mil. Die wichtigste Frage für uns in der heiligen Schrift ist ohne Zweifel die jenes Kerkermeisters: „Liebe Herren, was soll ich thun, daß ich selig werde?" Apstg. 16, 30. Es muß Jedem auf einmal klar werden, daß kein Mensch, der selig zu werden wünscht, eine wichtigere Frage machen kann. So wichtig die Frage, so trefflich ist auch die Antwort: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig." Möchten doch noch Viele obige Frage mit dem Ernst des Kerkermeisters machen!

A. W., New Castle. Im Anfang dieses Jahrhunderts war die Bibel in etwa 50 verschiedene Sprachen übersetzt und gedruckt. Davon vier alte, 32 europäische, zwei afrikanische, drei amerikanische und 9 asiatische Sprachen. Heute aber steht es, Gottlob! weit besser. Die Bibel ist in mehr als 300 Sprachen übersetzt, und in mehr als 100 Millionen Exemplaren verbreitet.

Neueste Sonntagschul-Statistik aller Nationen der Welt — 1884.

	Sonntag-Schulen.	Schüler.	Lehrer.	Total.
Nord-Amerika.—				
Ver. Staaten	98,303	7,678,833	1,043,718	8,712,551
Canada	4,965	350,154	43,730	413,884
Neu-Fundland	240	17,572	1,749	19,321
Andere Theile	1,000	35,000	6,000	41,000
Europa.—				
England und Wales		5,200,776	593,436	5,794,212
Schottland		561,262	53,113	614,375
Irland		289,639	28,155	326,794
Norwegen		65,000	5,600	70,600
Schweden		150,000	15,000	165,000
Dänemark		45,000	4,000	49,000
Deutschland	2,851	250,000	13,000	263,000
Holland	1,291	141,640	3,800	145,440
Belgien	50	1,840	192	2,032
Frankreich	1,080	45,000	4,500	49,500
Schweiz	1,591	91,371	6,522	97,893
Italien	200	12,560	850	13,410
Spanien	100	8,000	400	8,400
Portugal	30	2,000	100	2,100
Nicht mitgezählt oben		15,000	1,000	16,000
Asien.—				
Persien	68	3,000	272	3,272
Andere Theile		35,000	1,500	36,500
Afrika		158,745	8,355	167,100
Süd-Amerika		150,000	3,000	153,000
Oceania.—				
Australien		408,701	42,639	451,340
Hawai-Inseln		15,000	1,300	16,300
Andere Theile		25,000	1,500	26,500
Total		15,775,093	1,883,431	17,658,524

Hinterstübchen.

Macht des Wortes Gottes. — Ein bekehrter Neger auf der Goldküste hatte noch immer die Gewohnheit, sein Weib zu schlagen. Der Missionar hielt ihm diesen Fehler vor. „Wenn du wüßtest," erwiderte der Neger, „wie schlimm mein Weib ist, würdest du mich nicht strafen." — „Gut," sprach der Missionar, „so schlage dein Weib, aber lies immer vorher 1. Cor. 13." — — „Nun, wie geht es?" fragte nach einiger Zeit der Missionar den Neger. — „Jetzt kann ich mein Weib nicht mehr schlagen. Wenn ich diese Verse gelesen habe, habe ich keine Lust mehr, zu schlagen."

Wie ein König einem Papst aus der Bibel antwortet. — König Richard von England hatte seinen Gegner Philipp II. von Frankreich in einem blutigen Treffen besiegt. Unter den Gefangenen war auch ein Bischof, der in voller Waffenrüstung gegen die Engländer gefochten hatte. König Richard dachte: „Wie ich dich finde, so richte ich dich!" und ließ den geistlichen Herrn mit den andern Franzosen hübsch ins Gefängniß wandern. Das hörte Papst Cölestin III. und schrieb in barschem Befehlston: „Gib mir meinen Sohn zurück!" Richard ließ dem Bischof den eisernen Panzer, den derselbe in der Schlacht getragen, ausziehen, schickte denselben durch eine Gesandtschaft an den Papst und schrieb dazu 1. Mose 37, 32: „Diesen haben wir gefunden; siehe, ob es deines Sohnes Rock sei, oder nicht."

Ein reicher Bauer in Westfahlen begann noch im Spätherbst einen Kellerbau, aber trotz der großen Arbei-

terzahl ging zu seinem Aerger das Ausschachten des Grundes gar nicht vorwärts. Aber plötzlich kam ein wundersamer Feuereifer in die Leute und von Tagesgrauen bis zum späten Abend gruben sie mit einer beispiellosen Emsigkeit; nicht Sturm noch Regen hemmte sie, und die Mahlzeiten wurden auf die knappste Zeit beschränkt. Als der Boden tief genug ausgehoben, konnten sie fast nur durch Gewalt vom Eindringen in größere Tiefen abgehalten werden, und schieden mit Wehmuth von dem Schauplatze ihrer Thätigkeit. Der Bauer rieb sich verstohlen lächelnd die Hände — und was war des Räthsels Lösung? Er hatte in einen alten irdenen, von Salz zerfressenen Topf einen Pergamentstreifen gelegt, den er in alterthümlicher Schrift mit folgenden Worten beschrieben:

„Hierunder ligt vill Geld begrawe,
Und wer et fint, der soll et hawe.
Gedenke der Armen!"

hatte den Topf mit einem verwitterten Schieferstein zugedeckt und ihn da vergraben, wo ihn die Arbeiter am nächsten Tage finden mußten.

Die Einbrecher.

„Ach, Hans, geschwind, steh' uff und schau,
San Diewe d'raus am Dohre!
Se schaffe ganz spitzbüwisch schlau,
Das Schloß herauszubohre.

So ruft bereits zum Drittenmal,
In mitternächt'ger Weile
Frau Hansen ihrem Herrn Gemahl,
Und treibt ihn an zur Eile.

Hans nimmts Gewehr und eilt hinaus,
Und horcht — und horcht am Thore,
Doch bald zieht er die Stirne kraus,
Und kratzt sich hinterm Ohre.

„Die Fraa is nit recht bei Verstand!"
Knurrt Hans, und geht ins Häuschen,
„Do — in der alte Bretterwand —
Do — nagt a klaanes Mäuschen!" W.

Da dachte ich bei mir selbst. — Ich sah einen Mann, welcher so seine vier Millionen werth ist, dessen Arbeiter von einem bis zu zwei Dollars pro Tag verdienen. Da dachte ich bei mir selbst: die Sache ist nicht gerade billig eingetheilt, aber wenn ich einen Dollar pro Tag verdiente und hätte keine Aussicht auf einen besseren Platz, dann würde ich den Job nicht fahren lassen.

Ich sah einen Menschen, welcher nun schon viele Jahre ein sehr fettes Amt in der Stadt bedient, während ein ebenso guter Mann sein Brod in bitterem Schweiß verdienen muß. Ich prüfte die Sache und fand, daß ich lieber meinen Schubkarren im Schweiß schalten wollte, als mich herzugeben, das zu thun, was so ein Aemterjäger thun muß.

Ich sah Familien, welche weder arbeiten, noch spinnen und doch schöner gekleidet sind, als ihre Nachbaren, welche täglich arbeiten und sparen; da dachte ich bei mir selbst: Wer weiß wie es im Grund der Wahrheit aussieht, mit rechten Dingen kann es nicht zugehen; und so fand sich's auch; denn wo man lebt, ohne zu arbeiten, da muß viel Geld sein, oder viele Schulden, wenn nicht noch Schlimmeres.

Ich blickte das Treiben der Menschen an und sah manche, welche murreten, weil ihnen keine gebratenen Tauben in den Mund fliegen; über dem Murren sind sie an einem schönen fetten Suppenknochen vorbeigelaufen, und es war noch ziemlich Fleisch daran, aber vor lauter Murren sahen sie es nicht. Ich dachte bei mir selbst: ein Spatz in der Hand ist besser als ein Storch auf dem Dach; besonders aber sollen Spatzen bedeutend bessere Suppe abgeben, wenn gekocht, als Störche.

Ich dachte bei mir selbst: Wer sich in seine Umstände schicken kann; sein Bestes thut, und das Uebrige dem lieben Gott anheim stellt, der sollte zufrieden sein, und Schiller's Worte wohl beherzigen: „Wenn mer in der Welt will Freude hasche, Vorsicht g'hört derzue; su'st lengt me bald in d'Angle und in Dörn, und zieht e Hand voll Stich und Schrunde z'ruck. Denn d'Freud hanget in de Dorne; denk' mer dra, und thue en wenig g'mach! Doch wenn du's hasch, so laß der's schmecke! Gunn der's Gott der Herr, aber chlag nit allewil!"

In Gedanken. — A. (zu B.): „Denke dir, was mir gestern passirt! Ich gehe ins Bureau, auf einmal bilde ich mir starr und fest ein, daß ich meine Uhr vergessen habe, ziehe sie aber ganz gedankenlos aus der Tasche, um zu sehen, ob ich noch Zeit habe, sie in meiner Wohnung zu holen."

Räthsel.

Ein Vogel ist es mit hübschem Gefieder,
Und singt er auch keine harmonischen Lieder,
So ist er doch sicher im ganzen Land
Nur grade durch seine Stimme bekannt.

Zwei Flüßchen denselben Namen tragen,
Als merkwürdig ist noch von ihnen zu sagen,
Daß, wie in der Schule jetzt lernt jedes Kind,
Nach den Farben des Vogels unterschieden sie sind.

Palindrom.

Ob ich vor- ob rückwärts gelesen,
Bin stets ein Femininum gewesen,
Und unter den vielen französischen Worten,
Die leider gesprochen aller Orten,
Genieße ich deutsches Bürgerrecht,
Und wirklich klinge ich gar nicht schlecht.
Die Frauen all' in der Näh' und der Ferne,
Sie hören mich sammt und sonders gerne.

Auflösung der Räthsel im Juniheft.

Milchhandel. — Der Milchmann gießt das Drei-Pintmaß voll Milch und schüttete diese in das leere Acht-Pintmaß; darauf füllt er das Drei-Pintmaß nochmals und gießt es wieder in das Acht-Pintmaß; in diesem befinden sich nun sechs Pint Milch. Diese sechs Pint gießt der Milchmann in das Gefäß, das fünf Pint faßt. - Da aber nur fünf Pint in dieses Gefäß hineingehen, bleibt genau ein Pint Milch in dem Acht-Pintgefäß. Nun gießt er noch ein angefülltes Drei-Pintmaß in das Acht-Pintmaß und erhält somit der Kunde vier Pint Milch, wie gewünscht. Besser ist die Milch bei dem Hin- und Hergießen allerdings nicht geworden. — Emma Schlörb und Sarah Hammetter. (Durch einige unserer Rußknacker erfuhren wir, daß auch noch eine andere Lösung möglich ist.)

Quadraträthsel. —

E B R O
B R O D
R O S E
O D E R

J. A. und Maria Henke, Fl. Gasser, Louise v. Vanselow, J. H. Movius, Aug. Gegenheimer, Emma Walther, Bernh. Bracker, H. Plantikow, Augusta Plantikow, Alb. Reinke, Maria Hochschlitz, G. W. Reichert, A. H. Utzinger, David D. Eidt, Maria Blanchard, F. Lüben, C. J. Seidensticker, Joseph und Lizzie Messerschmidt.

Zahlenräthsel. — Bartholomäus. — J. A. und Maria Henke, Fl. Gasser, J. H. Movius, Aug. Gegenheimer, F. Arndt, J. Frank, Emma Walther, Bernh. Bracker, H. Plantikow, Augusta Plantikow, Alb. Reinke, H. Seide, G. W. Reichert, A. H. Utzinger, David D. Eidt, Maria Blanchard, F. Lüben, C. A. Zabel, Joseph und Lizzie Messerschmidt, C. F. Stehn.

Wer erräth's? — Friedefürst. — J. A. und Maria Henke, J. H. Movius, Emma Walther, Bernh. Bracker, H. Plantikow, Augusta Plantikow, Alb. Reinke, H. Seide, A. H. Utzinger, Maria Blanchard, F. Lüben, C. J. Seidensticker, C. A. Zabel, Joseph und Lizzie Messerschmidt, C. F. Stehn.

Das Garfield-Monument.

Das Evangelische Magazin.

Band 16. September 1884. Nr. 9.

Das Garfield-Monument.

(Zum Titelbild.)

Von R. M.

Es ist unsern Lesern bekannt, daß Garfield's Leichnam in einer Privatgruft im Lake View Friedhof zu Cleveland, O., ruht, und dort von Vereinigten-Staaten-Truppen bewacht wird, bis derselbe in dem zu errichtenden Monument beigesetzt werden kann.

Um einen guten Plan für ein Monument zu erlangen, hat die diesbezügliche Committee drei hohe Preise ausgeschrieben für Zeichnungen und Modelle zu einem solchen Monument. Diese Zeichnungen und Modelle wurden dann in einer öffentlichen Kunstgallerie allhier zur Schau ausgestellt, und das Publikum hatte einige Monate lang freien Zutritt, dieselben zu betrachten und—zu kritisiren.

Auf die bestimmte Zeit versammelte sich dann die Committee, um eine Wahl zu treffen; die Modelle standen da, die Zeichnungen lagen vor, aber Niemand (selbst die Committee nicht) kannte die Künstler, welche dieselben angefertigt. Nach langer Berathung einigte sich die Committee auf das als Titelbild gegebene Monument. Der Künstler ist Herr Georg H. Keller von Hartford, Connecticut, und ihm wurde deßhalb der höchste Preis ($1000) zugestimmt. Das Monument wird etwa 200 Fuß hoch werden; im Thurm ist eine Wendeltreppe, auf welcher man zur Spitze gelangt, wo Vorkehrung getroffen wird, daß man eine schöne Aussicht auf die Stadt und den See genießen kann. Das Monument wird den Bronzsarg mit dem Leichnam des verstorbenen Präsidenten enthalten, nebst einigen Räumlichkeiten, z. B. Wartezimmer, Zimmer für den Wächter ꝛc., welcher auch ein Buch zur Unterzeichnung für Besucher halten soll.

Wenn man den Sinn des Künstlers und die von ihm gegebene Erklärung der Bedeutung verschiedener Punkte des Monuments nicht kennt, möchte man im ersten Augenblick geneigt sein zu glauben, das Ganze sei als ein kolossales Leuchthaus für das Seeufer bestimmt; der Künstler hat jedoch bereits entschieden, einige bedeutende Veränderungen in den Einzelheiten vorzunehmen, aber nicht am Ganzen, das wird ausgearbeitet, wie unser Bild es darstellt, und soll ein Bild des Lebens Garfield's vorstellen. Das Monument enthält Raum für eine Familiengruft der Familie Garfield's, und wird, wenn vollendet, etwa $150,000 kosten.

Abenteuer auf einem Eisenbahnzug.

Von C. A. Thomas.

Es gibt nicht leicht einen Beruf, in welchem man größeren Gefahren ausgesetzt ist, als der eines Eisenbahn-Ingenieurs. In einem Augenblick können sich die Dinge so gestalten, daß diese Helden von der Dampfklappe und dem Hebel entweder durch einen plötzlichen Tod oder vielleicht auch erst nach unsäglichen Leiden von der Schaubühne dieser Welt abtreten müssen. Das Abenteuer, welches ich den Lesern des Magazins zu erzählen gedenke, dürfte die obige Behauptung wohl rechtfertigen.

Es war ein trüber Tag, und müde von meiner langen Reise nach dem Westen trat ich aus dem mit Menschen gefüllten „Car", und ging auf der Platform hin und her, um etwas frische Luft zu genießen. So kam ich denn auch in die Nähe des eisernen Dampfrosses. Bewundernd stand ich vor dem imponirenden Koloß, und da der Ingenieur ein sehr freundlicher Mann war, so waren wir auch bald in einem lebhaften Gespräch. Da er wahr nahm, daß ich ein lebhaftes Interesse an seinem Dampfwagen bekundete, lud er mich ein, auf demselben Platz zu nehmen. Während der halben Stunde, die wir auf den östlichen Zug zu warten hatten, gab er mir manchen trefflichen Wink aus seinem Berufsleben und schloß dann mit dem folgenden Abenteuer, das er selbst erlebt,

und das meines Dünkens ohne Parallelle dastehen dürfte. Er sagte:

Im Sommer von 1878 wurde ich zur Passagier-Engine Nr. 49 befördert — dieselbe, in welcher wir uns jetzt befinden. Sie war und ist jetzt noch eine der Besten auf der ganzen Bahn. Die Division, auf welcher ich diente, war ziemlich lang — etwa 120 Meilen. Meine Collegen nannten dieselbe den „Hochrücken," wohl aus dem Grunde, weil es von beiden Enden fast bis zur Mitte hin bergauf ging. Eine Strecke des Wegs war ziemlich steil, und wenn der Zug zufällig etwas lang war, so wurde eine zweite Engine als Vorspann gebraucht, um demselben den „Rücken" hinan zu helfen.

Oben war ein Wasserbehälter, wo das schnaubende Roß sich von dem kühlen Naß seinen „brennenden" Durst stillen und dann vermittelst einer Weiche seinen Rückweg antreten konnte. Engine 49 sollte den westlichen Zug über diesen Theil der Bahn führen.

Eines Abends waren drei bis vier Waggons, voll Excursionisten, an diesen regelmäßigen Zug angereiht, und es mußte folglich Jemand Vorspann leisten. Ich fühlte gleich nicht ganz ruhig, als ich gewahrte, daß Nr. 14 einbog und sich vor meine Engine schob und anknüpfte.

Nr. 14 war eine sehr gute Dampfmaschine, so kräftig und schnell als irgend eine, aber sie war unter der Controle eines Mannes, dem ich nun einmal nicht trauen konnte, da er den Schnaps allzusehr liebte. War er zufällig 'mal außer Dienst für einen Tag, so ging's ans „Lumpen," und die Rede ging unter seinen Kameraden, daß er schon einen Anfall von „Delirium-Tremens" gehabt habe. Einem Manne, der Appetit nach starkem Getränk hat, ist nie vollständig zu trauen. Das mag sich Jeder hinter sein Ohr schreiben.

Meine Bedenken wurden bedeutend verstärkt, als ich auf seine Engine trat, um einige Minuten mit ihm zu sprechen und unsere Uhren mit einander zu vergleichen. Es kam mir durch seinen Odem der Geruch starker Getränke entgegen, ich bemerkte auch, daß sein Gesicht unnatürlich roth aussah, und seine Augen mit Blut durchschossen waren.

Endlich hieß es: „Alle einsteigen!" Die Glocke läutete und die Hebel der beiden Maschinen wurden ausgezogen. Weichen, Straßen, Häuser und Signal-Lichter glitten schnell an uns vorüber, und sobald wir auf die Hauptbahn gelangten, verdoppelten wir den Lauf so, daß wir in kurzer Zeit etwa dreißig Meilen per Stunde zurücklegten.

In der Regel machte dieser westlich gehende Zug nur zweimal Halt bis zum höchsten Punkt meiner Division, und soweit ging auch alles gut und seinen gewöhnlichen Gang. Schon war es dunkel geworden, und da ich wegen der vorgespannten Maschine nicht auf das Bahngeleise zu sehen vermochte, so lehnte ich mich eine Weile gegen mein Kissen. Mein eigener Sohn Johann diente zur Zeit als Feuermann.

Armer Junge! Er war blos neunzehn Jahre. Und es war eigentlich nicht mein Wille, daß er als Solcher diente, aber er ließ eben nicht ab mit Bitten, bis ich es ihm erlaubte. So saß ich da und beobachtete ihn, wie er je und dann dem Feuer neues Material vermittelst seiner Schaufel zuführte, und horchte auf das eintönige Gesumme der Maschine. Und wer weiß nicht, daß ein solch' monotones Geräusch geeignet ist, die Sinne zu betäuben. So mußte ich etwa eine bis zwei Minuten gesessen haben.

Plötzlich frug mich mein Johann, ob wir nicht um ein Bedeutendes schneller gingen, als gewöhnlich?

Ich sprang auf und schaute hinaus. Der Dampfwagen glitt über das Geleise wie rasend, und obwohl ich in der Dunkelheit nur sehr wenig sehen konnte, so wußte ich doch, daß wir bereits auf der Anhöhe angekommen waren, nahe der Weiche, wo mein vorspannender College mit seinem Gefährt den Rückweg anzutreten hatte.

Aber was in aller Welt war los mit diesem, daß er nicht anfing, langsamer zu fahren? So erfaßte ich denn plötzlich den Hebel, stellte den Dampf zurück und legte die Hemmschuhe an. Für einige Augenblicke ward der Lauf des Zuges bedeutend verringert; dann hörte ich einen lauten Klapp und ein schrilles Zischen — der Rubberschlauch war zerrissen und die Hemmschuhe nutzlos. Sofort ging der Zug wieder rasend schnell, wir glitten an der Weiche vorüber und in einigen Secunden ging's abwärts; und um den Zug hier mit den zerbrochenen Hemmschuhen zum Stehen zu bringen, war das Zusammenwirken beider Locomotiven von nöthen.

Erstaunt und aufgeregt, daß mein College vor mir so unverzeihlich nachlässig sein konnte, g'bot ich meinem Jungen, das fordere Fenster der Bedachung zu öffnen, damit ich dem närrischen Menschen zurufen könne. Mittlerweile zog der Conducteur oder sonst Jemand ganz rasend am Strang der Glocke, zum Zeichen, daß wir einhalten sollten. Im Augenblick als das Fensterchen geöffnet war, merkte ich am Geräusch der vorderen Locomotive, daß sie mit voller Dampfkraft dahin brauste. Ich rief zweimal aus allen Leibeskräften, aber das Donnern des Zuges übertönte meinen Ruf. So ergriff ich die Dampfpfeife und pfiff: „Hemmschuhe anlegen!" Allein als Erwiderung schallte mir von meinem Collegen ein höhnisches Gelächter entgegen. Der ganze Zug erbebte heftig und ich fühlte, daß wir schneller als je dahinsausten. Ich blies meine Dampfpfeife zum zweitenmale — länger und heftiger als vorher. Diesmal wurde von vornen durch drei schrille Pfiffe geantwortet, begleitet von einer Anzahl schrecklicherer Schreie, als sich vielleicht je einer menschlichen Gurgel entrangen.

Sofort erkannte ich, was die Ursache dieser furchtbaren Schnelligkeit war. Mein College war kanonenvoll besoffen, verrückt dazu, und ging mit dem Passagierzug durch — bergab, und ich war außer Stand ihm Einhalt zu thun.

Welch' eine Lage! Aber das war nicht das Schlimm-

ste. Da wir auf der Anhöhe nicht angehalten hatten, so gingen wir ohne „amtliche Ordre" vorwärts und zwar vor unserer bestimmten Zeit, und folglich waren wir in der größten Gefahr, jede Minute in einen uns entgegenkommenden Zug hinein zu rennen. Es wäre Thorheit gewesen, meine Locomotive rückwärts arbeiten zu lassen gegen solche Forsche eines dahinbrausenden, abwärtsgehenden Zuges, der vorderen Locomotive gar nicht zu gedenken. So gab ich denn noch einmal das Zeichen: „Hemmschuhe anlegen!"

Plötzlich gewahrte ich vor uns ein Licht auf dem Bahngeleise. Es war die Laterne der Station, allwo wir gewöhnlich einem Frachtzug begegneten. Für einen kurzen Moment fühlte ich mich ohnmächtig und krank. Ich sah die furchtbare Katastrophe, der wir augenscheinlich entgegen gingen. Der Güterzug erreichte die Station gewöhnlich vor uns, aber wir waren eben so schnell gefahren, daß er unmöglich hätte dort sein können. Aber weit davon konnte er auch nicht mehr sein, folglich war ein Zusammenstoß mit unserem langen, blitzschnell dahinbrausenden Zuge voller Passagiere offenbar unvermeidlich. Du liebe Zeit!!

Für einen Augenblick fühlte ich wie vom Schlage getroffen. Plötzlich kam mir der Gedanke, daß der „Fracht" vielleicht die nächste Station noch nicht passirt habe, da er möglicherweise hinter seiner Zeit mochte zurückgeblieben sein. Und darin lag die einzige schwache Hoffnung für das Leben der vielen lieben Leute. Mit zitternder Hand riß ich schnell ein Blatt aus meinem Notizbuch und schrieb hastig darauf:

„Ums Himmels willen macht die Bahn frei. Wir haben die Controle über unseren Zug vollständig verloren.

Wilhelm."

Schnell nahm ich eine Steinkohle und wickelte diese mitsammt des Papierchens in mein Taschentuch. Ich hatte nur noch Zeit, dasselbe, als wir an der Station vorbeisausten, dem Telegraphenbureau entgegen zu schleudern. Es traf glücklicherweise die Thüre desselben. Ich sah nur noch, daß die Thüre sich öffnete und — in einem Nu war die Station außer Sicht. Hatte der Frachtzug nun die nächste Station noch nicht passirt, so konnte derselbe auf die Weiche beordert und die Bahn für uns frei gemacht werden.

In diesem Moment erblickte ich den Feuermann der vorderen Locomotive — ein kleines, knirpsiges Kerlchen — auf dem Gangbrett neben dem Dampfkessel dahinschreitend.

„Um Gottes willen," schrie er — ich konnte ihn des Getöses wegen kaum verstehen — „halte den Zug an! Halte den Zug an!! Mein Ingenieur ist toll und voll besoffen, er schleudert uns alle in die Ewigkeit."

Nun war mir's klar, daß unsere einzige Rettung darin bestand, die vordere Locomotive zu besteigen, den wilden Kerl zu knebeln und des Hebels sich zu bemächtigen. Es war freilich ein Unternehmen auf Tod und Leben; aber es schien mir doch besser, daß ein Mensch sterbe, als daß ein ganzer Zug voll geopfert werde.

Jetzt waren auch der Conducteur und die übrige Dienstmannschaft vorgekommen, aber sie waren so alarmirt, daß sie mir rein gar nichts helfen konnten. Sie hielten sich am Platformgeländer des Bagagewaggons und schrien unaufhörlich: „Halten Sie doch den Zug an! Warum drehen Sie nicht den Hebel?"

„Jungens," sagte ich jetzt zu meinem Johann und dem kleinen Feuermann, „wir müssen die vordere Locomotive besteigen und den verrückten Menschen von einem Ingenieur niederschlagen. Nehmt die Kohlenspalter und folgt mir nach.

Die Aussicht auf ein Handgemenge mit einem Manne unter dem Einfluß von den „Delirium-Tremens" war gewiß keine schmeichelhafte. Aber ich durfte nicht zaudern und an meine eigene Sicherheit denken. Die eiserne Verbindungsstange, welche von meiner Locomotive zur vorderen führte, war etwa sechs Fuß lang und das einzige Mittel, hinüber zu kommen. Ich ging voran, indem ich zunächst meinen Schraubendreher auf den Kohlenwagen warf, dann ließ ich mich vorsichtig auf die Stange nieder und fing an, mich auf derselben hinüberzuschaffen. Es war gewiß ein desperates Unternehmen. Der heftige Luftzug mitsamt des furchtbaren Hin- und Herschüttelns des Wagens hätte mich etlichemal ums Haar zu Boden geschleudert. Aber ich behauptete meinen festen Griff an der Stange und — kam hinüber, kletterte auf den Kohlenwagen nach der Locomotive zu.

Da stand der wilde Mensch, den Rücken mir zugekehrt und sich festhaltend, während die Locomotive hin- und her schwankte. Er hatte mich natürlich nicht beobachtet, und so entschloß ich mich einige Minuten zu warten, bis er den Feuerherd wieder öffnete, und dann wollte ich ihn zu Boden schlagen und binden; denn ich war ihm an Körperstärke bei weitem nicht gewachsen. Ich hörte nichts von meinem Johann und dem Feuermann, getraute mich auch nicht nach ihnen umzuschauen.

Plötzlich, als ich so dastand um mich des verrückten Ingenieurs zu bemächtigen, ging der Zug gleich einer Furie um eine starke Biegung. Lieber Himmel! Weniger als eine Meile die Bahn hinab erblickte ich das Kopflicht des Güterzugs.

Mein verrückter College verwitterte das Licht auch und die furchtbare Gefahr schien ihn auf einmal nüchtern gemacht zu haben. Mit einem sonderbar erschreckenden Schrei sank er hülflos, und wie an allen Gliedern plötzlich gelähmt, auf seinen Sitz zurück. Mit einem Sprung stand ich unter dem Vordach, blies die Dampfpfeife und zog den rückwärtstreibenden Hebel. Die erfolgte Erschütterung dieses plötzlichen Wechsels hob die Locomotive fast vom Geleise und — mich von meinem Sitz. Die großen Räder, welche rückwärts über die Schienen glitten, sahen in diesem Moment fast aus wie lebendige Feuergestalten und die Locomotive schien ganz in ein Meer von Feuerfunken eingehüllt zu sein. Die alte Nr.

14 bewies sich jetzt als handfest, und sie kämpfte so nobel, als wüßte sie von der drohenden Gefahr.

Es war umsonst! Man hätte fast ebenso wohl einen Wasserstrom mit einer Heugabel hemmen mögen! Näher und näher kamen wir dem gefürchteten Licht des Güterzugs.

Fort ging's, und im nächsten Momente erkannte ich, daß es eine reine Unmöglichkeit sei, den Koloß zum Stehen zu bringen — der Zusammenstoß mußte kommen. Unwillkürlich schloß ich die Dampfmaschine und wandte mich um zum Springen. Aber ich dachte an die Menschenmasse, die ich ins Verderben stürzen würde. Blieb ich auf meinem Posten, so konnte ich doch vielleicht den Stoß um Vieles mildern und Vieler Leben retten, selbst wenn ich das meinige opfern müßte. Besser, daß ein Heim vereinsammt werde, als hunderte. So drehte ich dann den rückwärtstreibenden Hebel noch einmal, und stellte mich fest, um den Zusammenstoß abzuwarten. Aber siehe! plötzlich gewahrte ich, daß das brillante Licht vor mir verschwand und zur Seite wich. — Wie war das möglich gewesen?

Ja, Gott sei Dank für seine große Gnade an uns erwiesen an jenem Abend. Der Güterzug bog auf die Weiche und, die Gefahr vor ihm gewahrend, hatte der Ingenieur kaum Zeit gehabt, aus dem Wege zu kommen, als wir auch schon vorbeisausten. Endlich kamen wir zum Stillstand, und den tollen Collegen von der Locomotive zu werfen, war mein Allererstes. Als dies geschehen, ging ich auf meine eigene Locomotive, die der kleine Feuermann so lange geführt hatte, zurück. „Wo ist mein Johann?" war meine erste, ängstliche Frage.

Ah, Freund, der härteste Schlag sollte mich noch treffen. Johann — der arme, liebe, gute Junge wollte mir nachfolgen und den besoffenen Menschen bewältigen helfen, aber er war von der eisernen Verbindungsstange herabgeglitten! Ich wußte nur zu gut, daß er getödtet sein mußte, denn wir machten siebenzig Meilen per Stunde. Ich war verpflichtet, den Zug weiter zu führen. Zwei Stunden später fanden die Stationsleute meinen braven Jungen sieben Meilen zurück zerissen, todt, am Fuße eines Felsen, etwa zwanzig Fuß vom Bahngeleise."

Einer Mutter Denkmal.

Von N. M.

Sie hat es selbst gebaut, ohne zu wissen, daß sie sich ein Monument baue. Sie hat darin gewohnt, ohne zu bedenken, daß es existire. Sie wußte nicht, daß sie irgend etwas Ungewöhnliches baue.

Sie hat nie geträumt, daß sie eine edle Frau sei; oder daß sie ihrer Zeit und ihrem Geschlecht von besonderer Nützlichkeit sei; sie wußte thatsächlich nicht, daß sie irgendwie etwas vollbracht habe, welches des Lebens Mühe werth gewesen wäre. Wenn sie ungefähr einmal die Geschichte edler Frauen las, und von den erfolgreichen großen Heroinen ihres Geschlechtes hörte, dann hatte wohl auch sie ein Ideal von „ehrenwerthen Frauen"; aber es reichte nicht über Schiller's „Lob der Frauen" hinaus, und dieses ist ja jedermänniglich bekannt, paßt nicht mehr so recht auf unsere Zeit. Dann blickte sie wehmüthigen Blickes, mit seufzender Brust über ihr vergangenes Leben, welches freilich nur aus Kleinigkeiten zusammengesetzt war; aus Pflichten, welche sie treulich erfüllte, ohne bei der Erfüllung auch nur im Entferntesten zu ahnen, daß sie etwas Besonderes thue. Das Weberschifflein, von welchem Hiob redet, ist bei ihr hin- und hergelaufen, der Faden darin ist kürzer geworden, ohne daß sie je stille sitzen geblieben, und das Gewebe betrachtet hätte, oder sich der schönen Gestalt erfreute, die es annahm. Wenn ich heute so darüber nachdenke, dann ist's mir, als hätte sie nie Zeit genug erspart, darüber zu sinnen, daß sie ein Menschenleben auszuweben habe. Am Morgen hieß es: Der Herr wird's versehen; und am Abend: Der Herr walte es. Ihr Leben war im Leben ihrer Familie aufgegangen; sie lebte verborgen mit Christo in Gott.

Im Sinne der Welt war sie nie eine große Frau; es hat Niemand viel von ihr geredet, man hat sie nur geliebt. Sie hat keine Bücher geschrieben, und ihre Briefe haben nie weiter als unter ihren nächsten Freunden circulirt. Ihr Gesang der Liebe war ihr zu heilig, als daß sie je für das Publikum gesungen hätte; sie sang blos für ihren Erlöser und an der Wiege ihrer Kinder, aber da tönte derselbe süß und hehr. Sie war nie Präses eines Frauenvereins, und auch nicht Leiterin des Nähvereins, und doch blickte sie stets mit einer Art Achtung auf die „begabten Weiber" und „talentvollen Frauen." In der Oeffentlichkeit war sie stille, sie hat nie gepredigt, und nie nach dem politischen Wahlrecht begehrt. Zu Hause leitete sie die Andacht, wenn der Gatte abwesend war, und dann mit zitternder Stimme; wahrlich, sie fühlte ihre Schwäche nie mehr, als wenn sie eine leitende Stellung einzunehmen hatte; aber dann trat jene gewinnende und Herzen erfassende Natürlichkeit in den Vordergrund, welche ihre größte Gabe und ihr schönstes Talent war.

Ihr Monument ist ihre Heimath. Diese Heimath hat sich in der Stille, ganz geräuschlos, unter ihrer Hand zu dem entfaltet, was sie ist; ungefähr so wie sich eine

Blume entfaltet. Niemand weiß es; sie selbst wußte es nicht, wie viel sie dazu beitrug, diese Heimath zu segnen, welche sie mit ihren Thränen begoß und mit ihren Gebeten umrankte. Geld zu verdienen hatte sie nie gelernt, aber im Geld ersparen hat der Dollar sich fast immer verdoppelt in ihrer Hand, und reichte weiter als bei tausend Anderen, darum hat der Gatte sich auch immer beeilt, ihr den Wochenlohn in den Schooß zu legen, denn er wußte, dort war Segen. Sie besaß jene eigenthümlich weibliche Eigenschaft, welche man Geschmack nennt, und sie entwickelte dieselbe mit einer Eigenheit, welche der Heimath Reiz gab, ohne großen Abtrag an den Ersparnissen zu verursachen. Um Anderen nachzuahmen, war sie viel zu einfach, und um falschen Schein zu geben, viel zu kindlich; aber wenn sie redete, dann verstand sie Jedermann, denn das Herz redete durch den Mund.

Ihr Haus war immer offen, weil sie selbst offenherzig war; aber ihr Herz war dem jüdischen Tempel ähnlich: nur der Vorhof war für Fremde offen; im Heiligthum ruhte die Familie, aber das Allerheiligste stand nur dem Herrn, ihrem Gott, offen. Das war die Kraft ihres verborgenen Lebens.

O du gesegnete Baumeisterin! Edle Mutterseele, du brauchst Andere nicht, um ihre Talente, Gaben, und Ehrenstellen beneiden; gesegnet bist du in deiner Sphäre, denn dein Haus ist das Heiligthum deiner Familie. Auf deinem einfachen Grabstein liest man blos: „Gattin und Mutter," aber „deine Söhne kommen auf und preisen dich selig, dein Mann lobt dich"; denn du hast deinen Mund mit Weisheit aufgethan, und auf deiner Zunge war holdselige Lehre. Du hast den Freuden des Lebens lieber entsagt, damit deine Kinder sie genießen möchten, als daß du sie genossen hättest. Verflucht sei das Kind, welches seiner Mutter im Alter spottet, oder ihrer vergißt!

Der Kaffee.

II.

„Kaffee stärket Geist und Glieder,
Kaffee schenkt uns neue Lust,
Kaffee fördert Reim und Lieder,
Kaffee labt die matte Brust."

Unsere bisher gemachten Mittheilungen über die Geschichte des Kaffees haben uns bis Constantinopel gebracht. Afrika, Egypten besonders; Arabien, Syrien und die Türkei waren gefallen und unter die Macht des Kaffees gekommen; wir folgen nun der Ausbreitung des Getränkes ins Abendland. Ende des 17. Jahrhunderts finden wir den Kaffee bereits in Oestreich und Süddeutschland.

Die ersten Europäer, welche den Kaffee kennen lernten, waren der augsburgische Arzt und Reisende Leonhard Rauwolf und der Italiener Prosper Alpin; Ersterer fand ihn in Aleppo und er schrieb nach seiner Rückkehr aus Syrien, Palästina und Mesopotamien in seinem 1582 erschienenen Werke, „Aigentliche Beschreibung der Reiß ꝛc. in die Morgenländer": „Unter anderm habens (die Türken in Aleppo nemlich) ein jut jetränk, welliches sie hoch halten, das ist gar nahe wie Dinten so schwarz, und in gebresten, sonderlich des Magens, gar dienlich. Dieses pflegens am Morgen fru, auch an offenen Orten, vor jedermannigklich ohne alles abscheuchen zu trinken aus jrdinen und porzellanischen tiefen Schälein, so warm als si's könden erleiden, setzend oft an, thond aber kleine trinklein und lassen's gleich weiter, wie sie neben einander im kreyß sitzen, herumbgehen. Zu dem Wasser nemmen sie Frucht Bunna von den jnnwohnern genannt, die außen in ihrer größe und farb schier wie die Lorbeer mit dünnen schölflein umgeben, anzusehen, vnd ferner jhren alten berichten nach aus India (Aethiopien) gebracht werden. Wie aber die an jn halb ring (rund) seind vnd jnnen zween gelblechte kerner in zwaien häußlein vnderschiedlich verschlossen haben. Dieses trank ist bei ihnen sehr gemein, darum denn deren die da solches ausschenken, wie auch der Krämer, so die Frucht verkaufen im Batzar hin und wieder nit wenig zu finden: zu dem, so haltens das auch wohl so hoch vnd sol gesund sein, als wir bei uns irgend den Wermutwein oder noch anderen Kräuterwein."

Im Jahre 1656 schrieb Franz Peters in Gießen eine Dissertatio de potu Café und 1696 J. B. Albrecht die „Clar entdeckte Unschuld der Thee- und Kaffeegetränke" (Bremen), die nachher Stephan Blancardi, Jac. Spon, La Roque, Giovani Domenic. Civinini, A. W. Platz und Andere näher erläuterten. Im Orient wie in Italien, Frankreich und Süddeutschland wurde und wird heute noch Kaffee in besonderen Kaffeehäusern bereitet und entweder dort genossen oder wie früher in die Haushaltungen geliefert, jetzt aber in letzteren selbst gekocht, während er im nördlichen und mittleren Deutschland mehr in den Haushaltungen gekocht und in kleineren Städten selten ein Kaffeehaus angetroffen wird.

Anton Sherlay beschreibt den Kaffee, welchen er 1599 auf einer Reise nach Aleppo kennen gelernt, wie folgt: „Die Türken haben eine Art Getränk, welches sie Kaffee nennen. Sie trinken es heiß, es ist nicht schmackhaft, nicht wohlriechend, aber sehr gesund. Wie man in England, oder in Deutschland in die Schenke geht, um in freundlicher Gesellschaft die Zeit zu verbringen, so gibt es dort schöne Häuser, in welchen dieser Kaffee ausgeschenkt wird."

Ein anderer Reisender schrieb etwa um die nemliche

Zeit: „Die Türken saugen Rauch durch lange Röhren, welche durch ein Wasserglas laufen, an sich, und trinken heißes, schwarzes Wasser, Cahevä genannt, welches ein Mittel gegen die Geilheit sein soll.

ses simplex (den Kaffee) mit mir bringen und dasselbe in Italien bekannt machen."

In Frankreich konnten die Leute lange nicht klug werden, was es denn eigentlich für eine Beschaffenheit habe

Kaffee-Plantage in Los Rubes.

Ums Jahr 1650 wurde der Kaffee von Constantinopel nach Rom gebracht. Allem Anscheine nach waren es, wie bemerkt, Venetianer, welche zuerst über den Kaffee

mit dem Kaffee, bis endlich ums Jahr 1684 ein Herr Dufour ein Tractätlein ausarbeitete und veröffentlichte, und viele Zeugnisse anführte, daß er der richtige Mann

Junge Pflanzen werden gejätet und vor der Sonne geschützt.

berichteten, und jedenfalls Pietro della Valle, der ihn zuerst nach Italien gebracht hat, denn er schreibt einem Freunde im Jahre 1650 aus Constantinopel: „Wenn ich werde von meiner Reise zurückkommen, so will ich die-

sei, dieses Werkchen zu verfassen, indem er Nachrichten vom Orient eingezogen habe, um „Allens" genau zu beschreiben „von wegen dem Kaffee."

„Der Tractat, um auf diesen überzugehen, wird in 13

Capitel abgetheilet, worinnen alles ist zu Hauff getragen, was nur zu selbiger Zeit hat vom Café gesaget werden können und davon bekannt ist geworden. Der Autor examiniret nicht nur, als ein guter Physikus, alle Qualitäten des Café, sondern er giebet auch dabei analysin desselben, das ist, alle die operationes, die er nach chemischer Art und Weise in sein und des gelehrten Herrn Spohn seiner Gegenwart damit hat vornehmen lassen: zu dem Ende damit er, wie er es auch in der That gethan, des Café Kraft und Wirkung gründlich erweisen möchte und zugleich mit die unterschiedlichen Krankheiten zeigen, welche durch den Gebrauch des Café können gehoben, gemildert und verhütet werden."

In einem anderen Capitel erzählt er in poetischem Erguß, daß die Helena aus Egypten nichts anderes als der

Junge Kaffeebäume werden fortgepflanzt.

Kaffee, aber eine gute Arznei wider allerlei Betrübniß und Traurigkeit gewesen sei, doch wurden schon damals gar thörichte Historien gegen den Kaffee erzählt, daß

Volle Größe des Kaffeebaumes.

unser Schriftsteller sich darüber ergötzt und sie lächerlich macht.

Nach Dufour soll der Café nicht vor 1645 in Frankreich bekannt worden sein. Vor dieser Zeit, sagt er, habe

man so wenig gewußt, was es sein soll, daß ihrer Etliche, die davon reden wollen, ihn gar nicht gekannt und in einem gedruckten Zettel ihn eine Maulbeere genannt: welcher Zettel zu Paris in den Druckereien verkauft worden, straks anfangs, als man angehoben habe Café zu trinken."

Daß mit Einführung des Kaffees in Frankreich derselbe auch in der angrenzenden Schweiz, namentlich in den Cantonen Genf, Neuenburg und Basel bekannt werden mußte und in diesem schon vor Ende des 17. Jahrhunderts in Gebrauch kam, ist leicht begreiflich, ebenso, daß seit Mitte des vorigen Jahrhunderts in den größeren Städten die Kaffeehäuser in Schwung waren. Nur muß man hier leider beifügen, daß gleich am Anfang die Schweizer die Sache übertrieben haben, und das Kartenspiel nebenbei betrieben, während die Kaufleute ihr Geschäft fremden Händen anvertrauten. Dieses war jedoch nicht der Gebrauch, sondern der Mißbrauch der Sache.

England war frühzeitig mit dem Getränke bekannt; schon 1652 soll dort, nemlich in Cleghorn, ein Kaffeehaus existirt haben. Die ersten Bohnen brachte ein Kaufmann aus der Türkei, brachte aber zugleich auch eine Sklavin mit, welche die Zubereitung des Kaffees verstand.

Die englischen Gesetze erwähnen des Kaffees zuerst im Jahre 1660; Jeder, welcher mit Kaffee handelte, ihn kochte und ausschenkte, mußte eine Abgabe von vier Pence pro Gallone entrichten. Aus demselben Grunde, wie in der Türkei, wurden auch hier durch Karl II. die Kaffeehäuser geschlossen, indem die, wegen der Gesetzlichkeit des Kaffees befragten Rechtsgelehrten erklärten, daß das Ausschenken des Kaffees zwar ein harmloses Geschäft sei, aber doch von allgemeinem Nachtheil werden könne, wenn es zur Beförderung von Aufwiegelungen, Verbreitung lügenhafter Gerüchte und Lästerung angesehener Personen gemißbraucht werde. Der durch die Kaffeetrinker gedrohte Aufruhr veranlaßte Karl II. nach wenigen Tagen schon sein Verbot zurückzunehmen und die Kaffeehäuser wieder öffnen zu lassen. Das erste großartige Kaffeehaus wurde von einem Bartkünstler, James Faß, 1706 eröffnet; die Behörde bedeutete ihn aber, mit dem Ausschenken des fremden Getränkes, Kaffee genannt, aufzuhören, da es der Gesundheit nachtheilig und im Geschmack widerlich sei. Erst 1768 erklärte die Londoner medicinische Facultät den Kaffee für gesund und wohlschmeckend, und während der Continentalsperre kamen auch in England die lieblichen Surrogate des Kaffees in Aufnahme.

Ums Jahr 1644 findet man in der Geschichte die ersten Andeutungen von Kaffee in Deutschland; er muß damals jedoch nur in sehr geringen Quantitäten vorhanden gewesen sein. Im Jahre 1720 wurde in Leipzig das erste Kaffeehaus errichtet, und es besteht bis heute noch. Die preußische Regierung suchte dem Uebel des Kaffeetrinkens auf alle nur möglichen Weisen zu steuern; besonders war Friedrich der Große bemüht, aus väterlicher Fürsorge seine Unterthanen vom Kaffee zu bewahren, und erließ deßhalb ein allgemeines Gebot gegen die Einfuhr und den Genuß des Kaffees, nach welchem weder der Adel, noch der Bürgerschaft gestattet war, sich dieses Getränkes zu bedienen. Die sich durch dieses Verbot tief verletzt fühlende Ritterschaft machte Vorstellungen und suchte das so beliebte Getränk auf das Nachdrücklichste zu vertheidigen. Der Erfolg war, was auch von einem Fürsten, dem keine Beachtung der Person zu einer Aenderung seiner einmal gefaßten Beschlüsse veranlassen konnte, zu erwarten war, folgende Antwort: „Der Supplikanten Privilegia sind älter als der Gebrauch des Kaffee und leiden also nicht, wenn dessen Gebrauch erschwert wird. Die Consumtion des Kaffee ist zu weit gehend und hat sich jeder Bauer und gemeine Mensch an ihn gewöhnt, da derselbe überall zu finden ist, wodurch viel Geld zum Lande hinausgejagt wird. Der einheimischen Brauereien Bestes verlangt, daß sich die Leute wieder an das Bier gewöhnen. Er, der König selbst sei in seiner Jugend mit Biersuppen auferzogen worden, mithin können die Halberstädter ebenfalls dabei gedeihen, jedenfalls sei die Biersuppe gesunder als Kaffee." Das Verbot wurde aber später doch wieder aufgehoben; nach einer 1781 erschienenen Verordnung mußte aller Kaffee, welcher in den Städten und auf dem platten Lande zur Consumtion bestimmt war, in öffentlichen Brennhäusern gebrannt werden, und eine noch spätere Verordnung gestattet der Ritterschaft, dem Adel, den Commandanten und den Offizieren der Truppen, der Geistlichkeit, den Bürgern — soferne diese von ihren Revenüen leben — den Fabrikanten und Kaufleuten en gros — soferne diese nicht Kaffee en detail verkaufen — und allen Denjenigen, deren Stand und Umstände sie zum Gebrauch des Kaffees berechtigen, den Kaffee für ihren eigenen Bedarf aus erster Hand zu beziehen, oder ihn nach ihrem Belieben bei den Ortskaufleuten zu entnehmen, solchen auch und wie sie wollen, in ihren Häusern und nach ihrem Geschmack zu brennen. Nach Schlözer wurden damals in Preußen 3½ Millionen Pfund verbraucht, von 1820 bis 1823 gegen 11 bis 12 Millionen, und jetzt zwischen 40 bis 50 Millionen Pfund.

Im Jahre 1712 errichtete man das erste Kaffeehaus zu Stuttgart, und zwar im Gasthof (zum König von England) und den Wirth nannte man deßhalb allgemein nur den „Kaffeefieder"; derselbe stand unter Gerichtsbarkeit des Hofes. In Ravensburg und anderen Städten wurde der Kaffeeschank und das Kaffeetrinken bei fünf Gulden Strafe verboten, nebst Confiscation alles Kaffeegeschirrs. In Reutlingen nannte man ums Jahr 1760 den Kaffee „Gantwasser," und in einigen Gegenden Deutschlands heißt er heute noch Bankerottwasser. In einigen Gegenden des südlichen Deutschlandes kam der Kaffee erst in dem Hungerjahre 1817 allgemein zur Geltung. Das Landvolk auf der Alp kannte Ende des vorigen Jahrhunderts den Kaffee nur dem Namen nach, und in Nußberg auf den Fildern, einem wohlhabenden Dorfe, kannte man 1790 noch keine Kaffeemühle. Schrei-

ber dieses weiß sich noch ganz gut zu erinnern, daß das Kaffeetrinken von den Priestern verdammt, und die Leute deßhalb von den Kanzeln verdonnert wurden. Dienstboten erhielten einmal des Jahres, am Neujahrsmorgen, Kaffee. Eines besonderen Falles will ich hier gedenken: Eine arme Frau, welche wöchentlich zweimal Suppe von der Gemeinde erhielt, sollte dieses Vorrechtes verlustig erklärt werden, weil ein Rumor durchs Dorf ging, daß sie Kaffee trinke. Als die arme Frau vorgeladen und gefragt wurde, gestand sie unter Thränen ein, daß sie Kaffee trinke. Erst als der Pfarrer fragte, wieviel sie eigentlich trinke, nahm die Sache eine günstige Wendung, denn als die Frau zitternd eingestand, daß ein halbes Pfündlein Bohnen ihr zu 68 Schalen Kaffee ausreichten, sagte der Pfarrer: „Eine Frau, welche so schwachen Kaffee trinkt, muß etwas Stärkendes haben," und auf seinen Antrag durfte die Frau wöchentlich einmal Fleischbrühe beziehen auf Gemeindekosten.

Dies ist in kurzen Zügen die Geschichte der Wanderung des Kaffees durch die civilisirte Welt; Kaffee wird jetzt überall, in den Städten wie auf dem platten Lande, in den Palästen der Reichen bis herab in die ärmlichste Hütte getrunken; als Nahrungsmittel rivalisirt er mit der Kartoffel, und die Hungerjahre 1817 und 1847 bewiesen seine Vorzüglichkeit auch als Nahrungsmittel, denn ob wohl die genauesten Prüfungen keine nährenden Theile im Kaffee ergeben haben, glaubt man es doch nicht, und der Glaube legt ihm auch nährende Kraft bei. (Wenn er nur nährt, ob eingebildet oder wirklich, ist gleichviel.)

Die ärmeren Classen, besonders in den industriellen und Gebirgsgegenden, leben meist vom Kaffee, der, obgleich nur sehr wenig Nahrungsstoff enthaltend, ihnen die Arbeit erleichtert und in Begleitung von Brod oder gerösteten Kartoffeln ihren Hunger zu stillen vermag. Durch seine aufheiternde und den Geist belebende Kraft machte er sich längst bei dem schönen Geschlecht beliebt und wurde dessen Schooßkind, und wenn schon die Ziegen des armen arabischen Derwisches diese aufheiternde Wirkung durch den Genuß der rohen Früchte und Samen verspürten, und ihr Hirte selbst eine ungewöhnliche Fröhlichkeit und unermüdliche Geschwätzigkeit durch deren Genuß zu entwickeln vermochte, so kann es den Damen der civilisirten Welt doch wahrlich nicht als Sünde angerechnet werden, wenn sich in Kaffeegesellschaften, wo sie doch gewiß weniger Cichorie als Kaffee genießen, durch den Genuß des präparirten Getränkes und gleichzeitiger Versorgung verschiedenen Backwerkes, die Schleusen ihrer Beredsamkeit öffnen, sie eine größere Zungenfertigkeit an den Tag legen und ihre abwesenden Freundinnen und Feindinnen durch die feine und grobe Hechel ziehen, wobei ja nur die löbliche Absicht zu Grunde liegt, die Abwesenden zu vervollkommnen, damit sie später ebenfalls in feinerer Gesellschaft verkehren können. „Aber auch bei Männern," sagt Volz, „hat man die Bemerkung gemacht, daß ein Kaffeetrinker selten ein Trunkenbold ist und die Völlerei da, wo der Kaffee festen Fuß faßte und Lebensbedürfniß wurde, ihm Platz machen mußte; besonders wichtig für das gesellschaftliche Leben ist die mit der Zunahme des Kaffeetrinkens Hand in Hand gehende Verminderung des Branntweingenusses."

Wir führten bereits an, daß auch bei uns für und wider den Kaffee von Theologen und Aerzten geeifert wurde, und es ist bekannt, daß auch in neuerer Zeit besonders die Homöopathen über den Kaffee den Bann verhängten, während andere Aerzte, wie z. B. LeMercy, behaupteten, der Kaffee sei ein probates Mittel, die Neigungen der sinnlichen Liebe zu überwinden. Dagegen warf ein satyrisches Pamphlet in England den Kaffee trinkenden Christen vor, daß sie jetzt Türken würden und nur noch die Harems einzuführen seien, um England türkisch zu machen. Im Jahre 1672 wurde über die schlechten Gesellschaften in den Kaffeehäusern geschimpft und ein feiges, herabgesunkenes Geschlecht von Pygmäen und Affen, hervorgehend aus dem Genusse des Kaffees, prophezeit. Im Jare 1671 hob der Italiener Magri in seinem Vistu del Café alle guten Eigenschaften dieses morgenländischen Getränkes hervor und rieth dessen Gebrauch dringend an.

Als Dumas während seiner ersten Reise nach Constantinopel in einem der ersten Kaffeehäuser dort Milch verlangte, glaubte man, er wolle sich über die Güte des Kaffees aufhalten und wies sein Verlangen mit Entrüstung zurück. Zucker fand sich endlich noch ein Stück und der Aufwärter brachte es auf flacher Hand, um zu erfahren, ob er auch recht verstanden habe. Man reichte ihm ein Hölzchen zum Umrühren, denn ein Kaffeelöffel war dort nicht bekannt. Dumas trank seinen versüßten Kaffee zum Verwundern der anwesenden Moslems, welche ihn innigst bedauerten.

Kaffeegesellschaften stehen im Allgemeinen nicht im besten Geruch. Man sagt ihnen nach, daß sie mehr dem bösen Gerede und dem Unfrieden, als der Liebe und dem Frieden dienen. Doch wäre es gewiß ungerecht, wollte man sie alle über einen Kamm scheeren. Eine ist jedenfalls einmal in eigenthümlicher Weise zu einer Macht des Friedens und der Versöhung geworden. Im Jahr 1832 nemlich machten der Kronprinz Friedrich Wilhelm und der Prinz Wilhelm von Preußen, daß heißt der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. und der jetzige Kaiser von Deutschland, eine gemeinschaftliche Reise durch die Rheinprovinz. In dem Flecken M. wurde Halt gemacht und das Mittagsmahl eingenommen. Die „Honorationen" aus dem Orte und der Umgegend, darunter auch der Bürgermeister von M., hatten dazu Einladungen erhalten. Nun war zu damaliger Zeit die Rheinprovinz noch nicht so gut preußisch, wie sie es heute ist, und es war, wie Prinz Wilhelm unter der Hand erfahren hatte, namentlich die Frau Bürgermeisterin auf das preußische Regiment nicht gut zu sprechen; zu verschiedenen Leuten hatte sie geäußert, die preußischen Prinzen verursachten durch ihre Reise der Provinz nur Unkosten.

Nach dem Essen statteten die Prinzen dem Ort einen Besuch ab. Auf der Bürgermeisterei hatte die Frau Bürgermeisterin mehrere Freundinnen zum Kaffee eingeladen, und es wurde dabei auf die Preußen geschimpft. Als die Prinzen vor der Bürgermeisterei vorbeikamen, da lockte indessen die Neugierde doch die Damen an das Fenster. Prinz Wilhelm hatte wohl darauf gerechnet, er schritt auf das Haus zu, trat in das Zimmer der gestrengen Hausherrin, grüßte freundlich und erbat sich ein „Schälchen Kaffee.“ Etwas verlegen, doch mit aller möglichen Liebenswürdigkeit brachte die Dame des Hauses dem Prinzen Wilhem den erbetenen Trank. Es wurden einige Worte gewechselt, und nachdem der Prinz den Kaffee ausgetrunken, verabschiedete er sich in leutseligster Weise. Von jener Stunde an war die Frau Bürgermeisterin die begeistertste Preußenfreundin, und als nun gar nach etwa drei Wochen aus Berlin als ein Geschenk des Prinzen Wilhelm ein Kaffee-Service aus der königlichen Porzellan-Manufaktur für die Frau Bürgermeisterin von M. eintraf, da kannte der Patriotismus der Dame fast keine Grenzen mehr.

Schließlich sei hier nur noch bemerkt, daß man bei den morgenländischen Völkern den Kaffee stets nur schwarz und ohne Zucker getrunken. Der Französin Frau Sevigné war es vorbehalten, den Kaffee mit Milch und Zucker zu mischen; dadurch wurde er angenehmer zum Trinken und fand also auch rascheren Eingang und eifrigeren Gebrauch.

Eine Stunde und siebenzehn Minuten.

Ein junger Mensch in London wurde aus Versehen in ein Grabgewölbe eingeschlossen. Dort war nemlich seine Braut eingesenkt worden, und er, von Schmerz überwältigt, in Ohnmach gefallen und im Dunkel des Gewölbes übersehen worden. Das Geräusch der Räder, die Schritte der Leidtragenden waren längst verhallt, als er wieder zu sich kam. Er richtete sich auf einem Arm in die Höhe und starrt in die undurchdringliche Dunkelheit.

Erst allmälig ward ihm klar, schrecklich klar, daß er vergessen und in einem Gewölbe, fern von jeder menschlichen Wohnung eingeschlossen sei. Er erhob sich und tappte vorwärts, überall stieß er an feuchte Mauern. Glücklicherweise hatte er sein Feuerzeug bei sich, er zündete ein Streichholz an, steckt ein kleines Wachlicht von Fingerlänge, das in seinem Kästchen enthalten ist, in brand und findet so den Weg zur Thür. Diese aber besteht aus dicken Bohlen. Indem er das Licht, um damit zu sparen, wieder auslöscht, kommt ihm der Gedanke, daß er sich, bis man ihn vermißt und sucht, mit dem Wachs des Lichtes nähren könne. So hofft er, es vier Tage aushalten zu können. Aber wie lange mag er schon eingeschlossen sein? Er denkt, es sei schon Abend. Er beißt den vierten Theil vom Lichtchen ab, verschluckt ihn und setzt sich auf die Stufen nieder.

Mechanisch greift er wieder in die Taschen. Halt, ein Messer! Es hat zwar nur drei schwache Klingen, aber mit Vorsicht gebraucht, könnte es die Thür durchschneiden. Zitternd setzt er die erste Klinge an, nur kleine Fasern bringt er los, aber er arbeitet unverdrossen weiter und immer fleißiger — da bricht die Klinge. Er erschrickt und wischt sich den kalten Schweiß von der Stirn. Nun wagt er's mit der zweiten Klinge, endlich hat er ein Loch ausgebohrt, in welches er die Fingerspitze hineinlegen kann — da bricht auch diese Klinge. Er muß sich hinsetzen, um sein pochendes Herz zu beruhigen. Es scheint ihm, als ob er schon viele Stunden gearbeitet habe; das Blut strömt ihm von den Fingern, in die er sich geschnitten hat. Es wird, meint er, wohl schon wieder Tag geworden sein.

Jetzt ist er wieder ruhiger geworden; noch einmal macht er sich an's Schneiden. Es ist die letzte Klinge, die nicht verloren gehen darf. Vorsichtig und langsam arbeitet er; bald, so hofft er, muß er die Thür durchbohrt haben, dann kann er durch die Oeffnung hinausrufen und wird gewiß bald gehört. Da knirscht die Klinge in grellem Ton. Das Holz ist durchbohrt, doch dahinter ist Eisen, an welchem die Klinge zerbrach.

Lange steht er in starrem Entsetzen, Dunkel und Verzweiflung ist um ihn her. Wieder aber scheint sich auch der Hunger zu regen, denn es müssen nach seiner Meinung jetzt 24 Stunden verflossen sein. Er beißt noch ein Viertel des Lichtes ab und wandert, um wach zu bleiben, im Gewölbe umher. Aber die Müdigkeit übermannt ihn, er wehrt sich dagegen, läuft schneller und schneller, der Schweiß rinnt in Strömen von der Stirn, der Verstand verwirrt sich. — Da — horch, es nahen Schritte! — Die Brust droht ihm vor fieberhafter Erwartung zu zerspringen — die Thür geht auf — ein voller Sonnenstrahl übergießt sein Gesicht — er liegt in den Armen des Vaters. Eine Ohnmacht hält ihn lange umfangen. Sein Leben lang hat er die Spuren dieses entsetzlichen Ereignisses auf seinem Gesicht und in seinem Gemüth getragen. Sein Haar war von jener Zeit an schneeweiß.

Und wie lange war er eingeschlossen gewesen? Nicht zwei Tage und eine Nacht, sondern **eine Stunde und siebenzehn Minuten.**

O Ewigkeit, o Ewigkeit,
Wie bist du lang, o Ewigkeit!

Lerchenschlag.

(Erzählung von C. Cassau.)

Es war im Spätfrühling. Sonnenschein lag auf dem Gefilde, und in der Luft sang die Lerche jubelnd ihr Danklied. Da trat aus der Hütte eines Dorfes ein kleiner, achtjähriger Knabe heraus. Es war Erich, der Sohn einer armen Tagelöhnerswittwe. Traurig schritt der Kleine in das Feld hinein und hing schmerzlichen Gedanken nach; denn drinnen im kleinen Hause lag die Mutter krank, die doch das Brod für die vier kleinen Kinder verdienen mußte, und da gab's denn gar schmale Bissen. Und die arme Mutter, was mußte sie nicht leiden? Nicht einmal einen Arzt hatte sie; denn Aerzte sind auf dem Lande theuer. Zuletzt überwältigte den Knaben sein Leid; er warf sich in den Klee und fing an bitterlich zu weinen. Der Lerchengesang brachte ihn wieder zu sich und betend faltete er die Hände, indem er laut sagte:

„Ach, lieber Gott, hilf uns doch! Wir haben keinen Bissen Brod im Hause, und unser Lehrer sagt, der die Lerchen auf dem Felde ernährt und die Lilien kleidet, der wird auch unserer nicht vergessen! Ja," setzte er dann hinzu, „die Lerchen haben gut singen; sie haben alles, was sie bedürfen, aber ich kann nur weinen!"

Und er weinte sich aus, stand dann auf, sah sich den blauen Himmel und die blühenden Felder an und ging wieder nach Hause.

Der liebe Gott hatte den Knaben gehört, aber außerdem noch einer. Das war Jürgen Katenhusen, der reichste Bauer im ganzen Ort. Er hatte auch im Klee gelegen und den schönen, blauen Himmel studirt und die liebe, frische Gottesluft genossen. Er hatte dabei das Gebet des kleinen Erich vernommen und murmelte:

„Warum gibt es eigentlich so viel Arme und Unglück-

liche?—Wer doch all' dem Elend steuern könnte!—Aber der Junge hat Recht: Der die Lilien kleidet und die Lerchen nährt, wird auch euch trösten, ihr Armen und Elenden!"

Der Bauer hatte den Lerchenschlag richtig verstanden. Rasch raffte er den Stock mit dem silbernen Knopfe auf und ging spornstreichs heim. Hier hatte er ein langes Gespräch mit der Bäuerin, hieß dem Andres, seinem Knechte, die Braunen in den besten Wagen spannen und nach der Stadt fahren, um einen Doctor für die Mutter Erich's zu holen. Die Großmagd dagegen mußte in das Tagelöhnerhaus einen schweren Korb tragen, gefüllt mit Brod, Butter, Rauchfleisch, Speck, Wurst und Honig, Kaffee, Zucker, Reis und Grütze. Daneben steckte auch in einem Beutelchen eine kleine Summe Silbergeld. Als die kranke Frau diese reiche Gabe sah, rief sie voll Dankes: „Mein Gott, mein Gott, woher dies Alles?" Aber die Großmagd erwiderte:

„Die Frau schickt Euch das, der Herr hat's befohlen und dem haben's die Lerchen gesungen!"

Da trat Erich ans Bett der Mutter und sagte:

„Siehst du, Mutter, der die Lerchen nährt und die Lilien kleidet, wird auch uns ein Vater sein!"

Die Kranke faltete die Hände.

Bald darauf kam auch der Doctor und curirte die arme Frau.

Der Bauer gab später der Genesenen und ihren Kindern Arbeit auf seinem Hofe und sorgte auch weiter für die Familie, denn er erinnerte sich des Wortes Christi: „Was ihr gethan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan!"

Moses Dissinger.

Von H. Stetzel.

Schluß.

1. Seine Wirkungsweise.

Es geschah öfters in früheren Jahren, daß Störungen durch rauhe und ungebildete Menschen in den gottesdienstlichen Versammlungen der Ev. Gemeinschaft stattfanden, und besonders bei Lagerversammlungen. Das konnte Moses nicht dulden; denn er war grundsatzmäßig streng dagegen. Bei einer solchen Versammlung, nahe Catasauqua, Lecha County, Pa., erschien einst eine wilde Rotte Menschen, von Schnapps begeistert, um den Abendgottesdienst zu zerstören. Wild und unbändig drangen sie durch den finstern Wald bis zum Zeltgrund und trieben die Männer, welche die Aufsicht hatten und ihrem Vordringen Einhalt thun wollten, zurück bis zum Haupteingang des Zeltgrundes. In diesem Moment sprang Moses in das Gewühl hinein mit dem Zuruf: „Macht Halt, Brüder, und weicht nicht mehr weiter zurück!"—Und schnell wie ein Blitz packte er den Vordersten der Rotte und stürzte ihn zu Boden, und gerade so schnell ergriff er den Zweiten, und mit dem Ausruf: „Prügel genomme, Brüder, und druf geschlage," lag auch dieser hingestürzt auf der Erde. Er konnte aber nur den Dritten noch ergreifen, um auch ihm behülflich zu sein, Purzelbäume zu schlagen, als die ganze Rotte in wilder Eile und Unordnung in die finstere Waldung hinein zurückstürmte, wie die Säue der Gadarener ins galiläische Meer, nachdem die Teufel in sie gefahren waren.

Von Aengsten getrieben, von Schrecken gejaget,
Von Bacchus besessen, vom Teufel geplaget —

verschwand diese Bacchusbande im Dunkel der Nacht; aber Moses und seine Streitgenossen konnten ruhig und ohne Störung nach Herzenslust singen:

„Halleluja, immer weiter.
So geht's nach dem Himmel zu."—

Eine Allentowner Zeitung bemerkte in einem Bericht von dieser Zeltenversammlung, daß die Evangelischen Prediger sich ernstlich bemüht hätten, durch das Wort des Evangeliums Sünder zu bekehren; und daß aber auch Einer dabei sei, der die Sünder mit „Prügel" bekehrte.

Bei einer Lagerversammlung in Northampton County setzte sich ein reformirter Prediger auf die Seite, welche nur für Weibspersonen bestimmt war. Er stand beim Gesang nicht auf, kniete sich nicht beim Gebet und nahm den Hut nicht ab, welches natürlich der Ordnung der Versammlung zuwider war. Moses predigte den nächsten Tag, und ermahnte das Volk, alle christliche Ordnung zu befolgen, woimmer sie hingehen möchten, weil es ehrbar und christlich sei, die Einrichtungen solcher Gemeinde zu respektiren. Dann sagte er: „Macht's aber net wie's gestern seller Büffel gemacht hot, der sich mit seinem Stovepeiphut unner die Weibsleut gesetzt hot, beim Singen net ufgestanne, und beim Beten net uf die Knie gange ist, und den Hut net abgenumme hot, während alle um ihn her sich gekniet, und die Ordnung befolgt hen. So wie's der Büffel gemacht hot, sollt ihr's net mache." Nachher wurde jener Prediger von Vielen mit dem Namen: „Dissinger's Büffel" beehrt.

2. Der Moses und sein College, H. D. Schultz, hören eine Leichenpredigt.

In Bucks County hielten diese Zwei einmal eine Versammlung, allwo an einem Samstag Abend ein junger Mann zugegen war, welcher frech und muthwillig in

Sünden lebte, und Montags darauf starb. Ein reformirter Prediger hielt seine Leichenpredigt über den Text: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben."—Moses und sein College hörten diese Predigt. Dem Gebrauche der damaligen Pfarrherren gemäß, machte auch dieser bittere, feindselige Angriffe auf die Ev. Gemeinschaft und ihre Wirkungsweise. Er beschuldigte sie mit mancherlei Uebertriebenheiten, und daß sie in ihrem Beten und Schreien noch sogar auch auf die Knie gingen, und Gesichter machten wie der Böse selbst. Ganz seinem Gebrauch gemäß, warnte er seine Leute vor solchen Schwärmereien, und um ja nicht verführt zu werden, sagte er wörtlich wie es hier gegeben wird. „Betet nicht um den heiligen Geist in Verbindung mit diesem Leben; denn ihr könnt ihn nicht erlangen."—Moses sagt seinem Collegen ins Ohr: „Das ist dreckig geloge." Auf dem Heimweg sagte er zu ihm: „Wann ich doch numme 15 Minute an den dreckige Höllenhund dürft, ich thät ihn ‚schäve,' daß die Dreckbrühe von ihm laufe thät.—Ich muß nächsten Sonntag über den Text predigen, um ihm Gerechtigkeit wiederfahre zu losse." So wurde es bekannt gemacht, und es versammelten sich mehr Menschen, als die Kirche halten konnte, worunter auch die Gemeinde dieses Predigers war.

Moses war zur rechten Zeit auf seinem Posten, ließ aus dem Liede singen: „Ich weiß an wen mein Glaub' sich hält," und begann seine unvergleichliche Predigt auf folgende Weise: „Nau will ich den Text predige, wo der gottlos Pfaff do draus so verschlarft hot. Gott im Himmel, was hab' ich doch den Text schon bedauert! Es hot mich grad gemahnt, als wann mer enere Sau en Sackvoll Haber hinschmeißt und loßt den Sack zugebunne. Die Sau schnuffelt dran rum und riecht, daß do Ebbes drin ist, aber sie kann's net kriege; und grad so ist der gottlos Pfaff um den Text rum, er hot a geroche, daß do ebes drin ist, und hot ihn wie mit einem dreckige Säurüssel verschnuffelt, bis er ganz verschlarft war, und hot doch keinen Kern kriege könne. Aber heut soll dem Text Gerechtigkeit wiederfahre, und die ewige Gotteswahrheit in dem Text enthalte, soll Euch nau gepredigt werde."

Er predigte über eine Stunde, und widerlegte diesem Pastor alle seine Irrthümer durch die heilige Schrift, wozu er sich 80 bis 90 Schriftstellen bediente. Er stellte ihn vor das Volk als einen Mann, der eine Lehre predige, die nicht mit der Bibel übereinstimme. Daß es da an eigenthümlichen Ausdrücken nicht mangelte, läßt sich sehr leicht denken. Aber sie alle anzuführen?—

Diese Herren Pfarrer waren groß in ihrem Eigendünkel und achteten uns nicht würdig des Herrn Wort zu predigen; aber sie fanden, daß durch die Wahrheit von uns gepredigt, Schleudersteine hervordrangen, ähnlich denen aus David's Hirtentasche, vor welchen selbst die Riesen im Philisterreich nicht stehen können. Durch solche Vorfälle haben sie sich viel Schaden zugezogen, wurden durch Schaden klug, verbeißen ihren Zorn und lassen uns jetzt mit Frieden.

3. Moses Dissinger und äußerliches Scheinchristenthum.

Bei einer Lagerversammlung, gehalten in einer Gegend, wo viele Dunker und Mennoniten wohnten, welche sich bekanntlich durch ihre eigenthümliche Kleidung und gottesdienstliche Gebräuche von Andern auszeichnen, predigte der „Mos" so ganz nach seiner Weise und sagte: „Wer in de Himmel will, muß sich zu Gott bekehre. Do geht's net wie viel Leut mene. Sie mene, wenn sie groß getaft sin un zu der ‚G'main' gehöre, und bredranftige Hüt und runde Röck trage, so wär schun alles gethan, was sie zu thun habe, um selig zu werre, und in den Himmel zu komme. Alle, die so glabe, betrüge sich selbst um ihr Seelenheil. Nau horcht en mol! Ich will euch die saubere, nackige und ewige Gotteswahrheit sage, von dere wichtige Sach. Jesus Christus sagt: ‚Es sei denn, daß Jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.' Und er sagt noch e mol zu Nikodemus: ‚Ihr müßt von neuem geboren werden.' Do habt ihr's nau sauber von Jesus Christus, der ewigen Wahrheit selbst, was nothwendig ist, selig zu werre und in den Himmel zu komme. Groß getauft sein, und zu der G'main zu gehöre, und so bredränftige Hüt ufzusetze, und so runde Röck zu trage, is bei weitem noch nicht von neuem gebore sei. Ihr müßt von neuem geboren werden, wann ihr in den Himmel wollt, und Euer Sach' möcht dann so agehn! Aber horcht! Ich sag's euch, und wanns Euch Euer Lebtag noch Niemand gesagt hot, so sag ich's Euch, ihr müßt von neuem geboren werre, und wann ihr nicht von neuem gebore werd, so holt Euch der Deifel mit Euerem ganze Wese."

4. Seine Predigten über das Evangelium.

Diese Predigten waren zweckmäßig, lehrreich und erbaulich. Die göttliche Berufung und Ausrüstung durch die Salbung des heiligen Geistes, um tüchtig zu sein, dieses Amt der Versöhnung nach Gottes Ordnung zu verwalten, wurde mit solcher Genauigkeit erklärt, daß es zu bewundern war: Er behauptete, daß nur ein bekehrter Mann, der durch die Wiedergeburt in Gottes Familie als Kind geboren wurde, und das Zeugniß des heiligen Geistes empfangen hat, zum Predigtamt berufen wird. Nur die Kinder von seiner Familie kann Gott gebrauchen, der Sünderwelt den Weg zu zeigen, wie sie Kinder Gottes werden können. Wie kann ein unwiedergeborener Mann einem anderen den Weg zeigen, wenn er selbst nichts davon weiß? Und das ist doch die Hauptsache des Evangeliums: die Wiedergeburt. Durch Schulunterricht kommt kein Mensch dazu, daß er wissen kann, was die neue Geburt ist, und wann er sein ganzes Leben hindurch studirt; denn das kann man nur durch Erfahrung lernen, und nicht auf sonstige Weise.

Den Mißbrauch des Amts fand er hauptsächlich bei solchen, die sich selbst dazu berufen und durch Schulun-

terricht dazu befähigt und bestimmt haben, ohne etwas von einer göttlichen Berufung, Befähigung und Bestimmung zu wissen; und ohne neu geboren zu sein. Solche Prediger wurden nach seiner gewöhnlichen Art manchmal nicht so ganz sanft behandelt. Er nennt sie „Sündendiener" und „Papierschützen," weil manche von ihnen ihre Predigten vom Papier den Gemeinden vorlesen, und sie alle immer wieder den Leuten predigen, daß sie in diesem Leben nicht von Sünden erlöst werden können.

Trotz seiner sonderlichen Vortragsweise wurden seine Predigten von dieser Art mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit angehört und sind bei Hunderten bis heute noch im Andenken geblieben.

Es ist wunderbar, wie er das Lasterleben und dessen verderbliche Folgen in allen Verzweigungen blosstellte; und dann auch das Evangelium als das einzige und einzig sichere Errettungsmittel von diesem ungeheuren Sündenschaden entgegenzustellen wußte, um es recht annehmbar zu machen. Wie er zum Beispiel die Trunksucht schilderte, wird hier zuerst in Ordnung sein.

5. Die Sauflodel.

„Seht nur en mol die Sauflodel an. Die hot der Deifel so schrecklich verhaust, daß mer ment, sie könnte in ihrem Lebtag nicht mehr zurecht gemacht werre. Viele von ihne habe ihr Scham- und Ehrgefühl fortgesoffe, daß sie alles Niederträchtige und Schlechte thun könne, was der dreckige Hölldeifel habe will, daß sie thun solle, ohne daß sie sich schäme. Sie haben aber auch noch ihren Verstand versoffe, daß sie zu nichts mehr zu brauche sind, als vor dem Deifel sein ‚Schuhlumpe.' Es ist jo bald nichts mehr an ihne, was zu den ordentliche Mensche gehört. Der Deifel hot sie jo durch des verflucht Dramsaufe, bald alle närrisch und wüthig gemacht, daß ihre eigene Leut sich vor ihne ferchte, wie vor de wüthige Hund, und die Fra und Kinner aus dem Haus laufe, wenn sie gesoffe hem kumme. Viel von ihne hend bald Leib und Seel versoffe, und so saufe sie als noch fort, bis der Deifel sie in die Höll und Verdammniß nunter treibt. Nau guckt sie aber auch an, wie sie auswennig ausgucke. —Sie habe Nase wie rothe Pfefferköpf, Ohre wie Fasnachtskuche, Bäuch wie Fässer, und mache G'sichter wie die Füchs, wann sie Wespe fresse; und bei all dem jumpe die versoffene Dramratte noch so arg nach ihrer Drambodel, als wie die Bullfrösch auf die rothe Lumpe.

Wann mer net wißt, daß unser Herrgott alle Sünder um Jesu willen annimmt und selig macht, wann sie sich zu ihm bekehre, so müßt mer denke, daß er mit einem solche dreckige Lumpepack immer und ewig nichts zu thun habe wollt; aber mer ment manchmol, daß er dene, die so ganz im Sündenschlamm stecke, noch lieber hilft, wann sie zu ihm bete, als den glatte Pharisäer. Darum bekehrt Euch und seid froh, daß Jesus Christus Euch von allem gottlosen Wese losmache will und kann."

6. Das Evangelium eine „Bätterie."

Sagte er: „Wenn das Evangelium von bekehrte Männer verkündigt wird, die Gott zu dem Amt berufe und mit der Salbung des heiligen Geistes ausgerüstet hot, so ist es eine Gotteskraft, Sünder vom geistlichen Tod zu erwecke und zu bekehre; und ist wie ein Bätterie, wo mer alle Festungen des Deifels zerstöre und das Giebelend von der Höll eindonnere kann, daß der ganze Schwarm der Hölldeifel vor Angst und Schrecken zittere, und dem alten Lucifer noch die Hoor übersich stehe. Do krachts in alle Ecke in die ‚verfluchte Deifelsnester' nei: in die Saufhöhle, in die Hurenwinkel, und wo die lüderliche Tagesdiebe Gott lästere; denn deß sind unserem Herrgott sei Scharfschütze, und in dere Bätterie sind lauter ‚Reifelkanone,' mit dene könne sie jedes Mol den Nagel uf de Kopf treffe und alle Rebellfestunge zerstöre, und den alten ‚Jeff' noch mit seinem ganzen Hölleng'schwader gefange nehme. Do geht's aber net so still her wie viel mene, daß es sein soll. In unserem Herrgott sein Heerlager, wo der Deifel ‚abgeledert' werd, und Sünder zu Gott bekehrt werre, gibt's oft ein Freudegesang und ein Hallelujasinge, an dem die Engel im Himmel Antheil nehme; denn die freue sich a wann sich Sünder bekehre. Es gibt a manchmal ein mächtiges Jauchzen, und ein Siegesgeschrei nach dem andere. Solch' Jubelfeste gleicht aber der Satan un alle seine strubliche Höllbeifel nit; denn an dem wissen sie, daß Jesus Christus, der General, im Lager ist und sie noch tiefer in die Verdammniß stürzen kann.

In den todten Kirchen, wo so „Bändbax-Bube" predige, die nichts von Bekehrung und Wiedergeburt wisse, und nichts davon sage, do sind sie a dagege. Es ist a ke Wunner, denn ihr Prediges ist so kalt wie en Hundsnas, und so todt wie en Mäckerel. Do ist ke Lebe, weil sich Niemand bekehrt und vom Tod ins Lebe hindurchdringt und durch die Wiedergeburt ins ewige Lebe gebore wird. Wo ke geistlich Lebe ist, do kann's a ke geistlich Freudegefühl gebe und ke Freudegesang. Und wo ke Sieg über's Deifels Reich errunge werd, gibt's ke Jauchze und ke Siegesgeschrei. Deß gemahnt mich an die Höll, dort wisse sie nichts von em Siegesjubel. Die Armee, die den Bättel verliert, macht kein Freudengeschrei, die schämt sich; aber die, wo die Bättel gewinne, könne vor gutem Muth jauchze. Und das thun wir, weil wir den Satan und sein halbverreckts Lumpenchor durch das Evangelium in die Flucht schlage könne.

Die „Bändbaxbube" mit ihre Papierflinte und Papierkugle, wo sie aus de Schule mitgebrocht hen, fühle dick und stark; und wenn sie enige Mol geschosse hen, so mene sie, daß sie den Deifel schon todt geschosse habe und wisse net, daß sie ihm net en Mol en Hoor am Rückstrang oder am Schwanz getroffe hen; und daß ihr Papierbätterie dem Deifel mehr Nutze als Schade ist. Bei so einem Schuß legt sich der Deifel unten vor die Kanzel und schloft, daß er schnarkst. Das gleicht er, denn er

weiß, daß ihm do ken Schaden gethan werd. Wann aber von den „Reifelkanonen" die ewige Gotteswahrheit wie feurige Kugeln ins höllische Sündenheer des Deifels hineingedonnert werd, do vergeht ihm der Schlof und lauft wie wüthig, sei strubliches und gottloses Reich zu bewahre.

7. Der „Mos" in einer Betversammlung.

Bei einer Betstunde, wo es ihm nicht so lebhaft herging, wie er es wollte, sagte er: Ihr krächzet do rum, wie en Sett alte Mühlräder, wann nicht genung Wasser do ist, um sie recht anzutreibe.

In der Kirche zu bleibe nach der Bekehrung, wo ken Betstund gehalten wird, und aller Arten von Gottlosen noch mitgehen, paßt nicht. Die Bibel vergleicht die Gottlosen mit Säu, und die Bekehrten mit Schaf. Die Säu und die Schaf passe net zusamme. Die Säu wälze sich gern im Dreck, und die Schaf net; die Säu fresse dreckig Futter, und die Schaf nur sauberes, und bei so viel Säu nimmt's viel Säufutter, wo die Schaf net genieße könne und verhungern müßte. Die Säu vermehre sich auch stärker, wie die Schaf, und zudem fresse die Säu die junge Schaf, und so thäte die Säu überhand nemme, daß gar kei Schaf bei ihne lebe könnt. Und darum paßt's net.

8. Seine Predigt von der Wiedergeburt.

Seine Predigten von der Wiedergeburt waren mehr frei von seinen naturwitzigen und eigenthümlichen Ausdrücken und Redensarten, als alle andern. Es waren auch die Besten und Wirksamsten. Ein Beweis, daß er viel mehr bezweckt haben möchte, hätte er seine Redeweise gemäßigt, und wie es die heilige Sache des Predigtamts erfordert, eingerichtet. Er zitirte bei einer solchen Predigt öfters 90 bis 130 Schriftstellen, und gab Buch, Capitel und die Nummer der Verse an, und sagte sie vor, gerade so wie man sie in der Bibel lesen kann, ohne ein schriftliches Verzeichniß vor sich zu haben. Sein Talent in dieser Beziehung war ein seltenes. Wann er die Gewißheit, welche der Mensch in seiner Wiedergeburt erlangt, recht deutlich machen wollte, so sagte er: Ihr könnt nichts sehen von dem ewigen Leben, das Der, welcher sich bekehrt, in der neuen Geburt erlangt; aber der wo's bekomme hot, der fühlt's, und darum weiß er's. Wann en Mann Zahnweh hot, ihr könnt ihm in sein Maul gucke den ganze Tag, und ihr könnt nichts von seinem Zahnweh sehe; aber Der wo's hot, der fühlt's, daß er's hot, und darum weiß er auch, daß er's hot. So ist es gerade mit dem Mensche, wo das ewige Gotteslebe in sei Seel von Gott bekomme hot, der fühlt's, und weiß, daß er's hot. Und das kann ihm auch kei Deifel streitig mache.

9. Seine Unionpredigten.

In den nördlichen Staaten unseres Landes wurden zur Zeit des Bürgerkrieges von vielen Predigern nationale Predigten gehalten. Sie wurden auch Unionpredigten, und von Anderen, die das nicht liebten, politische Predigten genannt. Solche Unionpredigten wurden auch von unserem „Mos" gehalten. Weil es unmöglich ist, dieselbe so beschreiben, wie er sie gehalten hat, so wird auch hier kein Versuch gemacht, so zu thun — nur ein kleines Etwas kann hier erscheinen.

Ein Prediger, genau mit dem Mos bekannt, hatte eine solche Predigt zu halten, mit dem Verständniß, daß der Mos den Schluß zu machen habe, und die Predigt kurz sein solle, um ihm genügende Zeit zu geben, Schlußanmerkungen zu machen. Gut. — Der Anfang wurde gemacht, und der Mos saß ganz ruhig auf der Kanzel. Währenddessen nun von unserer Regierung gesagt wurde, daß sie trotz allen Unvollkommenheiten immer noch die beste in der Welt und die einzige freie Volksregentschaft auf Erden sei, und daher Niemand gleichgültig sein sollte, ob sie stehen oder fallen soll, blieb der Mos immer noch ruhig. Es wurde dann noch etwas von der Ungerechtigkeit der Sklavenhalter gesagt, wie sie vier Millionen Menschen in der Sklaverei halten und von ihrem Schweiß und harter Arbeit im Ueberfluß leben und Muthwillen treiben, und gegenwärtig im Kampf stehen, uns auch noch zu Sklaven zu machen. Da kam es aber dem Mos in die Glieder, wie ein gewaltiges Zucken. Er scharrte mit den Füßen hin und her, und gleich wieder, nur noch stärker und geschwinder, gleich einem Rennpferd, wann es bald abgehen soll. Der Prediger, wohl wissend, daß beim Mos alles in Ordnung war, sagte Amen. Diesen Augenblick sprang er in die Höhe, schlug die Hände zusammen mit den Worten: „Gott sei dank! vor die Wahrheit! Des ist ewige Wahrheit, frisch von der Schaufel. So gleich ich's, wann die Wahrheit sauber und ganz frisch von der Schaufel heruntergeschobe werd. — — — Gott sei dank! daß der Deifel wieder einen von den Rebel-Generäle bekomme hot — den Jäckson. Es ist doch wieder einer weniger. Wann der Deifel sie nur alle hole thät. Ich meen, wann der Deifel sei Bußineß meinde thät, so hätt' er sie schon lang geholt. Den Rebell Jeff hätt' er vielleicht schon geholt, aber so en dreckige, niederträchtige Charakter brauch er noch do, daß er ihm sei dreckiges und verfluchtes Werk helft schaffe."

Seine Unionpredigt, welche er im Courthaus in der Stadt Lebanon vor einer gespannten Volksmenge hielt, wurde wohl mit Gesang und Gebet geöffnet, und die Schriftstelle Röm. 13, 1 u. 2 zum Text gelesen; aber gleich nach dem Anfang wurde der Text wie auf die Seite hingeschoben, und die Tagesvorfälle in der politischen Welt, und auf dem Kriegsfeld nahmen den Raum vor allem andern ein.

In Berks County, welches der Mos „das dumme Vertel" nannte, wurden geheime militärische Gesellschaften organisirt, um den Rebellen zu helfen. Zu diesem Zweck wurden des Nachts in Scheunen, Ställen und sonstigen Plätzen, die geeignet waren, geheime Rathsversammlungen gehalten. Der Hauptführer hiervon wurde zu Read-

ing ins Gefängniß gesteckt. Nun kamen seine Stallsoldaten, um ihn mit Gewalt heraus zu nehmen, und wie es dabei gegangen ist, sagt uns der Mos.

Unter Anderem bemerkte er hier: „Wißt ihr, wie mich die Rebelwirthschaft im South gemahnt? Ei, gerad wie so en alte, verlumpte Bauerei, wu die Fenze bald alle zusamme liege und alles mit Unkraut, Dornen und Hecken verwachsen ist, und wu kene Thore mehr an der Scheuer sind, und nichts mehr drinne ist, und alles leer und verlosse aussieht. Am Haus sin die Fensterscheiwe alle verbroche, wu Niemand mehr wohne kann, und wu mer nichts mehr lebendiges antreffe kann, als so en halbverhungerter Ochs uf em Misthaufe, wu er noch so dreckige Strohhalme aus dem Mist zieht und freßt, daß er nicht ganz verhungert, und noch so leerdärmig brummelt: Ich muß verhungere! Ich muß verhungere! Neben dran ist en alter Säustall mit so ener alte, langrießlichen Loos drin, und wann sie den Ochs hört, so knarrt sie mit ihrem lange Rießel im Dreck — Huk-u — Huk-u! Nau guckt en mol, ob's nicht grad so geht im Rebelthum, wanns Volk in der South, grad wie der halbverhungert Ochs, sagt: Ich muß verhungere! Ich muß verhungere! so knarrt der alte Jeff. mit seim Säurießel im Dreck: Huk-u — Huk-u!!" Hier sprang alles auf die Füße im ganzen Courthaus, Manns- und Weibspersonen. Die Männer warfen ihre Hüte in die Höhe, und die Weibsleute ihre Sacktücher unter einem allgemeinen Jubelgeschrei, und wann sie aufhören wollten, so ging es aufs neue wieder an. Der Mos war ganz ruhig, sagte nach langem Warten: „Wann ihr nicht ruhig seid, so sag' ich nichts me!"

Ferner sagte er: „Ihr braucht euch net zu ferchte vor den nördliche Rebels, den Copperheds, den Goldne-Circel Kerls und Kuhställoperators, denn deß sin lauter Cauerds, deß hot mer jo gesehe. Wie des Huberle in der Jail war in Reading, so hot der Cäpten mit dem Heidelberg-Brigäd vom ‚dumme Vertel', ihn mit Gewalt raus nehme wolle, und wie sie an die Harrisburg Brück kumme sin, habe's die Feuerleut von Reading ausgefunde, do habe sie en paar Wasserspritze genumme und sin uf sie zu, und wie die Copperheds des gesehe hend, so hend se angefange zu schreien: Die Kanunen komme, Bube! Gott im Himmel, do gebt's todte Leut! und habe anfange zu springe, überall naus — en thel hend die Hüt verlore, en thel sin unter die Wäge durch gesprunge und hend ihr Köpf verschunne, und sin ab und hem, und habe sich net mehr sehe losse. Vor so Kerls, wu mer mit Wasserspritze abjage kann, braucht mer sich net zu ferchte. Wir könne des ganz Rebelgeschwader aus und aus ableddere."

Wegen solchen Handlungen und Begebenheiten wurde gegen Moses viel Tadel ausgesprochen. Wenn es nur von jener politischen Partei, welche unter dem Namen „Copperheads" damals bekannt waren, geschehen wäre, so möchte es von geringerer Bedeutung gewesen sein, und wäre leichter zu übersehen; aber solcher Tadel kam auch von unseren besten Gemeindegliedern, und die in politischer Beziehung einig mit ihm waren; und trotzdem, daß sie dem „Mos" vielfach mehr übersehen haben, als anderen Predigern, so konnten sie es doch nicht gänzlich rechtfertigten. Doch ob es zwar nicht ganz zu rechtfertigen ist, und unter den gegenwärtigen Landesverhältnissen auch gar nicht sein könnte, so war es doch zu jener Zeit, wo solche Versammlungen in Kirchen gehalten wurden, und überhaupt die Landesangelegenheit bei kirchlichen Versammlungen besprochen wurde, nicht für so ganz verwerflich angesehen; und das mag jetzt noch das Beste sein, daß wir uns in unserem Urtheil mäßig halten. Unser „Moses" hat nicht umsonst gelebt und ist im Frieden gestorben!

Vom "Sonnenaufgang."

Von F. W. Vögelein.

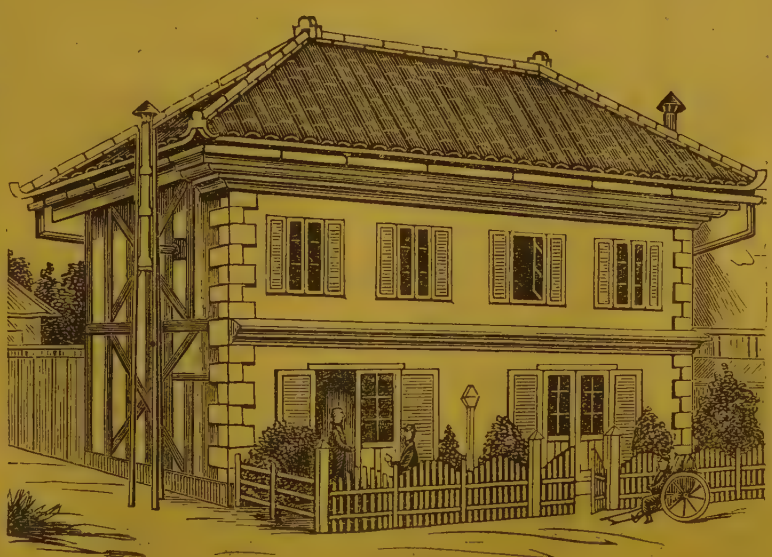
Unter allen Volksstämmen der Erde fesselt wohl heutzutage keiner die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt mehr, als der japanesische Volksstamm. — Während des deutschen Stammes älteste Originalhandschriften aus dem zwölften Jahrhundert stammen, beginnt die Originalgeschichte dieses Volkes mit der Gründung ihres Reiches 660 vor Christo, und von jener Zeit an sind die Annalen der Mikado (Kaiser) getreulich bis auf unsere Zeit fortgeführt worden.

Und von allen Ländern der Erde ist Japan eines der anziehendsten: ein Land, welches aus mehr als 3000 Inseln besteht, im engeren Sinne jedoch aus drei großen Inseln gebildet, Nippon, Sikok und Kinsiu, an die sich schier zahllose kleinere schließen, von denen die bedeutendsten im Norden Yesso und im Süden die Liu-Kiu-Gruppen sind.

Der Name Japan wird bekanntlich nur von Ausländern gebraucht und ist eine Corruption von Nippon, dem Namen der größten Insel des Landes, und nach welchem das ganze Reich benannt wird und bedeutet derselbe: Sonnen-Ursprung oder Aufgang.

Von den Ausländern wird kaum ein anderes Land verschiedenartiger beurtheilt, als dieses ostasiatische Inselreich, warum weiß ich nicht. Genug, sie widersprechen sich, und in diesem Conglomerat der Widersprüche das Richtige zu suchen, wäre wenigstens eine richtig gestellte

Aufgabe. Der Eine sagt: „Es ist ein sehr unzuträgliches Clima für die Ausländer"; ein Anderer behauptet das Gegentheil. „Das Volk ist tückisch und sehr unbeständig," sagt Einer, ein Anderer das Gegentheil. Dieser: „Die japanesischen Häuser sind feucht und ungesund." Jener: „Ich finde sie trocken und den Gesundheitsbedürfnissen durchaus angemessen," und so geht es fort bis ins Hundertfältige. Allein der geneigte Leser sei nicht weiter mit „Widersprüchen" belästigt, sondern gehe diesmal mit mir eine kurze Strecke durch die halb ausländische, halb japanesische Stadt Yokohama. Dieselbe wird bisweilen „Japans New York" genannt. Hier finden wir zunächst ein sehr reges und durchaus kosmopolitisches Geschäftsleben. Mit großen ausländischen Waarenlagern zur Rechten und Linken der Straße, nebst großen Banken und Fabriken (fast ausschließlich im Besitz der Ausländer: Engländer, Deutschen, Franzosen, Amerikaner 2c.). Auch steht diese Stadt in directer telegraphischer Verbindung mit China, Indien und Europa, deßgleichen in direkter Dampfschiffsverbindung mit diesen Ländern und Amerika.



Japanesischer Baustil.

Das ausländische Stadttheil ist meistens mit breiten Straßen versehen, welche mit Granitsteinen gepflastert sind; die Häuser wurden nach ausländischem Baustiel ausgeführt und sind von solider Bauart. Wir halten uns jedoch hier nicht auf, sondern gehen ins „einheimische" Theil. Wie ganz anders finden wir es da, selbst der „Lärm" ist anders. Zunächst begegnet uns ein großer, zweirädriger Frachtkarren, schwer beladen und von vier Männern gezogen oder richtiger, zwei ziehen vornen, und zwei schieben hinten, und um guten „Takt" zu halten, machen sie einen matrosenmäßigen Lärm, aber denselben nachzusagen ist kein Leichtes.— Würde man es aber überhaupt nachmachen wollen, so müßte man etwas „grimmig" fühlen können, und dann würde es etwa folgendermaßen lauten: Hai! Huido! Ho! Wa! Ho! Ho! Huida! Wa! Hai! Auch Bauleute und andere Arbeiter pflegen diese Laute auszustoßen, wenn eine größere Anzahl mit einander arbeiten, und lernen sie deßhalb diese Laute auf eine schulmäßige Weise. Dem ausländischen Ohr erscheinen sie als ein erbärmliches, jammervolles Getöne. Der Tag ist schön warm und sind deßhalb alle japanesischen Thüren und Fenster offen, denn die Japanesen legen ungemein hohen Werth auf Sonnenschein, und bieten sie demselben alle mögliche Gelegenheit, in alle Theile des Hauses zu gelangen.

In Folge dessen bietet sich dem Vorübergehenden nicht allein Gelegenheit, alle Waaren der Kaufläden zu sehen, sondern auch gewissermaßen das Familienleben, das Schöne und Unschöne, je nach „Umständen," zu beobach-

ten. Dort sitzt zum Beispiel ein kleiner Knabe mit rasirtem Kopfe, er reibt sich die Augen und schreit aus Leibeskräften. Ich staune. Warum? Nicht, weil der Knabe weint und schreit, sondern weil erst gestern ein ausländischer „Sachkenner" sagte: „Japanesische Kinder sind ganz anders wie die unsrigen, sie sind immer still und schreien nie."

Japanesische Dame.

Am gemüthlichsten scheinen diese lieben Leutlein im Familienkreis beim „Tee" zu fühlen. Da sitzen sie beisammen und „erzählen sich was" auf äußerst gemüthliche Weise und trinken hin und wieder ein gutes Täßchen dazwischen, sie bleiben dabei schön nüchtern und — warm. Sie trinken den Thee auf eine schlürfende Weise, freilich nach unserem Begriff unanständig, unter ihnen aber ist dies umgekehrt, denn wer nicht schlürft, muß nicht wissen, was der „Brauch" ist, oder aber er bekundet, daß ihm der Thee nicht sonderlich schmecke.

Die Straßen sind meistens eng und unregelmäßig, und bisweilen vom Volk dermaßen gedrängt, daß sie kaum passirbar sind; sehr unbequem dies, namentlich für Solche, welche „hornige Anwüchse und Projectionen" an den Füßen haben. Und wehe dem Schleppkleid der stolzen Damen!

Japanesisches Bett.

Uebrigens darf man sich mitten im Volksgedränge durchaus sicher fühlen, man hat nichts zu befürchten. Das Polizeiwesen ist gut geordnet, die Straßen sind des Nachts hinlänglich beleuchtet, und ist Ruhestörung eine Seltenheit; selbst die Diebe (und es soll viele hier geben) sind äußerst besorgt, Niemandes Ruhe zu stören, und besitzen manche derselben die Geschicklichkeit, nachdem sie durch die Fensterscheiben eine entsprechende Oeffnung geschnitten haben und ins Innere des Hauses gelangten, dasselbe buchstäblich zu leeren, ohne einen vernehmbaren Laut verursacht zu haben. Die Einwohner läßt man ungestört ihren süßen Schlaf abwickeln, während man ihnen vielleicht das letzte Stück Kleid neben der Bettstelle wegnimmt. Ein eigenthümlicher Umstand, welcher zur Dieberei gehört, dürfte hier noch erwähnt werden, nemlich des Diebes Gebet. Ehe er in ein Haus einbringt, reibt er sich erst die Hände und ruft „Ebesu," den Glücksgott an. Ist der Diebstahl gut gelungen, so bringt er demselben ein Dankopfer und fühlt sich glücklich im Wahne, Ebesu's Gunst zu besitzen. Unlängst besuchte ein solcher Dieb einen Tempel — betete Ebesu an und bestahl alsdann dessen Kasse im Tempel. Ob der „Glücksgott" über dies Unglück seiner eigenen Kasse nicht ergrimmte? Darüber konnte ich nichts Näheres erfahren.

Im Allgemeinen will man behaupten, und die Japanesen lieben sich auch zu rühmen, ihre Lehre, ihre Spiele und ihre Wissenschaften seien veredelnd, und erheben den menschlichen Geist; wenn man aber diese Dinge, oben erzählt, in Be-

trachtung zieht, fühlt man geneigt, seine Meinung zu ändern. Als die christliche Religion zuerst in Japan eingeführt wurde, ersuchten die heidnischen Priester den Kaiser, doch ja diese neue Religion zu verbieten; er fragte: „Wie viele Religionen gibt es denn in meinem Reich?" und sie antworteten 35, darauf sagte der Kaiser: „Wo 35 Raum haben, da kann die Sechsunddreißigste auch noch gedeihen, man lasse die Fremdlinge mit Frieden." Hieraus ist zu ersehen, daß der Staat damals sich sehr wenig um Religion bekümmerte.

Japanesisches Heim.

Treu bis in den Tod.

V.—Schluß.

Marcus war nach Hause gegangen. Dort traf er Marcella, die über eine Rolle gebeugt saß, und unbekümmert um das, was draußen vorging, las.—„Weißt du, was geschehen ist, meine Tochter?" rief Marcus finstern Blickes. „Nicht lange mehr wirst du dich deiner heiligen Rollen erfreuen dürfen. Schon liegt unser Gotteshaus in Staub und Asche, und bald wird unser Blut in Strömen fließen, wenn wir nicht Christi Namen verleugnen. Schaff die Bücher fort, an sichern Ort."

„Wohin soll ich sie bringen?" fragte Marcella. „Am sichersten sind sie wohl bei Lucius, auf den man am wenigsten Verdacht haben wird."

„Nenne diesen Namen nie mehr, mein Kind!" rief Marcus. „Schnöde hat er seinen Glauben verleugnet. Meinen Fluch gab ich ihm statt des väterlichen Segens, den ihr zur Vermählung erwartetet."

„O Vater! Lucius ist nur schwach; wenn es ernst wird, so wird er gewiß bekennen."

„Schwerlich wird er es wagen, doch schweigen wir von ihm! Jetzt wollen wir die heiligen Bücher verbergen!"

Rasch nahmen sie die Rollen und trugen sie hinaus. Als sie nach einiger Zeit wieder hereintraten, sagte Marcella:

„Was antworten wir, Vater, wenn sie uns fragen, ob wir heilige Bücher haben?"

„Nichts," entgegnete Marcus finster. „Dieser Kaiser, der seine treuesten Unterthanen wie Feinde behandelt, verdient nur Verachtung. Ha, wie ihn mein Wort traf, als ich heute sein Edikt abriß!"

„Das hast du gethan, Vater! Hat dir das auch dein christlicher Glaube geboten?"

„Der Unmuth riß mich hin, wer kann bei solchen Frevels ruhig bleiben?"

Sanft entgegnete Marcella: „Als er, um dessen Willen wir leiden, zur Schlachtbank ging, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das verstummt vor seinem Scherer."

In diesem Augenblicke stürzte ein Diener herein und rief: „Rettet Euch! Des Kaisers Krieger stehen draußen!" Schon traten die Soldaten ein, angeführt von Gorgus.

„Bist du der Mann, welcher sich erfrechte, des Kaisers Edikte abzureißen?" schrie der Führer.

„Der bin ich!" sagte Marcus stolz.

„Legt ihn in Fesseln!" rief der Hauptmann, und im nächsten Augenblick war Marcus gebunden. Jetzt flüsterte Gorgus dem Hauptmann einige Worte ins Ohr, und dieser wandte sich an Marcella und fragte: „Hast du heilige Schriften?"

„In meinem Herzen!" antwortete Marcella ruhig.

„Gib eine andere Antwort, Doppelzüngige!" rief Gorgus, „wo habt Ihr sie hingeschafft?"

„An einen Ort, wo Ihr sie nicht finden werdet," entgegnete Marcella.

„Sucht darnach!" befahl der Hauptmann.

Nun trat Gorgus an Marcella heran und flüsterte ihr zu: „Von mir hängt es ab, ob du ins Gefängniß geworfen oder frei bleibst. Sprich ein Wort, Marcella, ein einziges Wort, daß du mir's danken willst, und ich rette dich und deinen Vater."

Marcella aber wandte sich von ihm und sprach: „Ich beanspruche keinen Dienst von dir, thue wozu dich deine Bosheit treibt."

Nun kehrten die Soldaten wieder zurück, ohne die Bücher gefunden zu haben, und führten Vater und Tochter ab. Auf Nebenwegen wurden sie zum kaiserlichen Palaste gebracht, wo Galerius sie selbst als Richter erwartete.

„Du warst es, der den Kaiser zu höhnen wagte?" rief Galerius. Marcus schwieg. Galerius fuhr fort: „Antwortest du nichts auf diese Anklage: Willst du mir trotzen, Alter? Wer ist denn der Gott, dem du zu dienen vorgibst?"

„Ein Gott der Gerechtigkeit und des Gerichts," brach jetzt Marcus heraus, „du wirst ihn kennen lernen, wenn Eure Mordschwerter, vor denen ich als Erster falle, stumpf geworden sind und Eure Henker ermüdet die Hände sinken lassen. Keines Unrechts bin ich mir bewußt, das ich d i r zu gestehen hätte."

„Führt ihn zum Tode!" schrie Galerius, „und diese da," er deutete auf Marcella, „soll die Martern sehen, unter denen er stirbt. Dann werft sie in den Kerker, sie wird nicht die einzige bleiben!"

Sogleich geschah nach diesem Befehl, und Vater und Tochter wurden in die Folterkammer gebracht. Als dort dem Marcus die Fesseln abgenommen wurden, umschlang er heftig seine Tochter und sprach:

„Ich that Unrecht heute Morgen, daß ich dem Lucius fluchte und höhnend des Kaisers Edikt abriß. Dafür leide ich, denn unrein war mein Eifer. Was aber wird dir bevorstehen, meine Tochter! Kommst du lebend aus dem Gefängniß, so bring dem Lucius meine Grüße, und sage ihm—"

„Weg da, Alter, lang genug habt Ihr Euch in die Ohren geflüstert. An Euer Werk, Ihr Sklaven!" rief jetzt die rauhe Stimme des Henkers.

„Mein Vater, mein Vater!" jammerte jetzt Marcella und streckte ihre Hände aus, aber schon war er von ihr gerissen, und die Martern begannen. Ohnmächtig sank Marcella zusammen.

VI.

Das erste Opfer war gefallen, es war Blut geflossen, und wenn der Tiger einmal Menschenblut gekostet hat, dann lechzt er nach mehr.

Indeß wurde die Verfolgung noch nicht zu einer allgemeinen. Diokletian hoffte immer noch, daß die Christen sich gutmüthig fügen würden. Da brach eben in diesen Tagen im kaiserlichen Palaste Feuer aus, wurde jedoch schnell wieder gelöscht, ohne daß Diokletian irgendwie einen Argwohn gefaßt hätte. Aber andere waren geschäftig. Romula wußte geschickt die Saat des Argwohns in das Herz des Kaisers zu streuen. Als in der Nacht des nächsten Tages abermals Feuer ausbrach, das auch wieder gleich gelöscht wurde, glaubte Galerius den Augenblick gekommen, um neue Anschläge gegen die Christen auszuführen. Er eilte zum Kaiser.

„Siehe da, deine getreuen Unterthanen!" Er überreichte demselben eine lange Liste von Christen, die sich verschworen haben sollten, Nikomedien einzuäschern, in der Verwirrung den Kaiser zu tödten und sich der Herrschaft zu bemächtigen. Es waren die Namen seiner besten Beamten und obenan stand Julius.

Im ersten Angenblick war Diokletian bestürzt.

„Soll ich den Staat der besten Männer berauben?" rief er aus. Dann aber regte sich die Wuth in ihm. „Sind alle diese Christen?"

Galerius bejahte es. Von dem Augenblick an war das Schicksal von Tausenden besiegelt.

„Lege die auf der Liste stehenden in Ketten und laß mir den Julius kommen!" befahl der Kaiser.

Julius erschien; Diokletian fuhr ihn an: „Du, den ich zu den höchsten Ehrenstellen emporgehoben habe, dem ich als meinem Freunde mein Vertrauen geschenkt habe, du hast dich gegen mein Leben verschworen?"

„Wer wagt das zu sagen?" brauste Julius auf, „das ist schändliche Verleumdung; gib mir Beweise!"

Der Kaiser staunte; Julius stand durchaus nicht wie ein Verbrecher vor ihm.

„Siehe hier die Liste," sagte er schon etwas kleinlaut. Julius las das Pergament.

„Ach, lauter Christen," murmelte er, „ich kenne den

Urheber," und zum Kaiser gewendet: „Dies Blatt hat dir Galerius gegeben, hüte dich vor seinem Rathe. Was aber mich betrifft, so laß untersuchen, laß mich martern und foltern, ein Geständniß meiner Schuld wirst du nie erpressen."

„Außer daß du ein Christ bist!"

„O Herr," rief Julius schmerzlich, „ist es schon so weit gekommen, daß es dasselbe heißt, Christ sein und Verbrecher? Wüßtest du, was du an deinen christlichen Unterthanen hast, du würdest anders handeln!"

„Wirst du den Göttern opfern?" fragte der Kaiser.

Ein festes Nein war die Antwort des Julius.

Diokletian war von seiner Schuldlosigkeit überzeugt, aber er wußte, daß Julius als Christ der Verfolgung nicht entgehen könnte, so hoch er auch stand. Schon sah der Kaiser ein, daß ihm sein eigenes Werk über den Kopf wuchs; und wenn er nachher dem Blutvergießen keinen Einhalt gethan hat, so war es mehr ein bloßes Dulden der Verhältnisse, die nun einmal so geworden waren.

„Julius," fuhr der Kaiser bittend fort, „wirf ein einziges Körnlein Weihrauch in das Opferfeuer, und du bleibst, was du bist, der Kämmerer meines Hauses und mein Freund."

Ueberwältigt von den Worten des Kaisers, sagte Julius bewegt: „Ob ein kleines Körnlein oder ein ganzes Opfer—beides ist Verleugnung meines Glaubens. Mein Amt, das ich treu geführt, lege ich nieder, gib es einem Würdigeren! Erlaubst du, daß ich gehe?"

Diokletian besann sich eine Weile, dann sprach er: „Mein Beamter kannst du freilich nicht länger bleiben, aber bleibe mein Freund."

VII.

So glatt wie bei Julius ging es nicht bei allen Beamten ab, die höchsten Titel und Ehrenstellen schützten nicht. Uebrigens war nicht der Kaiser, sondern Galerius die Seele der Verfolgung; man bezeichnete ihn von christlicher Seite als den Urheber des Brandes, man schalt ihn einen zweiten Nero, und das machte ihn noch wüthender. Unerhörte Qualen wurden ersonnen, aber die Christen scheuten nicht Marter, noch Tod, ja sie drängten sich förmlich herzu, und die heidnischen Magistrate waren bald ärgerlich über die Menge der Bekenner. Sie boten den Christen oft selbst Scheine an, welche bezeugten, daß sie geopfert hätten, aber nur wenige nahmen sie an. Es war ein wahrer Fanatismus der Sterbensfreudigkeit; wer einmal dem Tode entgangen war, drängte sich bei der nächsten Gelegenheit wieder herzu, und die grausamsten Martern konnten nicht abschrecken. Vieler bemächtigte sich sogar eine ungesunde Sucht, Märtyrer zu werden, zumal die Christen, welche entsetzliche Qualen ausgestanden hatten und mit dem Leben davon gekommen waren, noch bei Lebzeiten wie Heilige verehrt wurden.

Freilich zeigten nicht alle gleichen Heldenmuth, und zu diesen gehörten auch Lucius und Victoria.

Der Befehl des Opferns traf zuerst die Jovianer, welche als Leibgarde des Kaisers über jeden Verdacht erhaben sein sollten. Alle wurden zum Opfer commandirt, und Mann für Mann ging am Altar vorüber, und jeder warf einige Körnlein Weihrauch in die Gluth. Schon hatten die Soldaten des Lucius fast alle geopfert, nur wenige standen, ausgesondert von den übrigen bereit, abgeführt zu werden, unschlüssig schwankte er—er dachte an Marcus, an Marcella, die um ihres Glaubens willen im Gefängniß schmachtete, und war schon entschlossen, nicht zu opfern; da sah er das höhnische Gesicht des Gorgus auf sich gerichtet, las die Schadenfreude, die aus jedem Zuge sprach, und mit dem Gedanken, der soll nicht triumphiren, ergriff er hastig einige Körner und warf sie mit zuckender Hand ins Feuer; er war gerettet.

Aber beide Geschwister sollten die Probe bestehen. Am selbigen Abend drangen die Häscher in ihr Haus; vergeblich, daß Lucius sich für seine Schwester verwendete mit dem Hinweis, daß er geopfert habe. Die heiligen Schriften wurden ihr abverlangt. Victoria zögerte. Sagte sie Nein, so wurde sie fortgeschleppt, gab sie die Bücher heraus, so rettete sie sich, denn die Auslieferung der heiligen Bücher galt so viel als Verleugnung des Glaubens. Sie hatte nicht den Muth zu Ersterem, und indem sie sich einredete, daß das Letztere doch nicht Verleugnung des Glaubens sei, lieferte sie dieselben aus.

Seit diesen Tagen lebten die Geschwister unangefochten, aber gemieden von allen rechten Christen. Um so enger schlossen sie sich einander an, besonders da Lucius nicht das geringste von Marcella hörte. Aber schwer lastete ihre Verleugnung auf ihnen, und wenn sie von der Opferwilligkeit freudiger Bekenner hörten, schlugen sie beschämt die Augen nieder.

VIII.

Gespannte Aufmerksamkeit herrschte im Circus, wenigstens in den oberen Theilen, wo das niedre Volk saß; man hatte schon gehört, daß heute etwas Besonderes geboten werde. In den unteren Sitzen saßen plaudernd die Vornehmen unter rosengeschmückten Säulen, von Wohlgerüchen umduftet. Auch Diokletian war da mit Galerius und als Jovianeroffizier Lucius.

Es war auch ein seltenes Schauspiel: dort kamen sie herausgeschritten, dreißig Jungfrauen, die Häupter gesenkt — Lämmer, die zur Schlachtbank geführt wurden. In den Haaren trugen sie Kränze, ihre Kleider schimmerten in den leuchtendsten Farben, ihr Anblick war schön, so daß sie von den bewundernden Rufen der Menge empfangen wurden.

Als die Jungfrauen in der Mitte der Arena waren, öffneten sich die Käfige, von allen Seiten stürzten Löwen, Bären, Leoparden, Tiger herbei auf die waffenlose Schaar. Im nächsten Augenblick sah man nur noch einen wirren Knäuel von Menschen und Thieren; nur eine der Jungfrauen schien unverletzt und schritt immer, die Blicke abwärts gekehrt, ruhig weiter bis dicht unter die kaiserlichen Sitze, gerade vor einen Käfig, in welchem eine Tigerin gähnend lag. Hinter ihrem Rücken rissen

sich zwei Bestien um einen Leichnam, vor ihr befand sich die blutlechzende Tigerin, und mitten drin stand die zarte Gestalt, von reichen schwarzen Locken umwallt, die Hände über der Brust gekreuzt und den Blick ruhig auf das wilde Thier geheftet — o, es war ein kostbarer Anblick, und das Volk jauchzte. Dadurch bewogen sah auch Lucius hinab — ihn rührte der Anblick der unschuldigen Dulderin, schnell brach er eine Rose aus einer Guirlande und ließ sie unbemerkt hinabgleiten. Sie fiel halb zerblättert gerade zwischen die Tigerin und die Jungfrau— Rosen auf den Todesweg gestreut. Und von diesem einen Zeichen von Theilnahme ergriffen, blickte das Mädchen auf, mit einem Blick unbeschreiblichen Dankes für den unbekannten Freund, und Lucius sah hinab; da — großer Gott, was war das?—er blickte in das Angesicht Marcella's. Einen Augenblick lähmte tödtlicher Schreck seine Glieder, dann raffte er sich auf und sich durchdrängend, eilte er zum Kaiser.

Beim Kaiser angekommen, warf er sich vor ihm nieder und rief: „Eine Gnade, hoher Kaiser!"

„Nicht jetzt, da sieh hinab und störe mich nicht."

„Laß sie leben!" rief Lucius.

„Wen?"

„Das Mädchen dort unten."

„Ei, was nimmt mein Lucius für Antheil an den widerspenstigen Christinnen?"

„Nur diesmal Gnade!"

„Ich kann nicht," sagte Diokletian, von dem Drängen des Lucius, dem er immer wohl wollte, gerührt. „Das Volk verlangt sein Recht. Und warum gerade diese?"

„Weil," preßte Lucius heraus, „weil sie meine Braut ist."

„Sie lebe!" sagte der Kaiser erschüttert.

Die ganze Unterredung wurde in fliegender Eile geführt, dann sprang Lucius hastig die Sitzreihen hinab zu den Wärtern.

Auch Marcella hatte den Lucius erkannt, ein Freudenstrahl zuckte über ihr blasses Angesicht, mit der Hand sich an der Mauer haltend, sah sie noch immer hinauf. Da hob der Wind die Zelttücher, der Strahl der Morgensonne umspielte die Dulderin wie mit himmlischer Glorie.

Indeß war Lucius unten angekommen und gab Befehl, vor allem den Käfig der Tigerin zu schließen, und dann die Jungfrau durch eine Seitenpforte entweichen zu lassen. Schon rasselte das Gitter, welches sich zwischen Marcella und den Tod legen sollte, da schreckte die Tigerin auf, sie schien zu ahnen, daß ihre Beute ihr entgehen könne, ein zorniges Gebrüll, ein Sprung und — ein jubelnder Zuruf der entmenschten Menge — auf die zerfleischte Brust der zu Boden geworfenen Jungfrau legte das Thier seine gewaltige Tatze und blickte stolz in der Arena umher.

IX.

Unsägliches erduldeten die Christen in Ost und West, aber immer fester wurde ihre Bekenntnißtreue, immer mehr erstarkte unter dem Leiden die Macht des Christenthums. Die Waffen der Verfolger wurden allmälig stumpf, und schon fing Constantius Chlorus in Gallien, Spanien, Britannien an, die Christen zu begünstigen, und dasselbe that Maxentius in Italien. Diokletian hatte die Krone niedergelegt und Nikomedien verlassen, um, geistig und körperlich ein gebrochener Mann, in seinem Landhause in Salone seinen Lebensabend in Ruhe hinzubringen.

Acht Jahre waren seit Beginn der Verfolgung verflossen, des Galerius Sinn war nicht milder geworden. Jetzt lag er von furchtbarer Krankheit gequält im Palaste zu Nikomedien, flüsternd gingen die Diener ab und zu. Bald mußte es mit ihm zu Ende gehen. Wohlgerüche durchdufteten das Zimmer, um den Pesthauch der Krankheit zu vertreiben, Niemand war bei ihm, als Gorgus— denn die Aerzte, welche es nicht mehr bei ihm aushalten konnten, wie die, welche ihn verloren gaben, waren getödtet worden.

In gräßlichen Schmerzen stöhnte Galerius: „Sie haben mich alle verlassen, Götter, wo seid ihr? Umsonst war mein Mühen für euch, die Waffen sind stumpf geworden!"

„Du fieberst, soll ich dir die Schale reichen?" fiel Gorgus ein.

„Was nützt alle Kühlung? Inwendig brennt ein Feuer, das Niemand löscht—da brennen sie alle meine Opfer voran. Marcus—und siehst du dort Marcella?"—

„Beruhige dich, hoher Herrscher, was du gethan, geschah den Göttern zur Ehre."

„Die mich bei lebendigem Leibe verfaulen lassen," lachte Galerius grimmig. „Gib mir das Pergament dort auf dem Tische."

„Soll ich den Taigis zum Opfer befehlen?"

„In den Hades mit den Schurken! Thue, was ich dir sage! Meine Hofbeamten sollen kommen und Julius. Geh!"

Bald kamen die Beamten, erwartungsvoll standen sie da, außer Julius lauter Heiden.

„Wo ist Julius?" fragte Galerius. „Ich will einen ehrlichen Mann unter Schurken sehen."

Julius trat vor.

„Du bist von heute an wieder mein Oberkämmerer."

Die Beamten stutzten — Julius, ein Christ, bekam dieses Amt von Galerius!

„Reich mir das Schreibrohr, Gorgus," rief Galerius.

Es geschah. Mühsam raffte er sich auf und sagte mit lauter Stimme: „Dieser Federzug ist des Galerius letzte und größte That." Mit letzter Kraft setzte er seinen Namen auf die Schrift und gab dadurch jenem merkwürdigen Edikte Kraft, das die Bankerotterklärung des Heidenthums und die erste Anerkennung des Christenthums ist.

„Lies, Julius," sagte er noch und sank dann erschöpft zurück. Julius las. Staunen, Unwille, Befriedigung malte sich auf den Gesichtern der Anwesenden.

„Ich bin verloren!" stammelte Gorgus.

Julius aber sagte tiefbewegt: „Dank dir Galerius!“

Ein mattes Lächeln glitt über seine Lippen: der erste Dank seines Lebens von Christen wurde ihm auf dem Todtenbette zu Theil. Nun fiel sein Auge auf Gorgus.

„Aus meinen Augen, Schurke, mir wäre besser, ich hätte dich nie gesehen!“ und wild sich aufrichtend, schleuderte er eine Schale nach dem, der, wenn auch sein böser Dämon, doch ihm treu geblieben war bis zum Tode.

„Prätorianer, ergreift ihn!“—Er sank zurück, gräßlicher Schmerz erfaßte ihn wieder, der Todesschweiß trat auf seine Stirn; dann rief er, sich aufbäumend: „Betet, betet für mich zu eurem Gott!“ fiel zurück und war eine Leiche.

In einem kleinen Hause der Vorstadt saßen Lucius und Victoria. Sie hatten längst ihr Haus in der Stadt verlassen, Lucius hatte seine Stelle niedergelegt, beide lebten in Zurückgezogenheit, zum Trost der armen und verlassenen Christen. Seit jener Scene im Circus waren beide wie verwandelt, sie waren todesmuthig, so gut als andere Christen, aber der Tod hatte sie verschont, durch ihr Leben sollten sie Buße thun für ihre Verleugnung.

„Heute sind's acht Jahre,“ sagte Lucius.

Victoria wußte nur zu gut, welch ein Jahrestag es war.

„Sie hat durch ihren Tod deine und meine Seele gewonnen. Doch was ist das? Da stürmt ein Mann die Straße herab.“

„Was gibt es!“ rief Lucius.

„Wißt ihr es schon? Das Edikt“—rief der Mann.

„Doch nicht eine neue Verfolgung!“

„Nein, Galerius ist todt und hat alle Verfolgung aufgehoben; lebt wohl, ich gehe, die Freudenbotschaft weiter zu verkündigen.“

Ueberwältigt sanken die Geschwister auf die Knie und dankten Gott.

Wieder waren zwei Jahre vergangen, es war im Juni des Jahres 313. Da horch, welch eine Bewegung in den Straßen: wieder wie damals am Fest der Terminalien, sind alle Ecken und Straßen mit Plakaten bedeckt, aber sie bringen nicht Schrecken und Jammer, sondern Glück und Heil — es ist das Edikt, welches volle Religionsfreiheit im ganzen römischen Reiche gewährt. Und von tausend Lippen klingt segnend der Name Constantin.

Neun Monate Kriegsgefangener.*

Erzählt von J. D. Schaible.

I.

1. Das Schlachtfeld und die Schlacht.

Der 15. Juni 1864, so erzählt mir einer unserer wackeren Helden aus dem letzten Bürgerkrieg, war der verhängnißvolle Tag, an welchem meine Abenteuer und Leiden ihren Anfang nahmen. Tags zuvor hatten wir stark marschirt und dazu noch ein Gefecht bestanden. Todtmüde lagerten wir uns spät am Abend in der Nähe von Tuplo, Mississippi, auf einer Anhöhe. Alsobald konnte man auch die Wachtfeuer auflodern sehen. Wie das so unsere Gewohnheit war, ging es auch sofort an die Zubereitnng des Abendessens, welches in etwas Thee und Zwieback bestand. Nachdem wir unser frugales Mahl verzehrt hatten, suchten wir unsere Nachtlager auf, um unsere müden Glieder in etwa auszuruhen. Die Nacht war schwül. Keinen Luftzug konnte man verspüren. Bald schien Alles in einen tiefen Schlaf verfallen zu sein. Nur die Wache, welche auf- und abmarschirte, unterbrach die Stille. Obwohl auch ich mich nach dem erwünschten Schlafe sehnte, so wollte er sich doch nicht recht bei mir einstellen, denn es lag eine ungewöhnliche Schwere auf meinem Gemüthe. Allerlei Begebenheiten aus meiner Jugend tauchten lebhaft in meiner Erinnerung auf. Von einem Gedanken konnte ich mich nicht recht ohne Rührung trennen—es war der Gedanke an die ferne Heimath und die lieben Eltern. Vielleicht, dachte ich, liegt meine liebe Mutter auf ihrem Lager und betet, daß mich der liebe Gott erhalten möchte. Wie konnte ich auch anders denken? Hatte sie ja schon manchen liebevollen Brief an mich geschrieben, seitdem ich beim Militär war, und mich ermahnt, ich solle mich doch ja hüten vor der Sünde, und Gott vor Augen und im Herzen haben. Auch hatte sie mich ermuntert, indem sie schrieb: „Der liebe Gott wird Alles zum Besten lenken.“ O, wie erquickend waren diese Briefe für mich! Nach einem inbrünstigen Gebet zu Gott beruhigte sich mein Gemüth, und ich fiel in einen sanften Schlummer, von welchem ich erst gegen Morgen erwachte. Noch ehe es recht zu dämmern anfing, erhob ich mich auch schon von meinem Lager und fiel an einem einsamen Ort auf meine Knie und verrichtete mein Gebet. Gestärkt erhob ich mich und setzte mich auf einen neben mir liegenden alten Baumstamm. Im Lager war noch alles stille. Aurora's goldene Strahlen begannen bereits am östlichen Horizonte zu schimmern. Und da ich mich in meiner Einsamkeit recht behaglich fühlte, ließ

* Der liebe Patriot und wackere Held, dessen interessante Erlebnisse Br. J. D. Schaible uns in mehreren Nummern des Magazins erzählen wird, ist ein geachtetes Glied der Evang. Gemeinschaft.—Edr.

Fort Sumter vor dem Bombardement.

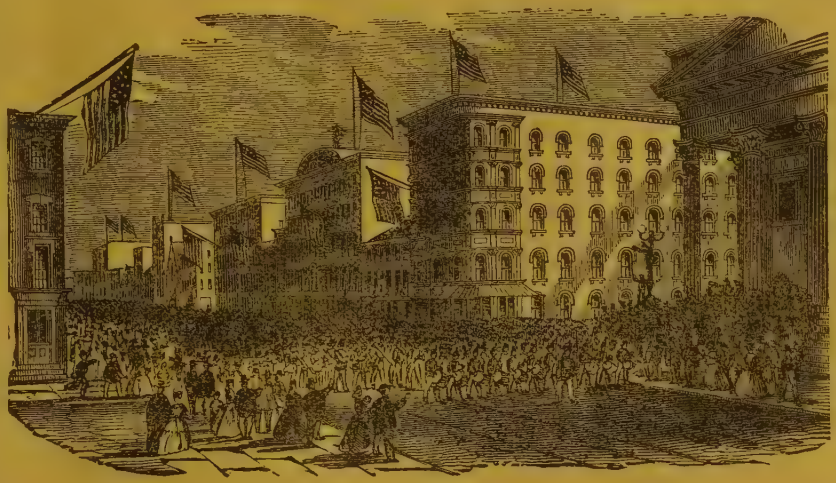
ich meinen Gedanken freien Lauf, und vertiefte mich in den folgenden Monolog: „Heute soll also eine Schlacht geliefert werden. Gar Mancher wird da sein Leben aufopfern müssen, der jetzt noch schläft und nicht ahnt, daß sein Tod so nahe ist. Nur Gott weiß, ob auch ich wiederum unbeschädigt davon kommen werde. Doch es kann ja nicht anders sein." Bald war der Tag so nahe herangerückt, daß man bereits die Gegenstände unterscheiden konnte. Ich fing an, die vor mir liegende Landschaft zu überblicken. Man konnte nicht gerade sagen, daß sie sehr romantisch sei. Das Terrain war wellenförmig und bot dem forschenden Auge abwechselnd schöne Wälder, Wiesen und Felder dar.

Nur, daß man die Spuren des verheerenden Bürgerkriegs auch hier deutlich erblicken konnte. Die Felder lagen brach. Das 33. Wisconsin Regiment, zu welchem ich gehörte, hatte auf einer Anhöhe bivouakirt.

Während ich ganz in meine Gedanken vertieft war, bemerkte ich nicht, daß mein theurer Kamerad Wilhelm sich mir näherte. Leise legte er seine Hand auf meine Schulter, indem er lächelnd zu mir sagte: „Ich habe es mir gedacht, daß ich dich auf irgend einer einsamen Stelle finden würde. Es ist die höchste Zeit, daß du zum Frühstück kommst, denn es wartet schon auf dich. Wir haben Befehl, daß wir uns bereit halten sollen. Du weißt ja, daß uns heute eine Schlacht bevorsteht." Während er noch sprach, hatte ich mich auch schon erhoben, und wir schritten unserem Lager entgegen. „Ich weiß nicht, Wilhelm," sagte ich, „mir ist so sonderbar zu Muthe; eine unheimliche Bangigkeit bemächtigt sich meines Gemüthes. Ich befürchte, ich werde heute nicht mit heiler Haut davon kommen." „Ach was!" entgegnete mein Kamerad, „schlage dir doch solche Gedanken aus dem Kopf! Es sind nur Launen und Einbildungen, die dich plagen. Wir haben ja schon manche heiße Schlacht neben einander mitgemacht, und der liebe Gott hat uns jedes Mal beschützt. Er wird auch heute unser Schirm sein. Laß nur den Muth nicht sinken." Kaum waren diese Trostworte verhallt, so sagte Wilhelm: „Siehst du nicht im fernen Westen dort den Staub aufwirbeln?" und deutete mit seinem Finger nach der Richtung. „Ja, ich sehe es," sagte ich, „das sind die Rebellen! Sie treffen Vorbereitungen zu einem Angriff.

Fort Sumter nach dem Bombardement.

Wir müssen eilen und unser Frühstück einnehmen, denn es ist hohe Zeit." Mit schnellen Schritten erreichten wir das Lager, setzten uns rasch nieder, schlürften so schnell als möglich unsern Kaffee ein, und aßen etwas Zwieback und Speck dazu. Kaum hatten wir unsere Mahlzeit beendigt, so wirbelten auch schon die Trommeln. Das Commando wurde gegeben zum Einrücken. Schnell schnallten wir unsere Brodbeutel und Patronentaschen um, ergriffen unsere Gewehre und traten in Reih und Glied. Sobald wir unsere Schlachtlinie formirt hatten, fielen auch schon vereinzelte Schüsse in der Ferne. Unsere Vorposten wurden zurückgedrängt. Immer näher rückten die Conföderirten, bis sie endlich ihre Angriffslinie auf Schußweite hinter einer Fenz formirten, von wo aus sie ihr mörderisches Feuer eröffneten. Es wurde, versteht sich, von unserer Seite lebhaft erwidert. Je weiter der Tag voranschritt, desto heißer wurde der erbitterte Kampf. Dazu stellte die beinahe unerträgliche Hitze ein bedeutendes Contingent. Es war auch kein Lüftchen zu verspüren. Die brennenden Strahlen einer beinahe tropischen Sonne senkten sich mit aller Macht auf uns hernieder. Wir hatten bereits eine geraume Zeit gekämpft, ohne daß die eine oder die andere Seite wankte, als endlich die Rebellen mit gefällten Bajonneten gegen uns anstürmten. Obwohl es manches blutige Opfer kostete, schlugen wir den Anprall dennoch siegreich zurück. Nun trat eine Pause ein. Aber dieselbige sollte nicht lange dauern. Die feindlichen Rebellen sammelten sich wieder mit Verstärkung und mit erneutem Muth nahmen sie den Kampf wieder auf. War das Gefecht vorhin schon heiß, so sollte es nun noch viel heißer werden. Mit todesverachtender Feindeswuth kämpften sie weiter, um wo möglich den Sieg zu erringen, wobei eine schöne Anzahl tapferer Helden unserer Compagnie bereits gefallen waren.



Marschfertig.

Harper's Ferry.

2. Die Verwundung und Gebetserhörung.

Endlich schlugen die Kriegswetter auch auf mich herein. Von einer feindlichen Kugel getroffen, stürzte ich schwer verwundet zu Boden. Meine Kameraden Wilhelm und August hoben mich schnell auf und trugen mich vom Schlachtfeld hinweg und legten mich in eine Vertie-

fung unter einen Schattenbaum. August sprach einige tröstende Worte zu mir, wandte sich aber bald wieder von mir, und eilte zurück auf seinen Posten. Doch mein bewährter Freund Wilhelm konnte sich nicht so leicht von mir trennen. Es war auch kein Wunder, hatten wir ja doch schon über zwei Jahre einander gegenseitig getröstet und ermuthigt. Seine Zusprüche waren mir jetzt Worte des Trostes. „Wer weiß," flüsterte er, „was der allmächtige Gott mit dir im Sinne hat. Obwohl du schwer verwundet bist, so kann er doch deine Wunden wieder heilen, wenn er es für gut ansieht. Nur nicht verzagt, lieber Kamerad, denn wir wissen, daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Hast du etwas an deine Eltern zu besorgen, so sage es mir." „Ja," stammelte ich mit matter Stimme, „schreibe ihnen, daß ich schwer verwundet sei und wahrscheinlich nicht mit dem Leben davon kommen werde, daß ich sie aber im Himmel anzutreffen hoffe."

Mir die Bruderhand reichend, verabschiedete er sich und eilte von dannen, um seinen Platz in den Reihen der Kämpfenden wieder einzunehmen. Welch eine treue Liebe hatte er zu mir! Ich konnte es wohl verspüren, daß es ihm schwer wurde, sich von mir zu trennen.

Wilhelm war ein frommer, gottesfürchtiger Jüngling, der die Sünde haßte, das Böse meidete und das Gute zu thun suchte. Es mochte wohl um die Mittagsstunde sein. Die Schlacht war noch immer in vollem Gange. Ich konnte deutlich die Kanonade und das Kleingewehrfeuer hören. Auf beiden Seiten wurde mit einem Heldenmuth gekämpft, der mich an die Belagerung und an das Bombardement von Vicksburg und an die blutigen Gefechte von Jackson und Shilo erinnerte. Immer mehr Verwundete wurden aus dem Schlachtgetümmel in meine Nähe getragen. Von allen Seiten drangen Wehklagen, Hülferufe und stöhnende Laute an meine Ohren. Ein Verwundeter lag neben mir zu meiner Rechten, welcher meine Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich zog. Er murmelte etwas vor sich hin. War es ein Gebet oder sonst etwas? Ich konnte es nicht unterscheiden. Ich wandte mein Haupt, um einen Blick auf ihn zu werfen. Ich sah, daß er ein kleines Bild in seiner Hand bewegte und mit sehnsüchtigen Blicken darauf schaute. Sein letztes Wort konnte ich deutlich verstehen, es war das Wort — „Mutter." Ja, welch ein Wort! Es erregte sogleich eine Art Heimweh in mir, und erinnerte mich an die Scene, als ich meinen lieben Eltern nnd Geschwistern die Abschiedshand reichte. Mir kam's vor, als fühlte ich noch den letzten Kuß, den meine weinende Mutter auf meine Wange drückte und mein Vater mir mit wehmuthsvollem Blicke die Hand zum Abschied reichte. Meine theuren Eltern wollten sich damals nicht trösten lassen. Hatte ich mir doch einen strafbaren Leichtsinn und Ungehorsam gegen sie zu Schulden kommen lassen, indem ich den verhängnißvollen Schritt (Anwerbung) ohne ihr Wissen und ohne ihren Willen that. Auch war ich kaum 18 Jahre alt und der älteste von den Söhnen, somit ihre erste Stütze. Das betrübte jetzt meine Seele. Traurige Gefühle übermannten mich, so daß heiße Reue- und Bußthränen reichlich über meine Wangen herab rollten. Was soll ich nun thun? dachte ich. Gerne wollte ich sterben, wenn es nicht für meine lieben Eltern wäre; denn das würde sie an den Rand des Grabes bringen. Mit dem Christ in Bunyan's Pilgerreise wähnte ich mich bereits in der Zweifelsburg. Mein bisheriger Muth, meine kühnsten Erwartungen, meine längst erbauten Luftschlösser waren auf einmal zerronnen. Doch diese qualvolle Selbstanklage mußte bald tröstlicheren Gedanken Raum geben. Ein neuer Hoffnungsstern strahlte mir entgegen. Die in meiner frühen Jugend gelernten Bibelsprüche tauchten wieder ganz frisch in meinem Gedächtniß auf. Stellen heiliger Schrift, deren Inhalt ich beim Auswendiglernen nicht verstand, waren nun ein Labsal für mein armes Herz. Gottes Wort war mir tröstlicher als je zuvor. Ich blickte auf den großen Arzt des Leibes und der Seele. Zu ihm erhob ich mich auf den Flügeln des Gebets und flehte im vollen Glauben und mit dem größten Vertrauen um die Erhaltung meines Lebens. Und siehe! die Trübsalswolken verschwanden. Die Sonne der Gerechtigkeit verscheuchte alle Dunkelheit. Ich fühlte, daß der Herr mein kindliches Gebet nicht verschmähte; denn als ich andachtsvoll die folgende Strophe gebetet hatte:

„Neig zu mir dein gnädig Ohr,
Oeffne deiner Wunden Thor!
Daß ich schaue, wie du liebst,
Wie du Sündern noch vergibst,"

da öffnete sich mir der Born göttlicher Gnade und Liebe. Der Herr stärkte meinen Glauben dermaßen, daß ich in der größten Zuversicht auf meine Genesung hoffen durfte, obgleich meine Wunde nach meiner Meinung den Tod zur Folge haben mußte.

Der Tag ging bereits zur Neige. Man konnte nur noch vereinzelte Schüsse in der Ferne hören, was mir bedeutete, daß die Schlacht nahezu beendet war. Die Rebellen zogen sich zurück. Die Unions-Armee ging siegreich aus dem Kampfe hervor. Sie hatte die Eisenbahn aufgebrochen und den Bahnhof zerstört, somit ihren Zweck erreicht. Es dauerte auch nicht lange, so fing es an, sich zu regen auf der Anhöhe. Unsere Truppen kamen zurück und schlugen ihre Lager auf. Bis dahin hatte sich noch Niemand um mich bekümmert. Niemand hatte sich eingefunden, meine brennenden Lippen mit einem frischen Trunke zu kühlen. Bereits verbarg die heiße Sonne des Südens ihre röthlichen Strahlen unter den Wipfeln der Bäume, als wollte sie trauern um die heldenmüthigen Patrioten, deren Blut den Boden weit umher getränkt hatte. Denn gar Manchem, den sie am Morgen gesund und munter begrüßte, war es nicht mehr vergönnt, ihre lieblichen Strahlen zu erblicken. Mir fielen die Worte des Dichters ein:

Es kann vor Nacht leicht anders werden,
Als es am frühen Morgen war;
So lang ich lebe hier auf Erden,
Schweb ich in steter Tod'sgefahr.
Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut:
Mach's nur mit meinem Ende gut!

Doch ich sollte in meinem Elend nicht mehr lange warten. Eine Gestalt beugte sich plötzlich über mich, und als ich meine Augen öffnete, sah ich das freundliche Antlitz meines lieben Kameraden Wilhelm. Mit besorgten Blicken fragte er: „Noch am Leben, Friedrich? Kann ich etwas für dich thun?"

„O ja! Wilhelm. Hast du nicht Wasser?" stöhnte ich. Schnell schwang er seine Flasche von seiner Schulter, hob mein Haupt in die Höhe und reichte mir den reinen Labetrank, an welchem ich mich, wie nie zuvor, erquickte.

Nach kurzer Zeit kam der Hauptmann unserer Compagnie und brachte die traurige Botschaft, daß alle schwer Verwundeten zurückgelassen werden müßten. Ich bat und flehte, er solle mich doch mitnehmen; aber es war vergeblich. Der Regimentsarzt behauptete: Der Transport nach Memphis, welches achtzig Meilen entfernt sei, und die Hitze würde unseren sicheren Tod zur Folge haben. Diese Hiobspost war sicherlich eine herbe Enttäuschung für mich, sie kam wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel. Doch was war da zu machen? Es währte nicht lange, so rollten auch schon die Ambulanzen heran. Meine beiden Freunde, Wilhelm und August, hoben mich sanft in einen der bereitstehenden Krankenwagen, und nachdem die theuren Kampfgenossen mir die Abschiedshand gereicht hatten, rollte der Wagen von dannen, bis er endlich spät in der Nacht vor einem Gebäude anhielt, wo ich von unbekannten Händen herausgehoben und in das Haus getragen wurde. (Forts. folgt.)

Erbarmst du dich auch des Gottlosen?

Ein Gutsbesitzer ohne Gottesfurcht hatte von einem Juden 10,000 Gulden auf ein Jahr aufgenommen. Zur Verfallzeit kam der Jude, um Darlehen und Zinsen in Empfang zu nehmen. Aber wie erschrak er, als der Gutsherr nichts davon wissen wollte, daß er ihm Geld schuldig sei. Vergeblich bat und flehte der Jude, ihm war mehr bange um die Seele des Gottvergessenen, als um den Verlust des großen Capitals. Vergeblich stellte er das Anerbieten, das Geld noch ein Jahr stehen lassen zu wollen, wenn ihm nur die abgelaufenen Zinsen entrichtet würden. Der Schuldner beharrte bei seinem Leugnen und verschwor sich, wenn er je in seinem Leben einen Groschen von dem Juden erhalten hätte. Vergeblich erinnerte dieser an den allgegenwärtigen Zeugen unserer Handlungen; der Treulose lachte und wies ihn drohend von sich. Mit einer Thräne im Auge entfernte sich der Jude und verklagte seinen Schuldner bei Gericht. Aber auch hier leugnete er. Nun sollte der Gläubiger den Wechsel vorzeigen; aber zum Unglück hatte er denselben unter seine Papiere verlegt. Es wurde daher dem Schuldner ein Reinigungseid übertragen.

Mit frecher Stirn hatte er schon die Worte gesprochen: „Ich schwöre vor Gott, dem Allmächtigen, einen wahren körperlichen Eid, daß"—

„Halt," rief der Jude, „der Herr soll nicht schwören! Ich stehe von meiner Forderung ab. Mein Gewissen verbietet es mir, ich bitte, die Acten zu schließen und die Kosten mir anzurechnen." Dies geschah; aber Jedermann wußte, wie die Sache sich verhielt. „Lieber noch 10,000 Gulden Verlust, als eine meineidige Seele in der Hölle!" mit diesen Worten trat der Jude ab.

Nach einigen Tagen fand er den verlegten Wechsel, zeigte ihn dem Vorstande des Gerichts und zerriß ihn vor ihren Augen.

Mit Triumph kehrte der Meineidige nach Hause zurück, aber in der Nacht wachte sein Gewissen auf. Angstvolle Träume quälten ihn und zeigten ihm im Bilde, wohin seine ruchlose That ihn stürzen werde. Dadurch wurde er so angegriffen, daß er krank wurde. Doch nicht sein Körper blos, auch seine Seele wurde von Schmerzen gepeinigt. Schluchzend lief sein achtjähriges Töchterlein zum Pfarrer des Ortes und bat:

„Kommen Sie doch gleich zum Vater, er stirbt und geht in die Hölle!"

„Das soll er mit Gottes Barmherzigkeit nicht!" antwortete dieser, und ging sogleich mit dem Kinde.

„Lieber Herr Pfarrer," sagte das Kind, „reden Sie doch dem Vater zu, daß er nicht in die Hölle gehen soll. Er soll sich bekehren und dann zum Herrn Jesus in den Himmel kommen!"

„Ja, liebes Kind," erwiderte dieser, „verlasse dich darauf, ich werde es ihm sagen!"

Der Kranke war vor Mattigkeit eingeschlafen; als der Geistliche eintrat, erwachte er, und rief überrascht von dessen Anblick: „Willkommen, Herr Pfarrer! kommen Sie von selbst oder gerufen?"

„Ich komme, theils aus Mitleid, theils von diesem Kinde gerufen," entgegnete dieser.

„O, das liebe Kind!" sagte der Kranke, „das ist's, was meine Verdammniß vermehrt. Es war oft ein Prediger für mich, aber ich lachte über seine kindlichen Ermahnungen, wie über die seiner frommen, seligen Mutter! Eben jetzt im Schlafe sah ich das Kind als einen Engel an der Hand seiner Mutter im Himmel, es sah mich wehmüthig an und rief: O mein Vater! gehe doch

nicht in die Hölle! Bekehre dich, der Herr Jesus winkt dir, daß du dich bekehren und zu uns kommen sollst. Ach! gern wollt ich, aber es ist zu spät! O, wenn ich so gelebt hätte, wie meine fromme Frau! Ihr Segen noch vor ihrem letzten Athemzuge wird durch meine Schuld zum Fluche! Ich bin verloren!"

„Eben darum ward Jesus Christus ein Fluch für Sie," erwiderte der Pfarrer, „daß Sie den Segen ererben, daß Sie ewig leben sollen! Erkennen Sie sich, wie der Schächer, werth der Verdammniß, aber bitten Sie, wie der Schächer, mit bußfertigem Herzen den Herrn, und er wird Ihnen antworten, was er jenem geantwortet hat."

Und als nun der Geistliche das Lied sprach: „Mein Heiland nimmt die Sünder an" u. s. w., konnte der von seinen Sünden gepeinigte das Wort von Christo im Glauben fassen. Er vergoß viele Thränen über seine Sünden, aber sein Herz konnte jetzt im Glauben um Gnade rufen! Von da an hatte seine Bekehrung festen Grund gefunden, und schnell erfolgte seine Genesung. Er ließ den Juden zu sich bitten.

„Hier sehen Sie," so redete er ihn bei seinem Eintritt ins Zimmer an, „den Bösewicht, der nicht werth wäre, von Ihnen angesehen zu werden, wenn sich nicht Gott seiner erbarmt hätte. Ich bitte Sie, hier die Zinsen Ihres Darlehns in Empfang zu nehmen, in wenigen Tagen erhalten Sie das Capital."

„Gelobet sei der Gott meiner Väter, der ihre Seele vom Verderben errettet hat. Gesegnet seien Sie dem Gott Abraham's!" rief der erstaunte Jude aus.

Der bekehrte Gutsherr hielt Wort und bezahlte auch das Capital seiner Schuld. Von nun an war er nur für seine Heiligung und die Erziehung seines Kindes in der Furcht des Herrn besorgt. Und in dieser Gesinnung beharrte er bis an sein Ende.

Ich will alle Gewalt der Gottlosen zerbrechen, daß die Gewalt des Gerechten erhöhet werde (Ps. 75, 11).

Die letzte Mahlzeit.

Jedermann weiß, daß der Teufel keinen besseren Helfershelfer hat, als den Branntwein. Er ist ein Gift, das nicht blos den Leib und seine Kräfte ruinirt, nicht blos den Geist stumpf und stockdumm macht, sondern auch das Herz gegen Alles verstockt, was heilig, rein und gut ist.

Ein junger Bauersmann (ich will aus milder Schonung seinen Namen nicht nennen) hatte sich mit einem braven, fleißigen Mädchen verheirathet. Er war arm, sie war arm — aber sie waren treu, fleißig und sparsam, und siehe da, sie kamen herrlich voran. Unverschuldete Armuth schändet nicht, und es ist nicht gesagt, daß die, die arm in die Ehe treten, arm darin bleiben. Heißt's da: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn! heißt's da: Bet' und arbeite! heißt's da: Wenns Hähnchen kratzt und s'Hühnchen spart, beim Bettelsack man nicht beharrt — dann geht's prächtig voran, und Gottes Segen hilft ein eignes Haus bauen und Aecker und Wiesen anschaffen. So hatte es auch den Anschein bei dem Ehepaar, von dem ich rede; allein der Mann, der wohl gutmüthig aber auch leicht gesinnt war, ließ sich von ein paar Kameraden ins Wirthshaus locken. Wenn man so fleißig arbeitet, wie du, sagten sie, so muß man sich auch als einmal Gutes anthun. Das gefiel dem Manne, und zwar alle Tage besser. Branntwein schmeckte ihm gar gut und immer besser.

Das arme Weib sparte sich's am Mund ab, und er — vertrank's. Sie bat; sie flehte; sie weinte; sie wies auf das liebliche Kindchen hin, womit sie Gott gesegnet hatte. — Alles half nichts. Aller Verdienst wurde vertrunken. Der Branntweinteufel hatte sich seiner bemeistert, hatte ihn in seine Ketten und Banden geschmiedet; die Ehre, die Scham, die Pflicht — nichts half. Er war verloren! — Er war von einem freien Manne ein Sklave des Branntweins geworden! Ach, bei dem tiefen Schmerz, ihren lieben, einst so braven Mann so tief in das Verderben hinabgesunken zu sehen, mußte das arme Weib Alles verdienen mit ihrer Hände Arbeit, was die Haushaltung kostete, denn er war so entartet, daß er nicht mehr fragte: Woher nimmst du Brod und Gemüse, Milch und Fett? Er verlangte ein ordentlich Essen, und was er verdiente, vertrank er doch all in Branntwein. Es war himmelschreiend.

Allmälig magerte das arme, junge Weib ab wie eine Leiche. Ihr armes Kind trank die Kummermilch und siechte hin, wie ein Schatten. Ihr Auge war blöde geworden von Weinen. Er schien das Alles nicht zu sehen und lebte in seiner Weise fort, während sein armes Weib am Rande der Verzweiflung stand.

Sie hatte aufgehört mit Bitten und Flehen, mit sanftem, liebevollem Zureden; ihre Thränen erweichten sein Herz nicht. Sie bat nur Gott, er möge ihr Ein Mittel in den Sinn geben, das fruchte, oder sie oder ihr armes Würmchen zu sich nehmen aus all dem Jammer und Elend, das sie doch nicht mehr länger ertragen könne.

So betete sie auf ihren schwankenden Knien an einem Sonntag Abend, an dem sie gehungert hatte, um ihr Kind und ihren Mann zu sättigen. Für den morgenden Tag war nichts da, als trockenes Brod zum Frühstück, wenn's ausreichte! —

Und am Sonntag Abend vertrank er den Lohn der ganzen vorigen Woche!

Unter Thränen war das arme Weib endlich eingeschlafen, und sie hörte gar nicht, daß er um zwölf Uhr herein-

tummelte und sich, unfähig zum Auskleiden, mit den Kleidern aufs Bett legte.—

Morgens stand er dennoch früh auf, aß das Stück Brod mit heimlichem Murren, weil kein Kaffee da war, und sagte dann, als er in den Taglohn ging: Daß du mir nur Schlag elf Uhr ein ordentliches Essen bringst! Wenn man ordentlich arbeiten soll, muß man auch nahrhaft essen!

Zanken und hadern mochte sie nicht. Sie schwieg, aber ihre heißen Thränen rieselten stromweise über die bleichen Wangen.

Er ging fort, ohne das zu beachten.

Während er arbeitete, wand sich das arme Weib in Thränen am Boden. Sie rang im Gebete. Ihr Kind lag stöhnend in der Wiege, denn es war erkrankt, und die Quelle der labenden Milch in der mütterlichen Brust versiecht vor Elend, Entkräftung und Herzeleid.

Plötzlich läutet es elf Uhr! Sie hatte nichts zu essen, keinen Heller, um etwas zu kaufen. Sie raufte verzweifelnd ihr Haar.—

Da durchblitzte sie ein Gedanke!—

Unter einem Baume saß rastend ihr Mann und harrte des Mittagsbrodes. Da sah er seine Frau daher wanken. Sie trug einen Korb auf ihrem Kopfe, über den ein weißes Tuch gedeckt war.

Kommst du endlich? sagte er.

Stille setzte sie den Korb nieder und lehnte, leise schluchzend, mit gefalteten Händen an dem Baume.

Er rückte den Korb näher. — Zu beten hatte er längst verlernt, denn das Gebetlein: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was du beschereet hast! — das paßte nicht mehr zu seinem Sinn und Thun.

Jetzt deckte er das Tuch ab—und prallt, wie vom Blitze getroffen, zurück, denn — in dem Korbe lag bleich und todesmatt — sein Kind!

Er wendet das allerdings erbleichte Angesicht zu der Mutter, als wollte er fragen: was soll das bedeuten? Aber es war doch kein Zorn in seinen Mienen, denn er hatte noch keinen Branntwein getrunken.

Da sagte das zitternde, weinende Weib mit einer wahren Todeskälte: Iß, lieber Mann, iß, was ich dir brachte. Es ist mein Letztes, was ich habe. Im Hause ist nichts mehr. Sieh', dein armes Kind ist schon halb verhungert; ich habe seit gestern Morgen nicht mehr gegessen. Die Milch in meiner Brust ist schon versiecht. Es kann doch nicht mehr leben. Du bist ja Herr und Meister darüber. Iß es, damit es von seinem Jammer erlöst wird. Ich folge ihm bald nach, dann kannst du, ohne Vorwürfe deines Gewissens, Alles vertrinken, was du verdienst.

Mit diesen Worten nahm sie das Kissen mit dem kranken Kindchen aus dem Korbe und legte es auf seinen Schooß.

Da war es, als ob die Hand Gottes sein Herz erfaßte und preßte. Er schaudert zusammen, wie im Fieberfrost. Er stieß einen Schrei aus, der der armen Leidensschwester durch Mark und Bein ging. Dann sitzt er eine Weile und sieht das arme, leidende Kind an, und—Thränen brechen plötzlich aus seinen Augen hervor.

Gott, mein Gott, ruft er aus, vergib mir meine Schuld! Dann küßte er das Kind, was er seit seiner Geburt nicht gethan, legt's sachte in den Korb und fällt seiner Frau um den Hals.

Willst du, kannst du mir verzeihen? flehte er. Ach, ich war ein arger Mensch, ein schlechter Mensch, aber es ist vorüber! Ich schwör's hier unter Gottes freiem Himmel, ich will keinen Branntwein mehr trinken! Ich will ein ordentlicher Mensch werden.

Da jubelt das arme Weib ein Hallelujah in ihres Herzens Grunde, das aber nur Gott hörte; da drückte sie ihn ans Herz und sagte: Hat dich Gott wieder mir und meinem armen Kinde geschenkt? Sollen die schönen Zeiten wieder kommen, wo du noch brav und gottesfürchtig warst? —

Ja, so wahr mir Gott helfe! ruft er aus und reckt die drei Finger der Rechten schwörend hinauf zum blauen Himmel über ihm!

Aber nun komm, sagte er und zog sie zum Kinde, und als sie es aufgehoben, zog er sie heim und lief dann zu dem reichen Manne, dem er arbeitete und sagte: Gott hat mein Herz umgewendet! Nun helft mir auch, daß ich's vollführe! Meine Frau und mein Kind verhungern daheim! Gebt mir einen Topf Milch und ein Brod. Zieht's am Lohne ab!

Der Mann war ein Ehrenmann. Gott segne dir's, sagte er und rief seiner Frau. Die gab ihm Brod und Milch, aber sie that noch mehr, sie kochte eine stärkende Weinsuppe und trägt's zur armen Frau.

Aber die lächelt selig und sagt: Ach, Gott hat mein Flehen erhört! Er wird weiter helfen!

Und er half. Keine Versuchung, keine Lockung vermochte mehr den früheren Säufer ins Wirthshaus zu bringen. Er war gründlich geheilt. Frau und Kind genasen wieder und blühten frisch auf. Das Glück kehrte wieder ein mit der Treue und Gottesfurcht.

Freudig arbeiteten die Ehegatten wieder und hielten's treu zu Rathe, was sie erübrigten, und bald konnten sie sich ein Aeckerchen nach dem andern kaufen, ein Wieschen nach dem andern. Bald stand eine schöne milchende Kuh im Stalle, und der wachsende Wohlstand feuerte Beide zu steter Thätigkeit an. Ihr eheliches Glück wurde nicht mehr getrübt. Gott segnete sie mit mehreren Kindern, die wie Rosen blühten. Mit fröhlichem, liebreichem Lächeln brachte die Frau ihrem Manne das Essen aufs Feld, und Heiterkeit lachte aus ihren Zügen! Da sagte der Mann allemal: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was du beschereet hast! Und setzte dann hinzu: Herr, du hast Großes an mir gethan, deß bin ich fröhlich! O, thue es an Allen, die in die Stricke des Verderbens gerathen, wie ich es war, daß sie gerettet werden!

Edelmuth unter den Söhnen der Wüste.

Ein reicher arabischer Kaufmann, Namens Hamye, unternahm eine Reise zu den Beduinenstämmen von Nedge und Hamade, deren edlen Rosse weit und breit berühmt sind. Er machte seine Reise auf dem Kameel, dem „Schiffe der Wüste." Nachdem er drei Tagereisen weit in die Wüste eingedrungen war, begegnete er einem Fremden, der an der Erde saß und seine Pfeife rauchte unter dem Schatten seines Kameels, welches die stachligen Pflanzen abweidete, die im Sande nach dem Regen sprossen. Die Wüste hat die Eigenschaft daß sie diejenigen, welche sich in ihrem Schooße bewegen, schnell mit einander vertraut macht. Hamye steigt ab von seinem Kameel, grüßt den Fremdling, zündet seine Pfeife an der des andern an; und sie beginnen dann, sich einander zu erzählen von ihren Erlebnissen und ihren Reisen. Der Fremde nannte sich Hassan und gehörte zum Stamme Hamur. Sie plauderten bis zum Untergang der Sonne, welche sie daran mahnte, ihre Reise fortzusetzen. Der eine wollte nach Süden, der andere nach Westen.

Sie stehen auf, um sich zu trennen. Aber siehe da, ihre Kameele sind verschwunden. Im Eifer des Gesprächs haben sie nicht auf die weidenden Thiere geachtet. Hamye empfand zunächst keine Unruhe darüber; denn der Wind bewegt die Wüste gleichwie das Meer und thürmt oft in einem Augenblicke hohe Sandwellen zwischen die Reisenden derselben Karawane, wie die Meereswogen während eines Sturmes dem einen Schiffe den Anblick des andern entziehen. Sie stiegen auf einen solchen Hügel hinauf, um eine weitere Umschau zu haben; aber sie erblickten nichts als Sand und wieder Sand. Hamye sagte zu seinem Gefährten:

„Ohne Zweifel haben unsere Kameele Streit gehabt; und eins wird das andere getödtet haben. Wir wollen uns deßhalb trennen und nach verschiedenen Richtungen gehen. Wer sein Thier zuerst findet, soll zurückkehren, seinen Bruder mit aufsitzen lassen und ihn zu seinem Stamme hinführen.

Nachdem sie sich freundlich umarmt, trennten sie sich. Hassan zog nach Süden, Hamye nach Osten. Der letztere wanderte zwei Stunden lang durch den heißen Sand, ohne etwas zu finden. Bald bemächtigte sich seiner große Muthlosigkeit. Seine Lippen brennen vor Durst. Er denkt an Weib und Kind und sinkt erschöpft zu Boden, indem er seufzt:

„Gott ist Gott. Meine Stunde ist gekommen."

Da bemerkte er plötzlich beim letzten Schimmer der Abenddämmerung einen großen Gegenstand, der sich in der Ferne am Horizont etwas abzeichnete und langsam vorwärts bewegte. Er rafft all seine Kräfte zusammen und strebt vorwärts. Welch ein Glück! Es ist ein Kameel, ohne Zweifel das seinige; denn er glaubt, im Finstern tappend, die Seitentaschen und Schläuche, welche über den Rücken des Thieres herabhängen, als sein Eigenthum zu erkennen. Er steigt hastig auf und eilt zurück, um Hassan aufzusuchen. Nach allen Richtungen durchstreift er die Wüste und ruft mächtig in die Dunkelheit hinein; aber keine Antwort kommt zurück. Am dritten Tage geräth er in das Zeltlager eines ihm unbekannten Stammes. Es war der, dem Hassan angehörte. Die Beduinen erkennen in dem Kameel dasjenige ihres Bruders. Sie umringen Hamye; sie fragen ihn, wo Hassan sei und klagen ihn an, ihren Bruder getödtet zu haben, um sich seines Kameels zu bemächtigen. Hamye vertheidigt sich und erzählt sein Abenteuer; aber man will ihm nicht glauben und schleppt ihn vor den Kadi (Richter).

„Siehe hier denjenigen, der unsern Vater ermordet hat," rufen Hassan's Söhne und Töchter. „Tod dem Mörder! Tod ihm, der niederträchtig genug war, seinen in der Wüste verirrten Bruder umzubringen!"

Hamye ergibt sich in sein Schicksal; aber er verlangt von den Scheiks (Häuptlingen) eine Frist von 6 Tagen, um seiner Familie Lebewohl zu sagen und ihnen sein Erbe zu vertheilen. Die Scheiks willfahren seiner Bitte; aber Hassan's Kinder verlangen eine Bürgschaft, nicht eine an Gold, sondern ein Leben, welches für Hamye's Leben gelte.

„Wehe mir!" ruft dieser. Ich bin ein Fremdling unter Euch; wer würde für mich Bürgschaft leisten, wenn es sich um Leben und Sterben handelt?"

Hassan's Kinder aber erwidern einstimmig, daß das in der Sonne geronnene Blut ihres Vaters gegen sie schreien würde, und daß sie daher nicht von ihrer Forderung abstehen könnten.

Fast in Verzweiflung durchschreitet jetzt Hamye die Zelte des Stammes und ruft mit kläglicher Stimme:

„Ist denn unter Euch kein Mitleidiger, der meine Stelle einnehmen will?"

Aber überall wendet man sich von ihm ab, und die Zelte verschließen sich, an denen er vorüberschreitet. Endlich nähert sich ihm, von Mitleid erfüllt, ein edelmüthiger Jüngling und spricht:

„Ich will dein Bürge sein. Gehe und sage deiner Familie Lebewohl; aber vergiß nicht, daß Du mein Haupt zugleich mit dem Deinigen fortnimmst."

Der Jüngling — Ali war sein Name — stellt sich dem Kadi vor und schwört, daß er sich dem Schwerte überliefern werde, wenn Hamye nicht vor Sonnenuntergang des sechsten Tages zurückgekehrt sein werde. Dann sich an Hamye wendend, sagt er:

„Denke an Dein Wort und belüge nicht Gott, bei dem Du geschworen."

„Ich werde mein Wort halten; ich schwöre es bei

allem, was heilig ist," ruft Hamye zurück. „Möge Gott, der die Meineidigen straft, meine Worte hören."

Alsbald öffneten sich die Reihen vor ihm. Man brachte ihm ein Pferd, welches schon vorher gesattelt und gezäumt worden war; und im Galopp jagte er davon, als ob er den Tod im Nacken spüre. Bei seinem Stamme angekommen scharrte er seine Familie und seine Heerden zu einer Karawane zusammen und kehrte dann ohne Verzug zurück zu dem Lager des fremden Stammes, in der Hoffnung, die harten Herzen zu erweichen durch die Bitten seiner Kinder und durch ein Lösegeld von seinem reichen Besitz. Am sechsten Tage gelangte er in die Ebene, welche er mit Zelten bedeckt, verlassen hat; aber findet sie öde und leer. Der Stamm hatte sein Lager abgebrochen und war weiter gezogen; denn seine Heerden hatten alle Plätze der Umgegend abgeweidet. Hamye zieht ihnen nach mit den Seinigen, indem er der Spur folgt, welche die Tritte der Menschen und Thiere im Sande zurückgelassen hatten.

Am Ende des sechsten Tages kamen die Kinder Hassan's zu dem Jüngling und sagten:

„Schau die Sonne geht unter. Thue, wie Du geschworen hast und stirb an Stelle des Fremden."

„Mein Blut gehört Euch," erwiderte Ali ruhig. „Möge Gott es heimsuchen an dem Meineidigen, der mich betrogen hat!"

Seine Familie aber brach in Klagen aus und erlangte auf inständiges Bitten einen Aufschub von drei Tagen.

Am folgenden Tage langte Hamye an. Er bot alle seine Reichthümer den Kindern Hassan's, um damit sein Leben zu erkaufen; seine Söhne und Töchter umklammerten weinend die Knie derselben; aber jene blieben unbeugsam und taub gegen ihre Bitten. Das Urtheil war gefällt; das Schwert muß sein Haupt fällen. Da kommt Ali und spricht:

„Ihr hattet mir drei Tage zugestanden; es ist billig, daß der Fremdling davon Nutzen ziehe."

Die Scheiks, welche darüber zu Rathe gezogen wurden, fanden diese Forderung billig und befahlen den Kindern Hassan's, diese Frist inne zu halten. Ali führte Hamye in sein Zelt, um sein Wirth zu sein, wie er früher sein Bürge gewesen war.

Am Abend des zweiten Tages, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, erhebt sich eine Staubwolke am Horizont. Sie nähert sich, sie theilt sich, und Hassan geht daraus hervor, auf dem Kameel Hamye's reitend, welches er durch Zurufe und mit seiner Lanze zu immer schnellerem Laufe antreibt. Der Stamm eilt ihm entgegen und führt ihn im Triumph ins Lager. Der Vermißte, der so lange in der Wüste umher geirrt, wirft sich keuchend in Hamye's Arme, rechtfertigt ihn und nennt ihn seinen Bruder. Die beiden Familien feiern ein Fest der Versöhnung.

Diese kleine Erzählung, welche gewiß manchen unserer jungen Leser an Schiller's schönes Gedicht „Die Bürgschaft" erinnert haben wird, stammt aus dem Munde eines Arabers, der lange in der Wüste gelebt hat. Sie läßt uns einen tiefen Blick thun nicht nur in die schauerliche Sitte der Blutrache, welche den Arabern allgemein als heiliges Gesetz gilt, sondern auch in den natürlich edlen Sinn dieser Kinder der Wüste, denen man in neuerer Zeit, namentlich auch von Bethlehem aus, das Evangelium zu bringen bemüht ist.

Frau Eva.

(Von Hermann Heiberg.)

Das zweistöckige Haus lag mitten in der Stadt, und das obere Stockwerk bewohnte Frau Eva mit ihrem Gatten, der zu des Königs Offizieren gehörte. Sie waren erst einige Jahre verheirathet und besaßen ein dreijähriges Töchterchen.

Es war um die Sommerzeit; die Verbenen und Astern blühten im Garten, und die Fuchsien nickten mit ihren blaurothen Blüthen auf die Beete herab.

Kurt Grabow — Eva's Mann — hatte schon seit acht Tagen die Stadt verlassen müssen. Die Truppen waren mit Spiel und Klang zu den großen Uebungen abmarschirt. Alle Welt guckte aus den Fenstern; die Schusterjungen, die Müßiggänger und Schulbuben liefen eine Zeit lang mit, und endlich verklang Schindera und Trommelschlag, und einsam lagen die Gassen. Auch Eva hatte am Fenster gestanden, als sie vorüberzogen. Sie hielt die kleine Eva im Arm, und als der Papa-Lieutnant erschien, klatschte sein Töchterchen in die Hände und rief mit seiner hellen Stimme: „Papa Kurt! Papa Kurt!"

Er senkte den Degen und schaute hinauf; er legte alles in einen letzten Gruß und in einen letzten zärtlichen Blick.

Jeden Morgen stieg Frau Eva in den Garten herab und pflückte Blumen, mit denen sie ihre Zimmer schmückte. Einmal waren es rothe und weiße Rosen, einmal Iris, Reseda und Jasmin, wie's eben kam. Mitunter lief die kleine Eva mit, bisweilen blieb sie bei Marie, dem Mädchen, dem sie sehr zugethan war, und dem sie bisweilen wichtig in der Küche half.

Jeder mußte der Kleinen gut sein; es gab kein zärtlicheres Geschöpf, und dabei war sie so liebreizend, daß

eines Tages ein Freund des Hauses gesagt hatte: „Man möge sie vor der Obrigkeit verstecken, denn sie sei wirklich polizeiwidrig niedlich!“

Frau Eva lächelte und sah auf ihren kleinen Schatz, der die Augen des Vaters und den sanften Ausdruck der Mutter hatte.

Es war gegen Ende der Woche. Draußen ging die Sonne voll und breit spazieren, und die Welt war heute so schön, daß Jedem, der Gefühl für die Reize der Natur hatte und nicht glaubte, es entstehe alles nur so von ebenher, fromme Gedanken emporsteigen mußten.

Und Frau Grabow schnitt Blumen, Goldlack und Rosen und grüne Blätter wie immer, that sie alle in ihre Schürze und ging über den Hof in die Wohnung zurück. Sie wollte im Parterre beim Krämer einen Einkauf besorgen und wählte diesen Weg, statt nach ihrer Gewohnheit durch den Garten zu schreiten. Nachdem sie dies besorgt hatte, wandte sie ihre Schritte über die Straße und schaute arglos zu den Fenstern ihrer Wohnung empor. Aber es schwindelte ihr vor den Augen, und wie in Stein verwandelt blieb sie stehen, als sie Eva hoch emporgerichtet, neugierig und aufmerksam herabschauend, in dem offenen Fenster stehen sah.

„Eva!“ wollte sie schreien, aber der Instinkt der Mutterliebe, der stets das Richtige trifft, unterdrückte, was sich ihr auf die Lippen drängte. Sie eilte ins Haus; sie flog die Treppe empor. Wo war Marie? Hatte sie Eva allein gelassen? Athemlos, mit zitternden Knien, erreichte sie das Wohngemach, und schon wollte sie die Thür zum Nebenzimmer öffnen, als ihr einfiel, daß auch hier eine plötzliche Störung das Kind erschrecken und gerade das bewirken könne, was sie verhindern wollte. Eine namenlose Angst legte sich auf ihre Brust; zweimal berührte die Hand den Drücker und jedesmal zog sie dieselbe wieder zurück. In bebender Unschlüssigkeit stand sie da. Ihr Herz schlug so gewaltig, daß sie es laut pochen hörte, ihr Körper zitterte, ihr Athem flog—Barmherziger Gott, ich flehe dich an! Lenke mein Thun — was soll geschehen — —

Ah! vielleicht besser, sie ginge nicht seitwärts ins Gemach, es führte auch eine Thür von der Küche ins Innere.

Nein! Das noch weniger! Ein unbekanntes Geräusch hinter dem Rücken des Kindes konnte das Allerschlimmste herbeiführen.

Und jetzt—jetzt beugte sich Eva vielleicht vornüber, um besser sehen zu können, denn ein Wagen fuhr vorbei. Sie jauchzte stets, wenn sie Pferde sah. Das reizte ihre kindliche Neugierde.

Die Secunden flogen, und immer noch stand das arme Weib in qualvollem Zaudern. Glühender Schweiß bedeckte ihre Stirn, ihre Hände flogen. Nein! Es war kein Augenblick mehr zu verlieren—Jetzt oder nie!—Sie öffnete leise, zitternd, behutsam die Thür — — Und dann ertönte ein Schrei, wie er sich nie zuvor einer menschlichen Brust entrungen hatte. Eva stand nicht mehr am Fenster. — Ein Wagen rasselte just vorüber — Vielleicht war das Kind in diesem Augenblick — —

Sie eilte vorwärts — sie spähte rasch, in wahnsinniger Angst umher — sie flog ans Fenster — sie blickte herab — — Barmherziger Gott!

Kreischend und ohnmächtig sank die Frau zu Boden — dann war alles still. — —

Frau Eva's Haar war in jener kurzen Spanne Zeit weiß geworden, aber ihr Liebling lag, als sie die Augen wieder öffnete, an ihrer Brust und rief mit ängstlicher Stimme: „Wach' doch auf, Mama! Hörst du nicht? Was fehlt dir? Bitte, bitte, hab' doch Eva lieb —“

„O süßes Kind,“ schluchzte die Frau und preßte die Kleine in namenloser Wonne an ihr Herz.

Die Mormonen.*

Ein politisch-moralisches Zeitbild.

Bearbeitet von R. M.

Seit einem Menschenalter hat die Mormonenfrage zur Lösung vor dem amerikanischen Volke gestanden. Was kann gethan werden, um diesem Skandal ein Ende zu machen, und diesen Schandfleck aus den Vereinigten Staaten auszurotten? Im Salzseethale, im Territorium Utah, hat besagtes Ungeheuer seinen Sitz; aber wie demselben beizukommen und wie ihm die Schlinge um den Hals zu werfen, ist bis heute noch eine ungelöste Frage, an welcher sich Staatsmänner und Theologen abquälen.

Wäre diese Frage nie als politischer Faktor betrachtet worden, und hätte man von Anfang nur die moralische Seite derselben in Beachtung gezogen, dann wäre es ein Leichtes gewesen, damit fertig zu werden; aber als man in ihr politischen Parteiwerth witterte und sie ins politische Gewebe einzuflechten verstand, stieß man auf Hindernisse, welche ein oberflächlicher Beobachter kaum zu entdecken vermag. So war es einst mit der Sklavenfrage, und so wird es noch mit der Liqueurfrage werden, denn was die Parteipolitik auszunutzen vermag, das wird nicht vor der Zeit zerstört.

Um ein Uebel aufzuheben, ist vor Allem nöthig, daß

* Nach den allerneuesten Untersuchungen vom politischen Standpunkte aus.

man dasselbe kenne und seine wahre Natur vollständig verstehe und durchschaue. Die Natur eines Problems muß dann den Schlüssel zur Lösung desselben bieten, und sie thut es auch, wenn man erst einmal alles Ernstes an die wirkliche Lösung denkt. Im Allgemeinen hat das Sensationelle der Mormonenfrage noch die Ueberhand; Editoren, Staatsmänner und Theologen, in anderen Dingen wohl unterrichtet, behandeln diese Frage immer noch zu gern nach dem sensationellen Eindruck, welcher sich dem Gemüth des Volkes auflegen läßt, und da weiß Jedermann, geht es gerne übertrieben her. Rumor und thörichte Plaudereien, sensationelle Zeitungsartikel und überspannte Schilderungen sind als wahrheitsgetreue Berichte angenommen worden, und dadurch haben unbegründete Vorurtheile und hitzige Leidenschaften Federn und Zungen regiert; dadurch hat auch die politische Anschauungsweise der streng Moralischen einen Vorsprung abgewonnen, und einen politischen Werth erlangt, den die Frage eigentlich gar nicht haben sollte, denn sie bleibt eine moralische Frage, und sollte als solche behandelt werden; ihren einzigen politischen Werth erhält sie nur dadurch, daß man sie gewähren läßt.

Man hat Grund zu glauben, daß selbst die Handlungsweise der amerikanischen Gesetzgebung in den verflossenen drei Jahren, bezüglich dieser Frage, durch Leidenschaft und falsche Anschauungsweise stark beeinflußt wurde, und gerade dadurch erhielt die Sache eine, mehr als nothwendig, politische Färbung, indem sogar die Parteipolitik den Gegenstand auszubeuten suchte, und es in Zukunft noch mehr thun wird. Von dieser Thatsache ist Niemand mehr überzeugt, als der nichtmormonische Einwohner Utahs.

Das Wachsthum und die gegenwärtige Stärke des Mormonenthums wird von den sogenannten Alarmisten gerne überschätzt und übertrieben; manche derselben suchen dem Mormonismus sogar den gefahrdrohenden Charakter eines Nationzerstörers beizulegen. Vorigen Herbst geschah es z. E., daß ein telegraphischer Bericht des Herrn Cannon die Zahl der in sechs Monaten zum Mormonenthum bekehrten Proselyten auf 23,400 angab, obwohl es sich herausstellte, daß ein Irrthum des Telegraphisten den Bericht ums zehnfache erhöhete, fand doch die falsche Angabe weitere Verbreitung, als die Berichtigung desselben. Die Total-Einwanderung aus der alten Welt nach „Zion" betrug seit 1840 thatsächlich nur etwa 90,000 Personen; für das erste Jahrzehnt jährlich etwa 750; für das zweite 2000; für das dritte und vierte 2500; während sie in den letztverflossenen fünf Jahren 2500 bis 3000 betrug.

Beim Tode des „Propheten" betrug die Zahl seiner Anhänger 150,000; aber die schreckliche Heimsuchung, welche darauf folgte, verursachte, daß nur etwa 50,000 den Auszug nach dem Salzsee unternahmen; die Mehrzahl der Uebrigen lebte und starb zu „Babylon" in den „heidnischen Regionen," wie die Mormonen ihre Umgebung zu betiteln pflegen; doch waren sie scheint's befriedigt vom Genuß des Glückes, welches das Mormonenthum ihnen versprach und anbot. Heute, nach vierzig Jahren, findet man in all den Regionen des Felsengebirges nicht mehr als 100,000 Anhänger des „Propheten," Kinder und Laue mitgezählt. (Kinder von acht Jahren und darüber werden als Glieder der Kirche mitgezählt.)

Die hoffnungsvollste Clausel des ganzen Mormonensystems besteht in der Leichtigkeit, mit welcher man das Joch abschütteln kann, wenn dasselbe zu schwer wird. Fünfzig Procent aller Getauften fallen früher oder später wieder ab; so sind z. B. in zehn Jahren nicht weniger als acht von den elf „auserwählten Zeugen" abgefallen und excommunicirt worden; ebenso eine Mehrzahl der „zwölf Apostel," während von den 33,000 Proselyten aus Schweden, welche zwischen 1850 und '82 eingewandert sind, 11,000 den Glauben verleugneten, ehe sie noch nach „Zion" (Utah) kamen.

Eine Mehrzahl der Einwohner Utahs sind nicht so gefährlich, wie man dieselben oft schildert; sie tragen weder Hörner, noch gespaltene Hufe; es sind vielmehr recht ordentliche, fleißige, gewissenhafte Menschen, wie man dieselben in den westlichen Staaten allenthalben findet. Freilich, viele derselben entstammen den niederen Volksschichten, und das Frontierleben hat ihre Natur nicht gehoben, weßhalb auch die animalische Seite sich stärker als die geistliche entwickelt hat und in den Vordergrund tritt; aber Unmäßigkeit, verbrecherisches und ausschweifendes Leben sind bei Weitem nicht so allgemein, als man denken möchte und sich unter Umständen erwarten ließe. Patriotismus ist nicht da, und zwar aus guten Gründen: das Volk wurde unter despotischer Herrschaft geboren, in Armuth erzogen und kam nach Utah, um Mormonen, nicht aber um Amerikaner zu werden; auch ist die kirchliche und kirchlichpolitische Regierung, unter welcher diese Leute leben, unamerikanisch, tyrannisch und republikfeindlich, denn die Regierung Amerikas, ob staatlich oder federal, wird als unnöthig, Gott mißfällig und dem Verderber entstammend ignorirt. Der Hauptendzweck des Mormonen ist: an der Priesterschaft festzuhalten und in allen Dingen der Kirche unbedingt und blindlings Gehorsam zu leisten.

Vielweiberei ist lange nicht so allgemein, wie man sich dieses vorstellt; man darf fast sagen: sie bildet die Ausnahme in Utah, und selbst in der Kirche ist sie nicht so allgemein, als man denkt. Utah zählt gegenwärtig 6000 mehr Männer als Weiber; auch hat der Commissär, welcher die Zählung vornahm, nur 12,000 bis 15,000 Einwohner gefunden, welche unter dem sogenannten „Edmunds-Gesetz" ihr Bürgerrecht verloren haben. In manchen Ansiedlungen ist Vielweiberei ungewöhnlich stark vertreten, in andern hingegen fast gar nicht. In einem County, welches acht Mormonenbischöfe zählt, sind nur zwei derselben, welche mehr als eine Frau haben. In einer Stadt von 1500 Einwohnern sind nur sechs Familien, welche dem Gebot der Kirche gemäß leben, und in einer Ansiedlung von 800 Einwohnern sogar

blos zwei. Eine große Anzahl der Mormonen hält strenge fest an der Lehre der Vielweiberei, theoretisch; aber in ihrem Leben ignoriren sie das Gebot und begnügen sich mit einer Frau. Viele, ja sogar sehr viele opponiren strenge gegen „Lehre und Gebot" der Vielweiberei.

In einem Städtchen von Central-Utah wurde unlängst eine Versammlung abgehalten, bei welcher sich die „Aeltesten in Israel" gar sehr beschwerten, daß die Töchter „der Auserwählten" sich an „heidnische Weisen" gewöhnen, und behaupten, sie wollten lieber gar keinen Mann als einen getheilten. Einer der Aeltesten, welcher seine siebenzig Jahre auf dem Rücken und sieben Weiber hat, soll sogar mit Thränen gesagt haben, wenn er eine Offenbarung bekäme, daß er noch eine Frau haben müsse, dann wüßte er wahrlich nicht, wo sie zu finden, denn die Töchter seines Volkes leben „wie die Heiden" und wollen nur noch einen Mann. Ueberall kann man sehen, daß der Blüthetag der Vielweiberei vorüber ist; der Höhepunkt dieser Herrlichkeit prangte vor fünfundzwanzig Jahren, als man noch in jeder Predigt, in jeder Ermahnung und in jedem Gebet der Herrlichkeit derselben Erwähnung that. Jetzt ist Vielweiberei blos noch das Bedürfniß der Reichen, gilt als Ehrenlohn der Treuen und ist das sichere Kennzeichen der Aristokratie; im Allgemeinen wird jedoch das Maximum alljährlich ein niedrigeres. Einst waren zehn bis fünfzehn Weiber gar nicht selten; gegenwärtig reichen vier bis fünf aus, um einem Mormonen Sitz und Mitregentschaft im Paradiese zu sichern. Die weibliche Mode der Jetztzeit hat jedenfalls das Gute an sich, daß sie es einem Mormonen unmöglich macht, mehr als eine Frau zu kleiden, es sei denn, daß er mehr als gewöhnlich bemittelt ist.

Das Christenthum und die Civilisation sind in Utah eine unwiderstehliche Macht, und ob man auch noch Jahre lang an der Lehre der Vielweiberei festhält, so wird doch die Praxis alljährlich abnehmen. Daß sie nicht schneller abnimmt, daran sind wahrlich die Weiber selbst schuld, denn so lange es sich eine Frau gefallen läßt, ihren Gatten mit einer Anderen zu theilen, wird das „Endowmenthaus" immer noch solche Weiber finden, welche bereit sind, das „Siegel der Auserwählten" anzunehmen. Die Frauen sind insoweit schuld, weil kein Gesetz sie zwingt, den Harem eines Mormonerichs zu theilen oder mit einer andern Frau einen gemeinsamen Gatten zu haben.

Die Verhältnisse in Utah bessern sich; dieselben haben sich in den letzten zwanzig Jahren viel gebessert. Seit den Tagen der „Reformation," jenen Schreckenstagen des Meadow Massacre und der „Bluterlösung," als man Abgefallene noch auf den Befehl der Priester „wegthat" (ermordete), ist es anders geworden. Selbst diejenigen, welche in jenen unnatürlichen Begebenheiten betheiligt waren, empörten sich in ihrem Innersten und wandten sich ab von solchem Treiben.

Im Jahr 1863 bezog die Unionsarmee ihr Hauptquartier zu Camp Douglas, in unmittelbarer Nähe der Salzseestadt, dann folgte die Oeffnung der Bergwerke, welche eine Unzahl „Heiden" in die Gegend brachte, und als im Jahr 1869 die „Pacific Eisenbahn fertig wurde, kam das Mormonenthum mit der amerikanischen Nation Angesicht zu Angesicht in Berührung. Im nemlichen Jahre entstand auch jene erfolgreiche Bewegung für Redefreiheit und Denkfreiheit in kirchlichen Angelegenheiten. Als dann im Jahr 1877 Brigham Young, welcher das Volk mit eiserner Faust und dem Willen eines orientalischen Königs regierte, und dreißig Jahre seinen Willen als Gesetz durchführte, starb, änderte sich Alles zu einem besseren Wesen, wenn auch nur Schritt für Schritt, war es dennoch eine merkliche Besserung. Neue Eisenbahnen wurden gebaut; die Bergwerke mehrten sich und zogen Tausende an, welche dem Mormonenthum feindlich gegenüber stehen, und sich durch keine impertinente Einmischung der Kirche einschüchtern lassen. Die freie Presse hat sich eingewurzelt und im Volke ihren Einfluß geltend gemacht. Christliche Kirchen und Schulen sind gegründet worden; heute sind 175 Lehrer und mehr als 20 Prediger thätig im Salzseethale. Personen und Eigenthum sind frei und vor Gewaltthätigkeiten sicher im ganzen Territorium. Selbst der Abgefallene ist nicht mehr in steter Gefahr. Hiemit soll aber nicht gesagt sein, daß nicht Umstände vorhanden sind, welche in irgend einem anderen Territorium als unerträglich abgeschafft würden. Das Mormonenübel sammt seinem Fluch concentrirt in folgenden Thatsachen.

Das, was das Mormonenthum erhält, baut und nährt, und dasselbe dem freien Amerikaner abgeschmackt und unausstehlich macht, ist das Dogma einer inspirirten Priesterschaft, welche unfehlbar ist und in beständigem Verkehr mit dem Allerhöchsten zu sein vorgibt. Diese Priesterschaft beansprucht die Trägerin der Stimme Gottes zu sein, und Gottes Gegenwart zu repräsentiren, daher beansprucht sie auch Macht und Autorität, alle Dinge, religiös, gesellschaftlich, geschäftlich und politisch zu controliren und zu leiten. Joseph Smith gründete ein Gottesreich (Theokratie) im buchstäblichen Sinne des Wortes: materiell, zeitlich—nicht blos geistlich, mit Hinweisung auf Buße und Rechtfertigung, Glaube und Taufe; sondern Alles umfassend: bürgerlich und kirchlich, gesetzgebend und richterlich; alle Beamten: Präsident, Gouverneur, Richter und Congreßmann erhalten Wahl und Autorität nur auf die Offenbarung Gottes, natürlich durch die Priesterschaft. Vox populi, vox dei ist bei den Mormonen eine verfluchte Häresie, denn der Mensch hat keine Stimme. Das Gesetz der Mormonen ist vox dei, d. h., Gott hat gesprochen; aber natürlich durch die Mormonenpriester, die zwölf Apostel und die Häupter Taylor und Cannon. Die Wahlurne spricht hier nur den Willen, das Echo der theokratischen Priesterschaft aus. Das ist bossism bis zur Galle hinein. Das ist der gefährlichste Punkt des ganzen Systems; hier kann kein Theologe erklären, noch darf er bedenken, denn die Lehre ist nicht in vergilbten Dokumenten

als altes Dogma aufbewahrt; sie lebt und wirkt wie ein Nest voll junger Nattern. Die Kinder werden unter dieser Lehre aufgezogen, die Alten schmachten unter denselben und sind gezwungen, dieselbe völlige Freiheit zu nennen. Das ist die Orthodoxie des Mormonenthums. Vielweiberei war ja blos ein späterer Gedanke, ein Anhängsel der Priester, welches diese aufheben können, sobald sie es für rathsam finden; aber die Auflösung des Staates in der Kirche, die dem Abgrund der Hölle entstammte Idee, daß der Priester das Orakel des Allmächtigen sei, und daß Gott nichts thue als durch seine Priester, muß bestehen, so lange noch ein Rest des Mormonenthums existirt. Rom ist da von Rom übertroffen. Diese bigotten Ansichten und Behauptungen haben das Volk von Missouri und Illinois fortgetrieben, denn ihre Gegenwart war ein unausstehlicher Gestank im Geruch republikanischer Institutionen. Politischer Haß und schreckenahnende Furcht haben den Propheten sein Leben gekostet; und die nemlichen Elemente halten heute den unbezwinglichen Conflikt zwischen Mormonenthum und Republikanismus wach und angefacht. Dieser Conflikt wird bestehen, bis die Mormonenpriesterschaft nachgibt oder — 50,000,000 Amerikaner Mormonen geworden sind. Brigham Young liebte zu behaupten, er regiere vom Strumpfband seiner Frauen bis in den geheimsten Winkel des Herzens, aber auch bis zum höchsten Amt in der Mormonenkirche, Alles nach göttlichem Beruf und Wohlgefallen; selbst der Papst ist nur „ein Wind," wenn der Prophet spricht.

Von diesen Brighams leben noch etwa 10,000 bis 15,000 in den Salzsee-Regionen, und unsere Regierung fürchtet sich, ihnen das Haupt abzuschlagen; oder wagt es nicht, weil noch Futter für Parteizwecke darinnen steckt.

Zu spät!

I.

Ich spazierte im Traum im Garten eines reichen Edelmannes in Schottland. Die weit herniederhängenden Aeste der hohen Bäume verbreiteten Licht und Schatten in schönster Abwechslung. Mitten darin stand das alte Ahnenhaus. Da hatte es schon seit Jahrhunderten gestanden, mit seinen Thürmen, seinen Seitenflügeln, seinen Gärten und Stallungen, mit all' seinen Bequemlichkeiten und Schönheiten.

Aber nun war ringsum alles ganz still und schweigsam. Die Uhr oben im Thurm stand, die Pferde waren ungesattelt in den Ställen, die Dienstboten standen müßig in Gruppen und flüsterten zusammen. Die Hausglocke und der Hammer an der Thür waren schwarz verhunden. Ich merkte, daß der Tod zu den Fenstern hineinschaute oder sogar schon zur Thür hinein gegangen war!

In einem der hintersten Zimmer, dessen Thüre kunstreich geschnitzt war, und dessen Teppich auch den schwersten Fußtritt nicht hören ließ, lag ein alter Mann, der Besitzer jenes großen Gutes. Er war groß, von edlem Aussehen; aber auf seinem Gesicht waren deutliche Spuren von schweren Sorgen bemerkbar. Mit tief eingesunkenen Augen, starrem Blick und farblosen Lippen lag er da; die Brust hob sich kaum, und mühsam athmete er. Es war schwer zu sagen, was ihn mehr bedrückte, die leibliche oder die geistige Noth. Freunde umringten zwar sein Bett; aber keine Blutsverwandte waren da. Dienstboten bedienten ihn mit ängstlichen Geberden; aber ihre Theilnahme war nicht die von Kindern für ihren sterbenden Vater.

Eine große Pergamentrolle lag auf dem Tisch, — der letzte Wille des sterbenden Edelmannes. Der Herr, welcher ihn ausführen sollte, las die Schrift sorgfältig durch.

„Herr Duglas," sagte der Sterbende, ich weiß, Sie werden die Anordnungen dieses Testaments pünktlich beobachten! Ich glaube, genau gewesen zu sein. Was den Sohn betrifft, —mein einziges Kind,—das Andenken der Vergangenheit ist überwältigend! — er ist der meine — wie Sie wissen — nur, weil ich ihn angenommen habe. Ich habe ihn als ein junges Kind angenommen, weil sein sterbender Vater mich darum gebeten hatte. — Ich habe ihn als einzigen Sohn erzogen und ihn als solchen geliebt.—O, wie schrecklich hat er meine Liebe vergolten! — Undankbar, ungehorsam, zu allem Bösen geneigt, jedem Laster sich hingebend, ist er immer verdorbener geworden, bis er zuletzt von mir geflohen ist, das Land verlassen hat und nun schon seit vielen Jahren in einem fremden Land lebt, unter Umgebungen und Gesellschaften, an die ich nicht denken darf! — Während all' dieser Jahre habe ich für seine nothwendigen Bedürfnisse gesorgt und alles versucht, um ihn zurückzubringen; aber er hat alle meine Bemühungen verachtet. — In den letzten sechs Monaten habe ich mit jeder Post, bald schriftlich, bald durch besondere Boten, den dringenden Wunsch an ihn gelangen lassen, daß er zu mir zurückkehre, versprechend, ihm alles zu verzeihen und ihn zu meinem Erben zu machen, und ich habe mich überzeugt, daß meine Botschaften und Briefe in seine Hände gekommen sind!—In diesem Testament habe ich nun angeordnet, daß wenn er vor meinem Tode zurückkommt, er noch mein Sohn und Erbe sein soll, auch wenn es nur eine Stunde vor meinem Tode wäre!—Kommt er nicht, so ist der Grund davon der, daß er unwürdig ist, und dann

hat er keinen Theil am Erbe. Sie verstehen mich, nicht wahr?"—

„Ich verstehe, mein Herr! Ich werde Ihre Anordnungen buchstäblich befolgen!"

In diesem Augenblick wurde der Sterbende von großer Angst ergriffen. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Es war, als ob sein Ende ganz nahe wäre.

Ich suchte ihn zu trösten; aber er schien zu wissen, daß Träumende nicht helfen können.

II.

Mein Traum führte mir ein anderes Bild vor: Ich stieg eine schlechte Treppe an einem elenden, alten Gebäude in einer der engsten und schmutzigsten Straßen von New-York hinauf. Ringsum war alles zerfallen und gemein. Es war um die Mittagsstunde. Die Treppe führte zu einem elenden Dachstübchen. In diesem war ein alter Tisch, einige zerbrochene Stühle, ein schlechtes Bett. Leere Flaschen und zerstreute Spielkarten bewiesen, daß es ein Ort des Lasters sei. Ein junger Mann lehnte sich an den Tisch, mit einem zerrissenen Kleid und einem schmutzigen Hemd. Seine Augen waren roth, sein Ausdruck verstört und traurig. Sein ganzes Aussehen schien verkommen. Vor ihm lag ein großer Brief. Er sann offenbar über den Inhalt desselben nach. Als er einige Zeit gelesen, stand er auf und durchschritt hastig das Zimmer. Wieder setzte er sich, um zu lesen. Nachdem er einige Male so gethan, stand er plötzlich still, und sagte laut:

„Ja, gerade so ist es! Ich habe diesen Weg lange Zeit versucht! Meine Kameraden sind meine Freunde, so lange mein Geld währt; dann verlassen sie mich, bis ich wieder erhalte!—Und nun bin ich wieder ausgeplündert —und soll nun sogar ihrem Vorschlag folgend, einen Raub begehen, um ihre und meine Bedürfnisse zu befriedigen?!—Wann haben sie mir geholfen?!—Ich bin im Spital und im Gefängniß gewesen; — nicht einer unter ihnen ist je zu mir gekommen!—Und nun dagegen dieser gute Mann!—Wie verschieden er gehandelt!—Es ist unverkennbar, daß er nahe bei seinem Ende sein muß. Der Arzt sagt also, es sei keine Hoffnung, daß ich ihn noch am Leben finde; denn ich könnte ihn erst in dreißig Tagen erreichen von heute an! Erreiche ich ihn, so will er mir vergeben, — so soll ich seinen Segen und sein Erbe erhalten;—gelingt es mir nicht, ihn noch am Leben zu finden, so verliere ich alles! — Nun, was soll ich thun? — Das Schiff segelt heute noch ab! — Hier bin ich ein Bettler, während ich dort Eigenthümer von allem würde, was das Herz nur wünschen könnte!—Nichts als meine Sünden haben mich von allem dem zurückgehalten! — Kann ich diese aufgeben? Kann ich ein neues, ein anderes Leben führen?—Ich glaube, ich kann!—Ich will den Versuch machen,—noch einen Versuch, mich empor zu schwingen und zu retten! — Der Brief enthält die Bezahlung meiner Reise! — Um zwölf Uhr segelt das Schiff ab; es muß schon aus dem Hafen sein und wird in wenigen Minuten das Ufer verlassen! — Ich habe keinen Augenblick zu verlieren!"—

Fort ging der junge Mann, die Treppen hinunter, die Gasse hinab, blos mit einem kleinen Bündel von Kleidern unter dem Arm. Ich sah ihn gegen das Ufer des Meeres rennen. Außer Athem und blaß rannte er vorwärts. Einige, denen er begegnete, dachten, er sei verrückt,—Andere hielten ihn für einen Dieb, — Alle merkten, daß er außerordentliche Eile habe. Endlich erblickt er das Ufer und hört das Pfeifen vom Dampf des Schiffes, das die Reisenden zu dem draußen wartenden großen Schiffe führen soll. Eben lösen sie es vom Lande ab! — Vorwärts fliegt er,—er erreicht den Hafen,—aber ach!—es ist abgegangen,—er ist gerade eine Minute zu spät!

In Todesangst gewahrte er es. Indem er schrie: „Zu spät! zu spät!" sank er in Verzweiflung zu Boden. Es war zu spät, und er hatte das Erbe für immer verloren!

„Sehet, jetzt ist die angenehme Zeit,—jetzt ist der Tag des Heils!" (2. Cor. 6, 2.)

Die alte Köchin.

1.

Es war einmal eine alte Köchin. Vor Jahren—sagt man—sei auch sie ein frisches, junges Mädchen gewesen; sie selbst aber konnte sich der Zeit kaum noch erinnern, so lange war dieselbe verflossen. Ihr kam es beinahe vor, als wäre sie von jeher die alte Köchin gewesen. Wenn hier indeß vom Alter die Rede ist, so wird nicht darunter verstanden, daß ihr bereits der Kopf wackelte, die Hände zitterten, oder die Füße ihr gar den Dienst versagten. O nein, das war durchaus nicht der Fall. Im Gegentheil trug sie ihren Kopf stolz und aufrecht. Die Hände besaßen Mark und Kraft, und die Füße spazierten vom Anfang der Sonne an, bis spät in die Nacht hinein bald hierhin, bald dorthin. Nichtsdestoweniger aber war sie alt; das konnte nun einmal nicht bestritten werden; das verrieth deutlich der graue Scheitel unter den gerollten Streifen der täglich schneeweißen Haube, das bezeugten verständlich all die tausend Falten und Runzeln in ihrem rothen, gesunden Gesicht. Ein halbes Jahrhundert und noch eine gute Anzahl von Jahren darüber waren ohne Zweifel schon über das Haupt der alten Köchin dahingezogen.

Wenn sie aber an ihrem Herde stand, das Zeichen ihrer Macht—den geschwungenen Kochlöffel—in der nervigen Hand, mit blitzendem Auge jedes Töpfchen, jeden Tiegel sorgsam überwachend, war sie unleugbar eine

stattliche, Respekt einflößende Erscheinung. Kein Wunder daher, daß die kleine, blasse Küchenmagd mit zurückgehaltenem Athem auf ihre Befehle lauschte, und daß, wenn Wolken des Mißmuths oder der Unzufriedenheit sich durch die tiefer gezogenen Falten auf der Stirn der gestrengen Gebieterin bemerkbar machten, sie mit Furcht und Schrecken dem Ausbruch eines gewaltigen Gewitters entgegen sah. Andrerseits aber konnte das Mädchen von der alten Köchin auch gar vieles lernen; denn dieselbe verstand ihr Handwerk aus dem Grunde. Einen Braten, so saftig und mürbe, daß derselbe auf der Zunge zerfloß, wie der Schnee im Sonnenschein; Ragouts und Pasteten, Baum-, Sand-, Mandel- und Bisquittorten, mit Guß und Verzierungen, wie beim besten Conditor — das alles verstand die alte Köchin gar schmackhaft und zierlich herzurichten, wie keine andere zehn Stunden in der Runde. Und in ihrer Küche? Da war alles blink und blank; wie eitel Gold glänzten die Kasserollen und Kessel, wie lichtes Silber die Siebe, Trichter und Reibeisen. Ja, in der That, sie war ein Schatz für ihre Herrschaft; das wußte sie sehr gut und bildete sich nicht wenig darauf ein. So briet und schmorte und dämpfte und kochte sie, die alte Köchin, Tag aus, Tag ein, mochte es Winter oder Sommer sein. Was kümmerte sie der Wechsel der Jahreszeiten? Nicht ging, wie das bei andern Leuten der Fall war, ihr das Herz auf, wenn der Frühling mit Sonnenschein, Veilchenduft und Lerchensang ins Land hineinzog; sie freute sich nicht über die weißen Blüthenbäume. Nur die grünen, zarten Salatpflanzen und das frische Gemüse, das in ihrer Küche seinen Einzug hielt, hatten einen Reiz für sie; denn diese Dinge hatte sie während des Winters schmerzlich entbehren müssen, weil sie trotz all ihrer Kunst, die sie auf das Einlegen der Gemüse verwandte, es doch nimmer so weit hatte bringen können, um das frische zu ersetzen.

Sonntags aber, wenn's eben möglich, ging sie zur Kirche. Sie hielt nemlich das Kirchgehen für eine gute alte Sitte; und gegen solch hergebrachte Sitten verstieß sie nicht gern. Auch war es ja die einzige Gelegenheit, wo sie ihre netten Ueberröcke oder den Mantel mit Pelzbesatz aus der alten, vollgethürmten Truhe hinaus ans Sonnenlicht bringen und den lieben Nachbarleuten und sonstigen Bekannten zeigen konnte, wie alles um sie und an ihr gediegen und stattlich war.

Doch außer dieser Befriedigung, die sie des Nachmittags in der Kirche fand, gab es Sonntags auch ein anderes Vergnügen für sie. Abends, im stillen Kämmerlein, wenn die kleine Küchenmagd, ermüdet von des Tages Beschwerden, längst schon in ihrem Dachstübchen in friedlichem Schlummer ruhte, und keine anderweitige Störung mehr zu befürchten war, holte sie tief von dem Boden der schon erwähnten alten Truhe die Pfandbriefe und Staatsschuldscheine hervor, die theuren Papiere, die sie alle, eins nach dem andern, von ihrem Lohn erspart und eingewechselt hatte. O, es war ein köstliches Vergnügen, dieses selbsterworbene Vermögen so vor sich ausbreiten und mit liebendem Auge betrachten zu können! Und mußte sie denn auch endlich, nachdem ein Stündchen in so süßer Beschäftigung rasch verflogen, alles wieder verschließen, so geschah dieses doch mit einer so glückseligen Empfindung, um die sie Jeder hätte beneiden können; denn sie war zufrieden mit Gott, mit der Welt und—am meisten mit sich selbst.

Und warum sollte sie auch nicht mit sich selbst zufrieden sein? Erfüllte sie doch, wie sie meinte, alle ihre Pflichten gegen Gott und die Menschen. Vergaß sie doch sogar der Armen nicht. Da kamen nemlich wöchentlich ein paar alte Weiber und holten das übrig gebliebene Essen, das sonst umgekommen wäre; und sie dankten ihr demüthiglich und flehten den Segen Gottes dafür auf die wohlthätige Köchin herab. Warum sie nicht mit sich selbst hätte zufrieden sein sollen, würde sie nimmer begriffen haben.

Dieses hier beschriebene Leben, das die alte Köchin nun schon seit manchen lieben Jahren führte, mag etlichen unserer Leser gar sehr einförmig und langweilig dünken. Ihr selbst aber sagte es zu; und sie sehnte sich nach keiner Begebenheit, die störend oder unterbrechend auf den ihr liebgewordenen Lebensgang hätte einwirken können. Wen das etwa wundern sollte, der denke nur an das alte Sprichwort: „Ueber den Geschmack ist nicht zu streiten" — und sein Erstaunen, hoffen wir, wird sich verringern.

Wenn indeß unsere alte Köchin auch sehnlichst wünschte, bis an ihr seliges Ende also fortzuleben, so war es doch im Rathe der Vorsehung ganz anders beschlossen; denn ein von ihr weder erwartetes, noch vorhergesehenes Ereigniß sollte tief und bedeutungsvoll in ihr ganzes Dasein eingreifen. Das nächste Capitel wird uns darüber Aufschluß geben.

2.

Es war an einem Sonntag Nachmittag im Frühjahr. Draußen wehte eine scharfe, kalte Aprilluft, und ein durchdringender Staubregen fiel in Millionen Tröpfchen vom Himmel hernieder. Die alte Köchin, gerade aus der Kirche heimgekehrt, war emsig beschäftigt, die Spuren des Regens von ihrem grauen Tibetrocke sorgfältig hinweg zu wischen, während die kleine Küchenmagd aufmerksam und geschäftig die große, braune Kaffeekanne aus der Röhre des tiefen Ofens hervorlangte, um sich nebst ihrer gestrengen Gebieterin an dem beiderseitigen Lieblingsgetränk zu stärken und zu laben.

Da brachte ein leises bescheidenes Klopfen an der Küchenthür zu gleicher Zeit ein lautes „Herein!" auf die Lippen der Ober- und Untermagd. Darauf öffnete sich langsam die Thür; und ein kleiner Knabe von ungefähr zehn bis zwölf Jahren trat schüchtern herein. Er war von ärmlichem Ansehen; doch wie ein Bettelkind sah er gerade nicht aus; eher wie ein kleiner, reisender Handwerksbursche. Ein blaues Bündel, mit einem Paar darauf gebundener Stiefeln, trug er auf dem Rücken, ein Stöckchen nebst einem Briefe in der Hand. Der linke

Aermel seines grauen Röckchens, das mehr durch Staub und Regen, als durch den Gebrauch gelitten zu haben schien, war mit einem schwarzen Trauerflor umwunden. Schöne blonde Haare wogten um ein freundlich vertrauendes Kindergesicht, und seine blauen Augen schauten so treuherzig und ehrlich in die Welt hinein, daß wohl nicht so leicht Jemand hart und unfreundlich gegen ihn sein konnte. Und doch, die alte Köchin, die gerade aus der Kirche kam und es nicht liebte, in ihrer Kaffeestunde gestört zu werden, noch dazu von zerlumpten Gassenjungen, wie sie bei sich dachte, fuhr ihn gar barsch und rauh an, als sie nach seinem Begehren fragte. Statt aller Antwort reichte er ihr den Brief, den er in seiner Hand hielt, während seine blauen Augen sich mit Wasser füllten. Ein aufmerksamer Beobachter hätte jedoch bemerken können, wie er mit aller Anstrengung trachtete, diese wider seinen Willen emporgestiegenen Thränen zurückzudrängen. Sie nahm den Brief, wenn auch mit sichtlichem Mißmuth. Die Adresse lautete: „An meine Schwester Katharina Starke." — Ja, das war sie; und der Brief mußte von ihrem Bruder sein; denn sie hatte ja nur einen einzigen, der einige zwanzig Meilen von ihr in dem Dorfe lebte, wo sie beide geboren und erzogen waren. Sie erbrach das Schreiben und las:

„Herzliebste Schwester Katharina!

Wenn mein kleiner Heinrich diesen Brief in Deine Hände legt, ist Dein Bruder nicht mehr auf Erden, sondern im Himmel. Heinrich's Mutter, die gute Frau, ist schon lange dort; und auch ich gehe gern zu meinem Heilande—wenn nur mein armer kleiner Junge nicht so allein auf Erden bliebe. — Seit langen Jahren haben wir uns nicht mehr geschrieben, herzliebe Katharina; aber ich habe doch gehört, daß es Dir gut geht; und da denke ich nun so: Bruder und Schwester hat Gott ja einmal verbunden, sich zu helfen und einander beizustehen; und so wirst auch Du, hoffe ich zu dem Allmächtigen, meinen lieben Jungen, das Kind Deines einzigen Bruders, nicht verlassen, sondern getreulich und liebevoll für ihn sorgen. Er sei Dir hiermit an Dein Herz gelegt! —

Gott befohlen, liebe Katharina, bis wir uns einmal alle einstens wiederfinden! Dein getreuer Bruder

Heinrich Starke."

Sie hatte geendet. Aber wieder und immer wieder las sie diese Zeilen, als ob sie Zeit gebrauche, den Sinn derselben zu fassen. Nicht der Tod ihres Bruders rührte sie; er war ja seit langen Jahren wie ein Gestorbener für sie gewesen. Seine einfachen, vertrauensvollen Worte erweckten einen Widerhall in ihrem Herzen; nur der Gedanke, daß sie, die ihre Lebtage blos für sich gesorgt, für sich allein sich abgemüht hatte, nun die Last und die Sorge für den Unterhalt und die Erziehung eines so großen Jungen auf sich nehmen sollte, hielt, wie mit Geierkrallen, ihren Geist gepackt und machte ihn vor Schreck und Angst erbeben. Und doch—fortjagen konnte sie den Jungen nicht; denn er war ja in der That der Sohn ihres einzigen Bruders — was würden die Leute dazu sagen? Nichts Aehnliches war ihr in ihrem ganzen Leben begegnet; wie zur Salzsäule geworden, stand sie da; nur die Augen bewegten sich abwechselnd starrend bald auf den Brief, bald auf den bangen Knaben, der sich müde und traurig an die Küchenthüre lehnte und wohl auf einen andern Empfang gerechnet haben mochte, als er von dem frischen Grabe seines Vaters voll Vertrauen zu der fremden Tante gewandert war. Jetzt sah er sie vor sich stehen, die einzige Schwester seines heimgegangenen Vaters. Sie preßte ihn nicht an ihr Herz; sie mischte ihre Thränen nicht mit den seinigen, wie er sich dieses auf seiner einsamen und traurigen Wanderung so oft ausgemalt hatte. Kein einziges Wörtlein der Theilnahme drang für ihn über ihre schmalen Lippen. Nicht ein Funke von Liebe leuchtete aus ihren Augen. Nur Unwillen und Schrecken hatten sich beim Lesen der letzten Zeilen seines seligen Vaters ihrer bemächtigt, so daß darob ihr Blut zum Zerspringen in ihren Adern wogte und wallte; ja, wer mag wissen, ob nicht ein Schlagfluß ihrem Leben und dieser Historie ein Ende gemacht haben würde, wenn nicht Grete, die kleine Küchenmagd, ihr für dieses Mal ein rettender Engel geworden wär.

Die kleine Magd, deren schwarze Augen mit Neugier und Spannung auf der vor ihr sich abspielenden stummen Scene ruhten, die dabei aber mechanisch fortfuhr, den Kaffeetisch zu ordnen, ließ eine Tasse ihren Händen entgleiten; diese fiel klirrend zu Boden, und in demselben Moment, wenn auch mit keinem klirrenden, so doch mit einem ziemlich klatschendem Geräusch, fiel die schwere Hand der alten Köchin auf die Wange des erschrockenen Mädchens. Dieses Ereigniß riß die alte Köchin aus ihrem, einem Starrkrampf ähnlichen Zustande; es war wie ein rechter Aderlaß zu rechter Zeit. Sie hatte ihre Besinnung wiedergefunden. Fürs erste mußte sie sich nun des Jungen annehmen und dann später überlegen, was zu thun sei. Sie nahm Platz an dem Tische, auf welchem der Kaffee einladend dampfte, hieß Heinrich sein blaues Bündel ablegen und sich setzen, und winkte auch der Grete, die, nachdem sie die Scherben der zerbrochenen Tasse eiligst zusammengerafft, sich beschämt in die fernste Ecke der Küche zurückgezogen hatte, näher zu kommen. Mit immer noch in Purpurgluth flammender Wange schlich die Kleine herbei und hatte sicher keine Ahnung, welch Verdienst um die Gesundheit, ja vielleicht um das Leben ihrer gestrengen Gebieterin sie sich heute erworben.

Für das Mädchen, wie für den Knaben, die beide ihre Köpfe betrübt zu Boden neigten, schenkte nun die alte Köchin den Kaffee ein. Beide schluckten ihn hinunter, weil sie es nicht wagten, ihn stehen zu lassen. Es war eine traurige Kaffeegesellschaft.

Nach glücklicher Vertilgung des braunen Getränks nahm unsere Köchin den Heinrich, der sein blaues Bündel wieder ergriffen, und ging mit ihm zu einer Bekannten in der Nachbarschaft. Nachdem sie ihn dort einstweilen untergebracht—aus Rücksicht gegen ihre Herrschaft

hatte sie ihn nicht bei sich behalten—begab sie sich wieder heim. Kaum die nothdürftigsten Fragen über seines Vaters Leben und Ende hatte sie in dieser Zeit an ihn gerichtet.

„Die böse, abscheuliche Köchin!" wird hier der Leser rufen. Und doch, wenn wir zugeben müssen, daß ihr Betragen gegen den Sohn ihres einzigen Bruders ein sehr hartes und liebloses war, indem sie eigentlich nur an sich selbst dachte, müssen wir zu ihrer Rechtfertigung sagen, daß Tage hinter ihr lagen, wo sie nicht also gehandelt haben würde. Es war, als habe in ihren ältern Jahren ein Dämon sich nach und nach ihres Innern bemächtigt und sie jedes Mitgefühls für Andere beraubt. Es war der Dämon des Geldes. Derselbe hatte Blöcke von Eis auf die edlen, warmen Gefühle der Jugend gewälzt, so daß sich dieselben in den verborgensten Winkel ihres Herzens geflüchtet zu haben und dort seit langer Zeit in todtenähnlichem Schlummer zu liegen schienen. Doch laßt uns sehen, was weiter geschah!

3.

Wie schon bemerkt, war dieser in dem Leben der alten Köchin so denkwürdige Tag ein Sonntag. Als es nun Abend geworden und die kleine Küchenmagd demüthig „gute Nacht" gewünscht und sich entfernt hatte, holte sie nach gewohnter alter Weise die Pfandbriefe und Staatsschuldscheine hervor ans Lampenlicht. In trübes Sinnen verloren, saß sie vor ihnen und dachte seufzend, daß sie künftig nun nicht mehr im Stande sein würde, ihre Zahl zu vermehren, eher wohl gar gezwungen, sie zu vermindern; denn ein Kind zu erziehen und zu versorgen, kostet Geld, viel Geld! Ach! ihre Lieblinge weckten heute nur schmerzliche Gedanken. Sie schloß sie darum auch viel schneller als gewöhnlich fort und begab sich zu Bett. Unruhig warf sie sich umher; ihr Inneres war in seinen tiefsten Tiefen aufgestört. Endlich senkte sich der Schlaf auf sie herab; aber es war ein bedrückender, ängstigender Schlaf. Es wälzte sich auf sie der Gedanke, sie sei gestorben und liege in einem finstern engen Sarge, in den kein Hauch der frischen, erquickenden Luft hineinströmen konnte. Der Sarg, in welchem sie lag, war jedoch kein gewöhnlicher; es war die alte Truhe, die ihre Kostbarkeiten in sich barg; und der ganze Inhalt schien auf ihr zu liegen und sie mit Centnerschwere zu drücken. Da schlugen plötzlich wunderbare, erschütternde Töne an ihr Ohr; sie wußte, es war die Posaune des Gerichts! Die Gräber öffneten sich; und auch die alte Truhe hob ihren Deckel. Strahlender Lichtglanz strömte ihr entgegen, so daß sie geblendet, beide Augen mit ihren Händen bedeckend, auf die Knie sank.

Ja, es war ihr klar—der große und schreckliche Tag des Gerichts war angebrochen. Mit einem Schauder blickte sie noch einmal auf ihr vergangenes Leben zurück; und das Entsetzen wich; denn alles, was die verflossenen Tage vor ihr Auge brachten, erfüllte sie wieder mit Trost und Zuversicht. Hatte sie doch während ihres ganzen Lebens ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts genossen, nimmer einen Pfennig ihrer Herrschaft veruntreut, Sonntags nur selten die Kirche versäumt, die Lust der Welt gemieden von frühester Jugend an. Sie vergaß gänzlich, daß nicht durch menschliche Werke, sondern durch göttliche Gnade die Pforte des Himmels geöffnet werde; sie sah getrost dem Ausspruche des Richters entgegen und glaubte schon in ihrer Herzensverblendung die Worte zu hören: „Ei, du fromme und getreue Magd; du bist über wenigem getreu gewesen; ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!"—

So lag sie da knieend, harrend und hoffend. Da auf einmal ertönte der Engel heiliger Gesang! Und gleich wie der milde Hauch des Südwindes die erstarrte Erde zu neuem Leben erweckt und Blüthen und Blumen aus ihrem schwarzen Schooße hervorzaubert, so umwehten diese wunderbaren Töne mit warmem, belebendem Hauche das erstarrte, mit eisiger Rinde umzogene Herz der alten Köchin. Die Worte des Sanges schienen ihr aber also zu lauten:

„Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntniß und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts."

Und als der heilige Sang sanft flüsternd verklungen war, erhob sie ihre Augen;—aber nirgends, nirgends konnte sie einen Engel entdecken. Sie hatte nur geträumt; und bereits war die Nacht vergangen, und die Frühlingssonne warf ihre ersten Strahlen in das wohlbekannte Kämmerlein unserer alten Köchin.

Rasch erhob sie sich und trat ans Fenster. Da lag ihre alte kleine Bibel, die sie gestern zu verschließen vergessen hatte. Sie nahm das Buch zur Hand und setzte sich, um, was sie sonst nur Sonntags that, einen Abschnitt zu lesen. Aber seltsam! Statt es zu öffnen, blieben ihre Augen auf dem schwarzen Deckel und auf der mit Goldschrift darauf gedruckten, halb verwischten Jahreszahl wie festgebannt haften. Wie oft hatten sie und ihr Bruder, der nur ein Jahr älter war, neben der frommen Mutter gesessen und auf deren Worte gelauscht, wenn sie ihnen die Lebens-, Leidens- und Sterbensgeschichte des Heilands mit rührender Stimme erzählt hatte! Wie groß war ihre und ihres Bruders Freude gewesen, als dieselbe einem jeden von ihnen das schöne Neue Testament gegeben! Immer wieder sah sie im Geiste das ehrwürdige Gesicht der guten Mutter über sich geneigt, wenn sie als Kleines von derselben ins Bett gebracht worden war; und es war ihr, als hörte sie deren sanft betende Stimme. Wie glücklich waren sie und ihr Bruder in jenen Tagen gewesen! Wie oft hatten sie sich umarmt und sich gelobt, einander beizustehen in Liebe und Treue ihr ganzes Leben lang! Wie lange, o wie lange hatte sie an dieses alles nicht mehr gedacht; und nun kam auf einmal alles wieder so lebendig über sie!

Sie öffnete das Buch. Auf dem Titelblatte hatte die Mutter selbst ihren Namen eingeschrieben und die Worte beigefügt: „Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

Das war zu viel. Ein banger Schrei entrang sich dem Herzen der alten Köchin. Gestern war der Sohn ihres Bruders zu ihr gekommen, ihres todten Bruders, der den Knaben vertrauensvoll in ihre Arme gewiesen. Und wie hatte sie ihn aufgenommen?—O, sie konnte es nicht ausdenken. Entsetzt sprang sie auf; denn der Geist Gottes hatte mit seinem Licht ihr Herz berührt; sie nahm ihr Umschlagtuch, lief eiligen Schrittes aus der Stube, die Treppe hinunter und dem Hause zu, in das sie gestern den kleinen Heinrich so kalt und erbarmungslos hingebracht hatte.

Sie fand ihn noch in tiefem Schlummer. Er hatte viele Thränen vergossen, ehe er eingeschlafen war. Sie kniete vor seinem Bette nieder und betrachtete ihn—das kann ich meinen jungen Lesern versichern—mit andern Augen, als am gestrigen Tage. Ja, das waren die Züge ihres Bruders; so hatte er ausgesehen, als er noch ein kleiner Knabe war. Thränen der Erinnerung, Thränen der Liebe entströmten ihren Augen; und diese Thränen ergossen sich über das Gesicht des schlummernden Knaben und weckten ihn zu Friede und Freude. Zwar blickten seine blauen Augen, als sie sich öffneten, zuerst mit Verwunderung auf sie. Aber als sie ihn voll Zärtlichkeit an ihr Herz preßte, ihn küßte und tausend Fragen an ihn richtete, sowie er es gehofft und erwartet, da zerbrach er sein Köpfchen nicht länger mit einer Lösung dieses Räthsels; im Gegentheil erwiderte sein kindlich trauerndes Gemüth, das sich nach Liebe und mütterlicher Fürsorge so sehr gesehnt, voll Dankbarkeit und Entzücken die Umarmungen der guten Tante.

Von diesem Morgen an war die alte Köchin eine andere und dem verwaisten Knaben die zärtlichste beste Mutter. Der böse Geist, der sie so lange in seinem Bann gehalten, war gewichen, die Liebe in ihr Herz gezogen und wo die Liebe wohnt, da weilt die Selbstsucht nimmer.

Das war die Historie von der alten Köchin, zu Nutz und Frommen hier mitgetheilt; denn solcher Köchinnen, gleichviel ob alt oder jung, gibt's leider noch überall genug in der Welt. (Töchteralbum.)

Perlen.

Wenn das menschliche Herz stumm ist, dann ist der Himmel taub.

Armuth entschuldigt einen Rock, der fadenscheinig ist, aber nie einen schlechten Charakter.

Der Segen des Hauses ist Güte; die Ehre des Hauses ist Gastfreundschaft; die Zierde des Hauses ist Reinlichkeit; und das Glück des Hauses ist Zufriedenheit.

Wer seine Ehre verloren hat, der kann weiter nichts mehr verlieren, das für ihn werthvoller wäre; er hat Alles verloren.

Blicke vorwärts und rückwärts auf deinem Lebensweg; es sind dir Viele voraus, aber es sind immer noch Einige zurück.

Wer seinem Nächsten nicht vergeben kann, der reißt die Brücke nieder, über welche er passiren soll, denn Alle brauchen Vergebung.

Ein Fundament ist gut, und ein Pfad ist gut, aber keines ist hinreichend. Fundamente sind, um darauf zu bauen, und Pfade, um darauf zu wandeln.

Der Schmeichler ist ein gefährlich Thier, denn er lächelt, wenn er beißt. Die Klapperschlange rasselt und warnt vor ihrem Biß, aber der Schmeichler beschäftigt das Auge mit seinem Lächeln, während er mit giftigen Zähnen tödtlich beißt. Wie der Wolf einem Hund ähnlich ist, so ist der Schmeichler einem Freund ähnlich.

Ein freundliches Lächeln ist ein einfaches nichtsmeinendes Ding, und doch hat es schon Abgründe überbrückt.

Mache deine Familie glücklich und vergnügt, dann wirst du nie Mühe haben, deine Kinder zu Hause zu halten.

Sei sparsam während du die Fülle hast, denn wenn einmal die Noth kommt, dann wird Sparsamkeit von selbst eintreten.

Viele Leute wünschen sie könnten ihr Leben noch einmal über leben, aber in neun Fällen aus zehn wäre es die alte Geschichte.

Treibe die Wolken der Trübsal von der Stirn deines Nächsten, und du wirst im Sonnenschein des inneren Friedens nach Hause gehen.

Klage nie über deine Herkunft, du bist nicht schuld daran; klage nie über deine Erziehung, denn die kannst du ändern; klage nie über deine Arbeit, Jemand muß sie thun, und denke ja nicht, du könntest Wunder thun, wenn du bessere Gelegenheit hättest.

Drei Stunden zu früh, ist immer noch besser als drei Minuten zu spät.

Liebe ohne Achtung ist ein Engel, welchem ein Flügel mangelt.

Nichts ist so billig und zur nemlichen Zeit so angenehm, als Höflichkeit.

Wahrer Muth thut ungesehen alles, was er vor den Augen der Welt zu thun vermag.

Die Sparsamkeit gründet sich auf das Prinzip, daß auch Reichthum seine Grenzen hat.

Eine stumpfe Schneide hat schon oft durchgeschnitten, was eine scharfe nicht zu schneiden vermochte.

Ein Sprichwort lautet: „Wenn Jemand dich verleumdet, prüfe dich, wenn dich aber Jemand lobt, prüfe die Person."

Die Vergangenheit an sich selbst hat nichts Abschreckendes für uns, aber unsere eigene Beurtheilung der Vergangenheit bringt uns Schmerzen.

Wenn ein Mensch sich zu hoch dünkt, um mit uns zu verkehren, so bleibt uns doch immer der Trost, daß er uns ferne bleibt.

Aufrichtigkeit ist: zu reden, wie man denkt; zu thun, wie man vorgibt; zu erfüllen, was man verspricht und zu sein, was man scheinen möchte zu sein.

Es sollte Niemand über das kurze Leben klagen, bis er ermessen hat, wie viel man in einem einzigen Tag zu vollbringen vermag.

Was ist Conservativismus?—Wenn ein Mann den Neumond nicht sehen will aus Achtung vor dem letzten Viertel.

Empfehlungsschreiben machen einen Menschen ebensowenig für gute Gesellschaft tüchtig, als Grabschriften für den Himmel.

Unbedingte Verurtheilung menschlicher Schwachheiten ist eine verderbliche Gewohnheit, und unter allen unsern Sünden die herzloseste und gehässigste.

Aufrichtigkeit fordert nicht, daß man immer die Wahrheit sage, aber sie fordert, daß man nie anders, als die Wahrheit sage. Schweigen ist nicht immer Sünde.

Gar viele Dinge, welche uns im Betragen unserer Nebenmenschen auffallen, könnten wir begreifen, wenn wir nur in unseres Nächsten Herz hineinblicken könnten.

Lehrsätze sind nur dann nützlich, wenn dieselben ausgeführt und praktisch verwendet werden; man kann mit einem ganzen Kopf voll Gelehrsamkeit in die Verdammniß gehen.

Nicht Jeder der sein eigenes Gemüth kennt, kann deßhalb sagen, daß er auch sein Herz kenne.

Kein Mensch ist glücklich, ohne einen Freund, aber auch nie gewiß, daß er einen Freund hat, so lange er nicht in Noth war.

Manche Menschen sind so sehr beschäftigt, die Fehler ihrer Mitmenschen vor sich her zu veröffentlichen, daß sie es gar nicht merken, wie andere hinter ihnen das Gleiche thun.

Ein böses Temperament ist seine eigene schlimmste Geißel. Nichts ist bitterer, als wenn ein Mensch seine eigene Bitterkeit verzehren muß, denn es nagt in ihm sein eigen Gift.

Wir sollten nie warten, bis wir recht fühlen, ehe wir recht thun. Wir sollten recht thun, selbst wenn wir es nicht im Impuls thun; auch mit Bedachtsamkeit und Ueberlegung soll man recht thun.

Schäme dich nie zu bekennen, daß du Manches nicht weißt, denn der Weiseste auf Erden ist in manchen Dingen unwissend; ja, so unwissend, daß das, was er weiß, nur ein Fingerhut voll ist gegen das, was er nicht weiß.

Schreibe deine Geheimnisse nie auf Papier; es ist gefährlich Steine in die Höhe zu werfen, denn sie möchten leicht auf deinen Kopf fallen, und so gewiß als Steine zurückfallen, so gewiß werden deine geschriebenen Geheimnisse offenbar.

Schlage die Kinder, welche dir Gott geschenket hat, nicht, es sei denn nothwendig. Wache über sie, ermahne sie, sei im Ernst mit ihnen; aber sei nicht zornig. Die Welt wird sie bald genug schlagen, und die Stürme kommen auch. Das Gedächtniß ist ein Paradies, aus welchem Gott keinen Menschen austreibt, daher sei das Andenken an die Heimath deiner Kinder Paradies.

„Capitän, wissen Sie denn, wo die Klippen und Sandbänke längs der Küste sich befinden, daß Sie so sicher fahren?" fragte ein Reisender den Schiffscapitän. „Nein, aber ich weiß, wo sie nicht sind!" war die treffliche Antwort. Der Christ braucht nicht zu wissen, wo Gefahr ist, so lange er weiß, wo Sicherheit ist, denn er wagt sich nicht auf zweifelhafte Stellen.

Beurtheile keinen Mann nach seinen Kleidern; Gott macht den Mann, der Schneider die Kleider. Beurtheile ihn nicht nach der Familie, von welcher er stammt. Kain gehörte einer guten Familie an. Beurtheile ihn nicht nach seinem Mißerfolg im Leben; Mancher ist zu ehrlich, um großen Erfolg zu haben. Wenn ein Mann stirbt, fragt man, was hat er hinterlassen? Engel fragen, was ging ihm voran? Denn Jeder wird nach seinen Werken gerichtet.

Der Sonntagsschullehrer.

Eine Predigt.

Als ich kürzlich in W. war, und mich mit Br. B.'s lockenköpfigem kleinen Knaben unterhielt, sagte derselbe unter Anderem zu mir: „Weißt du, den Br. W. mag ich nicht."

Mich nahm diese Rede bei dem sonst so freundlichen Knaben Wunder, und ich suchte die Ursache zu erfahren, indem ich ihn fragte: „Aber warum magst du ihn denn nicht?"

„Weil er mich auch nicht mag," war die Antwort.

Mir war das eine Predigt. Ich sah wieder, wie scharf die Kinder unser Verhalten gegen sie abwägen und beurtheilen. Wie, lieber Bruder oder Schwester, wenn einer der Schüler aus deiner Classe so über dich dächte? Du würdest auf ein solches Kind gar keinen Einfluß haben. Unsere Schüler sollten es uns jederzeit ansehen und abfühlen, daß in unsern Herzen die innigste Liebe zu ihnen wohnt, und wenn Jemand einen von ihnen fragen würde, ob er seinen Lehrer oder Lehrerin gern habe, dann müßte jeder antworten: „Ja, den mag ich." Und wenn man ihn fragen würde: Warum magst du ihn denn? — müßte jeder Schüler antworten: „Weil er mich auch mag." Also: wie es in den Wald hineinschallt, so hallt es heraus.

Für Lehrer.

Es ist schon oft gesagt worden, daß Lehren darin besteht, einen Gedanken aus einem Kopfe zu nehmen und ihn in einen anderen Kopf zu pflanzen, auf daß er dort wachse.

Wenn dieses eine richtige Auseinandersetzung des Wortes ist, dann ist ein großer Theil von dem, das „Lehren" genannt wird, gar kein Lehren; es ist eitles „Geschwätz," denn die Gedanken erreichen nie die Herzen der Schüler, wenigstens sie nehmen keinen Halt dort, und folglich sind sie auch von keinem praktischen Nutzen.

Lehrer, lehrst du auch nach dieser Definition?

Einige Irrthümer.

Es ist ein Irrthum zu denken, Plaudern sei Unterrichten.

Es ist ein Irrthum zu denken, man habe eine Classe unterrichtet, wenn man die Fragen vom Lectionsblatt abgelesen hat.

Es ist ein Irrthum zu denken, man könne seine Schüler in dreißig Minuten zu alten Leuten machen, welche froh sind, wenn sie sitzen bleiben können.

Es ist ein Irrthum zu denken, Kinder müssen aufmerksam sein, ob man sie so halten kann oder nicht.

Es ist ein Irrthum zu denken, die Kinder verstehen alles, was wir sagen. Es ist nothwendig, sie oft zu fragen, ob sie uns verstehen.

Es ist ein Irrthum zu denken, die Kinder beobachten nicht, was vorgeht in der Sonntgschule; aber es ist auch ein Irrthum zu erwarten, die Kinder würden viel von ihrem Lehrer halten, wenn die Eltern zu Hause ihm Uebels nachreden.

Schreien thut's nicht.

Wenn Wahrheit und Unwahrheit zum Argument kommen, dann kann Lärm nicht entscheiden. Denn die Unwahrheit schreit lauter als die Wahrheit. Ich kenne einen Mann, wenn ich mit dem rede und ihm in irgend etwas widerspreche, dann wiederholt er die nemliche Sache, nur lauter. Wenn eure Behauptung keinen Grund hat, dann laßt sie lieber fallen, als daß ihr sie mit Geschrei aufpolstern wollt. Lieber tiefer nachforschen, als eine Behauptung annehmen, blos weil großes Geschrei damit verbunden ist. Der Lärm macht nie eine Lüge zur Wahrheit.

Vergeßt nicht, daß es Kinder sind.

Habt ihr auch schon darüber nachgedacht, ihr Sonntagschul-Lehrer und Kindererzieher, wie leicht man vergißt, daß Kinder eben doch nur Kinder sind, und daß man dieselben am Ende als Kinder behandeln soll? daß sie nicht die Beurtheilungskraft der Alten besitzen, und daß man nicht Selbstbeherrschung und Geduld der Alten von ihnen erwarten kann? Wenn dieses immer der Fall wäre, dann wäre diese Bittschrift für Kinder unnöthig.

Erwartet doch nicht zu viel von euren Kindern; es hat euch vierzig Jahre genommen, trotz allen euren Erfahrungen, das zu werden, was ihr seid, und ich darf wohl sagen, ihr seid immer noch sehr fehlerhafte Menschen dabei. Um Alles, erwartet doch in einem Kinde nicht Vorsicht oder Geduld in Proben, wie bei einem Alten. Habt Mitleiden mit ihren Schwachheiten, mit ihren Irrthümern und mit ihren Prüfungen. Verspottet sie nicht, sondern bedenket, daß ihr die Trübsalen eines Kindes nicht nach eurem Maß messen dürft. „Wie einen seine Mutter tröstet," sagt der inspirirte Schreiber und will uns damit die tiefe, mitleidsvolle Seele, das nieversiegende Mutterherz mit den Leiden ihres Kindes öffnen und zeigen.

Lasset das Gedächtniß eurer Kinder mit hellen Sonnentagen angefüllt werden; so voll, daß das Dunkle und Bittere ausgetrieben wird. Erlaubt ihnen alle unschuldigen Vergnügen in eurer Macht. Es hat mich

schon oft geärgert, wenn ich sehen mußte, wie man eines Kindes Pläne zerstört hat, ohne irgend eine andere Ursache, als blos diese: „Ich habe es auch nicht gehabt, als ich ein Kind war.“ So zerstört man ihnen eine Freude, welche sie ihr ganzes Leben an die Heimath gebunden hätte.

Glaubet doch ja nicht, daß ein Kind hoffnungslos ist, blos weil sich einige üble Charakterzüge offenbaren. Es waren schon Kinder, welche dem Anschein nach zu Dieben und Lügnern geboren waren, und doch sind sie zu nützlichen Menschen herangewachsen; aber ich muß hier eingestehen, jene Kinder hatten weise und fromme Eltern: nicht blos fromm, sondern auch weise—nicht blos weise, sondern auch fromm. Was immer ihr aber euren Kindern abschlagen müßt, thut es im Namen Gottes; nur beraubt sie eurer Liebe nicht; laßt sie diese in vollem Maaße genießen.

Das Neueste.

„Wie vereinigst du die neuesten Ansichten der Wissenschaft mit der Theorie der Bibellehre, wie wir dieselbe auffassen in unserer Lehrerversammlung?“ fragte ein Lehrer, welcher gerne weise sein wollte, seinen Prediger. „Ich habe die heutige tägliche Zeitung noch nicht gelesen, weiß darum nicht, was die neuesten Ansichten sind; bitte, Bruder, erkläre was das Neueste ist, und wir werden uns zurechtfinden.“ — Der Bruder hat noch nicht erklärt, was das Neueste auf wissenschaftlichem Gebiete ist.

Wie erringt man Erfolg?

Nach einem heftigen Schneesturm sah ein Mann einen jungen Knaben einen Weg bahnen durch einen Schneehaufen, der ihm über den Kopf ging.

„Wie kannst du erwarten, hier durchzudringen?“

„Durch Beharrlichkeit, das ist, wie ich es mache.“

Dies ist ein guter Wahlspruch für einen jeden entmuthigten Lehrer, der nicht so bald Erfolg hat, als er erwartete. Wie kann ich je in meiner Classe mit Erfolg Gutes thun? „Durch Beharrlichkeit, das ist das Mittel.“

Ei, Gustav!

„Mama, ich fühle nicht wohl, ich denke, ich kann heute nicht in die Sonntagschule gehen,“ sagte ein Knabe zu seiner Mutter.

„Dann lege dich und ruhe, ich will es deinem Lehrer sagen,“ antwortete die Mutter.

Als die Mutter von der Kirche heimkam, war ihr Sohn abwesend, kam aber bald hernach mit rothem, erhitztem Angesicht heim.

„Ich sage dir, Fritz,“ rief er seinem älteren Bruder zu, „wir hatten ein Prachtspiel, 15 gegen 11; ich spielte kurz, denn mein Ball flog dem Mittelfeld in die Hand; aber ich bin hungrig.“

Die Mutter hörte den Ausruf und blickte den verwegenen Jungen traurig an, erhob ihren Finger und sagte warnend: „Ei, Gustav!“

Dann ging man zum Essen, und das war das Letzte davon. Was denkt ihr, lieben Sonntagschul-Lehrer, von solchen Eltern?

Geduld. — „Es nimmt sehr viel Geduld, ein Jahr nach dem anderen eine Classe zu lehren, ohne daß man sieht, daß dieselbe einen Fortschritt zum Besseren macht,“ sagte Br. S. zu seinem Superintendenten. Ja, das ist wahr, und du solltest nicht zufrieden sein, sie ungerührt zu sehen. Doch, du solltest bedenken, daß du sie von allem Bösen zurückhältst, wenn du sie auch nicht näher zu Christus gebracht hast. Der Weg der Sünde ist für einen jungen Mann leicht zu betreten. Der Schritt von der Sonntagschule zu der Straßenschule ist ein kurzer, und nur zu oft ein ins Verderben führender. Halte sie an in deiner Classe; halte sie zurück von dem Weg der Sünde; zeige ihnen den rechten und schmalen Weg des Lebens, und bitte für einen Segen auf deine Arbeit und deine Gebete. S. S.

Wie die Knaben in der Sonntagschule zu halten sind. — Gebt den Knaben etwas Rechtes für ihren Verstand zu thun. Verschafft ihnen gute Lectüre. Laßt sie viel an gemeinsamen Uebungen theilnehmen. Versorgt sie mit Lehrern, welche die Knabennatur verstehen. Insbesondere lasset die älteren Glieder der Kirche der Sonntagschule beiwohnen und thätig daran theilnehmen.

Theurer Lehrer, machst du auch aus deinem Lehren einen Zeitvertreib? Es gibt Lehrer, die keine höhere Auffassung ihrer Mission haben als dieses. Lehren ist eine bedenkenswerthe, heilige, verantwortliche Arbeit. Gebrauche die Gelegenheit, Gutes zu thun.

Ist ein Knabe oder ein junger Mann in deiner Classe, der Gaben hat, ihn fähig zu machen, das Evangelium zu predigen? Könnte nicht ein solcher durch ein Wort von dir seine Aufmerksamkeit zu dieser Sache lenken? Viele gute Männer beklagen sich über die geringe Anzahl Solcher, die sich diesem heiligen Amte widmen. Lehrer könnten viel thun, die Zahl zu vermehren.

Todesanzeige.

Starb zu C. in W., den 1. Juni 1884 die Salems-Sonntagschule, im Alter von einem Jahr und sechs Monaten. Sie war eine Tochter der S. Gemeinde. Schon eine geraume Zeit war sie sehr leidend. Krankheit: Vernachlässigung. Als Sargträger dienten die Beamten: H. K., W. F., L. K. und S. K. Eine schöne Anzahl Schüler blicken trauernd nach. * * *

Drittes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Vertrauen auf Gott.

10. Lection: Psalm 27, 1–14. — Sonntag den 7. September 1884.

1. Ein Psalm David's.
Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft; vor wem sollte mir grauen?

2. Darum, so die Bösen, meine Widersacher und Feinde an mich wollen, mein Fleisch zu fressen; müssen sie anlaufen und fallen.

3. Wenn sich schon ein Heer wider mich leget, so fürchtet sich dennoch mein Herz nicht. Wenn sich Krieg wider mich erhebet, so verlasse ich mich auf ihn.

4. Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gerne, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Leben lang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn, und seinen Tempel zu besuchen.

5. Denn er decket mich in seiner Hütte zur bösen Zeit, er verbirget mich heimlich in seinem Gezelt, und erhöhet mich auf einem Felsen;

6. Und wird nun erhöhen mein Haupt über meine Feinde, die um mich sind: so will ich in seiner Hütte Lob opfern, ich will singen und lobsagen dem Herrn.

7. Herr, höre meine Stimme, wenn ich rufe; sei mir gnädig und erhöre mich.

8. Mein Herz hält dir vor dein Wort: Ihr sollt mein Antlitz suchen. Darum suche ich auch, Herr, dein Antlitz.

9. Verbirge dein Antlitz nicht vor mir, und verstoße nicht im Zorn deinen Knecht; denn du bist meine Hülfe. Laß mich nicht, und thue nicht von mir die Hand ab, Gott, mein Heil.

10. Denn mein Vater und meine Mutter verlassen mich; aber der Herr nimmt mich auf.

11. Herr, weise mir deinen Weg und leite mich auf richtiger Bahn, um meiner Feinde willen.

12. Gib mich nicht in den Willen meiner Feinde; denn es stehen falsche Zeugen wieder mich, und thun mir Unrecht ohne Scheu.

13. Ich glaube aber doch, daß ich sehen werde das Gute des Herrn im Lande der Lebendigen.

14. Harre des Herrn, sei getrost und unverzagt, und harre des Herrn.

Haupttext: Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? — Psalm 27, 1.

Geschichtliches.—Das Datum dieses Psalmes ist ungewiß; die meisten Ausleger verlegen denselben in die Zeit der Verfolgung durch Saul, andere jedoch in die Zeit von Absalom's Rebellion.

Bei genauerer Betrachtung kann man ersehen, daß der Verfasser verfolgt war, und daß seine Feinde hinter ihm her waren; ferner kann man auch sehen, daß ihm die Vorrechte der Hauses Gottes, d. i. des allgemeinen Gottesdienstes abgeschnitten waren, und daß er von Vater und Mutter verlassen war, und daß seine Feinde allerlei Böses über ihn sagten. Paßt das nicht auf die Zeit da Doeg, der Edomiter, den David vor Saul verleumdete?

Dieser Psalm kann jedoch in dreierlei Bedeutung gelesen werden: 1. als die Sprache David's; 2. als die Sprache der Kirche, und 3. als Sprache des Herrn Jesu.—Einige jüdische Rabbiner wollen behaupten, David habe sich einst im Kampf mit den Philistern zu weit unter die Feinde hineingewagt und wäre beinahe einem Riesen in die Hände gefallen. Damals hatte er noch Muth, allein seine Kräfte nahmen ab, und das Volk erklärte, er solle nicht mehr zum Streit ausziehen. Damit nicht Israel's Lampe erlösche. Und darauf habe David diesen Psalm gedichtet. Derselbe theilt sich in natürlicher Folge: 1. David's gegründetes Gottvertrauen; 2. seine Freude und Lust an Gott und Gottesdienst; 3. sein Verlangen nach Erlösung; 4. Bitte um Führung Gottes, und 5. Gewißheit der Erhörung.

Texterklärung.—V. 1. **Der Herr ist mein Licht.** Der Herr ist mir günstig, er erfüllt mich mit Freude, das sagte David, weil er Erfahrung hatte, daß Gott alle Dunkelheit entfernen konnte. Was die Sonne für die Erde ist, das ist Gott für die Seele; Licht: 1. er offenbart die Wahrheit; 2. er bringt Aufklärung, Wärme und Freude; 3. er gibt Leben und Seligkeit. Die Gnade findet uns in Finsterniß, aber sie schafft Licht. Nach der Bekehrung ist es helle in der Seele, und alle Dunkelheit muß schwinden. Licht, Heil und Kraft stellt uns das dreifache Amt Jesu Christi dar, denn dazu ist Christus erschienen, **vor wem sollte mir grauen?** Gott ist größer, stärker und weiser als alle unsere Feinde; wer dem Gläubigen schaden will, muß erst Gott überwinden. Sein ist Reich, Kraft und Herrlichkeit.

V. 2. **Müssen sie anlaufen und fallen.** Es ist ein gutes Zeichen, wenn die Gottlosen den Frommen hassen, denn Finsterniß und Licht werden nie mit einander übereinstimmen. Haben sie Christum gehaßt, werden sie seine Nachfolger nicht minder hassen. David vergleicht seine Widersacher bildlich und nennt sie Menschenfresser; wenn diese kommen würden, meint er, dann würde er sich auf Gott verlassen, welcher sein Licht ist und seine Kraft. David hatte viele Feinde; manche derselben haßten ihn blos, weil sie Gott haßten, sonst hatten sie rein keine Ursache, deßhalb ist er auch getrost, denn er hat Gott auf seiner Seite.

V. 3. **Wenn sich schon ein Heer wider mich legte.** David stellt seine Sache, den Feinden gegenüber, ins allerschlimmste Licht; wenn sie eine Armee wären, und er ganz allein, so wollte er dennoch Gott vertrauen. Warum konnte David also muthig sein in aller Gefahr? Erfahrung! Hat Gott ihn von einem Bären erlöst, warum nicht auch von einem Löwen? Wenn aber von einem Bären und einem Löwen, warum nicht auch von den Philistern?

V. 4. **Eins bitte ich vom Herrn.** Obschon David vielerlei Widerstand hatte, so bekümmerte ihn doch hauptsächlich nur eins. Wenn ihm auch alles Andere versagt wird, so ihm nur dieses Eine vergönnt wird, und was war das? **Im Hause des Herrn zu bleiben sein Leben lang.** Das meint, beständig Gelegenheit zu haben, vor dem Herrn zu erscheinen, und nicht vom Heiligthum Gottes vertrieben zu werden. Dieses läßt sich in ein Wort fassen: David verlangt beständige Gemeinschaft mit Gott, dann mag es im Uebrigen gehen, wie es will, denn denen, die Gott lieben, müssen dennoch alle Dinge

zum Besten dienen. Sollen denn auch Christen soviel auf Kirchen und äußere Gottesdienste halten, wie David es gethan hat? Ja, und mehr noch! Wer Gottes Haus, Gottes Wort und die Gnadenmittel verachtet, der verachtet Gott.

V. 5. **Denn er decket mich in seiner Hütte.** David hatte Ursache so zu fühlen, denn er hatte Erfahrungen gemacht, wie kein Anderer. Er will nemlich andeuten: so wie ein Verbrecher an den Hörnern des Altars Sicherheit fand, so hat David in der Nähe Gottes schon gar oft Hülfe gefunden **in seinem Gezelt.** Darunter kann man die Stiftshütte verstehen, aber auch gleichsam das königliche Zelt im Lager, welches immer am sichersten Orte stand, in der Mitte des Lagers, wo kein Feind hinzu konnte, **auf einem Felsen,** d. h. in der Höhe, außer Bereich der feindlichen Waffen, an einem festen Ort. In alter Zeit wurden die Festungen alle an erhöhte Oerter gebaut, weil sie dort die größten Vortheile genossen und sicher waren.

V. 6. **Erhöhen mein Haupt.** Wird mir einen vollkommenen Sieg geben über die Feinde. In Trübsal wird das Haupt gebeugt, in Wohlstand aber erhöht, das ist der Sinn dieser Rede. Gott wird solchen Sieg geben, daß selbst die Feinde sich schämen müssen, und bekennen, dem hat Gott geholfen. **Lob opfern.** Im Hause des Herrn soll öffentlicher Dank abgestattet werden, welches denn auch zugleich ein Bekenntniß ist, daß die Hülfe vom Herrn und nicht von Menschen ist.

V. 7. **Höre meine Stimme, wenn ich rufe.** Hier ist ein ängstliches Verlangen nach Erhörung seines Gebetes. Die Pharisäer bekümmerten sich nicht darum, ob Gott sie höre oder nicht, so lange sie von Menschen gehört wurden; aber David sieht es als eine besondere Gnade an, von Gott erhört zu werden.

V. 8. **Darum suche ich auch, Herr, dein Antlitz.** Einige Uebersetzungen finden großen Widerstand in der Redeweise dieses Verses; aber unsere deutsche Bibel ist so klar, daß Niemand irren kann. Der Psalmist hält Gott seine Verheißungen vor, daß er—Gott nemlich, verheißen hat, sich finden zu lassen, und nun sagt David, auf Grund deiser Verheißung komme ich, dein Antlitz zu suchen. Ist Jemand, der mit mehr Eifer Gott diente, als David? Wir kennen Niemand, und dieser heilige Eifer erhält in diesem Psalm Ausdruck. Das Wort **suchen** in diesem Vers muß also in keinem anderen Sinne gegeben werden, als in dem Sinne eines Hinzunahens zu Gott in allen Verhältnissen des Lebens.

V. 9. **Verbirge dein Antlitz nicht vor mir.** Wende dich nicht ab, wenn ich rede, als wärest du erzürnt, wie sich ein erzürnter Herr von seinem Diener abwendet. Dieser Vers enthält eine dreifache Bitte: nicht verbergen, nicht verstoßen, und nicht die Hand abthun. **Gott mein Heil.** Damit will David anzeigen, daß Gott in der Vergangenheit sein Trost war, daß er in der Gegenwart auf ihn traue, und daß er für die Zukunft auf ihn hoffe.

V. 10. **Denn mein Vater und meine Mutter.** Im Englischen heißt es hier **wenn,** es ist eine Annahme: im Fall es geschehen sollte; das Deutsche hingegen stellt es dar als eine bereits geschehene Sache: sie haben es gethan. Das leichteste und richtigste Verständniß ist nach meinem Dafürhalten dieses: Wenn mich auch Vater und Mutter, d. h. die allernächsten Verwandten verließen, dann bliebe mir doch noch die Versicherung, daß Gott mich nicht verläßt; oder eine Andeutung, daß Gottes Liebe mehr bedeutet als Elternliebe. Die Hauptsache ist, hier zu zeigen, daß die Welt keine Liebe hat, welche der Liebe Gottes gleichkommt.

V. 11. **Herr, weise mir deinen Weg.** David bittet nicht, daß Gott ihn seine eigenen Wege gehen lassen möge, sondern er will die Wege Gottes kennen lernen und darauf wandeln; **richtiger Bahn,** d. h. geraden Weg. Er will frei sein von Furcht und Zweifel, denn er fühlt, daß er von Auflauerern umgeben ist, welche jeden Vortheil benützen, ihn zum Falle zu bringen; also damit er nicht den Feinden zum Spott werde und am Ende auch Gott selbst noch dadurch möchte gelästert werden, bittet er um Gottes Führung und Beistand.

V. 12. **Gib mich nicht in den Willen meiner Feinde.** David meint, er wäre wie ein Lamm unter Löwen, wenn er seinen Feinden in die Hände fallen sollte. Verleumdung ist ihre Waffe und teuflischer Haß ihr Geschoß; aber Gott kann vor beiden bewahren.

V. 13. **Ich glaube aber doch.** Der Psalmist bricht mitten in seiner Rede ab, als wären ihm die Worte ausgegangen, seinen verzweifelten Zustand zu schildern, und in einer heiligen Resignation wirft er sich seinem Gott in die Arme, mit der vollen Zuversicht, daß Gott schon alles recht leiten und ihm noch auf Erden seine Güte zeigen werde.

V. 14. **Harre des Herrn.** Diese Rede hält David an seine Seele, wie er das oft thut in seinen Psalmen. Er tröstet sich selbst, daß Gott sein Herz stärken und ihm beistehen werde, damit er nicht unterliege. Doch mag dieses auch eine Ermahnung an alle solche Seelen sein, welche sich in ähnlich betrübter Lage befinden, an David ein Beispiel zu nehmen, und wie er auf den Herrn zu hoffen. Harren bedeutet warten, d. h. aber hier: des Herzens Anliegen vor Gott zu nehmen. Dieser Handlung, solchem Verfahren setzt David das Siegel seiner eigenen Erfahrung bei; er that es und fand es tröstlich. Wer Gott kennt und zu Gott kommen darf, der braucht nie in Verzweiflung zu gerathen, denn Gottes Verheißungen sind Ja und Amen Allen, welche auf ihn harren.

Wandtafelerklärung. „Ein' feste Burg ist unser Gott!" so hat schon Luther gesungen, und so weiß jedes erfahrene Kind ein Lied zu singen. Wer auf Gott vertraut, der hat einen sicheren Grund; darauf kann er eine Burg bauen und sich vor den Pfeilen der Feinde verstecken, sie werden anprallen, zerbrechen und schadlos zu Boden fallen, denn wer unter dem Schutze des Höchsten wohnt, der braucht sich nicht zu fürchten. Wer Gott walten läßt, und ihm unbedingt vertrauen kann, der steht auf einem Felsen, welcher steht, wenn selbst die Berge einfielen. Das sei unser ernstestes Bestreben, im Gottvertrauen nicht zu wanken, denn wer zweifelt, der zittert, aber wer Gott zum Trost hat, der ist wie durch eine mächtige Mauer geschützt.

Lehre und Anwendung.—Das erste Bedürfniß der Seele ist Licht. Licht von Gott auf die Wahrheit, Erlösung, Pflicht und die Zukunft. Diese Punkte sind von

großer Bedeutung, und wir können sie nie zu gut verstehen.

Wer Gott als sein Heil hat, der hat einen allweisen, guten, liebevollen und allmächtigen Helfer, auf welchen er in allen Verhältnissen vertrauen kann.

Wohlstand, Ruhe und Sicherheit können leicht gefährlich werden, denn sie ziehen von Gott ab. Glücklich ist der Mensch, welcher gelernt hat, aus der Tiefe zu Gott zu schreien, und dann weiß, daß er nie umsonst schreien braucht.

Größeres Glück gibt es nicht, als in Gemeinschaft mit Gott zu leben, denn wer sich zu Gott nahet, wird finden, daß sich Gott auch zu ihm nahet.

Dieser Psalm lehrt uns, daß die Frommen aller Zeit ihre Lust am Hause Gottes und am Dienste des Herrn in seinem heiligen Tempel hatten.

Das größte Unglück, welches einem Menschen begegnen kann, ist ganz gewiß, wenn Gott sein Angesicht von ihm wendet, denn das ist ein Zeichen, daß Gottes Wohlgefallen gewichen ist.

Illustration.—Der Evangelist Hammond war einst in dem berühmten Labyrinth, welches König Heinrich VIII. baute und hatte sich verirrt. Lange suchte er selbst seinen Weg zu finden, aber es gelang ihm nicht; endlich blickte er auf und gewahrte oben im Thurm einen Mann, welcher ihn schon die ganze Zeit beobachtet hatte und ihm nun den Weg zeigte. So ist Gott über seinen Kindern und bewacht sie, auch im Irrthum wartet er, ob sie klug seien und nach ihm fragen. Eben das will uns David zeigen in diesem herrlichen Psalm.

Das Harren auf den Herrn.

11. Lection: Psalm 40, 1–18. — Sonntag den 14. September 1884.

1. Ein Psalm David's vorzusingen.

2. Ich harrete des Herrn; und er neigte sich zu mir, und hörete mein Schreien,

3. Und zog mich aus der grausamen Grube, und aus dem Schlamm, und stellete meine Füße auf einen Fels, daß ich gewiß treten kann.

4. Und hat mir ein neu Lied in meinen Mund gegeben, zu loben unsern Gott. Das werden Viele sehen, und den Herrn fürchten und auf ihn hoffen.

5. Wohl Dem, der seine Hoffnung setzt auf den Herrn, und sich nicht wendet zu den Hoffärtigen, und die mit Lügen umgehen.

6. Herr, mein Gott, groß sind deine Wunder, und deine Gedanken, die du an uns beweisest. Dir ist nichts gleich. Ich will sie verkündigen, und davon sagen, wiewohl sie nicht zu zählen sind.

7. Opfer und Speisopfer gefallen dir nicht; aber die Ohren hast du mir aufgethan. Du willst weder Brandopfer noch Sündopfer.

8. Da sprach ich: Siehe, ich komme, im Buch ist von mir geschrieben;

9. Deinen Willen, mein Gott, thue ich gerne, und dein Gesetz habe ich in meinem Herzen.

10. Ich will predigen die Gerechtigkeit in der großen Gemeine; siehe, ich will mir meinen Mund nicht stopfen lassen, Herr, das weißt du.

11. Deine Gerechtigkeit verberge ich nicht in meinem Herzen, von deiner Wahrheit und von deinem Heil rede ich, ich verhehle deine Güte und Treue nicht vor der großen Gemeine.

12. Du aber, Herr, wollest deine Barmherzigkeit von mir nicht wenden; laß deine Güte und Treue allewege mich behüten.

13. Denn es hat mich umgeben Leiden ohne Zahl; es haben mich meine Sünden ergriffen, daß ich nicht sehen kann; ihrer ist mehr, denn Haare auf meinem Haupt, und mein Herz hat mich verlassen.

14. Laß dir's gefallen, Herr, daß du mich errettest; eile, Herr, mir zu helfen.

15. Schämen müssen sich, und zu Schanden werden, die mir nach meiner Seele stehen, daß sie die umbringen; zurück müssen sie fallen, und zu Schanden werden, die mir Uebels gönnen.

16. Sie müssen in ihrer Schande erschrecken, die über mich schreien: Da, da!

17. Es müssen sich freuen und fröhlich sein alle, die nach dir fragen; und die dein Heil lieben, müssen sagen allewege: Der Herr sei hoch gelobet!

18. Denn ich bin arm und elend, der Herr aber sorget für mich. Du bist mein Helfer und Erretter; mein Gott, verziehe nicht.

Haupttext: Deinen Willen, mein Gott, thue ich gern. — Ps. 40, 9.

Geschichtliches.—Die Zeit der Verfassung dieses Psalmes ist ungewiß, scheint aber in die späteren Jahre von Davids Leben zu gehören, und indem der Psalm als Lied vorzusingen bezeichnet ist, scheint derselbe für den öffentlichen Gottesdienst bestimmt gewesen zu sein. Der 6., 7. und 8. Vers dieses Psalmes werden in Hebr. 10. wiederholt. Aus diesem Grund, weil Ebr. 10. den Psalm auf Christum anwendet, wird derselbe auch unter die messianischen Psalmen gerechnet; obwohl darin eine Meinungsverschiedenheit herrscht. Jedenfalls kann man aber sagen, daß in Christo dieser Psalm seine höchste Erfüllung erhalten und seine tiefste Bedeutung geoffenbart hat.

Texterklärung, — V. 2. **Ich harrete des Herrn.** In diesem Psalm erkennet David die Güte Gottes gegen ihn an, indem er, der Allmächtige, ihn nicht täuschte, da er auf ihn harrete; **er neigte sich zu mir.** Im hebräischen Text es: Wartend habe ich auf den Herrn gewartet, d. h. geduldig, aber ernstlich habe ich auf Gott gewartet, bis es ihm gefiel, mir zu helfen. Hernach neigte er seine Ohren zu mir und erhörte mein Schreien. Er hat nicht umsonst geschrien—Gott neigte sich, ist eine bildliche Rede und deutet Herablassung an.

V. 3. **Und zog mich aus der grausamen Grube.** Als hätte David in einer tiefen Grube gesteckt, vom Schlamm ganz umgeben, daß er nur noch schreien konnte, da kam ihm Gott zu Hülfe. Ueber das Eigenschaftswort sind verschiedene Uebersetzungen vorhanden: unsere Bibel sagt grausam; eine andere hat es schlammig; eine andere: rauschenden; aber der Sinn ist in allen der nemliche und bedeutet jedenfalls gefährlich. Wie ein Wanderer in eine tiefe Grube fällt und sich nicht helfen kann, so fühlte David, und er fing an zu schreien, da hörte ihn Gott und zog ihn heraus. **Füße auf einen Fels.** Also nicht blos herausgezogen, sondern auch an einen sicheren Ort gestellt, wo ferner keine solche Gefahr mehr ist, und man fest und sicher auftreten kann, ohne auszugleiten; das ist der Sinn. Dieser Zustand soll uns den Sünder vor und nach seiner Bekehrung darstellen. Eine

grausame Grube: tief, finster, grausam oder schrecklich; gefährlich und voller Unreinigkeit. Hingegen der Fels bedeutet Erhöhung, Sicherheit, Festigkeit und Schutz.

4. **Ein neu Lied.** Theils eine neue Gelegenheit zum Gesang, dann aber auch neue Worte zum Lied. Unter Lied oder Gesang haben wir hier Dankbarkeit und Freude zu verstehen. David hat sich also selbst gar kein Verdienst zugeschrieben, sondern das alles Gott zugesagt. Der unbekehrte Sünder hat demnach ein neues Lied, welches er vorher nicht singen konnte, denn es mangelte ihm die Ursache. Der Neubekehrte hat 1. neues Glück, mehr als er je zuvor verstand; 2. eine neue Erfahrung von Gottes Liebe und Gnade; 3. er sieht mehr Freude im Dienste Gottes, mehr Glück im heiligen Leben und mehr Werth im Himmel; 4. er hat mehr Freude am Dienste Gottes und am Hause des Herrn, besonders aber 5. auch mehr Lust am Worte Gottes. Alle diese neuen Erfahrungen ändern seinen Sinn und sein Bestreben. **Das werden viele sehen.** Eine solche Veränderung wird offenbar, und die Menschen werden dadurch auf Gottes Güte und Macht aufmerksam gemacht, auch angeleitet und gezogen, um die nemlichen Erfahrungen zu machen.

V. 5. **Wohl dem, der seine Hoffnung setzt auf den Herrn.** Im vorigen Vers sagt der Psalmist, daß Viele sehen und auf den Herrn trauen werden; hier will er sagen, daß dieses Vertrauen Niemand gereuen wird, es wird allen zum Segen werden; aber er setzt die Bedingung fest, daß sie von den Hoffärtigen wegbleiben müssen, und daß sie in der Wahrheit wandeln müssen. Dieses bedeutet in erster Instanz, daß man treu und standhaft bleibe, daß man in dem guten Werk verharre und nicht abweiche, denn an denen, welche abweichen, hat der Herr kein Wohlgefallen. Es ist dies gewiß eine zeitgemäße Warnung für Jedermann.

V. 6. **Groß sind deine Wunder.** Ob David hier auf eine besondere Wohlthat Gottes Bezug nahm, oder ob er die Güte Gottes im Allgemeinen betrachtete, erhellt nicht, thut auch nichts zur Sache. Wer Gottes Werke innig betrachtet, der findet auch Freude am Dienste Gottes. **Dir ist nichts gleich.** Die Werke Gottes sind zu groß, als daß man sie zählen könnte; hier mag David besonders auf die Gnadenwerke Bezug haben, welche sich an jedem gläubigen Menschen offenbaren, und er hat Recht, denn kein Mensch kann aufzählen, wieviel Gott für ihn thut, aber das erkennt der Gläubige besser als die anderen und gibt Gott die Ehre.

V. 7. **Opfer und Speisopfer gefallen dir nicht.** Dieses ist der Anfang der messianischen Worte und haben auf David keine direkte Anwendung, nur in soweit als man vielleicht den Gedanken nicht genau an das Wort fesselt und sagt: Du hast mehr Lust am Gehorsam, als an den Opfern, welche Menschen bringen können; oder: es handelt sich nicht um das Opfer, das man bringt, sondern um den darin liegenden Gehorsam. Alle äußeren Beobachtungen sind werthlos, wenn nicht der Wille des Menschen mit dem Willen Gottes übereinstimmt. Hier rühmt David in schönen Worten den Werth göttlicher Weihe; **aber die Ohren hast du mir aufgethan.** Damit will der Psalmist sagen, Gott habe ihm das Gehör so geöffnet, daß er nun mit Freuden auf das Gesetz merkt und dasselbe versteht. Die Uebersetzung der LXX Heb. 10, 5., einen Leib hast du mir zubereitet, hat den nemlichen Sinn, obwohl in anderen Worten.

V. 8. **Siehe, ich komme.** Vielleicht redet David oder auch der Messias diese Worte, als ein Knecht, welcher dem Ruf seines Herrn antwortet. Besser jedoch ist es, den Vers ganz Christum zuzuschreiben, dann lautet er: Du hast bessere Opfer begehrt, als die Opfer des Gesetzes, darum erbiete ich mich, ins Fleisch zu kommen in der Fülle der Zeit; **im Buch ist von mir geschrieben.** Man nimmt allgemein an, daß dieser Ausdruck sich auf die fünf Bücher Mosi beziehe. Dann natürlich haben die Worte buchstäblich auch für David Sinn und meinen ihn; vielmehr aber und in höherem Sinne beziehen sie sich auf Christum, welcher kam, den Willen Gottes zu vollbringen.

V. 9. **Deinen Willen .... thue ich gerne.** Im allgemeinen Sinne könnte man diese Worte auf David und auf alle Gläubigen anwenden, wenn man aber die Bedeutung und Erklärung im neuen Bunde nimmt, dann kann es nur auf Christum gedeutet werden, denn einen Gehorsam, wie Christi Gehorsam, hat nie zuvor ein Mensch erzeigt, denn er war es allein, welcher am Oelberg den Worten: dein Wille geschehe, ernste und klare Deutung gab. Er brauchte keinen äußeren Zwang, recht zu thun, denn recht zu thun, war ihm natürlich. Das ist die Freiheit der Kinder Gottes, und die Natur des Lebens aus Gott: zu thun, Herr, deinen Willen.

V. 10. **Ich will predigen,** d. h. ich will offenbar machen, verkünden, allen Menschen kund thun; was? Das, was in seinem Herzen ist, nemlich wie im vorigen Vers geschrieben steht; dein Gesetz habe ich in meinem Herzen; das will er nun predigen. Auch dieses hat die doppelte Bedeutung und gehört deßhalb zu den messianischen Reden, obwohl auch David die Worte erfüllte, denn er hat in der großen Gemeinde gepredigt; **ich will mir meinen Mund nicht stopfen lassen.** Das bedeutet, daß er keinen Feind fürchtet, und auch vor keiner Drohung erschreckt; ungescheut will er reden allenthalben, denn die Wahrheit treibt ihn an.

V. 11. **Von deinem Heil rede ich.** David war nie träge in der Erfüllung seiner Pflichten, und in seinem Herzen hielt er Gottes Gerechtigkeit verborgen, und zwar damit dieselbe ihn vor Sünde bewahren möchte. Kann aber auch gedeutet werden, ich habe von deiner Gerechtigkeit geredet und dein Heil verkündet, dasselbe zum Besten der Welt ans Licht gebracht. Gottes Wort und Werk an uns geoffenbart, dürfen wir nicht verbergen, das ist ein großer Fehler; wir sollen es erwägen, betrachten und wiederholen, damit es alle Welt erfahre. Wem eine besondere Gnade zu Theil wurde, der soll auch ein besonderes Lob haben, die Gnade zu rühmen.

V. 12. **Du aber Herr.** Nun David seine Behauptungen gemacht hat, wendet er seine Rede zum Gebet; oder: nachdem der Geist ihn in die messianische Periode versetzt hatte und ihm Prophetenkraft gegeben hatte, bringt er ihn nun auch wieder zurück, und sein erstes Wort ist ein Gebet. Doch ist dieses nicht vollständig klar, man kann auch diese Worte noch im vollen Sinn dem Messias zuschreiben.

V. 13. **Denn es haben mich umgeben.** Wenn man aber auch das Gebet noch zu den messianischen Worten nimmt, dann muß man freilich nicht übersehen, daß der Messias nur von den Sünden, welche ihm auferlegt wurden, reden kann, denn er selbst hatte ja keine Sünden, aber 2. Cor. 5, 21, heißt es, daß er zur Sünde für uns gemacht sei. **Leiden ohne Zahl.** Als David zur Erkenntniß kam, dann sah er die Ursachen seiner Leiden. Wenn wir aber die Leiden Christi betrachten, dann sehen wir die Größe unserer Sünden.

V. 14. **Laß dir's gefallen, Herr.** Wenn David um Erlösung fleht, so meint dieses natürlich beides, Sünden und Strafe, oder auch Sünde sammt ihren Folgen. Seine Hoffnung war ganz auf den Herrn gesetzt, und als Diener Gottes konnte er nichts anderes als Gott suchen und in Gehorsam ihm dienen.

V. 15. **Schämen müssen sich** ꝛc. Es ist keine Sünde in dem Wunsch, daß das Trachten der Gottlosen mißlingen möge, denn ihr Trachten geht nach Schaden al-

lenthalben. Der Sinn des ganzen Verses ist etwa folgender: Laßt diejenigen schändlich betrogen werden, welche sich unermüdet bemühen, mir das Leben zu rauben; wirf sie über einen Haufen, damit sie sich schämen müssen, und ihre Thorheit einsehen. Von diesem Wunsch und Gebet ist der folgende Vers auch noch ein Theil und gehört dazu. Es scheint, nachdem David in prophetischem Geiste vom Messias geredet hatte, sprach er noch ein Gebet für allerlei Umstände im Leben, denn sein Leben hatte gar mancherlei Erfahrungen.

V. 17. **Es müssen sich freuen.** Wo die Gottlosen sich grämen, da sollen sich die Kinder Gottes freuen, denn Gottes Volk ist im Genuß seines Heils und seines Wohlgefallens. David betet nicht blos für sich allein, er bittet für alle, die den Namen des Herrn lieb haben; **dein Heil lieben,** unter Heil haben wir hier die von Gott gegründete Erlösung zu verstehen; d. h. 1. den Weg derselben: Buße und Glaube; 2. die Erlösung selbst, Freiheit von Sünde. Alle, welche diese Erlösung lieb haben, sollen Gott beständig preisen, und sie haben auch beständig Ursache, denn jeder Tag bringt ihnen neue Segnungen.

V. 18. **Du bist mein Helfer und Erretter.** David sagt: was mich anbelangt, ist das mein einziger Trost, daß, wenn ich auch keine menschliche Hülfe mehr habe und mir nichts mehr übrig bleibt, sorgt der Herr für mich, und das ist genug.

Lehre und Anwendung. Ueber den ganzen Psalm gibt Bunyan's Pilgerreise vortreffliche Bilder und Andeutungen, denn man kann in jedem Vers eine Lehre finden, welche dort im Bilde wiedergegeben ist.

Gottes Wille ist die Hauptsache! Diesen Willen sollen wir kennen lernen. 1. Bezüglich des Heilandes: er soll ein Prophet sein. Nahum 1, 15; Matth. 11, 27; Joh. 4, 19. Er soll ein Priester sein: Heb. 2, 17. Er soll ein König sein: Matth. 25, 31. 34; Offb. 1, 9. 16. Er soll ein Mittler sein: 1. Tim. 2, 5. Er soll ein Erlöser und Versöhner sein: Röm. 5, 10. 11.

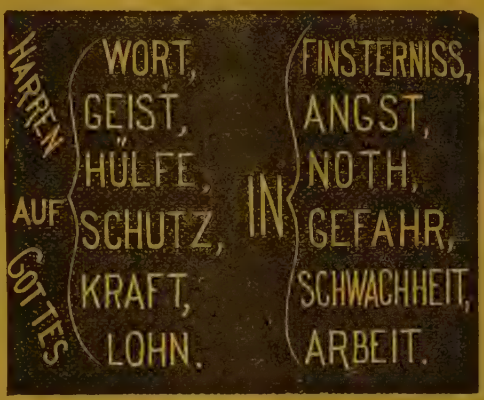
2. Bezüglich der Erfüllung des Willen Gottes durch Christum: Luk. 3, 49; Matth. 4, 1–11; Mark 1, 15; Apstg. 10, 38; Heb. 5, 8; Phil. 2, 8.

3. Bezüglich des Menschen. Hes. 33, 11; Micha 6, 8; Mark. 1, 15; Matth. 22, 37; Matth. 5, 6.

Gott hört das Gebet und das Schreien derer, welche in ihrer Noth zu ihm rufen, und diese Wahrheit kann jedes Kind Gottes selbst erfahren.

Die Gnaden Gottes und die empfangenen Segnungen sollen gepriesen werden, und in der öffentlichen Gemeinde soll man ihrer gedenken mit Lob und Dank. Es gibt Menschen, welche meinen, man könne ja betend leben, ohne daß man auch noch besondere Zeiten zum Gebet verwende. Wollen diese Leute etwa andeuten, Jesus habe nicht betend gelebt, darum habe er besondere Zeiten zum Gebet haben müssen?

Christus hat durch seinen vollkommenen Gehorsam eine vollkommene Erlösung für uns gegründet, und wir können alle derselben theilhaftig werden.



Wandtafelerklärung. Harren heißt warten, aber warten heißt nicht gleichgültig sein und die Hände in den Schooß legen. Wenn also der Gläubige auf den Herrn harret, dann offenbart sich bei ihm ein ernstliches Verlangen nach der Hülfe des Herrn, wie dieses ja die Wandtafel auch deutlich lehrt: man harret des Herrn, nemlich in der Finsterniß harret man auf sein Wort; denn das ist ja ein Licht; in der Angst auf seinen Geist; in der Noth auf seine Hülfe; in Gefahr auf seinen Schutz; in Schwachheit auf seine Stärke, und in Arbeit auf seine Belohnung. Jeder einzelne Punkt kann mit Beispielen und Sprüchen aus dem Worte Gottes begründet werden. Wer den Willen Gottes thut, darf getrost auf den Herrn harren.

Preis der Güte Gottes.

12. Lection: Psalm 103, 1–22. — Sonntag den 21. September.

1. Ein Psalm David's.
Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen.
2. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat,
3. Der dir alle deine Sünde vergibt, und heilet alle deine Gebrechen,
4. Der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit.
5. Der deinen Mund fröhlich macht, und du wieder jung wirst, wie ein Adler.
6. Der Herr schaffet Gerechtigkeit und Gericht allen, die Unrecht leiden.
7. Er hat seine Wege Mose wissen lassen, die Kinder Israel sein Thun,
8. Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte.
9. Er wird nicht immer hadern noch ewiglich Zorn halten.
10. Er handelt nicht mit uns nach unseren Sünden, und vergilt uns nicht nach unserer Missethat.
11. Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, läßt er seine Gnade walten über Die, so ihn fürchten.
12. So fern der Morgen ist vom Abend, läßt er unsere Uebertretung von uns sein.
13. Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über Die, so ihn fürchten.
14. Denn er kennet, was für ein Gemächte wir sind; er gedenket daran, daß wir Staub sind.
15. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde.
16. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.
17. Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit

zu Ewigkeit über Die, so ihn fürchten; und seine Gerechtigkeit auf Kindeskind,

18. Bei Denen, die seinen Bund halten, und gedenken an seine Gebote, daß sie darnach thun.

19. Der Herr hat seinen Stuhl im Himmel bereitet, und sein Reich herrschet über alles.

20. Lobet den Herrn, ihr seine Engel, ihr starken Helden, die ihr seinen Befehl ausrichtet, daß man höre die Stimme seines Worts.

21. Lobet den Herrn, alle seine Heerscharen, seine Diener, die ihr seinen Willen thut.

22. Lobet den Herrn, alle seine Werke, an allen Orten seiner Herrschaft. Lobe den Herrn, meine Seele.

Haupttext: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Psalm 103, 2.

Geschichtliches.—Es wird fast allgemein angenommen, daß David der Verfasser dieses Psalmes ist, und daß er ihn in seinem hohen Alter dichtete, nachdem er ein Leben voller Erfahrungen, süße und bittere, hinter sich hatte. Die klare Einsicht in die Nichtigkeit des Lebens deutet auf sein hohes Alter hin, ebenso auch die Dankbarkeit, welche er kund gibt. Es ist sonderbar, mit dem Alter lernt auch der Stärkste seine Nichtigkeit einsehen, und mit den Jahren sieht man, daß man am Ende doch nur einen Anfang zu machen im Stande war. So wie unter den höchsten Gebirgen doch immer ein höchstes ist, so mag man auch von den Psalmen sagen, alle sind inspirirt, alle sind erhaben, aber mir scheint dieser 103. denn doch der herrlichste zu sein. Der Psalm an sich selbst enthält Stoff genug für ein Buch, geschweige in einer S. Schullection gegeben zu werden. Man findet hier, wie der Dichter sich selbst im Selbstgespräch zum Lobe Gottes aufmuntert, wie er die Gerechtigkeit und Güte Gottes preist; wie er dann die Engel Gottes und alle Geschöpfe und schließlich sich selbst noch einmal zum Preise Gottes auffordert. Wenn man genau beachtet, kann man annehmen, daß der Psalm nach Genesung von einer schweren Krankheit gedichtet worden ist, und mag eben deßhalb auch allen gläubigen Herzen zum reichen Trost gedeihen.

Texterklärungen.—V. 1. **Lobe den Herrn, meine Seele.** Die ganze Gestaltung dieses Psalmes deutet an, daß Jedermann, der aus ähnlicher Gefahr gerettet wurde, diesen Psalm gebrauchen darf. Deßhalb steht auch obenan: „Des Herrn Güte soll man preisen." David fordert seine Seele auf, am Lobe Gottes Theil zu nehmen, denn man soll Gott nicht mit dem Munde allein preisen, sondern das Herz soll auch dabei sein. Gott ist die Quelle aller Segnungen, und deßhalb soll ihm auch aller Dank und alles Lob werden. Loben heißt die gute Seite hervorheben und bekannt machen und die guten Eigenschaften erzählen, welche man aus Erfahrung kennen gelernt hat, und davon weiß David etwas zu sagen, daher soll seine Seele einstimmen, mithelfen.

V. 2. **Vergiß nicht, was er dir Gutes gethan.** Wer eine empfangene Wohlthat vergißt, ist undankbar. Das alte Sprichwort lautet: „Wer vergißt, der schweigt." Das Gedächtniß ist eine Kraft, welcher der Mensch nicht zu weit trauen darf, denn dasselbe wird mehr oder weniger von den andern Charakterzügen beeinflußt; besonders aber hat der leidige Sündenfall auch das Gedächtniß betroffen, und Undankbarkeit macht gern vergeßlich, daher die Aufforderung: vergiß nicht; denke daran und mache es kund im Lobe Gottes allerwege. Wie darf ich so undankbar sein und meines Gottes Wohlthaten vergessen?

V. 3. **Heilet alle deine Gebrechen.** Weil die Vergebung der Sünden schon vorher besonders benamt ist, so muß sich dieses natürlich auf leibliche Gebrechen beziehen. Krankheiten des Leibes und Gemüthes sind so innig mit Sünde verknüpft, daß es uns gar nicht wundern braucht, weil sie hier so nahe beisammen stehen. Heilende Kraft ist vom Herrn. Daher gebühret ihm Dank. Ein frommer Mann hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, diesen Psalm jeden Samstag Abend zu lesen. Auch in der Woche, da seine theure Gattin gestorben war, nahm er, wie gewöhnlich, die Bibel zur Hand und fing an, den Psalm zu lesen; er stutzte jedoch und hielt einen Augenblick inne, dann blickte er auf und sagte: „Trotzdem, was sich diese Woche zugetragen hat, habe ich doch noch tausend Ursache, dankbar zu sein, und meinen Psalm zu lesen: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat." Alle heilende Kraft ist von Gott, und jede gläubige Seele hat das Vorrecht, zu Gott zu kommen in Krankheiten des Leibes, doch möchte ich das nicht so erklären, als sollten Christen Aerzte und Arzneimittel verachten; Gott schuf diese Mittel, und die Bibel verbietet den Arzt nirgends, wohl aber warnt sie vor wilder Schwärmerei.

V. 4. **Dein Leben vom Verderben erlöfete.** Erlöst vom zeitlichen und ewigen Verderben; von Todesgefahr und allerlei anderem Unglück. David war ein Kind der Vorsehung, haarbreite Rettungen aus Gefahren hatte er durchlebt, und dunkle Pfade ist er oft gewandelt, deßhalb konnte er dieses mit vollem Recht sagen. Das wird in Ewigkeit ein Lied der Erlösten bleiben: er hat dein Leben vom Verderben erlöst, **der dich krönet mit Barmherzigkeit.** Die Krönung ist ein bildlicher Ausdruck für Ehre, welche ein König seinen Untergebenen allein erzeigen kann.

V. 5. **Wieder jung wirst wie ein Adler.** Den Mund fröhlich machen, heißt, alle rechtmäßigen Verlangen, erfüllen, so kann es also auch auf das Herz angewendet werden. Die LXX übersetzen es also: der alle deine Begehren erfüllet, d. h. alle Bedürfnisse, sogar die Bedürfnisse des Leibes nicht unbeachtet läßt. Mit Bezug auf die Erneuerung der Jugend herrscht große Meinungsverschiedenheit; im Allgemeinen erzählt man, daß der Adler alljährlich seine Federn verliere und neue schönere bekomme, das jedoch thut der Spatz auch, und jeder andere Vogel ebenso. Das Bild muß noch einen andern Vergleich aushalten, der treffender ist. Hieronymus sagt: Der Adler, welcher im Alter noch mit der Kraft der Jugend in die Höhe steigt, in die Sonne blickt und auf Raub ausgeht; ja, nach hundert Jahren noch die volle Kraft der Jugend zeigt, ist ein Bild des muntern, gesunden und hohen Alters eines Gläubigen. Es ist also mehr das hohe und kräftige Alter des Adlers, als die Veränderung seiner Federn, auf das man hier besonders Acht haben soll.

V. 6. **Der Herr schaffet Gerechtigkeit.** Der Psalmist geht nun von seiner eigenen Erfahrung auf die Erfahrung seines Volkes über. Die Gerechtigkeit, welche die Menschen an ihren Fürsten und Königen umsonst suchen und erwarten, die darf man an Gott rühmen und zwar in allen Fällen. Der Menschen Ungerechtigkeit wird endlich von Gott ins Gericht gezogen werden, und der Unterdrückte wird Recht erlangen. Ob auch die Gerechtigkeit nicht immer im Gericht der Menschen sitzt, von Gott weicht sie nie, und selbst jeder Tropfen Märtyrerblut wird gezählt und berechnet werden.

V. 7. **Er hat seine Wege ꝛc.** Dieser Ausdruck bedeutet hier entweder seine Gesetze oder sein Verfahren mit Israel, d. h. die Wege seiner Vorsehung und die Werke

seiner Güte und Treue. Er hat sie Mosi wissen lassen, geoffenbart; zweifach: 1. In der Art und Weise, wie er ihn berief und vorbereitete für die Leitung des Volkes, und 2. In den Offenbarungen auf Sinai, wo der Herr ihm zeigte, was zukünftig sein wird.

V. 8. **Barmherzig &c.** Dieser Vers hat besonders auf Gottes Langmuth und Geduld Bezug, indem er nicht sogleich straft, sondern Nachsicht übt. Vom 8. bis zum 15. Vers zählt nun der Psalmist die Eigenschaften Gottes auf, wie er dieselben durch eigene Erfahrung und Beobachtung an Andern hat kennen lernen.

V. 9. **Ewiglich Zorn halten.** Gott straft seine Kinder, aber nicht wie ein Feind, um zu zerstören, sondern als Kinder, wie ein Vater, um sie zu züchtigen; sobald sie Reue kundgeben, hört die Züchtigung auf, und Arme der Liebe sind bereit sie zu umfangen.

V. 11. **So hoch der Himmel über der Erde &c.** Grenzenlos, so wenig zu ermessen, als die Distanz zwischen Himmel und Erde. Wer kann den ersten der Planeten erreichen? Wer kann das Weltall umfassen? Und ob es Jemand könnte, so ist Gottes Gnade doch immer noch unermeßlicher.

V. 12. **So fern läßt er unsere Uebertretungen.** Dieser Vers ist also zu verstehen: Wenn Gott Sünden vergibt, dann vergibt er dieselben vollkommen, so wenig als Morgen und Abend je zusammen kommen, so wenig werden unsere vergebenen Sünden je wieder vor Gott kommen, er gedenket ihrer nicht mehr. Gott kann etwas thun, das kein Mensch thun kann, er kann eine Beleidigung vergessen, ohne je wieder daran zu denken! So sagt sein Wort, und das ist ein Wunder welches wir noch lange anstaunen können, aber nie begreifen werden. — Gott kann vergessen!

V. 13. **Wie ein Vater.** Ein Vater erbarmt sich seiner Kinder, wenn sie irren, indem er sie zurecht weist; wenn sie fehlen, indem er Geduld hat; wenn sie krank sind, indem er Mitleid hat; wenn sie fallen, indem er ihnen aufhilft; wenn sie ihn beleidigt haben, indem er ihnen vergibt. Der Herr erbarmet sich über die, so ihn fürchten.

V. 14. **Denn er kennet** — uns. Erstlich kennet er unsere Natur, und Gott nimmt diese Thatsache oft als einen Beweggrund seines Erbarmens. Dann aber weiß ja Gott auch wohl, daß nur seine Gnade uns erhält, denn wenn er nach Recht mit uns handeln würde, dann müßte er uns plötzlich zerstören. **Daß wir Staub sind.** Das was wir Menschen gar zu oft vergessen, das hält Gott im Gedächtniß, nemlich die Hinfälligkeit, die Nichtigkeit des menschlichen Lebens. Der Mensch ist nicht einmal wie eine Blume im Garten, welche doch noch vor Frost geschützt und vor zerstörender Hand bewahrt ist, sondern er ist wie eine Blume im Feld, auf welche eigentlich Niemand so recht Acht hat außer ihrem Schöpfer. Menschen und Teufel können eben doch nicht mehr thun, als Gott erlaubt, und wenn Gott die Seinen kennt, dann dürfen sie versichert sein, daß der Herr auch über sie wacht.

V. 15, 16. **Ein Mensch ist &c.** Diese beiden Verse sollen die Nichtigkeit des menschlichen Lebens noch mehr offenbaren; nicht um den Menschen zu beschämen, sondern um Gottes Gnade zu rühmen, denn eben darin, daß Gott einen solchen armen Menschen zu seinem Kinde annimmt und ihn für die Seligkeit bewahrt, eben dadurch, daß er Geduld mit ihm hat und sich väterlich erbarmt, offenbart sich die Gnade Gottes am herrlichsten. —Wenn ein starker Sturm den Menschen zerstören würde, so wäre das kein Wunder, aber der Psalmist will sagen; **wenn der Wind darüber geht:** ein leiser Wind trägt ihn fort, eine gewöhnliche Krankheit reißt ihn hin; nur Gottes Gnade kann ihn erhalten. Wenn er aber einmal dahin ist, dann ist die Welt, als wäre er nie dagewesen.

V. 17. **Die Gnade aber des Herrn.** Obschon wir so bald vergehen: so bleibt doch die Güte Gottes; die vergeht nicht mit uns. Wie sie von Ewigkeit gewesen ist, so wird sie in Ewigkeit fortdauern, **seine Gerechtigkeit** bedeutet hier wie noch an vielen anderen Stellen Treue und Wohlthätigkeit, denn seine Gnadenbezeugungen waren verheißen, und die Erfüllung der Verheißungen zeugt von Gerechtigkeit und Treue. Man vergleiche 2. Mos. 20, 6 und Micha 7.

V. 18. **Bei denen.** Hier folgt nun die Bedingung des Heils wieder, die seinen Bund halten. Solche Einschränkungen sind nicht blos, um sein Volk zu erhalten, sondern auch besonders, um die Hoffnung der Gottlosen zu dämpfen, und den Israeliten zu zeigen, daß sie sich nicht auf die Vorrechte ihrer Väter verlassen können; denn jeder Einzelne, welcher im Bund steht, hat die Pflichten des Bruders zu beobachten.

V. 19. **Der Herr hat seinen Stuhl.** Mit diesen Worten soll die Größe und Unveränderlichkeit der Herrschaft Gottes ausgedrückt werden; denn nachdem man seine Güte gerühmt hat, soll man seine Macht und Herrlichkeit auch nicht übersehen. Was er verspricht, das ist er auch vermögend zu erfüllen. Die Erde ist nicht die Wohnung seiner Herrlichkeit, sondern nur ein geringer Theil seines Reiches, an dem er seine Majestät offenbaren will, und es auch thut.

V. 20–22. **Lobet den Herrn.** Eine dreifache Aufforderung zum Lobe Gottes. 1. Die Engel als Boten seiner Herrlichkeit. Weil aber David diese einladet, so will er dadurch die Menschen um so mehr aufmuntern, denn wenn Engel Ursache haben, wieviel mehr müssen da Menschen verpflichtet sein! 2. Die Heerschaaren. Die Engel nach Abtheilungen, wie diese Rede ja oft vorkommt: Engel, Erzengel, Herrschaften, Throne und Fürstenthümer. Wieweit wir das Bild durchführen können in der Eintheilung, wird unser schwacher Verstand bald genug begrenzen. Man vergleiche Eph. 3, 10; Col. 1, 16. 3. Alle seine Werke. Dieses umfaßt alles, was in obigen Abtheilungen nicht eingeschlossen ist; alle seine Werke im Himmel und auf Erden. Hat der Psalmist sein Lied im Grundton angefangen, so weiß er es auch im Grundton zu schließen. **Lobe den Herrn meine Seele.** Ob Andere auch besser loben können, als er, haben sie doch nicht mehr Ursache als er; ob Andere bessere Fähigkeiten besitzen, will er deßhalb doch nicht schweigen, sondern seine Pflicht auch ferner thun. Dem sollen auch wir alle beistimmen. Amen!

Lehre und Anwendung.—Der Adler ist ein Bild des völligen Christen. Gewiß nicht weil er seine Federn alljährlich wechselt, denn darin ist er ein Bild des Unbeständigen; auch nicht weil der alte Adler die Federn eines jungen trägt, denn darin wäre er ein Bild des Hoffärtigen; aber: 1. In der schärfe seines Auges, welches auch im höchsten Alter noch in die Sonne zu blicken vermag. So verliert auch der Christ im hohen Alter den Scharfblick nicht, welcher Thron und Krone bereit sieht. 2. In der Höhe seines Fluges. Das Alter vermag nicht, den Adler an die Erde zu fesseln, höher und höher hebt er sich in seinem Flug. So hat auch das Irdische keine Gewalt über den Christen, beständig heißt es bei ihm: „Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir." 3. In der Kraft seiner Schwingen. Das Alter vermag nicht, ihn zu schwächen oder zu ermüden, sondern so lange er lebt, bleibt er seiner Natur getreu: in der Höhe zu wohnen. So ist auch der Christ, er lebt beständig über dem Niederen erhaben, seine Kraft gibt nicht nach; ob auch das Alter den Leib drückt, der Geist bleibt frisch und frei in den Sonnenstrahlen der ewigen Liebe seines Gottes und

in der frohen Gewißheit der Unsterblichkeit und des besseren Lebens im Jenseits.

Ein Herr sagte einst: „Es ist ein Vers in der Bibel, dessen Werth ich nicht zu schätzen weiß, das ist der 13. im 103. Psalm, denn mein Vater war ein Tyrann, welcher kein Erbarmen kannte." Wohl dem Kind, welches die Liebe eines erbarmenden Vaters kennt und zu schätzen weiß; aber dreimal glücklich der Mensch, welcher Gott als liebenden Vater kennt.

Alle Menschen haben Ursache, Gott zu preisen, vor allen aber die Kinder Gottes· sie sollten seinen Namen rühmen vor allem Volk.

Ein dankbares Herz preist Gott, und Dankbarkeit ist der sichere Weg zu einem glücklichen Leben, denn Dankbarkeit ist der Vorläufer neuer und vermehrter Segnungen.

Illustrationen. — Gottes Liebe. Eine Legende wird erzählt, welche also lautet: Einst befahl Gott einem Engel, einen Eisberg zu entfernen, welches dieser denn auch mit einer Anzahl Gehülfen versuchte und mit Aexten und Schaufeln zu Werke ging, aber der Berg schwand nicht; da ließ Gott den Südwind wehen und die Sonne scheinen, und in ganz kurzer Zeit war der Eisberg verschwunden. Dieses ist ein Bild der Liebe Gottes.

Beispiel der Dankbarkeit. Ein irischer Bischof, der seinen Weg verloren hatte, betrat die Hütte einer armen Wittwe, um Auskunft zu erhalten. Er fand sie gerade bei ihrem Mittagsmahl, welches in einer Brodkruste und kaltem Wasser bestand, aber dafür war sie so dankbar, als befände sie sich im Besitz der köstlichsten Mahlzeit. „Ich habe all dieses," sagte sie, „und den Herrn Jesus noch obendrein."

Wandtafelerklärung. — Weil die Menschen allzuvergeßlich sind mit ihrer Dankbarkeit, ist es fast nöthig, daß man sich selbst genau bewacht; das hat auch David gethan, er hat seine eigene Seele aufgefordert zum Lobe seines Gottes. David war ein geübter Spieler, und seine Harfe war beständig bereit. In diesem Psalm zählt er alle Wohlthaten Gottes auf und besingt dieselben in der großen Versammlung des Volkes. Den Gesang begleitet er dann mit der Harfe, um dadurch die Melodie zu erhöhen. Gesang ist ein gottgefälliger Dienst und erhebt das Herz. Singen kostet nicht mehr Anstrengung als Weinen und ist viel aufmunternder. Auch in der Sonntagschule ist große Ursache, dem Herrn zu singen. Kinder, laßt uns nicht vergessen, was er uns Gutes gethan hat.

Wiederholung.

Ueber die Wiederholung der Lectionen sind schon mancherlei Winke gegeben worden, aber es hängt nicht von Fingerzeigen, Regeln und Methoden ab, sondern von der Ausführbarkeit derselben. Was in einer Sonntagschule eine ganz leichte Sache ist, kann in einer anderen eine fast unausführbare Sache sein; es hängt viel davon ab, was man für Schüler und Lehrer hat, denn was Einem leicht erscheint, weil er alle Gelegenheit hatte, sich zu informiren, das muß dem Anderen schwer halten, welcher nicht die Hülfsmittel besitzt, sich also zu helfen und vorzubereiten. Hier lassen wir nun eine einfache Form folgen, welche vielleicht einigen Schulen zu leicht, andern gerade recht: allen aber nützlich sein wird.

Das Leben und Wirken eines berühmten Mannes.

I. **David. Sein jugendliches Leben.** Geboren 1086 v. Chr.—zu Bethlehem in Juda; wird Hirte und offenbart als solcher merkwürdigen Muth und Kühnheit. —Wird an den Hof Saul's berufen; erschlägt den Goliath 1063 v. Chr.—Von jetzt an ist er bei Hof, dann die Verfolgung; ist von 1063—1056 in der Verbannung, und bereitet sich, ohne es zu wissen, vor, aus Erfahrung ein Volk regieren zu lernen. David ist Poet, Musiker und Sänger; muthig, klug, religiös und menschenfreundlich.

II. **David im Soldatenstand.**—Als David an den Hof kam, und nachdem er den Riesen bezwungen, wurde er als Soldat eingereiht und zum Offizier gemacht. Er hatte Glück, denn er war fromm; als König führte er erfolgreiche Kriege, er organisirte eine Armee (1. Chron. 27) und erkämpfte sich einen Frieden von allen umliegenden Nationen. Sein bester Heerführer war Joab, seiner Schwester Sohn.

III. **David als König.** Er trat die Regierung im Jahr 1056 v. Chr. an, und regierte über zwei Stämme sieben und ein halbes Jahr mit Hebron als Residenzstadt. 1048 v. Chr. wurde er König über das ganze Reich und nahm Jerusalem von den Jebusitern, welches dann zur Königsstadt erhoben wurde; im Ganzen regierte er 40 Jahre. Sein Königreich wurde vergrößert und hatte großen Wohlstand, so daß kein anderes diesem gleich kam. Ueber völligere Organisation vergleiche man 1. Chron. 23–27.

IV. **David als Dichter.** Er schrieb eine ganze Anzahl Psalmen, herrliche Lieder, welche im öffentlichen Gottesdienst im Tempel gebraucht wurden, und heute noch in der christlichen Kirche gebraucht werden. David sammelte und organisirte auch einen Sängerchor mit Führern, und ein Orchester mit Instrumenten für den Gottesdienst. Man lese 1. Chron. 25.

V. **David's unterschiedliche Erfahrungen.** David hatte schon als Jüngling schwere Proben mitzumachen: aber viele seiner Prüfungen waren nicht ihm zuzuschreiben, sondern waren eine Folge der Erziehung, der Umgebung und des Geschäftes, welches er betrieb. Spätere Leiden waren eine Folge seiner Sünde. Er sündigte, aber er that bittere Buße. Im Allgemeinen war er glücklich und lebte im Wohlstand. Er starb im Alter von 70 Jahren, „voll Lebens, Reichthums und Ehre." Er war der geehrteste König, welchen Israel je hatte. Obschon sein Leben ein schwergeprüftes war, so war es doch werth, gelebt

zu werden und ist schon Tausenden zu einem reichen Segen geworden.

VI. **David's religiöses Leben.** Er diente Gott, war sehr religiös und in der Moral weit über jenes Zeitalter vorangeschritten. David war tugendhaft und fromm; er hatte königliche Tugenden an sich, und diese sollten nie durch seine Schwachheiten verdunkelt werden. Im Gottvertrauen ist er ein Vorbild, und that alles in seinen Kräften, Frömmigkeit unter seinem Volk zu fördern. Darum nannte ihn auch Gott einen Mann nach seinem Herzen. Wer von uns hat weniger Fehler und mehr Tugenden?

NB. Wenn der Superintendent obigen Leitfaden als Richtschnur nimmt und Fragen darauf stellt, dann kann er aus dem Leben David's eine gar sehr nützliche Wiederholung der Lectionen machen, und die Lehrer können vieles dazu beitragen, indem sie sich wohl vorbereiten und auf jede Frage mit einer trefflichen Antwort bereit sind. Uebrigens kann man auch den unterschiedlichen Haupttexten Aufmerksamkeit schenken und die Zeit sehr nützlich darauf verwenden, denn die Haupttexte enthalten gewöhnlich den Sinn der Lectionen.

Wandtafelerklärung. Die Karte, welche heute als Wandtafel dient, ist werthvoll; sie stellt Palästina vor, wie dasselbe zur Zeit der Stämme eingetheilt war, und wie es zur Zeit David's bestand. Die Grenzlinien sind richtig angegeben, und die Punkte mit den Buchstaben dabei sind Städte, welche in den verflossenen sechs Monaten in unseren Lectionen vorkamen. Wir suchen also die Namen dieser Städte zu entziffern, finden dann, wo dieselben vorkommen und erfahren kurz, in welcher geschichtlichen Verbindung sie stehen, d. h. was sich in und bei den Plätzen zugetragen hat. Wenn jeder Lehrer und jeder Schüler sein Bestes dazu beiträgt, wird diese Uebersicht von Nutzen und gesegnet sein.

Mit unsern Lesern.

Drei Punkte.—„Es sind drei Punkte," schreibt ein lieber alter Freund an uns in einem Privatbriefe, „in denen ich als Prediger es nicht so genau, so ernst und gründlich nehme, wie ich sollte: Die Sünde, Christus, die Erlösung. O, was sind das für drei Gegenstände! Sie recht zu fassen, entsprechend vorzutragen, muß man Zeit und Ewigkeit umfassen, durchspüren und dann demgemäß behandeln. O, wie oberflächlich wird im Allgemeinen mit denselben umgegangen, gar oft in der Predigt, zu der oft Gott in Heuchelei um den Beistand des heiligen Geistes angerufen und dann oft menschlich fades Zeugs, hie und da menschliche Großhanswursterei vorgetragen wird, und da, anstatt daß bittere Bußthränen fließen und die Sünder in und außer der Kirche ihre Herzen zerreißen, rühmt man den Prediger sondergleichen. Ja, ihr lieben Brüder, nehmt's genau mit der Sünde, straft sie ohne Schonung, rühmt Christum hoch und viel, laßt sein Kreuz auch im Magazin und in den Jugendschriften prangen;* verkündigt, lehrt, bezeugt laut, klar, mit tiefem Ernst die Erlösung im Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes—augenblickliche, völlige Erlösung. Gott erlöst von Sünden, er allein; er braucht aber keine anderthalb Jahre, das zu beseitigen, was er mit einem Hauch seines Odems verrichten kann, und das zu schaffen, was er nur wollen braucht, um es in Wirklichkeit zu stellen. Schade, daß wir ihn so oft an uns binden wollen, anstatt uns an ihn zu klammern. O die Möglichkeiten Gottes, die Möglichkeiten der ewigen Liebe. Wir aber sind ihre Erwählten."

Dem l. Br. J. P. J. von Neb. danken wir für die gute Meinung, die er unseren Blättern gegenüber ausspricht. Er sagt: „Alle unsere Schriften werden gerne gelesen von Allen, so weit sie verbreitet sind. Wenn auch nur ein geringer Theil der Leser dieses öffentlich anerkennt, so dürfen die Editoren doch versichert sein, daß ihre Schriften unberechenbaren Segen stiften. Hätten wir diese Schriften nicht, wie öde wäre es im Haus und in der Sonntagschule!

So weit schon gut, aber sollten sich denn nicht auch alle bestreben, dieselben immer weiter und weiter auszubreiten? Da kommt uns ein Vorschlag, den Br. Nolte von Jowa selbst macht und auch gleich, gegen alle parlamentarische Regeln, unterstützt (wir erlauben das!), gerade

*Ist unser ernstliches Bestreben.—Edr.

zu statten, nemlich: „Vorgeschlagen, daß jeder Prediger unter uns im Verlauf des Jahres noch einen neuen Unterschreiber fürs Magazin sammle." Das brächte uns einen herrlichen Zuwachs. Kann's geschehen? Du liebe Zeit! Hat ja der junge Br. H. Füßner, ein Probeprediger auf Ottawa Bez., Erie Conf., seit dem 15. März nicht weniger (man höre!) als 13 neue Unterschreiber „aufgegabelt." Dafür unseren besten Dank. Und kann das geschehen—wie leicht ließe sich noch einer finden gerade jetzt!

Ein Bruder sagt—„Wie wäre es, wenn der Kriegssecretär in jeder Conferenz eine S. S. Convention anberaumen würde? Können wir nicht, mein Lieber, und zwar aus ganz naheliegenden Gründen? Hier und da haben wir schon, wenn es unsere Zeit erlaubte, solche Versammlungen besucht, und dann nur auf dringende Einladung hin. Das ist alles, was wir in obiger Sache thun können. Auch werden, so weit wir wissen, in jeder Conferenz Sonntagschul-Conventionen gehalten.

Den herrlichen Kindertag haben wir dieses Jahr nicht weniger als fünfmal gefeiert, nemlich an der Salemsgemeinde allhier, in Toledo droben, in Amherst und Lorain, in Buffalo Krettnerstraße Station und zuletzt noch in South Ridge und Brownhelm. Die Feste waren höchst ermunternd für Alt und Jung und daneben wurde eine große Masse Geldes zusammengelegt für deutsche Kirchenbauten und Japan. Das letzte Fest in dem alten Brownhelm unter den „blinden Hessen" war noch (verhältnißmäßig) das allerbeste. Hui! was es dort aber „geblitzt" hat. Die festlichen Stunden an den erwähnten Orten werden uns lange in gesegnetem Andenken bleiben. Der Kindertag ist ein herrlicher Erfolg.

F. M., Mich.—Ein Bruder Superintendent gab in der Mitte des Jahres sein Amt auf—ist nun der Gehülfs-Superintendent ermächtigt, die erledigte Stelle einzunehmen? So scheint's; denn auf Seite 34 unserer Kirchenordnung steht geschrieben, daß die Superintendenten unserer Sonntagschulen jährlich erwählt werden sollen; also keine Wahl in der Zwischenzeit. Auf Seite 35 steht dann: „In Abwesenheit des Superintendenten soll der Gehülfs-Superintendent dessen Stelle einnehmen." Das Wort „Abwesenheit" deckt hier scheint's „alle Fälle": Resignation, Tod, Krankheit, auf Reisen sein 2c. Man wähle daher als Gehülfs-Superintendenten immer den zweitbesten Mann in der Gemeinde. Dann laß getrost kommen, was da komme! Nicht?

Van Dietrich Swart.—„Guden Dag, min leve Editor! (dank ok schön! Edr.) Ja nu, iek bin komen, ok en mohl en Gespräch to hallen mit unsern Lesern. Ick hoop dat ick willkomen bin. (Tein mohl, nehm en Stuhl, un wat gift et för Neues? Edr.)

O, nicks besonderes dissemahl, tis noch ollens bin ollen. Doch ick was letzte Weke in en Hus, un da fund ick en Ev. Magazin un war ick de to sehen krige, dar möt ick em ok lesen; dat kann sick en jeder Mensch begripen. Nu do laas ick, dat in de nächst komende Magazin de Lebensbeschrieven von Br. M. Dissinger beschrieving sul werden, do dachde ick, dan muß ick ok de Magazin bestellen. Ick bin bereit enige Summe to betalen. Nu, A. d. g. för dissemahl. (J, nur willst du nich noch en böten in de Hinterstübchen komen? — Edr.) Nee, ick heb dissemahl kein tüd, viellicht en andermahl. Noch en Grötniß an ju Editoren un an alle Leser (Danke ok!—Edr.) van

Dietrich Swart.

Bis die Leser dieses zu Gesicht bekommen, sind die Editoren unserer Sonntagschul-Literatur wohl auf dem schönen „Linwood Park" an der ersten allgemeinen Sonntagschul-Convention der Erie Conferenz. Möge der liebe Gott diese Sonntagschul-Versammlung doch reichlich segnen zum Nutzen vieler Tausenden von Sonntagschul-Arbeitern beides in und außerhalb unserer Kirche! Wollen die Leser nicht für die Convention beten?

J. Z., Mich. „Wie hat Simson die dreihundert Füchse gefangen?" Die Schrift sagt es nicht, auch sagt sie nicht, wie viel Zeit er daran wandte, um sie zu fangen: ob eine Nacht, eine Woche oder einen Monat. Er kann Netze und Fallen gestellt haben; er kann auch Knechte angestellt haben, sie für ihn zu fangen, und dann wäre es immer noch richtig zu sagen: er fing sie; denn man sagt ja auch: Salomon bauete dem Herrn ein Haus, obwohl Jedermann weiß, daß er es bauen ließ. Unser Bürgermeister hat einmal 1500 Spatzen gefangen in weniger als einer Woche. Er hat nemlich „ausschellen" lassen, daß er so viel pro Hundert bezahle, und von Stund an war die ganze Dorfjugend auf der Spatzenjagd, denn das „Gezieser" zerstörte die Feldfrüchte. Vielleicht hat Richter Simson auch eine Prämie für Füchse veröffentlicht oder gar einen Befehl erlassen, denn so ein Richter hatte Gewalt zu jener Zeit. Daß die Füchse in ungeheurer Masse dort hausten, darüber lese man Neh. 4, 3; Ps. 63, 2; Hohl. 2, 15; Klagl. 5, 18; und Les. 13, 4. Die Ungläubigen ärgern sich gern an dieser Geschichte und finden ihren einzigen Haltpunkt doch nur am Buchstaben, während sie in andern Dingen sehr liberal sind nach dem Sinn zu fragen. Uebrigens besteht unter den Römern ein Fest, welches sie von den Phöniciern entlehnt haben; dieses mag hier eine passende Illustration bieten: alljährlich, um die Weizenernte läßt man einige Füchse los, denen man einen Feuerbrand an den Schwanz befestigt hat. Ob Simson seine Idee dort entlehnte, oder ob jenes Knabenfest sich auf Simson's Handlung stützte, kann natürlich nicht bestimmt werden.

„Ein Magazinleser." Was versteht die heilige Schrift unter dem Ausdruck: Mäßigkeit? Mäßigkeit ist eine christliche Tugend, vermöge welcher der Christ alle seine Gefühle, Genüsse und Affecten so hält und lenkt, wie es christlich und vernünftig ist. Die christliche Mäßigkeit sucht in allen Dingen die Ehre Gottes und nie eigenen Genuß oder ungeheiligte Selbstliebe. Also genießt die christliche Mäßigkeit, welches ja die biblische sein muß,

alle Dinge, welche zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit nöthig sind; oder auch solche, welche Gott zur Freude und zum Vergnügen gab, wie es einem geheiligten Herzen zusteht, nemlich zur Ehre Gottes. Mäßigkeit ist nicht gänzliche Enthaltsamkeit, ebenso wenig ist Unmäßigkeit immer nur bei Trinkern zu suchen, denn es gibt unmäßige Menschen im Essen, im Temperament, im Ehrgeiz, in Scheinheiligkeit, in Näschereien, im Gebrauch des Tabaks, und sogar im Gebrauch des Wassers. Der Gebrauch starker Getränke ist so allgemein geworden, daß man, um dem Unheil zu steuern, der gänzlichen Enthaltsamkeit das Wort reden muß, und zwar nach dem Sinne des Apostels, welcher spricht: „Die Liebe Christi bringet uns also."

Dann ist noch dies: Es gibt Menschen, welche ebenso unmäßig sind im Arbeiten, im Geld sparen und in andern dergleichen Dingen, als andere im Trinken sind; aber die Folgen sind in keinem Fall so schlimm, so furchtbar, als bei demjenigen, welcher dem Laster der Unmäßigkeit im Trinken verfallen ist. Man nimmt doch weit besser, lieber Magazinleser, den Standpunkt gänzlicher Enthaltsamkeit an, als daß man einen schwachen Bruder ärgert und zu zeitlichem und ewigem Unglück verleitet.

M. R., Wisc. Was ist die Tammany-Gesellschaft, welche gegenwärtig so oft in den Zeitungen genannt wird?

Die Tammany-Gesellschaft wurde im Jahr 1789 zu New York gegründet, und zwar nach der Art der damaligen Jakobiner Clubs zu Paris. Ein Irländer Namens Mooney war der Gründer. Der Zweck der Gesellschaft war ein rein wohlthätiger, und nannte sich Tammany, nach einem sehr tugendhaften Indianerhäuptling Namens Tammanund, und sie erwählte denselben zu ihrem Patron. Die Beamten und Mitglieder der Gesellschaft nennen sich nach indianischer Weise Sachems, Sagamors und Krieger. Seit späteren Jahren hat sich die Gesellschaft einen politischen Anstrich gegeben und mit der Demokratischen Partei identifizirt, wodurch die Gesellschaft ein mächtiger politischer Faktor wurde. William Tweed, welcher lange Zeit ein Chief der Gesellschaft war, hat große Schmach darauf geworfen, so daß eine Reorganisation nöthig wurde; doch blüht gegenwärtig dieselbe wieder und hat einen mächtigen Einfluß in der Demokratischen Partei, weßhalb sie auch immer eine bedeutende Rolle spielt.

A. St., Missouri. Was versteht man unter dem Wort Culturkampf, welches so oft in den Zeitungen vorkommt?—Culturkampf ist der Kampf zwischen dem preußischen Staat und der römischkatholischen Kirche. Im Jahr 1873 im Monat Mai erließ der Staat, unter Leitung des Ministers Falk, gewisse Gesetze, welche auch Maigesetz und Falkgesetz genannt werden, bezüglich der Anstellung der Geistlichen. Diesen Gesetzen widerstanden die katholischen Geistlichen auf Anstiften des Papstes, und der daraus entstandene Kampf wurde Culturkampf genannt, weil er auf Seite des Staates für und auf Seite der Priester gegen die Cultur, d. h. Veredlung des Menschen geführt wurde. Der Kampf ist nie beendet worden, und Bismarck hat sich theilweise auf die Reise nach Canossa gemacht, d. h. er hat in vielen Stücken nachgegeben, und Preußen hat im Jahr 1882 mildernde Gesetze erlassen.

Hinterstübchen.

Die volle Rechnung.—„Während der letzten drei Monate habe ich tausend Dollars gemacht," sagte ein Schenkwirth mit sichtlichem Behagen zu einer Anzahl seiner Nachbarn.

„Sie haben mehr als das gemacht", gab Einer, der, ihm zuhörte, ruhig zur Antwort.

„Wie so?" fragte der Schankwirth.

„Sie haben Familienglück zerstört, Frauen und Kinder arm und krank und elend und lebensmüde gemacht. Meine zwei Söhne," fuhr der Redner mit zitterndem Ernst fort, „haben Sie zu Trunkenbolden gemacht. Den jüngeren haben Sie so trunken gemacht, daß er fiel und einen Schaden davon trug, der ihn zum Krüppel fürs Leben gemacht hat. Der Mutter dieser Jünglinge haben Sie das Herz gebrochen. Ach ja! Sie haben viel gemacht—mehr als ich im Stande bin auszurechnen; aber die volle Rechnung wird Ihnen einmal zugestellt werden; verlassen Sie sich drauf, sie wird Ihnen zugestellt werden!"

Im Finstern.—Bäuer: „Bäbele, hol' g'schwind 's Laternle, d'Kuh hot mi g'schlage, daß i' au sieh', ob's mi' troffe hot!"

Ueberschrift der Hölle.—Wer hier hineingeht, lasse alles Hoffen.

Der Herr Professor ist eben in Berechnungen über das Wiedererscheinen eines Kometen vertieft, da stört ihn die Stimme des Stubenmädchens: „Gnädige Frau läßt fragen, wann die Suppe servirt werden soll?"—„Ja, wann? wann?" erwidert der Professor, träumerisch aufblickend. „Warten Sie einen Moment." Er schreibt einige Ziffern, dann plötzlich: „Am 27. September 1915, Morgens 7 Uhr 16 Minuten 3¼ Sekunden präcise!"

Wie Kranke gesund werden.—Reflexionen eines erfahrenen Arztes über die sechs verschiedenen Arten, wie ein Kranker gesund werden kann:

1. Der Kranke schickt nicht zum Arzt—wird aber doch gesund!

2. Der Kranke schickt zum Arzt—der Arzt kommt aber nicht. Der Kranke wird gesund!

3. Der Kranke schickt zum Arzt—der Arzt kommt—verschreibt aber nichts—aber der Kranke wird gesund!

4. Der Kranke schickt zum Arzt—der Arzt kommt—

verschreibt etwas—der Kranke läßt es aber nicht machen und wird gesund!

5. Der Kranke schickt zum Arzt—der Arzt kommt—verschreibt etwas—der Kranke läßt es machen—nimmt es aber nicht—und wird gesund!

6. Der Kranke schickt zum Arzt—der Arzt kommt—verschreibt etwas—der Kranke läßt es machen—nimmt es—und wird zuweilen auch gesund!

Aufenthalt nicht bekannt.—Von der Gewissenhaftigkeit der Briefträger gibt die Auskunft eines solchen geplagten Boten in einem schleswigschen Orte ein redendes Zeugniß. Nach der stehenden Schablone, welche für die Rücksendung eines Briefes maßgebend ist, schrieb er auf einen solchen: „Adressat hat sich erhängt. Jetziger Aufenthalt nicht bekannt." Der einfache Mann sprach ein großes Wort gelassen aus.

Fatal!—In England pflegen die Geistlichen ihr Predigten abzulesen; in Schottland aber wird es nicht gern gesehen, wenn der Geistliche etwas Schriftliches auf die Kanzel nimmt. Dessen ungeachtet hatte sich ein Prediger die verschiedenen Theile seines Themas auf besondere Zettel geschrieben. Im Eifer der Rede warf er aber unbemerkt No. 3 über den Rand der Kanzel. Als er nun anfing: „Drittens" und dabei nach seinem Zettel sah, konnte er ihn nicht finden. Er wiederholte daher voll großer Verlegenheit: „Drittens, Drittens", da rief eine Frau aus der Gemeinde: „Herr Pastor, Drittens ist vor einer Viertelstunde von der Kanzel geflogen."

Schwäbisch.—Auf einer schwäbischen Eisenbahn kam kürzlich folgender Fall vor. Ein Herr sucht für seine Frau einen Platz in einem Wagen 2. Classe; endlich findet er einen solchen, allein auf demselben liegt eine kleine Reisetasche; er wendet sich deßhalb an den Herrn gegenüber und es entspinnt sich mit diesem, einem ehrlichen Schwaben, folgendes Gespräch: Fremder: Mein Herr, wollen Sie so freundlich sein, die Tasche wegzunehmen?—Schwabe: Noi, mein gutes Herrle, das Täschle werd' i net wegnehmen.—Fremder: Sie nehmen sie nicht weg?—Schwabe: Noi, noi!—Fremder: In diesem Falle wäre ich genöthigt, den Herrn Condukteur zu rufen.—Schwabe: Rufet Sie nur den Condukteur.—Condukteur (herbeieilend: He, mein Freund, Sie müsset so gut sein, 's Täschle wegg'nehme!—Schwabe: Noi, sell thue i net—i nehm's net weg.—Condukteur: Ich müßte wohl den Herrn Obercondukteur rufe.—Schwabe: Rufe Sie den Herrn Obercondukteur.—Obercondukteur: 's ischt mir gesagt worde, daß Sie's Täschle net wegnehme wollet.—Schwabe: Ja, 's ischt nun so, i nehms amol net weg.—Obercondukteur: Spaßet Sie net, i mueßt wahrhaftig den Herrn Schandarm rufe.—Es geschieht. Säbelrasselnd naht der Wächter des Gesetzes: Mein Herr!—Schwabe: Befehlet, Herr Wachtmeister!—Gens'darm: Ich frage Sie, ob Sie's Täschle wegnehmen wollet?—Noi, Herr Wachtmeister, noi.—Allgemeine Bestürzung.—Gens'darm: Aber, lieber Mann, warum wollet Sie's Täschle net wegnehme?—Schwabe: Ja mein' Seel', weil's net mein ischt, i werd doch a fremd's Täschle net wegnehme, bin ja kan Dieb!

Der Fürstenpsalm.—Hoffärtige und hochmüthige Beamte waren dem Herzoge Ernst I. von Gotha, der Fromme genannt, ein Greuel. Als er einstmals erfuhr, daß ein solcher Beamter die Unterthanen plage, sandte er ihm eine Bibel mit dem Auftrage, alsbald den 101. Psalm zu lesen. Der Beamte fing an zu lesen und fand im 5. und 6. Verse die Worte: „Ich mag deß nicht, der stolze Geberden und hohen Muth hat. Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen und habe gerne fromme Diener." Diese Worte machten einen solchen Eindruck auf den Beamten, daß er plötzlich wie umgewandelt wurde und sich bestrebte, der gefälligste Beamte zu sein. Unter den Amtleuten und Hofdienern aber entstand das Sprüchwort, wenn einer sich nicht wohl verhielt: „Der wird bald den Fürstenpsalm zu lesen bekommen.

Zu gelehrt.—Die Prinzessin von A., welche eine Zeitlang für die Auserwählte des Prinzen von B. galt, soll eine sehr gelehrte, des Lateinischen kundige Dame und überhaupt männlichen Geistes gewesen sein, und als der Prinz am Hofe ihres Vaters weilte und Jemand an der Tafel den Ausdruck "mulier teceat in ecclesia" (das Weib schweige in der Gemeindeversammlung) brauchte, erwiderte die Prinzessin rasch: "et vir in domo" (und der Mann im Hause), welche Aussicht auf den Pantoffel den Prinzen so erschreckte, daß er unverrichteter Sache abreiste und die Prinzessin wohl denken mochte, daß sie auch „an der Tafel" besser geschwiegen hätte.

Komische Anzeigen.—Ich photographire nicht blos einzelne Personen, sondern auch ganze Familien, sowie todte Personen nach dem Leben.

Es ist eine Frau zum Ausbessern zu 50 Pfennige zu haben.

Offerte: Ein Mann, der sehr gut mit Anfertigung von Käsen Bescheid weiß, bietet sich als solcher an.

Eine Chaise wird von einer Dame gesucht, die man auf- und zuklappen kann.

Die Fuhre Lehm kostet bei mir 1 Mark 50, wobei der Fuhrmann schon mit drin liegt.

Ein zahlreicher, aus neun Köpfen bestehender Familienvater bittet edle Menschenfreunde um gütige Unterstützung.

Junge Kanarienhähne nebst Bettstelle sind zu verkaufen.

Ein Kutscher, dem schon zwei Herren gestorben sind, sucht bei einer ähnlichen Herrschaft ein Unterkommen.

Wenn der Schauspieler, Herr Neumeier, welcher zwei Monate bei mir gewohnt, mir nicht binnen 14 Tagen seine Schuld bezahlt, werde ich seinen Namen öffentlich nennen.

Gestern in der Abendstunde wurde in der Millerstraße ein brauner Rock von einem Pferde gestohlen.

Ein fast ganz neuer schwarzer Tuchrock, zum Einsegnen sich eignend, ist zu verkaufen.

Ein junger, kräftiger Metzgerbursche, den man zum Zerhacken und zum Füllen der Wurst gebrauchen könnte, wird gesucht.

Eine schwarze Dogge ist zu verkaufen. Nähere Auskunft ertheilt Frau Amelie Wildhirn; sie ist sechs Jahre alt und hat gute Zähne.

Ein seltsames Correspondenz-Mittel.—Vor nicht langer Zeit wurde ein Raritätensammler in Paris, der bedeutende Summen ausgab, um verschiedene Banknoten aus aller Herren Länder zu erhalten, Besitzer einer englischen Fünf-Pfundnote, an welche sich eine ganze Geschichte knüpft. Diese Note wurde vor 61 Jahren auf einem Handelskomptoir zu Liverpool in Zahlung gegeben, und der Cousin der Firma, der sie in Empfang nahm, bemerkte, als er die Note gegen das Licht hielt, um ihre Echtheit zu prüfen, einige blaßrothe Zeichen auf derselben, welche sich bei näherer Untersuchung als halbverwischte Buchstaben herausstellten, welche zwischen die gedruckten Zeilen und auf das weiß gebliebene Papier geschrieben waren. Nach unsäglicher Mühe gelang es Folgendes zu entziffern: „Wenn diese Note in die Hände

von John Dean in Carlisle kommen sollte, so mag er aus diesen Zeilen entnehmen, daß sein Bruder in Algier in Sklavenketten schmachtet."—Genanntem Dean wurde Mittheilung von dieser Entdeckung gemacht, und er rief sofort die Hülfe der Regierung an, um seinen Bruder befreien zu helfen. Der Gefangene hatte, wie sich später ergab, mit einem Holzsplitter, den er in sein Blut tauchte, obige Mittheilung geschrieben und war bereits seit 10 Jahren Sklave des Bey von Algier, als sein sonderbarer Brief endlich an die richtige Adresse kam. Seine Familie und Bekannten wähnten ihn bereits längst gestorben. Es glückte seinem Bruder mit Hülfe der englischen Behörden, ihn gegen Erlegung eines Lösegelds frei zu machen und nach England zurückzubringen. Geist und Körper waren durch die andauernden Entbehrungen und die schwere Arbeit auf den Galeeren des Bey's gänzlich gebrochen.

Gedächtnißprobe.—Ein alter Herr stand als Zeuge vor Gericht. Der ihn Kreuzfragen quälende Advokat war ein junger, ihm wohlbekannter Mann, welcher ihn durchaus an eine Sache erinnern wollte, wovon der Alte nichts wußte. Dabei kam es zu folgendem Wortwechsel:

Advokat: „Ihr Gedächtniß muß sehr kurz geworden sein, da Sie sich auf diesen Vorfall gar nicht mehr besinnen können!"

Zeuge: „Ganz im Gegentheil. Ich erinnere mich sogar noch an Dinge, die über zwanzig Jahre alt geschehen."

Anwalt: „Geben Sie mir gefälligst eine Probe Ihres Erinnerungsvermögens und nennen Sie mir etwas, was Ihnen vor zwanzig Jahren her bekannt ist."

Zeuge: „Ich erinnere mir noch ganz genau, daß Sie zu jener Zeit ein kleiner Lump waren, der in meinem Garten Aepfel stahl. Seit dem haben Sie sich allerdings bedeutend entwickelt."

Unteroffizier in der Instruktionsstunde.—Also Kerls, nun aufgepaßt! Ich werde euch jetzt die verschiedenen Todesarten beim Militär erklären, damit Ihr wißt, was Ihr vorkommenden Falls zu erwarten habt. Da ist zuerst nemlich der Tod auf dem Schlachtfelde! Das ist ein herrlicher Tod, ein ganz famoser Tod, und jeder von Euch Kerls müßte sich freuen, wenn ihm überhaupt erlaubt wird, einen solchen Tod zu sterben.—Dann ist der Tod in der Garnison zu erwähnen. Auch immerhin ein ganz netter Tod! Ihr werdet hinausgetragen auf den Soldatenkirchhof und Eure Kameraden schießen eine dreimalige Salve über Euer Grab. Es ist dies sehr schmeichelhaft und ein solcher Tod daher im Allgemeinen auch recht wünschenswerth. Die dritte Todesart hingegen ist überaus verwerflich und sollte eigentlich gar nicht erlaubt sein. Ich meine nemlich den Tod auf Urlaub. Da werdet ihr einfach in Eurem Heimathsdorf unter die Erde gebracht, wie jeder andere gewöhnliche Civilist. Es ist dieser Tod eines preußischen Soldaten absolut unwürdig. Es ist ein Tod wie—na wie soll ich mich denn gleich ausdrücken—es ist überhaupt eigentlich gar kein Tod.

Die gebackene Bibel. — H. Schebold, ein geborener Böhme in Maumee, Ohio, besitzt eine vor 150 Jahren gedruckte Bibel, die früher das Eigenthum seines Großvaters, eines standhaften Protestanten war. Diese Bibel hat ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Zur Zeit einer Protestantenverfolgung in Böhmen wurden die Bauern eines Dorfes aufgefordert, alle ihre Bibeln und evangelischen Erbauungsbücher auszuliefern, worauf sie dann vernichtet wurden. Eines Tages nahten die Häscher auch dem Hause Schebold's, und es blieb ihm nicht verborgen, daß sie es auf seine liebe Bibel abgesehen hatten. Was sollte er in der Eile thun, um sie noch auf die Seite zu schaffen ehe die Häscher ins Haus traten? Seine Frau, die eben an der Backmulde stand und den Teig zum Einschießen in den glühenden Ofen zurüstete, kam auf den Gedanken, die Bibel in den Teig einzuschlagen und in den Ofen schieben zu lassen. Dies geschah. Während die Häscher das Haus von oben bis unten durchstöberten, wurde auch der Laib gebacken, in welchem das Brot des Lebens eingehüllt war. Sobald sie aber fort waren und das Brot aus dem Ofen genommen werden konnte, wurde die Bibel aus ihrer Gefangenschaft wieder erlöst, gereinigt und getrocknet, und sie dient noch bis auf den heutigen Tag dem Enkel ihres früheren Besitzers zur Erbauung.

Zwiegespräch.—Der Pfarrherr einer Stadtkirche Niedersachsens sieht einst während der Predigt eine Dame, die keinen Platz gefunden, vor der verschlossenen Thür eines Kirchenstuhles stehen, in welchem sich nur eine Person, ein Bürgersmann in den mittleren Jahren, breit machte. Er unterbrach daher seine Rede und richtete an den Stuhlinsassen die Worte: „Christ, öffne der Christin!" Der Bürgersmann rührte sich nicht. Nach einer Weile erneute er die Aufforderung: „Bruder in Christo, laß die Schwester ein!" Schließlich, als auch das nichts fruchtete, die direkte Frage: „Aber, lieber Mann, wollen Sie denn der Dame nicht aufmachen?" Da endlich erhebt sich der Bürgersmann und spricht mit bedauerndem Achselzucken: „Ja, Herr Zupperndent, ich bin selbst übergeklettert!"

Räthsel.

Die ersten Zwei, wer fänd' sie nicht
In jedem holden Angesicht,
In jedem Liede hold und schlicht,
In jedem sinnigen Gedicht!

Die letzten Beiden weit und breit
Willkommen in der Einsamkeit,
Ein guter Freund in schwerer Zeit,
Ein Tröster, der das Herz erfreut.

Das Ganze übt die ersten Zwei
Auf Jeden aus, bei meiner Treu!
Es ist fürwahr nicht leere Spreu;
Es ist schon alt und bleibt doch neu.

Charade.

Dahin, wo meine ersten blühen,
Wünscht Mancher, manchen sogenannten Freund,
Besonders, wenn er muß den Beutel ziehen
Und zahlen das, was meine Zweite meint.
Und auch mein Ganzes steht nicht hoch in Ehren,
Besonders nicht bei unserer jungen Welt,
Sie wird es nimmermehr von selbst begehren,
Und muß es schlucken nur, wenn's so dem Arzt gefällt.

Logogryph.

Liest du mich vorwärts, so bin ich ein Gott aus vergangenen Zeiten,
Den ein gewaltiges Volk dienend und preisend verehrt;
Doch ein gewaltiges Werk, das stolze Masten durchgleiten,
Rührigen Geistes erzeugt bin ich, liest du mich verkehrt.

Auflösung der Räthsel im Juliheft.

1. Räthsel. — Kukuk. — Bernh. Brecker, A. H. Utzinger, Alb. Reinke.
2. Räthsel.—Mährchen.—Bernh. Brecker, Alb. Reinke.
3. Räthsel.—Mais. Siam.—Bernh. Brecker, A. H. Utzinger.

Die Flur wird kahl, der Wald erbleicht,
Der Vöglein Lieder schweigen.

Das Evangelische Magazin.

Band 16. October 1884. Nr. 10.

Der Seeräuber und die Missionare.

I.

In der Zeit des ersten französischen Kaiserreichs, da England und Frankreich zu See und Land sich bekriegten, hatte sich ein Häuflein von Missionaren der Brüdergemeinde in London zusammengefunden. Sie wollten wieder auf ihre verschiedenen Stationen in den entferntesten Welttheilen zurückkehren, aber französische Raubschiffe beunruhigten das Meer. Die Missionare durften es daher auch nicht wagen, ohne den Schutz englischer Kriegsschiffe ihre Seereise anzutreten. Erst nach langem Warten kam die erbetene Begleitung der Kriegsschiffe an; und die Missionare begaben sich auf ihre Fahrzeuge, um der eine gegen Osten, der andere gegen Westen die Seereise anzutreten. Die ganze Zahl der Kauffarteischiffe, die im Schutze der Kriegsflotte von der Themse auslief, war etwa 60. Diese Flotte war nach Südamerika bestimmt, nur eins dieser Schiffe, Britannia genannt, sollte nach St. Thomas segeln, und konnte die Begleitung der Flotte nur bis Madeira benützen, indem sodann die Britannia westlich segeln mußte.

Nicht ohne Bangigkeit trennte sich dies Schiff von der großen Masse; denn obgleich auf dem offenen Meere nichts zu fürchten war, so hatte man genug von den verwegenen französischen Kapern gehört, welche in der Gegend der Antillen umherschwärmten. Auf der Britannia befanden sich zwei Missionare mit ihren Frauen. Ihr freundliches, demüthiges Wesen hatte ihnen die Zuneigung des Capitäns gewonnen, und er unterredete sich gerne mit ihnen. Sehr oft, wenn sich das Gespräch auf Heilswahrheiten lenkte, rief er aus: „Wie glücklich wäre ich, wenn ich solchen Glauben haben könnte; aber mit mir ist es etwas anderes als mit euch, ich habe nicht viel Zeit, über solche Dinge nachzudenken; euer Beruf aber bringt es mit sich, euer ganzes Leben dieser Erkenntniß zu widmen." — Man machte ihm deutlich, daß jeder Mensch diesen Beruf habe, daß aber die meisten Menschen darüber in einem bedauernswürdigen Irrthume blieben, weil sie meinten, daß man sich diese Erkenntniß gelegentlich verschaffen könnte; während der Glaube an Christum den Gekreuzigten ein Geschenk Gottes sei, um welches man täglich auf das Angelegentlichste bitten müsse. Die heilige Schrift mache es jedem Menschen zur Pflicht, Christum von ganzem Herzen und mit allen Kräften der Seele zu lieben, und mit dieser Liebe zu dem Heilande der Welt komme das Leben erst in den rechten Gang.

Ihre Reise ging auf das Glücklichste von statten. Die Azoren lagen schon längst hinter ihnen. Die Bermudasinseln erstreckten sich zu ihrer Rechten; sie befanden sich schon im 314. Grad östlicher Länge und naheten sich dem Wendekreis des Krebses, als eines Morgens ganz früh der Capitän zu seinem Erstaunen ein Segel am Horizonte bemerkte. Auch der Steuermann nahm das Fernrohr zur Hand. Beide sahen unverwandt nach der Gegend hin. Die Schiffsmannschaft ward aufmerksam. Der Capitän flüsterte dem Steuermann zu: „John, es ist eine stattliche Brigg, aber ich erkenne keine Flagge." „Sir," erwiderte der Steuermann, „eben wird eine blutrothe Flagge aufgezogen, es ist das französische Raubschiff ‚der rothe Jakobiner,' die Britannia ist verloren! Der Seeräuber hat uns bemerkt; er setzt alle Segel auf; bei seinem günstigen Winde haben wir ihn in einigen Stunden auf der Seite!" Die ganze Schiffsmannschaft war aufmerksam auf jenen schwarzen Punkt am Horizont geworden. Bange Besorgnisse waren auf allen Gesichtern zu lesen; der brave Capitän wollte ihnen keine Gelegenheit geben, über ihre Lage nachzudenken. Er theilte jetzt seine Befehle aus, und eine rastlose Thätigkeit begann auf allen Seiten des Schiffes. Die Britannia suchte nach Süden hinzusteuern; aber kaum merkte der Kaper ihre Absicht, so steuerte er eben dahin. An Widerstand war nicht zu denken, obgleich alle Vertheidigungsmittel hervorgesucht wurden. Der Capitän ließ eine ganze Mannschaft, etwa 13 Personen, auf das Verdeck kommen, und redete sie also an: „Dort seht ihr den ‚rothen Jakobiner'; hier ist euer Schiff, auf dessen Rettung kommt es jetzt an. Ich wiederhole euch Nelson's Wort: ‚England erwartet, daß jeder Brite seine Schuldigkeit thut,' und somit Gott befohlen!" Zu den Missionaren, die sich auf dem Verdeck eingefunden hatten, sagte er: „Meine Freunde, begeben Sie sich in Ihre Kajüte, um uns hier nicht hinderlich zu sein, und beten Sie für uns!"

Ohne diese Aufforderung war es ihnen schon so gewesen. Sie begaben sich daher in ihr Kämmerlein zurück, um es zur Betcapelle zu machen. Hier fiel dieses kleine Gemeindlein auf die Knie nieder und betete zu dem Herrn aller Herren, dem König aller Könige, welchem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, daß er das

Schiff in seinen heiligen Schutz nehmen wolle. Dabei bekamen alle eine solche Gebetsfreudigkeit, daß sie sich gelobten, im Gebet zu bleiben, es sei zum Leben oder zum Tod, wie es des Herrn heiliger Wille sein möge. Mittlerweile war der Seeräuber immer näher gekommen und umkreiste die Britannia wie ein Raubvogel, der seine Beute umschwebt, um mit einmal auf sie loszustürzen. Die Britannia ihrerseits bot alle ihre Kräfte auf, um südlich zu entkommen. Auf die Aufforderung des Piraten antwortete sie nicht. Da, mit einem Mal öffnete das Raubschiff seine Schießlöcher und gab unter dem hohnlachenden Hurrahgeschrei seiner zahlreichen Mannschaft der Britannia die volle Ladung. Die Wirkung war fürchterlich. Unten im Schiff waren die Betenden auf ihre Angesichter niedergefallen und beteten immer dringender. Auf dem Verdeck erwartete man mit Angst und Zagen die zweite Ladung des sich wendenden Raubschiffes; sie erfolgte mit erschütterndem Donner, doch folgte keine neue Zerstörung. Der Räuber, seiner Beute gewiß, ließ jetzt die Enterhaken auslegen. Das Schicksal der Britannia mußte sich in einigen Minuten entscheiden.

Da, auf einmal, ward das Schiff wie von einem Wirbelwind ergriffen. Ein Sturmwind sauste daher und schwellte die wenigen unbeschädigten Segeln der Britannia an. Der Räuber feuerte immerfort. Er schien sie in den Grund bohren zu wollen. Der Donner seines Geschützes krachte fürchterlich daher. Dichter Pulverdampf umhüllte das Schiff, man konnte kaum die nächsten Gegenstände erkennen. Ein jeder glaubte daher den Räuber Herr des Schiffes, und dennoch war der Feind noch nicht an Bord. Eine wunderbare Bewegung bemächtigte sich des Schiffes. Es drehte sich eine Zeit lang im Kreise herum. Es war, als sei die Mannschaft nicht mehr Herr desselben, sondern ganz in der Gewalt der Wogen des brausenden Meeres. Die Elemente hatten sich in den Streit mit dem Räuber hineingemischt. Das Schiff ward förmlich nach Süden hingeschleudert.

In diesem Augenblicke hörte man in der Entfernung einige Kanonenschüsse. Man denke sich das Erstaunen der Mannschaft der Britannia, als sie das Raubschiff in weiter Entfernung von sich erblickte, das ihnen wie zum Abschiedsgruß noch eine Salve nachsendete. Es hatte die Blutfahne niedergelassen und steuerte dem Westen zu. Alle Beobachtungen gaben kund, daß es die Verfolgung aufgegeben habe — weßwegen aber, war allen unbegreiflich. Jetzt begab sich der Capitän in die Kajüte, wo die betende Familie noch auf ihren Knien lag. Er rief ihnen zu: „Gedankt sei Gott, der euer Gebet erhöret hat! Wir sind gerettet!“ Er kniete neben ihnen nieder. Mit Freudenthränen in den Augen fingen die Brüder und Schwestern an, ein Loblied zu singen.

Dann gingen sie aufs Verdeck, wo die Schiffsmannschaft ihrer harrte. Der Räuber wurde nur noch in weiter Ferne gesehen. Alle warfen sich auf die Knie nieder, und der älteste der Brüder dankte dem Herrn in herzlichem Gebet, daß es ihm wieder gefallen habe, die Seinigen zu Land und zur See zu behüten und seine Wunder erfahren zu lassen. Zugleich ermahnte er die ganze Schiffsmannschaft, daß sie dem Herrn, der sie errettet habe, nun auch ihr Herz schenken, und nicht so gleichgiltig dahin leben möchten, denn auch sie wären das theuer erworbene Eigenthum des Herrn Jesu Christi. Dieses Gebet machte eine erfreuliche Wirkung. Die Matrosen reichten dem Bruder die Hand, und baten um seine Fürbitte und Andenken vor Gott. — Als sie nach einigen Tagen glücklich in St. Thomas ankamen, umarmte der Capitän die Missionare und sagte ihnen: „Euer Gebet hat uns errettet, betet ferner für mich und die Meinigen.“ Man kann sich denken, mit welchen Empfindungen des Dankes die lieben Missionare von ihren Geschwistern auf St. Thomas empfangen wurden. Bei der Erzählung der überstandenen Gefahr stieg die Verwunderung über ihre seltsame und unbegreifliche Errettung.

II.

Da der Friede der Welt wieder geschenkt worden, konnten die Missionare nicht umhin, den Tag dieser ihrer wunderbaren Errettung, so oft er wiederkehrte, als einen ganz besonderen Gnadentag zu feiern. Als sie einst eben deßwegen beisammen waren, läßt sich ein Herr bei ihnen melden, welcher ihre Bekanntschaft machen wolle. Es tritt ein hoher, stattlicher Mann bei ihnen ein. Er ist allen unbekannt, aber trotz einem sehr markirten Gesicht haben seine Züge jene unnachahmliche Freundlichkeit, in denen sich die Strahlen eines Lichtes abspiegeln, welches herrlich vom Reiche Gottes her scheint und doch so vielen verborgen ist. Man fragte ihn: Wen man das Vergnügen habe, bei sich zu sehen? Er antwortete: „Erlauben Sie mir vorher eine Frage: Kamen Sie nicht vor fünf Jahren mit der englischen Brigg Britannia hier an?“ Als man sie bejahte, fuhr er fort: „Ward nicht Ihr Schiff von einem Seeräuber angegriffen?“ — „Ja, allerdings, und weßhalb fragen Sie?“ — „Weil ich selbst der Kapercapitän bin, der Sie angriff.“ — Alle sehen ihn verwundert an. — „Die wunderbare Errettung Ihres Schiffes hat mich aus den Ketten des Teufels errettet. Hören Sie, wie das zuging: In stolzem Muthe sah ich Ihre kleine Brigg für eine gute Beute an. Schon ließ ich die Enterhaken auswerfen, als auf einmal Ihr Schiff eine Bewegung bekam, welche die Leute mit den Enterhaken ins Meer schleuderte. Ich ließ andere Leute herantreten, aber alle Mühe war vergeblich, das Schiff zu entern. Jetzt wollte ich das Schiff in den Grund bohren, aber es geschah das unerhörte: alle Schüsse gingen zu sehr unter das Wasser, und als sich der Pulverdampf durch den Sturmwind, der sich plötzlich erhob, verzogen hatte, sahen wir es weit von uns entfernt, mit einer Schnelligkeit südwärts segeln, wie ich noch nie ein Schiff gesehen habe. Bei genauem Hinblicken sah ich das Schiff mit so vielen Segeln bedeckt, daß ich sie kaum zählen konnte. Es kam mir deutlich so vor, als wenn ein ganzes Heer von Engeln dem Schiffe voran flöge,

während meine stolze Kriegsbrigg mit Dämonen umringt war, die sich an das Steuerruder anhängten. Da ließ ich den Befehl geben, westwärts zu steuern, und bald war ich aus dem Gesichtskreis der Britannia. — Ein stummes Erstaunen hatte mich und meine ganze Schiffsmannschaft befallen. Eine höhere Macht hatte jenes Schiff meiner Gewalt entzogen, ich konnte nicht begreifen, wie das zugegangen und gerieth darüber in eine wunderbare Unruhe. Mit der größten Neugier erkundigte ich mich, wen die Britannia an Bord gehabt, und die wörtliche Antwort des Capitäns war gewesen: Die Missionare der Brüdergemeinde von St. Thomas, deren Gebet das Schiff bei einem Ueberfall des ‚rothen Jakobiners' gerettet hätte. Dieser Bericht wirkte auf mich mit wunderbarer Gewalt. Jene Missionare waren im Dienst des Herrn des Lichts, ich im Dienste des Fürsten der Finsterniß! Von der Stunde an trachtete ich darnach, diese Leute kennen zu lernen. Es ließ mir keine Ruhe, weder Tag noch Nacht. Ich verkaufte meine Brigg in St. Domingo und begab mich nach Nordamerika. In New York besuchte ich eine Capelle, welche mir besonders empfohlen worden war. Dort hörte ich eine Predigt über die Worte: ‚Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern.' Diese Predigt deckte mir mein ganzes Sündenelend auf, gab mir aber die liebreiche Anweisung, nicht zu verzagen, sondern mitten in meinen Sünden gerade zu dem Freund der Sünder hinzutreten, unter seinem Kreuze um Vergebung meiner Sünden und um ein neues Herz zu bitten, weil Christus auch meine Sünden durch seinen blutigen Kreuzestod getilgt habe. Nach der Predigt besuchte ich den Prediger und entdeckte ihm meinen Seelenzustand. Er wiederholte mir auf das Liebreichste, was er in seiner Rede ausgesprochen, und gab mir den Rath, so lange zu dem gekreuzigten Herrn Jesu zu beten, bis ich Frieden gefunden haben würde. Das that ich denn auch von ganzem Herzen. Ich schrie so lange, bis ich unter dem Kreuze meines Herrn Vergebung erhielt. Jetzt begab ich mich zu meinem lieben Prediger, und wie groß war meine Freude, als ich erfuhr, daß er Prediger der mährischen Brüdergemeinde sei. Ich gewann ihn und die Gemeinde immer lieber, und bin durch des Heilandes Gnade und Barmherzigkeit aus einem Kapercapitän ein armer Sünder geworden, der den Herr täglich lobt und preist, daß er mich wie einen Brand aus dem Feuer errettet hat. Es gehörte immer zu meinen liebsten Wünschen, euch, liebe Brüder und Schwestern, diese Bekehrung selbst erzählen und mit euch den Herrn preisen zu können, der so Großes an mir gethan hat."

Von Meer zu Meer.

Nach Quellen bearbeitet.

In der Natur ist nichts vergessen und nichts übersehen worden. Der Schöpfer der Welt hat in seiner Weisheit alle Dinge vorausgesehen, und auch Fürsorge getroffen, daß, wenn je einmal ein Menschenkind einen klugen Gedanken bekommt, es Raum und Gelegenheit findet, denselben zu verwerthen. Schön geformte Landzungen oder Halbinseln zieren die Welttheile, und nur ganz enge Landstriche verbinden Welttheile. Merkwürdig ist es, und hier ganz am Platz zu melden, daß alle Halbinseln und Landzungen in der Welt mit der Spitze nach Süden laufen, nur zwei Ausnahmen gibt es, und davon ist die eine kaum als Landzunge nennenswerth. Der Student findet Raum zur Untersuchung in dieser Thatsache. Afrika hängt mit Asien durch einen auf der Landkarte ganz winzig erscheinenden Isthmus (Suez) zusammen. Nord- und Süd-Amerika durch die noch schmälere Landenge von Panama, während es so ziemlich festzustehen scheint, daß die Behringsstraße dereinst nicht überfluthet war, und Amerika von aus Asien kommenden Menschen mit Hülfe dieser Naturbrücke bevölkert wurde.

Die vielen Spitzen und Zacken der Continente, wie die Landengen, erfreuen zwar des Geographen Herz, sie sind dagegen dem Kaufmann ein Dorn im Auge, und je größer der Aufschwung des Weltverkehrs, desto ungestümer wird das Verlangen nach Beseitigung dieser natürlichen Hindernisse der Schifffahrt, welche zu kostspieligen und zeitraubenden Umladungen zwingen oder die Handelsschiffe zu ungeheuren Umwegen nöthigen. Erst in der neuesten Zeit konnten jedoch die Ingenieure an die Beseitigung derartiger Verkehrshindernisse herantreten und zwar hauptsächlich infolge der Verbesserung der Sprengmittel und der Bagger- und Grabevorrichtungen, welche letzteren beim Suezcanal die Hauptrolle spielten. Dank der Thatkraft und Umsicht des Herrn von Lesseps und auch der engherzigen Opposition Englands ward das Riesenwerk in kurzer Zeit vollbracht und Afrika zu einer Insel degradirt. Als nun der Suezcanal sich zum Ueberflusse als eine äußerst glückliche Finanzoperation erwies, da war der Bann gebrochen, und es regnete bald Projekte zur Durchstechung aller möglichen und unmöglichen Landengen und Halbinseln. Wir haben nicht Raum, alle diese Projekte abzubilden und im Magazin zu geben, sondern nur einige derselben, und davon sind heute die meisten erst noch blos auf dem Papier, wäh-

rend eins derselben jedoch bereits eine greifbare Gestalt angenommen hat, und seiner Zeit zur Durchführung gelangen wird.

Also zunächst der Nord-Ostsee-Canal.

Der Nord-Ostsee-Canal.

Der Gedanke einer direkten Verbindung zwischen der Nord- und Ostsee, der den gefährlichen Weg des Kattegat und die Dänischen unnöthig machen würde (siehe Bild), ist ein ziemlich alter. So lange Schleswig-Holstein unter dänischer Verwaltung stand, war jedoch an die Durchführung des Planes, welcher Dänemark seiner ostseebeherrschenden Stellung beraubt hätte, nicht zu denken, und wenn die Dänen den bestehenden, mit Flußschiffen zugänglichen Eidercanal nicht gar zuschütteten, so lag es wohl nur an dessen Harmlosigkeit. Der Durchstich der schleswig-holsteinischen Landenge hat demgemäß erst jetzt unter den neueren Verhältnissen eine greifbare Gestalt annehmen können, und der Nordostseecanal steht, allerdings erst in zweiter Linie, unter den vielen Canalprojekten, welche der preußischen Landesvertretung unterbreitet wurden. Ob es vor den Volksvertretern Gnade finden wird, steht allerdings dahin. Dem Projekte steht der Umstand entgegen, daß dessen handelspolitische Bedeutung gerade nicht als hervorragend zu bezeichnen ist, weil es eigentlich nur den nach den preußischen Häfen fahrenden Schiffen zu gute kommen würde. — Hingegen ist dessen strategische Bedeutung nicht zu verkennen, und es dürfte unter Umständen von hohem Werthe sein, daß die Ostseeflotte, unbekümmert um eine etwaige Blockirung der Sunde, das Nordsee-Geschwader verstärken und umgekehrt auch vom Canale aus nach beiden Seiten Ausfälle unternehmen kann.

Nicht so klar als der obige Canal erscheint der Plan, die Landzunge von Corinth, in Griechenland, zu durchstechen; ein Plan, der den Peloponnes in eine Insel verwandeln und den Weg zwischen dem adriatischen Meer und den türkischen Häfen nicht unbeträchtlich abkürzen würde. (Siehe beigedrucktes Kärtchen.) Die Concession zu dem anscheinend leicht auszuführenden Plan ist zwar ertheilt, ob die nöthigen Millionen indessen beisammen sind, möchten wir umsomehr bezweifeln, als der mögliche Ertrag der neuen Wasserstraße eine mäßige Verzinsung des Capitals nicht zu verbürgen scheint.

Ganz anders steht es mit dem zweiten Weltcanal, dem würdigen Seitenstück zu der prachtvollen Wasserstraße, welche der Umsegelung Afrikas ein Ende gemacht hat. Der Panamacanal ist, Dank der Energie des unermüdlichen Herrn von Lesseps, in voller Ausführung begriffen und das erforderliche ungeheure Capital nach einem mißglückten ersten Anlauf voll gezeichnet.

Ob es freilich ausreichen wird und die Voranschläge der Ingenieure sich nicht wieder als trügerisch erweisen, wissen die Götter. An beiden Endpunkten des Canals sind Werften im Bau begriffen, ebenso Werkstätten und Arbeiterwohnhäuser; die Canallinie ist bereits festgestellt und in einer Breite von 300 Metern von der allzu üppigen Vegetation befreit; und die Ar-

Durch den Isthmus von Corinth.

Durch die Halbinsel Malakka.

heit der Ausgrabung ist sogar schon bedeutend vorangeschritten, doch ist zu bezweifeln, ob der Canal auf die festgesetzte Zeit fertig werden wird, denn man stößt beim Ausgraben auf Hindernisse, welche man Anfangs nicht in Rechnung ziehen konnte. Ein Haupthinderniß bildet der Fluß Chagres, der die Canallinie durchkreuzt und bisweilen gewaltige Ueberschwemmungen verursacht. Vor kurzem schwoll er binnen zwölf Stunden um zweiundvierzig Fuß an und riß alles mit sich weg.

Dieses Uebel will man durch eine Regulirung des bösen Störenfrieds, durch Vertiefung seiner Betten, Anlagen von Sammelbecken und andere Einrichtungen heben. Das unternommene Projekt kostet mehr als die Actionäre träumten, aber sie können nicht mehr zurückziehen, und wenn Herr von Lesseps am Leben bleibt, treibt er das Unternehmen zum erfolgreichen Ziel.

Ein anderes großartiges Projekt ist die Durchschneidung der gewaltig im Wege stehenden Halbinsel Malakka, welche den Weg nach den chinesischen Häfen um etwa achthundert Meilen abkürzen würde. (Siehe das beigedruckte Kärtchen.) Die Naturhindernisse sind anscheinend hier nicht übermäßig, und die Unternehmer hätten nur sieben Meilen eigentlichen Canal zu graben: so viel beträgt nemlich die Entfernung zwischen den äußersten schiffbaren Punkten der sich in den bengalischen resp. siamesischen Meerbusen ergießenden, gegenüberliegenden Flüsse. Das Projekt wird indessen von England scheel angesehen, einmal weil es von Franzosen ausgeht, sodann aber weil es der englischen Colonie Singapore den Todesstoß versetzen würde, deren Bedeutung ausschließlich in ihrer Lage am äußersten Ende der Halbinsel Malakka liegt. Singapore wäre alsdann ebenso umgangen wie Kopenhagen im Falle des Baues des Nord-Ostsee-Canals.

Die Concession zu dem fünften Projekt: wir meinen die Durchstechung der Halbinsel Florida (siehe beigedrucktes Kärtchen), ist zwar ertheilt, das Capital von etwa 40 Millionen Dollars indessen noch nicht gezeichnet und das Unternehmen somit bisher keineswegs gesichert.

Florida Canal.

Der Canal würde den Weg zwischen New Orleans und den Osthäfen der Ver. Staaten allerdings bedeutend abkürzen, also hauptsächlich diesem Lande zu gute kommen. Ob er aber auch von europäischen Fahrzeugen, die nach Westindien und Pana-

ma bestimmt sind, viel benutzt werden würde, möchte schon wegen der Canalgebühren zu bezweifeln sein. Die Wasserstraße hat offenbar eine mehr lokale Bedeutung.

Damit sind übrigens die Durchstechungsprojekte keineswegs erschöpft. Unermüdlich im Aushecken derartiger Pläne sind namentlich die Franzosen, obwohl der Eifer in neuerer Zeit infolge des Krachs etwas nachgelassen hat. Der See-Canal zwischen Bordeaux und dem Mittelmeer, und das noch größere Projekt der Durchstechung des französischen Isthmus zwischen Havre und Marseilles gehören noch keineswegs zu den abenteuerlichsten. Weit überboten werden sie von dem Projekt des Sahara-Meer, welches eigentlich auf eine Durchstechung der afrikanischen Landenge hinausläuft. Man nimmt an, daß einst das ganze Becken der Sahara-Wüste ein Meer war, und daß es viel zur Civilisirung Afrikas beitragen würde, wenn man die jetzt fast undurchdringliche Wüste mit Schiffen befahren, und die Ufer mit Städten bebauen könnte.

Panama Canal.

Das sind aber noch lange nicht alle Canalprojekte, und weil die Projektenmacher eben an der Arbeit sind, möchten sie ebensowohl gleich einen Canal von St. Petersburg nach China zu Papier bringen.

Unseren Lesern ist es nicht entgangen, daß die Engländer, welche anfangs den Suez-Canal für überflüssig erklärten und mit allen Mitteln bekämpften, mit einemmale zu der Ansicht gekommen sind, diese Weltstraße vermöge den Verkehr nicht mehr zu bewältigen. Sie fordern jetzt geradezu den Bau eines zweiten Parallel-Canals, der jedenfalls zur Ausführung gelangt, sobald die schwierigen Verhandlungen mit Herrn von Lesseps und der egyptischen Regierung zum Abschluß gelangt sind. — Damit nicht zufrieden, nehmen die Engländer, welche für ihre indischen Besitzthümer stets zittern und am liebsten den Weg nach Indien für sich ganz in Beschlag nehmen möchten, neuerdings das Projekt der Verbindung der nordöstlichen Ecke des Mittelmeeres mit dem persischen Meerbusen zwar nicht durch einen Canal, wohl aber durch eine Eisenbahn wieder auf, und es ist nicht unmöglich, daß sie hauptsächlich deßhalb Cypern besetzen, weil diese Insel den westlichen Endpunkt des Zukunfts-Schienenweges beherrscht. Es könnte, meinen die Engländer, leicht vorkommen, daß der Suez-Canal von einer feindlichen Macht zerstört oder blockirt wird, und dann sei es um die Verbindung mit Indien geschehen.

Die Euphrat-Thalbahn, wie sie in der Regel geheißen wird, würde überdies die Reise von London nach Bombay um fünf Tage abkürzen. Wenn fünf Tage in Friedenszeiten schon viel bedeuten, so sei deren Werth, wenn erst die Geschütze mitzureden beginnen, geradezu unermeßlich. — Deßhalb dürfe die englische Regierung mit dem auf 60 Millionen Dollars veranschlagten Bau der etwa 800 Meilen langen Linie nicht länger zögern. Eine bessere Geldanlage gebe es nicht, als die unbedingte Sicherung der Verbindung mit Indien. — Die Bahn würde, vom Mittelmeer ausgehend, erst das syrische Küstengebirge in etwa 600 Meter Höhe überschreiten, und dann dem Euphrat-Thal folgend, wo Bodenschwierigkeiten nicht vorhanden sind, den persischen Meerbusen erreichen und damit eine neue hochbedeutende Verbindung von Meer zu Meer herstellen.

Seht da, es hat ein jedes Ding
Zwei Seiten, wenn man's recht beschaut:
Die eine sauber, wie ein Fink,
Die and're, daß uns manchmal graut. —
So hoffe man auch nicht vom Glück,
Daß es so gar beständig sei:
Wie schnell kommt oft der Augenblick,
Wo es mit seiner Gunst vorbei.

Ja, Glück und Mai sind wandelbar,
So schön und lieblich, wie sie sind,
Und voller Wechsel — das ist wahr —
Wie Wolkenzug und wie der Wind.
D'rum trauet keinem dieser Zwei,
Mit allzu leichtem Herzen, ganz!
Dann bleibet ihr von Täuschung frei
Und unbethört läßt euch ihr Glanz. A. Semmler.

Interessante Züge aus dem Leben berühmter Persönlichkeiten.

Nach P. Mouls' Recueil de Contes Moraux, deutsch von R. L.

Gruß an die jungen Leser.

Euch besonders gelten diese Zeilen, doch auch die „Alten" dürfen's wissen. Größere Knaben und junge Männer lesen gern und viel, besonders im Winter. Gut, so soll es sein, schlagt einmal auf, was Paulus schreibt 1. Tim. 4, 13. Viele lesen im Durchschnitt zehn oder mehr Stunden pro Woche — aber nichts als Erzählungen und Geschichten. Diese jedoch sind meist ganz, oder zum größten Theil „erfunden, und nur so ausgedacht." Liest man zehn oder 20, oder gar 30 Jahre lang jede Woche eine lange Geschichte von ein paar hundert Seiten — um wieviel ist man dann klüger an Erfahrung, Kenntnissen und Schärfe des Verstandes? Um wenig oder nichts! Selbst die Sonntagschul-Bibliotheken sind nicht frei von solchem „Stoff" — — die kleinen (und großen!!) Leutchen wollen's eben haben — bekommen sie's nicht, so kaufen sie wohl gar Roman-Zeitungen, läppisch-verlogene Zehn-Cents-Novellen, oder die dummdreist-albernsten Indianer-Aufschneidereien! Und wie ängstigen sich die eifrigen Leser wegen der Noth dieses oder jenes schönen Schloßfräuleins, wie hassen sie die Bosheit dieses eingebildeten Bösewichts, der noch schlimmer beschrieben wird, als sein Meister, der Teufel selbst sein könnte — wie weinen sie, wie können sie des Nachts gar nicht recht schlafen aus Besorgniß, wie es Dem, oder Der, oder Jener noch am Ende ergehen werde. Und das Alles ist doch nur Einbildung! Die Leute, von denen man in Romanen, Novellen u. s. w. liest, sind alle geboren am Sanct Nimmermehrstag, hatten Windeln von Lügengewebe, wohnten in Luftschlössern, verbargen sich in Höhlen und unterirdischen Gängen wenigstens 7500 Meilen tief, schossen mit Pistolen von Druckerschwärze, hieben mit Säbeln von torricellischer Leere, beschenkten arme Leute mit Börsen gemacht aus Mondschein und gefüllt mit Spiegelgold, kleideten sich in Dunstseide und Nebelsammet, aßen nichts als Nullen und Gedankenstriche, starben außer aller Zeit insgesammt an Unverdaulichkeit, hatten Särge von Wind, Gräber in der Einbildung und Leichensteine aus Nichts — spuken aber trotzdem manchen jungen und alten Leuten in den Köpfen!

Einbildung, Einbildung, Einbildung! Aehnlich erging es einmal einem Ziegenbock. Dieser schlüpfte aus Neugier durch eine halboffene Thür in den „Parlor," dort sah er einen andern (!) Ziegenbock, der, wie er meinte, ihm mit den Hörnern drohte. Glaubend, er sei der „Ziegenbock vom Haus," und habe hier mehr Recht, als irgend ein anderer, bedrohte er als Erwiderung seinen Gegner noch stärker mit Hörneransetzen 2c. Der Andere wurde nur um so frecher — jetzt aber — wart' — drauflos und par-dautz — ein Krach und in zehn oder zwanzig Stücken barst — etwa der andere Ziegenbock? Ach nein, sondern ein großer Pfeilerspiegel, in welchem der einzige im Zimmer anwesende Ziegenbock sich selbst gesehen hatte!

So die Roman- und Novellenleser. Spaßige Leutchen! Geben ihr gutes Geld für schlechte, unehrliche Waare, haben halbe Nächte lang keine Ruhe, sondern müssen lesen — lesen — lesen — verbrennen dabei Licht und Kohlen, schwächen ihre Augen, härmen und grämen sich wegen der „papier- und druckerschwärzenen" Helden, Goldgräber, Ritterfräulein 2c. — doch sie grämen sich selten oder nie wegen armer Wittwen und Waisen, die ganz in ihrer Nachbarschaft frieren und darben, oder gar krank darnieder liegen. Für diese hat man kaum Mitleid übrig, denn man hat schon alles den Romanhelden zugewendet.

Derartige „Leselinge" handeln nicht nur thöricht, sondern selbst sündhaft. Wir hoffen, keiner unserer jungen „Magazinfreunde" macht ihnen nach. Wer sein ganzes Leben lang noch so fleißig nichts als „aufgemachte" Geschichten lesen würde, wäre am Ende höchstens im Buchstabiren etwas klüger, und das nur selten. Warum? Mit einem Weltmeer voll Einbildung kann man kein leeres Faß auffüllen, keinen hungrigen Hund füttern, oder nur eine Nußschale voll machen, viel weniger einen Kopf verständig und gebildet machen! Und so viele Geschichten sind doch nur bloße, pure Einbildung.

Wahrheit sättigt und nährt Verstand und Herz, Einbildung nicht. Deßwegen sind und bleiben Romanleser immer leer und hungrig. Echte Aepfel stillen Hunger und Durst, gemalte nicht, und wären sie auf dem Bilde noch so groß und schön.

In Folgendem gedenken wir in monatlichen Fortsetzungen eine Reihe kurzer historischer Episoden oder Zwischenfälle zu geben—Wahrheit, nichts als Wahrheit, soweit sich ermitteln läßt, etwas das, dem Gedächtniß gut anvertraut, Werth behält fürs ganze Leben. Man merke sich genau Namen, Ort und Zeit; findet man dann in Zeitungen, Monatsschriften oder Büchern jene Namen wieder, so weiß man schon, mit wem man es zu thun hat, und freut sich fast eben so sehr, als ob man einem lieben alten Bekannten begegnete. Was mit einmaligem Ueberlesen nicht im Gedächtniß bleibt, lese man wieder und wieder, bis es Halt nimmt. Ein ungereister und unbelesener Dörfler oder Hinterwäldler kennt nur die Leute aus seiner Nachbarschaft; wer wie ein Hausirer (pedlar) viel reist, wird mit tausenden von Familien bekannt, wer fleißig **Wahrheit** und nicht **Einbildung** liest, wird nach und nach bekannt mit den interessantesten Personen aller Zeiten und Länder, von Adam bis auf

unsere Tage. Solche Leute, solche Weltbürger müssen wir heranbilden, daß thörichter Nationalstolz, einseitige Vaterländelei, Franzosenhaß, Geringschätzung anderer Völker und ähnliches mehr beseitigt werde, damit herrlich in Erfüllung gehen könne, was geweissagt steht in Jesaias 2, 4; Micha 4, 1–3; Jesaias 11, 16; Lukas 2, 14 ꝛc. ꝛc. Man lese diese Stellen nach.

Unser „Gruß" ist schon ziemlich lang, doch Geduld: die Erzählungen sollen kürzer werden, und dabei fast so schmackhaft und leicht verdaulich, wie die Leckerbissen im Hinterstübchen des „Magazins." Als Leitfaden beim Erzählen dient uns das in der Ueberschrift genannte französische Buch, außerdem ergänzen wir aus Ch. Picot's Narrations Historiques, aus Rollin's Ancient History, aus Plutarch's Lives of Illustrious Men, aus den Schriften des Flavius Josephus, wie aus verschiedenen lexikalischen Werken. Bei unserem kleineren Unternehmen dachten wir hauptsächlich an größere Knaben und junge Männer, werden aber auch sorgen, daß die Mädchen von Frauen verschiedener Völker und Zeiten viel Gutes und Schönes erfahren. Und noch einmal: Namen, Ort und Zeit fest und dauernd dem Gedächtniß eingeprägt (sagen zu müssen: „Es war einmal ein Mann," ist gar zu oberflächlich-läppisch), wird unsere kleine Arbeit eine historische Perlenschnur, ein Schmuck, eine Freude und ein werthvoller Gewinn fürs ganze Leben. Und wäre Manches Manchem schon bekannt: desto besser für ihn — der großen Mehrzahl aber wird es sicher neu sein.

I. Hexerei oder Fleiß?

Karl XII., König von Schweden (geb. 1682, erschossen 11. Dec. 1718 bei Belagerung der Bergfestung Frederiksteen, in Norwegen), pflegte zu sagen: „Entschlossenheit und Ausdauer überwinden Alles." Seine waghalsigen Unternehmungen und ihr meist günstiger Ausgang beweisen, daß Entschlossenheit und Ausdauer zwar nicht alles, aber doch vieles überwinden. Folgendes, von Plinius dem Jüngeren (römischer Schriftsteller, geb. 62, gest. 110 n. Chr.) erzählte Vorkommniß bestätigt Karl's XII. Ansicht. (Später mehr über Karl XII.)

Ein Sklave (etwa drei Viertel der Bewohner Italiens waren in vorchristlicher Zeit Sklaven und nur ein Viertel freie Bürger), welcher durch großen Fleiß und die Güte seines Herrn frei geworden war, hatte sich ein Stückchen Land gekauft und bebauete dasselbe mit großer Sorgfalt, so daß es fruchtbarer wurde, als alles Land in jener Umgegend. Ein solcher Erfolg weckte den Neid mißgünstiger Nachbarn, und diese (heidnisch und abergläubisch wie sie waren) beschuldigten ihn der schwarzen Kunst und Zauberei, weil aller Segen des Himmels auf seinen Feldern und fast keiner auf den ihrigen war, weßhalb sie folgerten, der Segen und die Fruchtbarkeit sei ihnen fort-, Jenem aber zugehext worden. Der Angeklagte wurde vor das Volksgericht geladen, um sich zu verantworten. Als der bestimmte Tag kam, erschien er richtig an Ort und Stelle. Er brachte mit sich seine Tochter, ein dickes, an schwere Arbeit gewöhntes Landmädchen, gut genährt und gut gekleidet. Er ließ auch seine Ackergeräthschaften bringen, dieselben waren alle in sehr gutem Zustand, schwere Hacken, breite Spaten, einen gut beschlagenen und gut gehaltenen Pflug, wie auch seine dicken, fetten Ochsen. Dann sich zu den Richtern wendend, sagte er: „Seht da, das sind meine Zauber-Instrumente, und die Hexerei, die ich gebrauche, um mein Land fruchtbar zu machen. Was ich euch aber nicht hierher bringen kann, das ist mein vergossener Schweiß, mein Aufpassen und meine Arbeit Tag und Nacht." — Die Ansicht der Richter darüber war ungetheilt, und wurde der brave Mann einstimmig von der Anklage freigesprochen.

II. Freundliche Antworten gut belohnt.

Ludwig XI. (geb. 1423, gest. 14. Aug. 1483), König von Frankreich, ein kriegerischer, aber sonst leutseliger und die Wissenschaften fördernder Fürst, kam eines Tages nach langer Abwesenheit in das Schloß Plessis les Tours. Gegen Abend stieg er hinab in die Küchenräumlichkeiten und fand dort einen Jungen von 14 Jahren den Bratspieß drehen. Der Bursche war nett und gut gebaut und hatte recht helle, blinkende Augen, so daß man glauben konnte, er sei fähig, etwas besseres zu thun, als den Bratspieß zu wenden. Der König frug ihn, woher er sei, wer er wäre, und wie viel er verdiene. Der junge „Fleischtöpfler" (franz. Marmiton, meint sowohl Fleischtopf als auch scherzhaft Küchenjunge), welcher den König nicht kannte, sagte lachend: Ich bin von Berry, heiße Etienne (franz. Form für Stephan), Küchenjunge ist mein Geschäft, und ich verdiene soviel als der König." „Wieviel verdient denn der König?" frug Ludwig XI. Etienne war sogleich bereit mit der Erwiderung: „Seine Auslagen, und ich die meinigen." Diese freundliche, ungenirte Antwort gewann ihm die Gunst des Königs, so daß er bald darauf zum königlichen Kammerdiener ernannt und bis in sein Alter mit Wohlthaten überhäuft wurde.

Ein Mann aus einem Landstädtchen, der sich erfolglos um ein in seinem Wohnorte erledigtes Aemtchen beworben hatte, beschloß bis zum König zu gehen, und wurde auch vorgelassen. Nachdem Ludwig XI. ruhig zugehört, sagte er ihm kurz heraus, daß er nichts zu hoffen habe, denn er werde ihm das begehrte Amt nicht geben. Der Bittsteller, indem er sich entfernte, machte dem König sehr demüthige Bücklinge, dankte mit freundlichen Worten und ging mit einer anscheinend äußerst zufriedenen Miene davon. Der König war erstaunt und glaubte, daß diese Zufriedenheit und die Dankesbezeigungen nur Verstellungen und Spott seien. Er ließ den Bittsteller zurückrufen und frug ihn, ob er wohl verstanden habe, was man ihm gesagt. „Jawohl, Majestät, ich habe gut verstanden. Sie haben mir rundweg die Gnade abgeschlagen, um die ich gebeten hatte." „Und aus welcher Ursache," frug der König, „entspringen denn diese lebhaften

Dankesäußerungen und die Fröhlichkeit, in welcher ich Sie sehe?" „Aus Ihrer Güte, Majestät." „Aus meiner Güte? Aus welcher Güte? Ich habe Sie doch fortgeschickt, ohne Ihnen etwas zu bewilligen," erwiderte der König. „Das ist es, daß Sie mir rundweg abgeschlagen und mich dadurch in Stand gesetzt, sogleich nach Hause gehen zu können, ohne Wochen lang unnütz herumzulaufen und mir überflüssige Geldkosten zu verursachen."

Die Antwort gefiel dem König, welcher daraus sah, daß der Antwortgeber ein Mann mit gutem Verstand war. Er stellte ihm etliche Fragen, zu sehen, ob die betreffs des Bittstellers gefaßte günstige Meinung begründet sei, und nichts Ungebührliches findend, sagte er: „Wohlan, ich bewillige Ihnen jetzt das, was ich Ihnen zuerst verweigert; man wird Ihnen nähere Verhaltungsmaßregeln senden, betreffs des Amtes, um das Sie nachgesucht." — Und so geschah es, um den nicht länger aufzuhalten, der so freundlich gedankt, weil man ihn prompt abgefertigt, obschon sein Wunsch betreffs des Amtes nicht erfüllt war. Jetzt war beides erfüllt, und er konnte doppelt danken.

III. Feindesliebe auf dem Schlachtfeld.

Im bayrischen Regierungs-Bezirk Unterfranken, unweit Aschaffenburg am Main liegt das Dorf Dettingen (777 Einw. in 1880). Hier errangen im österreichisch-spanischen Erbfolgekrieg am 27. Juni 1743 die verbündeten Oestreicher und Engländer einen Sieg über die Franzosen unter Gen. Noailles. Befehlshaber der englischen Truppen war Wilhelm August, Herzog von Cumberland (geb. 1721, gest. 31. October 1765), ein Sohn des Königs Georg II. von England. In jener Schlacht bei Dettingen erhielt der Herzog einen Musketenschuß durch die Wade, und obschon die Verwundung nicht gerade lebensgefährlich war, hätte sie bei Vernachlässigung immerhin bedenklich werden können. Auf dem Verbandplatze fehlte es gar sehr an Aerzten und Chirurgen (engl. surgeons), und viele Verwundete erlagen aus Mangel an zeitiger Hülfe. Als die Aerzte sich beeilten den Prinzen zu verbinden, deutete er auf einen neben ihm liegenden Franzosen und sagte: „Fangen sie an mit diesem Offizier, er ist schwerer verwundet, als ich und braucht schleunigere Hülfe." — Dieser schöne Charakterzug war in den Augen von Freund und Feind für den Prinzen kaum eine geringere Ehre als der Sieg, den er soeben über die Franzosen davongetragen.

VI. Ein Friedensstifter in Lebensgefahr.

Etwa 500 Jahre vor Christi Geburt bestand Griechenland aus vielen kleinen Republiken, welche fast beständig gegeneinander in Krieg lagen, wenn nicht ein mächtiger, gemeinsamer Feind sie zeitweise zur Einigkeit drängte. Ein solcher Feind war der persische König Xerxes, Nachfolger des Darius, welcher den Propheten Daniel in die Löwengrube werfen ließ. (Siehe Daniel 6. Cap.) Xerxes wird in der Bibel „Ahasverus" genannt, seine Geschichte finden wir im Buch Esther. Xerxes führte seine räuberischen Horden auch in das schöne Griechenland, um es zu erobern, wurde aber in der berühmten Seeschlacht bei Salamis am 20. Sept. 480 v. Chr. furchtbar geschlagen. Kaum aber hatten die Griechen ein wenig Ruhe vor ihm, so fingen sie unter sich neue Streitigkeiten an. Athen war nächst Sparta (Lacedämonien) die einflußreichste griechische Republik und strebte beständig nach einer Art Oberhoheit über die andern. Während der persisch-griechischen Kriege war das von Athen (deutsche Betonung auf der letzten, englische auf der ersten Silbe, also: A-theen) abhängige Thasos (Insel und Stadt) im Aegäischen Meere abgefallen und zahlte keinen Tribut mehr. Die Athener (Betonung auf e, nicht auf A) sandten deßhalb ihren berühmten Feldherrn Cimon (neue deutsche Schreibart: Kimon), um die Thasianer wieder zu unterwerfen. Die Aufständigen waren darüber so erbittert, daß sie ein Gesetz erließen, daß wer nur den bloßen Vorschlag mache, mit den Athenern wegen Frieden zu unterhandeln, des Todes sterben solle. Infolge dessen wurde der Krieg mit schrecklicher Erbitterung geführt und dauerte über drei Jahre. Die Stadt Thasos war während dieser Zeit beständig belagert, und die Einwohner hatten furchtbar zu leiden, dies vermehrte aber nur ihren Trotz. Selbst die Frauen waren nichts weniger hartnäckig als die Männer, und fehlte es den Belagerten an Stricken und Seilen für ihre Kriegsmaschinen, so schnitten sich alle Frauen mit der größten Bereitwilligkeit das Haar ab. Schließlich stiegen Hungersnoth und verheerende Seuchen aufs höchste. In dieser Noth entschloß sich Hegetorius, ein angesehener Bürger von Thasos, sein Leben zu opfern für das Wohl seiner Leidensgenossen. Einen Strick um den Hals erschien er in der Volks-Versammlung. „Mitbürger," rief er aus — „es ist mir nicht unbewußt, welches Schicksal mich erwartet, aber ich schätze mich glücklich, mit meinem Leben die Erhaltung eures Lebens erkaufen zu können. Ich rathe euch daher: schließt Frieden mit den Athenern." Die Thasianer wurden gerührt von solcher Großmuth, und anstatt den edlen Friedfertigen zu strafen, schafften sie das grausame Gesetz ab, belobten ihn wegen seines Muthes und ergaben sich den Athenern. Diese behandelten die besiegte Stadt mit vergleichsweiser Milde, schonten das Leben der Einwohner und begnügten sich damit, die Festungswerke niederzureißen. Dies geschahe ums Jahr 462 vor Christus, 17 Jahre vor der Rückkehr Nehemiah's (Siehe Neh. Cap. 2), welche nach Usher ins Jahr 445 vor Christus fällt.

V. Napoleon I. und Fr. Stapß in Schönbrunn.

Mehr ist geschrieben worden über Napoleon I. (geb. 15. Aug. 1769, gest. 5. Mai 1821) als über irgend einen andern Mann unseres Jahrhunderts. Die Einen erheben seine Geistesgröße und ihn selbst bis in alle Himmel, während Andere ihn als eigennützigen, fühllosen Tyrannen in den tiefsten Grund der Hölle hinabverdammen

möchten. Auch von ihm gilt, was Schiller von Wallenstein sagt:

„Von der Parteien Gunst und Haß entstellt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte."

Wir werden unsern jungen Lesern noch manches Gute, leider auch manches Unschöne über jenen großen Mann mittheilen, damit wir hübsch auf dem goldenen Mittelweg der Unparteilichkeit bleiben. Bemerkt muß werden, daß in Kriegen, Prozessen 2c. der siegende Theil sich meist großmüthiger, gerechter und wahrheitsliebender verhielt und verhalten kann, als die unterliegende Partei. Den folgenden Bericht über den berühmten Stapß'schen Mordversuch übersetzen wir getreu aus Ch. Picot's Narrations Historiques. Derselbe scheint uns sachgemäßer und glaubwürdiger als irgend etwas, das wir von deutschen Autoren bisher darüber zu lesen bekamen. Das öfters erwähnte Schönbrunn ist ein unweit Wien belegenes kaiserlich östreichisches Lustschloß, die nachstehend erzählte Episode ereignete sich am 13. October 1809. Von hier ab folgen wir getreu unserer französischen Quelle.

In Schönbrunn war große Heerschau. Ein Student Namens Friedrich Stapß (auch Stabs geschrieben) drängte sich durch die Reihen der Soldaten. Die Generale glaubten, er wolle dem Kaiser eine Bittschrift überreichen und sagten ihm, er solle sich an den diensthabenden Adjutanten wenden; auf derartige Weisungen antwortete er wiederholt, er wolle Napoleon selber sprechen. Er drängte sich von neuem sehr nahe herbei; der General Rapp gebot ihm darauf in deutscher Sprache, zurückzugehen und nach Beendigung der Heerschau wiederzukommen. „Er hatte," berichtet dieser General, „die rechte Hand in einer Seitentasche unter seinem Ueberrock; er hielt ein Papier, dessen eines Ende hervorschaute und schaute mich an mit Augen, die mich bestürzt machten." Dieser General ließ den jungen Mann festnehmen, und fand man bei ihm ein großes Küchenmesser. Die Generale Rapp und Duroc begaben sich darauf in sein Gefängniß. Er saß auf einem Bett, auf diesem hatte er das Portrait einer jungen Frauensperson, eine Brieftasche und seine Börse, welche einige alte Goldstücke enthielt, zur Schau gelegt. General Rapp frug ihn um seinen Namen. „Ich werde ihn nur dem Napoleon sagen." — ‚Was wollten Sie mit diesem Messer thun?' — „Ich kann es Niemanden sagen als dem Napoleon." — ‚Sie wollten es gebrauchen ihm sein Leben zu nehmen?' — „Ja, mein Herr." — ‚Warum?' — „Das kann ich nur ihm selber sagen."

Zwei Gensdarmen führten ihn, die Hände hinter dem Rücken gebunden, vor Napoleon. Dort unterwarf man ihn einem neuen Verhör.

‚Woher sind Sie?' — „Von Naumburg." — ‚Was ist ihr Vater?' — „Protestantischer Prediger." — „Wie alt sind Sie?' — „Achtzehn Jahre." — ‚Was wollten Sie mit dem Messer thun?' — „Sie tödten." — ‚Sie sind ein Thor, junger Mann; sind sie aufgeklärt?' (Im Original: vous etes illumine? eigentlich: erleuchtet, sodann im figürlichen Sinne: aufgeklärt, wissend, eingeweiht. Obige Frage Napoleon's konnte auch so verstanden werden: „Sind Sie eingeweiht in die Geheimnisse des Illuminaten Ordens?" Letzterer war ein freidenkerisch-politisch-religiöser Geheimbund. Ueberf.) — „Ich bin kein Thor, ich weiß aber nicht, was das ist: illumine." — ‚Sie sind also krank?' — „Ich bin nicht krank, ich befinde mich recht wohl," — ‚Warum wollten Sie mich tödten?' — „Weil Sie mein Vaterland unglücklich machen." — ‚Habe ich Ihnen irgendwie unrecht gethan?' — „Soviel wie allen Deutschen." — ‚Von wem sind Sie geschickt, wer hat Sie zu diesem Verbrechen gedrängt?' — „Niemand, es ist meine innige Ueberzeugung, daß indem ich Sie tödte, erweise ich meinem Lande und Europa den größten Dienst. Ich bin schon vor acht Tagen nach Schönbrunn gekommen, mit der Absicht Sie zu tödten."

Man sagte ihm, er sei krank, er blieb aber dabei, daß er sich wohl befinde. Der Doctor Corvisart berufen, befühlte ihm den Puls und erklärte, der Betreffende sei in guter Gesundheit. „Ich habe es Ihnen wohl gesagt" erwiderte Stapß mit einer Art Genugthuung.

Der Kaiser war tief ergriffen von den Versicherungen dieses Unglücklichen und sagte ihm Gnade zu, falls er seines Verbrechens wegen um Vergebung bitten würde. Stabs erwiderte darauf, es thue ihm nichts leid, als daß ihm sein Plan mißlungen sei. — ‚Es scheint, daß ein Verbrechen bei Ihnen gar nichts ist?' — „Sie zu tödten ist kein Verbrechen, sondern eine Pflicht." — ‚Wessen ist das Portrait, das man bei Ihnen gefunden?' — „Dasjenige meiner besten Freundin, der Adoptiv-Tochter meines guten, ehrbaren Vaters." — ‚Wie! Ihr Herz ist solchen sanften Gefühlen offen und zum Meuchelmörder werdend, haben Sie nicht gefürchtet, Diejenigen zu betrüben und elend zu machen, welche Sie lieben?' — „Ich bin einer stärkeren Stimme gefolgt, als meiner Zärtlichkeit." — ‚Aber mich inmitten meiner Armee angreifend, konnten Sie entkommen?' — „Ich bin in der That erstaunt, daß ich noch existire." — ‚Diejenige, welcher Sie so zärtlich zugethan (cherissez, engl. cherish ist in seiner Bündigkeit und Gedankenfülle unübersetzbar), wird sehr betrübt sein!' — „Sie wird sehr betrübt sein, daß ich nicht erfolgreich war; sie haßt Sie ebenso sehr, wie ich Sie selber hasse." — ‚Wenn ich Sie begnadige, werden Sie mir's Dank wissen?' — „Ich würde Sie nichts destoweniger tödten."

Napoleon war rathlos. Dieser kalte, wilde Muth, diese Beharrlichkeit, welche das Nahen des Todes nicht erschüttern konnte, füllten ihn mit trüben Erinnerungen. Er sagte dem General Rapp nach mehrfacher Erwägung dieser Angelegenheit: ‚Man liebt mich weder in Berlin, noch in Weimar.' Dieser erwiderte, daß er freilich nicht auf die Freundschaft dieser zwei Fürstenhöfe rechnen könne.

Dieser junge Mann hatte nichts essen wollen vom 13. bis zum 17. October (1809), an welchem Tage das Ur-

theil vollstreckt wurde. Er sagte, er habe Kraft genug, dem Tod entgegen zu gehen. Auf seinem letzten Gange informirte man ihn noch, daß Frieden geschlossen sei. Diese Nachricht machte ihn vor Freude beben, er rief: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutschland! Tod seinen Tyrannen!"—Diese Angelegenheit machte einen nachhaltig peinlichen Eindruck auf den Geist Napoleon's, er sprach oft davon. Der Ruhmeskranz der seine Stirne zierte — er war nicht ohne Dornen!

Der Kaffee.

III.

Oden sah ihn entstehen, siehst du es nicht am frischen Duft seiner Jugend, an den rothen Wangen seiner Kinder? Es ist der Trank Allah's, die Quelle der Gesundheit.

Die allgemein bekannte Kaffeebohne ist der Samenkern des Kaffeebaumes (caffea arabica) eines immergrünen, der Familie der Rubiacern, angehörigen Baumes, dessen ursprüngliche Heimath, wie schon früher angedeutet, Afrika ist, welcher sich jedoch schon sehr frühe in Arabien einbürgerte, und weil die Frucht des Baumes von dort aus ihre Weltreise begann, war man lange Zeit der Meinung, sein Vaterland sei Arabien. Doch muß auch hier beigefügt werden, daß der in Arabien cultivirte Kaffee den afrikanischen wildwachsenden weit übertrifft an Geschmack und Werth.

Der immergrünende Baum nimmt unter den Gewächsen der Tropenländer, hinsichtlich seiner Schönheit, mit Recht eine der ersten Stellen ein. In seiner Heimath wird der Baum 12 bis 18 Fuß hoch. Die Blätter ähneln den Lorbeerblättern, ohne so trocken und dick zu sein. Aus den Blattwinkeln schießen kleine Büschel weißer Blüthen hervor, den Jasminblüthen ähnlich. Die Frucht gleicht den Kirschen; sie enthält einen gelben zähen Saft, darin zwei Kerne, durch eine feine Haut zu einer einzigen länglich rundlichen Bohne verbunden. Für den besten Kaffee gilt der Mokka in kleinen, runden, fast gelben Bohnen, zunächst steht der größere, längliche, grünliche und meist noch mit einem silbergrauen Häutchen überzogene Martinique und der dem Mokka ähnliche Bourbank. Man findet beständig reife, halbreife und unreife Früchte, welche gut zu essen sind und eine erfrischende Kraft enthalten, so daß man bei den Reisenden stets Kaffeefrucht findet, welche als Stimulant genossen wird auf längeren Reisen. Daß man die Frucht erst röstet, ehe man sie absiedet, geschieht, um die Essenz, welche Kaffeein genannt wird, löslicher zu machen.

Ehe wir zur Betrachtung der Kaffee-Cultur übergehen, möchte ich noch bemerken, daß nicht blos ein ungeheures Capital in der Kaffeefrucht steckt, welche oft ganze Waarenlager füllt, sondern sogar als Zierpflanze nimmt in neuerer Zeit der Kaffeebaum eine bedeutende Stellung ein. Es ist den Botanikern gelungen, den Baum, weil er sehr leicht zu halten ist, in beliebigen Größen zu ziehen, so daß man heutzutage wohl kaum eine schönere Zimmerpflanze finden kann. Nicht nur macht das Bäumchen einen freundlichen Eindruck auf das Gemüth, sondern es bringt auch in seinem dritten oder vierten Jahre seine nach Jasmin duftenden Blüthen und dann natürlich auch die Frucht. Wer Zimmerpflanzen hält, sollte sicherlich suchen, ein Bäumchen dieser Familie zu erlangen. Seine Cultur nimmt durchaus keine größere Sorgfalt in Anspruch, als die anderer, bekannter leichtwachsender Zimmerpflanzen, beispielsweise des so beliebten gewöhnlichen Gummibaums (ficus elastica). Hat man alljährlich einmal die jungen Pflänzchen, wie man sie aus frischen Kaffeebohnen in Menge heranziehen kann, in eine lehmige Rasen-, sandige Heide- und Lauberde eingesetzt, so ist nur anzurathen, was für alle Zimmerpflanzen gilt, daß man sie dem Lichte möglichst nahe bringt, sie begießt, so oft die Erde trocken wird, und von Zeit zu Zeit einmal die Blätter mit einem feuchten Schwamm vom Staube reinigt. Zur Einführung in das Wohnzimmer wähle man nur junge niedrige Exemplare. Will man die Bäumchen buschig haben, so kann man sie unbedenklich stutzen, will man einseitiges Wachsthum verhindern, so dreht man sie nach dem Lichte, wie man das mit andern Pflanzen ebenfalls thut.

Allen Besitzern von größeren Privatgärten, ferner denen es oft darauf ankommt, in ihren Gewächshäusern vornehmlich das Bemerkenswerthe und Interessante angesammelt und cultivirt zu sehen, wird dieser Hinweis auf das Kaffeebäumchen und die Gelegenheit zum Erwerb desselben sicherlich sehr erwünscht sein.

Allen Pflanzensammlungen überhaupt, seien es Ziergärten, botanische Gärten oder handelsgärtnerische Geschäfte, sei der Baum schließlich zu eigener Bereicherung oder zur Weiterverbreitung aufs beste empfohlen.

Der erste, in Europa bekannte Kaffeebaum wurde dem König von Holland als Geschenk übersandt.

Die Cultur in Arabien verdient hier zuerst unsere Aufmerksamkeit, denn dort gedeiht der Baum unter guter Pflege herrlich. Die Kaffeegärten liegen in Arabien terrassenförmig an den Gebirgsabhängen über einander; die Bäume werden, damit kein Sonnenstrahl hindurchdringe, dicht an einander gepflanzt und durch über den Terrassen angebrachte Wasserleitungen bewässert. Geschieht die Cultur in der Ebene, so werden die Kaffeebäume durch den Schatten anderer Bäume geschützt, da die Sonnenhitze dem Gedeihen des Baumes sehr nachtheilig ist. Für den Anbau des Kaffee ist nicht zu fet-

ter, aus hartem Thon oder aus heißem Mergel bestehender Boden vorzuziehen. Dieser Boden wird nach Quadraten abgetheilt und die Bäume in einem gleichmäßigen Abstande von einander gebracht. Häufig wählt man junge Setzlinge, welche mit ihrer Wurzel in große Löcher gesetzt und gewöhnlich künstlich bewässert werden. Gewöhnlich geben sie eine doppelte Ernte, wovon die erste die reichste und beste ist, die zweite dagegen häufig unreife Samen enthält.—Bei mittels Samen angelegten Kaffeegärten oder Pflanzungen müssen die Samen, welche schon nach Verfluß von 3—4 Wochen ihre Keimkraft verlieren, frisch in die Erde gelegt werden, wenn sie keimen sollen. Haben die Pflänzchen eine gewisse Höhe erreicht, so werden sie verpflanzt und müssen von da ab gut bewässert und vor der Sonnenhitze geschützt werden. Nordwind und Sonnenbrand, besonders während der Blüthezeit, sind die größten Feinde des Baumes und vernichten oft die Hoffnung des Pflanzers gänzlich. Mit Beginn der Fruchtreife hört die Bewässerung auf, welche vorher am Morgen und Abend nicht fehlen darf.

Kaffee-Ernte zu Los Nubes (6000 Fuß über dem Meer).

Kaffee-Ernte zu San Isidor (1500 Fuß über dem Meer).

Auf Java gedeiht der Kaffeebaum sehr gut und hat dort ein zweites Vaterland gefunden. Im Jahre 1680 legte der holländische Gouverneur van Hoorn in Batavia den Grund zu den Kaffeepflanzungen auf Java, wozu er

den Samen aus Mocca kommen ließ. Die Pflanzungen gediehen vortrefflich und gaben einen außerordentlichen Ertrag an Früchten, so daß die holländisch-ostindische Compagnie ihren aus den dortigen Kaffeeplantagen gewesen, und 1813 mehrere Millionen Pfunde Kaffee zur Ausfuhr gelangt sein. Die Bedrückungen der Bediensteten der holländisch-ostindischen Compagnie verhinderten die Vermehrung seines Anbaues.

Trocknen des Kaffees am Patio.

zogenen Reichthum vorzugsweise jenem Gouverneur zu danken hat. Die meisten dieser Plantagen gingen aber gegen Ende des 17. Jahrhunderts durch ein Erdbeben zu Grunde, wurden jedoch zu Anfang des 18. Jahrhunderts wieder neu angelegt, und der erste Kaffee im Jahre 1719 von hier nach Holland gesendet. Im Jahre 1811 sollen 12,670,000 Kaffeebäume auf der Insel vorhanden

Im Jahr 1855 gab es auf der Insel 228,640,540 fruchttragende Bäume, welche von 450,000 einheimischen Familien gepflanzt und gepflegt wurden. Doch hat sich leider seit jener Zeit die Qualität des Kaffees verschlechtert. Die Hauptursache scheint in der Art und Weise der Gewinnung der Bohne zu liegen, denn die für den Pflanzer am vortheilhaftesten sogenannte nasse Methode ist für

Ladung des Kaffees zu Champerico.

die Qualität der Frucht die nachtheiligste; aber wie überall, so wird auch hier eigener Vortheil vor Allem in Anbetracht genommen.

Die Einführung der Kaffeecultur hat der Insel Java in dieser Zone eine neue eigenthümliche Schönheit verliehen. Weit entfernt, das kahle einförmige Aeußere einer Theepflanzung zu besitzen, stellt sich ein Kaffeegarten als ein üppiger, grüner, von Insekten, Vögeln und mehreren kleinen vierfüßigen Thieren belebter Wald dar. Auf reinlich gehaltenen geraden Wegen schreitet man zwischen dem lebhaft glänzenden, dunkelgrünen Laube der Kaffeebäumchen, die in regelmäßigen Abständen in Reihen gepflanzt sich beiderseits erheben, hin, und so lange sie noch jung sind, mit abwärts hängenden Zweigen pyramidenförmig emporsteigen. Sie sind so üppig belaubt, die seitlichen Zweige nähern sich einander so sehr, daß sie den dunkelsten Schatten über den Boden verbreiten, wohin der wilde Hahn, Gallus Bankiva Temm, schnell seine Zuflucht nimmt, wenn man ihn zuweilen auf den Wegen zwischen den Kaffeebäumen überrascht. Bald stehen die Kaffeebäume in voller Blüthe, dann scheinen sich ihre Zweige unter der Last von Schneepolstern zu biegen, so blendend weiß, so fein ist die Farbe ihrer Blumen, die den schönsten Contrast mit dem sie bedeckenden Laube bilden. Ueber den Kaffeebäumchen breiten sich höher oben die luftigen, lockeren Kronen der Dadapbäume aus, zwischen deren helleren Grün eine Menge lebhaft rother Blumen funkeln; bald wieder sieht man die Kaffebäume mit Früchten bedeckt, die, heranreifend, sich immer stärker mit Karminroth schmücken und den Dorfbewohnern das Signal zum Pflücken geben. Dann belebt sich der Kaffeewald mit Kindern und Erwachsenen beiderlei Geschlechtes, welche die rothen Beeren von den Aesten streifen. Mit gefüllten Körben eilen sie bergabwärts zur untern Grenze der Kaffeegärten hin, wo sich die Trockenscheuern und Trockenplätze befinden.

Auf Ceylon wurden 1690 die ersten Kaffeebäume durch die Holländer gepflanzt, von dort brachte man Anfangs des gegenwärtigen Jahrhunderts eine Menge Samen nach den holländischen Besitzungen in Westindien, wo jetzt der Baum fast ohne alle Pflege gedeiht. Auf Ceylon hat sich die Kaffeecultur binnen 20 Jahren auf das zehnfache vermehrt.

Man darf sich dabei jedoch nicht verhehlen, daß der Kaffeebaum auch manche mißliche Epoche durchzumachen hat und in den 50er Jahren namentlich von einem Insekte, dem sogen. Kaffeekäfer oder Coffee Bug (Lecanium Coffeae) zu leiden hatte; obgleich diese schädliche Coccusspecies seit dem Jahr 1843 von Zeit zu Zeit die Kaffeegärten auf Ceylon heimsucht und diese Cultur sich gleichwohl seither in so staunenswerther Weise vermehrt hat, so scheint man doch nicht zu befürchten, daß der Kaffeebaum durch das genannte Insekt in ähnlicher Weise zerstört wird, wie die Weinrebe durch die berüchtigte Pilzart, Oidium Tuckeri, oder die Kartoffelpflanze in neuester Zeit durch den Coloradokäfer. Auch die Golunda-Ratten, Golunda Elliotti Gray, richten zu gewissen Zeiten des Jahres, wenn die Samen der Rillow (Strobilanthes), ihre Lieblingsnahrung, erschöpft sind, großen Schaden an, indem sie schaarenweise in die Kaffeegärten einfallen, die jungen Zweige abnagen und die Bäume ihrer Knospen und Blüthen berauben. Bis zu 1000 solcher Thiere sollen auf einer einzigen Plantage an einem Tage getödtet worden sein, und zwar zur großen Befriedigung der Culis von der Malabarküste, welche diese Feinde des Kaffeebaumes als ein Luxusgericht betrachten und dieselben, entweder gebraten oder in Kokosnußöl gebacken, mit besonderer Vorliebe verzehren.

In Brasilien, wo der Kaffeebaum erst seit einem Jahrhundert angebaut wird, fand diese Cultur einen dankbaren Boden, und von dort kommt fast aller in Amerika verzehrter Kaffee.

Infolge des glänzenden Gewinnes, welcher aus dem Anbau des Haupthandelsproduktes von Brasilien in den letzten Jahren gezogen wurde, hat die Ausdehnung dieser Cultur derart zugenommen, daß sie jede andere Cultur verdrängte und das seltsame Schauspiel hervorrief, daß ein an Fruchtbarkeit kaum übertroffenes Land, auf dessen Boden die meisten Produkte der heißen und gemäßigten Zone in gleicher Vorzüglichkeit gedeihen, selbst Artikel des ersten Bedürfnisses aus dem Norden beziehen mußte; denn bei weitem die Mehrzahl der Agriculturisten beschäftigt sich mit dem Export, nur die wenigsten bauen für den heimischen Bedarf, und ist dieses Mißverhältniß zugleich die Hauptursache jener hohen Preise, welche namentlich in Rio selbst für die zum Leben unentbehrlichsten Gegenstände bezahlt werden müssen.

Ein Reisender, welcher vor etlichen Jahren die brasilianischen Verhältnisse näher kennen lernte, berichtet darüber:

„Wir finden gegenwärtig in Brasilien so eigenthümliche Culturverhältnisse, daß eine gewaltige Katastrophe fast unvermeidlich erscheint. Die Kaffeecultur hat sich, auf irrige Voraussetzungen gestützt, in den letzten Jahren außerordentlich vermehrt und ist fortwährend im Steigen begriffen, so daß voraussichtlich in einigen Jahren, wenn die vollen Ernten der jungen Pflanzungen in den Handel kommen, die nordamerikanischen und europäischen Märkte dergestalt mit brasilianischem Kaffee überführt werden, daß er einen bedeutenden bleibenden Rückschlag erleiden wird, vielleicht so bedeutend, daß seine Cultur nur noch mit Schaden fortgeführt werden kann. Ein sehr großer Theil der brasilianischen Kaffeepflanzer arbeitet aber mit fremden Capitalien, die ihnen bei den sehr hohen Kaffeepreisen der vorhergehenden Jahre mit größter Bereitwilligkeit vorgestreckt wurden, und die sie größtentheils wieder zur Vermehrung ihrer Kaffeepflanzungen benützten, die sie aber bei einer Entwerthung des Kaffees kaum wieder im Stande sein werden zurückzuzahlen, und die bei der jüngst verflossenen Krisis dem Handel in Rio de Janeiro fühlbar abgingen. Durch die vermehrte Kaffeecultur wurde aber der Anbau von Lebensmitteln

in solcher Weise vernachlässigt, daß viele große Pflanzer es vorzogen, alle ihre Kräfte auf den Kaffee zu concentriren und die Lebensmittel für Hunderte ihrer Sklaven zu kaufen.

Die stärkste Entwickelung dieser Cultur hat in der letzten Zeit in der Provinz San Paulo stattgefunden. Diese Provinz zählt etwa 120,000 Quadratmeilen, von welchen etwa ein Fünftel unter Bearbeitung ist, und zwar alles mit Kaffee. Campino, eine andere Provinz, zählt an 160 Kaffeeplantagen. Eine einzige Plantage soll 290,000 Bäume zählen, wovon ein Drittel noch jung sind. Gedüngt wurde bis jetzt noch sehr wenig, doch hat sich herausgestellt, daß Dünger auf die ganz älteren Bäume eine vortreffliche Wirkung ausübt. Von dem jährlich aus brasilianischen Häfen verschifften Kaffee geht die Hälfte nach den Ver. Staaten, ein Viertel nach Deutschland, und der Rest nach England und dem übrigen Continent.

Das Aussäen des Samens erfolgt gewöhnlich zur Zeit der Herbsttag- und Nachtgleiche; in andern Ländern in der Frühlingstag- und Nachtgleiche. Im folgenden Winter werden die Pflanzen in Baumschulen untergebracht, oder wenn sie sehr stark sind, sogleich ausgepflanzt. Die Ernte erfolgt in vielen Ländern dreimal jährlich, und zwar im Frühling, Sommer und Herbst, wovon die erstere gewöhnlich die ergiebigste ist.

In Arabien werden Bastmatten oder Tücher unter die Bäume gebreitet und die Früchte auf diese geschüttelt; bei gutem Wetter läßt man letztere an der Luft liegen, damit die in ihnen enthaltene Feuchtigkeit verdunste; bei schlechtem Wetter aber bringt man die Früchte in Trockenstuben und entfernt dort die Feuchtigkeit durch künstliche Wärme aus ihnen. Uebrigens dürfen die Früchte nicht zu lange in Haufen auf einander liegen, da sie leicht in Gährung übergehen, wobei das flüchtige Oel aus dem Fleische durch die Samendecke in die Samenkerne bringt und diesen einen sauren und schlechten Geschmack ertheilt.

In Ost- und Westindien dagegen geschieht das Einernten, wenn die Früchte anfangen sich dunkelroth zu färben, in welchem Zustande sie dann von den höchstens 1,80 m hohen Bäumchen abgepflückt und dann auf steinernen Trockenplätzen oder in Trockenstuben getrocknet werden.

Um die Samen von dem sie umgebenden Pergamenthäutchen und dem Fruchtfleische zu befreien, bedient man sich in Arabien besonders dazu eingerichteter Mühlen; nachdem das Fleisch und das Häutchen mittels dieser Mühlen entfernt worden, werden die Samen gewaschen, zum zweiten Male getrocknet und dann durch Stampfen, sowie schließlich durch Schwingen vollständig von jenen Theilen befreit. An einigen Orten trocknet man die Früchte an der Sonne, bis ihr Fleisch spröde geworden, rollt dann hölzerne oder steinerne Walzen darüber weg, befreit dadurch die Samen von ihren Hüllen, trocknet erstere im Schatten, reinigt sie von fremden Beimischungen und bewahrt sie für den Handel in trockenen Säcken auf. In Yemen, sowie auch in Cayenne wird der meiste Kaffee auf diese Weise behandelt.

In Westindien bringt man die abgepflückten Früchte auf eine Walzmühle, zerquetscht Fleisch und Pergamenthaut und trennt diese Theile von den Samen, indem man die zerquetschte Masse auf Siebe mit nicht zu großen Oeffnungen bringt und sie so bearbeitet, daß Haut und Fleisch durch die Sieböffnungen gehen und die Samen zurückbleiben, worauf diese in Körbe gefüllt, während der Nacht in Wasser geweicht, dann rein gewaschen und in der Sonne getrocknet werden. Um die schleimigen, an den Samen hängen gebliebenen Theile leichter zu entfernen, lassen die Pflanzer die Früchte vor dem Waschen gähren, worauf die pergamentartige Haut zwischen den Walzen zerrissen und die Bohnen durch Schwingen von den Ueberresten befreit werden. Auf Sumatra werden die Früchte in Rottang- oder Bambuskörben in die Erde gegraben, mit den Blättern der Gomuttipalme zugedeckt und so lange gestampft, bis sich die Schale ablöst. Hat man diesen Prozeß erst fertig gebracht, dann wird die übrige Operation mit der Frucht fast durchweg gleicherweise betrieben.

Die Güte des Kaffees richtet sich nach seinem Produktionslande, ebenso seine Größe und Farbe; aber auch die Zeit der Ernte und die dabei verwendete Sorgfalt haben Einfluß auf die Güte. Dazu kommt, daß lange im Schiffe und in großer Menge auf einander gelegener Kaffee von seiner Lieblichkeit und von dem ihm eigenthümlichen Wohlgeschmack verliert. Der heiße sandige Boden Arabiens, die sorgfältige Behandlung des Kaffees während und nach der Ernte, der Landtransport bei seinem Export aus Arabien nach Egypten machen den Mocca zur besten Sorte, auf welche in Güte der Java und auf diesen der Ceylon folgt.

Guter Kaffee, gleichviel woher er kommt, muß gleichmäßig groß sein, frische mehr oder weniger grünliche Farbe haben, eine gewisse Schwere besitzen und daher bald und gleichmäßig im Wasser untersinken, welches durch grüne Bohnen über Nacht citronengelb gefärbt wird und dem chinesischen Thee ähnlich schmecken muß; wird das Wasser grün oder braun, so haben die Bohnen Schaden gelitten und einen etwas mehligen, kaum merklich bitteren Geschmack und in größeren Mengen einen eigenthümlichen säuerlichen Geruch, sind sehr zähe und daher schwer zerreiblich.

Schlecht sind die leichten, besonders die auf dem Wasser schwimmenden schwarzen, mißfarbigen, schimmeligen und dumpfig riechenden Bohnen.

Zur Bereitung einer guten Schale Kaffee, welche man mit Recht wohlschmeckend nennen darf, gehört vor Allem eine gute Sorte Bohnen und Sorgfalt in der Zubereitung. Schwach gerösteter Kaffee mahlt sich schlecht und hat mandelartigen Geschmack. Stark gebrannter Kaffee mahlt sich leicht und zeigt sich durch bitteren Geschmack. Zwischen dem Rösten und Mahlen des Kaffees

sollte ein möglichst kleiner Zwischenraum bestehen. Um die Kraft aus dem Kaffee zu erhalten, ist das Kochen bei weitem nicht die beste Methode, denn die aromatische Theile verflüchtigen; besser ist es, man lasse das Wasser kochen und thue dann den Kaffee darein. Mit Bezugnahme auf das Trinken des Kaffees haben wir nur zwei Regeln beobachtet: 1. man trinkt den Kaffee, gerade wie man denselben verlangt, oder 2. wie man ihn eben bekommt. Der Deutsche trinkt den Kaffee auf alle erdenklichen Weisen und ersinnet sich noch einige neue dazu. Personen, welche gar keinen Kaffee trinken, sind unter den Deutschen rar, doch gibt es auch welche, die sich einbilden, der Kaffee schade der Gesundheit; solchen Leuten ist anzurathen, unter keinen Umständen Kaffee zu trinken, den andern möchten wir ihn bestens empfohlen wissen.

Man schätzt den gesammten jährlichen Kaffeebau in den verschiedenen Ländern auf 600,000 Tonnen. Von dieser Quantität liefert Brasilien bei weitem den größten Betrag, d. h. nahezu die Hälfte. Java, mit Sumatra und den anderen indischen Besitzungen der Holländer, kommt sodann mit 90,000 Tonnen. Darauf folgen Central-Amerika mit 50,000, Ceylon mit 43,000, Westindien mit 40,000, Venezuela und Neu-Granada mit 35,000, Indien mit 16,000, Mexiko mit 5000 und Arabien mit 4200 Tonnen.

All dieser Kaffee wird getrunken oder auch gegessen, denn mit Zucker versüßt, durch gekochte Milch oder Rahm vermischt, essen sich eingebrockte Semmeln ganz vortrefflich im Kaffee.

Und nun, lieber Leser, genieße dein Theil, das dir Gott beschert, mit Frieden und Behagen, daß es dir wohlbekomme, wünscht dein Freund, der Schreiber.

Die Cholera.

Von R. M.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Berichte über die Verheerungen, welche die Cholera in Frankreich anrichtet, mehr oder weniger übertrieben sind. Dieses läßt sich in Zeiten solcher Aufregung auch nicht wohl anders erwarten; eben darum braucht aber auch noch Niemand in Furcht und Schrecken zu gerathen, als wäre Gefahr vorhanden, diese Pest möchte auch Amerika heimsuchen; besonders nicht, wenn die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen und ausgeführt werden. Amerika hat keine Städte wie Marseilles und Toulon. New Orleans ist jenen in sanitärer Hinsicht vielleicht am nächsten; aber selbst New Orleans braucht nicht in besondere Furcht zu gerathen, denn es hängt ganz von den gehörigen Vorsichtsmaßregeln ab, ob die Cholera ungehindert walten und verwüsten kann in unserem Lande oder in irgend einer Stadt desselben. Marseilles liegt am Meer und ist der Abfahrtspunkt aller nach Egypten und dem Osten Reisenden, aber auch der Landungsort aller von dort Kommenden. Die Stadt ist vom Lande aus ringsum mit Bergen umgeben, und ist deßhalb in den günstigsten Umständen eine sehr ungesunde Stadt. Die Hitze ist unbeschreiblich, und an Abzugscanälen u. dgl. ist kaum ein Gedanke; irgend eine ansteckende Krankheit, besonders aber die Cholera, hat hier ein wahres Brütnest. Toulon ist ebenfalls eine sehr alte Stadt, gegen welche Marseilles mit Bezug auf Reinlichkeit noch ein Paradies ist. Die Hitze ist hier im Sommer gerade wie in Algier, so daß man von diesen beiden französischen Städten sagen kann: sie sind ganz für die Cholera und garstige Krankheiten geschaffen, denn es ist kein Mittel da, ihnen entgegenzuwirken. Zu Toulon begann das Auftreten der Cholera am 20. Juni d. J., uns sie war in vollem Schwung nach einer Woche von jener Zeit; seither haben sich die Todesfälle täglich durchschnittlich auf zehn belaufen. Am 12. Juli trat die Krankheit in erhöhtem Grade auf, und von jenem Datum an beliefen sich die Krankheitsfälle auf durchschnittlich 50 pro Tag und waren in fast allen Fällen tödtlich. In Marseilles war der Durchschnitt der Todesfälle nie so hoch, etwa 34 war die durchschnittliche Zahl. Auch waren die Leute herzhafter in letzterer Stadt und sind nie so massenweise geflohen. In Toulon flohen in zwei Wochen 20,000 Personen. Die Hitze war unerträglich und fast täglich zwischen 90 und 100 Grad Fahrenheit im Schatten, zudem war auch das Wetter sehr trocken, und die Furcht tödtete mehr Menschen als die Cholera oder die Hitze. Daß die Krankhiet in den kleineren Städtchen der Umgegend ausbricht, erregt keine neue Furcht mehr. In Italien ist die Krankheit ziemlich unter der Controle der Aerzte. Die Armen sind natürlich die am schwersten Heimgesuchten; Armuth zwingt sie zu bleiben, und die nemliche Ursache verbietet ihnen, die nöthigen Vorkehrungen gegen den etwaigen Anfall zu treffen. Leider wird auch da nicht immer weislich gehandelt, und die Armen werden durch unweises Betragen ihrer wohlhabenderen Nachbaren zu allerlei Gewaltstreichen angestachelt, welches man in kühleren Momenten verhütet.

Vergleiche mit früheren epidemischen Auftritten dieser Krankheit sollten uns dankbar machen für die Milde, in welcher sie dieses Jahr auftritt. Lustreisende werden nun natürlich heim eilen und zur Ueberzeugung gelangen, daß auch Amerika Schönheiten und Sehenswürdigkeiten hat, welche ihrer Aufmerksamkeit werth sind.

Eine kurze Geschichte der Cholera und ihrer Erscheinung mag ganz zeitgemäß sein und zur Belehrung unserer Leser beitragen. Man nimmt gewöhnlich an, daß die Cholera zuerst zu Jessore, einer Stadt etwa 100 Meilen nordöstlich von Calcutta, auftrat, wo sie im August gewöhnlich wüthet, doch erscheint sie zu Ruddeah schon früh im Mai. Die Geschichte vor diesem ist in Dunkel gehüllt und unbekannt. Das Wort Cholera wird schon bei den ältesten Schreibern gebraucht und deutet die Krankheit an, welche wir jetzt mit diesem Namen bezeichnen; verschiedene Aerzte behaupten, daß Hippokrates, ein berühmter Arzt, welcher 460 v. Chr. geboren wurde und ein Alter von 105 Jahren erreichte, in seinen Schriften viel über diese Krankheit geschrieben hat. So viel ist sicher: in Indien war die Krankheit seit undenklichen Zeiten bekannt. Als sie dort zuerst auftrat, unter der Hitze jener tropischen Sonne, kam solche Furcht über das Volk, daß die Eingeborenen der Krankheit den Namen "Mordechei," ein arabisches Wort, „Todesstreich" bedeutend, beilegten. Die Franzosen haben dieses Wort in "Mort de chien" umgewandelt.

Aerzte des achtzehnten Jahrhunderts reden viel von der Cholera zu Bengal, aber sie erachteten die Krankheit nie so gefährlich und greulich, wie das heutzutage der Fall ist; demnach müßte die Civilisation ihre Kräfte mehren und ihren Wirkungskreis erweitern. Damals war sie auf gewisse Landestheile beschränkt, welche sie nicht übertrat; aber immer war sie tödtlich und furchterregend. Im Jahr 1780 trat die Krankheit während eines Festes zu Hurdwar auf und tödtete in wenigen Wochen 20,000 Menschen. Im Jahr 1781 trat sie unter den bengalischen Truppen zu Gangam auf, und wurden in einem Tage 5000 Mann nach den Hospitälern gebracht; in drei Tagen lag die ganze Armee damit darnieder. La Begne de Presle sagt, daß in 1762 30,000 Eingeborene und 800 Europäer zu Bengal an der Cholera starben.

Das erste epidemische Auftreten der Cholera während dieses Jahrhunderts begann im Jahr 1817. Ehe die Krankheit Jessore erreichte, war es kaum bemerkbar, daß sie existirte; aber nun nahm sie zu, und man hörte von dreißig Todten pro Tag, und noch war der höchste Punkt lange nicht erreicht, denn es starben in vier Wochen nicht weniger als 5000 Menschen dort. Die Einwohner flohen nach allen Richtungen; viele starben unterwegs, und der Schrecken tödtete Tausende. Die Cholera erreichte Calcutta im September und verbreitete sich nördlich und westlich mit Tod und Verderben auf ihrer Spur; ganze Städte wurden entvölkert. Die große indische Armee von 10,000 Truppen und 80,000 Nachläufern war eben bereit, unter dem Marquis Hastings gegen Hindustan zu Felde zu ziehen. Die Pest erreichte sie im November; das Wetter war drückend heiß, die Hitze gewöhnlich von 90 bis 100 Grade im Schatten, und kein Tropfen Regen, um die lechzende Erde zu erfrischen, oder die drückende Hitze abzukühlen. Dürre ist der Cholera günstiger als Hitze oder Nässe. Die Krankheit wurde in kurzer Zeit epidemisch und nahm ihren Verlauf in zwölf Tagen, und in dieser kurzen Zeit erlagen 764 Offiziere und 8500 Mann Truppen. Die Pest überschritt den Deccan mit einer Schnelligkeit von etwa achtzehn Meilen pro Tag und war ganz der atmosphärischen Wirkung unterworfen, so daß sie in mehreren Gegenden zugleich auftrat. Im Juli 1818 erreichte sie die indischen Küstenlande und erschien im September zu Bombay; hatte also beinahe ein Jahr gebraucht, die indische Halbinsel zu überschreiten. Nachdem Indien zu sagen fast zerstört war, nahm die Pest ihre Richtung nach Ceylon und gelangte im Januar 1819 dort an; sonderbarer Weise tobte die Krankheit zuerst in entgegengesetzter Richtung vom indischen Ufer. Von hier nahm sie ihre Richtung nach Colombo und wüthete über die ganze Insel. Die Frigatte „Topez" verließ Ceylon am 29. October 1819. Unterwegs nach Port Louis brach die Cholera aus und wüthete greulich; zwar waren die Kranken bei der Landung alle auf Genesung, trotzdem brach die Pest auf der Insel aus und nahm 18,000 Menschen aus einer Bevölkerung von 84,000 mit, und das in einer Zeit von nur drei Wochen! In ihrer östlichen Richtung erreichte die Krankheit China im Jahr 1827, überschritt sie die gewaltige Mauer und wüthete in Sibirien.

Die westliche Reise jedoch ist für uns von größerer Bedeutung. Im März 1821 trat die Cholera zum zweiten Mal in Bombay auf und erreichte im August die Inseln des persischen Golfes, von wo aus sie sich über Arabien und Persien verbreitete. Burschir wurde heimgesucht und von dort aus Schiraz, wo in wenigen Tagen 60,000 Opfer fielen. Vom persischen Golf zog sie nach Bagdad, überschritt den Euphrat und verheerte Syrien, worauf sie bis Palästina vordrang und Rußland im Jahr 1828 erreichte, dann kam Ungarn an die Reihe, und im Jahr 1831 trat sie in England auf. Zu Paris starben im Jahr 1832 in kurzer Zeit 18,000 Menschen an der Cholera. Zuerst kam ein gewaltiger Schrecken über das Volk, aber der Franzosen Liebe zu den Vergnügungen ist größer als ihre Todesfurcht, und als der erste Schrecken vorüber war, war Paris eben Paris, und das Volk trieb den Spott so weit, daß man die Cholera personificirte und auf Masqueraden spielte. Die alte Geschichte, als hätte Jemand die Brunnen vergiftet, erregte gewaltiges Aufsehen, aber legte sich bald wieder.

In England wirkte die Cholera langsamer und wüthete am schrecklichsten unter den Armen, und besonders unter denen, welche ein ausschweifendes Leben führen. Vom October 1831 bis December 1832 starben mehr als 32,000 Menschen. Im Jahr 1832 kamen sehr viele verarmte Einwanderer von England nach Amerika, manche derselben von der Regierung unterstützt. Die Brigg „Carrick" erreichte Quebec von Dublin am 8. Juni und hatte auf der Reise achtundzwanzig Passagiere durch Cholera verloren. Gleich nach der Landung brach Cholera in Canada aus und erreichte Montreal am 18.

Juni. Sie folgte dem St. Lawrence, überschritt die Inlandseen und trat in Detroit auf, wo sie die Vereinigten-Staaten-Truppen heimsuchte und dann unter den Indianern des Nordwestens hauste. Die östlichen Staaten wurden von andern Richtungen aus heimgesucht. Sie trat am 24. Juni in New York auf, und in einem Monate fanden 3000 Begräbnisse statt, während 100,000 Einwohner aus der Stadt flohen. Die Krankheit verbreitete sich rasend schnell und wüthete in allen größeren Städten; erreichte Havanna im Februar 1833 und Mexiko gegen Ende des Jahres. Im Jahr 1834 wurden die schon heimgesuchten Städte noch einmal überfallen, und viele, welche zuvor verschont geblieben waren.

Im Jahr 1846 trat die Cholera abermals in Persien auf und bewegte sich bedeutend schneller als zuvor; in 1847 war sie bereits in Rußland und in 1848 in London, wo an einer milden Form derselben 72,180 Personen starben. Von England kam sie abermals nach Amerika und zerstörte 3500 Menschen. In Cincinnati starben jenes Jahr 678 Personen. Buffalo und Sandusky waren fast am schwersten heimgesucht, denn in diesen Städten trat die Cholera epidemisch auf. In Sandusky sollen blos noch 1000 Personen geblieben sein, der Rest floh; auch die Eintausend wären geflohen, aber Armuth nöthigte sie zu bleiben.

Die besten Aerzte behaupten, Cholera sei nicht so gefährlich als Typhoidfieber und könnte controlirt werden, wenn nur die Leute die nöthigen Vorsichtsmaßregeln ergreifen und sich an die gewöhnlichen Gesundheitsregeln kehren würden. Wie immer dem auch sei, der Gläubige ergibt sich in die Hand Gottes und schaut der Zukunft getrost entgegen. Der Herr waltet und wird's versehen.

Rev. Adam Kleinfelter.

Von C. Hammer.

Vor 56 Jahren kamen zwei Personen, ein Mann und seine Frau, beide zu Pferd, nach Orwigsburg, Pa. Sie waren Fremde, sahen aber sehr anständig jedoch imposant aus; man konnte leicht merken, daß sie den besseren Ständen angehörten. Ihre Ankunft erregte mehr oder weniger Aufsehen, besonders als man erfuhr, daß sie eine Reise von 500 bis 600 Meilen zurückgelegt und nun ermüdet von solcher schweren, langen Reise sich umsahen nach einem Nachtquartier. Die Frau war noch jung, nicht gewohnt vom elterlichen Hause entfernt zu sein, und nun sollte sie in dieser Gegend ein ganzes Jahr bleiben, während ihr Mann auf Reisen ging und Wochen lang von Hause blieb. Es war kein Wunder, daß ihr Herz unter solchen Umständen bebte und sie mit Heimweh überfallen wurde. Sie konnte nicht begreifen, wie sie ein ganzes Jahr also in der Fremde zubringen könne. Ihr Mann war an Strapazen und Aufopferungen gewohnt und konnte sich besser an die Verhältnisse bequemen, suchte auch seine Frau zu ermuntern und zu trösten. Bald wurde es ruchbar, daß dieser Fremdling der neue Bezirksprediger sei, und fast Jedermann wollte die neuen Ankömmlinge sehen. Meine Eltern, die Raum in ihrem Hause hatten, luden sie ein, ihre Heimath bei ihnen zu machen. Sie nahmen die Einladung dankend an und wohnten bei ihnen ein ganzes Jahr, und zwar unentgeltlich. Daß sie diese Wohlthat hoch schätzten, ja so hoch, daß sie dieselbe in ihrem Leben nicht vergaßen, brauche ich den Lesern nicht zu sagen. Die Predigersfrau war nun so zufrieden, wie daheim im elterlichen Hause. Die Zeit verging ihr so schnell, daß, ehe sie es recht gewahr wurde, das Jahr verflossen war. Eine solch intime Freundschaft wurde damals zwischen beiden Familien angeknüpft, daß dieselbe niemals unterbrochen wurde. Dieser Prediger war Vater Adam Kleinfelter.

Vater Adam Kleinfelter wurde geboren in York Co., Pa., den 1 Mai 1796. Sein Bild, welches der Leser hier vor sich hat, ist ein gelungenes und stellt ihn etwa in seinem 70. Jahre dar. Da er 19 Jahre alt war, wurde er zur Bekehrung gebracht. Drei Jahre später, nemlich im Juni 1817, wohnte er der 10. jährlichen Conferenz (welche zu New Berlin, Pa., stattfand) als Candidat für das Predigtamt bei und wurde in das reisende Ministerium aufgenommen: also 4 Jahre früher als Bischof Seybert und 5 Jahre früher als Bischof Lang.

Die Gemeinschaft war damals gleichsam noch in ihrer Kindheit, indem sie nur 1493 Glieder und 21 Reiseprediger zählte. Vater Kleinfelter überlebte diese (Reiseprediger) alle, und folglich war er bei seinem Abscheiden der älteste noch lebende Prediger der Evangelischen Gemeinschaft. Sein erstes Arbeitsfeld war im Staat Ohio, nemlich Lancaster Bezirk. Zu dieser Zeit hatten wir nur zwei Bezirke westlich vom Alleghenny Gebirge, nemlich Lancaster und Canton. Im Jahr 1815 bediente er den Schuylkill Bez., Pa.; 1819 Somerset; in 1820 Union, Pa.; in 1821 Lancaster, Ohio, und in 1822 York Bezirk, Pa. In 1823 wurde er zum Vorstehenden Aeltesten gewählt und auf Ohio Distrikt bestimmt. Hier diente er vier Jahre.

In 1827 bereiste er Sandusky Bez., Ohio; in 1828 Schuylkill, Pa., und in 1829 Canton Bez. in Ohio. Wegen der beschwerlichen Reisen und allzu harter Arbeit brach er endlich, wie es scheint, unter der schweren Last zusammen, so daß er genöthigt war, sich seßhaft zu ma-

chen. Dies geschah im Jahr 1830, nachdem er 13 Jahre im Dienst der Kirche gestanden hatte. Nach diesem trat er nie wieder in das Reiseministerium; er diente jedoch als ein treuer, fleißiger Lokalprediger, so viel es ihm seine Gesundheit zuließ; als solcher war er auch ein rechter Segen zu seiner Zeit und unter seinem Geschlechte.

Vater Kleinfelter mag also mit Recht zu den ersten Bahnbrechern unserer Kirche gezählt werden. Wenn man betrachtet, wie oft er die beschwerliche Reise von Pennsylvanien über das Alleghenny Gebirge nach Ohio zu machen hatte, und wieder zurück nach Pennsylvanien, und das zu Pferd, und wie ausgedehnt die Arbeitsfelder waren (denn ein Bezirk faßte damals beinahe so viel Territorium in sich, als gegenwärtig ein ganzer Conferenzdistrikt), und somit allerlei unfreundlicher Witterung ausgesetzt war, und fast täglich zu predigen hatte: so braucht man sich nicht zu wundern, daß er so frühzeitig zusammen brach und wie es scheint, nie wieder vermögend wurde, ein regelmäßiges Arbeitsfeld zu übernehmen. Es ist jedoch ein Wunder Gottes, daß er ungeachtet alles dieses ein so hohes Alter erreichte.

Rev. Adam Kleinfelter.

Wie aus dem Vorhergehenden zu sehen ist, brachte er acht Jahre seines Reisepredigerlebens in Ohio zu. Diese Landschaft war damals noch neu, gleichsam eine Wildniß, dünn bewohnt, die Wege sehr schlimm, und die Aufnahme überhaupt sehr „armselig." Es kostete deßhalb große Aufopferung und Selbstverleugnung, alle Strapazen durchzumachen, denen unsere Prediger damals unterworfen waren.

Im Jahr 1825 verehelichte er sich mit Margaretha, jüngster Tochter von Conrad Dillman, welche ihm eine fromme und getreue Gehülfin ward, und mit welcher er nahe 53 Jahre im heiligen Ehestand lebte.

Es läßt sich viel Gutes sagen von Vater Kleinfelter. Er war ein Mann von mehr als ordinären Talenten, und er hat sich sehr ausgezeichnet als Mann und Christ. Niemand, der ihn kannte, zweifelte im geringsten an seiner Frömmigkeit. Er zeichnete sich auch aus als Rathgeber und treuer Familienvater, sowie auch als Prediger des Evangeliums. Er war der Kirche seiner Wahl sehr zugethan, und was er derselben nicht leisten konnte als Prediger des Evangeliums wegen Unpäßlichkeit, suchte er durch seine Liberalität, durch Unterstützung der verschiedenen Anstalten der Kirche, zu leisten. Nicht nur unterstützte er die Prediger, die Missionssache 2c. gut, sondern er nahm auch ein tiefes Interesse in der Erziehungssache der Kirche, und zwar mit Wort und That.

Kleinfelter war von freundlicher, aufgelebter Eigenschaft und deßhalb fast von Jedermann geliebt, er übte mithin einen großen Einfluß aus in seiner Umgebung. Seine Predigten und Vorträge waren gewöhnlich gesalbt und dem Zweck entsprechend, und unerachtet er 48 Jahre in einer Gegend, nemlich bei Greensburg, Ohio, wohnte (da er nicht als Reiseprediger dienen konnte), so waren seine Predigten und Vorträge doch immer angenehm. In dieser Beziehung ist er nie veraltet. Seine Vorträge hatten einen „eigenen Styl," und deßhalb verschieden von fast allen andern. Auch war er zuweilen mehr oder weniger humoristisch in seinen Ausdrücken, jedoch hielt er sich immer in den rechten Schranken; auf solche Weise fesselte er gewöhnlich die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer.

Als Privatmann war er sehr höflich und unterhaltend, und indem er eine ausgedehnte Erkenntniß von Sachen überhaupt hatte, so waren seine Unterredungen immer interessant und belehrend. Er war selten in Verlegenheit, ein Gespräch zu führen über irgend einen Gegenstand, mochten es Geschäfte, Politik, Religion oder irgend eine Tagesfrage sein. Sein Talent, seine Intelligenz, seine Aufrichtigkeit, Gutthätigkeit und Frömmigkeit machten Vater Kleinfelter zu einem sehr einflußreichen Bürger und Glied der Gesellschaft.

Er war eine „vortreffliche Hand," mit den jungen Predigern umzugehen, sie zu unterrichten, wo nöthig, ihnen einen Verweis zu geben, und sie zu ermuntern; dies konnte er auf eine so gelinde und treffliche Weise thun, daß es ihm mit Dank und Ehrerbietung abgenommen wurde. Ich will einen Fall angeben, der sich im Jahr 1834, da ich den Canton Bezirk bereiste, zutrug.

Ein junger Prediger predigte vom Auszug der Kinder Israel aus Egypten 2c. In seiner bildlichen Rede betrachtete er unter Anderem Pharaoh als Bild des Teufels und zeigte, wie er mit seinem Heer im rothen Meer umgekommen sei 2c. Er predigte mit großem Ernst und Sieg.

Nach der Versammlung sagte Vater K. zu ihm: „Bruder, du hast diesen Abend ein großes Werk verrichtet, ja, das größte, das noch je ein Mensch verrichtet hat."

Der junge Prediger fragte: „Was denn?"

„Ei, du hast den Teufel ersäuft, nun sind wir ihn los — den alten Kerl."

Dies geschah auf eine so humoristische Weise, daß nicht der geringste Anstoß daran genommen wurde. Eine weitere Erklärung war gar nicht nöthig, der Prediger sah auf einmal seinen Irrthum. Auch ich habe in besagtem Jahr große Aufmunterungen von ihm erhalten, die mir in angenehmer Erinnerung bleiben.

Da Vater K. nichts Schriftliches von seinem früheren Wirken hinterlassen hat, und auch Niemand mehr vorhanden ist, der genügende Auskunft geben kann, so ist manches Interessante von seinem Reiseprediger-Leben in Vergessenheit gekommen. So viel weiß man jedoch, daß er vom Anfang mit gutem Erfolg gearbeitet hat, und daß er zu seiner Zeit als einer der nützlichsten Prediger der Gemeinschaft betrachtet wurde.

Zum Beispiel in seinem zweiten Jahr, nemlich in 1848, da er mit M. Dehoff den Schuylkill Bez. in Pa. bereiste, bekehrte sich ein sehr einflußreicher Mann* (Eigenthümer eines Eisenwerks) unter seiner Wirksamkeit gründlich zu Gott, welcher ein sehr frommer, nützlicher Lokalprediger wurde. Die Geschichte sagt von ihm: „Er trat im Namen des Herrn, mit Kraft aus der Höhe angethan, als ein wahrer Bneharges (Donnerskind) hervor, predigte gewaltig, griff die Sünde und Ungerechtigkeit mit Ernst an und machte ein bedeutendes Aufsehen unter dem Volke" 2c. Ich selbst hörte ihn mit solcher Kraft das Wort verkündigen, daß die Versammlung fast nicht vor ihm stehen konnte. Er war auch der erste, der den Samen des Wortes Gottes zu Orwigsburg ausstreute, und wurde er dort die Ursache zur Erweckung und Bekehrung vieler Seelen; namentlich auch in der Gegend, wo er wohnte.

Als Beweis, wie Kleinfelter gern den Bedrückten half, möge folgendes Beispiel dienen:

Einst reiste er auch von Ohio nach Pennsylvanien, und zwar, wie gewöhnlich, zu Pferd. Er blieb in einem kleinen Landstädtchen über Nacht und fand zufällig aus, daß nächsten Tags einem armen Manne sein einziges Besitzthum — ein Spann Pferde — durchs Gericht verkauft werden solle. Die Schuld war dreißig Dollars. Der Schuldherr, ein reicher Kauz aus der Gegend, sah sich im Geiste schon im Besitz seiner Beute. Kleinfelter bedauerte den armen Mann gar sehr und sann auf einen Weg, ihm aus der Klemme zu helfen. Aber das Geld war in jenen Tagen bekanntlich rar, und war folglich an ein Vorstrecken der Summe gär nicht zu denken; denn die Dorfbewohner waren alle arm. So kam denn die Auction. Anstatt nun sogleich auf das ganze Spann zu bieten, schlug Kleinfelter vor, zunächst ein Pferd — das schwächere—unter den Hammer zu bringen. So geschah es. Der Reiche bot, einige der Dörfler auch, dann der Fremdling, Kleinfelter, dann der Schuldherr wieder. So ging es abwechselnd fort, bis endlich der gierige Kauz selbst das Pferd für $28 erstand. Da hielt der Fremdling (Kleinfelter) zufrieden lächelnd ein, erhob sich und sagte: „Meine Herren, ich beantrage nun, daß wir das noch Fehlende ($2) frei zusammenlegen — ich gebe die Hälfte." In kurzer Zeit wurde der Vorschlag zur That. Der Reiche war geprellt, aber dem armen Mann sein bestes Pferd erhalten worden, und freudig zog dieser alte Gottesmann unter dem Staunen der Dorfbewohner seine Straße.

Auch verstand es Br. K. gar trefflich, zur rechten Zeit einen schneidenden Verweis zu geben. In 1868 machte er eine Reise nach dem Westen, den Mississippi hinab, um seinen Bruder zu besuchen. Da geschah es, daß er mit einem Haufen lustiger Gesellen zusammentraf. Unter diesen war einer, der fest und steif behauptete, nichts zu glauben, was er nicht mit seinen eigenen Augen sehen könne. Seine Argumente schienen seinen Kameraden so rechtskräftig, daß sie endlich keinen Widerspruch mehr erhoben. Kleinfelter konnte nicht mehr länger schweigen. „Wollt ihr," sprach er, „einem alten Manne erlauben, ein Wort drein zu reden?"

Alle waren bereit.

„Nun denn," sprach er, sich an den Großhans wendend, „du glaubst also sauber nichts, das du nicht siehst?"

„Nein, nimmer," war die Antwort.

„Glaubst du auch nicht, daß du einen Rückgrat hast?"

„Jawohl, das glaube ich."

„Hast du denselben je gesehen?"

Wie ein elektrischer Schlag traf diese Frage den Spötter, und Kleinfelter zog unter dem Applaus der Gesellschaft seine Straße fröhlich dahin.

Ganze 25 Jahre vor seinem Ende hatte er körperlich viel zu leiden. Er hatte während dieser Zeit zweimal den Krebs, ist aber jedes Mal curirt worden. Im Jahr 1874 wurde er zweimal vom Schlag getroffen. Von jener Zeit an nahm er allmälig ab, bis er endlich ganz hülflos wurde. Vor etwas mehr als einem Jahr vor

* Obiger Mann war der schon längst selig entschlafene Bruder Daniel Focht, der noch Manchen im Osten in angenehmem Andenken sein wird.

seinem Ende fingen seine Geisteskräfte an, stark abzunehmen, auch sein Sprachvermögen, so daß er nicht mehr verständlich reden konnte; jedoch in all seinem schweren Leiden klagte er nie, und schien immer zufrieden zu sein. Er war ganz getrost und gelassen, voller Hoffnung und Zuversicht. Er verschied im Frieden den 22. März 1878 im Alter von 81 Jahren, 10 Monaten und 21 Tagen. Seine Ueberreste ruhen nahe seiner Wohnung unweit Greensburg, Summit Co., Ohio. Vier seiner Söhne, von denen einer Prediger in der Des Moines Conferenz ist, und zwei Töchter sind noch am Leben.

Glaube nur!

(Von M. Claudius.)

Die arme Mutter Anna war in sehr großer Noth. Sie war eine fleißige und brave Wittwe und hatte bis jetzt mit ihrer Hände Arbeit sich und ihre beiden Kindlein treulich und ehrlich ernährt. Nun aber war sie krank geworden, sie konnte nichts verdienen, und die kleinen Ersparnisse gingen mit darauf bis auf den letzten Groschen, und auch der war heute ausgegeben, um Brod dafür zu kaufen — ein letztes Stückchen Brod! Das hielt sie jetzt in ihren abgemagerten Händen, als sie vor der Thür auf der kleinen Bank saß und die Sonne auf sich herabscheinen ließ, damit sie schneller ganz genesen möchte.

Ach, das letzte Stückchen Brod in der Hand zu halten und keine Aussicht für die nächste Zukunft, etwas zu verdienen, das ist hart für ein Mutterherz! Mutter Anna weinte bitterlich, als sie das Messer nahm und es zertheilte. Die eine Hälfte gab sie dem kleinen Heinrich, der war erst vier Jahre alt und nahm sie fröhlich hin, ohne der Mutter Kummer zu begreifen. Die andere Hälfte aber reichte sie einem schlanken, zehnjährigen Mädchen, und dieses bemerkte wohl, wie ihre Thränen darauf fielen, und schlang schnell und liebevoll beide Aermchen um sie.

„Warum weinst du denn, liebe Mutter?" fragte sie; „ich kann ja das Brod nicht essen, wenn du darauf geweint hast!"

„Mein armes Kind," erwiderte die Mutter und drückte sie an sich, „mein Herz ist sehr schwer; die Sorge drückt es nieder — ich weiß nicht, wovon ich euch morgen sättigen werde!"

„O liebe Mutter," sprach die Kleine tröstend, „dafür wird ja der liebe Gott schon sorgen."

Die Mutter seufzte.

„Vertraueſt du denn nicht mehr auf ihn? Liebe Mutter, du thateſt es ja bis jetzt immer!"

„Ach ja, mein liebes Kind; aber nun tritt die Sorge so nah und schwer an mich heran, daß sie selbst bei dem Gedanken an Gott nicht weichen will! O ihr armen Kinder — morgen früh, wenn ihr aufwacht und hungrig seid, werde ich nichts für euch haben!"

„O Mutterchen, der liebe Gott kann uns ja bis morgen noch Brod schicken! Siehst du, gerade heute hat der Lehrer in der Schule zu uns darüber gesprochen, wie Gott so viele Wege hat, den Menschen zu helfen, und wie wir nie an seiner Hülfe verzagen sollten — denn es sei Sünde. Siehst du — und da schlug er uns in der Bibel die Geschichte auf, wo von den Juden erzählt wird, daß sie in der Wüste waren und wider Gott murreten und verzagt wurden, weil sie fürchteten, sie müßten verhungern, und nicht glauben wollten, daß Gottes Allmacht ihnen Brod schaffen könnte. Und er wurde erzürnt über ihren Kleinmuth und ließ Manna und Wachteln vom Himmel fallen in solcher Menge, daß ihnen nun der Ueberfluß lästig wurde!—Liebe Mutter, soll ich dir einmal die Geschichte vorlesen? Vielleicht wird dir leichter, wenn du sie hörst!"

Die Mutter streichelte das blonde Köpfchen ihres Töchterchens und nickte; aber ihr Herz blieb schwer, und Thränen traten von neuem in ihre Augen, als Lieschen jetzt schnell mit dem heiligen Buche zurückkehrte und es aufschlug.

„Ach, Gott thut keine Wunder mehr!"

„Warum denn nicht, liebe Mutter? Er ist ja noch ebenso allmächtig wie damals."

„Es wäre ja Anmaßung, wenn arme, sündige Menschen, wie wir sind, ein Wunder erwarten wollten!"

„Ach nein, Mutter!" rief die Kleine freudig; „sieh', die Juden waren auch arme, sündige Menschen, und Gott hielt sie doch eines Wunders werth! Und gering achtet uns der liebe Gott ja nicht, sonst hätte er uns nicht seinen Sohn geschickt und geopfert! — Liebe Mutter, nicht wahr, das muß es uns so recht gewiß machen, wie sehr er uns liebt, und wie viel wir ihm werth sind, wenn wir auch arm und sündig sind! — Soll ich nun lesen?"

„Ja, mein Kind!"

Und Lieschen setzte sich zu der Mutter Füßen und begann mit andächtiger Stimme. Die Mutter faltete die Hände, Thräne auf Thräne rollte über ihre Wange, indem sie den Worten von der wunderbaren Hülfe lauschte, die der Herr dem murrenden Volk sendete, auf daß es beschämt und reuevoll zu ihm zurückkehre;—aber nach und nach wurden die Thränen weniger heiß und bitter, und von ihrem Herzen löste sich der Felsen der Sorge ab! Ja, sie war Gottes Kind, so gut wie jene armen Israe-

liten, und er hat viele Wege zu helfen, auch aus der größten Noth:

Und kann's nur ein Wunder wenden,
Auch ein Wunder kann er senden!

Dies schöne Lied wurde plötzlich lebendig in ihrer Seele, und mit immer verklärterem Antlitze horchte sie zu. Auch der kleine Heinrich war leise herangekommen und hatte sich neben sie gekauert. Freilich verstand er noch nicht viel von dem, was gelesen wurde, aber er kannte die Bibel und war gewöhnt, sie mit Ehrfurcht zu betrachten. So malte sich auch auf seinem kleinen, rosenwangigen Gesichtchen ein Ausdruck unbewußter Andacht, und über die ganze Gruppe goß die Sonne, die eben anfing, sich zu senken, ihre goldglänzenden Strahlen. Es war wirklich ein liebliches Bild, diese Mutter mit ihren Kindern, welche Gott suchten! Jeder, der vorüber gegangen wäre, würde gerührt einen Augenblick verweilt haben, um sie zu betrachten—der aber, welcher jetzt wirklich kam, stand wie betroffen von sprachlosem Entzücken da!

Es war ein Wanderer, ein noch ziemlich junger Mann, der aus dem nahen Wald hervortrat. Er starrte einen Augenblick, als zeige sich ein Wunder seinen Blicken, die Gruppe an, faltete dann wie im jubelnden Gebet die Hände zum Himmel empor und zog schnell wie der Blitz ein großes, schwarzes Buch und einen Bleistift aus der Tasche, um mit Eifer darauf los zu zeichnen. Niemand von unserer kleinen Familie hatte ihn bemerkt. Lieschen's Augen ruhten auf dem Buche, die Mutter war mit ihrem eigenen Herzen beschäftigt, und der kleine Knabe folgte den Blicken der Schwester, die immer freudiger und andächtiger glänzten, je länger sie las.

Still und regungslos saß die kleine Gruppe da, und der Maler konnte ungestört weiter arbeiten—bis Lieschen jetzt zu Ende war und zur Mutter empor blickte. „Nicht wahr, liebe Mutter, wenn Gott will, kann er wohl heute noch machen, daß Brod und Honig vor unserer Thüre liegt, wie damals vor der der Juden!"

„Ja, mein Kind," antwortete die Mutter und zog sie innig an ihre Brust, „bei Gott ist kein Ding unmöglich!" Ihr Herz war jetzt wieder erfüllt von dem innigsten Gottvertrauen,—und sie küßte ihr frommes Kind dankbar auf Stirn und Augen.

Aber in des Malers Absicht paßten diese Liebkosungen nicht. Er war gerade bei der Gestalt des lesenden Kindes gewesen und wurde recht unangenehm dadurch in seiner Arbeit unterbrochen. Eifrig und hastig sprang er auf, lief zu ihnen hin, faßte ihren Arm und rief lebhaft: „O bitte, bitte, nur noch einen Augenblick sitzet mir stille! "

Die Mutter wie die Kinder schauten erstaunt, fast erschrocken zu ihm empor; so etwas Unbegreifliches war ihnen noch gar nicht vorgekommen, und sie verstanden durchaus nicht, was er wollte. Er aber zog in derselben lebhaften Weise eine Börse aus der Tasche, legte einen blanken Thaler auf den Tisch und fuhr fort: „Seht ihr ich bin ein Maler und möchte euch gern in mein Buch zeichnen, aber gerade so, wie ihr vorhin bei einander saßet. Angefangen hab' ich bereits, und daher schenk' ich euch diesen ersten Thaler; einen zweiten füge ich hinzu, wenn ihr nur jetzt eine Stunde lang eben so ruhig, aber recht ruhig gesessen habt und ich mein Bild vollendet habe. Wollt ihr mir den Gefallen thun?" — Die armen Leute starrten ihn noch immer an wie eine Erscheinung und wußten nicht, was sie antworten sollten. Dann preßte die Mutter beide Hände auf ihr Herz, und heiße Thränen, diesmal Freudenthränen, stürzten aus ihren Augen. Hatte denn Gott nicht wirklich ein Wunder an ihnen gethan? Schickte er ihnen nicht Brod vom Himmel? Gewiß, der fremde unbegreifliche Mann war sein Bote.

Auf Lieschen's leuchtendem Gesichte stand derselbe Gedanke. „Mutter, ein Engel!" flüsterte sie leise, und dann gehorchte sie willig Allem, was der Maler sagte. Sie ließ sich von ihm wieder auf den alten Baumstamm zu der Mutter Füßen setzen und nahm die Bibel von neuem auf den Schooß. Da er aber sagte: „Lies jetzt, wie du vorhin thatest, so wird es am Besten gehen," schlug sie den 118. Psalm auf und las: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich. In der Angst rief ich den Herrn an, und der Herr erhörete mich und tröstete mich! Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht!" u. s. w. Und die Mutter faltete wie vorhin die Hände, nur noch wärmer, inniger und froher, und der Maler konnte sein Bild vollenden.

Keine Stunde war vergangen, da sprang er auf und zeigte es der erstaunten Familie, indem er zugleich den versprochenen zweiten Thaler auf den Tisch legte. Das aber erlaubte Mutter Anna's Bescheidenheit nicht, den ohne Weiteres anzunehmen; sie schüttelte den Kopf und sagte: „O nein, Herr, Sie haben uns schon mehr gegeben, als wir verdienten,—und wenn wir nicht so arm wären, so—"

„Nehmt es immerhin!" lächelte der Maler und reichte ihr froh die Hand: „denkt, der liebe Gott schickt's euch, und daß ich dabei noch mehr gewinne als ihr! Und nun lebt wohl!"

Da ging er hin, und die beiden blanken Thaler blieben zurück in Mutter Anna's Händen—Brod für zwei Wochen, bis sie ganz erholt sein würde, um wieder arbeiten zu können. — O, wie betete sie in ihrem Herzen und gelobte Gott, nimmer wieder ihr Vertrauen sinken zu lassen, oder daran zu zweifeln, daß er helfen könne selbst aus der höchsten Noth, und noch heute Wunder thue! „Ja, denn durch ein Wunder hast du mir geholfen!" fügte sie leise hinzu.—Durch ein Wunder hast du mir geholfen! Diese selben Worte sprach an demselben Tage auch der junge Maler und betrachtete dabei sein kleines Bild, als er, von seiner Wanderung heimgekehrt, jetzt wieder an seinem Tische saß.

Er wohnte in der Stadt und war ein sehr begabter, wenn auch noch nicht weit bekannter Künstler, denn noch

nicht viele seiner Werke waren in die Oeffentlichkeit getreten. Zur nächsten Ausstellung aber wollte er gern eines liefern, und heute Morgen saß er hier in demselben Zimmerchen, sich mit Entwürfen dazu beschäftigend. Er hatte diesen und jenen Gedanken, aber so recht gefiel ihm keiner, bis er ganz mißmuthig wurde, seine Mappen hinwarf und hinaus lief ins Freie. Er lenkte seine Schritte nach dem Walde zu und trat mit recht schlechter Laune unter die grünen Bäume. Je länger er aber unter ihrem frisch duftenden Schatten wandelte, je weicher wurde sein Herz. Die mürrische Laune machte einer stillen Traurigkeit Platz. Er lehnte sich an einen dicken, alten Baumstamm und faltete die Hände. Es war so schön um ihn her, sein Herz wurde andächtig. Er betete: „O lieber Gott, ich bin es wohl nicht werth, ich bin ein armer, irrender, sündiger Mensch; aber mein Herz hat den Wunsch, dir zu gefallen, und den heißen Drang, etwas Gutes und Schönes hervorzubringen, etwas, was zwar auch die Kunst verherrlicht, aber was am meisten deine Ehre verkündet. Gib du mir einen Gedanken zu meinem Bilde. O, laß es hell werden in meiner Seele! zeige mir das Bild, das ich malen soll!"

So betete er, und recht warm sprach er die Worte in seinem Herzen. Die ehrwürdigen, alten Bäume rauschten dazu mit ihren Zweigen, und die Sonne schaute goldglänzend hindurch und küßte ihm mit ihren Strahlen Stirn und Haare! In seinem Herzen ward es immer froher und klarer. Munter setzte er seinen Weg fort und trat aus dem Wald heraus,—da stand vor seinen Blicken das Bild der Mutter mit ihren beiden Kindern.

War das nicht ein Wunder, welches Gott an ihm gethan hatte?—O, er zweifelte nicht daran, und mit doppeltem Feuereifer schritt er nun daran, es auszuführen. Es gerieth gut! Der Geist von oben belebte ihn dabei, und zur bestimmten Zeit war es vollendet und kam in die Ausstellung. Dort hing es in einem der ersten Säle. Große Meister rühmten es, denn es war vortrefflich ausgeführt, und die Menge sagte: „Es ist eins der lieblichsten Bilder von Allen." Es ging wohl Keiner vorüber, ohne stille zu stehen und sein Herz bewegt zu fühlen von dem Ausdruck in dem Gesichte der Mutter, wie des kleinen blondhaarigen Mädchens! Das Kind, welches in kindlichem und unbegrenztem Vertrauen den Herrn findet, die Mutter, welche ihn suchte in ihrer höchsten Noth—und Sorge und Noth verschwinden fühlt, da auch sie ihn wirklich fand,—das Kind, welches die heiligen Worte liest, die Mutter, auf deren Antlitze sie lebendig wurden, übten eine wunderbare Gewalt aus über den Beschauer. Manches Auge, das lange nicht geweint, wurde feucht, manches harte Herz weich, und Mancher ging nach Hause in stillem Sinnen verloren. Unter den Beschauern war ein Herr;—auch er hatte mit Noth und Sorge nach Innen und Außen zu kämpfen und sehnte sich nach Hülfe;—aber sie in Gottes Wort zu suchen, daran hatte er bis dahin nicht gedacht. — Nun war der Gedanke in ihm erwacht; er nahm die Bibel aus dem Schrank; sie war lange nicht gelesen, sie war ganz bestaubt. Er schlug sie seit Jahren zum ersten Male wieder auf—und las darin seit Jahren zum ersten Male. Aber die Stelle, die er las, traf sein Herz, und er las weiter und kam auch den folgenden Tag, abermals zu lesen, und so weiter, bis ihm das heilige Wort lieb und lieber wurde und endlich auch lebendig in seiner Seele, — die nun dem Herrn zurückgegeben war, der also auch an ihm ein Wunder gethan hatte! Drei Wunder! — und wodurch, womit? durch ein ganz einfaches Zusammenwirken von ganz einfachen Dingen, die täglich geschehen. Wer sie von ferne betrachtet, sieht nichts darin: eine Familie, die Trost aus der Bibel schöpft,—ein Maler, der beim Spaziergang ein Motiv zum Bilde findet,—ein Betrübter, der sich durch den Anblick eines Bildes bewegt fühlt,—was ist das weiter?—Und doch war es Gottes Hand, die Alles fügte und leitete und durch seinen Geist wirkte; und jeder Einzelne der Drei wußte in seinem Herzen, daß ein Wunder an ihm geschehen sei.

Neun Monate Kriegsgefangener.

Erzählt von J. D. Schaible.

II.

3. Im Lazareth.

Ich ließ meine Blicke umherschweifen. Sobald ich aber auf den Fußboden blickte, wurde ich von meinen Phantasien aufgeschreckt und an meine traurige Lage erinnert. Ich konnte die von Schmerz verzerrten Angesichter meiner armen Leidensgenossen betrachten. Wahrhaftig, ein schrecklicher Anblick! Hier erlebte ich Scenen, welche ich nie in meinem Leben vergessen werde. Viele phantasirten von den Schmerzen eines tödtlichen Wundfiebers überwältigt. Andere rangen mit dem Tode. Ihr ächzendes Stöhnen, ihre Mark und Bein durdringende Hülferufe gaben zu erkennen, in welchen Qualen sie schmachteten. Ein tödtlich verwundeter Krieger lag mir gegenüber. Eine feindliche Kugel hatte ihm den Vorderkopf durchbohrt und das Augenlicht geraubt. Er war ein böser, gottloser Mensch, der die schrecklichsten Flüche ausstieß über die Rebellen. Auch fluchte er den Aerzten, weil sie ihm nicht zu Hülfe kamen. Endlich hörte ich die Stimme eines ebenfalls verwunde-

Fort Monroe.

ten gottesfürchtigen Soldaten, welcher ihn ersuchte, das Fluchen zu unterlassen. Er sagte ihm: „Wie kannst du so vor deinem Richter bestehen? Du stehst an den Pforten der Ewigkeit, hast also keinen Augenblick zu verlieren. Eile und rette deine Seele! Aus deinen blassen, krampfhaften Gesichtszügen läßt sich schließen, daß des Todes kalte Hand dich bereits erfaßt hat. Wenn du kein Erbarmen mit dir selber hast, so möge sich der allmächtige Gott über dich erbarmen." Gegen Morgen war seine Stimme verstummt. Sein röchelnder Athem bekundete, daß er in den letzten Zügen lag. Seine Augen wurden starr und glanzlos, sein Körper steif und kalt. Sein Geist war entflohen, um vor einem gerechten Richter zu erscheinen. Ja wahrlich, die heilige Schrift hat Recht: „Die Gottlosen nehmen ein Ende mit Schrecken." Hier konnte ich auch den Unterschied wahrnehmen, zwischen Dem, der Gott dient, und Dem, der ihm nicht dient. Während dieser Ruchlose mit den schrecklichsten Flüchen auf seiner Zunge verschied, gingen Andere mit Gebet und seligem Lächeln auf ihrem Antlitze hinüber in die himmlische Heimath.

Zu mitternächtlicher Stille öffnete sich vorsichtig die Thür. Der lang erwartete Arzt trat ein. Aber auch seine Anwesenheit konnte unsere Lage und unsere Leiden nicht wesentlich bessern; er verabreichte Opium als Betäubungsmittel und entfernte sich wieder. Ich zog es vor, keinen Opium einzunehmen, indem ich mein klares Bewußtsein einer momentanen Betäubung vorzog. Da ich mein volles Vertrauen dem Herrn geschenkt hatte, so half er mir auch, meine Schmerzen geduldig zu tragen. Das war eine lange Nacht, und ich

Fort Moultrie.

sehnte mich herzlich nach dem Morgen. Endlich brach die Morgenröthe an, und lieblich beleuchtete die Sonne das Krankenzimmer. Ich sehnte mich nach einem Trunk Wasser, um meinen brennenden Durst zu stillen, und rief nach einem Krankenwärter, aber lange vergeblich. Endlich öffnete sich leise die Thür; mein Kamerad August trat ein und schritt auf mich zu, indem er sagte: „Friedrich, ich habe deine Stimme gehört; du verlangst nach Wasser." Mit diesen Worten reichte er mir einen Becher voll des reinsten und kühlsten Labetrankes. Nachdem ich mein höchstes Bedürfniß gestillt hatte, entgegnete ich: „August, es ist mir ein Räthsel, wie du hierher kommst! Ich sehe du bist gesund und wohl erhalten. Was ist denn eigentlich die Ursache deines Hierseins?" „Das kann ich dir mit wenigen Worten sagen," erwiderte er, „mein Bruder Hermann liegt verwundet im Nebenzimmer, ich wußte, daß er meiner Hülfe und meines Beistandes bedürftig ist, und habe mir von unserm Oberst (Colonel) Urlaub erbeten, meinen Bruder zu pflegen und für sein Wohlergehen und seine Genesung Sorge zu tragen." Durch diese edle That zeigte mein braver Kamerad, was wahre Bruderliebe vermag: obwohl er wußte, daß die Armee des Nordens diese Gegend räumte und den Rebellen preisgab; so opferte er dennoch seine persönliche Freiheit und ging mit seinem verwundeten Bruder in freiwillige Gefangenschaft. Wie froh war ich, als ich vernahm, daß August sich entschlossen habe, bei uns zu bleiben. Ich hatte mir schon manchen Gedanken gemacht während der verwichenen, grauenhaften Nacht, wer mich verpflegen würde, und hier sah ich nun meine Hülfe. Durch beträchtlichen Blutverlust war ich so schwach geworden, daß ich mir nicht mehr selbst helfen

Auf Patrouille.

konnte, zudem konnte ich wegen meiner Wunde keinen Finger mehr rühren; doch der Herr, der mich bisher, obwohl mitunter strafend und züchtigend, auch wiederum liebend und erbarmend führte, ließ mich wieder deutlich die Fingerzeige seiner gnadenreichen Vorsehung erblicken. Während wir mit einander redeten, hörten wir einen wüsten Tumult vor der Thür. Plötzlich sprang die Thür auf. — Ein Haufen besoffener Rebellen stürzte herein und fiel fluchend und wüthend über uns her; sie tobten wie Besessene, und begannen zugleich, die hülflosen Verwundeten umzubringen. Die ganze Rotte schrie aus voller Kehle: „Ihr Yankees ruinirt unser Land, zerstört Eigenthum und Leben; nun haben wir euch endlich erwischt, um Rache zu üben und euch den Garaus zu machen." Sie meinten auch, wir hätten ihre Verwundeten getödtet, somit sei ihnen diese Gelegenheit doppelt willkommen. Wir sahen auch zugleich ein, daß Erwiederungen von unserer Seite nur dazu beitragen würden, den tollen, verwegenen Haufen noch rasender zu

Contraband.

machen, und unseren Tod zu beschleunigen. Es wurde mir klar, daß wenn der allmächtige Retter nicht Hülfe schaffen würde, wir unser armes Leben unter den Mörderhänden dieser satanischen Rebellen aushauchen müßten. Während sie die schrecklichsten Drohungen ausstießen, seufzte ich zu unserem treuen Bundes-Gott. Meine einzige Hoffnung gründete sich auf ihn. Zugleich trat das, von dem großen Reformator Dr. Martin Luther zur Zeit des Augsburger Reichstages gedichtete Lied: „Ein' feste Burg u. s. w.," mit seiner gewaltigen Melodie frisch in mein Gedächtniß zurück. Mit innigem Gottvertrauen stammelte ich folgende Strophen:

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt' böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint;
Groß' Macht und viel List
Sein' grausam' Rüstung ist;
Auf Erd' ist nicht sein's Gleichen.

Mit unsr'er Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbst erkoren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein anderer Gott;
Das Feld muß er behalten.

Während ich mit glaubensvoller Zuversicht über diese trefflichen Worte des glaubensstarken Augustinermönchs von Wittenberg nachdachte, trat der Rebellengeneral Forrest herein. Mit donnernder Stimme befahl er der frechen, blutdürstigen Rotte, sobald als möglich das Zimmer zu verlassen. In kurzer Zeit waren sie fort. Wir waren herzlich froh, daß wir diese ungeladenen Gäste wieder los waren. Der gefühlvolle General stellte nun Wache zu unserm Schutze um das Haus, uns vor ferneren Ueberfällen zu schützen. Als die drohenden Stürme sich gelegt hatten und alles wieder ruhig um uns her geworden war, stimmte ich wieder in die kräftigen Dichterworte des unvergeßlichen Luther, indem ich dem Herrn für die plötzliche Errettung Dank darbrachte:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen!
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er uns doch nichts;
Das macht, er ist gericht't;
Ein Wörtlein kann ihn fällen."

Es kam mir beinahe vor, als ob der große Reformator sich in einer ähnlichen Lage befunden hätte, als er diese feurigen, geistreichen Worte zu Papier brachte. Ich mußte bei mir selbst denken: Luther war auch einst wie ein Schaf mitten unter den Wölfen, besonders dort auf dem Reichstage zu Worms, im Jahre 1521, als er vor Kaiser und Reich, vor päpstlichen Legaten und fanatischen Bischöfen stand. Aber Gott behütet die Einfältigen und Demüthigen; wie er die Gebete jenes Glaubenshelden hörte, so beantwortete er auch unser Flehen. Das fortwährende Stöhnen der Verwundeten brachte mich aber wieder von den Gedanken über die Vergangenheit auf die noch immer peinliche Lage der Gegenwart zurück. Die Hitze und der üble Geruch im Zimmer war beinahe unerträglich. Wir sehnten uns nach frischer Luft. Unser dienstfertiger August wußte bald einen guten Rath für uns. Er trat vor die Thür und erbat sich von der Wache Erlaubniß, uns hinaus zu tragen in die freie Luft. Einer der wachthabenden Conföderirten kam mit ihm herein. Sie trugen uns nun hinaus unter einige dichtbelaubte Eichen, woselbst unser fleißige, sorgfältige Kamerad ein Lager für uns hergerichtet hatte. Auf dieses provisorische Lager legten sie seinen Bruder Hermann, mich und einen anderen verwundeten Gefangenen von unserer Compagnie, Namens Frank; die frische Luft war sehr erquickend für uns. Die Landstraße führte an dem Hause vorbei, und die Rebellen marschirten beständig an uns vorüber; zuerst einige Patrouillen und Streifschützen, dann kam die Infanterie und zuletzt die Artillerie. Der Zug wollte kein Ende nehmen. Immer kamen wieder neue Divisionen unter fliegenden Fahnen, mit wirbelnden Trommeln und schmetternder Musik. Ich sah nun einen langen, starken Rebellen aus der Reihe treten und auf uns zu kommen. Dieser trat zu mir heran und forderte mit barscher Stimme das Oeltuch, auf welchem ich lag. Ich bat ihn, er solle es mir doch lassen, da es meine einzige Decke sei gegen die nächtliche Frische, und daß ich es somit selber nothwendig gebrauche. Aber bei dem unverschämten Menschen waren alle Remonstrationen unfruchtbar; er kannte kein Erbarmen. Ich hoffte, vielleicht wird die Wache sich meiner annehmen und mich gegen den zudringlichen Räuber schützen, aber hierin hatte ich mich verrechnet; die treulosen Wächter schauten noch mit schadenfrohen Blicken, wie der Grobian meinen Teppich erfaßte, ihn unter meinem Leibe hinwegriß und davoneilte. Nach und nach war wieder alles ruhig geworden auf der Landstraße. Der Tag war schnell am Hinsinken. Die Sonne sandte ihre heißen Strahlen schräg unter den Wipfeln der hohen Bäume auf uns. Ihre brennende Gluth senkte sich schmerzlich auf uns hernieder. Doch unser erfinderische August wußte gleich zu helfen: er holte eine Axt herbei, hieb Aeste und Zweige von den Bäumen und baute eine Laubhütte über uns, und meinte, er habe nun zwei Fliegen auf einen Streich getroffen, denn was die Sonnenstrahlen abhält, wird auch den kühlen Thau abhalten. Seine humoristische Bemerkung fand aber nur so lange Anwendung, als wir in dieser Laubhütte verweilen durften, denn wir sollten nicht sehr lange von derselben Gebrauch machen. Gegen Abend, sobald es anfing zu dämmern, kamen mehrere Karren angerasselt: jeder von einem Maulesel gezogen. Als Kutscher fun-

girten einige Negersklaven; nachdem sie uns auf ihre armseligen Fuhrwerke gelegt hatten, jagten sie über Stock und Stein von dannen, ohne zu fragen, wie es uns berühre, obwohl uns jeder Stoß Schmerzen verursachte, die uns Jammergeschrei und Stöhnen auspreßten. Diese Neger waren eben nicht gerade sehr höflich erzogen worden; sie waren scheint's an Schmerzensgeschrei gewöhnt, unter den Peitschen der Sklaventreiber; sie fuhren jehumäßig fort in die Dunkelheit hinein. Wir mochten ungefähr fünf Meilen gefahren sein, als sie endlich vor einer einsam auf dem Lande stehenden Kirche anhielten.

Hier wurden wir von den, an allerlei Mißhandlungen gewöhnte äthiopischen Fuhrmännern auf eine nicht sehr höfliche oder liebkosende Weise abgeladen und in die Kirche getragen.

Die Nacht war hereingebrochen und unser Nachtlager auf dem Fußboden bereitet. Einige lagen zwischen den Kirchenstühlen, Andere vor dem Altar, und welche sogar auf dem Predigerstand. Auch diese Nacht brachte ich schlaflos zu. Nach langem Warten und Sehnen auf meinem Schmerzenslager ging endlich die liebliche Sonne in ihrer Majestät auf und senkte ihre lichtverbreitenden Strahlen durch die halbgeöffneten, hohen, engen Kirchenfenster. Der Tag des Herrn brach an.

4. Der Tag des Herrn unter Rebellen.

Erfrischend und neubelebend begrüßte uns der sanfte Zephyr des Morgens. Es zog mich hinaus in die freie, schöne Gottesnatur, aber wie? Ich sprach zu meinem Kameraden August: „Ich glaube, wenn du mich ein wenig unterstützen würdest, so könnte ich hinausgehen." Sogleich half er mir auf meine Füße; auf seine kräftige Schulter gestützt ging ich mit schwankenden Schritten hinaus, und setzte mich unter eine schattige Eiche nahe bei der Kirche. Ich lehnte meinen Rücken an den dicken Baumstamm, und August entfernte sich wieder, um bei seinem sehr schwachen und leidenden Bruder Hermann zu sein. Als ich so ganz allein da saß, ließ ich meinen Gedanken freien Lauf, denn Niemand störte mich in meinen Betrachtungen der mich umgebenden Scenerie. So ließ ich, während meine Augen sich an dem prächtigen Anblick der Natur weideten, meiner Phantasie in der Sonntagmorgenstille die Zügel. Welch ein lieblicher Tag ist es doch! Wie herrlich hat der gütige, allweise Schöpfer die Erde geschmückt! In welch farbenreiches Gewand hat er diese Südstaaten gekleidet, und doch sind die Einwohner dieser ergiebigen, fruchtbaren Staaten nur undankbare, den freien Gesetzen unseres glorreichen Landes widerstrebende Rebellen!

Die munteren Creaturen fingen an, sich zu regen und zu bewegen; lebensfrohe Käfer und buntfarbige Schmetterlinge summten und schwirrten durch die Luft. Die Fledermäuse und Nachteulen, welche, wie unsaubere Geister bei der Kirche umherflatterten, suchten, von der aufgehenden Königin des Tages verscheucht, ihre unheimlichen, dunkeln Verstecke in den umliegenden Wäldern auf, und an ihrer Stelle waren nun, von den leuchtenden Strahlen der Sonne geweckt, die heiteren Singvögel erschienen; wo vor kurzem noch krächzendes Geschrei der Eulen die finstere Nacht erfüllte, und unheimlichen Gespensterstimmen ähnlich, nach dem alten Volksglauben, unseren baldigen Tod verkündigten; da hüpften nun die prächtigen, buntbefiederten Vögel von Zweig zu Zweig, pfiffen und sangen zum Preise des Schöpfers ihre schön und lieblich klingenden Weisen. Ein murmelndes Bächlein floß fröhlich plätschernd über den kieselsteinigen Waldweg. Alles schien dem allweisen, gütigen Schöpfer den gebührenden Morgendank darzubringen. Wie hätte ich es lassen können? Auch ich lobte den Herrn, denn wer hatte wohl mehr Ursachen dem Herrn zu danken, als ich? — Ich konnte deutlich verspüren, daß ich meiner Genesung entgegen ging. Obwohl nur langsam, so hatte ich doch schon an Kräften gewonnen. Die Natur interessirte mich heute mehr als je zuvor, doch hefteten sich meine Blicke zuletzt auf mein soeben verlassenes Nachtquartier, die alte Kirche. Sie ähnelte unserer alten, ehrwürdigen Kirche in meiner elterlichen Heimath, und erweckte in kurzer Zeit eine Art Heimweh in mir. Erinnerungen an meine glückliche Kindheit wurden in mir wach gerufen, ich gedachte meiner sorgenfreien Jugendjahre, die ich mit meinen Eltern und Geschwistern verlebte. Wie oft saß ich unter der Stimme der Männer Gottes, welche das Wort göttlicher Predigt in den deutschen Ansiedlungen des Urwaldes in Beweisung des Geistes und der Kraft verkündigten!

Wie in einem Panorama zogen die gottgesandten Reiseprediger der Evangelischen Gemeinschaft, welche mir die Vergebung der Sünden durch Christum verkündigten, und mich auf den königlichen Weg des Lebens führten, an meinem sinnenden Geiste vorüber. Aber die Gegenwart ist eben sehr verschieden von der glückseligen Vergangenheit; damals verkehrte ich mit frommen Landleuten, jetzt muß ich mich von fremden, gottlosen, rachedürstenden Feinden mißhandeln lassen. In Friedenszeiten war ich Sonntags im Kreise meiner liebenden Eltern und Geschwister; nun aber bin ich aller dieser Vorrechte beraubt; Gott allein weiß die Leiden und Trübsale, die meiner noch warten; doch ich traue meinem Heiland und hoffe, daß der allweise Herr alles zu meinem Besten lenken wird. Da ich sehr ermüdet war, so winkte ich meinem Kameraden August, der vom Kirchenfenster aus mich schon geraume Zeit beobachtet hatte; er kam und half mir wieder zurück in die Kirche, und ich nahm wiederum Besitz von meinem harten Lager. Der Hunger machte sich fühlbar, denn seit meiner Verwundung hatte mir Niemand genießbare Speise gereicht. Mein leerer Magen fing an zu knurren, wie ein böser Hund; keiner der Verwundeten hatte Lebensmittel, unseren quälenden Hunger zu stillen. Als wir so unter einander unsere hülfsbedürftige Lage besprachen und gegenseitig Befürchtungen äußerten, wie übel es uns

noch ergehen könnte als Kriegsgefangene, hörten wir weibliche Stimmen draußen vor der Kirche.

Alle horchten auf und warteten neugierig der Dinge, die da kommen sollten. Die Kirchenthüre wurde nach wiederholt fehlgeschlagenen Versuchen geöffnet und mehrere Frauen mit Körben am Arm traten herein. Sie setzten die mit verschiedenerlei Eßwaaren gefüllten Körbe nieder und begannen den wohlriechenden Inhalt herauszunehmen und an uns auszutheilen. Aber ohne Ceremonie durfte es doch nicht zugehen bei der willkommenen Spende. Während sie allerhand wohlschmeckende Leckerbissen an uns verabreichten, gönnten sie ihren redefertigen Zungen durchaus keine Ruhe, sondern überflutheten uns förmlich mit einer ganzen Reihe von Schmähungen und Verwünschungen. Sie meinten, wir Nördlichen begingen ein himmelschreiendes Unrecht, indem wir ihre Väter, Männer und Söhne getödtet hätten; auch behaupteten sie, wir hätten kein Recht, ihre Sklaven, welche sie doch gekauft und erzogen, daher ihr persönliches Eigenthum seien, zu befreien. Wir griffen selbstverständlich zuerst nach den dargebotenen Speisen, welche unseren Gaumen besser schmeckten, als die derbe Tracht Worthiebe der zankenden Weiber.

Aus der Geschichte.

(Von Carl Cassau.)

1. Das Roß der Welfen.

Die Welfen waren seit uralten Zeiten angesehene Herren, die auf ihren Besitzungen in Süddeutschland unbekümmert um die Händel dieser Welt nur sich und ihren Angehörigen lebten, ohne einem Herrn und Gewalthaber zu dienen.

Da begab es sich eines Tages, daß der Kaiser Ludwig, den man wegen seiner großen Frömmigkeit den Frommen genannt hat, nach dem Süden kam und bei Attícho, dem Welfen, in dessen Burg Einkehr hielt. Attícho hatte eine Schwester mit Namen Judith. Die gefiel dem Kaiser Ludwig so sehr, daß er um ihre Hand anhielt und sie zur Kaiserin und zu seiner zweiten Gemahlin machte.

Von nun an sahen sich der Kaiser und Attícho öfter und der erstere suchte vergeblich den freien Ritter an sich zu fesseln. Oft fragte er: „Was soll ich dir schenken, um dir eine Freude zu machen, Schwäher?"

Aber Attícho antwortete stets: „Ihr seid mein lieber Schwäher! Bleibt mir gewogen in Huld, damit ist's genug; Geschenke nehme ich nur von Gott, einem Fürsten will ich nicht verpflichtet sein!"

Das stolze Wort schmerzte den guten Kaiser, und er fragte seine Gemahlin, die schöne Judith, was ihren Bruder wohl so recht erfreuen möge.

„Herr," sagte diese, „schöne Rosse gehen ihm über alles; er liebt solche leidenschaftlich!"

Da hieß der Kaiser das schönste Pferd im ganzen Kaiserreich suchen, mit kostbarem Reitzeug belegen und so zu Attícho bringen mit der Bitte, dieses edle Thier von ihm als Geschenk anzunehmen.

Attícho sah das Thier mit Kennerblicken an, hielt sich dann aber die behandschuhte Rechte vors Angesicht, und sagte: „Führt das Thier weg, daß ich nicht wankend werde; ich will einmal kein Fürstendiener sein noch werden!"

So mußten die Boten das edle Roß wieder mitnehmen. Bald darauf besuchte Ludwig der Fromme den Schwager und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er sein Geschenk ausgeschlagen habe. Da faßte der Welf den Kaiser beim Arm und zog ihn nach der Hinterseite der Burg hin, wo hohe Umpfählungen die Rosse der Burg einschlossen. Er gab den Knechten einen kurzen Befehl und sogleich brachten diese ein edles, schneeweißes Pferd von solcher Schönheit aus dem Stalle hervor, daß der Kaiser sich des Staunens nicht enthalten konnte. Heftig blies das Thier die Nüstern auf, die Mähne wallte, der Schweif peitschte die Flanken.

„Seht," sagte Attícho, „dieses Thier ist ein Bild des welfischen Stammes; noch hat es keinen Sattel auf seinem Rücken gehabt; frei ist es erzogen und frei will es bleiben; es trägt keine Last!"

Da schwieg Ludwig nachdenklich stille und bat den Schwager nicht wieder, ihm zu dienen. Die Welfen aber führten seitdem das weiße springende Roß im Wappen. Wir wissen, welche langen, die Einheit des deutschen Reiches einst so schwer gefährdenden Kämpfe aus dieser Unbotmäßigkeit der welfischen Fürsten gegen den rechtmäßigen Kaiser hervorwuchsen.

2. Der Esel von Lüne.

Bei der alten, mehr als tausendjährigen Stadt Lüneburg liegt ein Kloster, welches Lüne heißt. Ehemals war es von Nonnen bewohnt und sehr reich und angesehen. Im Kreuzgange des alten Baues ist noch heute in den gothischen Fenstern, geschmückt mit den Werken alter Glasmalerkunst, ein Esel abgebildet, der einen Sack trägt und blitzende Hufeisen zeigt. Von diesem Bilde berichtet die Sage folgende Geschichte:

Einst herrschte im Lüneburgischen eine große Theurung, so daß selbst das reiche Kloster Noth litt. Es ist unglaublich, was so ein frommes Haus alles jährlich gebrauchte. Aus einer alten Urkunde entnehme ich, daß

der Convent im Jahre 1449 einen Vorrath von 700 Seiten Speck, 90 Stiegen lebendiger Schweine und Hammel, 12 ganzer Last Heringe (die Last zu 24 Tonnen) einer Menge Säcke Reis und süßer Mandeln und vieler Fässer guten Weines verzeichnete.

Als nun aber die Noth täglich wuchs, da fand sich in der Nähe ein steinreicher Burgherr, der in seinem mildthätigen Sinne dem Convent allwöchentlich auf einem Esel, der Sonnabends morgens stets vor dem Frühläuten ohne Führer an der Klosterpforte stand, einen Maltersack mit gutem Roggen schickte. Die frommen Nonnen glaubten zuerst, der Esel komme direkt aus dem Himmel, bis sich das Geheimniß aufklärte. Als nun die Theurung schwand, da gab der freundliche Sinn des Burgherrn dem Kloster gern die bisherige Gabe weiter, als herkömmlich, bis einst Aebtissin und Convent beschlossen, als Gegengabe den Esel mit goldenen Hufeisen beschlagen zu lassen. Von diesem Tage an kam das Eselein mit dem Maltersack nicht wieder, so viel auch die frommen Schwestern nach ihm verlangten. Zum Andenken aber ward der Esel im Kreuzgange abgebildet.

3. Die Gans von Büren.

Ueber dem großen Portale von Burg Büren ist eine Gans in das Wappenbild von Sandstein eingemeißelt, die der Besucher des Schlosses durch den Castellan als die „Gans von Büren" kennen lernt. Wenn der weißhaarige Alte hüstelnd durch die Zimmer voranschreitet, erzählt er zur Erklärung folgende Geschichte: Hans von Büren war ein mannhafter Ritter, der für das Recht oft zum Schwerte griff und als Schutzherr des benachbarten Klosters sich die Feindschaft einiger böser Nachbarn zugezogen hatte, die auf der Landstraße das schlimme Handwerk der Wegelagerer trieben und schon manchen arglos daherfahrenden Krämer ausgeraubt hatten. Da ihnen Herr Hans dieses Handwerk legte, so hatten die Bösewichter beschlossen, im tiefsten Frieden die Burg am nächsten Abend zu überfallen und sie sammt dem Burgherrn in ihre Gewalt zu bringen. Schon lagen sie mit Knechten und Reisigen in den Waldungen rund um die Burg versteckt, harrend des geeignetsten Augenblickes zum Angriff. Es war im Herbst und schon dunkelte der Abend herein. Die Knechte, welche auf den Aeckern gepflügt hatten, zogen den Schloßberg hinauf; die Zugbrücke fiel herab und der Troß zog hinüber. Hinterher folgte das Gänsemädchen mit ihrer schreienden Gänseheerde. Von dieser aber hatte sich ein Thier verirrt und war diesseits des Burggrabens geblieben. Als nun alles still war, da nahten sich von den verschiedensten Seiten dunkle Gestalten, bewaffnet mit Aexten und Hämmern, Sturmleitern und Sturmböcken. Plötzlich aber fing bei ihrem Anblick die fliehende Gans so unbändig an zu schreien, daß der Wärter auf dem Thurm Ausguck hielt und, als er die verdächtigen Gestalten bemerkte, laut warnend in sein Horn stieß. Hierauf eilte der Ritter mit seinen Leuten rasch auf die Mauern und in die Thürme. Die Stürmenden wurden übel empfangen und mußten mit blutigen Köpfen heimkehren. Die Gans hatte die Burg vom Verderben errettet; das Thier ward lebenslang gut verpflegt und sein Bild später in das Wappen der Büren aufgenommen.

In der Kohlengrube.

Von W. Feistkorn.

Vor der Thür der kleinsten und armseligsten Kohlengräber-Hütte stand ein hochaufgewachsenes, blasses Mädchen. Ihre Kleidung war sehr dürftig und unordentlich, und ihr langes Haar, das jedes andere Mädchen mit stolzer Sorgfalt gepflegt haben würde, bildete eine lange Flechte, die am untern Ende mit einem Schuhbande umschlungen war. Die dunklen, großen Augen des Mädchens waren der Sonne zugekehrt, welche dann und wann hinter den Wolken hervorschien.

Ja, sie sehnte sich nach Licht, die Arme, denn in ihren fünfzehn Lebensjahren hatte sie sich nur an einem einzigen Tage des Himmelslichtes zu erfreuen gehabt, und das war an einem kalten Wintertage, als ihre Mutter aus der Kohlengrube gebracht wurde, um beerdigt zu werden.

Sie ließ ihre Blicke zwischen den Bäumen hindurchgleiten, welche in einiger Entfernung von der Hütte standen, und dann wieder auf dem Rasen zu ihren Füßen weilen, bis sie auf dem Grase niederkniete und dasselbe zärtlich mit den Händen streichelte, als ob alle die Grashälmchen lebende Wesen wären. Dann beugte sie ihr Haupt, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß sie von Niemanden gesehen wurde, drückte sie heiße Küsse auf das Gras. „O, wie schön es ist!" rief sie aus, das Gras wiederum zärtlich streichelnd.

Da schlug plötzlich ein spöttisches heiseres Lachen an ihr Ohr, und mit glühenden Wangen und trotzigen Blicken sprang sie auf und schaute den Ankömmling, einen übermüthigen Diener aus dem Herrenhause, mit zornigen Blicken an.

„Nun, wen suchen Sie?" fragte Hattie, das Mädchen, mit kalter, fast ärgerlicher Stimme.

„Nicht dich, mein schönes Kind," antwortete der uniformirte Diener. „Ich habe Aufträge für andere Leute,

sah mich aber veranlaßt, hier stehen zu bleiben und über deine seltsame Aufführung zu lachen. Versuchtest du das Gras abzubeißen?"

Statt einer Antwort wurde dem jungen Manne nur ein trotziger Blick zu Theil, und ihm den Rücken kehrend, ging das Mädchen in die Hütte. Der Diener folgte ihr auf dem Fuße. „Obgleich du nicht übermäßig höflich zu sein scheinst, muß ich mich doch an dich wenden," sagte er. „Willst du mir vielleicht sagen, wo ich Großmutter Gilroy finden kann?"

„Das bin ich," ließ sich eine ächzende Stimme aus einem Winkel der aus einem einzigen Zimmer bestehenden Hütte vernehmen.

„Nun, Alte," sagte der Diener, die eingeschrumpfte Gestalt der kranken, hochbetagten Frau erschrocken betrachtend, „der junge Herr ist von der Schule heimgekehrt und hat einige Cousinen mitgebracht. Sie beabsichtigen, die Kohlengrube zu besuchen, und befinden sich schon am Eingang derselben. Der alte Mann, welcher die Maschinerie des Fahrstuhles leitet, schickt mich hierher, um Hattie zu holen, damit sie der Gesellschaft als Führerin diene."

„Ich werde aber mit Niemandem und selbst nicht für den höchsten Preis in die Grube gehen," sagte Hattie mit trotziger Stimme, als sie hörte, daß ihr Name erwähnt wurde.

„Gut," antwortete die Alte, das Mädchen mit bösem Blicke ansehend, „dann wirst du wieder in die Grube zurückkehren und niemals wieder heraufkommen, wenn du nicht thust, was man dir befiehlt."

Darüber kam es zu einem längeren lebhaften Wortstreite zwischen der Alten und dem Mädchen, bis plötzlich der Bediente ankündigte, daß sein junger Herr in Begleitung seiner Cousinen auf die Hütte zugeschritten käme.

Ein hübscher Knabe, größer als Hattie, trat gleich darauf in das schmutzige Zimmer, nahm seinen Hut ab, begrüßte Großmutter Gilroy ehrerbietig, als ob sie eine vornehme Dame wäre, und beehrte auch Hattie mit einer höflichen Verbeugung, so daß dieselbe von vorn herein so für ihn eingenommen war, daß sie seine Bitte, ihn und seine Begleiterinnen in die Grube zu begleiten, nicht abschlagen konnte. Auf dem Wege zur Grube hielt sie sich hinter der fröhlich plaudernden Gesellschaft, obgleich der hübsche Knabe, welcher Georg hieß, sie seinen Cousinen vorgestellt hatte, wobei sie die freundlichen Worte derselben jedoch kaum beachtete.

Als sie am Eingang der Grube angelangt waren, verloren die beiden jüngeren Damen den Muth, in das Dunkel hinabzufahren, und nur die ältere, Fräulein Nina, entschloß sich, in Begleitung George's und Hattie's die Fahrt in die Tiefe zu unternehmen, während die beiden Andern in Begleitung des Bedienten nach dem Herrenhause zurückkehrten.

Während der Niederfahrt in die dunkle Nacht der Grube bemerkte Hattie, daß Nina's Gesicht immer blasser und blasser wurde, und lachte sie im Stillen wegen ihrer Feigheit aus.

„O, das zarte, blasse Kind!" sprach sie bei sich selbst. „Sie fürchtet, daß ihr schönes Kleid zerrissen oder doch ihre weißen weichen Hände schmutzig werden könnten. Sie scheint Eine von Denjenigen zu sein, die an nichts Anderes denken, als wie sie sich schön kleiden und gut leben können, und zwar auf Rechnung der Armen. Sie muß ungefähr im gleichen Alter mit mir sein, und doch möchte ich darauf wetten, daß sie hartherzig ist und sich nichts daraus machen würde, wenn ich hier von dem Fahrstuhle herabfiele und unten am Boden der Grube zerschmetterte, falls sie selbst nur wohlbehalten unten anlangte."

Es lag jedoch nichts in den Gesichtszügen und in dem Benehmen Nina's, das zu solchen Voraussetzungen berechtigt hätte. Sie bemühte sich auf das Eifrigste, ihre Furcht zu bemeistern; auch war sie sorgfältig darauf bedacht, daß Hattie an ihrer Seite blieb, und als sie unten angekommen waren, schob sie ihre zarte, weiche Hand in die harte Hand Hattie's, und sagte mit ängstlicher, aber zugleich sehr freundlicher Stimme: „Bitte, Hattie, halte mich fest; es ist hier Alles so fremd und fürchterlich. Wie war es nur möglich, daß du hier unten lebtest, wie George mir mittheilt?"

„Ich hatte keinen andern Aufenthaltsort," sagte Hattie, ihr bisheriges hartnäckiges Schweigen unterbrechend.

„Armes Mädchen!" erwiderte Nina, ihrer Führerin zärtlich die Hand drückend.

„Sie brauchen mich deshalb nicht zu bemitleiden," antwortete Hattie kurz, sich durch die traurige Stimme Nina's beleidigt fühlend. „Großmutter Gilroy hat mir schon oft gesagt, ich würde vielleicht einstmals wünschen, hier in der Grube wieder leben zu dürfen."

„Aber das wird niemals geschehen; dessen bin ich gewiß," rief Nina aus. Es ist schon schrecklich genug, hier nur eine kurze Zeit zu verweilen." Dabei richtete sie ihre kleine Laterne, die sie bei sich führte, gegen die dunklen Gänge und Corridore, aus welchen von fern her die Grubenlichter der dort beschäftigten Arbeiter schimmerten.

Als sie weiter in den Gallerien vorgedrungen, und die Gänge sich immer mehr kreuzten, gewannen sie einen klareren Eindruck von der anstrengenden Thätigkeit der unterirdischen Arbeiter. Alles wurde nach einem bestimmten System ausgeführt, aber dennoch blieb die Arbeit der Männer, welche Karren schoben oder mit ihren Spitzhacken in das Gestein schlugen, dem Verständniß Nina's eben so räthselhaft, wie die Bewegung eines Ameisenschwarmes.

Hattie war keine gute Führerin; sie war zu mürrisch und beantwortete kaum die an sie gerichteten Fragen; während George damit beschäftigt war, die Seitenwände der Gänge zu prüfen, indem er fortwährend gegen dieselben schlug, wie er es bei einem früheren Besuche von dem Superintendenten gesehen hatte. Aber Nina war zu freundlich, als daß sie sich über Hattie hätte beklagen

können, und setzte ihre Versuche, sie in eine bessere Stimmung zu setzen, eifrigst fort. Zugleich hielt sie fortwährend ihre Hand fest, obgleich jene wiederholt versuchte, ihr dieselbe zu entziehen.

Schließlich brachte George einen alten Kohlengräber herbei, welcher bereit war, alle Fragen zu beantworten und ihnen über Alles Aufklärung zu geben. Nachdem er längere Zeit über die Gefahren gesprochen hatte, in welche die Arbeiter nicht selten durch den Einsturz von Seitenwänden geriethen, sowie von Explosionen und schlagenden Wettern, fragte ihn Nina, ob er jemals bei einem solchen Ereigniß zugegen gewesen sei.

„Nur zu oft, mein Fräulein," sagte er, sein Grubenlicht gegen Nina richtend, um ihr hübsches, jugendfrisches Gesicht besser sehen zu können. „Ich bin ein alter Mann und habe manche derartige Unglücksfälle erlebt, und selbst Hattie da, kann Ihnen von dreien erzählen, bei welchen sie selbst zugegen war. Das Erste war das schlimmste und beraubte sie ihrer Mutter."

„O," rief Nina aus, welche sich über die Gleichgültigkeit entsetzte, mit der der Mann über derartige Unglücksfälle sprach. „Sie wollen uns doch nicht etwa mittheilen, daß ihre Mutter bei einem solchen Ereigniß verletzt wurde?"

„Nein, nicht verletzt, aber getödtet," lautete die Antwort des Alten.

„Aber ich hatte keine Ahnung davon, daß auch Frauen in dieser Grube arbeiteten," erwiderte Nina.

„Das ist auch nicht der Fall," antwortete der alte Kohlengräber. „Aber Hattie's Mutter hatte eine Sünde abzubüßen, wie sie sagte; und diese Antwort gab sie Allen, welche sie fragten, weßhalb sie in dieser Grube arbeite. Sie war eine ruhige, stille Frau, und wir bauten ihr eine Hütte auf einer der oberen Gallerien, wo sie etwas Licht und Luft hatte, so daß sie, ihr Mann und ihr Kind sich so glücklich fühlten, wie sich Leute, welche niemals an das Tageslicht hinaufkommen, überhaupt fühlen können. Es ging ihr recht gut, bis sie eines Tages in dem Gange zwischen den beiden Ventilationsschachten bei einer Explosion getödtet wurde."

„Die Ventilationsschachte," erklärte George, „dienen dazu, die Grube mit frischer Luft zu versehen."

„Aber geschieht das auch immer in der gehörigen Weise?" fragte Nina.

„Es könnte wohl so geschehen," antwortete der Alte, „wenn der eine Schacht nicht zugleich anderweitig benutzt würde. Dadurch wurde aber gerade der Tod von Hattie's Mutter herbeigeführt. Die Kette riß nemlich und der beladene Fahrstuhl stürzte den Schacht herunter, trieb alle schlechten Gase in die Arbeitsgänge, an die Grubenlichter der Arbeiter und führte dadurch eine Explosion herbei, durch welche fünfundzwanzig Arbeiter und Hattie's Mutter getödtet wurden."

„Wer gestattete aber, daß der Ventilationsschacht zu solchen Zwecken benutzt wurde?" fragte George, der gleichfalls sehr ernst geworden war.

„Das ordnete schon vor Jahren der Superintendent so an," lautete die Antwort des Alten.

„Aber ich bin gewiß," sagte George, „mein Vater würde das, so lange als er lebte, niemals zugegeben haben. Ich werde darüber noch heute Abend an meinen Vormund berichten. Welch ein verwerfliches Mittel, um Ersparungen zu machen! Wenn ich volljährig und mein eigener Herr bin, werde ich alle die Arbeitsschafte, welche erforderlich sind, herstellen lassen, ebenso Abzugsschafte für die Gase, und werde alle Sicherheitsvorkehrungen treffen lassen, wie sie jetzt in den besten Gruben eingeführt werden. Ich werde es für meine Pflicht halten, Alles zu thun, um die Gefahren zu mindern, welchen die armen Arbeiter hier ausgesetzt sind."

„Ja, das muß geschehen," sagte Nina mit großem Ernst. Dann wandte sie sich um nach Hattie, tastete im Dunkeln nach ihrem Gesichte, zog dasselbe zu sich herab — sie war nemlich viel kleiner als Hattie — küßte sie auf die Wange und flüsterte ihr zu: „Ich bin ebenso allein wie du, arme Hattie, denn meine Mutter ist auch todt."

Hattie hielt ihren Athem plötzlich an, sagte aber kein Wort, noch erwiderte sie den zärtlichen Kuß, der auf ihre Wange gedrückt wurde. Bisher hatte sie nur die rauhe Freundlichkeit kennen gelernt, welche ihr einige unter den Kohlengräbern erzeigt hatten, und konnte deßhalb die Zärtlichkeit Nina's nicht verstehen.

„Warum verließest du die Grube nicht, nachdem deine Mutter gestorben war?" forschte Nina weiter.

Hattie konnte oder wollte nicht antworten, und deßhalb nahm Schamus, der alte Kohlengräber, das Wort für sie und sagte in einer ebenso gleichgültigen Weise, als ob er von einer abwesenden Person spräche: „Nun, sie hatte noch einen Vater, aber oben hatte sie Niemanden, der sich ihrer angenommen hätte. Aber auch hier unten bekümmerte man sich nicht viel um sie, denn der Alte war gerade kein sehr fürsorglicher Vater. Aber er war auch kein schlechter Mensch, wenn er nur etwas weniger getrunken hätte."

Nina fühlte, wie Hattie schauderte, und hielt ihre Hand um so fester.

„Sie erhielt von ihrem Vater mehr Schläge und Stöße, als Brod," fuhr Schamus fort, „bis er vor einigen Tagen — es ist noch keine Woche her — in einem alten Gange seinen Tod fand. Man hatte ihn oft genug gewarnt, die Spitzhacke vorsichtig zu handhaben, zumal da man zu der Annahme berechtigt war, daß die Seitenwände und der Boden jenes Ganges nur sehr dünn seien. Aber er kümmerte sich nicht darum, er schlug und hämmerte mit voller Kraft darauf los, bis endlich ein Zusammenbruch erfolgte, und er von einem großen, herabstürzenden Block erschlagen wurde."

„O, erzählen Sie mir nichts mehr davon!" rief Nina aus.

„Ich habe auch nichts mehr zu erzählen," sagte der Alte, „das ist das Ende der Geschichte, und es ist nur noch zu bemerken, daß Hattie gestern an das Licht hinauf

gebracht wurde, um ein altes Weib zu pflegen, welches mit mehreren hier in der Grube arbeitenden Männern verwandt ist. Sie hat auf diese Weise ein Obdach und erhält auch alltäglich ihre Suppe, oder was es sonst gibt. — Nicht war, Hattie, du sehnst dich nicht, hierher zurückzukehren?"

„Lieber wollte ich sterben," lautete die Antwort des Mädchens.

Während Schamus dies erzählte, hatten sie eine gute Strecke in der Grube zurückgelegt, und jetzt blieben sie wieder stehen und horchten. Sie vernahmen nemlich ein lautes, schlagendes Geräusch, welches, wie Schamus erklärte, daher rührte, daß die Wellen des Meeres gegen die Felswände der Grube schlugen und Kieselsteine sich an ihnen rieben. Die Wand, welche sie von dem Ocean trennte, unter dessen Oberfläche sie sich befanden, war nemlich so weit weggearbeitet worden, daß man jenes, vom Wasser verursachte Geräusch sehr deutlich vernehmen konnte.

Auf Nina machte dasselbe einen sehr unheimlichen Eindruck, so daß ihr ganz schlecht zu Muthe wurde. „O," rief sie aus, „laßt uns diesen schrecklichen Ort verlassen und zum Tageslicht zurückkehren! Es ist hier zu fürchterlich."

„Du hast den Muth verloren, Nina," erwiderte George. „Halt nur noch ein Weilchen aus, und wir werden bald wieder oben sein. Kommen Sie, Schamus, lassen Sie uns den nächsten Weg nach dem Auffahrtsschachte einschlagen. Ich glaubte ihn selbst finden zu können, aber ich bin in diesen sich unaufhörlich kreuzenden Gängen vollständig verwirrt geworden."

Man schritt langsam vorwärts, betrachtete die Adern, Gänge, Gallerien und was anderes Interessantes sich den Blicken darbot. Dann aber beschleunigten sie ihre Schritte, durch Nina's nervöse Aufregung dazu veranlaßt.

„Soll ich deine Laterne tragen und dich bei der andern Hand führen?" fragte George, besorgt über den Zustand seiner Cousine.

„Nein, ich danke," sagte Nina, „ich kann den Weg besser sehen, wenn ich meine Laterne selbst trage." Dabei faßte sie Hattie's Hand fester und schien neuen Muth zu fassen.

Ein Weilchen schritt sie rüstig vorwärts, aber dann strauchelte sie plötzlich und wäre beinahe niedergestürzt. „Ich fürchte, ich werde sterben," sagte sie mit schwacher Stimme, „meine Augen brennen, und ich kann keine Luft bekommen. Ich kann nicht mehr athmen."

George sprang hinzu, um ihr zu helfen, aber in demselben Augenblick überkam auch ihn ein Gefühl, als ob er ersticken müsse. „Schamus, was bedeutet dies?" rief er aus.

„Es sind die schlechten Gase," sagte der alte Mann, sich mit der Hand über die Augen fahrend und selbst verwirrt werdend.

George wußte, um was es sich handelte; in einem der entfernteren Abtheilungen der Grube hatte eine Explosion stattgefunden und die Gase verbreiteten sich nun durch die Grube. Er wußte, daß sie sich in einer schrecklichen Gefahr befanden, nicht nur mit Rücksicht auf die erstickenden Gase, sondern namentlich angesichts einer drohenden zweiten Explosion. Er nahm jedoch alle seine Kräfte zusammen und suchte seine Cousine, die regungslos zu seinen Füßen lag, aufzuheben. Dann vernahm er lautes Geschrei und das von sich flüchtenden Arbeitern verursachte Geräusch.

„Halt, halt!" rief George den Fliehenden zu, „hebt diese junge Dame auf und bringt sie nach dem Auffahrtsschachte."

In der Aufregung hätten die Arbeiter vielleicht die Aufforderung, wäre sie von einem Anderen gekommen, unberücksichtigt gelassen; aber sie erkannten die Stimme des jungen Herrn, und da sie in der Dunkelheit Nina von Hattie nicht zu unterscheiden vermochten, so nahmen sie beide Mädchen auf die Arme und suchten sie nach dem Schachte zu bringen.

Das Licht der Laterne war durch die schlechte Luft ausgelöscht worden, und George würde in der Verwirrung niemals den rechten Weg gefunden haben, selbst wenn er es vermocht hätte, sich vor den erstickenden Dämpfen zu schützen. Aber als Schamus von neuem Arbeiter an ihnen vorüber fliehen sah, rief er dieselben mit lauter Stimme an: „Halloh, Männer, der Herr, der junge Herr befindet sich hier an meiner Seite. Laßt ihn nicht wie ein Thier in der Falle sterben. Nehmt ihn mit euch, nehmt ihn mit euch!"

Lautes, spöttisches Gelächter und furchtbare Flüche waren die Antwort, welche die nur auf ihre eigene Rettung bedachten Leute hatten. Aber zwei von ihnen ließen sich doch schließlich von Schamus bewegen, sich des Knaben anzunehmen, und den schon fast bewußtlosen George zwischen sich nehmend, schleppten sie ihn fort dem Schachte zu, während Schamus hinterdrein taumelte.

Der Fahrstuhl war gerade im Begriff aufgezogen zu werden, als die Männer, welche die beiden Mädchen trugen, an dem Schacht anlangten. In der dort herrschenden reinen Luft kehrten Nina und Hattie ins Bewußtsein zurück, aber die erstere blieb noch immer so schwach, daß sie sich kaum rühren konnte.

„Setzt sie in den Fahrstuhl!" rief einer der Arbeiter, „sie ist ein winziges Geschöpf," und damit hob er Nina empor und wollte sie in den Fahrstuhl setzen.

„Nein, nein," rief diese mit schwacher aber fester Stimme, „rettet zunächst das andere Mädchen und laßt mich hier bleiben."

Es war keine Zeit zum Wundern und zum Fragen übrig. Der Mann, welcher Nina hielt, ließ sie los, indem er ausrief: „Die Andere ist die junge Dame; bringt sie in den Fahrstuhl." Hattie, welche sich selbst noch in einem schlimmen Zustande befand, wurde in den Fahrstuhl gehoben, welcher sich sofort nach oben in Bewegung setzte.

„Es ist aber seltsam, daß man dich für die junge

Dame hält," sagte einer der auffahrenden Arbeiter zu Hattie, als sie dem oberen Rand des Schachtes schon nahe waren.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht," gab Hattie zur Antwort.

„Das brauchst du auch gar nicht zu wissen, so lange du am besten dabei fährst und den Platz der jungen Dame einnimmst," sagte der Mann höhnisch lachend.

„O, habt Ihr sie in der Grube gelassen?" rief Hattie in größter Aufregung aus.

„Sie selbst war es, welche uns beredete, statt ihrer dich mit hinaufzunehmen," sagte einer der anderen Männer, „für euch Beide war kein Platz da. Aber ich glaube kaum, daß sie es aushält, bis der Fahrstuhl wieder hinunter kommt, denn ich sah sie, als wir auffuhren, wie todt zu Boden fallen."

In Hattie dämmerte jetzt die Einsicht auf, daß Nina sich für sie geopfert habe, und in ihrer Reue über die Ungerechtigkeit, mit welcher sie über sie gedacht hatte, war sie nahe daran, sich von dem Fahrstuhl hinabzustürzen, aber einer der Männer hielt sie fest.

* * *

Ein grauer, trüber Morgen dämmerte, Regen fiel, und der kühle Hauch des nahenden Herbstes machte sich fühlbar. In Holly Hall öffneten die Diener die Läden und Fenster, wobei sie sich möglichst geräuschlos benahmen und nur flüsternd mit einander sprachen. Ueber dem Hause lag eine tiefe Trauer, und von der breiten Treppe kam der Arzt herab, ermüdet von der an Nina's Bette durchwachten Nacht.

In der Nacht war die Krisis in dem Fieber eingetreten, welches eine Folge des Unglücksfalles in der Grube gewesen war. Bange Tage und Nächte hindurch hatte das Leben nur noch in dem schwachen Körper geflackert, so daß die Anwesenden oft gefürchtet hatten, das schwache Flämmchen werde jeden Augenblick erlöschen.

George selbst, mit einer tödtlichen Bläße im Gesicht und großen dunklen Ringen um die Augen, befand sich in der geräumigen Halle und wartete auf den Arzt. Er konnte nicht sprechen, aber mit neugierig forschenden Blicken streckte er dem Doctor die Hand entgegen, denselben gleichsam um eine erfreuliche Nachricht bittend.

Der Arzt verstand die stumme Frage wohl. „Ich hoffe, sie ist gerettet," sagte er freundlich und den Knaben anblickend, bemerkte er: „Sie befinden sich in keinem besseren Zustande als sie. Warum sind Sie nicht im Bette? Sie sollten dasselbe niemals verlassen haben."

„Ich konnte nicht schlafen, bis ich wußte, wie Nina sich befindet," erwiderte George, noch blasser werdend und sich auf ein Sofa niederlassend. „Ich wurde nicht verbrannt, wie Nina, und nur durch das Einathmen der schlechten Gase wurde ich ohnmächtig."

„Waren Sie denn nicht beisammen?" forschte der Arzt weiter, welcher aus London herbei gerufen war, und Nina schon früher behandelt hatte.

„Nicht als die zweite Explosion erfolgte," antwortete George. „Ich befand mich näher bei derselben, kam aber ohne schwerere Verletzung davon. Als Nina aus dem Schacht gebracht wurde, schien es, als ob sie Feuer eingeathmet hätte."

„Aber in einem solchen Falle wäre sie unrettbar verloren gewesen," bemerkte der Arzt.

„Das weiß ich," sagte George schaudernd, „aber Nina muß bewußtlos gewesen sein, als die Flammen in die Gallerie hinaufschlugen, und dadurch wurde sie gerettet."

„Aber was geht denn da vor sich?" fragte der Doctor, als er plötzlich lautes, aufgeregtes Sprechen an der Thür vernahm.

Der in der Halle beschäftigte Diener hatte gerade die Flügelthür geöffnet und dabei ein ärmlich gekleidetes Mädchen auf den Treppenstufen liegen sehen, das Gesicht mit den verschlungenen Armen bedeckend.

„Mache, daß du fortkommst!" rief der Diener, welcher sich erst seit kurzem in dem Hause befand und sich für eine sehr wichtige Persönlichkeit hielt. „Mache, daß du fortkommst!" wiederholte er, „hier in Holly Hall werden keine Vagabunden geduldet; nein, gewiß nicht!"

Als er aber das Gesicht des sich aufrichtenden Mädchens sah, fuhr er fort: „Was ist denn das? Ist das nicht dasselbe Mädchen, welches ich neulich Gras essen sah? Es hat gewiß die ganze Nacht auf den Rasenplätzen geweidet und sich dabei recht glücklich gefühlt."

„Lassen Sie doch das Mädchen in Ruhe," sagte der Arzt, auf die Vordertreppe hinaustretend und sich über das Mädchen beugend, fragte er: „Was bringt dich hierher? Was wünschest du?"

„Ich möchte gern wissen, wie sie sich befindet," antwortete sie. „Man sagte mir, daß sie während der Nacht sterben würde; aber sie ist nicht gestorben, das weiß ich bestimmt, denn ich habe die ganze Nacht gewacht, und wenn sie gestorben wäre, so würde ihr Geist zu mir gekommen sein, zumal da ich mich so nahe befand. O, wie sehr ich es jetzt bedauere, daß ich unartig gegen sie war, während sie sich für mich aufopferte."

„Die ist verrückt," sagte der Bediente, „lassen Sie mich das Mädchen die Treppe hinunterwerfen."

„Seien Sie ruhig!" befahl ihm der Arzt, und sich an das Mädchen wendend, fragte er: „Mein Kind, kennst du die kranke junge Dame?"

„Ja," sagte Hattie, sich auf den Knien emporrichtend und ihre Hände in einer erregten Weise ringend. „Ja, ich kenne sie. Schicken Sie mich nicht fort. Ich will mich ruhig verhalten und Niemanden zur Last fallen. O, ich muß sie sehen, denn sie hat sich für mich aufgeopfert. Sie veranlaßte, daß ich statt ihrer in den Fahrstuhl gehoben wurde, und sie blieb drunten, ohne den Tod zu fürchten. Und kurz vorher war ich so unfreundlich und unartig gegen sie gewesen. O, wie schrecklich! Lassen Sie mich hier bleiben, guter Herr. Lassen Sie mich hier bleiben, bis sie den letzten Athemzug gethan hat, und

dann will ich mich in den Schacht stürzen und auch sterben.

„Das ist ja Hattie!" rief George aus, als er an die Thür kam.

„Hattie?" fragte der Arzt nachdenklich. „Das ist seltsam. Als Fräulein Nina das Bewußtsein wieder erlangte, war ihr erstes und einziges Wort: ‚Hattie.' Ich sagte ihr, sie dürfe nicht sprechen, da sie sich dadurch großer Gefahr aussetze, und sogleich fiel sie zum ersten Male in einen gesunden Schlaf. Als sie aus demselben erwachte, sagte sie: ‚Bringen Sie Hattie zu mir'."

Hattie's Gesicht leuchtete bei diesen Mittheilungen wie verklärt auf. „Bringen Sie Hattie zu mir," wiederholte sie ganz entzückt, sich bemühend, ihren Worten denselben süßen Ton zu geben, den sie bei Nina vernommen hatte.

„Aber wird sie auch am Leben bleiben?" fragte sie dann. „Ich hörte, daß noch nicht alle Hoffnung verloren sei, und daß von einem gesunden Schlafe das Beste zu erwarten sei."

„Ja, Hattie, Gott sei Dank, Nina wird am Leben bleiben," erwiderte der Arzt feierlich.

Einige Stunden später folgte Hattie dem Arzt in das Zimmer, in welchem die Kranke sich befand, und in welchem die Fenster dicht verhangen waren. Hattie befand sich in einer außerordentlichen Aufregung; Nina aber lag da, wie eine zerknitterte weiße Rose. Mit zärtlichen Blicken sah sie Hattie an und aus ihren Blicken leuchtete zugleich Hoffnung auf Genesung, war sie auch noch so schwach, daß sie ihre kleine Hand nicht zu heben vermochte. Aber ein strahlendes, seliges Lächeln glitt über ihr Gesicht, als Hattie an der Seite ihres Bettes niederkniete.

„Küsse mich, Hattie," flüsterte sie. „George hat mir erzählt, wie du dich meinetwegen grämst, und Papa hat mir versprochen —" Aber da legte der Doctor seinen Finger auf ihre Lippen, um sie so am sprechen zu hindern. Nina gab George durch einen Wink zu verstehen, daß er für sie sprechen möge.

„Ihr Vater hat ihr versprochen, daß sie dich mit nach London nehmen soll, damit du immer bei ihr bleibst. Der Doctor meint freilich, daß noch lange Zeit darüber vergehen werde, bis sie wieder im Stande ist, zu gehen, und deshalb wird sie Jemand nöthig haben, der fortwährend um sie ist."

„Wird dir das gefallen, Hattie?" fragte Nina mehr mit ihren Augen, als mit dem schwachen, kaum vernehmbaren Geflüster, das über ihre Lippen kam.

„O Fräulein Nina, ich werde mich wie im Himmel fühlen, wenn ich immer um Sie sein kann," antwortete Hattie, deren Augen helle Freudenthränen entquollen und aus denen großer Friede und Wonne hervorleuchtete.

Ein gelöstes Räthsel.

In der Heerstraße von Neapel nach Nola liegt die Abtei Sankto Vito. Zweihundert Schritt davon entfernt, landeinwärts, erblickte man im Jahre 1798 unvermuthet eine steinerne Säule von vier Ellen Höhe, die früher nicht dagestanden hatte. An der einen Seite der Säule nach Abend standen in französischer Sprache die Worte: „Am 1. Mai jeden Jahres, Morgens 6 Uhr, habe ich einen goldenen Kopf!"

Der 1. Mai des folgenden Jahres erschien und mit ihm eine Menge Menschen von nah und fern an der Säule, welche nebst ihrem Kopf blieb wie sie war und so unverändert auch die nächsten Jahre, obgleich sich an dem bezeichneten Tage immer wieder Neugierige einfanden, um das in Aussicht gestellte Wunder zu sehen. Man begriff also, daß der Sinn dieser Worte ein anderer sein müsse und erschöpfte sich in Muthmaßungen und Forschungen, aber ohne allen Erfolg. Da kamen im Jahre 1816 andere Mönche mit einem neuen Abt in das Kloster, welches durch Vertrag an einen anderen Orden übergegangen war. Ehe der abgehende Prior die Abtei verließ, gab er noch Befehl, die Säule auszugraben, in der Hoffnung, einen Schatz darunter zu finden, aber auch diese Erwartung erwies sich als trügerisch, und der räthselhafte Obelisk wurde wieder aufgestellt. Nicht besser erging es dem Nachfolger des Abtes und seinen Mönchen; vergebens forschten sie nach der Deutung der dunklen Worte und endlich nahmen sie an, daß hier nur eine Mystifikation, eine Täuschung vorliegen müsse.

Endlich wanderte im Jahre 1841 ein neapolitanischer Lazzaroni die Straße und fand die seltsame Säule. Sinnend stand er vor der Inschrift und plötzlich war es ihm, als müsse er errathen haben, was sie besagte. Er schaute hinauf zur Sonne, die vom wolkenlosen Himmel herniederstrahlte, und blickte dann wiederum auf die Säule, die einen kurzen Schatten warf. „So könnte es sein—versuchen wir es!" murmelte er für sich, indem er weiter zog. Die frühe Morgenstunde des nächsten ersten Mai fand den Bettler wieder vor der Säule, um welche sich an diesem Tage längst kein Mensch mehr kümmerte. Er trug Hacke und Spaten bei sich und erwartete die sechste Stunde. Als die Uhr der Abtei dieselbe verkündete, schritt er westlich von der Säule bis zu dem Ort, wo die Spitze derselben ihren Schatten hinwarf. Dort schlug er mit der Hacke ein und bald fand er in geringer Tiefe einen französischen Tornister mit 80,000 Zechinen. Die Inschrift hatte Recht, an dem bezeichneten Tage besaß die Säule Morgens 6 Uhr einen goldenen Kopf, wenn auch nur der Schatten derselben, Niemand aber hatte an diese eigenthümliche Erklärung gedacht. Der glückliche Finder, Avaroli Cavota war sein Name, kaufte sich einen Landsitz bei Mantua, Sankt Marco della Gratio, wo er erst vor wenigen Jahren das Zeitliche segnete.

Ein Dichter aus alter Zeit.

Von T. W. Henninges.

Der Mann, dessen Portrait wir in der Mitte unseres Bildes haben, Geoffrey Chaucer, lebte vor 500 Jahren. Er war in London geboren; war fleißig von Jugend auf, und studirte mit rechtem Ernst auf zwei Universitäten. Ganz besonders aber liebte er die Dichtkunst. Das älteste englische Gedicht, was noch jetzt vorhanden, stammt von ihm her. Er schrieb es in seinem achtzehnten Jahre.

Nachdem er sich durch einige Reisen im Auslande weiter ausgebildet, kehrte er nach England zurück und studirte die Gesetze des Landes. Dann wurde er von König Eduard III. an dessen Hofe angestellt. Der König

zeichnete ihn aus und schickte ihn als Gesandten nach Italien, Frankreich und Spanien.

Als er wieder nach England zurück kam, machte er die Bekanntschaft Wiclifs, welcher als der erste englische Reformator zu betrachten ist, da er gegen die Unsitte und falschen Lehren der katholischen Priesterschaft auftrat. Als guter Freund dieses Wiclif hatte Chaucer gar mancherlei Kämpfe und Verfolgungen zu bestehen, so daß er sich sogar einmal genöthigt sah, zu fliehen. Er ging nach Deutschland hinüber. Endlich aber ward er doch wieder am englischen Hofe angenommen durch die Gunst des Herzogs von Lancaster. Als dieser aber starb, zog sich Chaucer auf das Schloß Dunnington zurück, wo er ruhig lebte und ungestört verschiedene Werke schrieb. Ueberhaupt setzte er sein Dichten und Schreiben trotz der vielen andern Geschäfte, die er zu besorgen hatte, so lange er am königlichen Hofe war, immer fort, bis er zu London im Jahre 1400 starb. Er war zu seiner Zeit allgemein angesehen und beliebt, drum wurde er auch in der Westminsterabtei, wo nur berühmte Leute aufgenommen werden, begraben; auch ward ihm daselbst, 150 Jahre später, ein Denkmal gesetzt.

Das Bild zeigt zu unterst sein Geburtshaus. Der Reiterzug soll andeuten, daß er vom Könige ausgezeichnet wurde. Grade darüber befindet sich sein Wappen. Oben rechts ist das Schloß Dunnington; und links ein Theil des Innern der Westminsterabtei, worin sein Denkmal steht.

Konrad und der Storch.

In einem norwegischen Dörfchen findet man in der Kirchenmauer das Bild eines Storches eingemeißelt; nebst diesem findet man das Storchenbild noch an sehr vielen Häusern angebracht, so daß man nicht wohl anders als wundern kann, was die Bedeutung sein möchte. Folgendes ist die mit dem Bild verbundene Geschichte, wie man dieselbe in dem Dorfe erzählt: Einst wohnte hier eine Wittwe mit ihrem einzigen Kinde, dem kleinen Konrad. Jeden Sommer kam ein Storch, welcher sich auf dem Hause der Wittwe seit langen Jahren seine Heimath machte und eine Storchenfamilie erzog. Durch die liebevolle Behandlung, welche Konrad und seine Mutter dem Vogel zu Theil werden ließen, wurde dieser so zahm, daß er öfters in den Hof kam, sich streicheln ließ und aus der Hand fraß. Es gelang dem kleinen Konrad sogar, ihn so zu zähmen, daß man nur zu pfeifen brauchte, dann kam der Storch, denn er wußte, daß es etwas zu verzehren gab. So oft der Frühling ins Land kam, wartete auch Konrad mit Sehnsucht auf den wiederkehrenden Storch, und es schien, daß auch dieser eine besondere Freude bekundete bei seiner Rückkunft. So vergingen viele Jahre, und Konrad war zu einem Mann heran gewachsen; nun entschloß er sich, Seemann zu werden, um, wie er sagte, Geld genug zu verdienen, daß seine Mutter in ihren alten Tagen leben könnte. In der Nähe der afrikanischen Küste wurde aber das Schiff von Piraten überfallen, welche die Matrosen gefangen nach dem Piratenschiffe schleppten, in Ketten legten und als Sklaven verkauften.

Monate vergingen und wurden zum Jahr. Noch immer wartete die Wittwe auf Nachricht von ihrem Konrad, aber umsonst. Schiffe kamen und gingen, aber von ihrem Sohne kam keine Nachricht. Endlich gab sie die Hoffnung auf und betrauerte ihn als todt; das ganze Dorf bedauerte sie und hatte Mitleid. Von jetzt an hatte die arme Wittwe keine Freude mehr, als etwa an solchen Dingen, welche einst ihrem Konrad Freude machten, und unter diesen war natürlich der jährlich wiederkehrende Storch; um Konrad's willen wurde derselbe immer gastlich empfangen und gefüttert, bis er im Herbst nach seiner sonnigen Heimath in Afrika zurückkehrte.

Einst geschah es, daß der arme Sklave Konrad in Afrika an einem einsamen Orte arbeitete, da umkreiste ihn plötzlich ein Storch, und sucht auf alle erdenkliche Weise, Konrad's Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. In einem Augenblick kamen die Erlebnisse seiner Jugend vor Konrad's Gemüth; ohne zu wissen, was er eigentlich that, fing er an zu pfeifen, wie er es zu Hause gethan hatte, und jetzt nahte sich der Storch, um gefüttert zu werden, gerade wie daheim im Mutterhause in Schweden. Konrad erhob sein Herz mit Dankbarkeit zu Gott, und weinte vor Freuden, daß ein so guter Freund ihn im fremden Lande gefunden hatte. Täglich ersparte er etwas von seiner Mahlzeit, um seinen lieben Jugendgenossen zu füttern; aber als die Zeit kam, daß der Storch seine Reise nach Europa antreten sollte, da wurde Konrad sehr traurig, und bald wäre er vor Heimweh krank geworden. Wird er zur Mutter gehen? Wird das Nest noch dort sein, und lebt die Mutter noch? Solche Fragen zerrissen seine Brust; da fiel ihm plötzlich ein, daß mit Gottes Hülfe dieser Vogel zu seinem Retter werden könnte. Schnell besonnen schrieb er einige Zeilen auf ein Papier, worin er seine Lage und den Ort seines Aufenthalts kund that; dieses befestigte er an ein Bein des Vogels und empfahl denselben in brünstigem Gebet dem Schutze Gottes.

Abermals kehrte der Frühling in Schweden ein, und mit ihm kam der Storch. Der Wittwe Augen füllten sich mit Thränen, als sie den Vogel fütterte, denn sie gedachte ihres Kindes. Während der Vogel aus ihrer Hand aß, gewahrte die Wittwe den Papierstreifen an seinem Bein; sie entfernte denselben und gewahrte zu ih-

rem freudigen Schrecken, daß es ein Brief von ihrem Konrad war! Voller Jubel, Furcht und Hoffnung eilte sie zum Pfarrer, um ihm die Nachricht zu bringen; bald erfuhr es das ganze Dorf, und in kurzer Zeit hieß es allenthalben: „Konrad muß erlöst werden!" Am folgenden Sonntag brachten die Leute ihr Geld zur Kirche; Jedermann gab nach Vermögen, was er konnte, zur Befreiung der Wittwe Sohn. Die Sache wurde dem König vorgelegt; auch er sah die Hand Gottes darin, gab sogleich ein Kriegsschiff her, um nach Afrika zu fahren.

Es forderte lange Zeit, um in jenen Tagen nach Afrika zu gelangen, und wieder zurück zu kommen; aber ehe noch der Storch das Dorf verlassen, um in seine afrikanische Heimath zu kehren, hörte man ein feierliches Glockengeläute in Konrad's Geburtsort, und alle Einwohner kamen zum Dank-Gottesdienst geeilt, denn der Wittwe Sohn war erlöst und seiner Mutter wieder geschenkt.

Das ist die Sage vom kleinen Konrad und dem Storch in jenem schwedischen Dorfe. Die Geschichte hat aber auch eine Lehre, welche wir nicht übersehen sollten. In der Sklaverei der Sünde dürfen wir uns zum König des Himmels wenden, um seinen Beistand. Das Gebet ist der geflügelte weiße Bote, welcher unser Anliegen heimträgt ins Vaterhaus droben, und Antwort muß kommen. Jesus, der Sohn des Königs, ist gekommen, uns zu erlösen; er gab sich selbst als Lösegeld für uns, damit wir leben sollen.

Kommt ein Vogel geflogen!

(Poetische Parodien. — Eingesandt von Anna Gülich.)

Nach der Eigenart und den Wortbildungen verschiedener Dichter und Schriftsteller:

Friedrich von Schiller.

Durch des Weltalls Riesen-Atmosphäre
Nach dem Urgesetz der Schwere
Schwirrt, auf Zephyr-Zwillingsflügeln,
Zu des Diesseits goldbesonnten Hügeln
Uebers schaumgekrönte Donner-Meer
Ein ambrosisch Vöglein her.

Und wie Zeus, wann er zum Göttermahle,
Heiß umströmt vom ew'gen Liebesstrahle,
Wollustathmend auf die Polster sinkt:
Also läßt mit hehrem Glanzgefieder
Sich der Flatt'rer mir zu Füßen nieder
Wo der gastlich heit're Schemel winkt.

Gleich dem Hippogryph der Fabel,
Trägt's geheime Zauberschrift im Schnabel,
Die's mir zitternd übergibt.....
Ha! Was seh' ich? Bei der Schaumgebornen!
Ha! von Laura, meiner Gott-Erkornen,
Ein poetisch Manuscript!

Ludwig Uhland.

Es flog von früh bis Abend ein Vöglein hin und her,
Es flog wohl über die Lande bis fern ans blaue Meer.

Dort, wo im hohen Schlosse das Saitenspiel erbraust,
Wo stolz der finst're König mit finst'ren Mannen haust,
Da bringts der Königstochter gar holden Minnegruß
Und setzt sich, Träume spinnend, dem Mägdlein auf den Fuß,
Sie aber, hold zerflossen in seliger Minne Lust,
Sie steckt ihm in den Schnabel die Rose von ihrer Brust.

Ferdinand Freiligrath.

Was durchsaust wie Ungewitter fern den Kraal der Hottentotten,
Daß die braunen Wüstensöhne bebend sich zusammenrotten?
Ha! ich fühl' es, beim Propheten! Ha, beim Dattelschnapps, ich ahne .....
Von diversen Vögeln ist es eine Geisterkarawane!
Und der erste, dessen Büschel hinten so verwirrt und kraus ist,
Der, nach meinem Vogel-Handbuch, offenbar ein Vogel Strauß ist:
Ha, der bringt von meiner Fatme Briefe mir, der wack're Zieher!
Auf! Den muß ich veneriren! Den begrüß' ich mit Gewieher!

Anastasius Grün.

Ich hab' einen kleinen Vogel,
Der ein kleines Schnäblein hat.
Der bringt mir im kleinen Schnabel
Ein kleines, beschriebenes Blatt.

So klein sind wohl auch die Hände,
Die's ihm in den Schnabel gesteckt.
Was mag der Vogel nur haben?
Und was die Sache bezweckt?

Heinrich Heine.

Aus heiliger Wolkenhöhe
Schwingt sich ein Vogel zu Thal,
Die Schneeigen Schwingen leuchten
Im rosigen Abendstrahl.

Er hält ein Blatt im Schnabel,
Das die Liebste gesendet mir hat.....
Sieh' da — jetzt läßt er was fallen!
Doch leider nicht das Blatt!

Joseph Victor von Scheffel.

Am öden Gestade im Feuerland
Hockt dürstend ein deutscher Student.
Da fliegt was heran, was der Bursche sofort
Als Larus Marinus erkennt.

Am öden Gestade im Feuerland
Brüllt's weit in die Lüfte hinaus:
O Vogel, du bringst mir Kunde gewiß
Vom nächsten Hofbräuhaus!

Am öden Gestade im Feuerland,
Da kreischte der Vogel: Halt an!
Hier gibt's nur rheinischen Aeppelwein,
Den man nicht taufen kann.

Am öden Gestade im Feuerland,
Da brummt der Bursche: Kein Bier?
Ja, lieber Vogel, da frag' ich dich,
Was thut und treibt man hier?

Am öden Gestade im Feuerland
Lacht's kreischend: Wie dumm bist du!
Ich mache Guano scheffelweis:
Mach' du ein Lied dazu!

Am öden Gestade im Feuerland
Wird Keinem die Zeit zu lang:
Denn wer dort produciren will,
Thut's völlig ohne Zwang.

Friedrich Bodenstedt.

Fliegt ein Vöglein her zu mir,
Muß es halt zwei Flügel haben.
Bringt's von Mirza Gruß und Brief,
Muß der Brief ein Siegel haben.
Schreibt er: „Heute reit' ich aus!"
Muß der Gaul zwei Bügel haben.
Aber heißt's: „Heut' kann ich nicht!"
Muß Freund Mirza Prügel haben.

Hieronymus Lorm.

Ein Vöglein kommt geflogen —
Was nutzt's?
Wohl über die weiten Wogen —
Was hilft's!
Ein Brieflein trägt's im Schnabel —
Was frommt's?
Das kündet der Minne Fabel —
Was soll's?
Die Liebe ist illusorisch —
Was macht's?
Das Weltweh kategorisch —
Was thut's?

Julius Wolff.

Ein Vöglein kommt im Sonnenglanz
Wohl über die rothe Haide.
Es wippt und wappt der kleine Schwanz
Mit Fulafanz und Firlefanz,
Als tanzt' es just die Covenanz:
Das Vöglein thut mir leide.

Was glitzern nur die Aeuglein zwei
In zagen Späh'n und Lauern?
Es blinzt und wiegt den Kopf dabei
Mit Trypotei und Tuteley,
Fast wie der alte Hinkelbey,
Das Vöglein kann mich dauern.

Was bringst du, Vöglein? Thu' mir's kund,
Du gottwillkomm'ner Bote!
Ein Brieflein hält der kleine Mund,
Von meiner theuren Kunigund':
Heut' käm sie um die elfte Stund'
Mit ihrer Achselrote.

Perlen.

Verwundete Ehre ist schwer zu heilen, darum schütze sie.

Schweigen ist der Thoren Witz und der Weisen Tugend.

In deines Kindes Gegenwart rede nicht mit Andern über seine Fehler und Schwachheiten.

Du sollst dein Kind mit Liebe aber nicht mit Scham oder Furcht anfüllen.

Das beste Mittel gegen Beleidigungen, ist dieselben zu vergessen.

Heuchelei ist die Huldigung, welche das Laster der Tugend zollt.

Wer durch Gewalt überwindet, hat nur die Hälfte seiner Feinde bezwungen.

Zwei, mit dem nemlichen Ziel im Auge, stimmen selten überein.

Wenige Bedürfnisse ist das Fundament vieler Tugenden.

Suche auf Erden mit den Dingen bekannt zu werden, welche dich nach dem Himmel ziehen.

Verachte keinen Menschen, denn irgendwo im Haushalt Gottes hat er einen Platz.

Um erfolgreich zu sein, muß man Muth und Vorsicht haben, und diese Tugenden wohl zu theilen wissen.

Harte Reden sind wie Hagelsteine im Sommer; sie zerschlagen und zerstören, was sie nähren würden, wenn sie geschmolzen wären.

Heuchler wissen ihre wahre Gestalt so gut zu verbergen, daß sie sich endlich durch ihr eigenes Gift vergiften.

Habe keine Gemeinschaft mit einem Schmeichler, denn er hat Böses im Sinn.

Wer zweimal über den nemlichen Stein stolpert, ist ein Thor.

Wenn eines Mannes Rock fadenscheinig geworden ist, kann man leicht ein Loch hineinreißen.

Noch nie ist ein Mann groß oder klug geworden, ohne Irrthümer gemacht zu haben.

Traue nie einem Menschen, welcher nicht mit Andern gewissenhaft handelt, denn in der Noth opfert er auch dich.

Gelegentliches Lob ist nützlich, ist nothwendig, und darum nicht zu verwerfen.

Erfahrung fordert hohes Lehrgeld, aber ihr Unterricht ist werthvoll, das bezeugt Jeder, der in ihrer Schule war.

Gib kein Gehör in deinem Leiden dem, der dir einraunet: „Steig' herab vom Kreuz;" sondern warte, bis der dich befreit, der die Schlüssel der Hölle und des Todes hat.

Ein Freund, welcher durch Geschenke erworben wird, ist immer zu kaufen; wer mehr bezahlt als du, der hat ihn.

Erfahrung ist eine theure Schule, und Noth eine harte Lehrerin; darum ist der weise zu nennen, welcher durch die Erfahrung Anderer klug wird.

Der Sonntagschullehrer.

Wem der Lehrer gefallen soll.

Der Sonntagschul-Lehrer hat einen schweren Stand, denn es sind drei verschiedene Bewerber um seine Gunst da; welchem soll er nun gefallen? Die Classe verlangt, er soll ihr gefallen; das eigene Ich verlangt, er soll ihm gefallen; und Jesus will, er soll ihm gefallen. Es ist nicht schwer zu entscheiden, aber kein Leichtes, es auszuführen. Suche Jesum zu gefallen, und den Andern nur so weit, als es Jesum gefällig ist.

Werbe-Stationen.

In allen größeren Städten finden wir Werbestationen, wo Soldaten für die Armee angeworben werden. So muß auch die Sonntagschule ihre Werbeoffiziere draußen haben, um neue Rekruten für die Schule anzuwerben. Der Superintendent, die Lehrer und die Schüler sollten beständig darauf aus sein, die Schülerzahl zu vermehren. Was thust du in dieser Richtung?

Der Kinderfreund.

Wir kennen eine Lehrerin, welche beständig einige alte Nummern des Kinderfreunds bei sich hat, und wenn sie ein Mädchen oder einen Knaben findet, der sich vielleicht gewinnen läßt, dem gibt sie einen Kinderfreund, und sagt ihm, daß man in der Sonntagschule jeden Sonntag einen bekommt. Auf diese Weise gewinnt sie viele Kinder für die Sonntagschule. Du aber gehe hin und thue deßgleichen.

Vereinigtes Wirken.

Weder der Superintendent, noch die Lehrer oder die Schüler können das Leben und Interesse einer Sonntagschule erhalten. Sie müssen zusammen wirken, und Prediger und Gemeinde müssen auch noch mithelfen. Niemand ist hier frei oder entschuldigt: es ist des Herrn Werk.

Aufmerksamkeit.

Aufmerksamkeit ist eine Hauptsache in der Sonntagschule, und wer die Kunst kennt, Aufmerksamkeit zu erzielen, der hat die Versicherung, daß seine Arbeit nicht umsonst ist. Doch möchte ich hier von vorn herein verstanden sein, daß sie nie durch Schelten erlangt wird, denn ob man wohl Ruhe bezwecken kann, so ist das doch noch lange nicht Aufmerksamkeit. 1. Sie ist ein Act des Willens, und kann deßhalb erreicht werden, wenn man Einfluß auf den guten Willen erlangt. 2. Sie ist eine Verstandeskraft, welche mehr denn alle andern Kräfte unter Controle gebracht werden kann. In dem Grad, in welchem wir den Schülern unsere Aufmerksamkeit schenken, erreichen wir die Ihrige. Derjenige Lehrer, welcher den größten Einfluß auf seine Schüler ausübt, hat die aufmerksamste Classe. 3. Aufmerksamkeit ist eine Gewohnheit; je mehr man sie schenkt, desto mehr hat man zu schenken, und desto leichter wird es, sie zu schenken. Wer einmal anfängt, seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu lenken, dem wird es schwer, sich wieder zu controliren. Die Gewohnheit aber wird stärker bei jeder Gelegenheit. Aus all diesem leuchtet deutlich hervor, daß der Lehrer auf alle Fälle bereit sein soll, Aufmerksamkeit zu erlangen, ohne selbst störend einzuschreiten.

Neugierde.

Dieses ist die Mutter der Aufmerksamkeit. Wir können nie Aufmerksamkeit erwarten, wo wir nicht Neugierde erwecken können. Kinder lieben gelobt zu werden (Alte auch), suche deßhalb sie anzueifern, ein Lob zu verdienen und sei ja nicht zu sparsam damit, denn da, wo man Selbstachtung eingepflanzt hat, da braucht man selten tadeln. Die Kinder lernen sehr bald einsehen, daß sie ihrem Lehrer nicht besser danken können für seine Liebe, als durch ihre Aufmerksamkeit. Und wenn ein Lehrer bereit ist, alle kindlichen Fragen seiner Schüler zu beantworten, dann weckt er ehe lange mehr ernste und wichtigere Fragen. Wer Neugierde wecken kann, der erlangt Aufmerksamkeit als eine Zugabe.

Die Kunst des Fragestellens.

Es ist keine Kunst eine Frage zu machen!" Dieses Sprichwort hört man oft, und doch behaupten wir, das Fragestellen muß gelernt werden, es ist eine Kunst und keine geringe. Eine Frage hebt den Schleier von der Seele. Nichts entgeht einer Frage, denn sie bringt Entscheidung. „Ein Knabe kann predigen," hat Augustinus gesagt, „aber nur ein Mann kann katechisiren." Eine weise Frage ist die halbe Wissenschaft. Eine richtig gestellte Frage erregt nicht blos das Gedächtniß, sondern die ganze Vernunftkraft; sie fordert nicht blos eine Antwort, sondern erregt Neugierde. Ein Lehrer fragte seine Classe: „Moses war ein sehr demüthiger Mann, war er nicht?" Diese Frage erregte nicht einmal das Interesse des unwissendsten Schülers; nur ein Knabe gab seinem Nachbar einen Stoß in die Rippen und wisperte: „Welch eine Frage!" Ein anderer Lehrer hatte jenen Tag die Uebersicht vorzunehmen und dieser fragte: „Was war Moses für ein Mann?" Worauf acht Schüler antwor-

teten und jeder einen andern Charakterzug aus dem Leben Mosis offenbarte.

1. Eine Frage muß prüfend sein. Nicht blos um eine Antwort ja oder nein zu erhalten, sondern um zu erfahren, was der Schüler weiß.

2. Eine Frage muß Erklärung fordern. Diese Fragen kann man sogar während des Lesens stellen, bezüglich der Meinung von Namen und Wörtern.

3. Eine Frage muß Zutrauen erwecken, und deßhalb sollte man sich sehr hüten, einen Schüler zu beschämen, oder ihn barsch anzusprechen. Eine spöttische Rede oder ein scharfes Wort ist vermögend eine ganze Classe zu verstummen.

4. Die Frage sollte den Verstand des Gefragten nie übersteigen, denn wenn ein Schüler einmal den Gedanken gefaßt hat, daß sein Lehrer ihn in eine Ecke treiben, oder sich selbst hervorthun will, dann ist es aus, und ein solcher Lehrer möchte ebensowohl aufgeben, denn seine Schüler sind völlig so klug, als er. Die Fragen sollten immer den Verstand entwickeln und den Schüler anleiten, das selbst zu sagen, was er eben gerne wissen möchte. Wo man so fragt, da fehlt es nie an aufmerksamen Schülern.

Der Magnet.

Ein Arbeiter, welcher, die ganze Woche Eisen und Messing feilte, hatte am Samstag einen schönen Haufen Feilspäne unter seiner Werkbank liegen, welche nun von einem Knaben hinausgeworfen werden sollten. „Laß sie liegen," sagte der Arbeiter, „bis ich den Meister gesprochen habe." Er fragte nun den Meister, ob er ihm diese Spähne nicht lassen wolle. „O ja, aber sie sind nicht zu gebrauchen, denn man kann ja das Eisen nicht vom Messing trennen." „Ich will sie scheiden," sagte der Mann, „wenn sie mein sind." Nun nahm er einen starken Magnet und steckte denselben in die Feilspähne hinein; was Eisen war, hing sich an, während das Messing liegen blieb. In ganz kurzer Zeit war die Arbeit geschehen, und der Mann hatte einen schönen Profit.

So ist es auch in der menschlichen Gesellschaft; man findet die Menschen oft so vermischt, daß man nicht leicht urtheilen kann, bringe aber Jesum mitten unter sie hinein, und bald wird man sehen, wie er die Seinen anzieht, während die Andern unberührt bleiben. Das ist ein Bild von der Kraft der Liebe, welche sich allenthalben offenbart.

Ein Wartgottesdienst.

Eine Frau, welche beständig und sehr pünktlich auf ihrem Platz im Hause Gottes war, wurde einst gefragt: „Welcher Theil des Gottesdienstes gibt Ihnen die meiste Befriedigung und den herrlichsten Genuß?" Sie antwortete: „Der Wartgottesdienst." „Was ist denn das für ein Gottesdienst?" „Ei, ich komme immer zehn Minuten zu frühe, und der Prediger und die meisten der Zuhörer kommen zehn Minuten zu spät, das gibt mir zwanzig Minuten zum Warten, welche ich meinem Heiland ungetheilt in stillem Gebet weihe, und da genieße ich die herrlichsten Segnungen, welche Gott seinen Kindern nur schenken kann. Das ist mein Wartgottesdienst."

Leser, Lehrer, kannst du dich entschließen zu beurtheilen, auf welcher Seite die Antwort dieser Frau am schärfsten schneidet? Sie enthält jedenfalls eine gute Lehre für Alle.

Schöner Aberglaube.

Unter den Arabern besteht die Sitte, sobald ein Kind geboren wird, demselben den Ruf zum Gebet in die Ohren zu schreien; dadurch soll angedeutet werden, daß das Hauptziel des neuen Lebens dazu dienen soll, Gott zu verherrlichen, und ein Ruf an das Kind bedeutet einen Ruf zur Erfüllung seiner Pflicht.

Gerade hierin können manche Christenbekenner eine gute Lehre annehmen, denn es gibt leider Familien, in welchen der Ruf zum Gebet nie gehört wird, und wo die Kinder mehr dem Hochmuth und Weltsinn fröhnen, als dem Dienste Gottes.

Was kann ich thun?

Es sind hundert Dinge, welche du nicht thun kannst und auch nicht berufen bist zu thun; aber du kannst immer etwas thun und kannst es eben jetzt thun. Du kannst einen Platz füllen, suche denselben; aber nicht gleich im obern Stock, suche ihn da, wo er sich anbietet, im alltäglichen Leben und unter den Menschen, welche um dich her sind. Wenn du auch nicht gerade als Missionar unter die Heiden gesandt wirst, gehe hin und unterrichte eine Classe in der Sonntagschule. Der, welcher alle Plätze, und alle zu Gebote stehenden Mittel kennt, wird auf das Uebrige Acht haben.

Das ist erfreulich.

Wir erhalten oft Briefe, welche uns kund thun, daß die Winke für Lehrer gute Frucht tragen. Es wäre ein trauriges Geschäft, das ganze Jahr zu schreiben, wenn auch nicht ein Zeichen von Erfolg sichtbar würde. Es macht uns Lust zur Arbeit, wenn wir hören, daß wir den Lehrern von Nutzen sind, denn alle Arbeit, welche wir thun, geschieht ja für den Zweck, Andern behülflich und nützlich zu sein. Wenn die Sonntagschulen blühen, dann genießen wir unserer Arbeit erster Lohn.

Suchst du auch deine Classe zu Jesu zu führen? Kürzlich hörten wir einen unserer Lehrer sagen: „All die Knaben in meiner Classe sind jetzt aufgewachsen und haben sich der Kirche angeschlossen; und nun will ich eine andere Classe junger Knaben nehmen, und suchen, daß selbe mit ihnen zu thun." Solche Lehrer sind darauf aus, erfolgreich zu werden, und sie thun auch Gutes.

Viertes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Salomo, David's Nachfolger.

1. Lection: 1. Kön. 1, 22–35. — Sonntag den 5. October 1884.

22. Weil sie aber noch redete mit dem Könige, kam der Prophet Nathan.

23. Und sie sagten es dem Könige an: Siehe, da ist der Prophet Nathan. Und als er hinein vor den König kam, betete er an den König, auf seinem Angesicht zur Erde,

24. Und sprach: Mein Herr König, hast du gesagt: Adonia soll nach mir König sein und auf meinem Stuhl sitzen?

25. Denn er ist heute hinabgegangen, und hat geopfert Ochsen und Mastvieh, und viele Schaafe, und hat alle Söhne des Königs geladen, und die Hauptleute, dazu den Priester Abjathar. Und siehe, sie essen und trinken vor ihm, und sagen: Glück zu dem Könige Adonia!

26. Aber mich, deinen Knecht, und Zadok, den Priester, und Benaja, den Sohn Jojada, und deinen Knecht Salomo hat er nicht geladen.

27. Ist das von meinem Herrn Könige befohlen, und hast es deine Knechte nicht wissen lassen, wer auf dem Stuhl meines Herrn Königs nach ihm sitzen soll?

28. Der König David antwortete und sprach: Rufet mir Bathseba. Und sie kam hinein vor den König. Und da sie vor dem König stand,

29. Schwur der König und sprach: So wahr der Herr lebet, der meine Seele erlöset hat aus aller Noth,

30. Ich will heute thun, wie ich dir geschworen habe bei dem Herrn, dem Gott Israels, und geredet, daß Salomo, dein Sohn, soll nach mir König sein, und er soll auf meinem Stuhl sitzen für mich.

31. Da neigte sich Bathseba mit ihrem Antlitz zur Erde, und betete den König an, und sprach: Glück meinem Herrn Könige David ewiglich!

32. Und der König David sprach: Rufet mir den Priester Zadok, und den Propheten Nathan, und Benaja, den Sohn Jojada. Und da sie hineinkamen vor den König,

33. Sprach der König zu ihnen: Nehmet mit euch eures Herrn Knechte, und setzet meinen Sohn Salomo auf mein Maulthier, und führet ihn hinab gen Gihon.

34. Und der Priester Zadok, sammt dem Propheten Nathan, salbe ihn daselbst zum König über Israel. Und blaset mit den Posaunen und sprechet: Glück dem König Salomo!

35. Und ziehet ihm nach herauf, und kommt: So soll er sitzen auf meinem Stuhl, und König sein für mich; und ich will ihm gebieten, daß er Fürst sei über Israel und Juda.

Haupttext: Und du, mein Sohn Salomo, erkenne den Gott deines Vaters, und diene ihm mit ganzem Herzen und mit williger Seele. — 1. Chron. 28, 9.

Geschichtliches. — Diese Lection folgt in Zeitordnung sogleich nach der achten Lection des dritten Quartals. David war in seinem 71. Jahr; Salomo 18 bis 20 Jahre alt. Nach den traurigen Begebenheiten, welche wir im vorigen Quartal betrachteten, scheint dem David ein stiller Lebensabend angebrochen zu sein, und er verwendete seine Zeit zur Befestigung und inneren Entwickelung seines Reiches, um dadurch seinem Thronfolger den Weg zu einer glücklichen Regierung zu bahnen. Als David's Ende nahe war, wurde plötzlich noch einmal eine neue Conspiration entdeckt. Adonia, ein Sohn David's, welcher zu Hebron geboren war, jetzt ein Mann in den dreißiger Jahren, wurde nach Absalom's Tod Thronerbe, wenn diese nach den Regeln der Abstammung genau aufgehalten werden sollte. Adonia war, wie Absalom, berühmt wegen männlichen Muths und persönlicher Schönheit, aber in seinem ganzen Betragen zeigte er keinen Charakterzug, welcher ihn zu einem würdigen Nachfolger David's bezeichnet hätte. Adonia handelte wie Absalom, hielt sich königlichen Hofstaat mit Wagen und Dienern. David war blind gegen die Untugenden seiner Kinder und ließ alles seinen eigenen Lauf gehen. Als aber Altersschwäche den König nöthigte, sich mehr und mehr von den Geschäften zurückzuziehen, da suchte Adonia durch einen Staatsstreich den Thron zu erlangen. Menschlicherweise wäre die Sache auch so ziemlich als gelungen zu beachten gewesen, wenn nicht Nathan sich darein gemischt und den alten König noch einmal zu neuer Thätigkeit angespornt hätte; nun aber wiederholte David und bekräftigte mit seinem Eid, daß Salomo Thronerbe sein müsse; auch traf er nun Vorkehrungen, die Nachfolge zu sichern.

Texterklärung. — Vers 22 und 23. **Weil sie noch redete ..... kam der Prophet Nathan.** Nach Vers 12 und 14 geht deutlich hervor, daß Nathan und Bathseba, die Mutter Salomo's, die ganze Begebenheit bis auf die genaueste Einzelheit geplant hatten; als daher Bathseba vor dem Könige war und ihre Sache vorbrachte, kam auch Nathan zum Könige. Die Gemahlin des Königs konnte natürlich unangemeldet vor ihn treten, Nathan hingegen war der Mann, welchem der Eintritt zum Könige nie verwehrt wurde; er kam jetzt als wie von Ungefähr, obwohl es so ausgeplant war, um das Anliegen der Bathseba zu bestätigen. **Sagten es dem Könige an.** Während Bathseba redete, wurde Nathan gemeldet. Hier ein Wort zur Erklärung. Nathan war ein Prophet, daran ist kein Zweifel; aber er war auch ein tüchtiger Staatsmann, dafür liegen Beweise vor. Er mußte bedeutend jünger gewesen sein, als David, denn er lebte noch fast während der ganzen Regierung Salomo's. Nathan hat zwei Bücher geschrieben, sind jedoch beide verloren gegangen 1. Chron. 29, 29; 2. Chron. 9, 29. Daß Nathan sich vor dem Könige beugte, geschah nicht in heidnischer Weise, um anzubeten, sondern das war die zu jener Zeit übliche Ehrenbezeugung gegen Könige; wovon sogar der Hohepriester nicht einmal ausgenommen war.

V. 24. **Hast du gesagt?** Soll soviel sagen als: Geschieht das Unternehmen des Adonia mit deiner Bewilligung? Ich denke, Nathan wußte wohl genug, daß es ohne David's Wissen geschah, aber das Volk konnte dieses nicht wissen, und durch diesen Frageton wurde David erst recht auf die Vermessenheit seines Sohnes aufmerksam gemacht; das wollte aber Nathan gerade bezwecken; auch war ihm viel daran gelegen, eine bestimmte Verneinung von David's Lippen zu hören. Nathan hatte nicht blos Einfluß über David, er galt auch etwas beim Volk, und wenn er mit einer positiven Verneinung auftreten konnte, dann war im schlimmsten

Fall noch Hoffnung, das Volk zu bewegen, sich an den Wunsch des Königs zu kehren.

V. 25. **Denn.** Jetzt kommt Beweis für die Beschuldigung; Adonia hat sich einen Anhang gesammelt und ist hinabgegangen, d. h. er hat sich aus Jerusalem entfernt mit all seinen Anhängern; **er hat die Söhne des Königs geladen.** Nathan erzählt nun den ganzen Hergang der Sache, und wie selbst die Hauptleute sich an dem Festmahl betheiligen, so daß es ganz den Anschein hat, als hätte der König die Geschichte verordnet. Was der Sache noch mehr einen bösen Schein gibt, ist die Thatsache, daß Salomo der einzige königliche Sohn ist, welcher keine Einladung bekam, und daß Abjathar, der Priester, dabei ist. **Glück zu dem Könige Adonia.** Dieser Ausruf hatte aber keine andere Bedeutung als diese: Adonia ist nun König. Nathan hat also mehr gesagt, als Bathseba sagte, und er fügte auch noch bei, daß Joab mitspiele, denn Joab war der Hauptmann der ganzen israelitischen Armee.

Ueber Joab's Untreue muß hier ein Wort beigefügt werden. Es ist nicht zu verwundern, daß er der Conspiration Adonia's Vorschub leistete, denn er wußte gut genug, daß er sich die Gunst David's verscherzt hatte, dann war er auch sicher in seinem Herzen, daß Salomo ihn kaum in Ehren halten würde; um sich also seine zukünftige Stellung zu sichern, half er, Adonia auf den Thron zu bringen. Adonia aber dachte bei sich selbst, wenn er den Heerführer auf seiner Seite habe, würde es nur wenig nehmen, die Armee auch zu gewinnen, und deßhalb zog er Joab an sich. Daß Abjathar sich dem Haufen anschloß, ist nicht so leicht zu erklären, denn er war David's Freund, und hatte Freud und Leid mit ihm getheilt. Vielleicht möchte eine Eifersucht zwischen ihm und Zadok, welcher das Amt mit ihm theilte, ihn bewogen haben, in der Hoffnung, vielleicht auf diese Weise Zadok loszuwerden.

V. 26. **Aber mich, deinen Knecht.** Hier legt nun Nathan dem David den ganzen Vorfall vor und zeigt ihm, wer die Geladenen sind; dann spielte er auch darauf hin, David aufmerksam zu machen, indem er ihm vorstellt, daß von den Freunden des König's keiner geladen war, welches ihm ein Zeichen war, daß die Versammlung keine gute Bedeutung haben könne.

V. 27. **Ist das von meinem Herrn Könige befohlen?** Nathan spielt jetzt darauf hin, den alten König noch einmal aus seiner, durch Altersschwäche erzeugten Gleichgültigkeit aufzurütteln, und ihn zu einer festen Entscheidung zu treiben, damit die Sache bezüglich des Thrones ins Reine gebracht würde. Nathan fand sich genöthigt, diese Handlungsweise einzuschlagen, denn einmal war Gefahr vorhanden für das Reich, und zum Andern war David auf gewöhnliche Weise kaum mehr an eine so ernste und wichtige Sache zu bringen; denn man weiß ja aus der Geschichte, daß er alles lieber glaubte, als daß seine Söhne Taugenichtse seien, und doch war es leider so.

V. 28 und 29. **Rufet mir Bathseba.** Daraus ist zu schließen, daß sie sich weislich entfernte, als Nathan vor den König trat. Jetzt aber erschien sie auf seinen Befehl wieder, und zwar in Gegenwart des Propheten. Als sie nun an seinem Bette stand, **Schwur der König und sprach.** Der Schwur David's war ein wichtiger, denn einmal rief er Gott zum Zeugen an, daß er keine Hand in Adonia's Werk hatte, dann aber ist auch zu bedenken, daß David Gott sehr zum Dank verpflichtet war, und er deßhalb kaum schwören würde, wenn es nicht sein Ernst wäre.

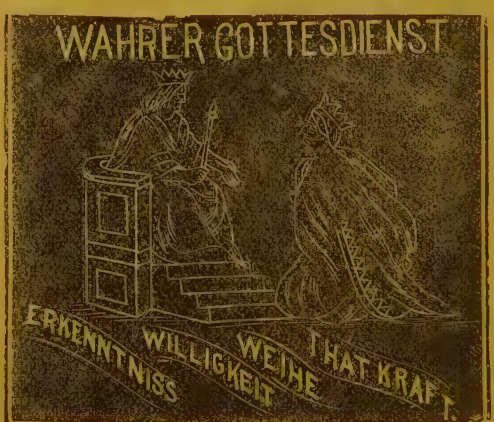
V. 30. **Ich will heute thun, wie ich dir geschworen habe.** David hatte also seinen früheren Eid nicht vergessen, nur versäumt, nun aber soll derselbe unverzüglich ausgeführt werden. Er sah also die Nothwendigkeit selbst ein, denn die Gefahr war nahe und drängte.

V. 31. **Da neigte sich Bathseba** u. s. w. Sie erkannte David's Güte und Wohlwollen und offenbarte Dankbarkeit auf diese Weise. Ihre Liebe und Dankbarkeit konnte sie nicht wohl besser aussprechen, als dem Könige den Thron ewiglich zu wünschen, und wenn ihn auch Salomo nie bekäme.

V. 32 bis 35. **Rufet mir** u. s. w. Jetzt läßt David die getreuen Diener seines Reiches rufen, um sein Vorhaben auszuführen. Salomo soll nun bei seinen Lebzeiten noch auf den Thron, damit er mit Augen sehen kann, daß der Eid in Erfüllung gebracht wird. Nathan hatte sich scheint's beim Eintritt der Bathseba entzogen, und wurde nun mit den Andern auch wieder gerufen. Damit aber das Volk erkenne, daß dieses mit meiner Genehmigung geschieht, sattle man **mein Maulthier.** Also das Volk soll dieses sehen, und dadurch zu Salomo gezogen werden. Weil Salomo auf seines Vaters Maulthier ritt, begann da schon seine königliche Würde.

Gihon, dieses war ein kleines Flüßchen nahe bei der Stadt, wo gemeiniglich viel Volk's versammelt war, und das Volk sollte Zeuge von Salomo's Salbung sein. Die Salbung der Könige war gebräuchlich, wenn beim Regierungsantritt etwas Neues, Ungewöhnliches, Zweifelhaftes gefunden wurde, welches hier der Fall war, denn David hatte zu Gunsten seines Sohnes Salomo abgedankt.

Glück dem König Salomo. Damit will David sagen: man rufe ihn zum König aus und setze ihn auf meinen Thron. **Denn ich habe geboten.** Dieses war nun die Erfüllung des Wortes David's, welches er geschworen hatte, daß Salomo an seine Statt regieren sollte über Israel. Als Adonia und seine Genossen den Lärm des Volkes hörten, brach die Versammluug auf, und als man gar vernahm, daß Salomo auf dem Thron sitze, kam es nicht so weit, den Adonia auszurufen. Dieser floh ins Heiligthum und erfaßte die Hörner des Altars, weil er glaubte, am Altar wäre er sicher. Salomo handelte weislich, denn er gab ihm die Versicherung, daß wenn er komme und dem neuen Könige huldige, solle ihm kein Leid geschehen.



Wandtafelerklärung. — Salomo ist durch Gottes Vorsehung und seines Vaters Verordnung auf den Thron gelangt. Wie innig wahrer Gottesdienst damit verbunden war, zeigt die ganze Geschichte David's bis hieher, und was Gottesdienst in Zukunft thun sollte für Salomo, zeigt Gottes Wort und Verheißung. Wahrer Gottesdienst erfordert etliche Stufen, ganz unbedingt: **Erkenntniß, Willigkeit, Weihe und Thatkraft.** Diese

Dinge zeigen sich in Salomo's Jugend ganz klar und deutlich, und sollen auch unseren Gottesdienst kennzeichnen.

Lehre und Anwendung. — Nathan ist das Bild eines treuen und charakterfesten Mannes; sein Leben ist einer genauen Betrachtung wohl werth, und seine edlen männlichen Thaten sollten uns zu ähnlicher Thätigkeit aufmuntern.

Joab ist das Bild des überlegenden Weltmenschen, muthig, aber eigensinnig; bereit zu dienen, aber auf der erfolgreichen Seite; nicht immer gewissenhaft, deßhalb oft zweifelhaft erfolgreich. Sein Einfluß war nicht immer gut, und sein Leben hat keinen bleibenden Nutzen gestiftet.

Salomo ist das Bild eines wohlgerathenen Sohnes, welcher seinen Eltern Freude macht; während Adonia, sein Halbbruder, gerade das Gegentheil ist.

Was immer wir unternehmen wird endlich in Schmach enden, wenn Gott nicht im Bund ist.

Illustrationen. — Ein Herr redete einst mit einem sehr gottlosen Manne, und suchte ihn zu überreden, ein anderes Geschäft zu treiben, indem er ja doch nicht vorankommen könne auf diese Weise. „Mein Geschäft lohnt nicht," sagte der Mann, „die Thatsache ist, ich habe nicht richtig angefangen, denn ich suchte reich zu werden, ohne zu arbeiten; dadurch bin ich zweimal ins Staatsgefängniß gekommen. Ich versichere Sie, meine schwerste Strafe ist, zu sein was ich bin."

Rückwirkung. Ein Knabe spielte einst mit seinem Ball; während des Spielens legte er einen gottlosen Plan, mit seinem Ball einem armen Mädchen einen Krug aus der Hand zu werfen, welchen dasselbe eben vom Brunnen trug. Der Gedanke war kaum gefaßt, als er auch zur Ausführung schritt; um aber unentdeckt zu sein, stellte er sich hinter einen Baum und war eben im Begriff zu werfen, als er den Ball fallen ließ und entsetzlich zu schreien anfing; eine Hummel hatte sich auf die Hand gesetzt und ihm einen Denkzettel versetzt, den er nicht so leicht vergißt. Ich dachte an Adonia, wie dieser zum Altar eilte.

David's Auftrag an Salomo.

2. Lection: 1. Chron. 22, 6–19. — Sonntag den 12. October 1884.

6. Und er rief seinen Sohn Salomo, und gebot ihm zu bauen das Haus des Herrn, des Gottes Israels,

7. Und sprach zu ihm: Mein Sohn, ich hatte es im Sinn, dem Namen des Herrn, meines Gottes, ein Haus zu bauen.

8. Aber das Wort des Herrn kam zu mir, und sprach: Du hast viel Blut vergossen, und große Kriege geführt, darum sollst du meinem Namen nicht ein Haus bauen, weil du so viel Blut auf die Erde vergossen hast vor mir.

9. Siehe, der Sohn, der dir geboren soll werden, der wird ein ruhiger Mann sein; denn ich will ihn ruhen lassen von allen seinen Feinden umher; denn er soll Salomo heißen; denn ich will Frieden und Ruhe geben über Israel sein Leben lang.

10. Der soll meinem Namen ein Haus bauen. Er soll mein Sohn sein, und ich will sein Vater sein. Und ich will seinen königlichen Stuhl über Israel bestätigen ewiglich.

11. So wird nun, mein Sohn, der Herr, mit dir sein, und wirst glückselig sein, daß du dem Herrn, deinem Gott, ein Haus baueſt, wie er von dir geredet hat.

12. Auch wird der Herr dir geben Klugheit und Verstand, und wird dir Israel befehlen, daß du halteſt das Gesetz des Herrn, deines Gottes.

13. Dann aber wirst du glückselig sein, wenn du dich hältst, daß du thust nach den Geboten und Rechten, die der Herr Mose geboten hat an Israel. Sei getrost und unverzagt, fürchte dich nicht und zage nicht.

14. Siehe, ich habe in meiner Armuth verschaffet zum Hause des Herrn hundert tausend Centner Gold, und tausend mal tausend Centner Silber; dazu Erz und Eisen ohne Zahl, denn es ist sein zu viel; auch Holz und Steine habe ich geschickt, deß magst du noch mehr machen.

15. So hast du viele Arbeiter, Steinmetzen und Zimmerleute, an Stein und Holz, und allerlei Weisen auf allerlei Arbeit,

16. An Gold, Silber, Erz und Eisen ohne Zahl. So mache dich auf, und richte es aus; der Herr wird mit dir sein.

17. Und David gebot allen Obersten Israels, daß sie seinem Sohne Salomo hülfen.

18. Ist nicht der Herr, euer Gott, mit euch, und hat euch Ruhe gegeben umher? Denn er hat die Einwohner des Landes in eure Hände gegeben, und das Land ist untergebracht vor dem Herrn und vor seinem Volk.

19. So gebet nun euer Herz und eure Seele, den Herrn, euren Gott zu suchen. Und machet euch auf und bauet Gott, dem Herrn, ein Heiligthum, daß man die Lade des Bundes des Herrn und die heiligen Gefäße Gottes ins Haus bringe, das dem Namen des Herrn gebaut soll werden.

Haupttext: So mache dich auf und richte es aus; der Herr wird mit dir sein.—1. Chron. 22, 16.

Geschichtliches.— Diese Begebenheit folgt der vorigen unmittelbar, und trug sich kurz vor David's Tode zu. Die Bücher der Chronika sind an sich selbst nur eine Fortsetzung der Bücher der Könige, oder besser würde man sagen eine Nachholung; indem dieselben das, was die Bücher der Könige nicht enthalten, nachholen. Auf diese Weise z. B. enthalten wir einige Begebenheiten aus den letzten Wochen von Davids Leben, welche wir sonst nicht hätten. Die Vorbereitungen zum Tempelbau führte David bis ans Ende fort, und der Bau beschäftigte ihn fortwährend; ein Beweis wie gerne er selbst gebaut hätte, wenn es ihm nicht verboten gewesen wäre. Indem Israel Mangel hatte an Künstlern, ließ David solche von Phönicien bringen. Daß Israel keine geschickte Bauleute, Steinhauer u. s. w. hatte, ist gar nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß ein Hirtenvolk, welches sich auf Ackerbau und Viehzucht verlegt, kaum viel Interesse an den schönen Künsten haben kann. Cedern waren ein sehr seltenes, darum ein kostbares Holz, und zu jener Zeit nur in den Gebirgen des Libanon zu finden, aber auch diese wurden herbeigeschafft und zwar nicht ohne Mühe, denn man mußte sie von Tyrus als Flöße längs der Küste bis nach Joppe und von da über Land 36 Meilen nach Jerusalem bringen. Auch das Eisen mußte von fremden Völkern gekauft werden.

Als nun Solomon gekrönt und auf den Thron war, gab der König ihm all die aufgehäuften Schätze: aber er gab ihm noch mehr: eine Ermahnung wie nur ein sterbender Vater sie seinem Sohne geben kann. Wenn man die vorige Lection mit der gegenwärtigen vergleicht,

möchte man fast denken, David sei noch einmal aus dem Schlaf aufgewacht und habe diesen Segen, eines Vaters, in voller Jugendblüthe über seinen Sohn gesprochen. Die Ermahnung Davids an Salomon ist wohl werth, daß man sie genau beherzigt; mögen unsere Schüler dieses thun.

Texterklärung.—V. 6. **Und er rief seinen Sohn Solomo,** nemlich als David sah, daß sein Ende nahe war, ließ er den bestimmten Thronfolger vor sich kommen, um ihm noch einen letzten väterlichen Rath zu ertheilen. 1. Das Wohl des Sohnes, sowohl als des Reiches lag dem alten Könige am Herzen, und er glaubte, daß wenn Salomo's Herz recht sei, dann müsse alles andere schon recht werden. 2. Solomon war bereit solchen väterlichen Rath anzunehmen, denn er wußte, daß sein Vater Erfahrungen hatte, welche ihm als dem Thronfolger von großen Nutzen sein möchten. In diesem kurzen Vers sind gute Lehren enthalten, welche man nicht übersehen sollte: Ehre gegen das Alter, Liebe zu den Eltern; und Bereitwilligkeit zum Guten sind hier deutlich gezeigt.

V. 7. **Ich hatte im Sinn.** Als David Ruhe hatte und in einem Cedernhause wohnte, that es ihm leid, das die Lade in einem Gezelt wohnen sollte, und er gedachte auch der Lade ein Haus zu bauen. Man lese hier 2. Sam. 7 u. f. w. in Verbindung.

V. 8. **Du hast viel Blut vergossen.** Die Ursache, warum David nicht bauen sollte, wird in 2 Sam. nicht angegeben, aber hier nennt sie David selbst, und uns gebühret zu erkennen, daß, ob Kriege auch oft geführt werden müssen, und Gott selbst in Kriegen mitwirkt, so hat er doch keinen Gefallen daran. Hier aber ist noch ein Gedanke: sollte der König, welcher dem König des Friedens ein Haus bauen darf nicht auch ein Friedenskönig sein? Ferner ist auch zu beachten, daß hier noch ganz besondere Fälle verlagen, bei welchen es sich sogar um unschuldiges Blut handelte, welches ja David im Ps. 51.6 auch bekennt.

V. 9. und 10. **Siehe der Sohn, der dir geboren soll werden.** Vorerst ist hier zu bemerken, das dieser Vers in der Vergangenheit stehen sollte, anstatt in der Zukunft, denn Salomo war ja allbereits geboren, und auf Salomo bezieht er sich; also ein Irrthum des Uebersetzers. Der Name Salomo ist abgeleitet von Schalom, d. i. Friede. Legt man aber dem ganzen Vers einen geistlichen Sinn bei und deutet auf Christum, welches Einige wollen, dann müßte man es natürlich stehen lassen, aber das würde zu einer endlosen Vergeisterung führen, und man würde allen festen Halt an die geschichtliche Begebenheit verlieren.

V. 11. **So wird nun, mein Sohn, der Herr mit dir sein.** Dieses ist erstens ein Aufmunterung für Salomo fortzufahren, dann ist es aber zweitens auch ein Wunsch Davids, daß es so sein möge, weil es also verheißen war, auch war ja Salomo eben in die als günstig bezeichneten Verhältnisse eingetreten. Die Feinde waren alle bezwungen, und David gab seinem Nachfolger das Reich der Verheißung, denn vom Meer bis an den Euphrat waren ihm die Völker unterthan; von den Feinden nach außen war nichts zu fürchten, denn einmal waren die gefürchteten Feinde überwunden, und zum andern war nun ein Heer von 1,300,000 Mann da, um das Reich zu vertheidigen. Alle unterworfenen Nationen bezahlten hohe Taxen, und der Regierungsschatz war ein reicher. Das Beste ist jedoch, der Herr war mit Israel, und Gottesfurcht erfüllte das ganze Volk.

V. 12. **Auch wird der Herr dir geben Klugheit und Verstand.** Hier haben wir die nothwendige Ausrüstung, um Gottes Werk zu treiben niedergelegt, nemlich: 1. Gottes Wohlgefallen und Hülfe; 2. Bereitwilligkeit, seinen Willen zu thun; 3. Weisheit und Verstand. Daß dieser Wunsch wirklich in Erfüllung ging, darüber lies 1. Kön. 3, 12; 2. Chron. 1, 12.

V. 13. **Dann aber wirst du glücklich sein.** Nichts ist so vermögend einen Menschen glücklich und zufrieden zu machen, als das Bewußtsein, daß er Gottes Willen gethan hat, und daß sein Unternehmen Gott gefällig ist. So lange des Menschen Willen frei ist, so lange muß diese Bedingung für Gottes Segen bestehen. Gott verlangt unser Glück, aber er kann doch nicht unseren Ungehorsam segnen, oder dem Gottlosen in gleichem Maß helfen wie dem Frommen! Darum hängt die Segnung Gottes von der Erfüllung dieser Bedingung ab, und dazu brauchen wir Muth und Entschlossenheit. Wer aber Gottes Werk nach Gottes Willen thut, der kann getrost und unverzagt sein.

V. 14. **Siehe, ich habe in meiner Armuth.** — Armuth scheint nicht gerade das richtige Wort zu sein, dasselbe war zuerst auch nur eine Randglosse, ist aber später in den Text aufgenommen worden, richtiger scheint jedoch anstatt Armuth Unruhe zu sein, und hätte dann auf seine unruhige Regierung Bezug, welche jedenfalls den Regierungsschatz mehr als gewöhnlich in gedrängten Verhältnissen hielt. Wieviel mag David in seiner Armuth dem Salomo wohl gegeben haben? Ei, wenn man einen richtigen Begriff von den Zahlen hat, wie dieselben angegeben sind, dann gab er ihm nicht weniger als $4,270-500,000. Wenn man aber das Geld nicht nach dem heiligen Sekel berechnet, sondern nach dem babylonischen, wie das Einige thun, dann hat er ihm blos $2,000,000,000 gegeben. Wenn aber die Rechnung zu halten ist, als hätte David das Geld nach dem Silberagio berechnet, dann bleiben aufs Aberwenigste immer noch etwa $164-250,000 übrig. Man rechne, wie man will, so ist die Summe eine ungeheure. Ich überlasse dem Leser sich zu wählen, nachdem er die Worte Davids gelesen hat, denn wo Meinungsverschiedenheit ist, da sollte eine Ansicht so viel gelten als die andere, aber nie sollte man einen Menschen verurtheilen, weil er anders glaubt als wir, eben weil unsere Ansicht ja nicht maßgebend ist. **Deß magst du noch mehr machen.** David will sagen, ich habe gethan, was ich konnte, findest du noch weitere Bedürfnisse, dann fahre fort zu sammeln, wie ich es that.

V. 15. **So hast du viele Arbeiter.** Also auch für Arbeiter hat David Sorge getragen. Ueber die Anzahl der Bauleute, Lastenträger u. s. f. vergleiche man 1. Kön. 5. Auch die Fürsten und Prinzen des Hauses Israel waren nicht frei, wie wir das ja auch deutlich sehen im 17. Vers. Bezüglich des Kupfers, des Eisens und der weniger werthvollen Metalle heißt es, diese seien gar nicht gezählt worden, denn es war dieser Sorte zu viel, um zu zählen. Hier ist ein wichtiger Gedanke, welchen man nicht unbeachtet lassen muß. David sagt, kann ich nicht bauen, so kann ich doch das Meinige zum Bau beitragen. Es gibt viele Leute, wenn sie nicht obenan stehen dürfen, dann schaffen sie gar nicht. Der Ehrgeiz plagt sie so sehr, daß sie krank werden, sobald Jemand anders außer ihnen auch noch Ehre zu Theil wird. David dachte anders, und siehe, es wurde ihm die Ehre zu Theil, den größten Theil der Materialien und das meiste Geld zum Bau beizutragen.

V. 18 u. 19. Ist nicht der Herr, euer Gott, mit euch? Damit soll gesagt sein, was Gott bis jetzt schon gethan hat, das ist ein Beweis für das, was er in Zukunft noch thun will. Die Ruhe, welche das Land genießt, ist ein Zeichen, daß Gott dem Vorhaben günstig ist. Dann wendet sich der greise König noch einmal an die versammelten Fürsten, welche bei der Gelegenheit anwesend waren, ermahnet sie, doch ja die schöne Friedenszeit zu benutzen und des Herrn Tempel zu bauen. Man kann hier wohl sehen, wie sehr David sich den Tempelbau ange-

legen sein ließ, und wie gerne er es mit erlebt hätte, ihn fertig zu sehen.

Lehre und Anwendung. — Es ist ein großes Glück für Eltern, wenn sie gute Kinder haben, denn diesen können sie nicht blos ihr Vermögen, sondern auch ihre frommen Wünsche und Pläne hinterlassen, und sie werden ausgeführt.

V. 7 u. 8. Es ist in Gottes Heilsplan Arbeit für Alle, aber nicht Alle haben die gleiche Arbeit. Einige sind Künstler am Tempel, andere sind Handwerker, und noch andere sind Handlanger; aber alle sind am Tempel beschäftigt, und David sagt selbst einmal, er wollte lieber der Thür hüten in seines Gottes Hause, denn lange wohnen in der Gottlosen Hütten. Ps. 84, 11. Damit will er andeuten, die geringste Beschäftigung für Gottes Sache ist immer noch besser, als das höchste Amt unter den Spöttern und Sündern. Jeder hat Gaben, brauche sie, daß sie frommen und Gott verherrlichen.

Diejenigen, welche das Fundament im Grund unten legen, wo kein Mensch sie sehen kann, sind gerade so nothwendig als diejenigen, welche auf des Daches First schaffen, wo Jeder Vorübergehende sie sieht. Der das Licht hält, bei welchem ein Meister arbeitet, ist mitbetheiligt am Werk. Nur Solche, welche nach menschlicher Ehre geizen, entziehen sich, wenn nach ihrer Einbildung ihnen nicht die gebührende Anerkennung gezollt wird.

Wenn Gott ein großes Werk vorhat, dann hat er auch einen Mann, wie er ihn brauchen will und kann, um sein Werk zu vollbringen!

Wenn wir für ein besonderes Werk Anlagen und Geschick haben, dann findet sich auch das Werk für uns zu thun.

V. 11—17. Die nothwendige Ausrüstung für Gottes Werk zu treiben, besteht a) Beruf; b) Segen; c) Hülfe von Seiten Gottes, besonders nöthig. Auf menschlicher Seite a) Willigkeit; b) Ernst und Eifer; c) Muth und Hoffnung; d) aber auch Demuth genug, um irgend ein Werk, das vorliegen mag, zu thun.

Gott will nicht blos die Gaben der Reichen und Angesehenen, er segnet auch das Opfer der Armen und Geringen. Jeder thue nach seinem Vermögen, nicht nach den Wünschen dieses oder jenes Menschen. Alle wirken für Gott!

Illustrationen.—„Mein Knabe." Vor einigen Jahren redete einmal ein sehr berühmter Lehrer der Jugend bei der Eröffnung einer Schule für Knaben, er sagte, „wenn nur ein einziger Knabe gerettet wird durch diese Schule, dann bezahlt es für alle Kosten der Errichtung dieses Gebäudes." Später sagte ein Mann zu ihm: „Haben Sie nicht die Farben ein wenig zu dick aufgetragen, als Sie sagten, alle Kosten dieser Schule würden gedeckt, wenn nur ein einziger Knabe gerettet würde? „Nicht wenn es mein Knabe wäre", antwortete der Gefragte. Es liegt eine große Macht in dem Wörtlein „mein". Wir gingen an der Welt Ende für **unser** Kind, aber siehe, jedes Kind ist **Jemandes** Kind, und Jesus starb für Alle! Davids Liebe zu seinen Kindern kann leicht vergeben werden, wenn man die Liebe der Eltern heutzutage noch beobachtet. Niemand glaubt gerne Böses von seinen Kindern, und so war auch David gegen seine Kinder geneigt, weil aber Salomo besser war als die andern, deshalb liebte er ihn nur um so mehr.

Auf Gottes Verheißungen liegen. Als ein frommer, alter Sklave einst gefragt wurde, wie er denn so vertrauensvoll in die Zukunft blicken könne, da doch Alles so ungewiß und zweifelhaft sei, antwortete er: „Ich lege mich stets der Länge nach auf Gottes Verheißungen, und dann bete ich schnurstracks hinauf zu meinem himmlischen Vater, warum soll ich denn ein trauriges Gesicht machen?" Wer also auf Gott vertraut, der kann auch im Tode noch getrost sein, denn der Herr kennet die Seinen.

Kinder. Wem Gott Kinder gibt, dem schafft er auch Brod, sie zu ernähren. Moses Browe, ein armer Prediger, hatte 12 Kinder. Einst sagte eins derselben: „Vater, du hast gerade so viel Kinder, als Jakob hatte." „Ja, sagte der Vater, und auch den nemlichen Gott, mir sie zu ernähren helfen, wenn nur kein Absalom und kein Adonia darunter ist."

Achtung. Der alte Trebonius, welcher auch Luthers Schulmeister war, sagte einmal, daß er immer den Hut abnehme, wenn er an einem Knaben vorbeigehe, „denn" fügte er bei, „man kann nicht wissen, was in einem solchen Jungen steckt", und siehe, unter seinen Schülern steckte der kleine Martin Luther.

Wandtafelerklärung. — Was der Mensch für Gott thut, daß soll nach göttlichem Plan gethan werden. So baute Moses die Stiftshütte, und so soll auch der Tempel nicht ohne Gott gebaut werden. Wenn aber Gott im Plan ist, dann braucht man nicht zu zagen und kann furchtlos arbeiten. Also vor Allem: „Gott mit uns"; dann nach seinem Plan gebaut und gearbeitet, die Kraft ist in dem Herrn. Was sind deine Pläne, Jüngling und Jungfrau? Baueſt du für den Herrn und sammelst du zu seines Namens Ehre?

Salomo's Wahl.

3. Lection: 1. Kön. 3, 5–15. — Sonntag den 19. October 1884.

5. Und der Herr erschien Salomo zu Gibeon im Traum des Nachts, und Gott sprach: Bitte, was ich dir geben soll.

6. Salomo sprach: Du hast an meinem Vater David, deinem Knechte, große Barmherzigkeit gethan; wie er denn vor dir gewandelt hat in Wahrheit und Gerechtigkeit, und mit richtigem Herzen vor dir; und hast ihm diese große Barmherzigkeit gehalten, und ihm einen Sohn gegeben, der auf seinem Stuhl säße, wie es denn jetzt gehet.

7. Nun Herr, mein Gott, du hast deinen Knecht zum

Könige gemacht, an meines Vaters David's Statt. So bin ich ein kleiner Knabe, weiß nicht weder meinen Ausgang noch Eingang.

8. Und dein Knecht ist unter dem Volk, daß du erwählet hast, so groß, daß es Niemand zählen noch beschreiben kann, vor der Menge.

9. So wollest du deinem Kechte geben ein gehorsames Herz, daß er dein Volk richten möge, und verstehen, was gut oder böse ist. Denn wer vermag dies dein mächtiges Volk zu richten?

10. Das gefiel dem Herrn wohl, daß Salomo um ein solches bat.

11. Und Gott sprach zu ihm: Weil du solches bittest, und bittest nicht um langes Leben, noch um Reichthum, noch um deiner Feinde Seele, sondern um Verstand, Gericht zu hören;

12. Siehe, so habe ich gethan nach deinen Worten. Siehe, ich habe dir ein weises und verständiges Herz gegeben, daß deines gleichen vor dir nicht gewesen ist, und nach dir nicht aufkommen wird.

13. Dazu, das du nicht gebeten hast, habe ich dir auch gegeben, nemlich Reichthum und Ehre, daß deines gleichen keiner unter den Königen ist zu deinen Zeiten.

14. Und so du wirst in meinen Wegen wandeln, daß du hältst meine Sitten und Gebote, wie dein Vater David gewandelt hat; so will ich dir geben ein langes Leben.

15. Und da Solomo erwachte; siehe, da war es ein Traum. Und kam gen Jerusalem, und trat vor die Lade des Bundes des Herrn, und opferte Brandopfer und Dankopfer, und machte ein großes Mahl allen seinen Knechten.

Haupttext: Denn der Weisheit Anfang ist, wenn man sie gerne höret, und die Klugheit lieber hat, denn alle Güter. — Sprüche 4, 7.

Geschichtliches. — Salomo bestieg den Thron 1015 v. Chr. und regierte 40 Jahre. Tradition sagt, er sei 18 Jahre alt gewesen, als er den Thron bestieg, dann regierte er etwa sechs Monate mit seinem Vater, und die übrige Zeit war er Alleinherrscher. Um die Zeit als David den Thron verließ, hatte Israel seine höchste Glanzperiode erreicht. Es war vollständiger Friede nach Innen und nach Außen, so daß das Kriegshandwerk sich legte und Kunst und Literatur in Aufschwung kam. David schrieb Psalmen und Salomo wurde Schriftsteller. Nicht lange nach dieser Zeit lebte Homer, so daß es uns gar nicht wundern darf, wenn es heißt, die Literatur habe bereits tiefe Wurzel gefaßt, als Salomo König wurde. Gerade so ruhmvoll und thatenreich David's Leben war, so eintönig und alltäglich war das Leben Salomo's, und das mag eine Ursache gewesen sein, daß seine sonst so reich begabte Seele allgemach hohl, leer, und zu jeder Kraftanstrengung unfähig wurde. Prunklust und Luxus nahmen überhand, und der weise König wurde zuletzt ein Spielding in den Händen seiner Weiber, er wurde kindisch.

Sein Reichthum und Prunk war aufgehäuft, ohne nach stofflichem Werth zu fragen, allein mit Rücksicht auf den Glanz des Besitzers, und dieser Glanz kennzeichnet auch den Luxus unserer Tage; er ist das Produkt der zum Kindischen herabsinkenden Augenlust, allezeit das sichere Zeichen eines absterbenden Zeitalters, einer zum Untergang reifen Zeitcultur. Unter Salomo verweltlichte Israels Königthum, und der Fall desselben blieb nur eine Frage der Zeit. Daß Salomo selbst auf Höhen opferte, ist ja schriftlich hinterlassen, und so war er es, welcher den nachkommenden Uebeln bereits den Weg anbahnte. Salomo hat freilich später seine Irrthümer bitter bereut, aber der Same war gesäet, und die Ernte mußte folgen.

Texterklärung. — V. 5. **Und der Herr erschien Salomo zu Gibeon.** Obwohl zwar Salomo den Herrn lieb hatte, so gibt doch selbst der Bericht eine Bemerkung, welche ihre eigenen Bedenken in sich trägt; im 3. Vers heißt es: Ohne daß (nur daß) er auf den Höhen opferte. Freilich mag man sagen, der Tempel sei ja noch nicht gebaut gewesen; aber David opferte nie auf den Höhen. Zu Gibeon war die Lade Gottes um diese Zeit, und weil Gibeon eine der schönsten Höhen des Landes war, zog Salomo vor, dort zu opfern. **Im Traum.** Salomo träumte nicht blos, es sei geschehen, denn der Traum enthält ja keine Wirklichkeit, es war eine wirkliche Offenbarung Gottes.

V. 6. **Salomo sprach.** Daß es kein gewöhnlicher Traum war, leuchtet aus dem Ganzen hervor, daß aber Gott den Traum als ein Mittel der Offenbarung gebraucht hat, und dadurch natürlich das Träumerische des Traumes entfernte, ist deutlich niedergeschrieben. Die Begebenheit hat sich also wirklich zugetragen, und war kein bloßer Traum. **Wie er denn vor dir gewandelt hat,** nemlich sein Vater David; dieser wandelte: 1. aufrichtig und ohne Heuchelei; 2. in wahrem Gottesdienst, im Glauben und der Vertheidigung der Wahrheit. David's Leben war vor Gott offenbar, so daß er sogar selbst einmal Gott zum Zeugen anruft. Doch bezieht sich Salomo hauptsächlich auf Gottes Barmherzigkeit trotz den Schwachheiten David's.

V. 7. **Du hast deinen Knecht zum Könige gemacht.** Da lernen wir, daß auch Salomo seine Erhöhung Gott zuschrieb, denn er wußte wohl genug, daß er ohne Nathan's Hülfe nicht auf den Thron gekommen wäre. **So bin ich ein kleiner Knabe.** Andere Uebersetzungen sagen Kind. Salomo will sagen, daß er in seinen Erfahrungen noch so unwissend sei, als ein Kind; er weiß weder Ausgang noch Eingang. Wenn Salomo ein Thor gewesen wäre, dann hätte seine hohe Stellung ihn aufgeblasen; so aber fühlte er, daß gerade seine Jugend ihm unter den jetzigen Verhältnissen sein größtes Hinderniß war, und er trachtete darnach, diesem Hinderniß einen Vorschub entgegen zu stellen, nemlich Gottes Beistand und Versicherung seiner Hülfe in Zeit der Noth.

V. 8. **Und dein Knecht ist unter dem Volk.** Das bedeutet: er ist eingesetzt, dieses Volk zu regieren, **das du erwählet hast.** Dieses machte Salomo noch mehr ängstlich, weil er Gottes Volk regieren sollte, welches natürlich große Weisheit und viel Geschicklichkeit forderte, um Jeglichem Recht widerfahren zu lassen.

V. 9. **So wollest du deinem Knecht geben.** Dieses Gebet zeigt Salomo's aufrichtiges Herz zu dieser Zeit; ihm lag jetzt nichts so nahe, als die Wohlfahrt des Volkes, welches ihm nun unter Aufsicht gegeben war; daher war auch sein Gebet jetzt um Weisheit, damit er alle Theile seiner Pflicht deutlich unterscheiden und erfüllen könne. Anstatt des Wortes gehorsames, setze man verständiges, und der Sinn wird klarer. **Denn wer vermag dies dein mächtiges Volk zu richten?** Salomo hielt es für rein unmöglich, den Sinn des Gesetzes ohne Gottes Beistand immer so zu fassen, das man in allen Dingen das Richtige trifft. Besonders sind junge Leute in diesem Stück noch oft sehr unvorsichtig, weil ihnen die nöthige Erfahrung mangelt. Salomo's Erfahrung war insofern schon von großem Werth, weil er wenigsten einsehen gelernt hatte, daß er ohne Gott nichts thun kann.

V. 10. **Das gefiel dem Herrn.** Es war in den Augen Gottes ein gutes Zeichen, denn es bewies Demuth, und ein Bestreben, Gottes Ehre im Auge zu

halten. Wer noch immer erklären will, die ganze Sache sei ein leerer Traum gewesen, der mag; mir scheint es bei jedem Vers klarer zu werden, daß es eine Wirklichkeit und kein Traum war. Setze man statt des alttestamentlichen Wortes Traum, das neutestamentliche Entzückung, und man wird haben, was man sucht.

V. 11. **Weil du solches bittest.** Das Gebet Salomo's bezog sich absolut auf das Wohl des Volkes, soweit er dieses als Regent in seiner Hand hatte, und war persönlich von ihm selbst die Rede gar nicht darin; das gefiel Gott. Gerade das, was bei Tausenden die Hauptsache gewesen wäre, das hat Salomo gar nicht berührt. Reichtum, Ehre, langes Leben, Hinwegräumung der Feinde, das sind Dinge, welche den Menschen sonst sehr nahe liegen, und nach welchen sie begierig verlangen. Unter Feinden haben wir hier wohl mehr Feinde im militärischen Sinne zu verstehen, als persönliche Feinde. **Verstand, Gericht zu hören.** Das ist und war von jeher die größte Ehre eines morgenländischen Königs, wenn er im Gericht das Richtige traf, und die Wahrheit siegte. Wer je von den morgenländischen Geschichten las, wird sich erinnern, wie sonderbar die Richter oft handelten, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Viele dieser Geschichten späterer Zeiten haben ganz die salomonische Tendenz an sich.

V. 12. **Siehe, so habe ich gethan nach deinen Worten,** d. h. ich habe deine Bitte gewährt, und meint also, daß Salomo mehr begabt war nach dieser Begebenheit, als er vorher war. **Daß deines gleichen vor dir nicht gewesen ist.** Demnach wäre seit Adam kein Mensch gewesen, welcher den Salomo an Weisheit übertroffen hätte. Ob wir hier nun blos natürliche Gaben, ob Wissenschaft überhaupt, oder ob blos Regierungsweisheit zu verstehen haben, oder ob es am Ende blos Wissenschaft war, welche das Gemeinwohl des jüdischen Volkes betraf, ist nicht für uns zu entscheiden, ohne vorher Salomo's Geschichte genau gelesen zu haben. Ein Schreiber meint: Salomo habe in allen Stücken größere Weisheit besessen, als je ein Mensch vor ihm, und habe diese Weisheit nicht durch Forschen und Erfahren, sondern durch directe göttliche Eingebung erhalten, weßhalb er sich auch Spr. 30, 10 Agur und nicht Oger nennt, denn Oger bedeutet Thun, Agur aber meint Erleiden.

V. 13. **Das du nicht gebeten, habe ich dir auch gegeben.** Also, was er verlangt, gab Gott um der Bitte willen, weil er so gut gebeten, und was er nicht erbetete, das wurde ihm als Zugabe. So wie er an Weisheit allen Königen voraus war, so war er es auch an Reichthum und Pracht. Hier sehen wir eine Erfüllung der Stellen Matth. 6, 33; Luk. 12, 31; oder doch wenigstens ein Bild von der Erfüllung derselben. Daß Salomo seine Weisheit, seine Reichthümer und Macht eine Zeit lang sehr gut anwendete, lehrt die Geschichte, besonders aber der Tempelbau und die öffentlichen Werke, welche er zum Besten des Volkes anlegen ließ.

V. 14. **Und so du wirst in meinen Wegen wandeln.** Also das Vorhergehende erhielt Salomo unbedingt, jetzt aber folgt noch eine Verheißung auf die Bedingung, und zwar wohl um ihn behutsam und wachsam zu machen. Den hier verheißenen Segen konnte Salomo nicht hoffen noch erwarten, es sei denn auf Grund des Gehorsams. Indem die Bedingung nicht erfüllt wurde, ging das Anspruchsrecht verloren (1. Kön. 11, 1–8). Salomo war kaum 60 Jahre alt, da er starb.

V. 15. **Und da Salomo erwachte.** Als er zu sich selbst kam, merkte er, daß er eine Erscheinung vom Herrn gehabt, einen göttlichen Traum, welcher eine gesegnete Realität war. „Der Herr ist an diesem Ort." In dieser Ueberzeugung, in diesem festen Bewußtsein brachte Salomo Opfer, und machte vom Fleisch des Opfers eine Mahlzeit für seine Knechte; dieses war ja auch üblich, wie man 3. Mose 7, 15. 31; 1. Sam. 2, 16 und 1. Cor. 8, 13 lesen kann.

Lehre und Anwendung. — Die Stimme Gottes ergeht an uns alle, Jung und Alt, bittet von mir. Das Gebet zu Gott ist nicht blos ein Vorrecht, sondern ist als eine streng befohlene Pflicht zu beachten. — Nicht im Traum, in seinem Wort ruft er uns zu: „Bittet, so wird euch gegeben werden!" Nun sollen aber auch wir gleich Salomo nur die besten Gaben erbeten, denn wer das Reich Gottes vor allem Andern sucht, dem soll alles Andere von selbst zufallen. Gott gibt das Uebrige als Dreingabe.

Weisheit ist eine Tugend, welche für das praktische Leben unentbehrlich ist, denn die Weisheit nimmt ihren Anfang in der Furcht Gottes, und macht also einen Menschen nicht blos weise, sondern auch gut.

Ein hörendes Herz ist ein gehorchendes Herz, d. h. ein gehorsames Herz, und um ein solches betete Salomo, denn er fühlte das Bedürfniß eines solchen Herzens. Auch wir sollten das ernstlich beherzigen, denn auch uns gelten Gottes Handlungen mit seinen Knechten, und viele sind uns zum Exempel geworden.

Salomo fühlte seine eigene Unvermögenheit, daher sein Gebet. Was sind wir in den Augen Gottes?

Salomo opferte Dankopfer für Gottes Wohlthaten. Dankbarkeit zu Gott ist des Menschen erste und größte Pflicht, denn ein undankbarer Mensch ist nie und nimmer ein guter Mensch.

Gottes Reich zu bauen ist unsere Pflicht und unser Vorrecht, so lange wir uns daran betheiligen, haben wir Gott auf unserer Seite, und kein Feind wird uns schaden können, denn Gott wird es alles zum Besten lenken.

Wenn wir uns nach den höheren Segnungen bestreben, dann will Gott die übrigen alle aus Gnaden uns schenken. Salomo erbat sich Weisheit von Gott und ein hörendes Herz, um also Gott wohlgefällig zu wandeln, und Gott gab ihm Reichthum und Ehre; hätte Salomo in den Wegen Gottes verharrt, wäre ihm auch noch langes Leben zu Theil geworden.

Illustrationen. — Gott sieht nicht auf die Person. In einer Familie sind mehrere Kinder, nach menschlicher Ansicht erwartet man das Meiste vom größten und stärksten derselben. Gott handelt nicht menschlich, sondern göttlich. Einst waren zwei Brüder in einer Familie, einer war ein mächtiger Jäger, männlich und stark, aber sein jüngerer, schwächerer und weniger angesehene Bruder Jakob wurde der Größere am Ende. Der Mann Isai zu Bethlehem hatte acht Söhne, die älteren derselben waren starke, rüstige Männer, selbst Samuel konnte nicht einsehen, daß Gott den jüngsten, den Schafhirten wählen sollte, und doch war es so. In David's Familie war es ähnlich: Absalom und Adonia waren nicht erwählt, aber der jüngste der Söhne, Salomo wurde König.

Die Wahl fürs Leben. Man erzählt, daß Herkules, als er zum Mannesalter herangereift war, sich allein in die Einsamkeit des Waldes begab, um dort ungestört seine Wahl fürs Leben zu treffen. Zwei Tage währte der Kampf zwischen Tugend und Laster, ehe der Sieg entschieden zu Gunsten der Tugend ausfiel. Eine solche Entscheidung tritt in jedem Leben ein; jeder Jüngling, jede Jungfrau kommt zu der entscheidenden Stunde, o daß doch alle eine gute Wahl treffen möchten für dieses Leben, denn dieses Leben entscheidet das zukünftige.

Wir müssen ihn haben. Eine alte Dame, welche eine längere Reise per Eisenbahn vor hatte, betete während der ganzen Dauer derselben, daß Gott sie doch

beschützen möchte. Als sie gesund und wohlbehalten an ihrem Bestimmungsort ankam und nur noch einige Schritte zu gehen hatte, kam ihr plötzlich der Gedanke, sie könne sich nun schon selbst in Acht nehmen, und hörte auf zu beten, that einen ungeschickten Tritt, fiel und mußte mehrere Wochen das Bett hüten. Wähle, auf der Seite des Herrn zu stehen immerdar.

Wandtafelerklärung. — Wo nicht viel ist, da ist leicht zu wählen, aber wenn Gold und Silber auf einer Seite, Ehre und Herrlichkeit auf der anderen uns lockt, dann thut die Wahl wehe. Salomo konnte wählen, und er hat klug gewählt. Was kann ein Mensch noch wollen, wenn er Gottes Wort, Weisheit und Wege hat? Wird nicht ein solcher Mensch Macht erlangen und Recht üben, ob er nun König oder Unterthan sei? In der Jugend ist noch Zeit zum wählen, o treffe eine kluge Wahl!

Der Bau des Tempels.

4. Lection: 1. Kön. 6, 1–14. — Sonntag den 26. October 1884.

1. Im vierhundert und achtzigsten Jahr nach dem Auszug der Kinder Israel aus Egyptenland, im vierten Jahr des Königreich Salomo's über Israel, im Monat Sif, das ist der andere Monat, ward das Haus dem Herrn gebauet.

2. Das Haus aber, das der König Salomo dem Herrn bauete, war sechzig Ellen lang, und zwanzig Ellen breit, und dreißig Ellen hoch.

3. Und bauete eine Halle vor dem Tempel, zwanzig Ellen lang, nach der Breite des Hauses, und zehn Ellen breit vor dem Hause her.

4. Und er machte an das Haus Fenster; inwendig weit, auswendig enge.

5. Und er bauete einen Umgang an der Wand des Hauses rings umher, daß er beides um den Tempel und Chor herging; und machte seine äußere Wand umher.

6. Der unterste Gang war fünf Ellen weit, und der mittelste sechs Ellen weit, und der dritte sieben Ellen weit, denn er legte Trahmen außen am Hause umher, daß sie nicht an der Wand des Hauses sich hielten.

7. Und da das gesetzt ward, waren die Steine zuvor ganz zugerichtet, daß man keinen Hammer, noch Beil, noch irgend ein Eisenzeug im Bauen hörete.

8. Eine Thür aber war zur rechten Seite mitten am Hause, daß man durch Wendelsteine hinauf ging auf den Mittelgang, und vom Mittelgang auf den dritten.

9. Also bauete er das Haus, und vollendete es; und spündete das Haus mit Cedern, beides oben und an den Wänden.

10. Er bauete auch einen Gang oben auf dem Ganzen Hause herum, fünf Ellen hoch; und deckte das Haus mit Cedernholz.

11. Und es geschahe des Herrn Wort zu Salomo, und sprach:

12. Das sei das Haus, das du bauest. Wirst du in meinen Geboten wandeln, und nach meinen Rechten thun, und alle meine Gebote halten, darinnen zu wandeln: so will ich mein Wort mit dir bestätigten, wie ich deinem Vater David geredet habe;

13. Und will wohnen unter den Kindern Israel, und will mein Volk Israel nicht verlassen.

14. Also bauete Salomo das Haus, und vollendete es.

Haupttext: Mein Haus heißet ein Bethaus allen Völkern. — Jes. 56, 7.

Geschichtliches. — Der Bau des Tempels ist eine Epoche in Israels Geschichte. Bisher war die Kunst unter den Israeliten fremd, und eine hervorstechende Einfachheit kennzeichnete alle gottesdienstlichen Uebungen. Von jetzt an soll auch die Kunst unterthänig werden, und zwar wie nie zuvor; dieses offenbart sich im Tempelbau. Dieser Bau wurde angefangen im vierten Jahre der Regierung Salomo's, am zweiten Tag des Monats Sif (April–Mai) 1012 v. Chr. und wurde vollendet nach sieben und einem halben Jahre.

Ehe Salomo diesen Bau unternahm, machte er einen Bund mit König Hiram von Tyrus, mit welchem bereits David im Bunde war. Hiram versprach nun, all das nöthige Cedernholz zu liefern, und auch die Künstler und geübten Werkleute aus seinem eigenen Reiche zum Bau zu schaffen. Es ist schon Einwendung erhoben worden, daß Salomo diesen Bund machte mit einem heidnischen Könige; doch war dieses nirgends verboten, durch Beispiele aber wohl bestätigt; z. E. Jakob und Laban, Isaak und Abimelech. Dann ist auch hier zu bemerken, daß Hiram nicht zu den sieben kananitischen Völkern gehörte, welche auszurotten waren.

Salamo's Knechte sind dem Anscheine nach von Hiram's Volk unterrichtet worden in der Arbeit, und auch angewiesen, wie sie dem Werke behülflich sein könnten.

Die Errichtung dieses Baues hat Jerusalem zu Dem gemacht, was es bis jetzt noch nicht war, nemlich der religöse Mittelpunkt des Landes. Es war nie ein Gebäude in der alten Welt, welches so viel Aufmerksamkeit erregte, als Salomo's Tempel und der hernach errichtete herodianische an dessen Stelle. Der Baustyl war rein jüdisch und nicht nach der Kunst heidnischer Völker aufgeführt. Nie ward ein Bau aufgeführt, weder in der alten, noch in neuerer Zeit, welcher dem Tempel in Lage und Herrlichkeit gleich gewesen wäre.

Texterklärung.—V. 1. **Im vierhundert und achtzigsten Jahr.** Auf dieser Erklärung beruht die ganze, unter dem Ausdruck „anerkannte" verstandene Chronologie. Lange behauptet, wenn irgend eine chronologische Angabe Glauben verdient, dann ist es diese, und von

dieser Angabe vorwärts oder rückwärts, läßt fast sich irgend ein Zeitpunkt in der Geschichte feststellen. Der Tempelbau begann 1012 v. Chr., folglich muß der Auszug aus Egypten 1491 v. Chr. stattgefunden haben. Ueber den Unterschied der unterschiedlichen Chronologen zu schreiben, ist hier nicht am Platz. **Nach dem Auszug der Kinder Israels.** Von der Stunde des Auszugs an, war Israel ein freies und besonderes Volk, und deßhalb berechnet man die Geschichte des jüdischen Staates von jener Zeit an. **Ward dem Herrn das Haus gebauet.** Um einen Irrthum zu verhüten, vergleiche man 2. Chron. 3. 1. 2. Denn aus diesem Vers möchte Jemand schließen, das Haus sei um diese Zeit fertig geworden.

V. 2. **Dem Herrn bauete.** Der Ausdruck **und das Haus** soll zeigen, daß es nur ein Gebäude allein meint; **dem Herrn,** zum Unterschied von andern Häusern, welche er noch bauete: also das Haus zum Dienste Gottes bestimmt. Die Werkmeister des Baues waren meistens Phönizier, welche Hiram gab; die Arbeiter und Lastenträger aber waren von den durch Israel bezwungenen Stämmen Canaans, welche noch in Israel lebten. Ueber die Eintheilung der Arbeiter vergleiche man 1. Kön. 5. Der Bauplatz war auf dem Berg Moriah, wo einst David eine Dreschtenne kaufte; Manche nehmen an, es sei der Platz, wo auch Abraham den Isaak opfern sollte. Die Zubereitung des Platzes und des Fundamentes zum Bau muß unvergleichliche Arbeit gekostet haben. Robinson hat von den Steinen gemessen, welche 30 Fuß und 10 Zoll lang, 6½ Fuß breit und 5 Fuß dick sind, und ist auch annehmbar, denn die Forscher behaupten, daß noch von diesen Steinen unberührt im Fundamente liegen; aber auf dem Fundament selbst ist auch nicht ein Stein auf dem andern geblieben.

V. 3—6. **Und bauete.** Es ist hier am Platz, etwas über die Form und Größe des Tempels zu sagen. Die Elle, von welcher hier die Rede ist, war nach unserem Maß 18 oder 19 Zoll lang; ich würde 19 sagen, wenn nicht auch Autoritäten ersterer Zahl das Wort redeten, scheint mir aber 19 die richtigste zu sein. Vergleiche Lehrerbibel. Der Tempel war demnach in seinen Dimensionen wie folgt:

Ganze Länge 80 Ellen, ganze Breite 40 Ellen, ganze Höhe 30 Ellen. — Länge des Heiligthums 40 Ellen, Breite 20, Höhe 20. — Länge des Allerheiligsten 20 Ellen, Breite 20, Höhe 20; Breite der Halle 20 Ellen, Tiefe 10 Ellen. Man wird wohl leicht einsehen, daß obige Dimensionen Halle und alles Andere mit einschließen. Der Tempel war genau nach den Cardinalpunkten des Kompaßes gebaut, die Front nach Sonnenaufgang. Wenn man nun einen genauen Ueberblick thut, wird man sogleich gewahr werden, daß der Tempel eigentlich nicht als Stätte der Anbetung gebaut wurde, dafür waren die 4 Hallen bestimmt. Der Tempel selbst aber war eine Wohnung Gottes. In diesem Sinne betrachtet, war der Tempel an sich selbst bei weitem nicht das größte Gebäude, denn der Tempel Amons zu Thebes war 1170 Fuß lang und seine Ruinen mit den Außengebäuden des Tempels bedecken einen Flächenraum von 4 Meilen im Umfang. Aber an Reichthum war nie ein Gebäude, das dem Tempel gleich gekommen wäre.

V. 7. **Die Steine zuvor ganz zugerichtet.** Der Verstand dieses Verses ist deutlich, indem kein Stein auf den Platz gebracht wurde, ohne ihn vorher zugerichtet zu haben, so brauchte man die Steine hier blos an ihren Platz legen. Die alten Juden waren so thöricht zu glauben, daß jeder Stein von Engeln herbeigeschafft worden wäre, und daß der Marmor mit Diamanten geschliffen worden sei. Die Ursache, warum Salomo die Steine also zugerichtet herzubringen ließ, mag eine doppelte sein. Zuerst und obenan war der Gedanke, den Bau zu verherrlichen, weil es eine Wohnung Gottes werden sollte, und nie zuvor ein Haus also zugerichtet ward, so war also eine Verherrlichung Gottes darin. Dann ist auch anzunehmen, daß des Schuttes und Abfalls zu viel geworden wäre, wenn man die rohen Steine auf dem Tempelplatz hätte zurichten lassen. „Das Ganze ist ein schönes Vorbild, wie im Aufbau des Reiches Gottes auf Erden, alles in Eintracht und ohne Gewaltthätigkeit, Zank, Trennung oder Störung zugehen soll; auch kann an jenem herrlichen Bau, welcher für das neue Jerusalem, die zukünftige Wohnung Gottes, kein lebendiger Stein Raum finden, welcher nicht schon in diesem Leben zugerichtet worden ist."

V. 8. **Und vollendete es.** Dieses heißt in andern Uebersetzungen und deckete es. Das Dach war von innen gewölbt, von außen aber flach, wie das im Morgenlande üblich war. Die genaue Form des Hauses kann nicht mehr bestimmt werden nach der bloßen Beschreibung; man möchte ebensowohl einen Mann abzubilden trachten, den man nie gesehen hat, sondern blos der Beschreibung nach kennt. Die einzige Methode, um irgendwie nahe zu kommen wäre, einen Plan nach der Beschreibung genau zu entwerfen, und dann möchten leicht die Spezifikationen nicht mit dem Plane stimmen.

Der Tempel hatte dieses mit der Stiftshütte gemein, daß er auch in drei Abtheilungen getheilt war, nemlich: das Allerheiligste, das Heiligthum und der Vorhof, oder die Halle genannt. Das Allerheiligste stand höher als das übrige Gebäude; seine Thüren waren vom Holz des Olivenbaumes und bedecket mit goldenen Cherubim, Palmen und Gefäßen, in reinem Gold ausgearbeitet. Im Allerheiligsten befand sich gar nichts als die Bundeslade mit den Cherubim. Es war absolut finster, außer dem Licht, welches durch den Vorhang eindrang, und die geistliche Gegenwart Gottes sollte durch die Abwesenheit aller, und irgend eines Symbols kund gethan werden. Im Uebrigen erachte ich es unweislich, hier eine nähere Beschreibung zu geben als die Lection selbst gibt, denn es wären ja am Ende doch nur Ansichten.

V. 11. **Und es geschah des Herrn Wort.** Sehr wahrscheinlich durch einen Propheten, vielleicht aber auch in einem Gesicht. Weil die zweite direkte Erscheinung Cap. 9, 2 beschrieben ist, läßt sich hier nicht wohl eine solche annehmen. Die Juden sagen, das Wort sei dem Salomo durch den Propheten Ahia, dem Sidoniter geworden, doch haben wir nicht mehr Grund zu dieser Annahme, als daß es Nathan war.

V. 12. **Wirst du in meinen Geboten wandeln.** Daß Gott eine solche Rede mit Salomo führt, hat seine gute Ursache! Einmal will er ihn zur Fortsetzung des guten Werkes aufmuntern, dann aber soll es auch den Hochmuth und alle eitle Ehre in ihm dämpfen; vielleicht hat Gott bereits Gefahr gesehen in dieser Richtung und wollte dem Uebel vorbeugen, auch sollte es eine Warnung zum Voraus sein, daß Gott unter keinen Umständen sich an das köstliche Haus binden wird, wenn König und Volk in Sünde fallen und des Herrn Gebote mißachten.

Man möchte fragen, warum Gott gerade um diese Zeit solche Worte an Salomo richtete und nicht zu Anfang oder zu Ende des Baues? Darauf antwortet ein alter Gottesmann: „Gott wollte dem Salomo zu verstehen geben, daß, obwohl er die Mauern dick und stark mache und mit Cement fest verbinde, so würde das Gebäude doch nicht bestehen, wenn nicht Israels Treue und Gehorsam eben so fest seien als diese Mauern." Es mag aber auch eine Mahnung gewesen sein für Salomo, sich wohl zu besinnen und keine ferneren Kosten zu machen, wenn er nicht gesonnen ist, Gott zu fürchten und den göttlichen Gesetzen zu gehorsamen. Die Beständigkeit

des Tempels hing also von Israels Gehorsam ab, und so ist es auch mit unserem Glück und Wohlstand.

V. 13. **Und will wohnen unter den Kindern Israels.** So wie ich einst in der Stiftshütte wohnte, so will ich in diesem Hause wohnen auf diese Bedingung. Das ist die Meinung dieser Worte.

V. 14. **Also bauete Salomo.** Obschon diese Worte eine Wiederholung des 9. Verses sind, muß man doch ja nicht denken, es sei blos eine Wiederholung. Im 9. Vers hat es Bezug auf den Bau selbst, hier aber mehr auf das Verständniß zwischen Salomo und Gott. Der König hatte die Worte gehört, bedacht und überlegt und auf dieses Verständniß hin, **also**: hat er den Tempel vollendet. Daraus schließen wir, daß Salomo den Vorsatz gefaßt hatte, in den Geboten des Herrn treulich zu wandeln, wie sein Vater David vor ihm auch gethan.

Der Bau des Tempels ist offenbar den Ordnungen der Stiftshütte gemäß, nur daß sie hier überall in größeren Maßen auftreten, und hat also das Maß an sich selbst keine Bedeutung, und auch sollten wir daran keine Vorbilder suchen. Alle Dinge, welche rein weltlicher Natur sind, und sich auf weltliche Verhältnisse beziehen, sollten nicht also zu Vorbildern gewählt werden, denn sie leiden Veränderlichkeit. Damit soll aber auch nicht angedeutet sein, als wären die Zuthaten verwerflich gewesen, oder wäre die Kunst am Hause Gottes überflüssig. Diese Gedanken sind jedenfalls auch in der christlichen Kirche einer Beachtung werth.

Lehre und Anwendung. Es ist kein einziger Christ, welcher nicht eine Pflicht, ähnlich wie Salomo zu erfüllen hätte. Jeder sollte sagen: „Ich will dem Herrn ein Haus bauen.“ Denn unsere Leiber müssen Tempel des heiligen Geistes werden. a) Jeder Einzelne sehe zu, daß er ein lebendiger Stein am Bau ist, so daß der ganze Mensch dem Herrn geweihet sei. b) Jedes Haus sollte ein Bethaus, dem Herrn geweihet sein, darin täglich geopfert wird. c) Sind nicht diese lebendigen Steine auserwählt, werthvoll und köstlich in seinen Augen?

Im Stillen wurde gebaut. 1. Die Bauleute Gottes thun oft ein Werk, bei welchem man weder Hammer noch Säge hört. Die linke Hand weiß nicht, was die rechte thut, aber sie thut Gottes Werk. 2. Gottes Bauleute arbeiten sich gegenseitig in die Hand: es sind nicht lauter Künstler, nicht lauter Architekten noch Meister, es sind auch Gesellen und Handlanger dabei, aber alle arbeiten am Baue Gottes. 3. Gottes Bauleute sind mehr um gute Arbeit, als um Lärm bekümmert; man arbeitet nicht blos um recht viel Lärm zu erzeugen, sondern um einen Bau fertig zu bringen, an welchem jeder Stein in den andern gefügt ist, als wäre es ein einziger Stein.

Der Tempel und das Haus Gottes in unseren Tagen. a) Der Tempel war ein Opferplatz, da man Gott Opfer brachte, so ist die Kirche auch. b) Es war ein Ort des öffentlichen Gottesdienstes, so ist auch die Kirche oder das Haus Gottes. c) Es war ein Gott geweihter Ort, das ist auch die Kirche. d) Es war ein Ort, da Gott sich kräftiglich erzeigte, das thut er auch in der Kirche. Die Welt ist der Steinbruch, in welchem wir Steine zum Baue Gottes zurichten sollten, denn die noch unbekehrten Menschen müssen Gott zugerichtet werden zu einem lebendigen Bau.

Illustrationen. Der Tempel ist ein Bild des wahren Christen: 1. in seinem Werth; 2. Fundament; 3. Zweck und 4. Zubereitung. 1. Cor. 3, 16, 17; 2. Cor. 6, 16. Der Tempel hat einen gewissen Grund, 1. Kön. 6, 37; Schmuck, V. 29, Luk. 21, 5; war heilig, reich und prachtvoll, so sind auch die wahren Gotteskinder in Christo Jesu.

Wandtafelerklärung. — Für Kinder und junge Leute ist es von großer Wichtigkeit, daß sie sich mit dem Hause Gottes bekannt machen. Gottes Haus — der Tempel — die Kirche ist eine heilige Stätte und fordert Andacht und Ehrerbietung. Die Kirche ist ein Bethaus, wehe dem, der es zu einem Marktplatz, Tischgelage oder weltlichen Betriebsort macht. Gott wohnt in seinem heiligen Tempel und erhört Gebete daselbst. Der Tempel ist ein Vorbild unseres Leibes, denn auch wir sollen Tempel Gottes sein, der heilige Geist will in uns wohnen. Dem Herrn geheiligt, soll unser Wahlspruch sein.

Mit unsern Lesern.

Die allgemeine Sonntagschul-Convention zu Linwod Park, O. ist nun vorüber und war in jeder Hinsicht ein Erfolg über alle Erwartungen. Die Versammlungen waren zahlreich besucht, und die Betheiligung an den Uebungen war befriedigend. Zwei Normalklassen wurden gegründet und täglich zwei Sitzungen gehalten, woran sich im Ganzen an siebenzig Schüler betheiligten. Elf Conferenzen waren repräsentirt, nemlich: Erie, New York, Pittsburg, Canada, Michigan, Wiskonsin, Illinois, Indiana, Süd-Indiana, Ohio und Central-Penna. In der Jugendversammlung am Freitag Nachmittag waren 46 Prediger, 15 Sonntagschul-Superintendenten und 80 Sonntagschul-Lehrer anwesend. Am Sonntag hatten wir eine Sonntagschule von 226 Schülern; 13 Superintendenten und 100 Sonntagschul-Lehrer waren anwesend. Es wurde eine Commitee angestellt, um über die Gründung eines allgemeinen Sonntagschul-Vereins zu berathen und zu berichten. Zu den Dingen, welche man lieber anders

gesehen hätte, gehört die Thatsache, daß Bischof Bowmann per Telegraph melden ließ, daß er Krankheit halber nicht beiwohnen könne. Bischof Dubs berichtete schon vorher, daß er nicht beiwohnen könne, und am Sonntag Abend erhielt der Vorsitzer Br. Thomas Nachricht von Canada, daß sein Kind plötzlich erkrankt und seine Gegenwart erwünscht dort sei. Am Montag berichtete die Committee den Plan zu einem allgemeinen Verein zur Hebung der Sonntagschulsache in der Ev. Gemeinschaft. Die Convention vertagte sine die am Montag Abend. Unsere geschätzten Leser werden in Zukunft noch Näheres über die Convention hören, indem uns einige Manuscripte zur Verfügung stehen. M.

Eine junge Schwester in Dakota.—1. Wie kommt es, daß so viele halberwachsene Knaben und Mädchen mehr Interesse haben in der Alltags- als in der Sonntagschule? 2. Ist es Pflicht eines Christen öffentlich zu beten, wenn er doch weiß, daß man ihn nicht zu hören verlangt? 3. Ist es nicht eines Predigers Pflicht, katechetischen Unterricht zu halten, wenn Kinder vorhanden sind, um eine Classe zu errichten?

1. Es liegen mehrere Ursachen vor, warum dieses der Fall ist. Da ist einmal die Thatsache, daß diese jungen Leute wissen, daß sie sich für ihren Lebensberuf ausbilden; dann das System der Beförderung des Verdienstes, dieses läßt sich nur langsam einführen in Sonntagschulen. Auch die Thatsache, daß die Alltagsschule täglich gehalten wird, hat Einfluß, und wir möchten hier noch beifügen, daß das fleischliche Herz nie soviel Freude und Interesse zeigt an göttlichen und himmlischen Dingen, als an den irdischen. Wenn erst einmal das Interesse für das Seelenwohl in ihnen geweckt wird, dann ändert sich die Sache von selbst.

2. Es ist rein unmöglich zu begreifen, daß dieses der Fall sein kann, es sei denn, daß ein solcher Christ seine Gebete nicht mit übereinstimmendem Wandel ziert, oder daß der Verleumder Vorurtheile ausgesäet hat. Ein solcher Bruder oder Schwester muß vor Allem suchen, diese Vorurtheile zu überwinden und das Wohlwollen der Geschwister zu gewinnen; dieses geschieht am leichtesten durch ein sittsames, frommes Leben. Unter keinerlei Vorwand soll man das Gebet und die Gebetsversammlungen versäumen; Hebr. 10, 25. Wenn aber Christen einen Bruder oder eine Schwester also zu drücken suchen, selbst wenn diese sich etwa verfehlt haben, dann ist es einfach unchristlich und dem Geiste Christi zuwider; Gal. 6, 1; Jak. 5, 19, 20. Uebrigens können falsche Vorurtheile nicht verhindert, wohl aber durch Beweisung des Gegentheils entfernt werden.

3. Es ist jeden Predigers Pflicht, katechetischen Unterricht zu halten, ob er eine große oder kleine Classe hat; die Kirchenordnung gebietet das: Seite 62, oberer Paragraph. Ein Prediger, welcher dieses versäumt, mißachtet sein Ordinationsgelübde; aber es ist ebenso auch Pflicht der Eltern, dazu zusehen, daß ihre Kinder beiwohnen.

M. S., Ohio. — Geschätzte Editoren! Wollt Ihr uns gefälligst sagen, wie Erdbeben entstehen? Anaxagoras glaubte, sie entstünden durch unterirdische Blitze, welche die Höhlen sprengen, in denen sie sich entzünden; spätere Gelehrte stimmen ihm bei. Des Cartes und Andere sind der Meinung gewesen, die Erde sei voller Höhlen, einige derselben enthalten Gas, andere Oel, andere Wasser und wieder andere enthalten Feuer, wenn nun eine dieser unterirdischen Mächte ihre Höhle sprengt, dann gibt es einen Zusammenstoß, und gar eine Entzündung der Brennstoffe und verursacht dadurch ein Erdbeben. Es scheint sehr wahrscheinlich, daß unterirdische Hitze irgendwie Dampf erzeugt, und daß dieser Dampf seinen Behälter sprengt und dadurch das Erdbeben verursacht. Manche Leute wollen nicht an die endliche Zerstörung der Welt glauben, aber die Erde trägt den Keim ihrer Zerstörung in sich, gleichwie der menschliche Körper auch.

Ch. R., Penn.—Wie wurden die Städte Herkulaneum, Pompeji und Lissabon zerstört? Wir können uns nicht einigen und haben es an die Editoren „Mit unseren Lesern" verwiesen.

Alle drei der genannten Städte wurden durch Erdbeben zerstört. Im Jahr 79 v. Chr. wurden die ersteren zwei mit glühendem Lava überschüttet und zugedeckt. Der Ausbruch des Vesuvs zu jener Zeit geschah während eines Erdbebens. Im Jahr 1531 wurde Lissabon schrecklich heimgesucht durch ein Erdbeben; 1500 Häuser und 30,000 Menschenleben gingen dabei zu Grunde. Den 1. November 1755 fand abermals ein Erdbeben statt, und in weniger als acht Minuten wurden 50,000 Menschen getödtet. Die größte Zahl Menschen, welche je bei einem Erdbeben umkam, kann nicht bestimmt werden, indem man es nicht genau weiß. Im Jahre 1662 verheerte ein Erdbeben eine ganze Provinz in China, und damals kamen in Pekin allein 300,000 ums Leben, aber Niemand zählte die Unglücklichen in den übrigen Städten und Distrikten. Erdbeben haben ihren Nutzen, aber Mangel an Raum verbietet uns näher darauf einzugehen.

A. M., Penn.—Ist es richtig, zu behaupten, der bußfertige Schächer am Kreuz habe nie zuvor von Jesu gehört, könnte er nicht ebensowohl schon vorher erleuchtet gewesen sein? Wenn man Gott im Geist und in der Wahrheit verehren soll, kann man dann auch sagen, daß Orgel, Piano oder andere Instrumentalmusik Gottesverehrung ist? Wollen die Editoren diese Fragen gefälligst unter „Mit unseren Lesern" beantworten.

1. Indem die Schrift nirgends auch nur die leiseste Andeutung gibt, als hätte der bußfertige Schächer schon früher etwas von Jesu gewußt, als einem sündenvergebenden Heiland, so ist man berechtigt anzunehmen, daß dieses nicht der Fall war. Wenn aber Menschen, unter dem Evangelium erzogen, sich mit jenem Fall trösten, und darum ihre Buße aufschieben wollen, dann verfallen sie in einen schrecklichen Irrthum, denn es gibt gar keinen Vergleich zwischen ihnen und jenem Missethäter.

2. Bloße Musik von Instrumenten, selbst wenn es die menschliche Stimme wäre, ist keine Gottesverehrung, aber der Geist dessen, welcher spielt, kann sie dazu machen. Musik hat großen Einfluß auf das Gemüth und kann sogar ein Herz für's Gute empfänglich machen, wo andere Mittel fehlten. Uebrigens hat die Musik, wenn sie rechter Art ist, einen heiligenden Einfluß auf das Herz. Ein warmes Zimmer oder eine warme Kirche im Winter, mag nicht direkt Gottesverehrung sein, aber es trägt viel dazu bei, daß man Gott um so inniger verehren kann, welches sich auch auf die Musik beziehen läßt. — Die Editoren sind allezeit bereit, Fragen zu beantworten, wenn sie sehen, daß die Fragen von allgemeinem Interesse und nicht verfänglich gestellt sind. Auch freut es uns zu sehen, daß unsere Leser Gefallen daran finden und jene Spalten interessant machen helfen.

E. St., Ohio. — Die Juden hatten zweierlei Zeitrechnung, die bürgerliche und die kirchliche; also zweierlei Jahre, das bürgerliche und das Kirchenjahr. Dieses ist auch in der christlichen Kirche der Fall, nur wird das Kirchenjahr nicht mehr außerhalb der Berechnung der Festtage gebraucht. Das bürgerliche Jahr der Juden fing mit dem 1. Tag Tisri, unserem 15. September an. Nach dieser Zeitrechnung wurde das Jubeljahr berechnet, Contracte geschlossen, Geburten verzeichnet und die Regierung der Könige bestimmt. Im Kirchenjahr war Nisan der erste Monat, denn am ersten Tag dieses Monats zogen die Juden aus Egypten fort; es beginnt mit unserem 15. April. Alle Feste wurden nach diesem Monat berechnet. Auch die christliche Kirche hat bewegliche Feste, welche sich nach dem Osterfest richten. Ostern aber fällt immer auf den ersten Vollmond nach Frühlings Anfang. Darüber gibt jeder deutsche Kalender Aufschluß. Unsere Lehrerbibel gibt auch genaueren Aufschluß.

A. W., Iowa. — Ist es auch recht, daß man unbekehrte Personen als Sonntagschullehrer anstellt, wo doch bekehrte zu haben wären?

Diese Frage könnte man ganz leicht mit Ja oder Nein beantworten, wenn man nicht einen Hinterhalt wittern könnte. Es gibt Fälle, in welchen man mit Ja antworten kann, während in andern Fällen entschieden mit Nein geantwortet werden muß. Nun wollen wir hier eine Gegenfrage stellen, welche Licht auf einen uns unbekannten Gegenstand werfen mag. Wenn die Mehrheit einer Gemeinde einen tauglichen Mann zum Superintendenten einer Sonntagschule erwählt und ihm das volle Zutrauen schenkt, daß er nur daß Beste der Schule im Auge hat, ist es dann nicht Pflicht der Minderheit, diesen Superintendenten zu unterstützen und ihm beizustehen, so lange er nach bester Ueberzeugung handelt? Bezüglich der Lehrerfrage möchten wir beifügen: „Es unterwinde sich nicht Jedermann Lehrer zu sein." Wir haben viele gute, fromme und fleißige Leute, welche aber deshalb doch nicht als Lehrer oder Prediger tauglich sind. Ein guter Superintendent kann besser urtheilen, was er für Material zu Lehrern hat, als wir es wissen können, die wir tausend oder noch mehr Meilen entfernt sind.

A. P., New York. — Der Name Papst bedeutet „Papa" — Vater, und wurd einst allen Bischöfen beigelegt. Im Jahr 606 nach unserer Zeitrechnung wurde dieser Name durch den Kaiser des östlichen Reiches ausschließlich für die Bischöfe von Rom bestimmt; demnach war Petrus nie Papst, und ob er je in Rom war, ist sehr zu bezweifeln, denn es liegt nicht der geringste Beweis dafür vor. Der nemliche Kaiser (Phokas) hat auch die Oberherrschaft des römischen Bischofs gegründet; also nicht Christus. Die Geschichte der Päpste ist überhaupt eine sehr traurige, und kaum eine politische Herrschaft hat mehr Mord, Giftmischerei und Meuchelmord zu verzeichnen, als die römische. Oft waren zwei und mehrere Päpste zugleich; die Geschichte behauptet sogar, daß im 9. Jahrhundert eine Frau auf dem päpstlichen Stuhl saß, und sich Papst Johann nannte.

J. B., Ill. — 1. Wo stammt das Sprichwort her: „Stille Wasser sind tief?" Es hat Jemand behauptet, dieses Sprichwort gründe sich auf einen Vers in der Bibel, aber ich kann nichts derartiges finden. 2. Was bedeutet das Wort „Sela"? 1) Das genannte Sprichwort ist aus Shakespeare's „Heinrich VI." Dort heißt es: „Stille fließt das Wasser hin, wo der Strom am tiefsten ist." 2) „Sela"; es weiß eigentlich Niemand recht, was das Wort bedeutet. Einige meinen, es sei eine Instruktion an den Musikanten, welcher den Psalm spielt; Andere meinen, es sei gleichbedeutend mit unserem modernen Da Capo, d. h. „wiederhole," und habe auf die Stanze Bezug, deren es angehägt ist. Jedenfalls ist es für uns, die wir die Psalmen blos lesen, von keinerlei Bedeutung; doch mögen die angegebenen beide richtig sein.

H. M., Ohio. — Ist es auch recht, daß manche Deutsche ihre Namen verändern, wenn sie nach Amerika kommen? — Das ist Geschmacksache, und kommt auf Umstände an. Manche Namen sind derart, daß man eigentlich sagen muß, eine Veränderung ist rathsam; andere hingegen lassen sich leicht anglisiren, sie thun es sogar fast selbst, und können nicht wohl erhalten werden. Nun gibt es freilich Leute, welche so voll Eigendünkel sind, daß sie um keinen Preis "dutch" sein wollen, und deßhalb ihre Namen ändern, das ist schön von ihnen, denn sie gehen, wenn es ihnen nicht mehr gefällt; da ist z. E. der Michel Himmel von Dingskirchen, der hat in sechs Wochen so viel englisch gelernt, daß Michel „Meik," und Himmel Heaven heißt, leider konnte er nicht heaven sagen, daher schrieb er nach Dingskirchen, sein Name sei jetzt nicht mehr Michel Himmel, sondern „Meik Heben," und so nennen ihn seither die Dingskircher alle. Um der Ehre der Familie willen, sollte man sich mit seinem Namen kein läppisches Spiel erlauben.

Miß F. M., Ohio. — 1. Wir haben uns erkundigt und geben nachfolgendes Recept als ein sehr gerühmtes,

um schwarze Tinte für Tuchzeichnen zu bereiten. Diese Tinte fließt nicht und kann auch nicht ausgewaschen werden; soll mit einem „Stämp" gedruckt werden. Nitrate of silver, 5 Theile; geläutertes Wasser 12 Theile; zerpulvertes gumarabic 5 Theile; carbonat of soda 7 Theile; aufgelöstes Ammonia 10 Theile. Man erhitze diese Masse langsam bis zum Kochen; sie ist, wenn kalt, für den Gebrauch bereit.

2. Elfenbeinerne Orgel- oder Pianotasten können wieder sehr weiß gemacht werden, wenn man einen Schwamm in eine schwache Auflösung von Schwefelsäure taucht und die Tasten damit abwäscht; doch sollte sogleich darnach die Sonne auf die Tasten scheinen.

M. F., Mich. — Die schnellste Eisenbahnfahrt, von von welcher man etwas weiß, hat am 8. Mai d. J. ein Zug von Detroit, Mich., nach Cincinnati, O., zurückgelegt. Die Distanz ist 263 Meilen, und diese Strecke wurde zurückgelegt in fünf Stunden und dreißig Minuten; Anhaltezeit unterwegs mitgerechnet. Die Strecke zwischen Lima und Dayton, O., 74 Meilen, wurde in 66 Minuten vollendet. Von einer schnelleren Fahrt weiß man nichts.

A. S., New York. — Wo das größte Buch ist, weiß man vielleicht nicht, aber das schwerste ist in Washington. Dort ist ein Buch das 140 Pfund wiegt; es hat 10,000 Blätter, ist ein Fuß und 4 Zoll breit und in Schafleder gebunden. mit Rücken von russischem Leder.

Hinterstübchen.

Aus Luther's Leben. — Eine Dienstmagd, Namens Elisabeth, hatte früher bei Luther gedient, war aber aus Trotz von ihm weggegangen und dabei so gottlos geworden, daß sie ihre Seele dem Teufel übergeben hatte. Nach einiger Zeit wurde sie in ihrem neuen Dienste todtkrank. Als auf ihr Begehren Luther zu ihr kam, fragte er sie, was sie verlange.

„Ich wollte," sagte sie, „Euch wohl Abbitte thun, aber ich habe noch etwas schwereres auf dem Gewissen, ich habe meine Seele dem bösen Feinde übergeben."

„Ei," sprach Luther, „das ist nichts. Was hast du noch für andere Sünden auf dir?"

Sie antwortete: „Ich habe wohl noch mehr, aber diese ist doch die größte, die mir nicht vergeben werden kann, denn ich habe ja meine Seele schon weggeworfen."

„Höre," sagte Luther, „wenn du in der Zeit, da du in meinem Dienste warst, alle meine Kleider an einen Fremden weggeschenkt hättest, würde das wohl gelten?"

„Nein!"

„Nun wohlan, deine Seele gehört ja nicht dir, sondern dem Herrn Jesu. Wie kannst du denn weggeben, was dir nicht gehört? Geh, bitte den Herrn Jesum, daß Er das, was ihm gehört, wieder an sich nehmen wolle, aber die Sünde, die du begangen hast, wirf dem Satan zurück, denn sie gehört ihm.

Die Magd that das und erlangte Frieden.

Zum Schweigen gebracht. — Bei der Mittagsmahlzeit in einem Hotel sahen es die meisten Gäste, welche das Wort führten, darauf ab, einen Pastor der mit zu Tische saß, durch Spötteleien über Gottes Wort zu ärgern. Derselbe schwieg beharrlich. Aergerlich über dies beredte Schweigen, sagte endlich ein Tischnachbar des Pastors zu demselben: „Herr Prediger, Ihre Geduld ist bewundernswerth. Haben Sie denn von den auf Sie gemachten Angriffen gar nichts vernommen?" Der Pastor erwiderte: „Mein Herr, alle die schlimmen Reden machen auf mich keinen Eindruck; denn ich bin Pastor an einer Irrenanstalt." Nicht ein Spottwort ließ sich mehr hören.

Ein Vorschlag zur Güte. — Vater: Schon wieder so ein schlechtes Zeugniß? — Sprößling: Ja, Papa, du mußt schon ein ernstes Wort mit dem Lehrer reden, sonst macht er immer so fort.

Sehr diplomatisch.—Richter: Hofbauer, ist es wahr, was Sie gesagt haben: Ihr Nachbar, der Oedbauer, sei ein schäbiger Lump und ein Betrüger? — Hofbauer: Wahr ist's schon, aber gesagt hab' ich's net.

Falsche Voraussetzung.—Doctor: Aber, liebe Frau, wie können Sie denn das Kind bei der großen Kälte da draußen im Freien herumtragen? — Weib: Lassen S' Ihna net auslachen, Herr Doctor, was weiß denn so a klein's Kind vom Wetter!

Gefährlich.—Mutter: Wie, Kind, du erlaubst deinem Manne, in einem solchen abscheulichen Wetter auszugehen?—Tochter: O, das schadet ihm nichts; er hat eine eiserne Natur.—Mutter: Um so schlimmer, bei dem Gewitter.

Det was min Fründ. — In Mecklenburg-Strelitz lebte Anno 1776 im Pfarrdorf Göhren ein edler Pfarrer Namens Selmer. Es werden etwa fünfzig Jahre her sein, so kehrte derselbe von einer Reise eines Abends in seine Gemeinde zurück. Aus der Schenke, an welcher ihn sein Weg herbeiführte, drang wüster Gesang hervor. Selmer, der ein unerschrockener Seelsorger war, trat ein und hieß die lärmenden Gesellen nach Hause gehen. Die gute Sitte der alten Zeit gab ihm das Recht dazu. Nur ein ungezogener junger Bauernbursche widersetzte sich, brauchte das Maul und ließ unverschämte Worte fallen. Dagegen wußte Selmer aber das rechte Mittel aus dem Spruche: „Thorheit steckt dem Knaben im Herzen, aber die Ruthe der Zucht wird sie ferne von ihm treiben." Er trat auf den Ruhestörer zu, packte ihn ruhig vorn am Kleid und führte ihn zur Thür hinaus. Am 21. August 1866 legte man den braven Pfarrer Selmer in den Sarg, nachdem er bis in sein 90. Jahr sein Amt treu verwaltet hatte. Drei Söhne und zehn Töchter zogen mit zum Grabe, gefolgt von der ganzen Gemeinde. Wie sie nun den Sarg in seiner letzten irdischen Ruhestätte einsenken wollen, da tritt ein alter Mann herzu und ruft mit Schluchzen und Weinen: „Det was min Fründ!" Und das war kein Anderer, als jener gezüchtigte Bursche, der heute mit Ehren graues Haar trägt, weil er sich damals hat strafen lassen.

Wer Kirschen ohne Steine und Rosen ohne Dornen zieht, kann auch auf ein Leben ohne Anfechtung hoffen.

Dieser Tage kam ein oberösterreichisches Bäuerlein zum Schalter der Post in Pöcklabruck und gab mit Geldanweisung 12 Gulden an seinen in Salzburg beim Militär dienenden Sohn auf. Der Beamte fertigt die Quittung aus, übergibt sie dem Bauer und legt die zwölf Gulden in die Schublade des Schreibtisches. Dies erregt jedoch das Mißtrauen des Bauern, der so etwas noch nicht gesehen. Nachdem er den Beamten noch einige Augenblicke scharf beobachtet, sagt er: „Pst! Ihr derft das Geld nit einstecken — i hob's schon gesehen!" Der Beamte gab sich alle Mühe, dem Bäuerlein begreiflich zu machen, daß das Geld den Anweisungen gar nicht beigefügt zu werden brauche, da es an Ort und Stelle auf Heller und Pfennig ausgezahlt würde. Der Alte konnte seines Mißtrauens nicht Herr werden, und noch beim Weggehen kündigte er dem Beamten an: „I wer schon nachfrog'n."

Ein ergötzliches Beispiel, wie man vor zweihundert Jahren bei epidemischen Krankheiten verfuhr, gibt folgende kurfürstlich sächsische Verordnung, die in Meißen in einer Weinstube unter Glas und Rahmen hängt: „Hiermit werden alle Reysende verwarnet | daß diejenigen | so aus Böhmen und Mähren von inficirten | oder der Infection halber verdächtigen Orthen kommen | und sich ins Land herein zu schleichen unterstehen | und betreten werden | allsofort aufgehänget | oder tod geschossen werden sollen; welche aber aus reinen und unverdächtigen Orthen kommen | haben sich bei der Contagions-Gräntz-Postirung | mit Vorzeigung richtiger | neu-datirter Obrigkeitlichen Attestaten und Fede-Briefe | darinnen sie nach ihrer Statur, Alter | Farbe der Haare | Kleidung und sonst umbständlich beschrieben | zu fernerer Verfügung | nach Befinden | anzugeben."

Komische Anzeigen. — Hier eine kleine Sammlung unfreiwillig komischer Anzeigen aus deutschen Zeitungen:

Wir freuen uns, melden zu können, daß der Kaufmann Andersen nicht gestorben ist, sondern sich nur verheirathet hat.

Eine Frau in den besten Jahren wünscht als Jungfer placirt zu werden.

Gestern starb allhier Frau Anna B.; sie war Großmutter, Mutter, Gattin und Freundin aller Derer, die sie kannten.

Verlorener Hund. Dieser ist eine Hündin, hat ein weißes und ein schwarzgeflecktes Ohr, vier Füße, nußbraun, einen auf der rechten Seite mehr gepflegten Hals als auf der linken, wo er weniger gepflegt ist. Seine Grundfarbe ist braun. Diese ohne Wissen wohin verschwundene Hündin wird zur Erkenntlichkeit zurückzubringen gesucht.

Geboren den 5. April dem Schumacher Wittwer Paßelt eine Tochter.

Ein paar ordentliche Leute wünschen ein anständiges Kind an die Brust zu nehmen.

Es wird ein Mann gesucht, der meiner Hauswirthin an jedem Ersten die Zunge festhalten kann. Ehemalige Aalfischer erhalten den Vorzug.

Ein wichtiger Grund. — Der Schnellzug brauste mit möglichster Geschwindigkeit über die Schienen in der Gegend von Atlanta, Ga., als ein Mann aus dem Felde sprang und wie toll ein rothes Hemd in der Luft schwang. So schnell als möglich brachte der Führer den Zug zum Stehen.

„Wo ist der Condukteur?" fragte der Mann.

„Hier bin ich!" rief der Verlangte. „Was ist denn los?"

„Der Kuckuk ist los!" rief der Mann, wischte sich den Schweiß von der Stirne und nahm einen frischen Kautabak.

„Nun?" fragte endlich der Condukteur, „was ist passirt, eine Schiene gebrochen oder was?"

„Bewahre!" antwortete der Andere ruhig. „Meine Frau, Tochter, Jim und Alles ist fortgegangen und haben mich allein gelassen. Nun möchte ich mir gern Etwas zum Essen kochen, kann aber im ganzen Hause kein Streichholz finden. Da dachte ich, ich wollte einmal hier anfragen, ob mir nicht einer der Herren ein Streichholz oder zwei geben möchte." Nachdem der Condukteur dem Farmer über ein paar Fenzen geholfen hatte, setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

Eine zweideutige Empfehlung. — Ein Rath beim Magistrate einer Kleinstadt wünschte eine Beförderung. Er reichte daher an maßgebender Stelle eine Bittschrift ein und motivirte sein Gesuch unter Anderem durch folgende Ausführung: „Nachdem ich während der Kriegszeit und den damit verbundenen Unruhen eine solche Thätigkeit bewiesen, daß ich im Amts-Büreau sogar geschlafen habe, so glaube ich einer gnädigen Berücksichtigung entgegensehen zu können."

Ein kaiserlicher Bescheid. — Ein Skribent stellte in der Hoffnung auf eine Anstellung im Staatsdienst oder eine reiche Geldbelohnung an den Kaiser Maximilian II. (1564 bis 1576) das Gesuch, ihm die Einsicht in die österreichischen Archive und alten Briefe zu gestatten, „um des Hauses Oesterreich Herkunft aus alter Zeit ans Licht zu setzen." Der Kaiser antwortete jedoch:

„Wir wollen Euch dieser Mühe und Dienst gern erlassen und überheben, maßen es zu besorgen stehet, Ihr möchtet aus Eurem gar zu vielen und weiten Nachsuchen endlich auf einen Schuster oder Schneider kommen, so etwa von alters her der Gründer unseres Hauses gewesen."

Gute Replik. — Ein querköpfiger Künstler, der nicht gerade über allen Tadel erhaben ist, sah sich zu seinem Aerger eines Tages in einer Zeitung scharf kritisirt. Er setzte sich hin und schrieb auf eine Postkarte:

„Was ein Esel von mir spricht,
Das acht' ich nicht."

Der Empfänger dieser annonymen Liebenswürdigkeit bediente sich desselben Correspondenzmittels und schrieb auf eine an den Künstler adressirte Postkarte:

„Doch schlimm ist's, daß der Weisen Lehren
Dich so wenig wie der Tadel scheren,"

Wie ein Bauernjunge einst eine öffentliche Rede unterbrach. Einer von den bekannten, bombastischen, schwungreichen Volksrednern hielt einst eine öffentliche Rede, in welcher er plötzlich voller Begeisterung ausrief: „O hätte ich Flügel, über Berg und Thal von Dorf zu Dorf zu fliegen!" Plötzlich rief ein Bauernjunge, von der Sorte, wie man sie im Westen öfters antrifft: „Ach was Flügel! man würde dich todtschießen für eine Gans schon im nächsten Dorf!" Die Rede konnte nicht fertig gemacht werden.

Ein Geschworenengericht entschied über einen Todesfall, derselbe sei durch einen unbekannten Wagen verursacht worden. Diese Entscheidung wird übertroffen durch den Spruch eines westlichen Gerichtes, sich auf den Tod eines Mannes, welcher in einer Mühle umkam, beziehend; der Spruch lautet: „Umgekommen in einer Mühle, aber die Maschinerie ist nicht zu beschuldigen."

Doctor Reulin, Hofprediger zu Altenburg in Sachsen, ging einst beim Glatteis mit seinem Küster, einem

luftigen Kopfe, auf den Schloßberg, um zu predigen. An einer jähen, schlüpfrigen Stelle, wo es schien, als ob man nicht weiter kommen könne, bemerkte der Küster: „Aber, Euer Hochwürden, nun stehen die Ochsen am Berge!" — „So!" erwiderte Keuchlich, „nun so bleibe Er nur stehen, ich will schon allein fortkommen."

Sprachliche Aphorismen. — Rivalen sind ursprünglich Bachnachbaren, denn das Wort Rival kommt von dem lateinischen rivus, der Bach, her. Daraus entsprang schon im Alterthum die jetzige Bedeutung des Wortes. Und auch heute noch gibt die Bachnachbarschaft wegen des Rechtes der Wassernutzung unzähligemal Anlaß zu langjährigem Streit und bitterer Feindschaft.

Wer von Anstrengen und Anstrengung redet, denkt wohl selten daran, welch ein Bild diesen Wörtern zu Grunde liegt. Es ist aber ein sehr lebhaftes, hergenommen von dem Anlegen der Zugthiere an die Stränge, wenn sie ziehen sollen.

Sudler kommt her von sieden. In alter Zeit hießen Sudler oder Sudelköche solche Personen, die im Heerlager das Essen für die Landsknechte sotten. Daß Letztere an den Resultaten solcher Kochkunst mancherlei auszusetzen hatten, beweist die üble Bedeutung, welche mit der Zeit Sudler und Sudeln angenommen haben.

Welch ein sinnvoller Gegensatz liegt in dem Ausdruck: Der blinde Seher.

Es ist hübsch und bedeutsam, daß in unserer Volkssprache nicht nur das Brod und der Tag, sondern auch die Noth lieb genannt wird.

Ungeheuer von Wörtern treffen wir nicht selten in unseren Tagesblättern an. Die drei Bösartigsten, auf die wir in der letzten Zeit gestoßen sind, waren: das „Unbrauchbarmachungsverfahren," der „Einjährigfreiwilligendienst" und die Gesammttaubstummenlehrerwelt.'

Abgetrumpft. — Zwischen Straubing und Pilling, Deutschland, fuhr jüngst ein Reisender in einem Eisenbahn-Coupe und erklärte einigen mitfahrenden Bauern die Affentheorie, d. h. daß der Mensch vom Affen abstamme. Da, während er gerade im besten Zuge ist, unterbricht einer der Zuhörer den Fluß seiner Rede mit den trocken hingeworfenen Worten: „Aber, Herr, von Ihnen glaube ich doch nicht, daß Sie von einem Affen abstammen; Sie müssen von einer Kuh abstammen, sonst hätten Sie nicht ein so großer Ochse werden können!"

Aus Erfahrung. — Wucherer: Wenn ich einen Brief bekomme, so weiß ich schon aus der Titulatur, was der Briefschreiber will. Heißt er mich: „Hochgeehrter Herr," so will er Geld zu leihen nehmen; — schreibt er: „Edler Menschenfreund," dann bittet er um Prolongation; und schimpft er: „Elender Wucherer," dann zahlt er die Schuld sammt Interessen bei Heller und Pfennig. „Ja, kennen muß man seine Leut!"

Das Wörtlein „machen." — Das Wort „machen" ist, sagt der alte Ilgen, der Rector der Fürstenschule Pforta, des Regiments Pack- und Plackesel, dem das aufgebürdet wird, was auf die Wörter anzünden, reisen, eilen, öffnen, verschließen, arbeiten, zubereiten, vernehmen, sich befinden u. a. m. vertheilt werden müßte. Denn: Früh, wenn es Tag macht, macht sich der Bauer aus seinem Bett heraus. Er macht die Kammerthür auf und macht sie wieder zu, um sich an sein Tagewerk zu machen, dessen Anfang damit gemacht wird, daß er Feuer macht, um vor allem Kaffee zu machen. Die Frau macht unterdessen die Betten, macht Ordnung und macht die Haare. Wenn sie zu lange macht, macht ihr Mann ein saures Gesicht. Daraus macht sie sich freilich nicht viel, aber gutes Blut macht es doch auch nicht. Da der Mann sich endlich auf den Weg machen will, um auf dem Markt etwas zu machen, macht es so greuliches Schneewetter, daß er nicht weiß, was er machen soll. — Es wäre der Mühe werth, wenn mir einer meiner lieben Leser das in richtiges Deutsch umsetzen wollte.

Bei Gelegenheit einer in Wolfenbüttel abgehaltenen Sitzung des Ortsvereins für Geschichts- und Alterthumskunde theilte Oberbibliothekar von Heineman folgende Lessing-Anekdote mit. Lessing sitzt eines Tages in der Bibliothek, mit einer dringenden Arbeit beschäftigt. Ein unverschämter Mensch, der die Bibliothek besichtigt, schaut ihm wiederholt über die Schulter. Schließlich wird das aber Lessing zu arg, er dreht sich um und sagt: „Ich scheine hier den Evangelisten Lukas zu spielen." Die Umgebung lachte, und der Fremde zog sich beschämt zurück. Bekanntlich wird Lukas öfters mit einem Ochsen abgebildet, der ihm über die Schulter blickt.

Es kommt nur auf die Auffassung an. — Es war auf der Dampferüberfahrt von Hamburg nach Helgoland. In der Nähe des Steuermanns stand ein zaghafter kleiner Herr, der sich in seinen Havelock gewickelt hatte und mit ängstlichen Blicken auf die Wolken blickte, welche sich am Firmament zusammenballten. Der Sturm wuchs und rumorte in der Takelage umher, die Raben und die Masten knackten, und dem kleinen Herrn beim Steuermann wurde immer unheimlicher zu Muthe. Er hatte sich bereits einmal an den wetterharten Mariner, der das Rad des Steuers regierte, gewendet, um von ihm Trost und womöglich Hoffnung auf baldige Besserung des Wetters zu empfangen. Aber der Steuermann konnte ihm keine guten Aussichten geben, im Gegentheil, er meinte, es werde noch viel schlimmer kommen. Und so geschah es. Der Regen strömte vom Himmel herab, und der Sturm trieb ganze Lagen über das nasse Verdeck, es war als sollten die Masten stürzen und die Welt zu Grunde gehen. Der zaghafte Passagier steckte den Kopf aus seiner Vermummung und sagte zu dem Steuermann: „Das ist ja ein schreckliches Wetter!" — Der Hamburger nickte und erwiderte: „Jo, de arme Lütt am Land!"

Kein Streit. — „Aber Kinder, spielt doch ordentlich und habt nicht immer Streit!" „Wir haben ja gar keinen Streit, Mama, wir spielen blos Papa und Mama!"

Scherz-Räthsel.

Man fordere den Aal recht freundlich auf,
Er möge das Muß verzehren,
Ob Pflaumen-, ob Birnen-, ob Apfelmuß,
Das stehe in seinem Begehren.
Nun saget, was mag das Ganze sein,
Fünf Silben im Worte, nun rathet fein.

Räthsel.

Hunderte schling ich hinab mit stets geöffnetem Munde,
Doch nach kürzester Frist geb' ich sie alle heraus;
Manch' Geheimniß verbarg ich in meinem ehernen Schlunde,
Doch ich bin ewig stumm, und ich plaudre nichts aus.

Biblisches Räthsel.

Fünf in der Mitte, fünf Hundert an jedem End',
Mit A und J dazwischen, dir einen König nennt.

S.S.

Auflösung der Räthsel im Augustheft.

1. Räthsel.—Elster.—Bernh. Bracker.

2. Palindrom.—Madam.—J. A. Henke, Bernh. Bracker, C. J. Seidensticker, Pauline Peterson.

Zum Concert.

Das Evangelische Magazin.

Band 16. November 1884. Nr. 11.

Im November.

(Ein Stimmungsbild.)

Hui! wie das pfeift! wie das fliegt! Klirrend rüttelt der nordische Sturm an den Läden der Fenster; zornig fährt er um die Ecken der Häuser; scheu jagen die trüben Wolken vor ihm her; kalt rasselt der Regen auf die frierende Erde hernieder. Es ist ein „Hundewetter." Nicht majestätisch furchtbar, wie ein sommerliches Gewitter — nein, tückisch, feucht, unwirsch. In ihm naht jener rauhe Geselle, der sich mit Schnee und Eis bei uns zu Gaste läd. Noch zögert er; aber jeder Tag kann ihn bringen. Sieh nur, dort tanzt bereits die erste Schneeflocke hernieder. Das Quartier steht also bereit. Schon hat sich die Sonne dem Wendekreis des Steinbockes genähert; täglich wird ihre Bahn kürzer, ihr Strahl matter. Graue Wolken kämpfen siegreich mit dem Gestirne des Tages, und Abends stellen sich feuchte Nebel ein, die Morgens nur spät weichen. Aus den kälteren Theilen des atlantischen Oceans macht sich der Sturm auf, um frostig und feindlich über das Festland zu streichen.

Was zart, was duftig, was fröhlich ist, hat sich geflüchtet. Die Blumen sind dahin — gestorben, verdorben. Dort zwar seh' ich noch eine einsame Rose unter bunten Astern und stolzen Georginen; die Rose aber trauert, und die Georginen und Astern — eine einzige feindliche Nacht wird sie tödten. Auf den Feldern ist es öde, so weit auch das Auge irrt. Nur der nahe Laubwald schimmert roth, gelb, braun, grün in die verarmte Landschaft. Aber auch auf diese Herrlichkeit hat der späte Herbst bereits seine kühle Hand gelegt. Bald wirbeln all diese bunten Blätter dahin, dorthin — ein einziger rauher Windstoß reißt sie ab und gibt sie der Vernichtung preis. Auch die Welt der Insekten ist stumm geworden. Die Schmetterlinge sind gestorben; die Käfer haben sich verkrochen; Fliegen und Mücken schlafen. Die Hecken, die Gärten, die Wälder stehen stumm und schweigend. Ueber das öde Feld aber zieht schwerfällig die Nebelkrähe. Ihr mißtöniges Geschrei macht selbst die Thiere des Forstes scheu.

Die Menschen endlich, sie ziehen sich in das trauliche Zimmer zurück. In dem Ofen knistert das Feuer. Vater und Mutter und Kinder sammeln sich um den großen Tisch, um — das Magazin zu lesen.

Weich und ernst stimmt mich der Herbst. Mahnend erinnert er mich, wie schwach und gebrechlich ich bin. Ein einziger rauher Stoß und ich stehe so entblättert wie der Baum im Wald!

Eine Probepredigt vor dem Könige.

(Von M. Ueberschauer.)

Unweit des königlichen Lustschlosses Paretz, dem Lieblingsaufenthalt der Mutter des deutschen Kaisers, der Königin Louise, liegt der Ort Ketzin. Dortselbst war die sehr einträgliche Landpfarre vacant geworden, und die Anzahl der sich um diese bewerbenden Geistlichen war selbstverständlich sehr groß. Doctoren der Theologie, Consistorialräthe, Superintendenten hatten sich direkt an den König gewendet, da derselbe unmittelbarer Kirchenpatron war; die eingegangenen Gesuche sandte der König sämmtlich an die Regierung zu Potsdam mit dem Auftrage, aus der großen Anzahl der Bewerber drei der Vorzüglichsten in Vorschlag zu bringen.

Der König wollte sich selbst einen Pfarrer wählen und darum der Probepredigt zuhören. — „So standen die Sachen, als ich — so erzählt Bischof Eylert im Leben Friedrich Wilhelm III. — an einem heiteren Sonntage im Sommer nach Paretz eingeladen wurde. Bald nach meiner Ankunft bei dem dortigen Amtsrath Uebel, trat der Prediger Kärsten aus dem Dorfe Buckow herein; an

ihm war die Reihe, bei der Verwaltung des der Wittwe des verewigten Predigers bewilligten Gnadenjahres gerade an diesem Sonntage zu predigen. Als der bescheidene, schüchterne Mann hörte, daß der König mit seiner Familie und einem großen Gefolge gegenwärtig sei und zur Kirche kommen würde, wurde er ängstlich und erklärte, wie er sich unfähig fühle, vor der Majestät, die er, entfernt von der großen Welt, noch nie gesehen, zu predigen, und ersuchte mich, statt seiner aufzutreten. Dies mußte ich, als unpassend, ablehnen; ermunterte ihn aber, seine doch gewiß durchdachte und vorbereitete Predigt freudig zu halten; sei dieselbe, wie ich nicht zweifelte, einfach, klar, innig und biblisch, so würde er gerade an dem Könige den mildesten, billigsten und besten Zuhörer haben."

So geschah's denn auch. In der überfüllten Dorfkirche predigte der würdige Geistliche über das Evangelium von den zehn Aussätzigen, die der Herr auf ihr dringendes, anhaltendes Bitten geheilt hatte, und von denen Einer es nur für nöthig erachtete zu danken. Sehr gut, edel und allgemein verständlich predigte er „über die traurige Erscheinung des Undanks" auf Grund des eben erwähnten Textes. Andächtig hörte die Landgemeinde zu und noch andächtiger der König Friedrich Wilhelm III., der Vater unseres lieben, hochverehrten Kaisers, der in Rüstigkeit und Frische bis auf diesen Tag treulich und landesväterlich für das Wohl seiner Unterthanen arbeitet. Auch aus der Folge dieser Erzählung werden wir's ersehen, daß der Vater unsers Kaisers es voll und ganz war, was er sein sollte, der Vater seines Landes und Volkes.

Beim Ausgang aus dem Gotteshause legte der König in die ausgestellten Armenbecken im Vorbeigehen leise 20 Friedrichsd'or. Im Schlosse angekommen frug der König den Bischof: „Wie hat Ihnen denn der Landgeistliche gefallen?" Der Bischof entgegnete: „Recht gut," und der König setzte hinzu: „Mir ganz vorzüglich, und viel besser, als mancher berühmte und honorirte Redner, die ich gehört. Diese echauffiren sich gewöhnlich in gesuchten, schönen Redensarten und geben decorirte, süße Kuchen. Dieser hat gesundes, hausbackenes Lebensbrod gegeben, das alle bedürfen. Er hat den biblischen Text klar ausgelegt, und alles, was er über den gottlosen Undank der Menschen wahr und treffend gesagt hat, ist mir aus der Seele gesprochen. Ein wackerer Mann! Hat er sich um die vacante Pfarre Ketzin und Paretz beworben?"

„Nein! in der Liste der Bewerber habe ich seinen Namen nicht gefunden." „Glauben Sie, daß er dafür der geeignete Mann sei?" „Darüber erlaube ich mir noch kein Urtheil; ich kenne ihn nicht näher und weiß weiter nichts von ihm, als die eben vernommene, gute, erbauliche Predigt. Seine sonstige Tüchtigkeit will ich auch nicht bezweifeln; aber das Pfarramt in Ketzin und Paretz ist im Havellande eines der Einträglichsten und Besten und wegen Ew. Königl. Majestät öfterer kirchlichen Anwesenheit in Paretz auch eines der Ehrenvollsten. Deßhalb haben sich über 40 Geistliche um dasselbe beworben, und unter diesen gibt es mehrere selbst berühmte Theologen. Der Oberpräsident v. Bassewitz, mit dem ich gestern darüber gesprochen, wird, dem erhaltenen Befehle gemäß, drei der würdigsten Bewerber noch in dieser Woche zum Vorschlag bringen." „Habe," fiel der König ein, „allen Respekt vor theologischer Gelahrtheit und Berühmtheit, will auch kein Titelchen davon abnehmen. Aber die gelehrten und berühmten Herren sehen in der Entfernung oft anders aus, als sie in der Nähe sind; die Theoretiker sind nicht immer die besten Praktiker. Ein gelehrter Theologe ist für die Bauern in Ketzin und Paretz nun eben nicht nöthig; ich möchte ihnen gerne einen frommen, exemplarischen Seelsorger geben, dessen Lehren und Wandel erbauen. Je schlichter und einfacher, desto besser!" Indem der König dies sprach, trat der Finanzminister Graf von Bülow ein, mit dem er sich in sein Cabinet entfernte.

Aus dieser königlichen Rede geht deutlich hervor, wie der König bis ins Einzelnste kannte, was seinen Unterthanen noth war, und wie er ungeschminkt frei heraus seine Meinung sagte, auch dann, wenn die Aeußerung derselben Manchen nicht genehm gewesen sein mochte.

Als man sich gegen zwei Uhr zur Tafel im Gartensaale begab, erschien auch der eingeladene Gastprediger. Der König hatte ihn nun einmal liebgewonnen und bezeugte ihm sein Interesse nun auch bei Tische. Nach Anweisung des Hofmarschalls saß der Prediger dem Könige gegenüber, zwischen Ministern und Generälen. „Herr Prediger, wie heißen Sie?" begann der König die Unterhaltung. „Kärsten." „Wo stehen Sie?" „Im Dorfe Buckow, bei Brandenburg." „Wie dahin gekommen?" „Ich war früher Lehrer an der Ritteracademie zu Brandenburg, und demnächst hat das hochwürdige Domcapitel mir diese Landpfarre verliehen." „Wohl einträglich?" „O ja, ich bin zufrieden." „Wie viel festen Gehalt haben Sie denn jährlich?" „Mit Wohnung und Garten im Durchschnitt circa 460 Thaler." „Verheirathet und Kinder?" „Ja, zwei Söhne und drei Töchter." „Und können mit Ihrer Familie ohne Nahrungssorgen von 460 Thalern leben?" „O ja, recht gut." „Wie machen Sie das?" „Ich halte den alten Grundsatz praktisch fest, daß in keinem Falle meine Ausgabe größer werden darf als meine Einnahme; dann bleibt immer noch etwas über." „Vortrefflich! Graf Bülow, hören Sie, da können wir von dem Herrn Pastor noch lernen. Die Ausgabe darf bei gutem Haushalte die Einnahme nie übersteigen. Wir kehren es oft um und sagen: Soviel brauchen wir, also müssen wir auch soviel haben. Viel gelitten im Kriege, Herr Pastor?" „Nicht mehr, wie andere Gemeinden; auch unser Losungswort war und blieb an jedem, oft schweren Tage: Mit Gott für König und Vaterland! und so hat der allmächtige Gott gnädig durchgeholfen und alles herrlich hinausgeführt." „Sehr gut; gefallen mir, haben auch diesen Morgen

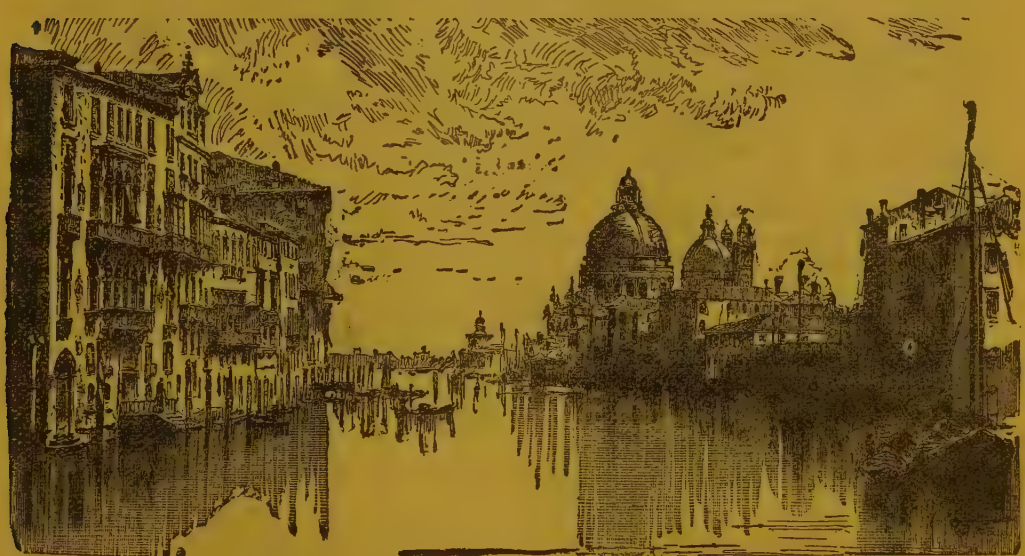
vortrefflich gepredigt." „Majestät müssen so vorlieb nehmen; es war eine Predigt für Bauern; ich ahnte nicht eine so glänzende Zuhörerschaft." „Sehr gut, daß Sie das nicht gewußt haben; hätten sonst vielleicht an Ihrer Rede gekünstelt und mancherlei Floskeln angebracht, wie manche Herren das lieben. Das Wort Gottes floskelt und künstelt nicht, ist immer klar und tief; kein anderes in der Dorf-, als in der Hofkirche; und in die Kirche geht man nicht, um sich zu amüsieren, sondern um sich zu bessern; und das haben alle ohne Unterschied nöthig. Haben sehr gut über den Undank der Menschen gesprochen; auch wohl darin unangenehme Erfahrungen gemacht?" „Ach, Majestät, ohne das kommt Keiner durch. Nach meinen kleinen und geringen Verhältnissen bin ich auch nicht verschont geblieben; ich bin oft belogen und betrogen, am meisten von Denen, welchen ich Gutes gethan habe, von vermeinten Freunden." Der König sagte darauf leise, doch hörbar: "Tout comme chez nous!" (Alles wie bei uns!), dann lauter: „Man muß nur das Ganze im Auge behalten, wenn man mit Individuen nicht mehr zufrieden sein kann," und indem er sich über's Gesicht strich: "Laissez passer" (Lassen wir das.)

Der Pfarrer war ganz glücklich, aber derselbe sollte noch glücklicher werden; denn nach aufgehobener Tafel winkte der König den Bischof Eylert zu sich und sagte: „Der Pastor Kärsten ist nicht blos ein guter Prediger, er ist auch ein heiterer, klarer, gutmüthiger, taktfester Mann; er soll die Pfarre in Ketzin und Paretz haben — sagen sie ihm das." Erstaunt rief der überraschte Mann aus: „Nein, das ist zu viel für einen Tag! mehr als ich fassen und ertragen kann."

Eine lange Reihe von Jahren verwaltete Pfarrer Kärsten das ihm zu guter Stunde gewordene angenehme Pfarramt, zur Zufriedenheit seines Königs, der ihn, so oft er Sonntags in Paretz war, jedes Mal gerne hörte und immer zur Tafel zog. Nach dessen Tode gab er zweien seiner Söhne bis zu ihrer Versorgung und Anstellung ein angemessenes Jahrgehalt.

Einmal empfangene gute Eindrücke bewahrte der königliche Herr in treuem Herzen, und das Wohlwollen, welches er den Vätern geschenkt, ging mit seinen Wohlthaten auch auf die Kinder über.

Damit schließen wir unsere Erzählung, deren Lehren sich recht tief in die Herzen der Leser schreiben mögen zu ihrem eigenen Heile!



Canal Grande, Venedig.

Bilder aus Venedig.

I

Eine der berühmtesten und in ihrer Art die sonderbarste Stadt der Welt ist unstreitbar Venedig, auch Inselstadt und Lagunenstadt genannt. Venedig ist auf eine Inselgruppe, 118 an der Zahl, erbaut, daher der Name Inselstadt. Lagunen nennt man die seichten Stellen des Meeres, besonders an den Mündungen der Flüsse, oft sumpfähnlich, oft völlig überschwemmt. Auf solch schlammigen Boden, auf sehr seichtem Meeresgrund ist bekanntlich die Stadt Venedig in Italien gebaut. Es sind wohl Inseln, aber doch war eigentlich die Gegend schlecht gewählt für eine so große, prächtige Stadt. Die Fundamente der großen Marmorpaläste mußten dadurch gebildet werden, daß riesige Baumstämme eingerammt

wurden, welche darunter versteinert sind. Schon dieser Umstand deutet darauf hin, daß die Gründung der Stadt eine besonders merkwürdige Veranlassung gehabt haben mußte, worauf wir später zu reden kommen.

Die Wirkung der Ebbe und Fluth ist in und um Venedig eine ziemlich gleichmäßige, und verhältnißmäßig sehr schwache, so daß der Wasserstand nur etwa zwei bis drei Fuß variirt, und doch legt die Ebbe die Lagunen beinahe vollständig blos, nur die künstlichen Canäle, welche tiefer sind, ausgenommen.

Die Hauptstraße der Stadt, Canalazzo oder Canal Grande genannt, theilt die Stadt in zwei ungleiche Hälften, indem derselbe die Stadt in Form eines verkehrten S durchzieht. Doch muß der Leser nicht vergessen, daß in Venedig eigentlich von Straßen gar keine Rede sein kann; hier gibt es nur Canäle, deren man nebst dem Canalazzo noch 157 kleinere zählt, viele Nebencanälchen nicht mit eingezählt. Das wären also Wasserstraßen, auf denen man anstatt in Kutschen und Wagen, in kleinen schwarzen Gondeln fährt. Pferde gibt es in Venedig blos vier, und das sind die aus Erz gegossenen über dem Portal der berühmten Markuskirche mit ihren fünf Domkuppeln.

In Venedig zählt man nicht weniger als 380 Brücken, von welchen drei den Canal Grande überspannen; die größte derselben, Rialto genannt, ist von Antonio de Ponte 1588–91 erbaut wurden und ruht auf 12,000 Pfählen. Auf der Brücke selbst sind zwei Reihen Kramläden, welche die Brücke in drei Wege theilen. Rialto ist aus Marmor erbaut, während die anderen beide aus Eisen sind. Die übrigen Brücken, welche über die kleinen Canäle führen, sind meistens aus Stein erbaut.

Die 15–16,000 Häuser der Stadt stehen alle auf Eichenpfählen, welche durch die Schlammschichte in den festen

San Marco, Venedig.

Thonboden eingetrieben sind. Auf diesen Pfählen ruhen dann Querbalken von Lärchenholz, worauf eine schöne Lage Marmorquadern ruht; auf diesen stehen dann die meistens aus Backsteinen erbauten Häuser.

Am Ufer der Canäle hin ziehen sich enge, aus Asphalt und Ziegelsteinen erbaute Straßen, welche man Calli nennt; deren gibt es etwa 1900; übrigens erheben sich die Häuser direct aus dem Wasser empor.

Trinkwasser erhält Venedig aus etwa 2000 Cisternen, in denen sich das Regenwasser von den Dächern, besonders aber von den vielen Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden sammelt. Besseres Wasser wird auch noch auf

besonders eingerichteten Schiffen vom Lande zugeführt. — Heute ist Venedig nur noch den Reisenden merkwürdig, denn es enthält viele, sehr viele Sehenswürdigkeiten. Im Handel und Politik hat es fast gar keine Bedeutung mehr, und die meisten der einstigen Schlösser schauen jetzt griesgrämig, ohne Bewohner, in die dunkeln Canäle hinein.

Traute Freunde.

Trotz des beschränkten Raumes hat Venedig doch 41 öffentliche Plätze, unter welchen der St. Markusplatz den ersten Raum einnimmt. Hier findet man die Theater, die Geschäftshäuser und Regierungsgebäude. Der Platz ist 576 Fuß lang und 269 Fuß breit. Der Platz bildet ein, mit Marmor und Tracheftplatten gepflastertes Viereck, und dieses bildet den Glanz- und Mittelpunkt des öffentlichen Lebens. — Venedig zählt nicht weniger als 102 Kirchen, und doch geht dort sprichwörtlich Niemand zur Kirche, denn die Leute fahren alle. Unter diesen Kirchen steht die St. Markuskirche obenan; sie ist eigentlich das Nationalheiligthum der Venetianer. Diese Kirche ist von venetianischer Bauart, und wurde zu Ehren des 828 aus Alexandria hierher übergeführten Leichnams des St. Markus, errichtet, wurde aber im 14. Jahrhundert mit gothischen Zuthaten versehen und restaurirt. Die Kirche ist mit fünf Kuppeln überwölbt, von einer Vorhalle umgeben, welche viele Dogengräber, das Baptisterium, Capelle und Altar mit großen Erzfiguren einschließt. Das 96 Schritte lange und 80 breite Innere stellt ein griechisches Kreuz dar; das Hauptschiff ist durch sechs Pfeiler und sechs Säulen von den Abseiten der Kirche geschieden; sie ist mit 14

Rialto Brücke, Venedig.

marmornen Bildsäulen geschmückt und hat an jedem Ende zwei Marmorne Kanzeln. Die Kirche ist mit Gold, Statuen, Sculpturen und Kostbarkeiten so ausgeschmückt, daß das Ganze einen überaus herrlichen und malerischen Anblick gewährt. Die Zahl der Marmorsäulen im Inneren und Aeußeren beträgt 500. Ueber dem Hauptportal ist das berühmte antike Viergespann aus vergoldeter Bronze aufgestellt; es wird jetzt angenommen, daß dieses Kunstwerk der Neronischen Periode zuzuschreiben ist und hat wahrscheinlich einst den Triumphbogen des Nero geschmückt, und später auch den des Trajan zu Rom. Das Gespann wurde dann durch Constantin nach Constantinopel gebracht und kam später durch den Chiup nach Venedig. Napoleon ließ es 1797 nach Paris bringen, hat es jedoch 1815 wieder an seine frühere Stelle verbracht.

Die St. Markuskirche steht an der Ostseite des Markusplatzes, welcher auch noch besonders seiner Tauben halber sehr berühmt ist. Auf diesem Platze werden jeden Nachmittag Punkt zwei Uhr die Tauben von ganz Venedig gefüttert. Da kommen sie in Schwärmen heran, als verständen sie die Zeit auf dem Glockenthurm, warten bis es Futter gibt und fliegen dann wieder aus einander. Diese Sitte ist schon ein halbes Jahrtausend alt und wird treulich fortgeerbt. Die Regierung ist durch ein altes Gesetz dazu verpflichtet, weil einst Brieftauben der Republik in den Tagen ihres Glanzes einen wichtigen Dienst geleistet hatten. Die Tauben befinden sich wohl auf keinem Platze auf Erden so wohl als in Venedig. Die Venetianer verhätscheln sie förmlich.

Daß jene berühmten ersten Taubenpaare, welche also verpflegt wurden, sich rasend schnell vermehrten, ist leicht begreiflich; gegenwärtig haben sie die meisten Bogenwölbungen und Dachstühle der Markuskirche, und alle anderen öffentlichen Gebäude inne, und wirthschaften ungestört, als wenn Venedig für die Tauben, und sonst für gar nichts da wäre. Die der Markuskirche abgekehrten Seiten des Markusplatzes sind mit den sogenannten Procurationen eingeschlossen, das sind Paläste, welche einst den vornehmsten Beamten der Republik zur Wohnung dienten. Das Erdgeschoß dieser Bauten besteht aus Bogengängen, in welchen Kaufläden und Cafés eingerichtet sind.

Acht Tage verschüttet.

In der Grube „Deutschland" bei Schwientochlowitz, im Bergwerk des Grafen Henkel von Donnersmarck, ereignete sich vor Kurzem ein Erdbruch, wie er seit Menschengedenken nicht vorgekommen. Es war am Freitag Nachmittag, kurz vor vier Uhr, als sich plötzlich unter gewaltigem Getöse auf freiem Felde ein grundloser Schlund aufthat, der einen großen Teich mit sammt den Fischen und den darauf schwimmenden Enten verschlang. Ein Stück Erde nach dem andern löste sich von allen Seiten in kurzen Zwischenräumen ab und wälzte sich dem immerhin wachsenden Schlund zu; von unten herauf vernahm man in kurzen Pausen ein furchtbares, dumpfes Dröhnen, gleich dem rollenden Donner. Das zu Bruche gegangene Erdreich zeigt eine Oeffnung, in die man leicht drei bis vier große Häuser unterbringen könnte.

Am Abend, beim Verlesen der Bergleute, stellte sich leider heraus, daß 43 Mann fehlten; kurz nach dem Erdbruch war ein Steiger mit 5 Mann eingefahren, um die Gefährten zu suchen, doch kehrte er unverrichteter Sache zurück. Die Rettungsversuche, welche man in den nächsten Tagen mit aller Anstrengung fortsetzte, wurden stark durch das Wetter beeinträchtigt, fortwährend fiel Regen. Nach der Berechnung Sachverständiger sollten mindestens 200,000 Kubikmeter Erdmassen versunken sein.

Von Tag zu Tag schwand immer mehr die Hoffnung, daß es gelingen werde, die Unglücklichen noch am Leben aus der Gruft zu retten. Lautes Wehklagen gab es in dem Dorfe, und mit jedem Tage verringerte sich die Wahrscheinlichkeit, daß es trotz aller verzweifelten Anstrengungen, welche die Bergleute zur Rettung ihrer Gefährten unternahmen, nur möglich sein werde, die Leichen der Verunglückten aus dem finsteren Grabe noch einmal an das Tageslicht zu schaffen.

Aber Gottes Hand hat wunderbar die armen Verschütteten behütet und ihrer keinem ein Haar krümmen lassen.

Volle acht Tage hatten die Männer unter kundiger Anleitung gearbeitet. Es arbeiteten Tag und Nacht sieben Mann unter der Erde, um einen Schacht zu den Verschütteten hin zu graben. Wer schildert die Freude, als am Donnerstag, den 26. Juni, Mittags gegen 12 Uhr der Steiger Reifland mit noch zwei Bergleuten auf acht der Verschütteten stieß, die wie todt auf einem Haufen beisammen lagen, aber noch bei vollem Bewußtsein waren. Ohne Licht, ohne Nahrung, ohne Hoffnung hatten diese Unglücklichen volle acht Tage in ihrem Grabe zugebracht. Sie wurden an die einen Meter hohen Kübel, in denen man bis dahin das Wasser zu Tage geschafft hatte, angebunden und so zu Tage gefördert. Man setzte sie auf Holzstämme, legen durften sie sich nicht, hüllte sie in warme Decken und stärkte sie mit etwas Wein und Bouillon. Der Jubel der schnell herbeiströmenden Menge war ebenso groß wie vorher die Klage der Frauen, zumal man nicht mehr an die Rettung gedacht hatte, und ganz besonders darum, weil unter den Achten Einer war, der

vorher bei den 35 Vermißten auf einem andern Flötz gewesen war und berichten konnte, daß auch diese noch am Leben seien. Besonders rührend war es, als ein Bergmann athemlos um 1 Uhr aus der Arbeit gestürzt kam und in einem der Geretteten den vermißten Bruder erkannte.

Die Geretteten waren fast alle durch Kälte, Hunger und schlechte Luft so erschöpft, daß sie wie von einem Traume befangen dasaßen und sich gegen die Freudenbezeugungen der Ihrigen vollständig theilnahmlos verhielten. Alles um sie her war voll von Jubel, viele weinten vor Freude. Und als nun erst im Laufe des Freitags die anderen 35 Mann ebenfalls an das Licht des Tages nach lebend befördert wurden, da wollte die Freude kein Ende nehmen. Die Frauen, welche ihre Männer wiederfanden, die Kinder, welche ihre Väter wieder sahen, die geretteten Männer, alle Umstehenden weinten vor Freude und Rührung. Oberbergrath Ammon dankte in einer zündenden Rede den Rettern, und dann sangen Alle dem gütigen Gott einen Lobgesang.

In ganz Deutschland hat man an dem Loose der Verschütteten innigen Antheil genommen, allgemein war die Freude über deren wunderbare Rettung. Der Kaiser dankte den braven Rettern durch ein Telegramm aus Ems, in welchem er ihnen sein warme Anerkennung aussprechen ließ. Graf Henkel von Donnersmarck, der Besitzer der Grube, hatte sich an Ort und Stelle begeben und belohnte die unermüdlichen Lebensretter reichlich. Der um die Rettungsarbeiten hochverdiente Steiger Reifland erhielt vom Grafen als Dank eine Anweisung von 3000 Mk., die Steiger Rath und Ranik je 900 Mk. Letzterer hat in aufopferndem Muthe hinter einander 21 der Verschütteten auf seinem Rücken durch den langen verposteten Stollen bis zum Förderschachte geschleppt. Wir aber gedenken an das Wort Psalm 107, 10 ff.: Die da sitzen mußten in Finsterniß und Dunkel, gefangen in Zwang, und zum Herrn riefen in ihrer Noth, und er ihnen half aus ihren Aengsten, und sie aus der Finsterniß und Dunkel führte und ihre Bande zerriß: die sollen dem Herrn danken um seine Güte und um seine Wunder, die er an den Menschenkindern thut. E. A.

Interessante Züge aus dem Leben berühmter Persönlichkeiten.

Nach P. Mouls' Recueil de Contes Moraux, deutsch von R. L.

VI. Nutzen des Studiums der Weltgeschichte. Charles Rollin, der hochberühmte, edle französische Geschichtsforscher (geb. 1661, gest. 1741), war der Ansicht, daß eine unparteiische Kenntniß der weltgeschichtlichen Ereignisse zu einer Sittlichkeitsschule für alle Menschen werde. Die Weltgeschichte beschreibt die Laster und Leidenschaften, reißt den falschen Tugenden die betrügliche Maske ab, befreit uns von irrigen Ansichten und volksthümlichen Vorurtheilen, vertreibt den lockenden Zauberschimmer von den Reichthümern dieser Welt und von dem eitlen Glanz, der schon so viele Menschen geblendet. Sie zeigt uns durch tausende der überzeugendsten Beispiele mehr als alle Vernunftgründe, daß es nichts wahrhaft Großes, Hohes und Lobenswerthes gibt, als Treue und Ehrenhaftigkeit. Aus der Achtung und Bewunderung, welche selbst die verworfensten Menschen einer edlen, eigennützigen That nicht versagen können, macht uns das Bekanntsein mit der Weltgeschichte folgern, daß die Tugend das höchste irdische Gut des Menschen ist, und daß nur die Tugend den Menschen wahrhaft groß und achtungswürdig macht. Eine über Einseitigkeiten erhabene Kenntniß der Weltgeschichte lehrt uns den Werth der Tugend besser würdigen und zeigt uns ihre reine Schöne selbst dort, wo Armuth, Elend und Niedrigkeit andern großen Geisteseigenschaften den Raum zur Entfaltung beengen. Die Weltgeschichte, vorurtheilsfrei aufgefaßt, lehrt uns Ehrgeiz, Habgier, Rachsucht und alle Laster verabscheuen, und säßen sie mit Purpur, Gold und Edelstein geziert auf einem stolzen Königsthron. In mehr als einer Beziehung gilt was Schiller, Deutschlands edler Dichter, sagt:

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Sollte dem Lesehunger und Wissensdurst der Jugend keine sättigendere und kräftigendere Nahrung geboten werden, als läppische Däumlings-Märchen, heidnische Sagen von Riesen, verwünschten Bergprinzessinnen, Meerjungfern, Rübezahl-Spuk-Anekdoten, erfundene Geschichten? 2c. Sollte man das kindliche Gemüth mit solchem mehr als unnützen Kram beschweren, und hernach kommt der Schulmeister und sucht die ganze Märchen- und Spuk-Sippschaft wieder aus dem Gedächtniß hinauszuräumen — manchmal gar mit dem Stock.

Plutarch erzählt uns, daß Cato der Aeltere (geb. 234, gest. 149 v. Chr.), der berühmte römische Staatsmann und Mäßigkeitsfreund (er trank nichts als Wasser) ganz besondere Sorgfalt darauf verwandte, seinen Söhnen vom frühesten Kindesalter an zu einer gediegenen Kenntniß der Weltereignisse zu verhelfen. Gedruckte Bücher gab es damals noch nicht (Buchdruckerkunst erfunden um 1440), und so schrieb Cato mit eigener Hand in großen Schriftzeichen für seine Kinder schöne Historien, damit, wie er sagte, sie von Kindheit an mit den größten

Männern bekannt würden, ohne aus dem väterlichen Haus gehen zu müssen.

Beschämt nicht dieser edle Heide manchen sogenannten christlichen Vater, der seine Kinder zwar mit Brod versorgt, ihren Geist aber hungern und darben läßt, und dem ein einziger Cent pro Tag für „Christl. Botschafter," „Evang. Magazin" und „Christl. Kinderfreund" schon eine zu große Ausgabe dünkt, um sich und den Seinen gesunde geistliche Nahrung zu verschaffen? Gott bessere es!

VII. Dankbarkeit bis in den Tod.

Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts herrschte in Frankreich eine schreckliche Zeit. Drei Parteien standen sich mit den Waffen in der Hand gegenüber, die Royalisten oder Königlichen (vom franz. le roi; der Knöig), die Guisen (Anhänger der fanatisch-katholischen Herzöge Franz, Heinrich und Karl von Guise), und die Hugenotten oder französischen Protestanten. Das bekannteste Ereigniß jener Zeit ist die Pariser Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht (24. zum 25. Aug. 1572), wo in Paris allein etwa 2000 Protestanten, Männer, Frauen und Kinder mit Einwilligung des Königs Karl IX. meuchlings ermordet wurden. Die Zahl der in jenen Schreckenstagen in den französischen Provinzen Hingeschlachteten wird verschiedentlich von 30,000 bis 120,000 berechnet, obschon katholische Schriftsteller nur 800 oder 900 zugeben wollen. Nachdem der feige, sittenlose König Karl IX. in 1572 elend gestorben, folgte ihm sein Bruder, Heinrich III., auf dem Thron. Dieser Fürst, wenig besser als sein Vorgänger, setzte den Unterdrückungskrieg gegen die Protestanten fort, entzweite sich aber mit der fanatisch-katholischen Partei der Guisen, ließ am 23. und 24. December 1588 mehrere Führer derselben meuchlings aus dem Weg räumen, war darauf vom Papst in den Bann gethan und am 1. Aug. 1589 von dem bigotten Dominikanermönch Jacques Clement ermordet. Nächster Thronerbe war Prinz Heinrich von Navarra, ein protestantisch erzogener, hochherziger, wenn auch nicht in allem musterhafter Fürst. Die katholische Partei wollte ihn aber nicht, weil er Protestant war, und es kam zu einem erbitterten, mehrjährigen Erbfolgekrieg, der erst 1593 durch Heinrich IV. Uebertritt zum Katholicismus im Wesentlichen beigelegt wurde.

Während dieses Krieges belagerte der königliche Marschall Jean d'Aumont (geb. 1522, erschossen 1595 bei der Belagerung von Camper) das von der katholischen Partei besetzte Städtchen Grodon in der Bretagne. Die Besatzung bestand meist aus spanischen Soldtruppen, diese waren äußerst hartnäckig und trotzten den Belagerern bis aufs äußerste. Erbittert und gereizt befahl Marschall d'Aumont seinen Soldaten, keinem der Spanier Pardon zu geben, sondern alle niederzumetzeln — keiner solle lebendig entkommen. Trotz dieses grausamen Befehls rettete ein englischer Soldat einem der Spanier das Leben; beide wurden aber verrathen, und man führte sie vor das Kriegsgericht. Der Engländer gestand ohne Zögern seinen Ungehorsam und erklärte, er wolle gerne den Tod erleiden, wenn man nur dem Spanier das Leben schenke. Der Marschall war höchst erstaunt und frug den Angeklagten, warum er sich so sorge um die Erhaltung seines Feindes? „Darum," antwortete der Soldat, „weil er mir bei einer ähnlichen Gelegenheit auch das Leben gerettet hat, und die Dankbarkeit erfordert, daß ich ihm jetzt sein Leben rette, selbst wenn es mein eigenes kostet." Marschall d'Aumont war tief gerührt von dieser hochherzigen Erkenntlichkeit des englischen Soldaten, schenkte ihm das Leben wie auch dem Spanier und ehrte beide mit warmer Anerkennung und reichem Lob.

VIII. Soliman II.

Soliman II., zubenannt „der Herrliche" (geb. 1493, gest. 1566 vor Szigeth in Ungarn), der zehnte Sultan der Türkei, war ein für seine Zeit höchst vielseitig gebildeter Mann. Er war in den Wissenschaften wohl erfahren und überdem ein anerkennenswerther Dichter, ein weiser Gesetzgeber, ein umsichtiger Staatsmann und ein entschlossener Feldherr. Wie damals fast alle Fürsten führte er viele Kriege, diese galten ja (und gelten leider noch) vielen sogenannten christlichen Staatsmännern als nichts Schändliches und Gemeines, sondern als etwas Ritterliches und Großes. Und wenn sogenannte christliche Fürsten so denken und handeln — was kann man dann von einem Muhamedaner erwarten?

Voll Ehrgeiz, voll Thatendrang und großer Pläne finden wir Soliman I. schon 1521, ein Jahr nach seiner Thronbesteigung als Eroberer der ungarisch-serbischen Festung Belgrad, in 1522 nahm er den Johanniter-Rittern die Insel Rhodus (erwähnt in Apstg. 21, 1) weg, besetzte 1529 Ofen und Pest (Budapesth), die Hauptstädte Ungarns und belagerte sogar Wien, die Hauptstadt von Oestreich, wurde aber dort zurückgeschlagen.

Kurz nach der Belagerung von Belgrad kam eines Tages eine arme ungarische Frau und beschwerte sich mit Thränen und Bitterkeit, daß ihr die Soldaten ihr ganzes Hab und Gut, nemlich ihre Kühe genommen. „Dann mußt du aber fest geschlafen haben, wenn du die Diebe nicht hast kommen hören," erwiderte lachend der Sultan. „Ja, ich schlief," rief die Frau, „weil ich glaubte, Eure Hoheit wachte über die Sicherheit der armen Leute." Der Sultan, nicht ohne Menschlichkeit und Mitgefühl, nahm diese zweideutig-verwegene Antwort in gutem Humor und sorgte für angemessenen Schadenersatz.

IX. Belohnte Kindesliebe.

Wie viele schlaflose Nächte, wie viel Arbeit, Mühe, Zeit, Geduld und Selbstverleugnung erfordert es, ein Kind in seinen ersten vierzehn Lebensjahren zu pflegen, zu stillen, zu säubern, zu kleiden, zu schulen und mit allem Nöthigen zu versorgen! Solch ein kleiner Kostgänger macht mit seiner Ungeduld, Begehrlichkeit (und sollen wir's sagen? Unartigkeit?) ꝛc. ꝛc. oft mehr Trubel als ein Erwachsener! Und wie die Jungens essen können! Mancher von 12 Jahren hat einen Appetit größer

als mancher Mann von 24 oder 36. Kostgeld aber kostet's in den Städten die Woche 4 Dollars pro Mann, macht pro Jahr 208 und in 14 Jahren 2912 Dollars. Dabei sind nicht mitgerechnet: die Schalttage, Kleidung, Schuhwerk, Wäsche, Strümpfe stopfen, Flicken, Schulung, Doctor, Medicin, Wachen und Pflege beim Kranksein, Geschenke für Weihnacht, Geburtstag ꝛc., Naschgeld, Sonntagschul- und Missionspfennige, Fahren auf Eisenbahn ꝛc., zerbrochene Scheiben, Teller, Tassen ꝛc., verlorene Messer, Bleistifte ꝛc., die Ertheilung von Rath und guter Lehre in Form von Worten, ungebrannter Asche ꝛc., Anlernen zu lohnender Arbeit ꝛc., ꝛc. Letzteres, wenn alles zusammengerechnet, ist mindestens noch einmal so viel werth als das Essen und Trinken—somit schuldet ein Stadtbürschchen von 14 Jahren seinen Eltern etwa 6000 Dollars. Kann er—will er es ihnen jemals zurückbezahlen? Ach nein, das kann er nicht? Und viele können sich mit 14 Jahren noch ihr Brod nicht verdienen; bei den „Gestudirten" dauert's oft bis 24 oder 30. Und doch machen sie noch gar oft sauere Gesichter, wenn der alte Vater (zu Cigarren, Picnics ꝛc.) nicht so viel Geld schickt, als sie meinen. Solch einer sollte sich schämen!

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest, und daß dir's wohl gehe," so gebietet uns die heilige Schrift. (5 Mos. 5, 16; 2 Mos. 20, 12; Eph. 6, 1–3; Col. 3, 20 ꝛc.) Und die heil. Schrift hat immer recht, selbst wenn es manchmal scheinen sollte, als ob es nicht so sein könnte. Folgende zwei historische Beispiele—eins ein heidnischer, eins ein christlicher Sohn—bestätigen, wie viele andere, das Wort der Schrift.

Nach der berühmten Schlacht von Actium (31 v. Chr.) ließ der damalige Triumvir, nachherige römische Kaiser Augustus (geb. 63 vor, gest. 14 nach Chr., erwähnt in Evang. Lukas 2, 1) die zahlreichen Gefangenen an sich vorüberziehen. Unter ihnen befand sich auch einer von Augustus' grimmigsten Feinden, Namens Metellus. Kummer und Entbehrung hatten ihn schrecklich entstellt, dennoch erkannte ihn auf den ersten Blick sein in der siegreichen Armee dienender Sohn, eilte auf ihn zu und schloß ihn ungestüm in seine Arme. Dann Thränen in den Augen, wandte er sich zu Augustus, „mächtiger Gebieter," rief er, „mein Vater war bisher dein Feind, und als solcher hat er den Tod verdient, ich aber habe dir treu gedient und bin wohl der Erkenntlichkeit werth—als Lohn für meine Dienste schenke mir das Leben meines Vaters, und laß du mich statt seiner sterben!" — Augustus hatte sich, trotz vieler Kriege, ein mildes, versöhnliches Herz bewahrt, wurde tief gerührt durch die kindliche Liebe des jungen Metellus und schenkte seinem erbittertsten Feind das Leben. Dies that ein heidnischer Jüngling für seinen Vater—wer thut's ihm nach—wer thät's ihm zuvor in Liebe zu den Eltern? Doch hier noch ein Beispiel.

Athanasius d'Ayala, ein junger Edelknabe, befand sich als Page am Hofe Kaiser Karl V. (geb. 1500, gekrönt zu Aachen 1520, gest. 1558 in Spanien). Im Jahre 1522 brach in Spanien eine Empörung aus, auch der Vater des jungen Ayala schloß sich den Rebellen an, wurde in Reichsacht erklärt, verlor dadurch alle seine Güter und mußte flüchten, um nur das nackte Leben zu retten. Athanasius, obschon nur noch ein Knabe, erkannte wohl die traurige Lage seines Vaters und hätte ihm gern helfen mögen. Er besaß aber nichts an Geld oder Werthsachen als ein Pferd, welches er nöthig hatte zu seinen Uebungen im Reitenlernen. Dieses Pferd verkaufte der Knabe und sandte das dafür gelöste Geld an einen Freund seines Vaters, um es diesem einzuhändigen. Das war nun zwar gut, aber leicht genug, jedoch wie Athanasius sich hernach benahm, verdient alles Lob. Seine Kameraden frugen und plackten ihn nemlich jeden Tag, um zu wissen, was er mit seinem Pferd gethan. Er ließ aber alles mit Stillschweigen über sich ergehen, damit die Sache nicht bekannt und das Geld vielleicht von den Behörden beschlagnahmt würde, ehe der Vater es bekäme. Der edle Knabe ertrug es selbst, daß man ihn mit Spott und Hohn beschuldigte, er habe sein Pferd verkauft und das Geld verspielt, oder sonstwie vergeudet. Athanasius verrieth sein Geheimniß nicht. Schließlich kam die Sache vor den Kaiser, dieser ließ den Knaben rufen und verhörte ihn selbst betreffs des verschwundenen Pferdes. Hier gestand Athanasius alles ein, und sagte ohne Zögern und Umschweife die volle Wahrheit. Der Kaiser ließ ihm darauf ein anderes, prachtvolles Pferd geben, beobachtete den Knaben fortan mit Wohlgefallen, und einige Jahre nachher belohnte er ihn glänzend für einen Dienst, den der junge Ayala ihm zu erweisen Gelegenheit hatte.

X. Eine heldenmüthige Frau.

Kang-Hi, Kaiser von China und Begründer der Mantschu-Herrscherlinie (gest. 1669), war ein den Wissenschaften geneigter und auch den katholischen Missionaren (protestantische gab es damals noch nicht) günstig gesinnter Fürst. Er war überdem ein fleißiger Schriftsteller und wegen seiner vielen guten Eigenschaften mehr beliebt als die meisten Fürsten es sind.

Eines Tages ging er mit mehreren seiner Frauen spaziren in einem Park, wo mehrere wilde Thiere gehalten wurden. Unerwartet, fast plötzlich, zwängte ein starker Bär die Riegel seines Käfigs los und schritt Schnurstracks mit großen Schritten dem Kaiser und seiner Gesellschaft entgegen. Die Frauen, furchtbar erschreckt, sprangen voll Todesangst davon—nur eine, Namens Song-Chi hatte den Muth zu bleiben. Ja, sie that noch mehr! Mit kühner Entschlossenheit warf sie sich zwischen den Kaiser und das gefürchtete Raubthier — der Bär kommt, hält an und bleibt stehen, gafft eine Weile, kehrt dann ruhig um und geht wieder in seinen Käfig.

Der Kaiser, erstaunt über die Unerschrockenheit dieser Frau, wollte nun wissen, was sie veranlaßt habe, sich so rückhaltslos der Wuth dieses grimmigen Thieres auszusetzen. Sie erwiderte darauf: „Ich bin nur eine Frau, mein Leben hat wenig zu bedeuten für Ruhe und Wohlergehen des Staates, das Leben des Kaisers aber ist kostbar, und ich hätte doch nicht zögern sollen, so zu thun, wie ich gethan." Der Kaiser, ergriffen von solcher Großmuth, zeichnete fortan diese Frau vor allen andern aus und behandelte sie seitdem mit eben so viel Zartsinn als besonderer Hochachtung.

Leuchtende Thiere.

I.

Man zählt gegenwärtig etwa 110 Arten von leuchtenden Thieren auf Erden. Sie sind überall zu treffen, sogar im Meer findet man sie; doch ist von all diesen Geschöpfen keines so bekannt, als der gewöhnliche Leuchtkäfer, Glühwurm oder auch Johanniskäfer genannt, weil derselbe um die Zeit des Johannistages am häufigsten zu sehen ist. Daß dieses Thierlein Käfer und Wurm zugleich genannt wird, hat seinen guten Grund; denn es ist scheinbar beides. Das Weibchen, das keine Flügel hat, gleicht einem Wurm, das geflügelte Männchen erscheint als ein Käfer; beide leuchten. Es gibt zwei Arten bei uns, eine größere und eine kleinere; die kleinere kommt häufiger vor und hat ein stärkeres Leuchtvermögen als die andere.

Westindische Mädchen schmücken sich mit Leuchtthieren.

Es gewährt einen höchst reizenden Anblick, wenn die lebenden grüngoldnen Fünkchen in der Luft und in dem dunkeln Buschwerk umherschweben, während andere, die ungeflügelten nemlich, mit noch stärkerem Licht aus dem thauigen Grase emporleuchten. Nicht in jedem Jahr sind die Glühwürmchen häufig und nicht in jeder Gegend. Man kann es immerhin als ein Glück betrachten, wenn man sie einmal in sehr großer Zahl zu sehen bekommt. So werden sie gesehen auf nächtlicher Wanderung in Waldthälern Mitteldeutschlands um die Zeit der Mitsommernacht. Um diese Zeit nur finden sie sich in so großer Menge, daß der Boden, das Laub der Gebüsche und Felswände selbst wie mit Funken überstreut erscheinen; einzeln sieht man sie in den milden Nächten bis in den Oktober hinein. Das Wunder der Nacht, das zauberhafte lebendige Licht erweist sich, in der Nähe und bei Tageslicht betrachtet, als ein sehr unscheinbares Wesen. Dasselbe ist außerdem am Tage, weil es sich im Grün verborgen hält, nicht so leicht zu finden.

Woher kommt ihr Leuchten? Der Dichter findet natürlich bald eine Erklärung, welche ihm genügt, er läßt den Glühwurm ein Lichtchen oder ein Laternchen tragen, zu dem Zweck, verirrten Käfern nach Hause zu helfen oder den Elfen bei ihrem Tanz auf Rasen und Moos zu leuchten. Der Naturforscher bringt das Thier unter das Mikroskop und entdeckt, daß das Licht von einer sehr zarten Zellensubstanz am Hinterleibe ausgeht. Wie aber dieselbe dazu kommt, Licht zu verbreiten, kann er nicht sagen; wir müssen uns mit der Thatsache begnügen, daß es eine leuchtende Substanz ist.

Die Johanniskäferchen werden aber an Glanz und Licht weit übertroffen von den leuchtenden Insekten oder Feuerfliegen der neuen Welt. In Mittel- und Südamerika kommen gegen hundert Arten derselben vor, welche zu der Familie der Elateriden oder Schnellkäfer gezählt werden, zu denen auch der europäische „Schmied" gehört. Dieser führt zwar keinen Leuchtapparat bei sich, besitzt aber dafür die Kunst, sich auf wunderbare Weise emporzuschnellen. Ueber seine leuchtenden Verwandten, die Feuerfliegen Amerikas, ist seit älterer Zeit viel berichtet und wohl auch mancherlei erdichtet worden. So sollen die Spanier, als sie gegen Mexico zogen, in gewaltigen Schrecken gerathen sein, weil sie diese Insekten für die Lichter eines großen feindlichen Heerlagers hielten. Ebenso wird erzählt, daß die Engländer, als sie zuerst an der Küste von Westindien landeten, vor denselbigen Feuerfliegen Reißaus genommen hätten, weil sie glaubten, die spanische Armee rücke mit brennenden Lunten gegen sie an. Ob nun den Feuerfliegen wirklich der Ruhm gebührt, Spanier und Engländer in Schrecken gesetzt und gar in die Flucht geschlagen zu haben, mag man für wahr halten oder nicht, jedenfalls ist es genügend festgestellt worden, daß verschiedene Elateriden ein prächtiges und starkes Licht verbreiten. Einer aus Noctilucus, der in seiner Heimath Pyrophorus Cucujo heißt, gibt, wie versichert wird,

einen so hellen Schein, daß sich bei demselben gewöhnliche Druckschrift ohne Mühe lesen läßt. Hält man ihn zwischen zwei Fingern und bewegt ihn so über das Blatt hin, so wird von seinem Licht ein Fleck von zwei Zoll im Durchmesser vollkommen hell erleuchtet. Die Damen im Süden Amerikas gebrauchen diese Leuchtkäfer als Schmuck, indem sie dieselben, in Tüll gehüllt, auf ihren Kleidern und in ihrem Haar befestigen. Die einfachen Kinder der Natur, die eingeborenen Mädchen in Westindien, haben ihre Freude daran, sich gegenseitig mit lebendigen Diamanten zu schmücken, ohne Tüll dabei zu verwenden. (Tüll ist die berühmte Art Spitzen, welche nach ihrem Erfinder genannt wird.)

Kleine und große Leuchtkäfer.

Auch Männer verschmähen nicht immer einen solchen Schmuck. So erschien bei einer Gelegenheit Don Domingo Conde von Columbien auf der Abendpromenade mit einem enormen Leuchtkäfer als Schnalle auf seinem Panamahut, dessen Krämpe mit einer Schnur von kleineren Feuerfliegen verziert war. Derselbe hatte, wie das amerikanische Blatt, dem diese Notiz entnommen ist, hinzufügt, in seinem Palast Käfige aus Silberdraht mit Myriaden von Leuchtkäfern.

Das Licht, das diese Thiere verbreiten, ist um so reizender für das Auge, als es in wechselnden Farben strahlt: roth, golden und grünlich. Und wenn im Freien diese bunten schwebenden Lichter aus dem Schatten einer tropischen Vegetation aufglänzen und funkelnd umherfahren, so ist der Anblick ein so wundervoller, daß diejenigen, welche ihn schildern, nicht genug Worte des Entzückens darüber finden können. Wie ärmlich sei dagegen alles, was Menschenkunst an prächtigen Illuminationen zu Stande bringt.

Die Feuerfliegen der Tropenwelt unterscheiden sich von unsern einheimischen Leuchtkäfern, von anderm abgesehen, dadurch, daß der Sitz des Leuchtvermögens bei ihnen eine andere Stelle des Körpers ist, als bei jenen. Bei den Elateriden geht das Licht aus von zwei wachsgelben Flecken auf dem Rücken des Thieres, an den Hinterecken des Halsschildes, welche von älteren Beobachtern für die Augen gehalten wurden. Zwei andere Flecken solcher Art befinden sich versteckt unter den Fliegeldecken und sind nur zu sehen, wenn das Thierchen fliegt. Die leuchtende Substanz ist eine ölige, körnige gelbe Masse, aus Zellen ge-

Der Cucujo, Pyrophorus noctilucus.

bildet, durchzogen von Stämmen und Zweigen der Luftröhre. Sie erinnert in ihrem Aussehen an den Phosphor. Außer diesen Käfern wird noch manchen andern Insekten Leuchtkraft zugeschrieben. Die Nachrichten über solche Lichtspender beruhen aber in den meisten Fällen auf dem, was Reisende gesehen haben wollen, oder was ihnen von angeblich zuverlässigen Gewährsmännern berichtet worden ist. Noch heutzutage werden die Laternenträger, zu der Gattung Fulgora gehörend, hier und da als leuchtende Thiere beschrieben. Durch neue Forscher scheint es aber erwiesen zu sein, daß in der Familie der fälschlich sogenannten Leuchtzirpen keine einzige Art vorkommt, welche wirklich leuchtet. Einige unter ihnen tragen zwar eine Laterne, aber es ist kein Licht in derselben.

Heimkehr aus langer Irre.

Eine Danktags-Geschichte.

Von R. M.

Es war in den ersten Novembertagen; ein neblig kalter Regen, welcher jeden Augenblick in Schnee umzuwandeln drohte, machte den Eindruck, daß der Winter vor der Thür sei. Kurz nach Sonnenuntergang trat aus einer der ärmlichen Hütten, welche in der Nähe des Ohioflusses den elendesten Stadttheil von Cincinnati bilden, ein junger Mann, und ging nachdenkend der Straße entlang, bis er zu einem der berüchtigsten Trinklokale kam, welche den armen, aber verworfensten Arbeitern der Stadt als Sammelplatz dienten, und wo diese gewöhnlich ihren Taglohn vertranken und verspielten. Nach dem Aussehen zu urtheilen, war der Mann schon ein Vierziger, aber in der That hatte er Dreißig noch nicht überschritten. Schwelgerei und ein ausgelassenes Leben hatten ihre Folgen auf sein Angesicht eingegraben; er schien leiblich und geistlich ruinirt zu sein.

Heute war er nicht wie gewöhnlich aufgelebt; er ging still und sinnend dahin, als wenn er über sein vergangenes Leben nachdächte. Vielleicht dachte er an frühere bessere Tage, an eine gute Heimath, an liebe Eltern und Geschwister, wer weiß; kurz, es war ihm unmöglich ins richtige Fahrwasser zu kommen. In dem Lokal, in welches er jetzt einkehrte, verbrachte er gewöhnlich seine Abende, aber auch seinen sauer erworbenen Taglohn, denn hier sammelten sich seine Kameraden, verkommene Gesellen, wie er auch; dann wurde gespielt und getrunken, bis das Geld alle war und Etliche auf die Straße geworfen wurden. Auch diesen Abend spielte er, aber leider so unglücklich, daß sein Geld dahin war, ehe er noch Gelegenheit hatte, sich zu betrinken. Er verließ das Zimmer und die Spielgesellschaft mit einem Fluch auf den Lippen und ging nach der Schenkstube; hier setzte er sich mißmuthig an einen Tisch, nahm eine Zeitung zur Hand, um sich den Aerger durch Lesen vom Halse zu schaffen. Schon den ganzen Tag schien er übel aufgelegt gewesen zu sein, jetzt aber doppelt so, denn das bischen Geld, für welches er zehn Stunden gearbeitet hatte, war in weniger als einer Stunde fort, und er murrte, weil ihn das Unglück so verfolgte.

Während er zu lesen suchte, fiel sein Auge auf einen Zeitungsartikel, welcher ihn plötzlich zu fesseln schien: „Danksagungstag in Vermont" war die Ueberschrift. Er las diesen Artikel mehreremal durch und stierte dann gerade vor sich hin. Was war es denn, das ihn so ergriff? Weiter nichts als eine Bekanntmachung, daß der Gouverneur von Vermont einen Danksagungstag ausgeschrieben habe, und doch—noch etwas: der Editor hatte noch einen Satz beigefügt: „Wir waren auch einst ein Vermonter. Danksagungstag in Neuengland ist ein Familienfest, welches alle Glieder der Familie zusammenbringt; man freut sich das ganze Jahr auf die Zusammenkunft. O, wie mancher irrende Sohn würde einen herzlichen Empfang genießen, wenn er sich entschließen könnte, heim zu kehren zu Eltern und Geschwistern! Sollte ein solcher irrender Wanderer diese Zeilen lesen, möchten wir ihm zurufen: Um der Liebe deiner Mutter willen, Irrender, kehre heim!"

Das war es, was ihn so bewegte; jedes Wort schien für ihn geschrieben zu sein. Freudige Erinnerungen drängten sich seinem Gemüthe auf, um ebenso schnell durch traurige Wirklichkeit verdrängt zu werden; er kämpfte sichtlich einen harten Kampf, er war tief ergriffen, und die längst versiegten Thränenquellen öffneten sich; er hob die Zeitung so, daß Niemand seine Thränen sehen sollte, aber er verlor alle Selbstbeherrschung. In seinem tiefen Seelenschmerz schien er nur eine Stimme zu vernehmen, und das war die Stimme seiner Mutter, welche ihm zärtlich zuzurufen schien: „Willie, komme heim! komme heim!"

„Ach, könnte ich heim, mir wäre am Ende noch zu helfen. O, könnte ich wenigstens vor der Thür des elterlichen Hauses sterben, wie ein armer Hund vor der Thür seines Herrn stirbt!" Das war seines Herzens Seufzer zu dieser Stunde.

Plötzlich raffte er sich auf und verließ das Lokal. Niemand fragte warum, denn es war ja bekannt, daß er sein Geld bereits verloren hatte, von ihm war nichts mehr zu erlangen. Er eilte nach seinem Kosthaus, der

Regen hinderte ihn nicht; er suchte seinen Weg nach seinem Zimmer im Finstern, denn er nahm sich nicht Zeit, Licht zu machen, es trieb ihn, allein zu sein. Er entkleidete sich und warf sich auf sein Lager, aber nicht um zu schlafen; er wollte allein sein, er wollte denken. Er muß einen fürchterlichen Kampf gekämpft haben, denn er wurde laut und rief endlich: „O, wäre ich nie abgewichen! hätte ich nie geirrt!" „Gehe heim!" hieß es in seinem Innern, „gehe heim!"—„Nein, nein! ich will sie nicht durch meine Gegenwart beleidigen, mögen wenigstens sie glücklich sein!"

Aber der Wunsch, heimzukehren, hatte Wurzel gefaßt und war nicht mehr zu unterdrücken. Es war ein schwerer und langer Kampf, welcher erst gegen Morgen in einem süßen, aber doch unruhigen Schlaf endete. Traumgebilde aus der Heimath und der Jugend umgaben den müden Schläfer, so daß er am Morgen gar nicht geschlafen zu haben wähnte, aber der Kampf, welcher scheint's im Traum noch fortgeführt worden, war entschieden: „Ich gehe heim, ich sah sie alle, sie erwarten mich!" waren die ersten Worte beim Erwachen.

Der Entschluß war nun gefaßt, aber wie soll er ausgeführt werden? Sparen, um neue Kleider anzuschaffen und Reisegeld zu verdienen, war nun die Hauptsache. Eine Woche ging darüber hin, ohne daß auch nur ein Tropfen starken Getränks über seine Lippen gekommen wäre, allein Willie sah nun wohl ein, daß es zu langsam ging, und er befürchtete, sein Vorsatz möchte scheitern durch das Warten. Er lebte im Geist daheim bei den Eltern, das erhielt seinen Vorsatz frisch; aber er konnte nicht mehr warten, denn ein verzehrendes Heimweh bemächtigte sich seiner. Auf einem Dampfer, welcher für Pittsburg bestimmt war, erhielt er nun Arbeit als Kohlenschaufler; drei Dollars und Kost waren sein Lohn. Von der ersten Woche seiner Entscheidung hatte er zwei Dollars erspart; dafür ließ er sich ein paar Stiefel herflicken und einige Kleidungsstücke waschen. Er stand als ein ganz anderer Mensch da, als er nach langer Zeit wieder einmal frische Wäsche anzog, und einige Kameraden machten lobende Bemerkungen, welches seinen Muth stärkte.

Mehr als einmal nahte sich der Versucher an den Heimkehrenden auf dem Schiffe, es gab heiße Kämpfe; aber der Gedanke an die Heimath gab ihm Muth und Kraft zum Widerstehen. Die neuerwachte Liebe zu Eltern und Geschwistern machte ihn hoffnungsvoll, obgleich er auch dazwischen wieder zitterte.

Mit drei Dollars in der Tasche machte sich Willie von Pittsburg zu Fuß auf den Weg nach Philadelphia. Acht Tage war er auf der Reise, und als er in Philadelphia ankam, waren seine Stiefel hin und sein Geld alle. Von der Reise ermüdet und von der Müdigkeit krank, stand er wieder rathlos da. Er bat in einem Wirthshaus um ein Stück Brod, aber man bot ihm einen Schnapps. Als hätte man einen Hund auf ihn gehetzt, so floh er von der Stelle, denn er war zu nahe daheim, um noch einmal in die Krallen des Teufels zu fallen. Aber was nun thun? Bisher hatte er noch nicht gebetet; sein eigener Wille hat ihn gestärkt und erhalten, aber nun stand er rathlos da, und weinte wie ein Kind, das Heimweh hat. Jetzt versteckt er sich hinter eine Kirche, wo er ungestört allein sein konnte. Da—seit Jahren zum erstenmal—schüttete er sein Herz aus vor Gott, er weinte, daß er seine Hände in Thränen hätte waschen können; sollte er am Ende dem Feind wieder in die Hände fallen, und sollten seine guten Vorsätze alle scheitern?

Als er aus seinem Versteck hervorkam, ging er raschen Schrittes dem Hafen zu, und der erste Mann, den er traf, war ein alter Bekannter von Cincinnati, mit welchem er gar manchen Dollar verspielte und vertrank. Der Schrecken schien gegenseitig zu sein, denn keiner war auf ein solches Zusammentreffen vorbereitet. Der Fremde hatte scheint's Cincinnati verlassen, um sich zu bessern, deßhalb wollte er sich mit dem Neuangekommenen gar nicht einlassen. Nun öffnete Willie aber sein Herz und erzählte seinem alten Genossen die Erfahrungen der letzten Tage und die Vorsätze für die Zukunft. Das änderte die Sache; durch die Vermittlung dieses Mannes bekam Willie nun eine Mahlzeit, und nachher auch eine Stelle auf einem nach Boston bestimmten Schiffe.

Gerade zwei Wochen waren vergangen seit er Cincinnati verlassen hatte, als sich die Segel entfalteten, welche ihn heimwärts führen sollten. Willie's Herz war zum Zerspringen voll, denn der Gedanke: nach zehnjähriger Abwesenheit heim zu kommen, und zwar so heim zu kommen, wie er, drohte ihn zu überwältigen; aber seitdem er nun gebetet hatte, betete er noch öfters, und im Gebet fand er immer noch einen festen Haltpunkt. Je näher Willie zur Heimath kam, desto größer wurden seine Kämpfe. Im Geiste spiegelte er sich die Heimath vor, wie er dieselbe vor zehn Jahren verlassen hatte, und dann kamen ihm wieder die schweren Vorstellungen, wie wohl sein Empfang sein werde; dann wurde es finster vor seinen Augen und eine Art Ohnmacht drohte ihn zu überwältigen.

Danksagungstag, der Tag aller Tage für die Neuengland-Staaten, war angebrochen. Unter den Tausenden, welche den Tag feierten, war auch die Familie Martin in Vermont. Vater und Mutter Martin lebten noch, sie hatten vier Kinder: zwei Söhne und zwei Töchter. Der jüngere Sohn wohnte im Städtchen; die ältere Tochter hatte sich verheirathet und lebte in der Nähe auf einer Farm; die jüngere Tochter, ein Mädchen von neunzehn Jahren, war noch daheim bei den Eltern. Der ältere Sohn war ein Verschollener; seit zehn Jahren hatten sie nichts mehr von ihm gehört. Die andern Kinder kamen jährlich am Danksagungstag auf Besuch, und neun Jahre lang wurde ein Stuhl und ein Teller für den Abwesenden bereit gehalten. Als man von der Kirche nach Hause kam, fragte die Tochter: „Mama, soll man auch heute wieder einen Stuhl für Willie stellen?"

„Wo wird er sein, mein armer Junge? Vielleicht

längst vor seinem Richter und bedarf keines Stuhles mehr. Ich habe ihn als einen Todten betrauert; lebt er aber noch, dann wolle Gott ihn leiten," sagte die Mutter, als sie in ihr Zimmer ging.

Als Martha, die ältere Tochter, eben den Braten im Ofen wendete, gewahrte sie plötzlich einen Mann in der Thüre, welcher sie, ohne ein Wort zu sagen, beobachtete. Sie blickte ihn starr an und erwartete, was er zu sagen haben möchte; aber auch der Fremde konnte fast nicht zu Worte kommen, denn er konnte seinen Blick nicht von der jungen Frau losreißen, so daß dieser fast unheimlich wurde.

„Darf ich mich einige Augenblicke hier setzen, um auszuruhen?" fragte er endlich, als er zu Worte kam.

„O ja, setzen Sie sich nur getrost," sagte Martha, denn sie hatte ein mitleidiges Herz, und zudem war ja heute auch Danksagungstag; sie reichte ihm einen Stuhl.

Nun kam auch Rahel, die Jüngste, in die Küche; sie hatte eben ihre Sonntagskleider ausgezogen und sich für die Küche gekleidet, denn sie war in der Kirche gewesen, während Martha das Mittagsmahl zurichtete. Rahel warf nur einen kurzen Blick auf den Mann; dieser aber folgte ihr mit den Augen und beobachtete jede Bewegung.

„Martha!" rief Frau Martin in der Stube. Die Schwestern beobachteten nicht, wie der Mann auffuhr, als er die Stimme hörte; auch sahen sie die Röthe seines Angesichts nicht, als er dorthin blickte, von wannen der Ruf erschallte. Martha folgte dem Ruf; aber als sie zurückkam, schien sie doch die Aufgeregtheit des Mannes zu beobachten, und besonders den stieren Blick, mit welchem er sie anschaute.

Jetzt kam die Mutter selbst heraus und war nicht wenig erstaunt, den Fremdling zu sehen, welcher sich zu einer so ungeschickten Zeit aufgedrängt hatte. „Wer ist der Mann, Martha?" fragte sie in leisem ton.

„Ich weiß es nicht," war die ebenso leise Antwort; aber es war nicht leise genug, daß der Mann es nicht gehört hätte.

„Was will er?"

„Er fragte mich, ob er nicht ein wenig ausruhen dürfte, und ich konnte nicht nein sagen. Er sieht elend und krank aus; er muß sehr arm sein."

„Elend und krank," sagte Frau Martin und dachte an ihren Willie. Sie blickte den Fremdling an und sagte: „Sie scheinen krank zu sein."

Der Mann, welcher seit dem Eintritt der Frau kein Auge von ihr abwandte, drehte sich nun ein wenig seitwärts und sagte: „Ja, ich war seit einigen Wochen krank, aber ich bin nun besser."

„Sie sind dem Anscheine nach sehr arm?"

„Ich bin in der That arm, Gott weiß es."

„Gehören Sie hier herum?"

„Ich verdiene es nicht," war die ausweichende Antwort.

„Wo wohnen Ihre Freunde?"

„O, liebe Frau, ich weiß es nicht, ob ich Freunde habe," sagte der Fremde mit zitternder Stimme, und sein Zittern fand ein Echo im Herzen der guten Frau.

„Wie, keine Freunde?"

„Noch leben welche, die einst meine Freunde waren, aber ich bin ihrer Freundschaft unwerth, und ich denke, sie haben mich von ihrem Gedächtniß verbannt."

„Dann haben Sie keine Mutter," sagte Frau Martin lebhaft „denn eine Mutter hört nie auf zu lieben."

„Ich habe eine Mutter und habe Schwestern," sagte der Mann nach einer Pause, „nehmt euch meiner an um ihretwillen. Ich war ein verirrter Wanderer; aber ich bin reumüthig und jetzt auf der Heimreise nach der Heimath meiner Jugend; ich suche —" Die Stimme sank, die Thränen brachen los, und das Haupt sank auf die Brust herab.

Jetzt kam eben der Vater heraus, und als er den weinenden Mann da sah, fragte er verwundert: „Wer ist dieser Mann, und was sucht er?"

Bei dieser Zeit hatte das Mutterauge den Schmerz des Fremdlings durchschaut, sie sah und erkannte ihren längstverlorenen Sohn; in dem Augenblick, als der Vater seine Frage geendet hatte, rief sie freudig aus: „Willie, o mein Willie!"

„Mutter!" rief der Fremde und fiel ihr um den Hals.

„Willie! — Willie! O, das kann nicht sein," stammelte der alte Vater.

„Er ist's—er ist's, Vater! Es ist unser Willie!" rief die Mutter, als sie sich von des Mannes Umarmung loswand und ihn wieder betrachtete. „Ja, ja, er ist's, Vater!" rief sie und umfing ihn abermals. „O Willie, Willie, mein Sohn, bist du heim gekommen zu bleiben? Gott sei Dank!"

Jetzt flossen die Thränen allerseits; aber es waren Freudenthränen, denn Gott hatte Gebete erhört und hatte diesen Danksagungstag zu einem wahren Freudentag gemacht.

„Heute soll kein trauriger Gedanke aufkommen," sagte der alte Martin; „folglich darf der Willie heute nichts erzählen, er darf nur zuhören und sehen, wie froh wir sind. Ja, Gott erhört Gebete."

„Da habe ich aber auch ein Zeugniß dafür abzulegen, Vater, wenn meine Zeit kommt," sagte Willie.

Das war aber ein Danksagungstag in jener Familie! davon erzählen sie, so lange noch ein Glied der Familie lebt.

Nun, lieber Leser, fehlt kein Glied in deiner Familie? Bist du so dankbar, wie du sein solltest? Laß diese Begebenheit dich zum herzlichen Danke gegen Gott reizen.

Der Felsen der Treulosen.

Vor grauen Jahrhunderten lebte ein milder Inselkönig im Norden, der hatte zwei Söhne. Der ältere war ein wilder, gewaltthätiger Jüngling, der unbotmäßig und finster seine eigenen Wege ging. Der jüngere aber war von sanfter, edler Gemüthsart, des Vaters und der Menschen Freude. Da beschloß der der König, dem jüngeren das Reich zu übergeben, dem älteren aber Schiffe auszurüsten und ihn hinauszusenden in südliche Meere, dort sein Glück zu suchen. Nun geschah es, daß feindliche Schaaren eine seiner reichsten Inseln überfielen, das Vieh fortschleppten, die Gehöfte niederbrannten und viele seiner Mannen erschlugen. Da rüstete er zu einem Vergeltungszuge. Mit seiner ganzen Flotte fuhr er aus und nahm furchtbare Rache an den Räubern. Ihn selbst aber traf im Kampf ein Pfeil, der ihm die Achsel zerschmetterte, so daß er auf einer Bahre zu Schiff gebracht werden mußte. Als sie nun auf der Heimfahrt waren, erhob sich ein so grimmiger Sturm, daß die Flotte zerstreut wurde und jedes Schiff sehen mußte, auf eigenes Glück die Heimath zu finden. Das Schiff, auf dem der König und seine beiden Söhne sich befanden, wurde am weitesten verschlagen, und strandete an einem einsamen Inselriff. Nur mit Aufbietung aller Kräfte gelang es, den verwundeten König auf das Eiland zu retten. Sein Jüngster selbst trug ihn an das Land, pflegte und wartete sein. Der Aelteste aber hielt sich fern und sann Verrath. Durch gleißnerische Vorspiegelungen suchte er die Mannen für sein schändliches Vorhaben zu gewinnen. Nachdem das Schiff wieder nothdürftig hergestellt war, überfielen seine Knechte den jüngeren Bruder, banden ihn und schleppten ihn als Gefangenen auf das Schiff. Den alten König aber ließen sie auf dem öden, unbewohnten Felseiland zurück. Der schändliche Sohn segelte mit dem gefangenen Bruder von hinnen und überließ den Vater seinem Geschicke. Als sie aber vom Land stießen, und der König das Schicksal erkannte, das ihm durch den Verrath seines Aeltesten gesponnen war, da erhob er sich mit letzter Kraft auf der Felsklippe, weithin wehte sein Mantel und sein weißes Haar im Winde, als er seinen grimmigen Fluch in das Brausen der Fluth und des Sturmes dem treulosen Sohne nachsandte.

Der Verräther aber kam glücklich in die Heimath, warf den Bruder in den Thurm und ließ sich durch die treulosen Großen zum König ausrufen, indem er dem Volke vorgab, der alte König sei seinen Wunden erlegen.

Bald aber kehrte die ganze wilde Grausamkeit seines Gemüthes sich auch gegen die Genossen seines Verbrechens, und das Land seufzte schwer unter seiner Tyrannei.

Da geschah es nach Jahren, daß die geschlagenen Feinde aufs neue mit größerer Macht heranzogen und es zu neuem blutigen Kriege mit ihnen kam. Doch das Glück war auch dieses Mal dem Argen hold. Er schlug die feindliche Flotte und verfolgte die Fliehenden. Als er aber, mit Beute reich beladen, auf der Heimfahrt an jenem einsamen Felsenriff vorüber segelte, auf dem er einst seinen todeswunden Vater ausgesetzt, erhob sich ein mächtiger Sturm, schwarze Wetterwolken ballten sich, furchtbar dröhnte der Donner, und Blitze umzuckten das Schiff, gleich als wende sich die Natur selbst gegen den Schänder ihrer heiligsten Bande und wolle den Fluch des Alten erfüllen.

Das Meer kochte wüthend auf und thürmte sich hoch empor. Da erfaßte Angst und Grimm den Vatermörder, und er selbst griff zum Steuer, um mit seiner Riesenkraft die Wuth der Elemente zu bändigen. Aber wie von Geisterhand ward das Fahrzeug gerade auf die dunkle Klippe zugetrieben und zerschellte an ihr mit donnerndem Krachen. Vergeblich war das Ringen. Keiner entkam.—Noch heute nennen die vorüberfahrenden Schiffer die Klippe den Felsen der Treulosen.

Neun Monate Kriegsgefangener.

Erzählt von J. D. Schaible.

III.

Sobald das Essen vorüber war, ergriffen wir den uns vorgeworfenen Fehdehandschuh. Mit patriotischer Begeisterung fingen wir an, ihre ungerechtfertigten Behauptungen und Angaben zu widerlegen. Wir versuchten es, ihnen klar zu machen, daß nicht der Norden, sondern der aufrührerische Süden diesen blutigen Bürgerkrieg herauf beschworen habe.

Erst als Beauregard, der General des Südens, sich Fort Sumter mit Gewalt bemächtigte, nahm der Krieg seinen Anfang, ein Krieg, der in seinem Fortgange ganz den leidenschaftlichen Charakter bewahrte, der sich bei der furchtbaren Parteiwuth und Feindseligkeit zum Voraus errathen ließ. Um den Kriegsheeren der Union, welche bereits im ersten Jahr über eine halbe Million Streiter zählten, gewachsen zu sein, rief Jefferson Davis, Präst-

dent der Südstaaten, fast die gesammte männliche weiße Bevölkerung unter die Waffen und organisirte, um Verrath und Abfall fern zu halten, und in den Grenzstaaten Virginien, Tennessee, Kentucky und Missouri dem sklavenhaltenden Theile der Einwohner das Uebergewicht über die Gegenpartei zu verschaffen, ein System des Schreckens und der Gewaltthätigkeit u. s. w.

Nun hatten wir es aber schlecht getroffen. Wir sahen, daß wir am Verständigsten handeln würden, die Waffen zu strecken und den redeseligen Weibern den vermeintlichen Sieg zu lassen.

Die erwähnten „barmherzigen Samariterinnen" erneuerten jeden Tag ihre Besuche mit Eßwaaren, dabei erneuerten sie aber auch jedesmal ihre Strafreden. Sie meinten, wir hätten zwar diese ihre Unterstützung und

Schlachtfeld.

Hülfe nicht verdient, aber sie sähen, daß wir hülflos und bedürftig seien.

Nachdem wir etwa vier Tage in der Kirche zugebracht, hörten wir das laute Rollen von Wagen. Es waren die nemlichen armseligen Karren, mit welchen wir hierher befördert worden waren. Die Neger, welche als Kutscher fungirten, luden uns auf und fuhren uns nach der nächsten Eisenbahnstation. Das Stationsgebäude war kurz zuvor abgebrannt. Ueberall sah das Auge die Greuel der Verwüstung, welche der Krieg im Gefolge hatte. Ein Frachtzug stand zu unserer Beförderung bereit. Wir fuhren die ganze Nacht und den folgenden Morgen. Am nächsten Mittag hielt der Zug an. Der Offizier von der Provost-Garde holte uns Welschkornbrod, aber es war nur halb gebacken und fast ungenießbar. Gegen Abend erreichten wir Mobile, Alabama. Hier wurden wir ausgeladen.

5. Das Hospital in Mobile. — Schwache Hoffnung auf Befreiung.

Dem Bahnhof gegenüber stand ein großes Backsteingebäude. Es war ein Spital für verwundete und kranke Saldaten. Wir wurden in das zweite Stockwerk des Hauses gebracht. Mir und einigen Leidensgefährten wurde ein Zimmer angewiesen, von welchen wir eine gute Aussicht hatten auf die Mobile Bay.

Der Luftzug von der Bucht wirkte wohlthuend auf uns. Mit dem Essen war es aber nicht so gut bestellt, wie mit dem Lager. Morgens erhielten wir Welschkorn-Kaffee und Welschkornbrod, Mittags Absud von Mais, Reissuppe und Fleisch, Abends Welschkornbrod. So brachten wir zwei Wochen zu. Eines Morgens hörten wir die Glocken „Sturm" läuten. Wir schauten aus den Fenstern, um zu sehen, was es gäbe. Zu unserem Erstaunen sahen wir die Menschen ganz aufgeregt hin und her laufen, und endlich die Miliz mit ihrer sonderbaren Uniform aufmarschiren. Wir lauschten und warteten der Dinge, die kommen sollten. Man konnte es den Leuten deutlich ansehen, daß etwas Besonderes vorgefallen war. Wir sahen, wie sie mit den Fingern nach der Bay deuteten.— Auf einmal hörten wir Jemand sprechen: „Die Unionsflotte ist am Kommen!" Die Flotte hatte bereits mehrere Forts eingenommen. Wir ließen unsere Blicke froh hinausschweifen, dem Meere zu.

Was den Leuten unten auf der Straße Angst und Schrecken verursachte, bereitete uns oben große Freude. Mit sehnsüchtigen Blicken beobachteten wir die Bundesflotte, in der Hoffnung, daß sie Mobile einnehmen und somit auch uns befreien werde. Doch unsere Hoffnung ging an diesem Tage nicht in Erfüllung. Das Bundes-Geschwader machte Halt ungefähr fünf Meilen von der Stadt. Wir trösteten uns jedoch mit dem Gedanken, daß der nächste Tag uns die Befreiung bringen werde. Mit solch glücklichen Erwartungen begaben wir uns

Abends zur Ruhe. Sobald der Morgen anbrach, blickten wir nach der Bay, von wannen uns die Hülfe kommen sollte. Aber, o weh!—die Hülfe kam nicht. Die Flotte lag noch an ihrem gestrigen Anhaltspunkte. Sie hatte auf große Hindernisse und Schwierigkeiten gestoßen, und konnte das Bombardement nicht sogleich eröffnen, dieweil ein von den Rebellen kürzlich erbautes Fort sich als ein beinahe unüberwindliches Bollwerk erwies. Dadurch gewannen die Rebellen Zeit, uns fortzuschaffen. Noch am selben Morgen, an welchem uns die Befreiung so nahe schien, ging unsere Gefangenschaft in ein ernstlicheres Stadium über. Wir wurden auf ein Boot gebracht. Dieses Boot, welches mit Munition und allerhand Kriegsbedarf beladen war, verproviantirte zuerst das oben erwähnte Fort. Dann dampfte es mit uns den Alabama Fluß hinauf, immer weiter landeinwärts, bis wir Montgomery, die Hauptstadt Alabamas, erreichten. Hier wurden wir abgeladen und in eine große Halle gebracht, in welcher wir übernachteten. — Es waren unserer ungefähr zweihundert verwundeter Gefangenen. Die Bürger der Stadt, worunter auch mehrere Deutsche waren, behandelten uns höflich, und reichten uns Speck, Cräckers und Wasser zum Abendessen. Am folgenden Morgen wurden wir frühe aufgeweckt und auf einen Eisenbahnzug transportirt. Nun ging es landeinwärts nach Cahawba. Dort wurden wir ins Hospital gebracht.

Antietam.

Hier sah ich am ersten die gefährliche Krankheit „Gangrene," und ihre schrecklichen Folgen. Bei verwundeten Soldaten kommt diese fürchterliche Krankheit oft vor. Sobald die Gangrene eintritt, nimmt der entzündete Theil eine dunklere Farbe an, wird kalt, welk oder schlaff, das Blut hört auf zu circuliren in demselben, das Blutwasser entfernt sich aus demselben durch die Haut, auf derselben Blasen ziehend. Der brandige Theil wird endlich braun oder gar schwarz. Der Patient wird sehr durstig, die Zunge trocken und ein kalter Schweiß bricht aus über den ganzen Körper, der Puls schlägt schnell und schwach, und manchmal unregelmäßig, das Gesicht erröthet mit mehr oder weniger Fieber, Entschwindung der Kräfte, und wenn dem Fortschreiten der Krankheit nicht in Zeit Einhalt geboten werden kann, so folgt Delirium und Tod. Die Waschgefäße waren schon mit dem Krankheitskeime vergiftet, so daß Mancher, der nur eine leichte Wunde hatte, entweder das angesteckte Glied durch Amputation verlor oder starb. So kannte ich einen Leidensgenossen, welchem ein Streifschuß nur eine leichte Wunde am Arm beigebracht hatte, der aber durch Gangrene den ganzen Arm verlor. Ein Anderer hatte eine Wunde an der Schulter, der Knochenbrand setzte ein, die Wunde wurde schwarz, und er starb. Wenn Vorsichtsmaßregeln angewandt worden wären, und wenn man geeignete Arzneimittel gehabt hätte, wie z. B. Elmrinde, wilden Indigo, Myrrhen, pulverisirte Holzkohlen u. s. w., dann hätte vielleicht manches Leben gerettet werden können. Aber die Rebellen achteten das Leben der „Yankees" (wie sie uns nannten) für nichts, sondern suchten uns durch grausame, unmenschliche Behandlung den Garaus zu machen. Sobald ich ich etwas besser und stärker war, wurde ich in das Gefängniß transportirt. Dasselbe war früher ein Waarenhaus für Baumwolle und stand dicht am Alabama-Fluß. Die Größe dieses Gebäudes war vierzig bei sechzig Fuß. In diesen engen Raum waren achtzehnhundert Mann eingesperrt. Das Sprechen und Klagen der Gefangenen verursachte bei der eigenthümlichen Construktion des Waarenhauses, ein mir unvergeßliches, sonderbares Getöse.

Auf deutschen Ocean-Dampfschiffen sind für Zwischendecks-Passagiere zwei Schichten von Schlafstellen, eine über der anderen angebracht. Hier in diesem Gefängniß aber waren auf beiden Seiten fünf Schichten von Schlafstellen, eine über der anderen, welches für uns sehr unbequem war. Die Wache patrollirte im Gange auf und ab mit strengen Befehlen. Vor dem Thor war die Küche. Mitten im Gebäude war ein Rohr angebracht, welches uns aus einem fünf Hundert Fuß tiefen Springbrunnen Wasser lieferte. Wo das Wasser auslief, war ein Loch im Grund, welches verpestet war von Gangrene. Auch hier zog sich mancher arme Kriegsgefangene diese schreckliche Krankheit zu. Eines Tages stürzte der vierte Theil des Daches mit lautem Krachen

Auf dem Marsch im Winter.

ein. Nun war es doch nicht mehr so dunkel, denn das von oben eindringende Licht erhellte den Raum. Eines Abends speite ein Gefangener unvorsichtiger Weise herab auf die Wache. Der wachthabende Rebell schoß sogleich nach ihm und verwundete ihn erheblich am Kopfe. Dann sah ich, wie die Wache einen der unseren mit dem Bajonet niederstach, als er sich auf den Ruf eines Freundes umsah. Hier traf ich den Frank wieder, welcher mit mir gefangen genommen wurde, weil er aber nur leicht verwundet, mußte er gleich ins Gefängniß.

Frank war mir eine große Hülfe in der Noth. Er kochte für mich. Ich konnte meinen Arm noch nicht führen, sondern mußte ihn in der Schlinge tragen. Dadurch wurden die Flechsen kürzer, weßhalb meine Finger krumm und steif blieben. In dieser Hülflosigkeit reichte mir mein guter Freund Frank die spärlichen Mahlzeiten. Doch unsere Gefangenschaft an diesem unheimlichen Orte näherte sich ihrem Ende, aber nur, um an einem anderen Orte um so härter zu werden. Mit jeder Versetzung nahm unsere Kriegsgefangenschaft einen strengeren, kläglicheren Charakter an. Nachdem ich zwei Wochen in diesem Gefängniß zugebracht, wurden wir per Eisenbahn weiter befördert, nach Macon,-Georgia.

6. Die Stockade. — Eine vereitelte Flucht.

Als unser Zug in den Bahnhof von Macon einfuhr, stand schon die Provost-Garde der Rebellen bereit, uns in Empfang zu nehmen und nach der Stockade zu bringen. Dieselbe war zwei Meilen außerhalb der Stadt. Die Stockade, in welche wir nun eingeschlossen wurden, war umgeben mit einer acht Fuß hohen Bretterumzäunung. Inwendig, acht Fuß von derselben entfernt, waren Stangen auf Pfosten genagelt, welche die „Todten-Linie" bildeten. Wer sich dieser Linie näherte, wurde mit dem Tode bedroht. Wer sie anrührte, wurde erschossen von der Wache. Durch die Stockade floß ein kleiner Bach. Mitten durch dieselbe war ein acht Fuß hoher Bretterzaun. In der einen Hälfte waren Rebellen-Deserteure eingesperrt, in der anderen Unionssoldaten. Es stand ein langes Gebäude in der Mitte unserer Hälfte.

Die Seitenwände desselben waren meistens hinausgeschlagen und weggerissen. Sechs der Gefangenen hatten sich eine Hütte gebaut von den abgerissenen Brettern. Vor dieser Bretterhütte hatten wir, nemlich Frank und ich, unser Lager. Wir lagen auf Tannennadeln und hatten nur noch zerrissene Kleider, die Decken und Teppiche hatten uns die Rebellen schon längst entrissen. Es waren ungefähr zweihundert gefangene Unions-Soldaten in der Stockade. Unsere Lebensmittel, welche in Kornmehl und Bohnen bestanden, und die wir selbst zu kochen hatten, wurden uns täglich nur einmal gereicht, kaum genug, um den Hunger zu stillen.

Es war Ausgangs November. Die sechs Kameraden in der „Shanty" unterminirten den Grund von ihrer Hütte aus, um dadurch ihre Flucht zu bewerkstelligen. Das Arbeitszeug, welches sie gebrauchten zum Graben, war eine Thürangel, welche sie von dem vorhin erwähnten Gebäude abgerissen hatten. Um die Erde aus der Höhle herauszuschaffen, benutzten sie einen Brodbeutel, an welchem zwei Seile befestigt waren. Das eine Seil diente zum Herausziehen des mit Erde gefüllten Brodbeutels; das andere gebrauchte der Höhlengräber zum Hineinziehen des leeren Beutels. Die gegrabene Höhle war so eng, daß blos ein Mann durchschlüpfen konnte. Nur des Nachts konnten sie arbeiten, denn um die Erde wegzuschaffen, mußten sie sehr vorsichtig sein, damit die Wache auf der Umzäunung sie nicht entdeckte. An dem durch die Stockade fließenden Bächlein war unser Entziehungsort. Jedesmal, wenn sich Einer entzog, nahm er einen Beutel voll Erde mit und schüttete dieselbe in den Bach. Und weil der Grund sandig war, so strömte das fließende Wasser das Ausgeleerte fort, so daß die Rebellenwache nichts bemerken konnten. Endlich war diese Höhle soweit gegraben, daß der Gräber meinte auf der Außenseite der Stockade angelangt zu sein. Alles hielt sich bereit für die kommende Nacht. Um den Eingang der Höhle vor Entdeckung zu bewahren, hatten die Insassen der Bretterhütte ihr Lager darauf gemacht, so daß die Rebellen gar keinen Verdacht hegen konnten. Die Nacht war kalt. Die Rebellen froren. Sie stiegen deßhalb herab und zündeten ein Feuer an zwischen der Todtenlinie und Umzäunung, um sich zu wärmen. Einer der sechs Hüttenbewohner arbeitete in der Höhle, um einen Ausgang in die Höhe zu graben. Um Vorsicht zu gebrauchen machte er zuerst ein kleines Loch. Da bemerkte er von seinem unterirdischen Versteck aus das Feuer der Wache. Nun sah er, daß er sich getäuscht und noch nicht weit genug gegraben hatte, und daß die Höhle um vier Fuß verlängert werden müsse, um unter der Umzäunung hinauszukommen. Aus Furcht, von der Wache entdeckt zu werden, verschoben wir die Flucht auf den folgenden Abend. Wir begaben uns zur Ruhe mit der Sehnsucht nach Freiheit, und dem Wunsche, daß unser Plan gelingen möge. Alle sehnten sich nach einer passenden Gelegenheit, um die Flucht zu bewerkstelligen. Zu dieser Zeit wußten bereits alle Gefangenen um den

Gen. Lee's Uebergabe an Grant.

Fluchtplan, und jeder half mit Rath und That. Am nächsten Morgen sah ein Wächter das kleine Loch. Er rief dem andern Wächter: „Siehst du jenes Loch nicht?“ mit dem Finger nach der Stelle deutend. „O, das ist ein Rattenloch,“ erklärte der Befragte, „es sind genug Ratten hier.“ Wir freuten uns, daß wir nicht entdeckt waren, und sprachen zu einander: „Es werden wohl sonderbare Ratten heute Nacht durch diese Höhle kriechen.“ Den Tag über unterredeten wir uns über die Flucht. — Aber es sollte ganz anders kommen.

(Schluß folgt.)

Zwischen den Burgmauern.

I.

Die Sonne warf ihre Strahlen in Alles vergoldender Herrlichkeit über die weite Landschaft, und die fernen Berge glühten in wunderbarer und duftiger Farbe herüber, wo das alte Schloß Wackenstein vom Bergrande erglänzte, und sich ihm gegenüber ein neuer Bau, gekrönt durch einen sogenannten Burgfried, d. i. ein vielzackiger Thurm, stolz erhob.

Aber der Frieden und die verklärende Schönheit, welche über der Natur schwebten, schienen nicht in alle Herzen der Staubgebornen eingekehrt zu sein. Wenigstens dort am Fenster der mannhafte Graf Wackenstein ist in dumpfes Brüten versunken und hat heute nicht Acht auf die Reize, welche Gott über seine Welt ausgoß.

Müde und unruhig zugleich sitzt er auf dem braungebeizten, alterthümlichen hölzernen Stuhle am Fenster; wie unbewußt stiert er hinaus auf die unten vorüberführende Straße, indeß er mit seinem Finger langsam und mechanisch die bleierne Einfassung der runden Fensterscheiben umfährt. Diese bleieingefaßten Scheiben, welche das Volk Ochsenaugen nannte, bildeten, zu 20 oder 30 aneinandergesetzt, die Fenster, welche das keineswegs hohe, aber anmuthende, holzgetäfelte Wohnzimmer der Burg erhellten. In der Mitte des Gemachs stand ein großer, runder eichener Tisch, und auf ihm lagen eine kleine Anzahl Urkunden aus, in denen Jemand geblättert zu haben schien. Das Spinnrad in der Zimmerecke war verlassen worden; aber das daneben liegende Spielzeug und das altmodische, aus vielen verrenkten Drahtstückchen gebildete Grillenspiel bewiesen, daß hier wohl der Sitz der Hausmutter und ihrer jüngeren Sprossen gewesen war. Bald hörte man auch aus der anstoßenden Galerie, welche hinaus auf den, eine weite Umsicht erlaubenden Erker führte, eine fröhliche Kinderstimme erschallen. Jene schmalen, mit offenen Fensternischen versehenen Burggalerien vertraten häufig, ja zumeist, die Stelle unserer Balkone und dienten bei gutem Wetter, insbesondere an hellen, warmen Abenden, den Frauen, die in ihrem einsamen, oft mehr als ländlich beschränkten Burgleben wenig Wechsel hatten, zum Aufenthalte.

Vom Wohnhause aus führte eine starke eisenbeschlagene Thür am „Burgfried,“ einem viereckigen, festen, über 100 Fuß hohen Thurme, hinaus auf ein Vorgärtchen innerhalb der hohen Burgmauern. Die hohe Burgmauer wurde hier nur von einer hundertjährigen Linde überragt; gerade die Linden sind es, welche man gern in Burghöfen etwa bei Geburtstagen von Kindern oder bei sonstigen wichtigen Erinnerungen anpflanzte, daß sie ein grünes Denkblatt, ein Stammbuch und ein Familienerinnerungszeichen den kommenden Geschlechtern bleiben möchten.

Das Vorgärtchen erweiterte sich nahe den Gebäuden zu einer Halbrunde. Dort am Rande der hohen Mauer waren steinerne Sitze angebracht, um von sicherer Höhe hinabschauen zu können in das üppige Thalgelände. Hier war es, wo Sommers bei hellem Wetter der Spielplatz der Kinder war, und wo in froher Abendstunde zum Klange der Laute wohl auch manches herzige Volkslied ertönte oder gar eine kunstreiche Weise, wie man sie beim Besuche des letzten fahrenden Sängers auf der Burg erlernt hatte.

„Du meinst wohl, daß unser Konrad, die erhoffte Stütze und Freude unseres Alters, zu Hofe gezogen sei und dem Herzoge diene?“ sagte der alte Wackenstein, der jetzt ebenfalls aus dem Hause getreten war, zu seiner Gattin Elisabeth, neben welcher das jüngste Kind der Beiden, ein munterer Knabe von etwa sieben Jahren, sich des lauen Abends und der im Abendfeuer flammenden und glitzernden Fenster und Wasserspiegel freute.

„Nun,“ entgegnete die ernste Hausfrau, „und wo meinst du, Herr, wo er sonst sein sollte?“

„Ich komme vor einer Stunde vom Nachbar drüben auf der Burg herüber, und er vertraute mir, daß unser Sohn mit den Treffurter Junkern ausgezogen ist auf die Jagd nach den Nürnberger Kaufleuten, welche mit ihren Waaren die Straße heraufziehen und gen Frankfurt wollen.“

„Wie ist das aber möglich, Herr?“ frug versöhnlich und doch ernst die Hausfrau. „Sollte er die Ehre unseres Hauses so ganz vergessen? Noch kann ich es, obwohl ich es schon das zweite Mal höre, kaum glauben.“

„Auch ich wollte es nicht glauben. Keiner der Wackensteiner, soweit ich auch zurückblättere in den Papieren und Pergamenten unserer Familie, hatte sich bisher erniedrigt, der redlichen Arbeit des Bürgers und Bauern ein Hinderniß zu sein; aber seit Konrad an dem Hofe des Landgrafen gewesen, um seine Sporen zu verdienen, hat er jenes häßliche träge Geschmeiß der Treffurter kennen lernen und ist bei ihnen zum Strauchdiebe und Straßenräuber geworden. Wohin soll es kommen

mit ihm, da, wie man allgemein vernimmt, der neugewählte Kaiser Rudolf von Habsburg allen Räubern den Garaus machen und Frieden und Recht im Reiche herstellen will."

„Aber es ist vielleicht nur eine Vermuthung des Nachbars, lieber Herr," sagte die Schloßfrau zu ihrem Gemahl. „Wie sollte Der, dem ich so manches Mal auf dieser Stelle Liebe zu seinen Mitmenschen ans Herz gelegt habe, er, unser Sohn, den ich beten gelehrt: Vergib uns unsere Schuld, und führe uns nicht in Versuchung — wie sollte er das warme Wort schon aus dem Sinne geschlagen haben und am Raube theilnehmen?"

„Daß ihr Mütter euch," fuhr der Hausherr etwas erregter fort, „doch so schwer zu der Ueberzeugung bekennen wollt, daß eure Kinder gefehlt, daß sie gesündigt haben. Oder weißt du nicht, daß, wenn du soviel Einfluß auf Konrad's weiches Gemüth beanspruchst, daß dann nicht auch den zwanzigjährigen, thatendurstigen Burschen, der Kraft und Schwert nicht umsonst besitzen will, in der Ferne noch ein anderer Einfluß ebenso leicht leiten könnte! Meinst du nicht, daß der Glanz der Waffen, die Lockung des Sieges und der leichten Beute ihm eine gefährliche Sprache werden könnten? Genug, so wisse denn, daß unser ritterlicher Nachbar, der vom Reichstage zu Frankfurt zurückkam, mir viel berichtet hat von dem, was vor wenig Wochen dort Großes geschehen ist. Die Fürsten sind dort mit vielen Edlen zur Wahl zusammen gewesen; man hat auf den Vorschlag eines frommen Bischofs einen edlen Grafen von Habsburg zum Kaiser gewählt, und dieser ehrliche Schwabe,*) ein schon bejahrter gestrenger Herr, hat die Wahl auch angenommen. Keine Gewalt soll ferner mehr im Lande herrschen, als die des Kaisers und seiner Voigte; Keiner soll mehr dürfen Gewalt und Trotz üben, mit Eisen und Blut sich Geltung schaffen, noch sich sonst selbst helfen. Des Kaisers Voigte, nur und er selbst, sie werden richten, und so wird unser herrliches Vaterland errettet werden aus seiner Noth und von dem dräuenden Untergange. Der alte Reichsmarschall, unser Ohm, der Heinrich von Pappenheim, hat dem Rudolf, der gerade vor Basel war, um es zu belagern, die erste Nachricht von der auf ihn gefallenen Wahl überbracht, und er hat sie freudig aufgenommen. Große Freude ist darüber bei Volk und Herren. Basel hat sofort seine Thore weit geöffnet und nur der verbissene Bischof drinnen hat gerufen: „Lieber Herre Gott, sitz' fest auf deinem Himmelsthrone, daß ihn der Rudolf nicht auch noch ersteige!"

„Und denkst du, daß nun im Reiche alsbald ein anderes Regiment anbräche?" frug Elisabeth.

„Ei gewiß," sagte der Hausherr, „und alle Welt hofft's. Im Geleit der Wahlfürsten und gefolgt von einer unzähligen Menge schwäbischer und rheinischer Ritter, daß der Zug sich an drei Stunden weit auf der Heerstraße erstreckt hat, so ist der neue Kaiser über Frankfurt bereits nach Aachen gegangen und hat die feierliche Krönung empfangen. Darauf aber zieht er nicht nach Italien, in die alte Drachenhöhle, in welche zwar viele Fußstapfen hinein, keine aber heraus führen, sondern er will den allgemeinen Landfrieden verkünden und jeder soll ihn halten müssen. Der ungerechte Zolldruck, die ungerechten Erpressungen seitens der Herren und Ritter an Straßen und Flüssen, die Raufereien und Quälereien der Junker, sie sollen alle aufhören; bereits zieht der Kaiser den Rhein entlang, bricht die Raubnester und tödtet die Strauchdiebe und Raubjunker. Willst du etwa nun auch erleben, daß unser Konrad unter ihnen genannt und unser ehrlicher Name, dessen Träger bisher Stifter und Städte schirmten und schützten, beschimpft wird?"

„Da sei Gott vor!" rief wie in schlimmer Ahnung Frau Elisabeth. „Aber wie lenken wir den jungen, unerfahrenen Sohn, der sicher nur im Jugendübermuthe sich zu solchen Streichen hinreißen ließ, wie lenken wir ihn zum Guten zurück? Wie bewahren wir jetziger Zeit überhaupt den jungen, gewiß nur diesmal keck gewesenen Gesellen, daß er nicht unter die kaiserlichen Gerichte fällt?"

„So höre, was ich beschlossen und bereits ebeten habe. Ich habe unsern Nachbar auf der neuen Burg drüben gebeten, daß er mir als alter Freund einen Liebesdienst erweise. Er stößt fertig gerüstet in Kurzem mit seinem Fähnlein Reiter zu des Kaisers Heere. Er soll zusehen, wie er zwischen Würzburg und Lauda, wo die Treffurter jetzt ihr schmähliches Handwerk treiben, an unsern Konrad kommt, sei es mit List oder mit Gewalt. Er soll ihn selbst gefangen nehmen, ins Thal hierher bringen und in seiner eigenen Burg drüben gefangen halten, ganz als handle er im Namen und Auftrag des Kaisers. Ich weiß mir bei der kurzen Zeit, die zur Ausführung übrig ist, ehe die Gefahr kommt, keinen andern Ausweg. Wie er's durchführt, das wollen wir ihm getreulich überlassen; er wird als Freund handeln, ihn von den Treffurtern abbringen und uns dann Kunde geben."

Elisabeth nickte mit stummer, aber mit der schmerzlichen Geberde der Zustimmung zu ihrem Gatten hinüber, der seinerseits herantrat und in dem Bedürfniß voller seelischer Uebereinstimmung mit seiner Gattin seine Hand auf ihre Achsel legte. Ihre ernsten Blicke begegneten sich und ein inniger Händedruck des Gatten belehrte Frau Elisabeth, daß des Vaters Strenge nicht vergäße, wie er einen verlornen Sohn wieder gewinnen wolle.

II.

Es war nicht lange Zeit darauf. Der leichte Septemberwind fuhr den Bäumen schon durch die Wipfel; doch hielten sie noch ihre Blätter fest, und die warmen Farben des Spätsommers zeigten die Gegend noch in ihrem vollen Reize.

Vor einer Schänke an der Landstraße, unweit derer

*) Die Schweiz gehörte in der Hauptsache zu Schwaben.

eine kleine Brücke über den nahen Bach führte, hielt ein Trupp Reiter. Die Schänke lag, damit nicht die Einkehr haltenden Wagen die nicht überflüssig breite Straße sperren möchten, über zwanzig Schritte weit von der Straßenlinie entfernt und hinter wattendem Gebüsche. Mehrere der Reiter waren abgesessen und ein junger Troßknecht hielt deren Pferde. Die anderen Reiter unter Anführung eines älteren Ritters, unter dessen Visier ein halbergrauender Bart hervorsah, blieben zu Pferd und reichten sich dort einen ziemlich großen Weinkrug zu. Sie schienen Jemand zu erwarten; wenigstens trieben mehrere von ihnen wiederholt ihr Roß vor nach der Straßenlinie und folgten spähend der Richtung der Straße.

Plötzlich rief einer zurück: „Er kommt, Georg kommt gar scharf die Straße herab!" — Und in der That sah man einen bewaffneten Reiter im Trabe die Straße daher und in der Richtung auf das Gasthaus zusprengen.

„Da soll man wohl sogleich aufsitzen, Junker Treffurter?" frug ein junger, milchbärtiger, etwa zwanzig Jahre zählender Reiter den älteren, welcher der Anführer des Trupps zu sein schien.

„O nein, mein lieber Wackenstein," sagte Jener, „so eilig ist es noch nicht; denn die Kaufmannswagen gehen schwer und langsam, und die Straßen, an denen seit König Konrad's Tagen nichts geschehen ist, sind voller Löcher. Trinkt ruhig euren Mischkrug aus und sitzt dann auf."

Der Wirth und seine Leute, welche sich sauer und ängstlich zu dem ganzen Besuch stellten und sich nicht entfernen durften, empfingen, was sie kaum erhofft zu haben schienen, die Gebühr für die Zeche. Der Führer einer schritt noch einmal durch den inneren Raum des Gasthauses.

„Ist weiter Niemand da, als die Frau, euer Knecht und der braune Mönch?"

„Nein, Herr," sagte der Wirth.

„Seit wann ist der Mönch da?"

„Seit höchstens einer Stunde," sagte der Wirth. „Er will nach Würzburg, ist müde und rastet ein wenig."

„Sagt ihm, er darf jetzt nicht fort, nicht eher, als bis nach einer Stunde.

Der Wirth verschwand in der Thüre.

Draußen gab der Graubart, der bereits sein Schwert gezogen hatte, seine Befehle. „Ich mit meinen Brüdern und diesen vier Knechten, wir werden den Wagenzug, sowie er hier über die hölzerne Brücke ist, von hinten angreifen. Ihr, Georg, und der junge Wackenstein mit den zwei Knechten hier, ihr stellt euch dort vorn auf und verrennt den Kaufleuten und Knechten den Weg, wenn sie sollten die Flucht ergreifen wollen. Der Hügel dort oben verbirgt euch gut und so lange, bis sie heran sind und ihr unsern Ruf hört."

Die Letztgenannten machten sich auf und ritten schweigsam nach kurzer Zeit bis zu dem bezeichneten Hügel, der etwa in einer Entfernung, daß man einen Ruf noch deutlich vernehmen konnte, vor ihnen lag.

Alles draußen in der Umgebung des einsamen Gasthauses lag nun still, als ob die Gegend keinen Kriegsknecht je gesehen hätte. Die Reiter hielten sich mäuschenstill hinter den Erlen und Haseln, unweit der Brücke, sowie der andere Trupp weiter oben hinter dem Hügel. Verstohlen nur schaute des Wirths Frau, die sich leise ein Gestock hinauf und bis zum Giebelfenster geschlichen hatte, von dort nach der Landstraße hinaus. — Aber noch Einer war auf einmal beweglicher geworden. Das war der Mönch; er hatte genau die hinwegreitenden Weglagerer mit seinen Blicken verfolgt. Als der Letzte seinen Blicken entschwunden, eilte er mit Blitzesschnelle hinter den Hof, wo in gemessener Entfernung vom Hause ein Haufen dürres Laub, mit Queckenwurzeln und halbtrockenem Dünger überdeckt lag, auf den vorhin Niemand geachtet hatte. Mittelst einer brennenden Laterne und einigen trockenen Buchenspähnen war alsbald der Haufen in Brand gesteckt und eine gewaltige Rauchsäule stieg empor, die auch etlichen Weglagerern endlich auffiel. Indeß da aus der Ferne von der Landstraße her bereits das Geknarr der sich nahenden Frachtwagen hörbar wurde, so hielten die lauernden Stegreifritter, um sich nicht zu verrathen, es für besser, sich nicht von dannen zu rühren.

„Alles fertig?" rief der graubärtige Führer, ein Herr von Treffurt, den andern Spießgesellen halblaut zu.

Diese nickten beistimmend. Eben bewegte sich, von einigen wenigen bewaffneten Hütern begleitet, der letzte Wagen über die Brücke. Zu gleicher Zeit war aber, wie durch ein Wunder und ungesehen, von hinten her, Besuch in das Gasthaus gedrungen. Drei Bewaffnete, welche sofort mit dem Mönche ganz vertraut waren, hatten die Gasthausthüre geschlossen und jetzt Posto gefaßt.

„Wo sind die Uebrigen unserer Partei?" frug der Mönch.

„Droben am Walde," lautete die Antwort. „Es ist alles bereit; sie werden auf das erste Hornsignal über die Räuber herfallen und die überfallenen Wagen befreien. Wir sind ihrer viel mehr, als sie!"

„Es darf ihrer Keiner entrinnen, und insbesondere muß der junge Wackenstein in unsere Hände fallen. Also wir hier sollen zuletzt hervorbrechen und dann im Getümmel alsbald ihre Pferde niederstechen."

Indeß also die Räuber sich schon ihrer Beute sicher wähnten, schwebte über ihnen ein schweres Verhängniß, dem sie kaum entgehen konnten. Schon waren die Raubritter, als sie die Wagen über der Brücke wußten, prasselnd durch das Unterholz geritten und sprengten jetzt mit wildem Hurrah auf die Wagen los, deren Bewaffnete und Fuhrleute sich furchtsam zwischen den letzten Wagen zusammen knäuelten; da tönte laut aus dem Wirthshausgehöfte ein Hornsignal hinüber über die Felder und Hügel zum Walde. In einem Augenblicke war die Straße voller Staub. Rufe und Geklirr tönten; aber als da plötzlich von oben auf der Straße her lautes Hülfegeschrei und Waffengetöse erklang, da wußte

der alte graubärtige Ritter von Treffurt, der den ganzen Ueberfall geplant hatte, nicht, was er davon denken sollte. Im nächsten Augenblicke sahen sich die Wegelagerer selbst mit großer Macht von vorn und hinten angegriffen; die Angegriffenen wurden nun selbst zum Angreifer. Die Gasthausthür öffnete sich und heraus stürzte der vermeintliche Mönch, aus dessen Kutte jetzt ein Panzer blinkte und der durch die Rauchsäule seinen Verbündeten das verabredete Zeichen gegeben hatte. Sie stachen mit langen und schweren Spießen das Roß des Treffurters nieder und knebelten alsbald den vom Rosse Gestürzten. Ebenso erging es seinen Begleitern bis auf einen der feigen Knechte, dem es doch gelang, seitwärts zu entfliehen, indem er sein Roß zu gewaltigem Sprunge anspornte. Er setzte über Graben und Hecke und stürmte querfeldein, und obwohl verfolgt, gelang es ihm doch zu entkommen. Die ganze übrige räuberische Genossenschaft war gefangen; denn von oben her, wo der junge Wackenstein den Fuhrleuten und den sie begleitenden Hütern den Weg absperren sollte, nahte sich jetzt ein starker Zug Reisige, voran ein ernster hoher Ritter, den der neben seinem Pferde gefesselte einherschreitende junge Wackenstein vielleicht erkennen mochte, denn es war der Nachbar seines Vaters, der Besitzer der neuen Burg, der die Herrschaft über das weite fruchtbare Thal mit dem alten Herrn von Wackenstein theilte. Er hatte ja seinem Freunde und Nachbarn versprochen, sich dessen Sohnes, des jungen Herrn von Wackenstein zu bemächtigen und ihn als Gefangenen heimzubringen, damit er nicht das Loos aller übrigen Raubritter theile und vom Kaiser zu schimpflicher Todesstrafe verurtheilt werde.

Die Reiter steckten die blutigen Schwerter in die Scheide. Der Wirth und sein Gesinde empfingen das Geheiß, zwei getödtete Männer, sowie die niedergestoßenen armen Pferde zu beerdigen. Als Lohn dafür ließ man ihm eins der leichtverwundeten Pferde der gefangenen Räuber zurück.

Darauf trennten sich die Sieger. Die Straße hinab zog der größere Troß, die Gefangenen gingen gefesselt in ihrer Mitte und wehrlos zwischen den Pferden. Eine kleinere Truppe, nur vier Bewaffnete, welche den jungen Wackenstein als einzigen Gefangenen mit sich führten, zogen die Straße hinauf in östlicher und entgegengesetzter Richtung ab.

„Ihr haltet euch in des Kaisers Gefolge zu den Bischöflichen, die ihr morgen schon trefft und erwartet mich dort. In spätestens acht Tagen stoßen wir wieder zu euch!"—so hatte der ernste hohe Sieger dem nach der andern Seite abziehenden großen Trosse zugerufen, als er sich von ihm trennte.

Wie er gesagt, so kam es auch. In acht Tagen kehrte derselbe ritterliche Führer zu seiner Schaar zurück und war gerade noch Zeuge, wie der zu strengem Gericht einherziehende und den ersehnten Landfrieden wahrende Kaiser Rudolf, dem das Volk allerorts wegen seiner Gerechtigkeit und seiner Friedensliebe zustimmte, die Gefangenen verurtheilte. Er diente vor dem Kaiser noch als Zeuge wider sie. Da wurden die Treffurter, die Möbisburger, die Steinecker und andere, welche so oft von hoher Burg ausgezogen waren, um das arbeitende Volk zu berauben und zu quälen, gleich Räubern aufgehangen. Ja, der Kaiser ließ einen Galgen über die Straße bauen und elf der räuberischen Junker neben einander aufhängen, zwischen je zweien aber allemal eine Katze, die das Rauben und Beutejagen ja auch nicht lassen kann. Wer aber darauf desselben Weges gezogen kam und sah das grausige Hochgericht, der athmete leichter auf, als wäre er von einem drückenden Alp befreit und segnete den Kaiser, der mit starker Hand dem geängstigten Lande endlich wieder das Gefühl der Sicherheit gab.

Wo aber war der junge Wackenstein hin? War er doch nicht unter jenen, denen der Kaiser die volle Schwere seines gerechten Unmuths hatte fühlen lassen.

Der junge Fant saß zur selben Zeit in einem tiefen, dem Lichte nur wenig zugänglichen Raume. Düster stierte er vor sich hin. Er saß auf einem harten steinernen Sitze, an den er mit starker eiserner Kette gefesselt war. Er konnte nur wenige Schritte sich fortbewegen, bis dorthin, wo unweit der Thüre ein Tisch stand und auf ihm die heute noch lange nicht geleerte irdene Schüssel. Weiterhin war ein Wasserkrug zu sehen, und da drüben an der Wand, auf einer Art breiter hölzerner Bank, die mit wenigem Stroh und einer Decke belegt war, da war das Schlummerlager des Gefangenen, der zudem nicht einmal wußte, wo er war, denn er war, als er blutend nicht weiter hatte marschiren können, in einem geschlossenen Planwägelchen hieher gefahren und in Tücher gehüllt, in dieses Gemach getragen worden. Eine Hand, deren Besitzer er nie hatte erkennen können, schob alltags die dürftige Nahrung durch eine Oeffnung in der Thüre herein. Sonst hatte er keine Verbindung mit der Außenwelt, nicht sah er Berg und Thal und Gottes leuchtende Sonne; er war, trotz seiner Jugend, ein armer verlassener Mann.

Und doch nicht ganz! Es wachten über ihm noch Augen der Liebe und erkundigten sich öfter, als er vermeinte, nach seinem Befinden. Und wenn diese Augen der Liebe, die dem alten wackern Grafen Wackenstein und seiner biedern Gattin angehörten, vernahmen, daß tiefe Reue über die rohen Jugendstreiche, das Herz des Jünglings ergriffen habe, und daß er Gott gelobe, ein anderes, vor Gott und seiner Obrigkeit gerechtes Leben zu führen, da leuchteten die Augen der Eltern in feuchtem Glanze auf und bewiesen, daß ein verloren gewesener Sohn doch immer ein Sohn sei. Denn Elternliebe wächst über alle Schuld der Kinder hinaus und weint still, auch wenn sie bitter strafen muß.

Es waren Wochen ins Land gezogen. Kaiser Rudolf hielt in Norddeutschland Gericht und tilgte die letzten Spuren der rüden Gewalt und des Faustrechts. Da tönten auf einmal frohe Stimmen oben über unserem Gefangenen. Im Hofe war Geklirr von Waffen und die

Meute bellte lustig, als gelte es einen Auszug. Und es galt dies auch einem, wenn auch nicht zur Jagd.

Schwere Männertritte kamen herab zum Gefängniß des jungen Wackensteiners, der weinend seine Kost verzehrte. Da sprang die Thür auf und beim Scheine der Fackeln erkannte der Jüngling seinen Vater, der seine Arme ausbreitete, um den langvermißten Sohn an sein Herz zu schließen.

„Konrad," rief der alte Wackenstein, vom gewaltigen Eindrucke übermannt, „willst du wieder unser tadelloser Sohn, unsere Freude sein?"—Und unter lautem Schluchzen barg der reumüthige Konrad sein Haupt an des Vaters Brust, dem bereits hülfreiche Hände die Ketten gelöst hatten. Der Befreite wurde hinauf geführt in den hellen, sonnigen Saal, und sein Auge labte sich an Licht, Sonne und—dem unverhofften Anblick der gegenüberliegenden väterlichen Burg.

„Der Kaiser hat dir um des wackern Vaters willen verziehen, Konrad," sagte der Nachbar, in dessen Burg der Jüngling gefangen gesessen. „Und ich wünsche dir nun Gottes reichen Segen!" rief er zugleich, ihm die Hand bietend.

Aber länger hielt es nun die Wackensteiner nicht. Gefolgt vom Nachbar, der den schweren Dienst eines Hüters und Freundes am einstens mißrathenen und nun gebesserten Sohne des Freundes gethan, gefolgt von Knechten, bewegte sich im eiligen Schritte ein Zug fröhlicher Menschen hinüber auf die Burg Wackenstein. Die Burgfrau aber erwartete sie bereits mit Sehnsucht. Droben saß sie wieder im Gartensöller unter der Linde, wo an schönen Sommerabenden Alle so gern gesessen hatten und zeigte ihrem jüngsten Sohne, der, verlangend nach dem Bruder, auf der Bank stand, den sich nahenden Zug. Ein schöneres Fest ist aber noch nie auf Burg Wackenstein gefeiert worden, als an diesem Abende; es war die Festfreude über einen verloren gewesenen und wieder gefundenen Sohn.

Die streitige Rechnung.

(Eine Geschichte mit Nutzanwendung von Wilhelm Fischer.)

An einem schönen Sommermorgen kam der Bleicher Brahm auf das Contor des reichen Kaufmanns Hastendonk zu Elberfeld, der ein braver, ja frommer Mann, nur zuweilen etwas hitzig und dann seiner Umgebung durchaus nicht angenehm war. „Was bringt ihr Gutes, Brahm?" fragte er leutselig, indem er eine halbe Wendung auf seinem hohen Drehstuhle machte, um den Eingetretenen ansehen zu können.

„Hab' soeben 1500 Stränge Garn abgeliefert," sprach der Bleicher, einen Schein des Werkmeisters überreichend, „und möchte, wenn's Ihnen nicht ungelegen ist, das Geld gleich mitnehmen."

„Das sollt ihr haben, Brahm," erwiderte Hastendonk, „laßt sehen, wie viel macht es? ‚Fünfhundert Stränge je 8¼ für einen Reichsthaler,* 500 je 9¼ für einen Reichsthaler, und 500 je 10¼ für einen Reichsthaler'—wartet, wartet! Das rechnet sich noch ziemlich leicht." Er nahm die Feder hinter dem Ohr weg und kritzelte eilfertig auf dem Blättchen. „So, ihr bekommt 162 Reichsthaler und nahezu 10 Stüber; mit Bruchstücken wollen wir uns nicht aufhalten — Herr Jonas, geben Sie dem Mann sein Geld." Mit diesen Worten wollte er sich wieder zur Arbeit wenden, da trat Brahm verwundert einen Schritt näher und sprach:

„Mit Verlaub, Herr Hastendonk, das muß ein Irrthum sein; da käme ich ja um einen Thaler und 16 Stüber zu kurz, ich hab's auch schon ausgerechnet."

Der Kaufmann maß ihn mit einem mitleidigen Blick und sprach sehr sanft: „So? Und ihr meint es besser, als ich zu verstehen? Seid ihr eben so rasch damit fertig geworden?"

„Das nicht; aber nun bin ich auch meiner Sache sicher."

„So? Wie habt ihr's denn angefangen?"

„Nun, die drei Posten einzeln berechnet und dann zusammengezählt — es macht 163 Reichsthaler und 26 Stüber."

„Ich dacht' mir's wohl," sprach Hostendonk überlegen, „das ist umständlich."

Ja, langweilig war's, durch die großen Brüche."

„Nicht wahr? Und da ist euch was Menschliches passirt. Ich nehm's euch nicht übel. Nur merkwürdig, daß jeder, der sich verrechnet, es meist zu seinem eigenen Vortheil thut."

Er lachte und Carl, der Lehrling, stimmte munter ein. Als Sohn eines ihm befreundeten Vaters durfte er sich wohl einmal solche Freiheit erlauben.

„Nun kommt einmal her, Brahm. Praktisch muß man sein. Das ist so Kaufmannsart. Seht ihr denn nicht, daß man die Rechnung sehr vereinfachen kann? Drei gleiche Partien, je 500 Strang. Von der ersten gehen $8^1/_4$, von der andern $9^1/_4$, von der dritten $10^1/_4$ Strang auf einen Thaler; seht ihr nicht, daß $9^1/_4$ die Durchschnittszahl ist? Wir berechnen also einfach 1500 Strang, je $9^1/_4$ zu 1 Thaler, macht so viel Thaler, als $9^1/_4$ in 1500 enthalten ist, oder 37 in

* Die Geschichte spielte im bergischen Lande zur Zeit, als dort der Reichsthaler in sechzig Stüber getheilt ward. — Unsere jungen Leser ersuchen wir, mitzurechnen.—Edr.

6000, macht 162 Thaler $9^{27}/_{37}$ Stüber, oder rund 10 Stüber, wie ich gesagt habe, nicht wahr?"

Der Bleicher starrte die Ziffern an und versuchte der Beweisführung zu folgen; aber zwei Dinge zur selben Zeit thut man selten gut, oft hält's mit einem schwer genug—er war noch durchaus nicht überzeugt. „Alles schön und wohl, Herr Hastendonk," entgegnete er kopfschüttelnd, „aber wenn Ihre Fixrechnung richtig ist, so muß sie doch mit der meinen stimmen."

„Das thäte sie auch, hättet ihr keinen Fehler gemacht."

„Warum soll ich gerade den Fehler gemacht haben?" rief Brahm. „Ich glaub', er steckt irgendwo anders."

Herr Hastendonk wurde schon roth, bezwang sich aber noch. „Irren ist menschlich," sagte er, „wir wollen noch einmal nachrechnen. Carl! dividire einmal $9\frac{1}{4}$ in 1500; übereile dich nicht!"

Einen Augenblick war's still. „$162^{6}/_{37}$!" rief dann der junge Mann.

„Mach' den Bruch zu Stübern!"

„162 Reichsthaler $9^{27}/_{37}$ Stüber!" scholl's rasch zurück.

„Genau wie bei mir!" rief Hastendonk. „Nehmt euer Geld und geht, Brahm; ein Rechenmeister seid ihr nicht."

„Das Geld will ich nehmen," sprach Brahm langsam, „aber unter dem Vorbehalt—"

„Was Vorbehalt?" schrie der Kaufmann, und sprang plötzlich mit beiden Füßen zugleich vor den Bleicher, der erschrocken zurück prallte. „Ihr nehmt und quittirt und langweilt mich nicht länger! Dreimal gerechnet, und noch glaubt ihr's nicht. Wollt ihr mich denn — — was soll ich von euch denken?"

„Was Sie wollen, aber reden nur Gutes!" rief Brahm, durch die letzten Worte auch in Wallung gebracht. „Nun kann ich's nicht thun, und wenn ich's wollte. Ich mag nicht als einer dastehen, der mehr fordert, als ihm zukommt."

„So steht ihr aber da. Zum letzten Mal: wollt ihr oder wollt ihr nicht?"

„Nein!"

„Dann macht schnell, daß ihr zur Thür hinaus kommt! Für mich arbeitet ihr nimmer mehr. Schnell, sag' ich!"

„Ich geh' schon, und eh' ich wiederkomme, sollen Sie mich rufen lassen."

Brahm ging trotzig hinaus, und Hastendonk warf die Thür schallend hinter ihm zu. Dann schwang er sich wieder auf seinen Drehstuhl und versuchte zu arbeiten. Eine Weile war's ganz still auf dem Contor, man hörte nur die Federn über's Papier rascheln. Aber die Aufregung des Prinzipals war zu groß; sie mußte sich noch etwas Luft machen in Worten, wie folgende: „Der dumme Kerl! Es ist zu ärgerlich. Sonst habe ich doch nie Unehrlichkeit an ihm bemerkt. Nein, es ist Dummheit und Halsstarrigkeit. Hat sich ein Esel einmal in eine Sackgasse verrannt, da hilft kein Zureden, er kehrt nicht um.—Aber Sie sagen ja gar nichts, Jonas?"

„Ich bin noch nicht gefragt worden," versetzte der Buchhalter trocken.

„Was ist das für eine Antwort?" rief Hastendonk, wieder neu ergrimmend. „Ich hab' in der letzten Zeit mehrmals dies muckfige Wesen an Ihnen bemerkt, es gefällt mir nicht, ich muß es Ihnen sagen, es gefällt mir durchaus nicht!"

„Und ich hab' mir mehrmals den Mund verbrannt, wenn ich unaufgefordert sprach, und Sie gerade etwas—etwas erregt waren; da schwieg' ich lieber."

„Aha, ich bin ein Türk, ein Barbar, ein Tyrann, vor dem man zittern und zagen muß—es wundert mich, daß Sie sich nicht schon längst eine andere Stelle gesucht haben—geniren sie sich nicht, ich hab' nichts dagegen.—Nun, wenn's denn einer ausdrücklichen Frage bedarf: was sagen Sie zu dem verrückten Brahm?"

„Daß er recht hat!" versetzte Jonas entschlossen.

„Nein, nun hört alles auf!" tobte Hastendonk, „dabei soll man ruhig bleiben! Herr Jonas, jetzt sehen Sie sich aber wirklich nach einer andern Stelle um; ich sprech' im Ernst, hören Sie? Für uns zwei ist künftig in demselben Raume kein Platz—Gott verzeih' mir die Sünde! Ist's eine Verschwörung? Will man mich wüthend machen? Nein, den Gefallen thu' ich euch nicht!"

Er stürmte fort und als sein heftiger Schritt verhallt war, brach Carl in ein leises Kichern aus. „Nein, wüthend ist er durchaus nicht, ganz kaltblütig und ruhig—aber wie sehen Sie aus, Herr Jonas? Halten Sie seine Drohung für Ernst? Und geht es Ihnen so nahe?"

„Es mußte so kommen über kurz oder lang," sprach der arme Buchhalter dumpf. „So gut er sonst ist, so weh kann er einem in seinen Wuthanfällen thun. Und doch hatte ich im Stillen noch immer gehofft, mich durchzuwinden, mit ihm fertig zu werden. Nun mit Weib und Kind vielleicht brodlos — wenn ich auch nur vier Wochen ohne Verdienst bin—doch das verstehen Sie nicht, Sie junger reicher Mann."

Das verstand Carl allerdings nicht, und keiner vermag's ganz, der nicht in ähnlichen Schuhen steht oder gestanden hat. Von der Laune eines einzigen Mannes abhängig, tagtäglich in Gefahr zu sein, aufs Pflaster gesetzt zu werden, das ist hart und kann nur durch die Güte und Billigkeit der Herren gemildert werden.

Und wenn nur ein einziger hochgebietender Prinzipal diese Zeilen liest, und im Vollgefühl seiner Macht behaglich nickt und bei sich den Entschluß faßt oder erneut: Ich will sie nicht mißbrauchen, ich will nicht nur gerecht, sondern auch ein Bischen gütig und billig gegen meine Untergebenen sein, so ist diese kleine Abschweifung segensreich.

Carl starrte einen Augenblick gedankenvoll in die Luft und fragte dann: „Aber warum reizen Sie ihn denn auch so muthwillig? Er hat doch recht. Wir haben uns doch nicht beide verrechnet?"

„Nein, aber eine falsche Durchschnittszahl angenommen. Denken Sie nur einen Augenblick nach, Sie müssen es einsehen.—Da schlägt's zwölf—ich geh' mit der bösen Nachricht heim—das gibt ein schönes Mittagessen."

Damit zog er die Ueberärmel aus, die er zur Schonung seines Rockes beim Schreiben trug, und ging betrübt davon.

Auch Carl eilte sonst mit dem ersten Glockenschlage fort, aber zweierlei hielten ihn heute zurück: die Begier, die richtige Lösung zu finden, und Theilnahme an Jonas' Geschick. Das erste war, bei Ruhe und gutem Willen, bald geschehen; die Theilnahme aber zu bethätigen, fiel ihm schwer. Er wollte warten, jedenfalls bis zum Nachmittage, oder bis zu einer gelegenen Stunde; am Ende machte sich auch alles von selbst. Was sollte er den alten Löwen reizen und vielleicht unnöthiger Weise? Aber gegen all diese klugen Erwägungen erhob sich eine andere leise Stimme in seiner Brust und ließ sich nicht übertäuben. „Soll der sonst so gute Alte einen ehrlichen Bleicher, einen tüchtigen Buchhalter verlieren und beiden Unrecht thun um eines kleinen, entschuldbaren Irrthums willen? Soll Brahm einen vortrefflichen Arbeitgeber und Jonas seine Stelle einbüßen, weil sie richtig rechnen können? Sollen drei, vier Menschen nur eine Stunde länger unglücklich sein, wenn du es hindern kannst! Nein, edler Don Carlos, du bist nicht umsonst jung, gescheidt und unabhängig, wenn du nicht dabei ein klein bischen Muth zu entwickeln vermagst! Necke den biedern Jonas lieber morgen wieder, wie es dein täglicher Zeitvertreib ist, aber jetzt hilf ihm! Zeig', was in dir steckt! Sei kein Hasenfuß!" Er faßte sich ein Herz, steckte seine Rechnung ein und ging ohne weiteres Zögern zu Hastendonks Wohnzimmer hinüber, wo er denselben zum Glück allein antraf.

Der gute Mann hatte inzwischen zwei vortreffliche Mittel angewandt, seinen Zorn zu stillen: erst seine Kinder gesehen und ein Wörtlein mit ihnen geplaudert, und jetzt die Bibel aufgeschlagen. Dennoch runzelte er die Stirn, als der kecke Jüngling mit etwas geröthetem Antlitz vor ihn trat.

„Was gibt's, Carl?" fragte er kurz.

„Herr Hastendonk, ich bitte um Verzeihung, wenn ich störe; Sie wollen gewiß zum Mittagessen—."

„Laß' die Vorrede; komm' zur Sache."

„Wollen Sie mich ruhig ausreden lassen? Nachher mögen Sie thun, was Ihnen beliebt."

„Gut."

„Ich hab' die dumme Aufgabe noch zweimal nachgerechnet; erst auf Brahm's Manier—."

Der Kaufmann zuckte zusammen, schwieg aber still.

„Sehen Sie gefälligst her! Danach machen

	Stüber.
500 Stränge, $8\frac{1}{4}$ zu 1 Thlr.=60 Thlr.	$36\frac{4}{11}$
500 Stränge, $9\frac{1}{4}$ zu 1 Thlr.=54 Thlr.	$3^{9}\!/_{37}$
500 Stränge, $10\frac{1}{4}$ zu 1 Thlr.=48 Thlr.	$46^{24}\!/_{41}$
1500 Stränge, also=163 Thlr.	$26^{7278}\!/_{16687}$

„Ja, aber—" rief Hastendonk.

„Bitte! dann auch auf unsere Manier. Wir sparen durch diese diesmal wenig. Wir hatten in der Eile die falsche Durchschnittszahl genommen. Um die richtige zu finden, müssen wir so schließen: Wenn $8\frac{1}{4}$ Strang 1 Thaler kosten, so kostet 1 Strang $\frac{4}{33}$ Thaler; wenn $9\frac{1}{4}$ Strang 1 Thaler kosten, 1 Strang $\frac{4}{37}$; und wenn $10\frac{1}{4}$ Strang 1 Thaler kosten, 1 Strang $\frac{4}{41}$ Thaler. Der Durchschnittspreis eines Stranges ist also der dritte Theil von $\frac{4}{33}+\frac{4}{37}+\frac{4}{41}$, oder der dritte Theil von $\frac{16364}{50061}$, oder $\frac{16364}{150183}$, und dieser eklige Bruch, mit 1500 Str. multiplizirt, gibt genau wieder 163 Thaler $26^{7278}\!/_{16687}$ Stüber, da beißt keine Maus ein Fädlein von ab."

Hastendonk sann nach und rechnete und verglich; der Schweiß perlte auf seiner Stirn; so sauer war ihm lang kein Exempel geworden.

„Wir beide hatten ganz richtig gerechnet, natürlich", fuhr Karl geläufig fort, um ihm Zeit zur Besinnung zu geben; „wir hatten nur einen leicht verzeihlichen Trugschluß gemacht. —"

Aber jetzt hatte sich Hastendonk besonnen.

„Nicht wir, Karl!" sprach er mit Nachdruck und schlug die Augen fröhlich auf. „Ich war's, ich allein! Du hast nur gethan, was ich dir anbefahl. Es ist brav, daß du mich aufklärst, ich danke dir. Willst du mir einen Gefallen thun? Führ's jetzt auch ganz zu Ende. Bring' Brahm sein Geld und meine Entschuldigung und lade Jonas zum Abendessen ein!"

„Mit dem größten Vergnügen!" rief der junge Mann und man hörte, daß es ihm ernst war.

„Der arme Mensch war ganz verstört, es macht mir wirklich Freude —"

„Halt! Die will ich dir nicht stören", unterbrach ihn Hastendonk. „Und doch darf ich dich nicht schicken, nicht allein gehen lassen. Es wäre feig. Wir wollen uns zusammen auf den Weg machen, und sollte die Suppe darüber kalt werden; wir entschädigen uns dafür heut' Abend."

Ein guter Entschluß wirkt kräftigend, wie edler Wein, und das Bewußtsein, durch seine Ausführung Freude zu erwecken, fast berauschend. In gehobener Stimmung eilten beide zu den Verkannten hin. Brahm war leicht versöhnt und grinste vor Vergnügen über den Triumph seiner Rechenkunst. Noch angenehmer fühlte sich der arme Jonas überrascht. Hastendonk war die Liebenswürdigkeit selbst. Er reichte dem erstaunten Buchhalter die Hand und begrüßte höflich die blasse Frau. Er bat um Entschuldigung, daß er beim Mittagessen störe, und sprach kurz und bündig sein Bedauern wegen der Uebereilung und des Irrthums aus. Und nachdem er die Wangen der Kleinen getätschelt und seine Einladung ausgerichtet hatte, setzte er noch ernst hinzu: „Eigentlich sollt' ich Ihnen zürnen, lieber Freund. Lassen mich im

Irrthum stecken, bis ich Sie zu sprechen zwinge, und nehmen dann ein hastiges Wort gleich übel, gleich für baare Münze. Aber die Schuld liegt an mir. Ich bin zu hitzig. Hab' mir's längst abgewöhnen wollen, ganz gelingt es noch nicht. Wissen Sie was? Wir bleiben hoffentlich noch lange zusammen. Wenn's mir wieder passirt, so sagen sie nur ganz ruhig: „Im Durchschnitt!" und ich werde still sein wie ein Mäuschen—."

Ob Jonas das Mittel später angewandt und wirksam gefunden hat, weiß ich nicht. Aber an jenem Abende sind sie recht vergnügt gewesen und haben sich das treffliche Essen gut schmecken lassen.

Ein Metropolit.

Die griechische Kirche mit ihrer eigenthümlichen Verfassung, die sich noch aus dem frühen Mittelalter bis jetzt erhalten hat, besitzt eine große Anzahl von höheren geistlichen Würdenträgern. In der Kirche der ersten christlichen Jahrhunderte im Orient bekleidete in jeder größeren Stadt (Metropole) der höchste Geistliche eine Art Bischofswürde, hieß Metropolit und hatte eine Stelle inne, welche ungefähr derjenigen eines römisch-katholischen Erzbischofs von heute gleichkommen würde. Die griechisch-katholische, oder wie sie sich lieber nennt,

die orientalisch-orthodoxe Kirche erhielt früher eine Verfassung, als die römisch-katholische, denn wenn die Griechen auch zur Zeit der Ausbreitung des Christenthums keine geschlossene Nation mehr waren, so entwickelte sich unter ihnen auf der Grundlage althellenischer Cultur doch schneller eine eigentliche Theologie, eine theologische Literatur und das Bedürfniß einer geschlossenen einheitlichen Kirchenverfassung, welche die Christen in den verschiedenen Provinzen des großen oströmischen Reiches zu einem Ganzen vereinigte. Dadurch entstanden im oströmischen Reiche die anfangs gleichberechtigten Patriarchate von Constantinopel, Alexandria, Antiochia, Cäsarea, Ephesus und Jerusalem, unter welchen dann die Weltgeistlichkeit unter ihren Bischöfen und die sehr zahlreichen Ordensgeistlichen unter ihren Archimandriten (Aebten) und Hegumenen oder Igumenen (Prioren) standen, die dann insgesammt wieder den Metropoliten der Sprengel oder der Hauptstädte untergeordnet waren. Später beanspruchte der Bischof zu Constantinopel ein ähnliches Vorrecht und Uebergewicht in Bezug auf die morgenländische Kirche, wie ein solches der Papst in Rom für die römisch-katholische besitzt, und setzte es durch, daß das Patriarchat zu Constantinopel für das geistige und geistliche Haupt der morgenländischen Kirche erklärt wurde. In der letzteren hat sich nun die alte griechisch-katholische oder byzantinische Kirchenordnung mit ihren Patriarchen, ihren Metropoliten, ihren Bischöfen und ihren verschiedenen Ordens- und Weltgeistlichen im Wesentlichen erhalten, und nur in Rußland ist die Kirchenverfassung durch Aufstellung eines eigenen Patriarchen in Moskau und durch Hinzutreten politischer Momente und die Errichtung einer Staatskirche etwas modifizirt worden. Das Königreich Griechenland hat einen Metropoliten, fünfzehn Erzbischöfe und ebenso viele Bischöfe, die europäische Türkei hat vier Patriarchen (von Antiochia, Jerusalem, Alexandria und Constantinopel) mit etwa zehn Metropoliten, und in Ostrumelien, Bulgarien, Bosnien, der Herzegowina, Serbien, Montenegro gibt es mindestens je einen, in Rumänien sogar zwei Metropoliten (in Bukarest und Jassy). T.

Zwei Passionskinder.

(Von Emil Frommel.)

Es war im Jahre 18.. und Ende Januar, daß ich gerufen wurde, baldmöglichst zu einer Kranken zu kommen, die nach mir begehrte. Man hatte es uns jungen Candidaten einst in der Pastoraltheologie nicht eingeschärft, bei solchem Begehren sofort aufzustehen und zu gehen. Gewiß, unter zehn Malen mag's neun Mal auch später noch Zeit gewesen sein, aber es ist doch schlimm, wenn's gerade der Zehnte ist, zu dem man zu spät kommt, und die Boten ausrichten: „Bemühe den Meister nicht, meine Tochter ist jetzt gestorben." Nun, der Herr kam auch damals nicht zu spät, er, der sagen konnte: „Mägdlein, ich sage dir, stehe auf." Aber wir kommen oft zu spät. Ich hatte es auch mit schwerem Lehrgeld lernen müssen, sofort zu gehen. Es war gegen elf Uhr Nachts. Draußen trieben Schnee und Wind ihr Spiel, die Gaslaternen flackerten im unsicheren Lichte, ich zog den Pelz fester um mich, als es über einen großen freien Platz ging, bis ich endlich vor einem Hause stand, wo mir der trübe Lampenschein oben in einem Zimmer sagte, daß es hier wohl sein würde. Ich schüttelte den Schnee vom Kleide und wärmte mich am sprühenden Ofen, um nicht so kalt an das Krankenbett zu treten, und ging dann hinein. Hinter der dichten, spanischen Wand lag im schneeweißen Bette ein junges Mädchen, dessen Stirn und Wangen so weiß waren wie die Linnen, in die sie gebettet war. Nur zwei tiefschwarze, unergründliche Augen schauten mich groß und glänzend an. Das reiche, dunkle Haar floß aufgelöst zu beiden Seiten des Hauptes aufs Kissen herab. Ich sah mit einem Blicke, daß der Kuß des Todesengels ihr auf die Stirne gedrückt und ihre Tage gezählt waren.

„Ist es nicht entsetzlich, so jung zu sterben und so viel zu leiden?" sagte sie leise.

„Gewiß," entgegnete ich ihr, „wenn man ohne Trost und Hoffnung leidet und stirbt."

„Glauben Sie also wirklich, daß es einen Trost für mich gibt?" und ein schmerzliches Lächeln glitt wie ein Sonnenstrahl über ihr Angesicht hin.

„Sie wären die Erste, die Gott ohne Trost gelassen, wenn Sie wahrhaft darnach verlangen."

Sie reichte mir die fieberheiße Hand und hielt die meine fest. „Ach ja," sagte sie mit leiser Stimme, „ich habe auch einmal gehört, daß Leiden zu etwas gut wären — gibt's nicht so einen Spruch, daß Einem alle Dinge zum Besten dienen müssen? Es ist schon so lange her, daß ich das einmal gelernt habe, aber ich habe leider so Vieles wieder vergessen, und jetzt ist mein Kopf so schwach. Ach, ich habe so viel versäumt. Wissen Sie, mir ist's immer so gut gegangen, und da habe ich das nicht gebraucht."

Ich mußte warten mit der Antwort, da ein schwerer Hustenanfall sie völlig ermattete, nur mit Mühe rang sich wieder der Athem empor.

„Gewiß," sagte ich ihr, „und Sie sehen daran, wie Sie Gott nicht verläßt, daß Ihnen jetzt Worte wiederkehren, die Sie einst gehört und halb vergessen haben."

Ich las ihr die Stelle im Römerbriefe und den gewaltigen Schluß des achten Capitels vor.

„Das ist herrlich," sagte sie, „nicht scheiden von der Liebe Gottes! Aber diese Liebe — ich bin ihrer nicht werth."

„Dann sind Sie auf dem rechten Wege, sie zu erfassen, liebes Fräulein. Es ist noch nicht zu spät, und Gott wird Sie nicht sterben lassen, bevor Sie nicht seine Liebe erfahren haben. Bitten Sie nur darum."

„Ja, wenn ich beten könnte. Ich hab's ganz verlernt."

„Nun, dann seufzen Sie nur einmal nach Gott. Wenn ein Mensch auf die Welt kommt, so schreit er. Was er schreit, versteht kein Mensch; aber daß er schreit, ist die Hauptsache, es ist doch das Zeichen, daß er lebt." Sie schaute mich mit ihren funkelnden Augen bittend an.

„Ich soll wohl mit Ihnen beten, nicht wahr?"

Sie nickte still mit dem Kopfe. Ich that es und segnete sie. Da sie sehr schwach war, ging ich fort und versprach ihr, am Tage wiederzukommen. Ich hatte den tiefen Eindruck, daß der Herr hier noch verziehen werde, weil er selbst mit souveräner Hand in dies Leben gegriffen. Ich meinte immer die Worte zu hören: „Mägdlein, ich sage dir, stehe auf." Und sie stand auf. Nicht mehr zum irdischen, aber zum inneren Leben. Ihre Erinnerung wurde so lebendig, das Gedächtniß klar für Alles, was sie einst gehört. Ihr Hören war das Aufsaugen des trockenen Landes, das nach dem Regen gedürstet. Je enger der Athem, desto inniger ihr Anklammern an den Herrn. Was von Jugendthorheit und Versäumniß in ihrem Leben, das beichtete sie kindlich und fragte immer dazwischen: „Vergibt das der Heiland auch?" „Nicht wahr," sagte sie einmal, „der Tod kann mir doch nichts thun, den hat doch der Heiland überwunden?" Ich nahm ihre Hand und sagte ihr Jesu Worte: „Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern ist vom Tod zum Leben hindurchgedrungen."

„Das ist viel, das ist groß!" sagte sie leise. „Ich habe noch einen Bruder, Herr Pfarrer — er ist auch so krank, aber —"

Sie konnte nicht mehr weiter. Ihr Kopf sank still in in die Kissen. Ich glaubte, es sei ihr Ende. Aber sie erholte sich wieder. „Jesum fassen soll er, nicht wahr?"

Ich nickte zustimmend. Ich hatte nichts von der Existenz ihres Bruders gewußt. In der Nacht um zwei Uhr — es mochte wohl acht Tage nach jener ersten Nacht sein — wurde ich zu ihr gerufen. Es ging ans Scheiden. Mit innigstem Verlangen hatte sie Tags zuvor das heilige Abendmahl empfangen. Sie reichte mir die erkaltende Hand und lächelte. „Bald, bald! Herr Jesu, komm — Dank, Dank! mein Bruder!" — das war das Letzte, was ich hören konnte. Noch ein tiefer Seufzer und ihr Geist hatte sich losgerungen. Wie eine Braut war sie gebettet, in grünem Epheu und Myrthen, so hatte sie's gewünscht.

Nach dem Begräbniß ging ich am Abend zu dem Bruder der Entschlafenen und ließ mich bei ihm melden. Ich trat in ein reich ausgestattetes Zimmer, das auf Schritt und Tritt einen weitgereisten Menschen verrieth. Ausgestopfte Thiere, ein großes gewaltiges Bärenfell auf dem Boden ausgebreitet, Waffen aller Art an den Wänden, eine prachtvolle Bibliothek in fein gearbeiteten Schränken — kurz das Alles machte den Eindruck des auf den Wogen des Meeres der Welt gefahrenen Menschen. Im Nebenzimmer lag, auf einem Ruhebett mit einem großen Fell eines Eisbären bedeckt, zu seinen Füßen ein gewaltiger Neufundländer, der fragend seinen Herrn anschaut, ob er dem Eindringling wehren sollte— der Kranke. Er mochte ein Mann Ende der Zwanzig sein, unverkennbar die Aehnlichkeit mit der Schwester, dieselben tiefen schwarzen, brennenden Augen. Ein voller Bart floß herab aus dem bleichen Antlitz, die Züge waren fein, Nase und Mund edelgeformt, die Stirn, von einem dunklen, vollen Haar umgeben, von blendender Weiße. Ich war überrascht von dem Anblick, und er mochte es wohl merken.

„Sie besuchen einen Kranken," sagte er mit einer wohlthuenden Stimme, „und bringen mir einen Gruß von meiner Schwester. Hier ist ihr letztes Wort. Lesen Sie!"

Ich las: „Ich gehe im vollen Frieden heim, mache, daß du nachkommst. Fasse den Heiland. Deine ..."

„Ich danke Ihnen, daß Sie meiner Schwester das Sterben erleichtert haben," sagte er und reichte mir die Hand. „Ich stehe auf einem wesentlich andern Standpunkt, aber wenn nur ihr geholfen ist. Jeder nach seiner Art. Ich habe nicht geglaubt, daß dies lebensfrohe Mädchen sich so leicht in den Gedanken des Todes finden könnte. Ich gönne ihr von Herzen den Glauben und die Ruhe."

„Ich kann Ihnen," entgegnete ich, „nur wünschen, daß Sie einst in solchem Frieden scheiden können, und Ihr Standpunkt Ihnen dieselben Dienste thut, wie der Glaube Ihrer Schwester."

„Dafür lassen Sie mich sorgen. Wie gesagt, ich bin Ihnen dankbar für das, was Sie an der Schwester gethan. Ich selbst bin ja leidend und weiß genau meinen Zustand, aber ich habe mir selbst das Nöthige im Leben gesammelt, um dem letzten Augenblick entgegen zu gehen. Wenn Sie mich dann und wann besuchen wollen, wird es mir sehr angenehm sein. Ich habe dann dabei immer eine traute Erinnerung an meine selige Schwester. Nur bitte ich, nicht von religiösen Dingen sprechen zu wollen. Ich liebe den Streit nicht und bin auch Ihnen gegenüber zu sehr verpflichtet, um Sie durch meine Anschauungen kränken zu wollen."

Ich gab ihm die Hand, schaute ihm einmal tief ins Auge und ging schweigend von ihm. Ich fühlte, daß Schweigen hier mehr war als Reden, und ein Blick mehr als ein Wort. Tage vergingen, bis ich wieder kam, es

gab so viele andere, sehnsüchtige Kranke in jenem Winter, daß ich die Hände voll genug hatte.

„Sie sind lange ausgeblieben," sagte er. „Sie sind mir doch nicht böse geworden über das, was ich gesagt?"

„Wie könnte ich?" entgegnete ich ihm. „Ich habe mich für Sie nur gefreut, daß Sie einen so guten Trost in Ihrem Leiden haben, und Ihre Sicherheit bewundert, mit der Sie dem Tode entgegengehen, ohne den Glauben Ihrer seligen Schwester zu bedürfen."

„Sie zweifeln wohl an meinem Trost und an meiner Gewißheit?" sagte er wehmüthig lächelnd. „Sie haben mich damals so wunderbar angeschaut, daß ich Sie am liebsten gleich zurückgerufen hätte. Was wollten Sie eigentlich mit dem Blicke sagen?"

„Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich Sie lieb habe um Ihrer Aufrichtigkeit willen, und Sie bewundere, um Ihrer Gewißheit willen, die mir nur mein Glaube gibt. Vielleicht daß Sie mir einmal sagen, was Sie so getrost macht."

„Verschwenden Sie nicht am Ende Ihre Liebe an einen Unwürdigen, Herr Pfarrer? Sie kennen ja mein Leben nicht. Aber wenn Sie von meinen Anschauungen vielleicht eine Ahnung haben möchten, so liegen sie dort auf dem Tische am Bette."

„Göthe's Faust!" rief ich. „Das also ist des Pudels Kern."

„Sie scheinen mir den Faust zu kennen, Herr Pfarrer," sagte er lächelnd.

„Warum nicht? Er ist ja ein weltlich Evangelium, wenn man ihn recht zu lesen weiß."

„Das ist merkwürdig. — Ich dachte, Sie stießen mich darob in die Hölle."

„Ich habe die Leute nur in den Himmel zu bringen, nicht in die Hölle zu verstoßen, das letztere mögen die Leute selbst besorgen. Das thut ja auch Gott nicht, wenn der Mensch nicht absolut will. Das, meine ich, könnten Sie auch im ‚Faust' gelesen haben. Viel Zeit habe ich freilich nicht, aber wenn ich eine freie Stunde habe, will ich gern aus Liebe zu Ihrer seligen Schwester — und auch zu Ihnen — den ‚Faust' mit Ihnen lesen."

Ich reichte ihm die Hand, er hielt sie lange in seiner fieberheißen fest. „Sie kommen doch bald wieder?" fragte er mich etwas zweifelnd.

„Gewiß," sagte ich. „Der Puls der Zeit geht noch schneller als der Ihre, lieber junger Freund, und man muß nichts aufschieben im Leben."

Ich kam bald wieder zu ihm. Die Krankheit hatte reißende Fortschritte gemacht. Die verdächtigen rothen Rosen auf den Wangen und die glänzenden Augen deuteten auf nicht zu viele Wochen mehr. Ich griff dann nach dem Buche und las mit ihm den „Prolog im Himmel," und heftete nur dann und wann fragend den Blick auf ihn. Als ich zu der Stelle kam:

Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust —

fragte ich: „Ist das Ihr Bild heute noch, oder sind Sie schon drüber hinaus?"

„Wenn Sie wollen, ja — ich bin's noch, Befriedigung habe ich nicht gefunden. Ich habe übrigens darauf verzichten gelernt."

„Ich bewundere Sie, daß Sie das fertig gebracht haben und dabei ein glücklicher Mensch sein wollen. Doch lassen Sie mich weiter lesen! Ich las:

Wenn ich zu meinem Zweck gelange
Erlaubt Ihr mir Triumph aus voller Brust.
Staub soll er fressen, und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.

Ich hielt inne und sah ihn an.

„Staub soll er fressen, das ist schauerlich wahr, Herr Pfarrer! Weiter!" Ich las nun weiter. In Jahren hatte ich den Faust nicht mehr gelesen, Vieles erschien mir wieder völlig neu und wie noch nie gehört. Ich sah mein eigen Selbst vor meinen Augen aufsteigen; so war's, so hatte es einst gekocht und gegährt in meiner kleinen Welt. — Ich vergaß völlig, daß ich einem Fremden vorlas, in Stimme und Betonung mich ganz frei ergehend.

„Sie lesen ja," unterbrach er mich, „als ob Sie selbst Aehnliches gefühlt und empfunden — und denken doch jetzt ganz anders!"

„Gott sei Dank, daß ich es thun kann, und daß das Bild, das in mir aufsteigt, ein vergangenes ist. Glauben Sie nicht, daß ich das sage, um über diesen überwundenen Standpunkt etwa mitleidig zu lächeln, dazu ist die Sache zu ernst, und kein Mensch soll über seine Vergangenheit lachen; sondern um wahrhaftig Gott zu danken, der mich nicht ‚grausam zurückgestoßen,' und daß ich mich in ihm ‚so klein und doch so groß' fühlen darf. — Doch lassen Sie mich weiter lesen, Sie wollten ja nicht gerne von Religion hören."

Ich las bis zur Stelle, wo Faust die Phiole ansetzt, die seinem Leben und seiner Qual ein Ende machen soll, hielt inne und schaute meinen Kranken forschend an. Sein Auge hatte sich geschlossen, über dem Gesicht lag eine entsetzliche Todtenblässe.

„Ist Ihnen nicht wohl?" fragte ich ihn, seine Hand ergreifend, die mit eiskaltem Schweiß bedeckt war.

„Es ist schon vorbei. Eilen Sie, lesen Sie den Ostermorgen und die Glocken

Ich las weiter:

Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt;
Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben,
Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;

Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich, durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.
Dies Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinn'rung hält mich nun mit kindlichem Gefühle
Vom letzten, ernsten Schritt zurück.
O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt — die Erde hat mich wieder!

Ich sah auf meinen Kranken. Aus den geschlossenen Augen rannen Thränen tropfend herab. Ich eilte und las:

Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schooß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn Preisender
Liebe Beweisenden,
Brüderlich Speisenden,
Predigend Reisenden,
Wonne Verheißenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

Ich ahnte nicht, was in seiner Seele kämpfte, aber ich hatte das Gefühl, daß er auch ihm nahe sei, und hörte ferne Osterglocken läuten. Nach kurzem Segensspruch ging ich schweigend weg.

Am folgenden Tage konnte ich ihn nicht sprechen. Er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen und war aufs Aeußerste ermattet. Am zweiten Tage schickte er nach mir, und bat dringend zu kommen. Er reichte mir die Hand und drückte sie warm und innig. „Das war ein Tag gestern, der war eine Ewigkeit," sagte er mit matter Stimme. „Ich war bald im Himmel, bald in der Hölle. Ich weiß, ich werde nicht viel Zeit mehr haben, drum lassen Sie mich Ihnen erzählen. Lassen wir den Faust. Ich will Ihnen noch Wahreres von mir sagen, als was hier im Faust steht, mit dessen Namen ich mich sehr thöricht decken wollte." — Was er mir jetzt in beinah drei Stunden unter dem Wogen und Arbeiten der Brust nicht blos, sondern des ganzen Menschen erzählte, von seinen Fahrten und Irrfahrten, die im tiefsten Grunde nur eine Flucht vor sich selbst waren, kann und darf ich nicht beschreiben. Wie er, so ruht auch das in mir als im Grabe. Er schloß die ins Tiefste greifende Geschichte seines Lebens, die eine zusammenhängende Beichte seines Herzens war, in der auch nicht jener Zug, dem Leben zu entfliehen, fehlte, damit, daß er von einem Brette über seinem Haupt ein Fläschchen herab holte: „Das war mein letzter Trost und das ‚Nöthige,' was ich einst nannte, um dem Tod entgegen zu gehn," und gab es mir in die Hand. — „Herr Pfarrer, kann mir vergeben werden, gibt es eine Vergebung?"

Er sagte das letzte mit einer Betonung, die mir durch Mark und Bein ging. „Ja," sagte ich laut, „so wahr der Herr lebt, vor dem ich stehe," und legte ihm die Hand aufs Haupt, dessen Haare wie aus dem Wasser gezogen waren. Wie das Alles gekommen, was an diesem einen Tage, da ich ihn nicht sprach, in ihm vorgegangen, hat er mir später nur leise angedeutet. Sein ganzes Leben war ihm im hellsten, durchdringendsten Feuerschein bis in seine Einzelheiten vor die Seele getreten; jedes Wort, das ich ihm aus seinem Evangelium, dem Faust, vorgelesen, war ihm zu Spieß und Nagel geworden. Hin und wieder war die Gestalt seiner Schwester an ihm vorübergeschwebt. Aber auch der Osterchor hatte ihm fort und fort ins Ohr getönt. „Kurz," sagte er, „mich hat Tod und Leben zugleich angehaucht und mich hin und her gerissen, über mir war's, als ob eine Hand mich ergriffe, die mich aus der Tiefe emporriß. Sprüche fielen mir ein, an die ich mich geklammert habe, wie ein Ertrinkender ans Seil, Sprüche, die ich in der Jugend gehört, und die mir seitdem nicht mehr in den Sinn gekommen."

Ich hatte genug gehört und gedachte an das Wort der Schwester: „Er soll Jesum fassen." Ich ging nun jeden Tag zu ihm. Kaum habe ich in meinem Leben einen begierigeren Schüler gehabt. — Wenn ein Gletscher, der Jahrhunderte lang sich vorgeschoben, zurücktritt, so sproßt sofort auf der vom Eis befreiten Stelle eine üppige Alpenflora, und die herrlichsten Krystalle leuchten dem Finder entgegen. So war's bei ihm. Seine ganze reiche Begabung, sein durchdringender Verstand und Forschergeist kamen auf die herrlichste Weise zu Tage: Alles war auf die Frage der Versöhnung und des ewigen Lebens gerichtet. Nur einmal tauchte die Erinnerung an eine schwere Sünde auf und wollte ihm wieder den Frieden nehmen. Mit rückhaltlosester Offenheit bekannte er sie, es war der letzte Bann von ihm gewichen. Dann machte wieder der Gedanke, ob sein Glaube der rechte sei, da er doch aus der Noth geboren wäre, ihm schwere Stunden. — Er hatte sich aber so unendlich tief gebeugt, daß ich ihn nur aufzurichten hatte, die Angst durch Leibesnoth nahm zu; aber er fiel nicht mehr aus dem vollsten Frieden, nachdem er auch das Letzte bekannt, was ihn bedrückte. Eines Tages fand ich am Fußende seines Bettes das Bild des dorngekrönten Herrn, von Guido Reni. „Da schaue ich hin," sagte er, „wenn die dunklen Gedanken kommen. Er wird mich nicht hinausstoßen. Ich kann es nicht erwarten, bis der Morgen graut, und der erste Strahl auf dies Bild fällt." So lag er meist, die Bibel aufgeschlagen auf dem Schooße, das Auge fest auf den Erlöser gerichtet, in seinem Bette da. — „Nicht wahr, Sie bleiben bei mir, wenn ich sterbe?" sagte er. „Ich fürchte mich nicht, aber mein Glaube ist noch so jung, und ein einziger Spruch hält mich Stunden lang fröhlich." — Ich ließ mein Bett auf sein Sopha machen und schlief die beiden letzten Nächte neben ihm, jeden Augenblick bereit, ihm ein Wort zuzurufen, im namenlosen Kampfe, den die Jugendkraft mit dem Tode führte. Das Bild der Schwester schaute er oft Stunden lang an. „Die hat mir den Heiland ans Bett gebetet," sagte er oft. „Nun gehen wir zusammen, wie sie's geschrieben." So kam sein Ende; um klaren Bewußtseins bis ans Ende zu bleiben und dem Tode ins

Auge sehen zu können, wollte er kein Schlafmittel nehmen. Ich hielt ihn in den Armen und sprach ihm Sprüche vor. „Herrlich, herrlich," sagte er, immer dankend. Mit dem festen Blick auf das Bild des Herrn, die Hände über der Bibel gefaltet, brach sein dunkles Auge. Ich habe selten ein schöneres, verklärteres Menschenantlitz im Tode gesehen.

Zwei Passionskinder waren diese beiden Geschwister— aber Passionskinder im Osterkleid. Der Odem des Auferstandenen hatte sie berührt. Fast dreißig Jahre waren seitdem vergangen, als ich in heller Mondnacht mit einem mir schnell ans Herz gewachsenen treuen Zeugen auf dem Odeonsplatz in München auf und ab ging. Wir erzählten von alten Tagen, dem Feuer der ersten Liebe im Amte. „Ich kam auch, als junger Candidat, einst in ein Haus Ihrer Heimath als Hauslehrer," sagte er. „Was ich wußte von einem lebendigen Heiland, suchte ich den Kindern ins Herz zu legen, denn die Eltern waren ganz anders gesinnt. Ich möchte gern wissen, was aus ihnen geworden." Ich fragte nach dem Namen. Es waren jene beiden Geschwister. Ich mußte einen Augenblick an mich halten — dann sagte ich ihm: „Es gibt wahrhaftig einen lebendigen Herrn, und seine Osterglocken klingen noch. Ihre Schüler sind in Frieden geborgen." Ich erzählte ihm die Geschichte der Beiden. Seine stille Saat war aufgegangen und die Garbe eingeheimst. — Es war tief über die Mitternacht hinaus, als wir uns trennten. Ich hatte einen Schlüssel bekommen zum Verständniß jener Stunden, und der königlichen, souveränen Macht des Auferstandenen. Schweigend gingen wir aus einander, aber auf den Lippen lag es:

Ich sag' es Jedem, daß er lebt
Und auferstanden ist,
Daß er in unsrer Mitte schwebt,
Und ewig bei uns ist!

Erinnerungen an Bischof J. Lang.

Von C. A. Thomas.

„Das Gedächtniß des Gerechten bleibt im Segen."

Ich hatte das hohe Vorrecht, Jahre lang mit diesem treuen Gottesmann bekannt zu sein, und hie und da Umgang mit ihm zu pflegen. Fünfundzwanzig Jahre sind bereits ins Land gegangen, seitdem ich ihn zum erstenmal sah. Es war dies an einer Conferenzsitzung ans Lingelbach's, Ontario. Ich war damals ein Jüngling von neunzehn Jahren. Ich werde es nie vergessen, wie mir dieser schlanke Mann mit seiner etwas röthlichen Perücke und dem ironisch-scharfen Blick imponirte. Mit noch Einem mußte ich damals vortreten, um die an Predigtamtscandidaten gemachten Fragen zu beantworten. Es war mir zur Zeit auffallend an dem Bischof, daß er uns Jungens so scharf unter sein Visir nahm. Nach Jahren hat 'mal ein guter Bruder aus der Schule gesprochen und mir das Räthsel gelöst. Das war so: Ich selbst war nicht groß von Person, aber der neben mir stand war noch um ein Bedeutendes kleiner. Kurz, wir entsprachen scheint's nicht ganz den Erwartungen des guten Bischofs.

Nachdem die Fragen zur Zufriedenheit beantwortet waren, hieß es: Abtreten! Mit klopfendem Herzen warteten wir, die altmodische steinerne Kirche und ihre Umgebung musternd, den Entscheid der wohllöblichen Conferenz. Nun ja, man besprach sich über Charakter und Fähigkeit zu diesem höchsten Amte, das ein Mensch auf Erden einnehmen kann. Und das ist auch nicht mehr denn billig, und es wäre gewiß gut, wenn diese Besprechungen immer gründlich geschähen.

Es kennzeichnet Bischof Lang ganz so wie er war, wenn ich hier ausplaudere (wird nichts schaden!), was er damals zur Conferenz sagte. Er hat so gesagt, ein bischen schelmisch lächelnd: „Do hänt ihr mer awer emol Zwee vorgebrocht. Aus dem Eene mag was werre, aber was es aus dem Annere gebt, des weiß der lieb' Gott!" Versteht sich verursachte das ein recht herzliches Schmunzeln und Lachen in der Conferenz, denn dergleichen ebenso drollige als scharfe Bemerkungen machte er nicht selten, aber meistens in dem besten Humor, und man nahm sie ihm auch in der Regel also ab.

Fünf Jahre später kam er auf mein Arbeitsfeld (Morriston). Ich hatte öfters gehört, daß er nicht leicht zufrieden zu stellen sei, und da war mir's als jungem Prediger natürlich nicht ganz wohl unter dem Brusttuch. Ich nahm mir vor, das Beste zu thun, und erwartete so den hohen Besuch mit der größten Sehnsucht. Er kam auf die festgesetzte Zeit. Bei der Familie Bieber blieben wir über Nacht. Da seine Bestellung auf den Abend anberaumt war, so sagte er kurz nach dem Frühstück zu mir:

„Well, Thomas, ich denk', mir sollte en Deel von de Freind besuche heut'."

Mir war das gerade recht, und so spannte ich flugs fünfzig allerunterthänigst an. Beim Einsteigen in das „Buggy" nahm ich seinen „Sattle-Bäg" und stellte denselben aus Respekt vor des Bischofs langen Beinen, gerade vor mich, um meinem Reisegefährten alle möglichen Bequemlichkeiten zu verschaffen. Aber da kam ich übel an.

„Was duscht denn du mit meinem Sattle-Bäg?" fuhr er mich leicht an.

„Ei, Br. Lang, den will ich hier vor meinen Füßen halten, damit du mehr Platz hast."

„Ne," antwortete er schelmisch dreinschauend, „das duscht du aber net, ich gleich selber Acht zu gäwa uf mei Sattle-Bäg, for do sin Sache drin, daß wenn die verbreche thäte, so könnt mer se schier net wieder ersetze." Und ohne weitere Preliminärien nahm er seine Reisetasche und setzte dieselbe vor seine eigenen Füße. Damit Basta! Ich widerstand nun nicht länger, und so ging's denn vorwärts.

Bei der Familie Mast, eine schwache Meile von unserm Ausgangspunkt, machten wir Halt. Nachdem wir die Leute begrüßt, wurden wir in ein schönes Zimmer geführt, mit der Weisung, daß man den Hausvater von dem hohen Besuch alsbald in Kenntniß setzen wolle. Mittlerweile untersuchte denn der Bischof den oben erwähnten Sattle-Bäg und fand zu seiner nicht geringen Bestürzung, daß er seine Medizin (mehrere Flaschen) im letzten Hause liegen gelassen habe.

„Da ist leicht abzuhelfen," sagte ich.

„Ja, wie so?"

„Ei, ich gehe einfach zu Fuß zurück und hole die Fläschchen."

„Sei Lebtag net," entgegnete er voll Humor, „denk emol, wo du mich hiebringe dätscht, wenn du mer die ‚Bottle' verbreche dätscht, ich denk ebe, um sicher zu sei, muß ich selber geh."

Der alte Mann war kränklich, und so drückte ich doch endlich auf und sagte fest: „Br. Lang, ich hole dir deine Medizin und verspreche, daß ich gut darauf achtgeben will."

„Ja, denkscht du denn, mer kann dir traue?"

„Das käm' lediglich aufs Probiren an."

„So magscht du dann emol gehn."

Nachdem er mir die Oertlichkeit, wo ich die Fläschchen finden könne, beschrieben, ging ich los. Jung und flink war ich, dazu machte ich mir eine Ehre aus dem Dienst, und so dauerte es gar keine Zeit, bis ich mit gerötheten Backen wieder vor dem Bischof stand.

„Hier, Br. Lang," sagte ich, „ist deine Medizin!"

„Ei, ei, du bischt aber schmärt; hoscht werklich nix verbroche? Jetzt sollscht du ah groß Dank hawe."

Zufrieden lächelnd nahm er nun von der Medizin und that dann die Fläschchen wieder an ihren Platz im Sattle-Bäg, und wir hatten einen gar köstlichen Besuch bei der Familie.

Auf den Abend war Gottesdienst. Wir machten deshalb im Nachmittag noch einige kurze Besuche und stellten dann bei Br. Kallfaß, nahe der Kirche, auf. Kurz nachdem wir das Abendbrod genossen, machten wir uns auf den Weg zur Kirche. Es war ein trüber Abend. Der alte Vater Kallfaß ging voran, und der Bischof und ich folgten ihm. Wir hatten einen Obstgarten zu durchkreuzen, der mit einer ziemlich hohen Fenz umgeben war. Diese mußte überstiegen werden. Der dienstbeflissene alte Kallfaß nahm zwei Bretter, steckte das eine von dieser und das andere von jener Seite etwa in der Mitte der Fenz durch, um so den Uebergang für uns, zumal für Br. Lang, zu erleichtern. Als gehorsamer Diener stellte er sich neben die Bretter. Der Bischof kam, sah die Bretter in der Fenz mißtrauisch an, und sagte: „Na, für was is denn des?" „Ei, damit du bequem hinüber kannst und nicht fällst," entgegnete Kallfaß. „Ja, ja," sagte Lang in seiner ihm eigenen Weise: „Gäb du numme acht, daß du net fallscht!" und den oberen Fenzriegel ergreifend, schwang er sich, trotz seiner etwas langen Extremitäten, siegreich über den Holzzaun und gelangte auch ohne zu fallen auf der andern Seite glücklich an.

Vater Kallfaß natürlich stand da, wie Einer, dem die Hühner das Brod genommen. „I hab's gut gemeint," sagte er, „aber das nächste 'mal wart' ich, bis ich geheißen werd."

Bischof Lang war ein Mann, dem nichts mehr zuwider war, als wenn man sich ihm dienstbeflissen zeigte. Er liebte es nach echt amerikanischer Art sich selbst zu helfen, und so ging er eben seinen Weg strack, manchmal ein bischen unsanft, vorwärts. Das war so seine Weise. Die außerordentlich kräftige, überwältigende Predigt am Abend hat Vater Kallfaß für die kleine Calamität mehr als versöhnt.

Nächsten Tags, als ich den Bischof nach Berlin fuhr, ging mir's um kein Haar besser. Natürlich war ich ja auch zum Theil selbst schuld daran. Der Weg über die Hügel auf dieser Seite von Hespeler ist etwas rauh und hie und da eng, so daß man nicht gerade überall so leicht ausweichen kann. Nun begab sich's, daß wir einen schwer beladenen Wagen einholten. Ich wartete auf eine gute Gelegenheit, vorbei zu kommen, aber es wollte sich nicht recht machen. So fuhr ich denn, des langsamen Fahrens müde, endlich vorbei. Versteht sich, ging's auf der Seite, wo der Bischof saß (ich gestehe es!), so ziemlich schief. Kaum waren wir wieder ganz flott, so kam's: „Thomas," sagte er ziemlich risch, „des duscht du mer aber nau net noch emol, des will ich dir gesaht hawe. Denk' emol, was es gäwe hätt', wann unser Fuhrwerk umgefalle wär'. Kannscht juscht froh sei, daß es net geschehne is!"—

Das war so etwa auf der Hälfte des Weges zwischen Morriston und Berlin. Daß ich die übrige Hälfte des Weges nur dann einem Fuhrwerk auswich, wo der Weg schön breit war, werden sich die Magazinleser schon von selbst denken.

Uebrigens sah ich den Bischof nie fideler und gesprächiger, als auf dieser Reise. Er war so zugänglich und seine Unterhaltung so lehrreich, daß man solche kleine Scharmützel ums Handumdrehen beilegen und vergessen mußte.

Ich habe diese anscheinend kleine Dinge von unserem unvergeßlichen Bischof Lang deshalb hier erzählt, weil uns dieselben ein wenig einen Einblick geben in die Weise des gesellschaftlichen Umgangs dieses großen Mannes. Ich muß für diesmal abbrechen. Eine Fortsetzung dürfte im nächsten Hefte folgen.

Die Sonntagschule.

Ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Von R. M.

Die Geschichte der Sonntagschule, in ihrem Anfang, Fortschritt und Erfolg, ist auf das Allerinnigste mit der Geschichte der Kirche verknüpft. Zu allen Zeiten, und wo immer die wahre Religion ihren vollen Einfluß ausübte, wurde der Erziehung in der Religion besondere Aufmerksamkeit geschenkt. In diesem Gedanken müssen wir auch den lebensfähigen Keim der Sonntagschule finden. Ein frommer Gelehrter sagt einmal: „Lebendige Religion und religiöse Erziehung der Jugend sind allezeit Hand in Hand gegangen. Die menschliche Seele ist krank, eine christliche Erziehung allein führt sie auf kürzestem Wege zum richtigen Arzt."

Vor der babylonischen Gefangenschaft findet man das Wort Schule im hier angewendeten Sinne noch nicht, aber die Schule selbst findet man bereits in jeder patriarchalischen Familie, denn schon von Abraham heißt es: „Ich weiß, er wird befehlen seinen Kindern, und seinem Hause nach ihm, daß sie des Herrn Wege halten, und thun was recht und gut ist."

Ohne uns an den Folgen der guten Erziehung bei Kindern, wie z. E. Joseph, Samuel, David oder Daniel u. a. m. aufzuhalten, finden wir nach der babylonischen Gefangenschaft, daß Esra die Kinder in die Schule brachte, um sie den Weg des Herrn zu lehren, nach dem Befehl Mose: „Die Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen, und sollst sie deinen Kindern schärfen, und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzest, oder auf dem Wege gehest, wenn du dich niederlegest, oder aufstehest."

Die Eltern sind von Gott berufen, und verpflichtet, ihre Kinder im Wege des Herrn zu unterrichten, und auf dem Pfad der Gotteserkenntniß zu leiten. Daß leider diese Pflicht versäumt wird, und viele Eltern sogar untüchtig sind, dieselben zu erfüllen, ist nur zu wahr; aber eben deßhalb hat auch die Kirche von jeher (und wird zu allen Zeiten so thun müssen), den Mangel, das Versäumniß der Eltern, zu ersetzen gesucht, und zwar durch Religionsunterricht. Es ist keine Institution, welche das Versäumniß der Eltern in dieser Richtung ganz ersetzen kann; aber auch keine, welche mehr nachzubringen im Stande wäre, als gerade die Sonntagschule. Man nehme nun noch Neh. 8, 7 u. 8 in Anschlag, und der Grundriß der Sonntagschule liegt klar vor uns. Ja, die Sonntagschule der Gegenwart, selbst im modernen Sinn gehalten, ist biblisch begründet.

Was ist die Sonntagschule? Nichts Weiteres als das legitime Bestreben der Kirche Gottes, ihre heiligste Pflicht zu erfüllen, und die unter ihren Einfluß gebrachten Kinder in der Furcht des Herrn zu erziehen. Sie ist demnach nicht ein Departement purer Humanität, oder Philanthropie außerhalb der Kirche, sondern sie ist eine systematische Arbeit der Kirche durch die Kirche, und in der Kirche. Haben nicht die nemlichen holdseligen Lippen, welche einst sprachen: „Gehet hin und prediget," auch gesprochen: „Gehet hin und lehret"? Hat nicht gerade unser Heiland seine Jünger in merkwürdiges Erstaunen versetzt über der Aufmerksamkeit, welche er den Kindern schenkte? Er war es, der da sagte: „Weide meine Lämmer!"

Schon im Jahr 180, so berichtet Tertullian, fanden sich die Gläubigen gedrungen, sich der Kinder mit besonderem Eifer anzunehmen, denn die Heiden machten Proseliten, und verführten die Kinder zum Götzendienst. Mosheim sagt, daß die Schulen für religiösen Unterricht noch vor Abschluß des zweiten Jahrhunderts allgemein eingeführt und über die ganze Kirche verbreitet waren. Origenes war einer der tüchtigsten Sonntagschul-Lehrer, welche je vor einer Classe auftraten, und sein Lehrbuch bestand aus der griechischen Bibel (Septuaginta), nebst den Schriften der Evangelisten und Apostel. Wir finden, daß bereits vom Concilium zu Constantinopel spezieller Religionsunterricht für Kinder befohlen wurde, und daß der Tag des Herrn als die schicklichste Zeit für solchen Unterricht galt.

Hier hätten wir also das Alter der Sonntagschulen, und sollte diese Thatsache Jemanden eine Lieblingsidee zerstören mit solcher Beweisführung, dann kann ich nur beifügen, daß da keine Maus einen Faden abbeißt.

Im siebenten Jahrhundert, und zwar schon zu Anfang, fing das Werk an, rückwärts zu gehen; die Ursache lag in der Verweltlichung der Kirche, und der Verfinsterung des Lichtes in derselben, vielleicht in dem damals herrschenden Grundsatz: „Das Schaf braucht keinen Verstand, dafür ist der Hirte bei der Hand." Jahrhunderte vergingen, ohne daß sich eine Stimme gegen das hereinbrechende Verderben erhoben hätte; nur hie und da in vereinzelnten Fällen traf man noch einen Dorfpriester, welcher sich der verwahrlosten Jugend seiner Pfarre angenommen hätte. Als aber der Morgen der Reformation tagte, wurde es gerade in dieser Richtung zuerst Licht. Im Jahr 1527 errichtete Dr. Luther seine berühmte Sonntagschule zu Wittenberg, welche großes Aufsehen erregte; ihm folgte John Knox im Jahr 1560 mit ähnlichen Schulen in Schottland. Sonntagschulen wie wir sie jetzt haben, wurden durch den Erzbischof Boromäus in der Lombardei in seiner ganzen Diöcese eingeführt zu jener Zeit, und lange Jahre fortgeführt.

Die Sonntagschulen sind demnach so alt als die

Kirche, und der Erfolg der Sonntagschul-Sache richtete sich immer genau nach dem inneren Leben der Kirche; wäre die Kirche nie gesunken, nie verweltlicht, dann hätten wir nie eine Periode zu verzeichnen, da keine Sonntagschulen waren.

Auch in Amerika ist die Sonntagschule keine so neue Sache, wie Manche zu wähnen scheinen. In der Geschichte von Massachusetts finden wir bereits im Jahr 1674 einen genauen Bericht von einer dort gehaltenen Sonntagschule; so unterhielten die Pilgerväter schon im Jahr 1675 eine Sonntagschule zu Plymouth, Mass. Den ersten authentischen Bericht, ein Beweis von der Existenz von Sonntagschulen zu jener Zeit, liefert aber eine Sonntagschule zu Ephrata, Lancaster County, Pa. Dieser Bericht beginnt im Jahr 1747 unter Ludwig Hacker, und wurde ein Viertel Jahrhundert fortgeführt. Im Revolutionskrieg wurde das Schulhaus als Feldlazareth benützt und die Sonntagschule aufgehoben. Der Bericht dieser Schule ist aufgehoben und wohl verwahrt. So weit waren die Sonntagschulen freilich nur sporadisch aufgetreten, und nur einzelne Personen bekümmerten sich um dieselben, und weil man allgemein mit Mißtrauen auf diese Schulen blickte, waren die einzelnen Gönner unvermögend, der guten Sache Geltung zu verschaffen. Es fehlte der Mann, welcher das Vermögen und die Ausdauer besaß, eine Organisation zu Stande zu bringen, denn ohne Organisation konnte auf Beständigkeit nicht gehofft werden; dieses sehen wir besonders in der Wirksamkeit Wesley's und Whitefield's; letzterer predigte, aber organisirte nicht, deßhalb war sein Werk vorübergehend; ersterer predigte und organisirte, seine Arbeit blieb, und das Werk war erfolgreich. Alle sogenannten Sonntagschulen, und noch viele hier nicht benamt, entstanden und vergingen, weil Organisation und lebensfähige Entwickelung fehlte. Wer wird sie bringen?

Es ist uns nicht vergönnt, den Redakteur des Gloucester Journals als den Gründer der Sonntagschulen zu bezeichnen, denn diese bestanden lange vor ihm; aber das dürfen wir sagen: Robert Raikes war der Mann der Organisation! Raikes und Wilberforce haben organisirt und die Sonntagschulen populär gemacht, und als einmal die öffentliche Meinung gewonnen war, ging alles Andere leicht. Nebst Gottes Segen ist der Aufschwung der Sonntagschule der Zeitungspresse zu verdanken. Andere haben vor Raikes eben so hart gearbeitet als er und verstanden den eigentlichen richtigen Zweck noch besser als er, aber es mangelte Einfluß und Verbreitung. Die günstige Zeit war nun gekommen, und Raikes' Leitartikel, erst in seinem eigenen Blatt frei veröffentlicht, dann in anderen Blättern nachgedruckt, halfen Bahn brechen. Als die Sache erst einmal populär war, verbreitete sie sich so schnell, daß schon in vier Jahren 250,000 Kinder in England in der Sonntagschule unterrichtet wurden, und schon zu jener Zeit gründete Bischof Asbury eine Sonntagschule nach Raikes' Plan in Virginien, Nordamerika.

Von dem, was eine Sonntagschule sein sollte, und was sie später auch wurde, hatte Raikes keinen Begriff; er sah nur die Nothwendigkeit, daß etwas gethan werden müsse, um die verwahrloste Jugend zu retten, und den Tag des Herr zu erhalten. Man unterrichtete damals, wie man eben konnte, im Lesen, Schreiben und Rechnen; wie das ja in Deutschland, in den sogenannten Sonntagschulen zu jener Zeit, und lange vorher auch der Fall war. Raikes bezahlte die Lehrer seiner Sonntagschule für ihre Arbeit, und wir dürfen uns wohl hüten, daß wir nicht auch wieder dorthin kommen, denn es sind bereits schon viele Große zu Gunsten bezahlter Lehrer.

Noch nie ist eine gute Sache unangefochten geblieben; auch die Sonntagschule mußte eine Feuertaufe durchmachen, denn es erhoben sich einflußreiche Stimmen dagegen. Der Erzbischof von Canterbury fand sich veranlaßt, sogar eine Versammlung der Bischöfe einzuberufen, um zu berathen, wie man dem Treiben dieser Laien Einhalt gebieten könne, denn, sagte der Erzbischof, diese Sonntagschulen sind ja eine Lästerung des vierten Gebotes. Aber was hilft Schelten und Toben, wenn eine Sache erst einmal populär ist? Dieses ist ein besonderer anglikanischer Charakterzug, welchen auch der Anglo-Amerikaner gerne huldigt: was populär ist, wird mit Macht betrieben, weil es populär ist. Raikes' Schule bestand nur vier Jahre, aber bereits entstanden allenthalben neue, welche nach besserem System gehandhabt, den Bedürfnissen und Verhältnissen besser Rechnung trugen, und Gottes Segen ruhte auf der Arbeit.

Im Jahr 1785 wurde die London Sonntagschul-Gesellschaft gegründet; sie wirkte nach dem bezahlten Lehrersystem. 1790 wurde eine ähnliche Gesellschaft zu Philadelphia gegründet, und diese wurde später die Grundlage des berühmten pennsylvanischen Freischulensystems. Im Jahr 1803 wurde zu London die jetzt noch wirksame Sonntagschul-Union gegründet, an welcher sich Staatskirche und Dissenters gleich betheiligten. Die erste freie Sonntagschule beansprucht Oldham, in England, und nun drang man allenhalben auf die Abschaffung bezahlter Lehrer. John Wesley redete im Jahre 1787 von einer Sonntagschule zu Bolton, welche 80 Lehrer hatte, und zwar alle ohne Bezahlung. Im Jahr 1790 verordnete die jährliche Conferenz der Methodisten zu Charlestown, Süd-Carolina, daß jeder Prediger Sonntagschulen organisiren soll nach dem freien Lehrersystem. Bald darauf wurden zu New York, Baltimore und anderen Städten Sonntagschulen gegründet, welche heute noch blühen.

Im Jahr 1809 wurde zu Pittsburg, Pa., eine sehr umfangreiche Constitution für Sonntagschulen publizirt, welche dem Werk großen Aufschwung gab. Ums Jahr 1811 brachte ein Missionar von London die Belohnungskarten nach Philadelphia, und sie verbreiteten sich in kurzer Zeit über ganz Amerika. 1816 wurde die New York Sonntagschul-Gesellschaft gegründet, und im Jahr

1824 die American S. S. Union, welche in allen Staaten und Territorien wirkt.

Ein großes Hinderniß in der Betreibung der Sonntagschul-Arbeit war die irrige Idee, als sei die Sonntagschule blos für sittlich verwahrloste Kinder bestimmt, wie ja auch Raikes es zuerst betrachtete; aber die Idee mußte weichen. Der nächste bedeutende Fortschritt war, den Unterricht ganz religiös zu machen; dieser Plan, obschon gut, hat dennoch eine sehr harte Seite, denn in der Sonntagschule haben Tausende von deutschen Kindern ihre Muttersprache gelernt, und dieses Vorrecht sollten die Deutschen, ohne sich zu wehren, fallen lassen? Jetzt fing das Memoriren an; bald sah man den Hauptzweck der Sonntagschule im Auswendiglernen der Bibel. Es entstand ein solcher Eifer im Memoriren, noch angetrieben durch Versprechen von Belohnung, daß man sich thatsächlich genöthigt fand, Einhalt zu thun, denn es entstand eine bisher unbekannte Krankheit unter Kindern, welche man der Ueberanstrengung des Gehirns zuschrieb, so kam es, daß man in den internationalen Lectionen nur noch gewisse Verse, als zum Memoriren bestimmt, bezeichnet. (Es ist nicht leicht hier die goldene Mittelstraße anzudeuten). Nun kamen die Fragekarten an die Reihe, welche jedoch in kurzer Zeit den Fragenbüchlein Raum geben mußten; aber auch diese wurden bald mißbraucht. Jetzt fing man an sogenannte Bibelclassen zu errichten, und die Sonntagschule wurde zu einem theologischen Seminar für Streitfragen, ohne daß Jemand das Recht der Entscheidung im Besitz gehabt hätte. Viele Lehrer wurden zu leidenschaftlichen Predigern und Textauslegern, ohne zu unterrichten.

Die Amerikaner haben sich charakteristisch eifrig in das Werk hineingearbeitet und gelangten bald dort an, wo es hieß: alles Sonderkirchliche und Denominationelle muß verdrängt werden; der Unterricht muß breit und liberal sein. Auf diese Weise wurden die Schüler gleichgültig gegen die Kirche und stellten sich auf die liberale Platform. Doch gestand man dieses nicht ein und kennzeichnete die Furchtsamen als Old Fogies. Es ist überhaupt nicht rathsam einem solchen zweiräderigen Fuhrwerk, Bycicle genannt, in den Weg zu treten, denn da ist von einem Innehalten keine Rede; es geht im Ernst oder—gar nicht. Daß man zu einer Zeit der Idee huldigte, jeder Sonntagschullehrer müsse die alten Sprachen kennen, würde man kaum glauben, wenn ich nicht ein Werkchen besäße, welches den Titel: „Griechisch in einer Nußschale für Sonntagschullehrer," führt, und daß es eine Nußschale voll Griechisch ist, brauch ich kaum zu erwähnen.

Doch hat man endlich den richtigen Standpunkt der Sonntagschule gefunden. Das Gedächtniß ist die Schatzkammer des Geistes; dieselbe zu füllen, ist weise, sie auszustopfen ist Thorheit. Vorstellung ist das Mittel der Verehrung und Gemeinschaft mit Gott, denn ohne eine Vorstellung von Gott, ist Verehrung unmöglich; aber Vorstellung soll nicht in Einbildung ausarten. Verstand ist Gottes Gabe, welche den Menschen vor der übrigen Creatur unterscheidet, dieser Verstand soll gepflegt, aber nicht verehrt werden, als sei er maßgebende Regel für den Einzelnen in religiösen Dingen. Das Herz (nicht fleischlich) ist die Seele des Menschen; diese zu retten, kam Christus in die Welt, und sie für Christum zu gewinnen, ist der Zweck des Unterrichtes. Daher suchen wir allen diesen Facultäten Rechnung zu tragen nach Maß und Kraft derselben.

Wo stehen wir nun gegenwärtig in unserer Arbeit, und was haben wir erzielt? Das ganze Land ist mit Sonntagschulen dicht besäet, der Unterricht ist so eingerichtet, daß Jesus beständig das Centrum bildet; Oberflächlichkeit schwindet mehr und mehr, ebenso auch die Extreme, und Gotteserkenntniß nimmt täglich zu. Die Sonntagschule ist wieder in ihre legitime Sphäre eingelenkt und steht unter spezieller Aufsicht der Kirche. Der Missionsgeist und Wohlthätigkeitssinn wird gepflegt, so daß die Tugenden des christlichen Lebens im Wachsthum begriffen sind. Die Sonntagschule hat die besten Talente der Kirche gefesselt und dienstbar gemacht; sie hat sich eine Literatur erworben, welche Zahlen nicht umgrenzen, und nach der neuesten Statistik haben die Verein. Staaten allein 98,303 Schulen, 7,668,883 Schüler, 1,043,718 Lehrer, zusammen 8,712,551 Betheiligte in der Sonntagschule. Die Weltstatistik ergibt 15,775,093 Schüler mit 1,883,431 Lehrern, im Ganzen 17,658,524. Davon sind von der Evangelischen Gemeinschaft einberichtet: 2234 Schulen, 23,626 Lehrer, 141,154 Schüler.

Ist das die Gegenwart, was wird dann die Zukunft der Sonntagschule sein? Ein enthusiastischer Verehrer ruft mir zu: „Sie ist die Hoffnung der Kirche!" Aber als conservativer Beobachter antworte ich: Umgekehrt ist auch gefahren, und zwar im Hinblick auf die Vergangenheit. Die Sonntagschule war immer, was die Kirche war, und so wird es bleiben. Die Hoffnung der Sonntagschule ist die Kirche! Sie wird in Zukunft das sein, was die Kirche ist, nicht mehr, nicht minder. Lebt die Kirche, dann lebt auch die Sonntagschule; erkaltet die Kirche, dann kann man auch über die Sonntagschule „Ichabod" schreiben.

Auf die Bedingung, daß die Kirche lebt, dürfen wir Großes von der Sonntagschule erwarten: Es werden Männer aus ihr hervorgehen, wie keine andere Schule sie aufweist. Doch darf die Schule nie anders als das Pflegekind der Kirche gehalten werden, sonst verliert sie ihre Macht.

So stehen wir am Vorabende herrlicher Dinge. Im Geiste sehe ich die Erfüllung jener schönen Weissagung: „Es wird der Wolf beim Lamme weiden, beim Böckchen wird der Panther sich lagern, das Kalb und der junge Löwe, und das Mastvieh werden bei einander sein und ein kleiner Knabe (ein Sonntagschullehrer) wird sie leiten."—Van Eß.

Welch einen Einfluß wird die Sonntagschule in der Missionssache ausüben! Aus ihr werden unsere Mis-

sionare hervorgehen. Ist es deßhalb rathsam die Sonntagschule weniger sonderkirchlich zu halten? Die Sonntagschule wird ihren Einfluß in den moralischen Fragen geltend machen. Man hat Gesetz und Liebe probirt, um der schrecklichen Unmäßigkeit in unserem Lande zu steuern, aber noch ist nicht das erwünschte Ziel erreicht. Ein neues Geschlecht ist am Kommen, es steht in der Sonntagschule unter Erziehung; was dürfen wir nicht erwarten und hoffen!

Die politischen Fragen werden sich unter dem Einfluß der Sonntagschule lösen, denn unsere zukünftigen Staatsbürger kommen durch die Sonntagschule gegangen.

Brüder! wir gehen raschen Schrittes über die Schaubühne dieser Welt hinweg. Unsere Väter sind dahin; wir folgen ihnen. Ueber ein Kleines, dann wird der Letzte unseres Geschlechts Gelegenheit haben, einen Rückblick zu nehmen, möge es ihm vergönnet sein alle Hoffnungen erfüllt zu sehen. Die Familie der Zukunft liegt in der Sonntagschule! Im Geiste blicke ich vorwärts und sehe ihre Arbeit in der Ev. Gemeinschaft in künftigen Tagen. Mir schwimmt es vor den Augen, denn die Möglichkeit der zukünftigen Sonntagschule und ihre Errungenschaft sind überwältigend. Mögen unsere schönsten Hoffnungen nicht getäuscht werden!

Blumen aus der Wüste.

(Von Otto Funcke.)

1. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin" — so blies der Postillon, als wir in Bad Rehburg einfuhren. Es war das Nachmittags 4 Uhr, am ersten Tage des Jahres 1884, das so seltsam, so wehmüthig für mich anfing, wie keines seiner Vorgänger. Ich mußte doch erst einen gründlichen Blick in die Höhe richten, ehe ich von Herzen in den Ton des Postillons einstimmen konnte. Als ich meine Zimmer in Rehburg betrat und mit langsamen Schritten durchmaß, war es mir so, als ob nicht nur ein neues Jahr, sondern ein ganz neues Leben für mich anheben wolle. Wie lange werde ich hier bleiben? Was wird sich hier ereignen? Was wird überall die Zukunft bringen? — das waren die Fragen, die mich durchstürmten.

„Aber" — so unterbricht mich der Leser — „was war denn geschehen, daß du mitten im Winter deine Familie und Gemeinde verlassen mußtest?" — Um darauf zu antworten, muß ich schon einen Augenblick von meiner Person reden. Ohne dies würde alles Folgende unverständlich bleiben.

Also: Ich hatte schon seit langen Wochen einen, erst leichten, Lungenkatarrh. Er wurde aber schwerer und schwerer, da ich ihn nicht beachtete. Ich wollte ihn zwingen zu weichen, indem ich ihn mißhandelte. Immer neue Reden und Vorträge „mußten," laut gegebenen Wortes, gehalten werden. So meinte ich. Ach, man bildet sich so leicht ein, unentbehrlich zu sein. Man bildet sich ein, der Sache des Herrn dies und das schuldig zu sein, während derselbe Gott und Herr doch grade durch ein leibliches Leiden längst gewinkt hat, daß man die Waffen niederlegen solle. Bei vermeintlichem Eifer um das Reich Gottes kann man schwer sündigen gegen seinen Körper und sich dabei noch einreden, daß das Heroismus sei. Ach, wie alt man auch wird, so muß man sich doch immer auf neuen Thorheiten ertappen!

Bei mir ging's denn, wie es ging. An dem Tage, den man den „heiligen Abend" nennt, erklärte mir mein treuer Arzt: „Jetzt hilft kein Widerstreben mehr! Der Katarrh ist zu arg; die Lunge ist stark erweitert; der ganze leibliche Organismus ist erschöpft. Fort! fort in die Einsamkeit! Schweigen — Athemholen in reiner Luft — Vegetiren — das muß jetzt Ihr Geschäft sein!" — „Wie lange denn, Herr Doctor?" — „Wie lange? das muß sich finden. Kein Mensch kann das sagen; nur nicht zu kurz!" — Das war meine Christbescherung anno 1883.

Es gab einen schweren Sturm in meinem Herzen. Meine Amtsbrüder werden am besten verstehen, was das heißt, mitten im Winter, also in der wichtigsten und fruchtbarsten Zeit der Gemeindearbeit — Alles auf die Seite zu werfen. Am meisten jammerte es mich der fast 300 Knaben und Mädchen in meinem Religionsunterrichte — und nun Weib und Kinder — sechs unmündige Kinder! Dazu kamen andere betrübte Familienverhältnisse, die mein Abscheiden doppelt schwer machten. Aber am zweiten Weihnachtstage sagte ich der Gemeinde mit zitternden Lippen, daß ich für längere Zeit die Kanzel nicht betreten werde.

Ja, es gab einen argen Sturm da drinnen. Ich gehöre nicht zu den glücklichen Christusjüngern, die alsobald, wenn Gott ihre Pläne vernichtet, seine Hand demüthig und stille küssen können. Ach nein; es ist auch in jenen Tagen allerlei von Trotz und Verzagtheit, von Kleinmuth, Mißmuth und Uebermuth aufgeschäumt und aufgebäumt. Wer noch kein fertiger Heiliger ist, der kann sich das leicht zurechtdenken.

Doch endlich — endlich nach langem Ringen war das lichte Pünktlein gefunden, das Frieden heißt, und da man's nun lebendig erfaßt, was das ist: „Du bist in des Herrn Hand, und also in der besten Hand! Sink' wie ein Kind in deines Vaters Schooß und lasse ihn mit dir in Allem walten!" — Dies Pünktlein fand ich noch vor

Schluß des alten Jahres. Aber es ist mit dem Erlangen des Friedens nicht so, wie wenn man aus dem brandenden Meer eine Perle glücklich herausgefischt hat. Die hat man nun, kann sie in ein Ringlein fassen — so! nun steckt er am Finger. Fertig ist's! Nicht also mit geistlichen Gaben und Gnaden! Die haben wir nur so lange wir zu Jesu Füßen sitzen bleiben, und auch dann können sie uns für den Augenblick im Stich lassen, wenn der Wellen Macht uns allzu beängstiglich umrauscht. So ging's beim Abschied am Bahnhof. Wir Alle, Vater, Mutter und Kinder, hatten uns, unausgesprochen, vorgenommen, daß wir fest bleiben wollten. Als aber dann trotzdem und alledem eines der Mägdlein in ein heftiges Schluchzen ausbrach — da war's um uns Alle geschehen. Aber bald wurde es wieder stille. Der goldene Boden brach durch die trüben Fluthen hindurch.

Sechs Stunden nach diesem Abschied war ich in Rehburg. Aeußerlich fehlte nichts zur Behaglichkeit. Freundliche Wirthsleute thaten Alles, was Menschen für einen Andern, der schlafen, schweigen, spazieren und sich nähren soll, thun können. Auch mein Wohnzimmer ist ganz nett. Es war und ist mit Tannenzweigen geschmückt und duftet ganz weihnachtlich. Von den Fenstern aus hat man den Blick in die bewaldeten Hügel. Leider ist in dieser Zeit der Himmel meistens trüb und der Sonnenschein sehr sparsam.

Mein Zimmer war bald eingerichtet. An der Thür hing mein Arbeits-Kalender, der durch ein „Versehen" mitgewandert war. Aber dies Versehen war Vorsehung. Der Kalender sollte mir eine Predigt halten. An der gegenüberliegenden Wand befestigte ich Michel Angelo's schönes Crucifix, darauf das Kreuz als ein Weinstock erscheint. (Johannes 15, 1 ff.) In den weißen Colonnen des Arbeits-Kalenders stand der Jahresplan, den ich gemacht hatte, z. B.: Am 1. Jan.: Besuche, Gratulationen 2c.; 2. Jan.: Flickverein, Pastorenconferenz 2c.; 3. Jan.: Anfang des Katechumenen-Unterrichts, Besuchsverein; 4. Jan.: Anfang des Confirmanden-Unterrichts; 5. Jan.: Auswanderer-Gottesdienst; Vorbereitung der Sonntagschul-Lehrerinnen; 6. Jan.: Zwingli-Feier, und so fort! — Das waren meine Projecte und nun war ich in Rehburg — um — zu vegetiren. Ja, ja! der Kalender sagte: „Ich will!" Das Crucifix gegenüber aber sagte: „Nicht wie ich will! Schweige still, halte still, werde still, ganz stille dem Herrn, und warte auf ihn!"

Es war mir wie eine göttliche Ironie, wenn ich so zwischen Crucifix und Kalender hin und her schritt. Ich mußte lachen und weinen. Wäre der Kalender allein gewesen, so wäre es wohl beim Weinen geblieben. Durch das Crucifix aber gerieth nun auch das Lachen, im Sinn von Psalm 126: „Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein."

In Bremen haben die Leute oft eigenthümliche „Bilder" an den Wänden. So sah ich auf etlichen Kontoren unter Glas und Rahmen in großen, bunten Buchstaben die Inschrift: „Mensch, ärgere dich nicht!" Das ist nun ohne Zweifel in einer Zeit voll Lug, Trug und Täuschung ein sehr trefflicher Rath. Ob er aber — falls keine andere Kraft dahinter bläst — ganz viel hilft, erlaube ich mir zu bezweifeln. In „frommen" Häusern dagegen sah ich oft, und zwar gleichfalls unter Glas und Rahmen, das Wörtlein „Ich" ganz herrlich gemalt, aber mit einem scharfen, vernichtenden Strich durchschnitten. „Dein Ich muß sterben!" heißt das, und das ist gewiß ein sehr christlicher Gedanke. Wohl Dem, der ihn zu Herzen nimmt! Nachher wird dann auch als No. 2, das: „Mensch, ärgere dich nicht!" einen heilsamen Eindruck machen. Unterdessen, das durchstrichene Ich an der Wand macht's noch nicht aus. Darum kann's da drinnen im Herzen doch übel rumoren. Schließlich muß man denn doch wieder zu dem Crucifix von Michel Angelo herzutreten und sich vergegenwärtigen, daß Jesus Christus unser Heiland allein der Weinstock wurde, der Macht hat, jedes Glied des menschlichen Geschlechts zu einem fruchttragenden Reben zu machen—dadurch allein, daß er sein Ich fort und fort durchstreichen ließ, und mit dem: „Nicht wie ich will" vollen und ganzen Ernst machte. Er muß uns Kraft geben zu der Durchstreichekunst. Solches erbat auch ich mir all' Tag und Stund. Nicht umsonst; aber es ging nicht so schlank.

2. Die kleine Welt um mich her.

Als ich heute Morgen aufgestanden war und die kleine Welt um mich her und mich in dieser kleinen Welt beschaute, wurde mir gar seltsam zu Sinne. Kein Mensch fragte nach mir, außer daß ein Mädchen kam und mir wortlos mein Frühstück brachte. Niemand begehrte mich. Es war eisig still in unserem Hause. Das Getrampel von zwölf kleinen flinken Kinderfüßen, das mich zu Hause erfreut, das mich zuweilen auch zur Verzweiflung bringt, war nicht zu hören. Auch sonst war die Welt ganz stille. Ueber den Platz vor meinem Hause ging höchstens alle halbe Stunde ein Rehburger Bürger, oder einer von den zwanzig Wintergästen, in ängstlichem und gemächlichem Kurschritt daher. Aber Niemand schaute nach meinem Fenster hinauf. Niemand pochte an meine Zimmerthür. Wie ganz anders in Bremen! Da tönt die Klingel von Morgens 8 bis Abends 10 Uhr jeden Augenblick. Da tönt's den ganzen lieben Tag vor meiner Arbeitsstube: — „Sind der Herr Pastor zu sprechen?"—„Ist der Herr Pastor zu Hause?"—„Ist Funcke zu Hause?" — „Kann ik den Pastor woll spreken?"—„Kann ich die Ehre haben, Seine Hochwürden zu sehen?" —„Is Herr Fonken in siener Stuben?" u. s. w., und nun kommen Gesunde und Kranke, Lazzaronis und Millionäre, Trostsuchende und Rathsuchende, Stellesuchende und Fürsprachesuchende, Spitzbuben und Heuchler, Auswanderer, entlassene Sträflinge und „Magdalenen," Pharisäer, Sadducäer und Schriftgelehrte, vornehme Damen und Waschfrauen und Alles, was man sich denken und nicht denken kann. Und sie kommen mit allen

möglichen und unmöglichen Anliegen. Die Haare wollen Einem oft zu Berge steigen und man möchte zuweilen mit jenem König Israels ausrufen: „Bin ich denn Gott, daß ihr solches Alles von mir verlangt?"

Und doch, wie sauer es Einem oft wird, den Menschen so dutzendweise mit Rath und That zur Hand zu gehen, —es hat dennoch einen unaussprechlichen Reiz nicht nur für den neuen Menschen, sondern auch für den „alten Adam." Man ist doch für etwas da; man kann was, man wird gesucht, man macht sich geltend,—sein Ich macht man geltend. Und nun—ausrangirt! für nichts zu brauchen! Nur ein Geschäft bleibt, was kein Geschäft, sondern das Ende aller Geschäfte ist, — vegetiren! Und unterdeß geht doch die Welt weiter. Die Erde bewegt sich nach wie vor um ihre Achse und mit sammt der Achse um die Sonne. Der liebe Gott kann in seinem Weltregiment ganz bequem ohne uns fertig werden und sagt: Sorge du nur für dich selbst und sinne nur auf das Eine, daß diese stille Zeit dir eine Ursache zu einem lauten und dauernden Hallelujah werde!

(Schluß folgt.)

Perlen.

Die beste Rache ist, demjenigen, der uns beleidigt hat, nicht ähnlich zu sein.

Ein Tag, welchen man erwartet, scheint oft länger am Kommen, als ein Jahr, das vergangen ist.

Die Welt bedarf weniger Information, als sie erinnert zu werden bedarf.

Eingebildete Uebel werden zu wirklichen Uebeln, wenn man das Gemüth daran hängt.

Von der Liebe steigt man oft zum Ehrgeiz, aber selten vom Ehrgeiz zur Liebe.

Man kann nie das Beste aus einem Menschen herauslocken, ohne zu glauben, daß dieses Beste in ihm ist.

Der Charakter des Weibes stimmt gewöhnlich mit der Art und Weise, wie sie sich kleidet.

Der Weichling fürchtet Entscheidung, und fliehet deßhalb aus dem Kampfe.

Der natürliche Mensch muß sterben, wenn der geistige leben soll.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Creaturen.

Greif nicht leicht in ein Wespennest;
Doch wenn du greifst, so stehe fest.

Das Gebet ist eine Botschaft zu Gott. Es muß ehrfurchtsvoll, ernst und bestimmt sein.

Im Leiden nimmt dir Gott nicht das Seine, sondern nur das Deine.

Man kann durch Lesen Kenntnisse sammeln, aber hernach muß man den Weizen von der Spreu reinigen durch Nachdenken.

Ein Mensch sollte mit seinen Vorgesetzten und Höheren leben, wie mit dem Feuer: nicht zu nahe, er möchte sich verbrennen; nicht zu ferne, er möchte erfrieren.

Das erste und höchste, alleredelste gute Werk ist der Glaube an Christum, aus ihm müssen alle anderen Werke fließen.

Ein Wort aus deinem Munde, ist wie der Stein aus deiner Hand. Du kannst nicht wissen, wie er trifft. Um so vorsichtiger sollst du sein.

Die gangbarste Münze ist die Schmeichelei, aber ihr Werth besteht blos darin, daß man sich vornimmt zu sein, was sie vorgibt, denn sie enthält nie den Werth, welchen sie vorgibt.

Man sollte nicht mehr bauen nachdem man Fünfundvierzig ist, baut man aber doch, dann sollte man darauf rechnen, es kostet doppelt soviel, als man veranschlagt; denn in jenem Alter fängt man an, genau zu sein.

Was du Ird'sches willst beginnen, heb' zuvor
Deine Seele im Gebet zu Gott empor.
Einen Prüfstein wirst du finden im Gebet,
Ob dein Ird'sches vor dem Göttlichen besteht.

Ist es wahr, daß die Menschen in einem moralischen Schlaf versunken liegen? Wer soll sie wecken und ihnen die Gefahr zeigen, in der sie sich befinden, wenn die Stimme der Wahrheit vom Himmel es nicht thut?

Ein Prediger ist ein Säemann, der nicht für diese, sondern für eine bessere Welt säet; ein Lehrer der großen seligmachenden Lehre Gottes; ein Vater und Tröster seiner Gemeinde.

Unfreundliche Worte sind wie Hagelkörner, die im Sommer Alles zerstören, die aber, wenn sie zu Wassertropfen zerschmolzen wären, blos Nahrung und Erfrischung bieten würden.

Der Sonntagschullehrer.

Entweder oder.

„Entweder erleichtere meine Last, oder stärke meinen Rücken." So betete ein gewisser Prediger unter der Last seiner Trübsal. Der Herr kann auf einem oder dem andern dieser Wege helfen; er kann die Last erleichtern und den Rücken stärken. Aber wenn die Last leichter wird, nimmt auch die Kraft ab; nimmt die Last zu, dann mehrt sich auch die Kraft zum Tragen. Die Kraft hält sich nach den Bedürfnissen. Paulus betete für Erleichterung seiner Bürde, aber siehe, Gott stärkte seinen Rücken, daß er schließlich ausrufen konnte: „Von mir selbst aber will ich mich nichts rühmen, ohne meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne." Hier sind einige köstliche Gedanken für Prediger, Sonntagschul-Lehrer, und überhaupt für leidende Christen.

Wiederfinden.

Ein Missionar der Am. S. S. Union schreibt, daß er kürzlich im fernen Westen eine Sonntagschule besuchte, und da fand er zwei junge Damen als Lehrerinnen thätig, welche vor zwölf Jahren Schülerinnen seiner Classe waren im Staat New York. Es verursachte große Freude bei ihm und ihnen, als sie sich so unerwartet trafen.

Lieber Lehrer, schon der Gedanke, daß wir nach vielen Jahren unsere Schüler irgendwo in der Welt treffen möchten, macht Freude zum Werk; wieviel mehr der Gedanke, daß wir unsere Schüler endlich im Himmel treffen dürfen! O, laßt uns treu sein und frühe auf, damit wir etwas zu Gottes Ehre thun können, denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann.

Gift.

Das Gift, welches durch schlechte Bücher verbreitet wird, durchdringt die ganze Gesellschaft, bis zu einem gewissen Grade. Es erfüllt die Herzen so, daß der Sonntagschul-Lehrer Mühe hat, es auszurotten, und täglich gelangt noch mehr unter die Menschen, denn Leute, welche den Bücherhandel um des Geldes willen treiben; und solche, welche um des Geldes willen schreiben, liefern Alles für Geld.

Sonntagschul-Beamte können nicht behutsam genug wachen, um ihre Schüler frei zu halten. In der Auswahl von Büchern sollte man beständig kirchliche Geschäftshäuser zu Rathe ziehen, und besonders sollte man die Bücher seiner eigenen Kirche vorziehen. — Ein reicher Muhammedaner hat neulich $4000 als Geschenk gegeben, um die Literatur seines Glaubens unter der Jugend zu vertheilen. Hierin ist etwas zum Nachdenken.

Zweifelhafte Wissenschaft.

Einst war eine Zeit, da man glaubte, in der Sonntagschule müsse man die Bibel auswendig lernen, und die vierteljährliche Uebersicht bestand im Hersagen der während des Quartals gelernten Bibelverse. Für Sonntagschul-Freunde, welche an solchen Uebungen Freude haben, wollen wir hier beifügen, daß in Wisconsin eine Lehrerin ist, welche jede einzelne Lection und jeden Haupttext der Internationalen Reihenfolge seit elf Jahren auswendig hersagen kann, und nebenbei noch das Evangelium Markus und die erste Epistel Petri auswendig herhaspeln kann. Die Kinder ihrer Classe wissen jede Lection seit 1879 auswendig, aber sonst nicht viel. Noch sind die guten alten Tage nicht überall verschwunden. Um etwaige Mißverständnisse zu verhüten, sei bemerkt, daß die Lehrerin eine Engländerin ist.

Leuchtet.

„Lasset euer Licht leuchten." Lampen reden nicht, sie scheinen blos. Ein Leuchtthurm schlägt keine Trommel; aber er sendet Lichtstrahlen weit über das Wasser hinaus, und zeigt dem Schiffer mit freundlichem Schein den sicheren Hafen. Hier ist eine schöne Lehre für Jung und Alt. Ein guter Sonntagschul-Lehrer ist wie eine leuchtende Kerze; er zehrt sich selbst auf (opfert sich); aber er leuchtet Anderen.

Ein Wink.

Auch die Schüler können sehr viel dazu beitragen, eine Sonntagschule geistreich und lebhaft zu machen; aber sie müssen Anleitung haben dazu. Wie wäre es, wenn man die Schriftabschnitte für Familienandacht für die Schüler bestimmen würde, und dann ein Verständniß hätte, daß jeder Schüler täglich einen solchen Abschnitt studiren würde? Ein Lehrer berichtet, daß er ein solches Uebereinkommen getroffen habe mit seinen Schülern, und daß es seiner Classe von unschätzbarem Nutzen sei. Fünfzehn Minuten täglich an das Bibelstudium verwendet ist von unberechenbarem Nutzen.

Der blasse Neid.

Leider kommt es vor, daß dieses Uebel sich auch in die Sonntagschule einschleicht, hütet euch! Sonst recht gute und nützliche Lehrer oder Beamte sind schon von der Schule weggetrieben worden, und war kein Ersatz für sie vorhanden, und nicht selten geschieht dieses, blos weil man sie beneidet. Man erlaubt sich giftige Reden und Anspielungen, man stellt etwaige Schwachheiten bloß,

oder man will sie zwingen, sich Schuhe anzuschaffen, welche für einen Superintendenten oder Prediger angemessen sind, und so treibt man brauchbare Kräfte von der Schule fort. Das ist der blasse Neid.

Auch ein Wink.

Sprich einen neuen, noch nie gesprochenen Gedanken in fünf Worten und du wirst unter die größten Denker eingereiht werden! Ein großer Gedanke, weitschweifig erklärt und beleuchtet, mit hohen Sätzen und tiefen Gegensätzen, wird verstanden von Einem aus Hunderten; nun braucht man Jemanden, der den nemlichen Gedanken zu einem Sprichwort machen kann, damit ihn die Neunundneunzig auch verstehen können. Hier ist ein Wink für Prediger und Sonntagschul-Lehrer: hast du etwas in zehn Sätzen erklärt, dann mache die Anwendung, indem du all das Gesagte in zehn Worten wiederholst, denn Alle, welche in den zehn Sätzen den Sinn nicht fassen konnten, werden ihn packen, wenn er in den zehn Worten kommt. „Kurz und biegsam" ist der Speisezettel der heutigen aufgeklärten Zeit.

Unsere Arbeit.

Es ist nicht genug für uns zu wissen, daß wir arbeiten, wir sollten auch untersuchen, was wir arbeiten, für wen wir es thun, und wie es gethan werden sollte. Es ist bereits zu viel mühsames Nichtsthun in der Welt und zu viel Anstrengung, um das zu vollbringen, was am Ende von keiner Bedeutung ist. Aller Fleiß der Welt kann nicht aufmachen für nutzlose Arbeit; jemehr man Fleiß daran verwendet, desto mehr Mühe ist verloren. Sonntagschul-Lehrer sollten sich ernstlich fragen: Ist meine Arbeit der Mühe werth, oder bemühe ich mich, nichts zu thun? Das Werk für Gott gethan, mit Fleiß gethan und wohl gethan hat einen unaussprechlich herrlichen Gnadenlohn.

Zur Vorbereitung.

Eine Dame putzte sich eines Tages auf, um einen Besuch abzustatten; da fiel unversehens ein Diamant von großem Werth aus ihrer Busennadel auf den Boden, und ob sie auch Stunden lang suchte und den Besuch verfehlte, sie fand das Kleinod nicht. Endlich kommt ihr Söhnchen; der Kleine machte sich auf Knie, und suchte genau, fand auch richtig in wenigen Minuten den Stein und übergab ihn freudig der Mutter.

„Ei, wie hast du ihn denn gefunden, Eduard?"

„O, ganz leicht, Mama, ich bin auf die Knie gegangen zum Suchen; wenn du das auch gethan hättest, dann hättest du den Stein sogleich gefunden."

Ein Sonntagschul-Lehrer, welcher Zeit hat auf seine Knie zu gehen, sollte sich nie beklagen über Zeit zur Vorbereitung zur Sonntagschule. Wer auf den Knien sucht, findet leicht, was er nöthig hat, denn Vorbereitung besteht nicht allein in einer Zusammenlesung von historischen Begebenheiten, welche man einer Classe austheilen soll; es ist auch ein Bemühen, die Schüler zu einem gewissen Ziel hinzuführen, welches man sich selbst und der Classe vorgesteckt hat, und da hat auch jeder aufrichtige Lehrer das Vorrecht zu sagen: „Ich vermag Alles, durch den, der mich mächtig macht, Christus."

Einige Winke.

Belehre deine Schüler nie über einen Punkt, über welchen du selbst nicht im Reinen bist; informire dich in der Lehrerversammlung oder aus Büchern.

Wenn du deinen Schülern etwas Neues gesagt hast, dann frage später wieder darüber, denn deine Schüler wundern, ob du auch noch daran denkst.

Man sollte einem Schüler nie etwas sagen, was man ihn selbst sagen machen kann, d. h. was man durch Fragen aus ihm herauslocken kann; auch sollte man nie ein hartes Wort gebrauchen, wo ein sanftes ebenso wohl dienen und besser wirken würde.

Eine Lection sollte nie unüberdacht, noch ohne Gebet vorgenommen werden.

Sei in deinem Innern überzeugt, die Schrift kann sich nicht selbst widersprechen; auch dann nicht, wenn du sie nicht harmoniren kannst.

Ueberzeuge dich öfters, ob deine Schüler dich auch verstehen. Lieber nicht so viel unternehmen, als das Unternommene nicht auszuführen.

Kein einziges liebevolles Wort geht verloren, das Echo bewegt sich fort, bis es zum Throne Gottes dringt.

Religion muß gesehen werden. Der Leuchtthurm schlägt keine Trommel und bläst kein Horn. Lampen predigen nicht, sie scheinen; Licht offenbart sich nah und weit durch seinen Schein.

Bibliotheken.

Eine Bibliothek anzuschaffen, gehört zu den schwierigsten Geschäften einer Sonntagschule, denn man muß da so zu sagen einen Geschmack machen, und das ist keine Kleinigkeit. Zu denken, weil ein Mann ein Buch liebt, muß es Jedermann lieben, ist zu weitgreifend. In Boston haben 25 Sonntagschulen 15,245 Bände in ihren Bibliotheken; eine genaue Untersuchung hat ergeben, daß nur 1900 Bände verlangt werden, die übrigen will Niemand lesen; also etwa zwölf Procent. Entweder haben die, welche die Bücher gekauft, nicht gewußt, was sie kaufen, oder die Bibliothekregeln sind derart, daß die Schüler lieber kein Buch haben wollen, als sich den Regeln zu fügen. Entweder muß man lesbare Bücher haben und Regeln, welche zu befolgen sind, oder die Bücher werden nicht gelesen, und wozu sind sie denn da?

Viertes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Einweihung des Tempels.

5. Lection: 1. Kön. 8, 22-36. — Sonntag den 2. November 1884.

22. Und Salomo trat vor den Altar des Herrn gegen die ganze Gemeine Israel, und breitete seine Hände aus gen Himmel,

23. Und sprach: Herr, Gott Israels, es ist kein Gott, weder droben im Himmel, noch unten auf Erden, dir gleich, der du hältst den Bund und Barmherzigkeit deinen Knechten, die vor dir wandeln von ganzem Herzen;

24. Der du hast gehalten deinem Knechte, meinem Vater David, was du ihm geredet hast. Mit deinem Munde hast du es geredet, und mit deiner Hand hast du es erfüllet, wie es stehet an diesem Tage.

25. Nun Herr, Gott Israels, halte deinem Knechte, meinem Vater David, was du ihm geredet hast, und gesagt: Es soll dir nicht gebrechen an einem Manne vor mir, der da sitze auf dem Stuhle Israels, so doch, daß deine Kinder ihren Weg bewahren, daß sie vor mir wandeln, wie du vor mir gewandelt hast.

26. Nun, Gott Israels, laß deine Worte wahr werden, die du deinem Knechte, meinem Vater David geredet hast.

27. Denn meinest du auch, daß Gott auf Erden wohne? Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel mögen dich nicht versorgen. Wie sollte es denn dies Haus thun, das ich gebauet habe?

28. Wende dich aber zum Gebet deines Knechts und zu seinem Flehen, Herr, mein Gott, auf daß du höreſt das Lob und Gebet, das dein Knecht heute vor dir thut;

29. Daß deine Augen offen stehen über dies Haus Nacht und Tag, über die Stätte, davon du gesagt hast: Mein Name soll da sein. Du wolleſt hören das Gebet, das dein Knecht an dieser Stätte thut;

30. Und wollſt erhören das Flehen deines Knechts und deines Volks Israel, das sie hier thun werden an dieser Stätte deiner Wohnung, im Himmel, wenn du es höreſt, gnädig sein.

31. Wenn Jemand wider seinen nächsten sündiget, und nimmt deß einen Eid auf sich, damit er sich verpflichtet; und der Eid kommt vor deinen Altar in diesem Hause:

32. So wolleſt du hören im Himmel, und Recht schaffen deinen Knechten, den Gottlosen zu verdammen und seinen Weg auf seinen Kopf bringen; und den Gerechten Recht zu sprechen, ihm zu geben nach seiner Gerechtigkeit.

33. Wenn dein Volk Israel vor seinen Feinden geschlagen wird, weil sie an dir gesündiget haben; und bekehren sich zu dir, und bekennen deinen Namen, und beten und flehen zu dir in diesem Hause:

34. So wolleſt du hören im Himmel, und der Sünde deines Volks Israel gnädig sein, und sie wieder bringen in das Land, das du ihren Vätern gegeben haſt.

35. Wenn der Himmel verschlossen wird, daß nicht regnet, weil sie an dir gesündiget haben; und werden beten an diesem Ort, und deinen Namen bekennen, und sich von ihren Sünden bekehren, weil du sie drängeſt:

36. So wolleſt du hören im Himmel, und gnädig sein der Sünde deiner Knechte und deines Volks Israel, daß du ihnen den guten Weg weiſeſt, darinnen sie wandeln, und laſſeſt regnen auf das Land, das du deinem Volk zum Erbe gegeben haſt.

Haupttext: Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel mögen dich nicht versorgen. 1. Kön. 8, 27.

Geschichtliches.—Im elften Jahre der Regierung des Königs Salomo wurde der Bau des Tempels vollendet. Im Ganzen wurden sieben und ein halbes Jahr dazu verwendet. Die Einweihung fand statt im Monat Ethanim (September, October), um die Zeit des Laubhüttenfestes, wahrscheinlich am 1. October nach unserer Rechnung. 160,000 Arbeiter waren an diesem Bau beschäftigt; derselbe war weltbekannt geworden, weil Seinesgleichen nie zuvor existirte. Daß kein Israelite von der Stadt Gottes ferne blieb, es sei denn Umstände zwangen ihn, ist leicht begreiflich; jedes Dörfchen sandte sein Quota, und von den Enden der Erde kamen die Söhne Israels, denn dies war der Tag, den ihnen der Herr gemacht hatte, um fröhlich zu sein darinnen. Schon bei Tagesanbruch waren alle Berge um die Stadt her belebt. Die Stadt- und Staatsbeamten waren alle da, und der Tag brach an— nicht mit Böller- und Kanonenschüssen, wie weltliche Feste heutzutage, sondern mit der Vorbereitung der Brandopfer, welche Niemand zählen konnte. Von Gibeon kam eine Procession mit den alten Geräthen der Stiftshütte und ihrem Gezelt, welche nun ferner nicht mehr gebraucht wurden. Von Zion kam eine Procession, welche den merkwürdigen Gegenstand des jüdischen Opfercultus, die Bundeslade, brachte, denn diese mußte das Alte und Neue zusammenbinden, und hatte ihren Platz im neuen Bau schon bereitet. Der Gesangchor und die Musik zählte 4000 Stimmen, welche die speziell für diesen Zweck gedichtete Lieder vortrugen. Pſ. 47, 97, 98 und 107. Die Sänger waren alle in weißer Leinwand gekleidet. Als sie mit der Bundeslade zum Thor des Tempels kamen sang ein Theil der Sänger, während der Chor nachher einfiel, um so das Fest mit Kunst noch zu erhöhen. Noch während des Einzugs füllte sich der Tempel mit dichter Finsterniß, welches das Symbol der Gegenwart Gottes in der Wolke war. So finster wurde es, daß die Prieſter in ihrem Dienste innehalten mußten, und dann begann die Einweihung durch Salomo. Das muß ein unbeschreibliches Fest gewesen sein.

Texterklärung.—V. 22. **Und Salomo trat vor den Altar.** Der Ort, wo Salomo stand, war erhöht, so daß ihn alles Volk sehen konnte (2 Chron. 6, 13), denn er stand vor der Gemeinde. **Und breitete seine Hände aus.** Dieses ist bei allen Völkern und von jeher eine Art feierlicher Gebetsstellung gewesen. Aus andern Stellen erhellt, daß er dann sein Angesicht nach dem Altar wandte, auf seine Kniee fiel und so mit ausgebreiteten Händen betete.

V. 23. **Und sprach.** Salomo fängt sein Gebet mit einer Anerkennung der Majestät Gottes an, und rühmt Gottes Treue gegen Solche, welche ihm von Herzen dienen, indem er denselben Bund und Wort hält.

V. 24. **Der du hast gehalten deinem Knecht** ꝛc. Dieses zielt auf jene Verheißung hin, welche Gott dem

David gab, daß sein Sohn ihm (Gott) ein Haus bauen solle, welches nun in Erfüllung gegangen war. Man lese V. 15, 16, 17.

V. 25. **Nun Herr, Gott Israels, halte ꝛc.** Erfülle nun auch den andern Theil der Verheißung, und verliere nicht den Ruhm deiner Treue. Salomo hielt die Erfüllung der ersten Verheißung für ein sehr günstiges Zeichen, daß auch die zweite erfüllt werden solle, daß er nemlich an David's Nachkommen Wohlthat erweisen wolle. Man lese 2 Sam 7, 12. 13. **So doch, daß deine Kinder ihren Weg bewahren.** Salomo redet als ein Mann, der mit dem Willen Gottes genau bekannt war; er wußte, daß die Verheißung auf Bedingungen beruht, nemlich: Ein Wandel in der Furcht Gottes, wie sein Vater David wandelte. Durch Götzendienst machten sie sich dieses Vorrechts unwürdig, und indem sie den Bund wissentlich eingingen, sogar noch größerer Strafe schuldig. Deßhalb hat auch Gott sich von Israel abgewendet, so oft das Volk und sein König andern Göttern anhing. Israel war mehr erleuchtet, denn alle andere Völker.

V. 26. **Laß deine Worte wahr werden.** Dieses ist keine bloße Wiederholung. Da Gott mit David von dem Tempel redete, versprach er zwei Dinge: erstlich, die Beständigkeit der Herrschaft in dem Geschlechte Davids (2 Sam. 7, 16); zweitens, daß er den Nachkommen Davids, wie ein Vater seinem Sohne, die größte Freundschaft erzeigen wollte (V. 13). Darum hat Salomo um die Erfüllung beider Verheißungen besonders gebetet.

V. 27. **Denn meinest du auch ꝛc.** Der König erwog die Erfüllung dieser Verheißungen in Ansehung des Tempelbaues, und brach in Verwunderung aus, als ob er sagen wollte: aber ist es auch wahrhaftig möglich, daß Gott, der Unbegreifliche, der Erhabene, sich so weit herablassen kann? Zwei Punkte müssen wir beachten hier: 1. Salomo hatte keine Idee, als wollte er sagen, Gott wohne nicht im Tempel; er sagt nur: kein irdisches Haus ist vermögend die Gottheit zu erfassen; damit ist aber nicht gesagt, daß Gott nicht daselbst auf besondere Weise seine Gegenwart offenbaren kann; 2. Salomo war zu verständig, um zu sagen, Gott sei an Localitäten gebunden, wie es die Götzen der Heiden waren. **Aller Himmel Himmel.** Das meint, der Himmel in seinem weitesten Umfang, der unermeßliche Raum. **Nicht versorgen.** Nicht aufnehmen, oder umfassen. **Wie sollte es dieses Haus?** Der Tempel war also nicht gebaut um Gott zu umfassen, sondern, daß er eine Stätte sei, da Gott sich offenbaret, wenn man darin zu ihm betet.

V. 28. **Wende dich aber zum Gebet deines Knechtes.** Hierdurch wollte Salomo dem Volk begreiflich machen, daß, obwohl kein Raum den Allgegenwärtigen zu fassen vermag, er hier auf ganz besondere Weise gegenwärtig sei. **Gebet, Flehen und Loben,** drei Worte, welche uns hier drei verschiedene Dinge andeuten, sonst aber oft ein und dasselbe bedeuten. Im Tempel soll man Preisen, Bitten und Loben, welches unter dem Wort Verehrung oder Anbetung zusammen gegeben wird.

V. 29. **Daß deine Augen offen stehen.** Nemlich, um mit Gnade und Erbarmen darüber zu wachen, auch zu bemerken, was darinnen vorgeht. **Mein Name soll da sein.** Diese Andeutung hat Bezug auf alle solche Verheißungen, in welchen Gott versprochen hatte, daß er die Gebete, die dort empor gesandt werden, erhören wolle. **Du wollest hören das Gebet.** Eigentlich heißt es *nach* anstatt *an* dieser Stätte. Das Volk durfte ja den Tempel nicht betreten, sondern nur den Vorhof; hat aber auch besonders Bezug auf Solche, welche sich nach dieser Stätte wenden, wenn sie beten, wie z. B. Daniel zu Babel. Die Juden überhaupt hatten es in der Gewohnheit ihr Angesicht gegen Jerusalem zu wenden, wenn sie beteten, wo immer sie auch sein mochten, um anzudeuten, daß sie immer noch der Verheißung Gottes gedachten. Also auch solche arme Beter, welche in fremden Ländern ihr Auge gen Jerusalem richteten, sollen Erhörung finden.

V. 30. **Deines Knechts und deines Volks Israel.** Ob Einer allein betet oder ob die ganze Gemeine betet, möge das Gebet erhört werden. **Du es höreſt, gnädig sein.** Das meint buchstäblich „hören" und „vergeben" und deutet an, daß ein Gebet aus sündigem Herzen nicht Erhörung finden kann, bis die Sünden entfernt sind, daher muß jedes Gebet mit einer Bitte um Vergebung begleitet sein.

Jetzt folgen die speziellen Bitten Salomos im Einweihungsgebet, und derselben sind sieben wie im Gebet des Herrn.

V. 31. Erste Bitte. **Wenn Jemand wider seinen Nächsten sündigt.** Das ist, wenn er einer Missethat beschuldigt wird, und sich durch einen Eid reinigen, d. h. frei stellen mußte. Es war bei den alten Völkern, auch bei den Israeliten gebräuchlich, bei Ablegung eines feierlichen, gerichtlichen Eides die Hand auf den Altar zu legen und beim Altar zu schwören, so riefen sie Gott zum Zeugen an; aber auch Strafe über sich, wenn sie Unwahrheit sagen sollten.

V. 33. Zweite Bitte. **Recht schaffen deinen Knechten ꝛc.** Salomo stellt den Fall im richtigen Licht, denn wenn das Recht gehandhabt wird, dann trifft den Uebertreter Strafe. Diese Bitte schließt aber noch mehr in sich. **Israel vor seinen Feinden geschlagen.** Dieses konnte nur geschehen, wenn Israel sündigte. Wenn nun das sündige Volk Buße thut, dann soll ihm Recht geschaffen werden, d. h. Erlösung aus der Hand der Feinde; dieses wird im 33. und 34. Vers deutlich angedeutet, wo es besonders auf die morgenländische Sitte: Gefangene in die Sklaverei zu führen, hindeutet, und also für Israel von großer Wichtigkeit war.

V. 35. Dritte Bitte. **Wenn der Himmel verschlossen wird.** Eine Bitte gegen Dürre im Lande. Der Himmel ist Gottes Schatzkammer, wenn nun Israel Gott beleidigte, und er schloß den Schatz des Regens zu, dann kam kein Regen bis Gott ihn wieder öffnete. Solche Heimsuchungen trieben dann zur Buße und Gebet. Salomo nennt solche Dürre einen Drang vom Herrn. Gott drängt das Volk zur Buße.

Die vierte Bitte nimmt Bezug auf allerlei Plagen, wie diese im 3. und 5. Buch Mosis aufgezählt sind. Die fünfte Bitte bezieht sich auf die Gebete der Fremden, welche hier anbeten mögen. Die sechste ist für Israels Armee im Krieg, und die siebente für eine Bewahrung vor Israels Untergang. Leider hat Israel sich nicht am Herrn gehalten und brachte das Verderben über sich herein.

Lehre und Anwendung. — Gebäude, welche zum Dienste Gottes bestimmt sind, überhaupt Alles, was dem Herrn gehört, sollte durch Gebet dem Herrn geweiht werden.

Kirchen sollten nicht blos für Gott geweiht werden im Gebet, sondern sie sollten durch Gott selbst eine göttliche Weihe empfangen, daß man in Wahrheit auch sagen kann, diese Stätte ist heiliges Land. Denn geheiligter Grund muß seine Heiligkeit vom Allerheiligsten empfangen. Der Gott, welcher den Tempel erfüllte, muß auch die Kirche erfüllen, und ihm muß die Stätte angehören.

Unsere Leiber sind Tempel seines heiligen Geistes. 1 Cor. 6, 19; 3, 16. 17; 2 Cor. 6, 16; Röm. 8, 9. 11; Eph. 3, 17. Wenn wir sie Gott weihen, dann will Gott sie auch heiligen und will darin wohnen.

Salomo's Gebet ist ein Zeugniß, daß auch der Weise noch beten kann. Weisheit, welche nicht mehr betet, ist Thorheit.

Die Führer des Volkes in Weisheit, in Reichthum, im gesellschaftlichen Leben, sollten auch Führer im göttlichen Leben sein. Wenn Kinder sehen, daß die Mutter betet und der Vater nicht, dann kommen sie auf den Gedanken, Religion sei für Weiber, aber nicht für Männer.

Das wahre Gebet ist ein Verlangen dessen, was wir bedürftig sind, daher sollte es immer in Demuth und im Bekenntniß der Schuld geschehen.

Unsere Gebete sollten, wie Salomos, auch Andere umfassen, d. h. wir sollen im Gebet unserer Nebenmenschen gedenken, und also ihrer Last gedenken.

Illustrationen.—Latimer betete so viel auf seinen Knieen, daß dieselben mit einer harten, lederähnlichen Haut überzogen wurden. Daniel betete bis er krank wurde, und Nehemia betete bis er todtbleich war. Elias überwand den Himmel im Gebet, und es kam Regen. Christus betete bis sein Schweiß wie Blutstropfen auf die Erde rann. Das Gebet ist eine persönliche Sache zwischen dem Beter und Gott, und zwischen ihnen muß es ausgemacht werden; daher sagt auch einmal ein frommer Alter: Wenn Gott und ich eins werden, dann fürchten wir auch den Teufel nicht.

Wandtafelerklärung.—Als der Tempel eingeweiht wurde, leitete Salomo die Feierlichkeit und sprach auch das Einweihungsgebet. Gott verhieß, daß der Tempel die Stätte seines Namens und seiner Ehre sein solle. Das Bild auf der Wandtafel deutet an, daß die Thore des Gebets, sei es Dank, Preis, Bekenntniß oder Bitte, immer offen sein sollen für Alle, welche in Liebe und Gehorsam kommen, denn Gebet und Weihe ziehen einen Menschen zu Gott hinan. Gott aber wacht über seine Kinder und über die Stätte, da seine Ehre wohnet.

Salomo's Weisheit.

6. Lection: 1. Kön. 10, 1–13. — Sonntag den 9. November 1884.

1. Und da das Gerücht Salomo's, von dem Namen des Herrn, kam vor die Königin vom Reich Arabien; kam sie, ihn zu versuchen mit Räthseln.

2. Und sie kam gen Jerusalem mit einem sehr großen Zeug, mit Cameelen, die Specerei trugen, und viel Gold und Edelgesteine. Und da sie zum Könige Salomo hinein kam, redete sie mit ihm alles, was sie sich vorgenommen hatte.

3. Und Salomo sagte ihr alles, und war dem Könige nichts verborgen, das er ihr nicht sagte.

4. Da aber die Königin vom Reich Arabien sahe alle Weisheit Salamo's, und das Haus, das er gebauet hatte,

5. Und die Speise für seinen Tisch, und seiner Knechte Wohnung, und seiner Diener Amt und ihre Kleider, und seine Schenken und seine Brandopfer, die er in dem Hause des Herrn opferte; konnte sie sich nicht mehr enthalten,

6. Und sprach zum Könige: Es ist wahr, was ich in meinem Lande gehöret habe von deinem Wesen und von deiner Weisheit.

7. Und ich habe es nicht wollen glauben, bis ich gekommen bin und habe es mit meinen Augen gesehen. Und siehe, es ist mir nicht die Hälfte gesagt. Du hast mehr Weisheit und Gutes, denn das Gerücht ist, das ich gehöret habe.

8. Selig sind deine Leute und deine Knechte, die allezeit vor dir stehen, und deine Weisheit hören.

9. Gelobet sei der Herr, dein Gott, der zu dir Lust hat, daß er dich auf den Stuhl Israels gesetzt hat, darum, daß der Herr Israel lieb hat ewiglich, und dich zum Könige gesetzt hast, daß du Gericht und Recht haltest.

10. Und sie gab dem Könige hundert und zwanzig Centner Gold, und sehr viele Specereien, und Edelgesteine. Es kam nicht mehr so viel Specerei, als die Königin vom Reich Arabien dem Könige Salomo gab.

11. Dazu die Schiffe Hiram's, die Gold aus Ophyr führeten, brachten sehr viel Ebenholz und Edelgesteine.

12. Und der König ließ machen von Ebenholz Pfeiler im Hause des Herrn, und im Hause des Königs, und Harfen und Psalter für die Sänger. Es kam nicht mehr solch Ebenholz, ward auch nicht gesehen bis auf diesen Tag.

13. Und der König Salomo gab der Königin vom Reich Arabien alles, was sie begehrete und bat; ohne, was er ihr gab von ihm selbst. Und sie wandte sich, und zog in ihr Land sammt ihren Knechten.

Haupttext: Und siehe, hier ist mehr denn Salomo. — Matth. 12, 42.

Geschichtliches.—Nach der Tempelweihe fuhr Salomo in seinen Bauarbeiten fort und errichtete öffentliche Gebäude und Privatpaläste, baute und befestigte Städte, gründete einen Welthandel und bereicherte sein Volk. Der Ruhm des jungen Königs drang bis an der Welt Ende und erfüllte die Völker mit Wunder und Staunen. Die Prophezeiung, welche Salomo in seinem Gebet aussprach (Cap. 8, 42), ging eher in Erfüllung, als er meinte. Die Weisheit Salomo's zeigte sich aber auch in der Methode, wie er sein Volk versorgte; er baute Vorrathsstädte im ganzen Land, wo er Getreide aufschüttete, um für etwaige theure Zeiten vorbereitet zu sein, auch Rüstkammern mit Waffen für den Krieg, und selbst am Libanon, im nördlichsten Theil des Landes, ließ er feste Städte bauen. Die noch übrigen Einwohner von fremden Ländern, welche in Canaan wohnten, ließ Salomo zu Leibeigenen machen, und sie mußten Frohndienste thun, wodurch dann die Israeliten geschont wurden. Die Festtage hielt Salomo strenge, um dadurch dem Volk ein gutes Beispiel zu geben, damit der religiöse Sinn erhalten bleibe. Das Land war glücklich und die Regierung Salomo's vielversprechend, denn er hatte die Wohlfahrt des Volkes auf seinem Herzen, so daß er beständig besorgt war, zu zeigen, wie sehr ihm daran gelegen war,

in den Fußstapfen seines Vaters David zu wandeln.

Die Lection fällt ins Jahr 995 v. Chr.; zehn Jahre nach der Tempelweihe. Die nemliche Begebenheit wird in 2. Chron. 9, 1–12 wieder erzählt und sollte mit dieser Lection zusammen betrachtet werden.

Texterklärung. — V. 1. **Und das Gerücht Salomo's.** Der Ruf seiner Weisheit, Pracht und irdischen Majestät, besonders aber **vom Namen des Herrn**, d. h. was Gott für ihn gethan hatte u. s. w. **Königin vom Reich Arabien.** Dieses Reich lag im südlichen Theil Arabiens und hieß Saba oder Seba, es grenzte an das Rothe Meer und war etwa 1500 Meilen von Jerusalem entfernt. Das Land war mit Reichthümern so gesegnet, daß man dasselbe allgemein „das glückliche Land" hieß. Nach der Beschreibung im Koran hieß diese Königin Balkis, nach andern Berichten aber Maqueda. Ob sie Wittwe oder Jungfrau war, ist nirgends angeführt; aber sie scheint unter den südlichen Stämmen und Völkern den nemlichen Ruf für Weisheit genossen zu haben, wie Salomo unter den nördlichen Völkern. Ueber den Besuch bei Salomo bestehen sehr viele Legenden, welche aber hier nicht gegeben werden können. Das Merkwürdigste an der Geschichte bleibt die Thatsache, daß Jesus auf diesen Besuch hinweist (Matth. 12, 42; Luk. 11, 31). **Mit Räthseln.** D. h. sie kam mit schweren, verwickelten Fragen, wahrscheinlich über staatswissenschaftliche und religiöse Dinge, um zu prüfen, ob denn das Gerücht wirklich wahr sei. Man betrachte den Gegenstand in folgender Ordnung: 1. den Beweggrund der Reise; 2. den Zweck derselben, und 3. die Reise selbst.

V. 2. **Mit einem sehr großen Zeug.** Dieses soll andeuten, daß sie mit königlicher Begleitung kam; ferner heißt es auch, daß sie allerlei königliche Geschenke mitbrachte, Spezereien, Gold und Edelsteine; diese Dinge gab es in Israel nicht, hingegen im Reich des Mittags im Ueberfluß. **Und da sie zum Könige kam.** Als man sie dem König vorführte, und sie Audienz bekam, that sie gerade, wie sie sich vorgenommen hatte, bezüglich der Fragen, welche sie ihm vorlegen wollte.

V. 3. **Und Salomo sagte ihr alles.** Er beantwortete jede Frage ohne Ausnahme, gab ihr Red und Antwort auf alle Anliegen. Es war ihm nichts verborgen von allem dem, was die Königin ihm vorlegte. Die orientalischen Legenden erzählen eine Unmasse von Geschichtchen und Fragen, welche da vorgekommen sein sollten, sie sind aber einer genaueren Beachtung unwerth.

V. 4. **Da aber die Königin vom Reich Arabien sah.** Als sie die wunderbare Weisheit mit eigenen Augen entdeckt hatte: seine Weisheit als Baumeister, als Richter und als König. **Und das Haus.** Hier haben wir wohl alle Gebäulichkeiten, Tempel und Paläste, zu verstehen, obwohl wir geneigt sind, dem Tempel den Vorrang zu geben, weil derselbe im ganzen Reich, ja in der ganzen Welt berühmt war. Salomo's Privatpalast zu Jerusalem war ein gewaltiger Bau und beanspruchte 13 Jahre Zeit zur Errichtung. Von diesem Palast war ein direkter Uebergang oder Verbindung mit dem Tempel. Die öffentliche Geschäftshalle im Palast war 175 Fuß lang und halb so weit mit 50 Fuß Höhe. Unter den öffentlichen Werken sind zu bemerken: a. Die Wasserleitung. Salomo baute köstliche aqueducts, Wasserleitungen, um das Wasser für den Gebrauch der Stadt sieben Meilen weit herzubringen; b. Die Festungswerke, nicht blos die Stadt, sondern alle zwölf Stämme waren nun zum erstenmal vor Feinden geschützt durch Thürme und Festungen.

V. 5. **Und die Speise für seinen Tisch.** Dieses mag sich auf den ganzen Familienhaushalt beziehen, in welchem ja auch der Familiengottesdienst sogar nicht übersehen wird in diesem Schrifttheil. **Konnte sie sich nicht mehr enthalten.** In alten Uebersetzungen heißt es: „Da war kein Geist mehr in ihr;" buchstäblich: da ging ihr der Athem aus; sie war vor Erstaunen außer sich, sie wußte nicht, ob sie träume oder wache vor Verwunderung.

V. 6, 7. **Und sprach zum Könige:** Was ich in meinem Lande hörte, ist lauter Wahrheit; ich wollte es nicht glauben, nun aber bin ich überzeugt, daß Alles wahr ist. **Es ist mir nicht die Hälfte gesagt.** Ein solches Bekenntniß, wie dieses, von der reichsten und weisesten Königin jener Zeit, war die größte Ehrenbezeugung, welche Salomo noch empfangen hatte; denn im Allgemeinen sind Berichte übertrieben, hier ist ein Geständniß, daß das öffentliche Gerücht nicht die Hälfte kund gethan habe.

V. 8. **Selig sind deine Leute.** Das sind die Unterthanen, die sollen sich glücklich schätzen, einen solchen König zu haben. **Und deine Knechte.** Das sind diejenigen, welche den König bedienen, und deßhalb stets um ihn her sein dürfen, denn diese haben Gelegenheit, die weisen Reden und Handlungen alltäglich zu vernehmen und zu beobachten.

V. 9. **Gelobet sei der Herr, dein Gott.** Die Redeweise der Königin läßt fast schließen, als hätte sie den jüdischen Gottesdienst angenommen, ehe sie wieder in ihr Land zog. Mehrere Geschichtsschreiber behaupten dieses geradezu und suchen es zu beweisen mit historischen Thatsachen, indem z. B. jenes Reich die Beschneidung und andere Ceremonien übte; diese Ceremonien könnten jedoch auch von dort wohnenden Juden eingeführt worden sein. Indem der biblische Bericht darüber schweigt, haben wir keine näheren Beweise dafür. **Darum, daß der Herr Israel lieb hat** 2c. Hier gibt sie Salomo unvermerkt eine Mahnung, um das Wohl des Volkes bekümmert zu sein, denn das ist der Zweck Gottes. Selbst die Heiden sind der Meinung gewesen, daß Gott den Menschen zu ihrem Besten Oberhäupter gegeben habe. Wenn wir also auch keinen hinreichenden Grund haben in diesem Vers, um an eine ernste Bekehrung der Königin zum Judenthum zu glauben, so haben wir in demselben doch ein klares Zeichen von dem Wiederanfachen oder Wiedereinbringen der göttlichen Offenbarung in entfremdete Völker. Denn das bleibt Thatsache, die Königin hat in ihrem Lande den Grund bearbeitet, welcher nach Jahrhunderten sich der Lehre des Evangeliums willigsich erschloß.

V. 10. **Und sie gab dem Könige.** Nun gab sie die im 2. V. benamten Geschenke. Obwohl das Land der Sabäer nicht selbst Gold hatte, lag dasselbe doch Ophir so nahe, daß Gold dort in Menge vorhanden war. An Spezereien war Saba sehr reich; es wird sogar angenommen, daß man im Lande dieser Königin Caßien und Zimmetholz als Brennholz benützte, und ganz gewöhnliche Geschirre und Möbel wurden mit Edelsteinen verziert. **Es kam nicht mehr so viel.** Hier wird angedeutet, daß die Masse der Spezereien so groß war, daß später nie wieder so viel auf einmal nach Jerusalem kam.

V. 11, 12. Diese beiden Verse sind hier angehängt, obwohl sie mit der Erzählung in der Lection nichts zu thun haben. Es scheint, durch die Erzählung von Gold und Edelsteinen, ist dem Schreiber vielleicht eingefallen, das Ophir damit in Verbindung zu stellen, obwohl dieses Land, von welchem die Königin kam, nicht Ophir ist. Ophir kann nicht mit Bestimmtheit identifizirt werden; nur nach den Schätzen zu beurtheilen, würde man schließen, Ophir müsse irgendwo in Indien oder dessen Nähe liegen, indem alle andere Schätze Produkte Indiens sind. Die Schiffe Hiram's waren eigentlich Salomo's Schiffe, nur waren dieselben durch Hiram bemannt, weil ja Israel keine Matrosen hatte. **Ebenholz.** Ueber dieses Holz ist schon viel argumentirt worden, denn Einige be-

haupten, die Uebersetzung sei nicht richtig; Ebenholz ist schwarz, während dieses Holz eine röthliche Farbe hatte, etwa wie Brasilienholz. Es war jedenfalls etwas Seltenes, und das mag hier genügend sein.

V. 13. **Salomo gab der Königin, was sie begehrte.** Sie brachte Geschenke und erhielt nun andere wieder. Daß sie aber um Geschenke fragte, mag uns befremdend vorkommen, war jedoch zu jener Zeit und ist im Orient heute noch Sitte. Es ist keine Schande, um etwas zu fragen, das man sieht und gerne haben möchte. Zu bemerken ist aber auch, daß man nie ein Geschenk empfängt, ohne auch wieder ein Gegengeschenk zu machen, es sei denn, ein Geschenk diene als Belohnung seltener Treue, Arbeit oder Almosen. Die Königin erlitt keinen Verlust, denn Salomo gab ihr alles, was sie erbat, **ohne, was er ihr von ihm selbst gab.** Diese Geschenke waren also Freundschaftsbezeugungen, um sich gegenseitig an diese Zeit und Begebenheiten zu erinnern. **Und sie wandte sich, und zog in ihr Land.** Ohne Zweifel sind viele Juden mit ihr gezogen und haben sich in ihrem Lande niedergelassen. Nach der babylonischen Gefangenschaft sind sogar sehr viele Juden in jenes Land gezogen, denn sie fanden Schutz und Aufnahme daselbst, als ihr eigenes Land sie blos noch als Verworfene aufnahm.

Lehre und Anwendung.—Salomo's Reich war groß und herrlich, aber es ist noch ein herrlicheres als dieses. „Die Königin von Mittag wird auftreten am jüngsten Gerichte mit diesem Geschlecht, und wird es verdammen; denn sie kam vom Ende der Erde, Salomo's Weisheit zu hören. Und siehe, hier ist mehr, denn Salomo."

Es ist unmöglich, die Herrlichkeit des Christenthums zu beschreiben, ohne Christenthum erfahren zu haben. Da geht es, wie bei der Königin von Arabien: siehe, die Hälfte ist mir nie gesagt worden. Selig ist, wer Erfahrung im Christenthum hat.

An dieser Königin haben wir ein Vorbild 1. des ernsten Suchens nach Wahrheit; 2. die Befriedigung der Seele, nachdem sie Wahrheit gefunden hat; und 3. die Offenheit, mit welcher sie Wahrheit bekennt. Ist diese Königin aus heidnischer Finsterniß so weit gegangen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, wie sehr beschämt sie den Leichtsinn und die Gleichfertigkeit unserer Zeit!

Salomo in all seiner Weisheit war nicht so weise, als Christus, noch war er ihm gleich in Größe und Kraft.

Die Königin von Mittag kam zu Salomo, um Weisheit zu hören; sie fand mehr, als sie erwartete. Wer zu Christo kommt, findet mehr, als er erwartet. Sie ist ihre Straße fröhlich weiter gezogen; wer zu Christo kommt, geht freudig von dannen, denn Jesus ist ein mächtiger Helfer Allen, die zu ihm kommen.

In wie weit ist Salomo in dieser Lection ein Bild des Heilandes?

1. Er hat die fremde Königin aufgenommen; Jesus nimmt jeden Sünder auf, der zu ihm kommt.

2. Er hat ihre Zweifel gelöst; Christus bringt Licht in jedes Herz, das zu ihm kommt.

3. Er zeigte ihr alle seine Herrlichkeit; Jesus offenbart sich seinen Kindern in seiner Herrlichkeit.

4. Er nahm ihre Geschenke an, obwohl er reicher war, als sie; Jesus verschmäht das Opfer seiner Kinder nicht, denn es sind Liebesgaben.

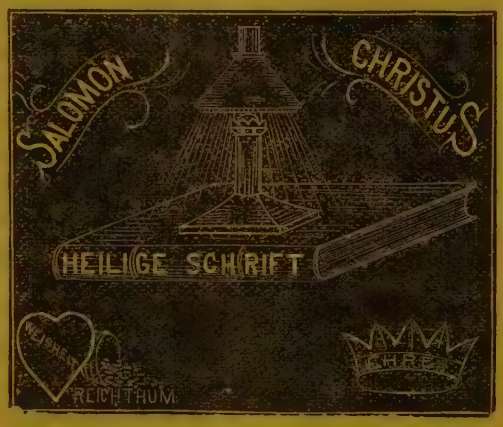
5. Er gab ihr größere Geschenke wieder; auch Christus überhäuft die Seinen mit dem Reichthum seiner Gnade.

Illustrationen. — Zur wahren Weisheit gehört auch die Selbsterkenntniß, denn wer sich selbst nicht kennt, der kann von all seiner Weisheit keinen rechten Gebrauch machen. Es sagte Jemand: „Bringe mir einen gänzlich vollkommenen Menschen, und ich bezahle die Reisekosten, wenn er aus dem Reich der Königin von Mittag käme."

Mancher hat so viel Reichthum, daß wir ihn beneiden darum; wenn wir wüßten, wie wenig er genießt, dann würden wir ihn bedauern.

Ein reicher Geizhals ist mit einem Esel zu vergleichen, welcher Speise und Kleider für seinen Herrn trägt, aber Gras und Disteln frißt, und nur seine graue Haut als Kleid trägt; so ist auch der Geizhals, er hat Reichthümer die Fülle, aber er gönnt sich weder eine Mahlzeit, noch einen guten Rock.

Salomo war reich, weise und in Pracht gekleidet, aber eine Lilie im Feld übertrifft ihn an Pracht. Das Wenigste von Christo ist besser, als alle Fülle der Erde.



Wandtafelerklärung.—Salomo wählte weislich und wäre auch glücklich gewesen, wenn er treu verharret hätte. Der Ruhm seiner Weisheit erfüllete Königreiche, und sein Reichthum war so groß, daß deßgleichen zuvor nicht war. Aber Salomo war nicht nur weise, er war auch reich; Gott gab ihm Reichthum als Zugabe; er war aber auch geehrt, denn Gott hatte es also verheißen. Von Mittag kam eine Königin, ihn zu bewundern und zu ehren. Aber einen Größeren, als Salomo, haben wir. Christus übertrifft ihn in allen Stücken weit und trägt die Krone der Ehren. Gottes Wort ist eine Quelle wahrer Weisheit, auf diesem Wort ruhet sie.

Salomo's Sünde.

7. Lection: 1. Kön. 11, 4–13. — Sonntag den 16. November 1884.

4. Und da er nun alt war, neigten seine Weiber sein Herz fremden Göttern nach, daß sein Herz nicht ganz war mit dem Herrn, seinem Gott, wie das Herz seines Vaters David's.

5. Also wandelte Salomo Asthoreth, dem Gott derer von Zidon, nach, und Milcom, dem Greuel der Ammoniter.

6. Und Salomo that, das dem Herrn übel gefiel, und folgte nicht gänzlich dem Herrn, wie sein Vater David.

7. Da bauete Salomo eine Höhe Camos, dem Greuel

der Moabiter, auf dem Berge, der vor Jerusalem liegt und Molech, dem Greuel der Ammoniter.

8. Also that Salomo allen seinen ausländischen Weibern, die ihren Göttern räucherten und opferten.

9. Der Herr aber ward zornig über Salomo, daß sein Herz von dem Herrn, dem Gott Israels, geneiget war, der ihm zweimal erschienen war.

10. Und ihm solches geboten hatte, daß er nicht andern Göttern nachwandelte; und doch er nicht gehalten hatte, was ihm der Herr geboten hatte.

11. Darum sprach der Herr zu Salomo: Weil solches bei dir geschehen ist, und hast meinen Bund und meine Gebote nicht gehalten, die ich dir geboten habe; so will ich auch das Königreich von dir reißen, und deinem Knechte geben.

12. Doch bei deiner Zeit will ich es nicht thun um deines Vaters David's willen; sondern von der Hand deines Sohnes will ich es reißen.

13. Doch will ich nicht das ganze Reich abreißen, einen Stamm will deinem Sohne geben, um David's willen, meines Knechts, und um Jerusalems willen, die ich erwählet habe.

Haupttext: Behüte dein Herz mit allem Fleiß; denn daraus gehet das Leben. — Sprüche 4, 23.

Geschichtliches.—Die Zeit, in welcher sich diese Lection zugetragen hat, läßt sich nicht genau bestimmen; man nimmt 5 bis 10 Jahre vor Salomo's Tod, also nachdem er 30 bis 35 Jahre regiert hatte, und zwischen 50 bis 55 Jahre alt war.

Auf der südlichen Anhöhe des Oelbergs waren Altäre für heidnische Götzen errichtet, weßhalb der Berg auch den Namen Berg des Aergernisses erhielt. Der Zustand des Reiches Israel in dieser, seiner Zeit der höchsten Herrlichkeit, war ein Gemisch von israelitischer Einfachheit und heidnisch-orientalischem Luxus. Die Berge waren mit Städten bebaut und in den Thälern weideten die Heerden. Agrikultur, Weinbau, Schafzucht und Gärtnerei wurden unter Solomo's Regierung sehr gehoben. Anstatt eine Nation von zurückgezogenen, sich selbst lebenden Hirten, finden wir das Land fast als Mittelpunkt des Welthandels. Fast der ganze Welthandel jener Zeit hatte seine Hauptstraßen durch Solomo's Reich. Nach Tyrus konnte nichts gelangen von Asien und Arabien, ohne durch Israels Grenzen zu ziehen. Jede Stadt und jedes Haus war unter dem Einfluß des Handels, vielleicht hat dieser Zeitpunkt den Grund zur Handelsucht der heutigen Juden gelegt.

Schade, daß der so versprechende Tag von Solomos Regierung nicht auch mit gleicher Herrlichkeit enden sollte. Trotz der Größe und Weisheit Solomo's ist er zum Thoren geworden; diese herrlichen Gaben sind ihm zum Fallstrick geworden, und er widerstand nicht. Durch seine heidnischen Weiber ließ er sich zum Götzendienst verführen, und mit seiner Sünde begann auch sein Fall. Die heilige Schrift beschreibt nicht blos den Reichthum und die Weisheit dieses Königs, sondern gibt auch die Geschichte seines Falls als ein warnendes Exempel für alle Zeiten und für alle Menschen. Wenn die Wahrheit alle Grabschriften schreiben dürfte, dann wären manche Menschen mehr behutsam, und in manchen Friedhöfen weniger Monumente mit langen Inschriften.

Texterklärungen. — V. 4. **Und da er nun alt war.** Anstatt, daß das Alter seine Begierden gedämpft hätte, und ihn erfahrener und weiser gemacht hätte, ist er im Alter schändlich schwach geworden. Vielleicht ist Solomo's Alter, d. h. daß er nun alt geworden, beigefügt um ihn zu entschuldigen, es sieht jedoch aus als wäre es geschrieben, um den Fall um so schrecklicher bloszustellen. Auch kann mit 55 Jahren noch von keiner Altersschwäche die Rede sein. **Neigten seine Weiber.** Er überließ sich dem Vergnügen, so daß Leib und Geist geschwächt wurden; er erlaubte seinen Weibern ihr Götzen heimlich anzubeten, und schließlich betete er sie selbst mit den Weibern öffentlich an. Die Ursache warum Solomo so viele Weiber hatte ist wohl eine mehrfache: 1. Um eine innige Verbindung mit den umliegenden Nationen zu bewerkstelligen; 2. Indem Solomo alle andern Könige übertraf an Reichthum und Herrlichkeit, wollte er sie auch in diesem Stück übertreffen. Die größte Herrlichkeit eines heidnischen Königs bestand in der Größe seines Harems, und Solomo wollte auch den heidnischen Königen nicht nachstehen; 3. die, unter den orientalischen Königen allgemein herrschende Sittenlosigkeit jener Zeit. Schreibe man die Ursache hin, wo man will, es war gegen Gottes Willen; es war heidnisch, und eine Uebertretung des Gesetzes, 5 Mose 17. 17. **Daß sein Herz nicht ganz war** u. s. w. Er verlor den Eifer für Gott, und mithin auch die Gottesfurcht; er überließ den Gottesdienst jedem Einzelnen nach eigener Weise, und so wurde der Palast ein heidnischer Götzentempel, und Salomo wurde selbst ein Götzendiener, trotz seinem Gebet bei der Tempelweihe.

V. 5. **Astharoth.**—Dieses war die höchste der phönizischen (sidonischen) weiblichen Göttinnen, ihre Gestalt war unterschiedlich, bald den gehörnten Kopf des Stiers, bald als Fisch. Sie wurde besonders von Frauen verehrt, weil aber die Art des Götzendienstes nicht bekannt ist, schließt man, daß es ein unzüchtiger Dienst war. **Milcom.**—Dieser Götze wird Greuel der Ammoniter genannt, und ist gleichbedeutend mit **Molech,** welchem Menschen, besonders Kinder geopfert wurden. Die Ammoniter waren Nachkommen Lots. Es ist nicht gesagt, daß Solomo diesen Götzendienst in Jerusalem eingeführt habe, obwohl seine Nachkommen solches thaten.

V. 6. **Das dem Herrn Uebel gefiel.**—Er folgte den Willen Gottes nicht, er beleidigte Gott, mit seinen Greueln und durch seine Abgötterei. Einige Gelehrte suchen das zu erklären, als sei Salomo nie eigentlicher Götzendiener gewesen, er hätte sich blos überreden lassen mit seinen Weibern zu gehen und ihren Dienst mitanzusehen. Dieser Vers jedoch zeigt, daß Salomo's Handlung Gott übel gefiel, aber der nächste Vers geht noch weiter.

V. 7. **Da bauete Salomo eine Höhe Camos.**—Den Wunsch seiner Weiber zu befriedigen baute Solomo einen Tempel, oder einen Hochaltar nach heidnischer Weise. Im 4. B. M. 21, 29 ist von diesem Gott Camos die Rede, aber über sein Wesen und seine Natur herrschen verschiedene Ansichten: Einige behaupten es sei der Sonnengott gewesen, Andere nennen ihn den Fliegengott. Diesem Greuel baute Salomo einen Altar auf dem Oelberg, ja Salomo führte Götzendienst ein, und beförderte denselben.

V. 8. **Allen seinen ausländischen Weibern.**—Was eine dieser Frauen verlangte, wollten die Andern auch. Ist es nicht merkwürdig, daß ein Mann wie Salomo sich also verführen ließ, anstatt seine Weiber zum wahren Gott zu bringen? Er lebte ganz dem Vergnügen und der Wollust, deßhalb galt ihm Religion als Nebensache, oder hat ihn am Ende seine große Weisheit aufgeblasen? Ein weiser Geschichtschreiber bemerkt, daß die Tochter Pharoa den Salomo nicht verführt habe, denn diese, Solomo's erste Frau bekehrte sich zum Gott Israels und dienete ihm. „Um jene Zeit" sagt ein anderer Schreiber, „war um Jerusalem her keine Anhöhe ohne eine Teufelskapelle." Der Weihrauch der Götzenaltäre vermischte sich mit dem Weihrauch des Tempels, wenn Solomo Gott zu beleidigen beabsichtigt

hätte, wäre kaum ein besserer Plan zu erfinden gewesen.

V. 9. **Der Herr aber ward zornig.** — Noch hatte Gott ihn also nicht gänzlich verlassen, aber er zürnete Solomo, d. h. das Gefühl der Gerechtigkeit, welches keine Sünde unbestraft lassen konnte, entbrannte in dem Herrn, besonders weil **er ihm zweimal erschienen war,** d. h. weil ihm Gott so außerordentlich gnädig war, daß er ihm zweimal erschien. Cap. 3, 5; Cap. 9, 5. Das meint also: Diese Gnadenbezeugung und Gunst sollte doch gewißlich den Solomo vor solcher Thorheit, vor solchem Abfall bewahret haben.

V. 10. **Und ihm solches geboten hatte.** Salomo's Sünde war kein Irrthum, kein Mißverständniß, denn Gott hat ihm zweimal gesagt, was er zu thun habe. Es war also eine freie, nicht zu entschuldigende Uebertretung des Gebotes Gottes. Salomo's Sünde war Verrath an Gott, eine größere Sünde hätte er gar nicht begehen können. Als er den Tempelbau anfing, sagte ihm Gott deutlich, er solle lieber gar nicht bauen, als damit fortfahren, wenn er sich nicht vorgenommen habe, allen Geboten Gottes Gehorsam zu leisten. Trotzdem sündigte Salomo und mißachtete den Willen des Herrn.

V. 11. **Darum sprach der Herr zu Salomo.** Wahrscheinlich durch einen Propheten, vielleicht aber auch durch eine Erscheinung; das Erstere ist jedoch am wahrscheinlichsten; denn es geschah Solches öfters (siehe V. 29). Ich glaube nicht, daß Gott den Salomo einer Erscheinung würdig gehalten hat, um diese Zeit. Ahia wird es ihm gesagt haben, denn Nathan war todt. **Das Königreich von dir reißen.** Das ist, ich will dir das Reich mit Gewalt nehmen, gewißlich nehmen, setzt das Hebräische noch bei, um es doppelt zu bekräftigen. **Und deinem Knecht geben.** Einem Diener, nicht blos Unterthan; das machte es noch um so bitterer für Salomo.—Ich will dein Reich in Stücke reißen, und ein Stück soll dein Knecht empfangen (vergl. V. 29). Diese Drohung war genug bei einem Menschen, welcher nicht gänzlich verstockt war, Schrecken zu erregen. Manche Schreiber wollen behaupten, diese Nachricht habe den Salomo bewogen, seinen „Prediger" zu schreiben.

V. 12. **Doch bei deiner Zeit,** d. h. so lange Salomo lebte, soll es nicht geschehen, um David's willen. Die Demüthigung war noch nicht groß genug, daß er hören mußte, er sei der Gnade nicht werth, aber um das Andenken David's zu ehren, soll das Reich doch eine Generation bestehen. David erhielt eine Verheißung 2 Sam. 7, 13–16. Diese soll erfüllet werden.

V. 13. **Einen Stamm will ich deinem Sohne geben.** Aber auch das war eine Gunst um David's willen, welche sich Salomo nicht zurechnen darf. Es ist ein Mißverständniß hier, welches man aufklären muß, denn es waren ja zwei Stämme, welche bei Salomo's Sohn blieben: Juda und Benjamin. Um diese Zeit war der kleine Benjamin bereits in Juda aufgegangen, und nicht mehr als ein Stamm, im Sinne der andern Stämme gehalten. Manche Schreiber meinen jedoch das Wort e i n habe hier Bezug auf einen Stamm außer seinem eigenen; wie dem auch sei, konnte sich jedenfalls Salomo nicht beklagen, wenn Gott seinem Nachfolger zwei anstatt einen Stamm gab. **Und um Jerusalem willen.** Dort wohnte die Schechina, dort war der Tempel, es war die heilige Stadt, und um ihretwillen will Gott seine Gnade nicht ganz hinwegnehmen."

Lehre und Anwendung.—Salomo's Geschichte enthält eine ernste Warnung für uns. Mögen wir nie vergessen, daß die Seele beständig in Gefahr ist. Es gibt keine Zeit, da wir außer Gefahr sind, so lange wir diesen sündlichen Leib mit uns tragen. Die Jugend ist leicht, das Mittelalter ist entschieden, und das Alter schwach — alle voller Gefahr.

Es ist in der ganzen Welt, nichts so absolut gut, daß der Geist des Bösen es nicht zum Mißbrauch benützen könnte. Verstand, Weisheit, Reichthum und kurz Alles kann durch Mißbrauch sündlich werden; das sehen wir an Solomo und seiner Geschichte.

Der Fall eines Menschen ist gewöhnlich durch Sünden verursacht, welche dem Menschen ankleben oder ihn verleiten, ohne daß er die Gefahr merkte, da er sich zuerst umgarnen ließ.

Wer da denkt er stehe, der sehe zu, daß er nicht falle.

Die Sünde eines Menschen hat ihren Einfluß, sie bleibt nicht mit ihm allein. Solomo's Sünde wurde die Sünde des ganzen Volkes.

Ob auch die Weisen und Größten fallen, so ist das doch kein Grund, daß man den Glauben an das Gute und Wahre verlieren sollte. Religion ist gut, wenn auch die besten Bekenner sich verleiten lassen, dem Bösen zu folgen.

Wer auf eigene Weisheit bauet, der wird sicherlich in Thorheit und Sünden verfallen, denn nur der heilige Geist ist ein rechter Führer durch das Leben.

Illustrationen.—Ein Mann lehnte sich einst fest auf einen Stab, welchen er schon Jahre lang bei sich trug, und welcher ihn schon oft getragen hatte; jetzt aber brach der Stab plötzlich entzwei. Als der Mann den Stab untersuchte, fand er, daß ein Wurm inwendig war, und schon längerer Zeit nagte, endlich kam es soweit, daß blos noch eine gute Rinde außen, inwendig aber alles hohl war, und das geringste Gewicht mußte ihn brechen. Solomo's Leben gleicht einem solchen Stab.

Die Sünde trägt ihren Rächer oft in sich. Die Sage erzählt, daß die Trojaner ein hölzernes Pferd in ihre Stadt aufnahmen, dasselbe war hohl und mit feindlichen Soldaten gefüllt, welche Nachts die Thore öffneten. Die Stadt Luna wurde durch den Räuber Hästings zerstört, welcher sich als todt in einem Sarg nach der Kirche tragen ließ; er stand auf, erschlug die Priester, vertrieb das Volk und setzte die Stadt in Brand. So nimmt der Mensch oft eine Sünde in sich auf, keine Gefahr ahnend, aber sie wird ihm zu stark und tödtet ihn endlich.

Wandtafelerklärung. — Das Leben ist eine Reise, der Glaube ein Schifflein und die Welt ein ungestümes Meer, voller Klippen, Felsen und Abhänge. Da geschieht es nicht selten, daß ein armer Wanderer Schiffbruch leidet: er strandet am seichten Ufer; er fährt auf Klippen, oder gar über steile Abfälle und Sturzbrüche. Salomo hat am Glauben Schiffbruch gelitten, und Tausende sind ihn seither gefolgt. In seiner Weisheit vergißt der Mensch seinen Gott, und wird zum Thoren wie es Solomo geworden ist. Also steht Solomo als Warnungszeichen für uns alle.

Die Sprüche Salomo's.

8. Lection: Sprüche 1, 1–16. — Sonntag den 23. November 1884.

1. Dies sind die Sprüche Salomo's, des Königs Israels, David's Sohn,

2. Zu lernen Weisheit und Zucht, Verstand,

3. Klugheit, Gerechtigkeit, Recht und Schlecht,

4. Daß die Albernen witzig, und die Jünglinge vernünftig und vorsichtig werden.

5. Wer weise ist, der höret zu, und bessert sich: und wer verständig ist, der läßt ihm rathen,

6. Daß er vernehme die Sprüche, und ihre Deutung, die Lehre der Weisen, und ihre Beispiele.

7. Des Herrn Furcht ist Anfang zu lernen. Die Ruchlosen verachten Weisheit und Zucht.

8. Mein Kind, gehorche der Zucht deines Vaters, und verlaß nicht das Gebot deiner Mutter.

9. Denn solches ist ein schöner Schmuck deinem Haupt, und eine Kette an deinem Halse.

10. Mein Kind, wenn dich die bösen Buben locken, so folge nicht.

11. Wenn sie sagen: Gehe mit uns, wir wollen auf Blut lauren, und den Unschuldigen ohne Ursach nachstellen;

12. Wir wollen sie lebendig verschlingen, wie die Hölle, und die Frommen, als die hinunter in die Grube fahren:

13. Wir wollen großes Gut finden; wir wollen unsere Häuser mit Raub füllen;

14. Wage es mit uns; es soll unser aller ein Beutel sein.

15. Mein Kind, wandle den Weg nicht mit ihnen; wehre deinem Fuß vor ihrem Pfad.

16. Denn ihre Füße laufen zum Bösen, und eilen Blut zu vergießen.

Haupttext: Des Herrn Furcht ist Anfang zu lernen. — Sprüche 1, 7.

Geschichtliches. — Salomo ist der Autor von drei Büchern der Heiligen Schrift. Es wird uns gesagt, daß Salomo 3000 Sprüche gemacht und 1000 Lieder gesungen habe; die Gelehrten nennen ihn „den Gründer hebräischer Wissenschaften," und „der Erste unter den Naturalisten der Welt." Das Buch, welches die Sprüche Salomo's enthält, wird gerade deßhalb auch so genannt; dasselbe war Anfangs ein poetisches Werk, und wurde wahrscheinlich 1000 Jahre vor Christus geschrieben; 300 Jahre ehe die sieben Weisen in Griechenland lebten, und etwa 600 Jahre vor Sokrates, Plato und Aristoteles. Es enthält nur etwa 1000 seiner Sprüche, und ist im Ganzen, was Composition und Anschauungsweise betrifft, den Psalmen und Propheten nicht gleichzustellen. Es ist ein philosophisches Werk; die Philosophie des praktischen Lebens. Für Staatsmänner gibt es kaum ein besseres Manual, und wenn man seine Vorschriften genauer befolgen würde, wäre es auch das beste Werk über politische Oekonomie. Früher hatte das Buch der Sprüche Salomo's einen anderen Namen, es hieß „Buch der Weisheit," als aber das apokryphische Buch der Weisheit aufkam, wurde der Titel dieses Buches verändert. Ein Gelehrter nennt dieses Buch: „Die Salzgruben einer Nation, wo das Salz gefunden wird, um die Gesundheit eines Volkes vor politischer Verdorbenheit zu bewahren." Wahrlich kein übler Titel für ein Buch.

Sprüche sind kurze, einzelnstehende und in sich selbst vollständige Sätze, welche man als Gleichnisse oder Anwendungen im alltäglichen Leben gebrauchen kann. Hier sind also die Sprüche eines erfahrenen Beobachters, welcher uns die Frucht seiner Erfahrungen hinterlassen hat, damit wir sie benützen und aus Anderer Schaden Klugheit lernen. Das Buch ist für zwei Classen bestimmt, beide unerfahren; ihnen soll dasselbe von Nutzen sein, nemlich: Guter Rath für Einfältige und Vorsicht für die Jugend. Diese beiden Classen werden finden, daß sie Edelsteine köstlichen Werthes darin haben; aber auch der beste Spruch ist werthlos, wenn derselbe nicht befolgt wird. Die Juden sagen, Salomo habe das Hohelied in seiner Jugend, die Sprüche in reiferen Jahren und den Prediger im Alter geschrieben. Daher das Sprichwort: In der Jugend macht man Lieder, im reiferen Alter Sprüche, und im hohen Alter redet man von der Eitelkeit aller Dinge.

Texterklärung. — V. 1. **Die Sprüche Salomo's.** (Siehe Geschichtliches.) Die Absicht dieser Sprüche ist, dem Menschen zu zeigen, was es eigentlich bedeute, weise zu sein. Daher man Sprichwörter auch gewöhnlich erwählt, um einen vorliegenden Gegenstand in einer scharfsinnigen Sprache zu beleuchten, bekräftigen oder anzuwenden.

V. 2. **Zu lernen Weisheit und Zucht, Verstand.** Also um den Menschen zu einer gründlichen und praktischen Erkenntniß zu bringen. Weisheit hat hier einen doppelten Sinn: erstlich menschliche Klugheit in der Einrichtung des Lebens; dann aber auch die göttliche Weisheit zur Erhaltung der Seele. Zucht mag ebenfalls im zweifachen Sinne aufgefaßt werden: a) Als Erziehung, und b) als die Folgen der Erziehung. Züchtigkeit, die ersten beiden Redensarten, Weisheit und Zucht, kommen hier mit Verstand in Verbindung, und bedeuten wohl einen klaren, hellen oder erleuchteten Verstand, welcher sich in die Umstände und Verhältnisse des Lebens zu schicken weiß. Diese Begriffe soll der Leser aus den Sprüchen herauslernen.

V. 3. **Klugheit, Gerechtigkeit, Recht und Schlecht.** Eine große Stufe der Weisheit besteht darin, daß man einen Rath annehmen, und auch geben kann, dieses nennt man Klugheit. Das Wort bedeutet übrigens auch allerlei Weisheit, praktische und theoretische; so daß man in zeitlichen und geistlichen Dingen Auskunft weiß. Die drei Worte, Gerechtigkeit, Recht und Schlecht, sind nicht geschrieben, um einen feinen Unterschied herzustellen, sondern um des Menschen ganze Pflicht aufzufassen. Der Ausdruck Recht und Schlecht ist veraltet, das neuere Wort dafür ist Billigkeit, und meint: Was dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig, oder: Recht ist Recht, wenn auch die Personen verschieden sind.

V. 4. **Daß die albernen witzig.** Die Einfältigen; Solche, welche leicht von Anderen verführt und hintergangen werden. Witzig, d. h. scharfsinnig, bedacht und klug sein. Dieses steht auch den Christen wohl zu. Das Wort **Jüngling** bedeutet in der hebräischen Sprache einen Säugling, ein Kind, und deßhalb in nächster Instanz einen Menschen, welchem Erfahrung mangelt. **Jünglinge vernünftig und vorsichtig** machen hieße demnach den Unerfahrenen zu unterrichten, damit derselbe nachdenkend, umsichtig und klug werde.

V. 5. **Wer weise ist, der höret zu.** Ein weiser ist nicht eingebildet, als wisse er schon alles; sondern er

ist bereit zu lernen bei jeder Gelegenheit, um an Weisheit zuzunehmen. Hippokrates pflegte zu sagen: Der ist weise, welcher auch noch von Unwissenden etwas lernen kann. Der nur ist eigentlich weise zu nennen, welcher durch seine Weisheit gebessert wird, und Der, welcher verständig ist und sich rathen läßt. Salomo will eigentlich sagen: Auch Derjenige, welcher bereits weise ist, thut wohl, diese Sprüche zu lesen, Zucht und Weisheit zu sammeln aus denselben; denn Niemand ist so weise, daß er nicht noch lernen könnte.

V. 6. **Daß er vernehme die Sprüche.** Dieses bedeutet, in Verbindung mit dem Nachsatz, den Spruch zu hören und die Anwendung zu machen; oder das Räthsel zu vernehmen und dessen Deutung zu lösen. Das Wort **Beispiele** in diesem Vers wird von Manchen als Räthsel, und von noch Anderen als Bild gegeben; im Englischen heißt es „dunkle Sagen." Der Sinn ist ein gänzlich orientalischer, denn es ist selbst heute noch Sitte bei den Morgenländern über Tische Sprüche zu machen und Räthsel aufzugeben. Man kann aber diesen Vers auch so auslegen, daß derselbe auf die Sittenlehre, deren Vortrag und Anwendung Bezug hat; diese Auslegung geben ihm auch manche Erklärer.

V. 7. **Des Herrn Furcht** u. s. w. Gottesfurcht, Anbetung und Dienst ist der Anfang aller wahren Weisheit, und bedingt daher auch die Grenzen der Wissenschaft, insofern dieselbe zur Gotteserkenntniß abzwecken soll. Religion gründet sich auf Gottesfurcht, denn Frömmigkeit besteht nicht in äußeren Geberden, oder in einem angenommenen Ton der Sprache, oder in bloßem angenommenem Wesen; das ist Betrug und Heuchelei. Der siebente Vers ist als Motto für das ganze Buch anzusehen, denn alles andere ist eine Wiederholung oder Anwendung dieses Spruches; denn wer keine Furcht vor seinem Schöpfer zeigt, wird nie für guten Rath dankbar sein, viel weniger solchen befolgen.

V. 8. **Mein Kind.** Salomo macht jetzt eine Anwendung auf seine Schüler, welche er in väterlicher Weise als Kinder betrachtet. Die Ermahnung aber enthält zugleich eine sehr nützliche Lehre: Die Ermahnungen und frommen Lehren der Eltern werden einem folgsamen Kinde stets zum Segen gereichen. Die Ermahnung ist insofern wichtig, weil Kinder, sobald sie herangewachsen sind, nicht mehr gehorchen wollen. Die Stelle kann im Allgemeinen auch auf 5. Mose 4, 9; und Cap. 6, 7 angewendet werden.

V. 9. **Ein schöner Schmuck.** Ein Schmuck von Juwelen, ein Kranz von frischen Blumen ist allezeit als Zierde angesehen worden; aber ein weit herrlicherer Schmuck ist ein folgsames Herz und ein tugendhafter Sinn. Werthvoller als eine goldene Kette um den Hals, ist das kindlich folgsame, und liebenswürdige Herz eines guten Kindes. Dieses zu besitzen ist mehr werthvoll als alles goldene Geschmeide.

V. 10. **Die bösen Buben.** Unter diesem Ausdruck haben wir in erster Instanz nicht Knaben zu verstehen, denn Luther hat in seiner Uebersetzung den Sinn „bübisch, heimtückisch und falsch" dem Sünder zugedacht. Dann aber läßt sich das Ganze vortrefflich auf die Jugend anwenden. Wenn also böse, ungebundene Buben dich locken, dann **folge nicht**; bedenke: besser als deine Eltern dich lieben, kann dich Niemand lieben, darum meide die Gesellschaft der Gottlosen.

V. 11–13. **Wenn sie sagen.** Die Warnung ist hier gegeben in einer Sprache, welche natürlich dem gesellschaftlichen Leben jener Zeit angepaßt ist, und ist wohl geeignet, den Nutzen der Weisheit darzuthun. Hier ist die Verlockung zum Bösen. Diesen Verlockungen sind wir alle ausgesetzt, Niemand ist sicher, denn der Böse hat kein größeres Vergnügen, als wenn er Andere zu sich in den Koth reißen kann.

Die Vertheidigung ist ebenfalls gegeben: **Folge nicht.** Das ist ein Gebot und soll uns zeigen, daß Entschiedenheit unumgänglich nöthig ist, wenn man einem solchen Seelenfeind in die Klauen gefallen ist; ein halbherziges Wesen, ein zweifelhaftes Auftreten thut's da nicht, sondern nur ein entschiedenes „Nein!" Denn ihre Füße gehen nach Raub, und ihr Messer trieft von Blut.

V. 15 u. 16. **Wandle den Weg nicht mit ihnen.** Man lese den ersten Psalm, und dann auch das 4. Capitel, besonders Vers 14; die Ermahnung ist: Reiße dich mit Gewalt los, und habe nichts gemein mit dem Gottlosen und Verderber. Ihre Absicht ist nicht blos, den Unschuldigen zu verlocken, sondern um ihn zu verführen, daß er das gefährliche Wagestück vollführe, und sie den Kopf aus der Schlinge halten. Nur in dem entschiedenen Standpunkt strenger Gerechtigkeitsliebe ist Sicherheit, wer sich muthwillig in Gefahr begibt, kommt darin um. Meide böse Gesellschaft und fliehe solche, welche dich zum Bösen reizen wollen.

Lehre und Anwendung. — Wenige Worte, aber zum Zweck sind gerade was man braucht in der Sonntagschule, in der Betstunde und in Claßversammlungen. Man lerne Sprichwörter, denn ein gutes Sprichwort ist ein spitziger Nagel.

John Bunyan sagte auf seinem Sterbebett: „Lieber laß dein Herz ohne Worte sein, als daß deine Worte ohne Herz seien." An diesen Spruch lassen sich allerlei treffliche Bemerkungen anknüpfen.

Der Mensch, welcher den Freudenkelch der Welt gelernt hat, weiß etwas von der bittern Hefe zu erzählen, welche am Grund derselben liegt.

Handeln ist besser als erzählen. Salomo war treulich gewarnt von seinem Vater, aber handelte nicht darnach. Seine Sünden sind warnende Bilder für uns, und seine Sprüche geben uns die nöthige Erklärung dazu.

Weisheit ist Allen nöthig, Alt und Jung, Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Alle brauchen Unterricht. Weise ist Der, welcher durch Anderer Schaden klug wird.

Furcht ist der Weisheit Anfang, Liebe ist ihre Vollendung.

Die Verführer der Jugend können immer in zwei Claßen getheilt werden, Aeußerliche und innerliche Eine Unzahl böser Gedanken inwendig und unzählbare böse Menschen um uns her in der Welt.

Eines der größten Geheimnisse in dieser Welt, und eines, welches Jedermann lernen sollte, ist: Zur rechten Zeit und zur rechten Person Nein zu sagen.

Wer sich geflissentlich und vorsätzlich in böse Gesellschaft begibt, der kann dem Versucher nicht widerstehen. Es ist leichter aus dem Strom zu bleiben, als ihn zu stemmen, wenn man einmal drinnen ist.

Illustrationen. — Manche Leute kommen dem Satan halbwegs entgegen, deßhalb können sie ihm auch nicht widerstehen in seinen Anläufen.

Als vor zweihundert Jahren die Stadt London fast ganz niederbrannte, war eine Zeit, da ein Krug voll Wasser das Feuer hätte löschen können.

„Wenn ich einem Fischer zuschaue, wie er seine Angel mit einem Köder versieht, dann denke ich immer an die Bosheit des Satans, wie er seine Angeln mit den scheinbaren Genüssen der Welt versieht, und dann arme Seelen fängt."

Zeit für Wachsamkeit. Die Indianer machen ihre Angriffe gewöhnlich zwischen drei und vier Uhr Morgens, wenn die Leute im tiefsten Schlaf liegen. Das ist die Zeit, gegen Indianer zu wachen. Es ist von keinem Nutzen, um 10 Uhr Morgens zu wachen, dann kommen sie nicht.

Vergnügen. Tanzen soll ein unschuldiges Vergnügen sein? Eine privilegirte Narrheit ist es! Wer sich davon überzeugen will, der halte sich einmal die Ohren zu und urtheile allein mit den Augen. (Gotthold.)

Ph. J. Spener wurde einst mit anderen jungen Leuten zu einer Gesellschaft eingeladen. Man forderte ihn auf, zu tanzen, aber er wollte nicht. Allein man redete ihm so lange zu, bis er es that. Während dem Tanz überfiel ihn eine solche Angst, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als mitten aus dem Tanze zu laufen, um in einem Winkel seine Gewissensqual durch Thränen zu erleichtern. Der Gedanke an diese Erfahrung blieb ihm durchs ganze Leben, und kurz vor seinem Tode redete er noch davon. O, für ein zartes Gewissen.

Wandtafelerklärung.—Salomo hat weise Sprüche gemacht, und wer dieselben befolgt, der hat großen Lohn. Zwei Wege öffnen sich jedem Jüngling und jeder Jungfrau, aber nur einer führt zum Glück; es ist der Weg der Zucht, der Weisheit und der Furcht des Herrn. Auf der andern Seite ist Verlockung, Eitelkeit und Sünde, aber das Ende ist Tod und Verderben. An diesem Scheidepunkt steht die Jugend; sie muß nun entscheiden, und von dieser Entscheidung hängt ihr zeitliches und ewiges Heil ab. O, höret die weisen Worte Salomo's.

Die göttliche Weisheit.

9. Lection: Sprüche 8, 1–17. — Sonntag den 30. Nov. 1884.

1. Ruft nicht die Weisheit, und die Klugheit läßt sich hören?

2. Oeffentlich am Wege, und an der Straße stehet sie.

3. An den Thoren bei der Stadt, da man zur Thür eingehet, schreiet sie:

4. O ihr Männer, ich schreie zu euch, und rufe den Leuten.

5. Merket, ihr Albernen, den Witz; und ihr Thoren, nehmet es zu Herzen.

6. Höret, denn ich will reden, was fürstlich ist, und lehren, was recht ist.

7. Denn mein Mund soll die Wahrheit reden, und meine Lippen sollen hassen, das gottlos ist.

8. Alle Reden meines Mundes sind gerecht; es ist nichts Verkehrtes noch Falsches darinnen.

9. Sie sind alle gleichaus denen, die sie vernehmen, und richtig denen, die es annehmen wollen.

10. Nehmet an meine Zucht lieber, denn Silber, und die Lehre achtet höher, denn köstliches Gold.

11. Denn Weisheit ist besser denn Perlen; und alles, was man wünschen mag, kann ihr nicht gleichen.

12. Ich Weisheit wohne bei dem Witz, und ich weiß guten Rath zu geben.

13. Die Furcht des Herrn hasset das Arge, die Hoffart, den Hochmuth, und bösen Weg; und bin feind dem verkehrten Munde.

14. Mein ist beides Rath und That; ich habe Verstand und Macht.

15. Durch mich regieren die Könige, und die Rathsherren setzen das Recht.

16. Durch mich herrschen die Fürsten, und alle Regenten auf Erden.

17. Ich liebe, die mich lieben; und die mich frühe suchen, finden mich.

Haupttext: Ich liebe, die mich lieben; und die mich frühe suchen, finden mich. — Sprüche 8, 17.

Einleitung. — (Für Geschichtliches siehe vorige Lection.) Der ganze Verlauf der in dieser Lection geführten Rede ist das Bild einer echt orientalischen Einbildungskraft und ist ein Gegenstück zu dem im 7. Cap. erscheinenden. Weisheit, der sicherste Leitstern des Menschen, beansprucht die Huldigung und ganze Aufmerksamkeit des Menschen. Weisheit, die Lehrerin vom Himmel, Christus, bietet den Menschen Christum an. Die Weisheit wird als eine Person vorgestellt, und als solche redet sie die Menschen an und bietet ihnen den Dienst an, um sie glücklich zu machen. Sie begegnet den Menschen auf allen öffentlichen Plätzen, und bei jeder Gelegenheit ersucht sie dieselben, mit ihr zu gehen und in ihren Palästen zu wohnen, mit ihr zu speisen und sich beglücken zu lassen. Wir thun wohl, ihrer Stimme Gehör zu schenken und ihren Rath zu befolgen. Im Vorigen hat der weise Mann die Thorheit und Gefahr eines Lebens der Lüste und Leidenschaften gezeigt, wodurch viele verleitet werden, jetzt zeigt er ihnen den besseren Weg, nemlich den Weg der Weisheit und des Rathes, wodurch ein Mensch für Welt und Ewigkeit geschickt gemacht wird. Das ganze Capitel kann zweifach erklärt werden, nemlich: 1. Man kann es im Sinne von der Gottheit des Welterlösers erklären; er ist es, welcher hier redet. 2. Man kann es auf die Weisheit, wie man dieselbe im Leben nöthig hat, erklären. Es liegt jedem Lehrer offen, die eine oder die andere; oder auch beide Richtungen im Augenmerk zu halten.

Texterklärung.—V. 1. **Rufet nicht die Weisheit.** 1. Die göttliche Weisheit ruft, ob man nun die Eigenschaft Gottes Allweisheit annimmt, oder die Weisheit in Christo Jesu, wie sie sich in ihm offenbart; sie ruft, indem sie geoffenbart ist. 2. Die erschaffene oder menschliche Weisheit bietet sich allen Menschen an, denn das alltägliche Leben zeigt, wie nothwendig man Weisheit bedarf, um klug handeln zu können. Sie ruft, darum kann auch Niemand Unwissenheit als Vorwand einwenden, als wäre er nicht gewarnt worden. Die Weisheit unterweist den Menschen mit deutlich vernehmbarer Stimme. Gott ruft allen Menschen, damit sie auf dem Wege der Gottesfurcht wandeln mögen. Die Stimme wird gehört.

V. 2. **Oeffentlich am Wege.** Es werden hier verschiedene Lokalitäten namhaft gemacht, wo die Weisheit ihre Lehren ertheilt. Nicht in Winkeln und in Finsterniß, sondern wo Menschen zusammenkommen. **An der Straße,** d. h. wo man ihrer bedarf, wo sie nützlich sein kann, und wo Menschen ihre Dienste am nöthigsten haben.

V. 3. **An den Thoren bei der Stadt.** Da saßen im Morgenland die Richter, da kam das Volk zusammen und wurde Gericht gehalten, und nirgends spielt Weisheit eine größere Rolle, als im Gericht; aber auch der Markt wurde gewöhnlich beim Thore der Stadt gehalten und da gab es Gelegenheit, die Menschen anzusprechen und der Weisheit das Wort zu reden.—Jesus lehrte auf den Märkten, bei den Thoren, und wo immer sich Menschen sammelten, überall bot er ihnen die Weisheit des Himmels an.

V. 4. **O ihr Männer—rufe den Leuten.** Dieses kann auch gelesen werden, als Menschen und Menschenkinder; es bedeutet Alle: Niemand ist ausgeschlossen. Der Ruf gilt nicht blos dem Samen Abraham's, sondern allen Nachkommen Adam's. Ob Standespersonen oder alltägliche Menschen, vornehm oder gering, der Unterricht der Weisheit geht Alle an. — Jesus ist uns gemacht zur Weisheit und zur Heiligung; die Bibel bietet ihn so an. Die Weltgeschichte erzählt von der Weisheit Gottes, denn sie berichtet seine Thaten. Das Gewissen der Menschen gibt Zeugniß gegen Alle, welche der Weisheit keine Aufmerksamkeit schenken.

V. 5. **Merket, ihr Albernen.** Darunter sind zuerst die Unerfahrenen verstanden, dann aber auch die Verstockten und Hartnäckigen. Der Fehler solcher Leute ist, daß sie zu leichtgläubig sind und sich durch Thorheiten verlocken lassen; leider auch, daß Manche ganz ihren Lüsten leben und nach Gott nicht fragen.

V. 6. **Höret, denn ich will reden.** Neunmal redet die Weisheit den Menschen mit dieser Anrede an in diesem Buche. Fürstliche Dinge sind solche, welche werth sind, daß Fürsten darauf achten. Dinge, welche über gewöhnliche Reden so hoch erhaben sind, als Fürsten über gewöhnliche Leute erhaben sind. Wer auf solche Dinge nicht achtet, der verachtet sein eigenes Heil und ist gewiß ein Thor.—Wer Jesu Rede hört und thut, ist einem klugen Baumeister verglichen.

V. 7. **Mein Mund soll die Wahrheit reden.** Die Weisheit redet nicht voreilig noch unbedacht, daher betrügt sie auch nicht; sie redet nicht ohne Prüfung, darum redet sie Wahrheit. Falschheit und Betrug ist ihr verhaßt, daher sie auch nur mit Wahrheit umgeht. Diese Worte sind aber auch ein Zeugniß der vollkommenen Unschuld und Aufrichtigkeit der wahren Weisheit. Sie beschreibt sich hier als die vollkommenste Heiligkeit, und das soll zeigen, wie werthvoll ihr Unterricht ist.—Ist nicht die Weisheit Gottes noch höher, denn alle menschliche Weisheit? Daher lassen sich diese Worte besonders auf die Weisheit in Christo Jesu geoffenbart anwenden.

V. 8. **Alle Reden meines Mundes sind gerecht.** Eine Rede, welche mit der Richtschnur der Gerechtigkeit abgemessen ist, dient zur Besserung der Zuhörer, denn sie schneidet keine Vorrechte ab, und thut der Freiheit keinen Eintrag; sie enthält keine Sophisterei, noch blos individuelle Ansicht. Gerechtigkeit ist ihre Richtschnur und Billigkeit ihr Gesetz; denn sie ist der Falschheit und dem Laster feind.

V. 9. **Sie sind alle gleichaus.** Darunter ist zu verstehen, daß die Worte der Weisheit leicht zu verstehen sind, und daß sie nie einen Unterschied machen zwischen den Zuhörern. Die Weisheit ist gerecht, und weil sie gerecht ist, gilt kein Ansehen der Person. — Auch mit Bezugnahme auf das Wort Gottes ist dieses wahr; dasselbe ist leicht zu verstehen, wenn man anstatt den menschlichen Verstand als Leuchte aufzustellen, Demuth und beständiges Gebet zum Lichte hat. **Und richtig,** d. h. es ist nichts Verdrehtes darin, sondern lauter schnurgerade Wahrheit.

V. 10. **Nehmet an meine Zucht lieber,** d. h. lieber als ihr Silber oder Gold empfanget, soll euch die Lehre der Weisheit sein, denn sie ist mehr werth. Salomo will also auch andeuten, daß solche Menschen, welche Silber und Gold lieber haben als Weisheit, nicht weise sind; vielmehr, daß die Reichthümer dieser Welt der wahren Weisheit ein Hinderniß sind.

V. 11. **Weisheit ist besser.** Man lese Hiob 28, 15; Ps. 19, 11; Spr. 3, 15 und 16, 16.

V. 12. **Ich wohne bei dem Witz.** Die englische Uebersetzung sagt: Bei der Vorsicht; eine andere deutsche Uebersetzung hat anstatt Witz das Wort Scharfsicht oder Scharfsinnigkeit. Man sieht also leicht, wie das Wort Witz hier zu erklären ist. Salomo sagt hier Weisheit, aber er deutet an, daß er Gottesfurcht, Frömmigkeit, Scharfsinnigkeit darunter versteht. Sagen wir also hier, wie der Apostel 1. Tim. 6, 6: Gottseligkeit ist ein großer Gewinn, denn sie besitzt himmlische Weisheit. — Der Vers läßt sich auch sehr schön auf den Sohn Gottes anführen, denn das Ganze ist auch von ihm wahr, und trifft vollkommen zu.

V. 13. **Die Furcht des Herrn hasset das Arge.** Nun aber ist eben diese Furcht des Herrn der Anfang der Weisheit. Wer das Böse nicht hasset, der Fürchtet auch Gott nicht. Wo Weisheit ist, da hasset man das Böse, da ist man der Hoffart und allem verkehrten Wesen feind, denn Gott haßt sie ja auch.

V. 14. **Mein ist beides, Rath und That.** Das bedeutet: Die Weisheit ist in allen Fällen die sicherste Rathgeberin, ihr Rath ist untrüglich, denn sie zeigt durch die That, daß sie nicht täuscht. Der Spruch zeigt übrigens auch das Feld, wo sich Weisheit am ersten hervorthut, oder zeigt, nemlich in Worten und Thaten.

V. 15.—17. **Durch mich.**—Hier ist angedeutet, daß ohne Weisheit kein König gerecht regieren kann; keiner sitzt fest auf seinem Thron; weder Räthe, noch Armeen können ihn schützen, wenn nicht Weisheit mit im Rathe ist. Obschon die despotischen Fürsten „von Gottes Gnaden" schreiben, ist doch Weisheit unumgänzlich nothwendig, um ein Land wohl zu regieren. Im letzten, dem 17. Vers gibt sie noch die Versicherung, daß kein Mensch sie umsonst suchen soll, sondern, daß sie sich finden lassen will von Allen, die ernstlich suchen. Wie die Liebhaber der Gelehrsamkeit frühe aufstehen und lange über den Büchern sitzen, so soll man Weisheit suchen. So soll man Christum suchen, denn er ist uns gemacht zur Weisheit.

Lehre und Anwendung.—Wahre Weisheit beginnt mit der Furcht Gottes, und zeigt dadurch an, daß sie sittlich und religiös ist.

Weisheit ist diejenige Verstandskraft, welche immer das beste Mittel zur Erreichung des besten Zweckes zu wählen weiß.

Die Quelle aller Weisheit ist Christus. Wer ihn von ganzen Herzen liebt und ihm aus allen Kräften dient, der hat wahre Weisheit für diese, und die zukünftige Welt.

Die Weisheit ladet uns ein, im Worte Gottes; durch das Gewissen, durch die Vorsehung, durch den heiligen Geist, durch Freunde der Weisheit und auch durch unsere Ueberzeugung von unserem eigenen Bedürfniß.

Die Weisheit, ruft dem Studenten in der Schule und ladet den Knaben hinterm Pflug ein, denn sie will sich allen nützlich machen.

Wenn du die Wahl hast, wähle eine gute Ausbildung vor den Reichthümern dieser Welt.

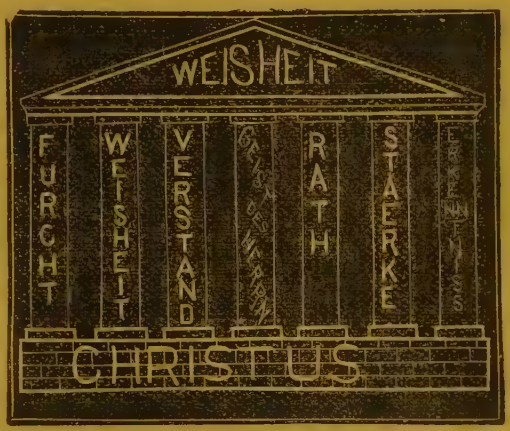
Was immer die Weisheit der Welt auch in sich fassen mag, ist sie doch immer nur ein Schatten gegen himmlische Weisheit.

Illustrationen.—Ich habe einen Betrunkenen gesehen, welcher fest und steif behauptete, er sei nüchtern; so gibt es Menschen, die behaupten, sie seien weise, da sie doch noch nicht einmal der Weisheit Anfang kennen.

Weisheit und Bescheidenheit.—Ein Rabbi mit wenig Weisheit und noch weniger Bescheidenheit, wollte einst der Führer einer Tischgesellschaft sein; weßhalb Jemand einen andern Rabbi fragte, ob er nicht den schwätzenden Rabbi für sehr weise halte. Die Antwort war: „Er mag gelehrt sein, aber noch nie habe ich wahre Weisheit solchen Lärm machen hören."

Eine Maus, welche ihr ganzes Leben in einer alten Kiste zubrachte, gelangte eines Tages auf den Rand der Kiste und blickte um sich, dann erzählte sie den Ihrigen, sogleich als sie wieder in ihr Nest kam, wie groß die Welt sei. Der erste Schritt wahrer Weisheit lehrt uns, wie wenig wir eigentlich wissen.

Weisheit ist demüthig.—Ein junger Mann wurde von seinen Eltern ins Collegium geschickt; als er nach dem ersten Termin heim kam, fragte ihn der Vater: „Nun, mein Sohn, weißt du denn jetzt mehr als vor einem Jahr?" „Nein, Vater," war die Antwort, „vor einem Jahr glaubte ich, ich wüßte Alles, jetzt weiß ich blos, daß ich eigentlich gar nichts weiß." „Das ist brav, mein Junge, ich sehe du machst Fortschritte, fahre nur so fort, dann wirst du weise," antwortete der Vater.



Wandtafelerklärung.—Das Bild stellt uns den Tempel der Weisheit vor mit seinen sieben Säulen, wie Jes. 11, 2 dieselben beschreibt. Weisheit ist besser denn Thorheit, aber in den Augen Gottes wird Menschenweisheit als Thorheit geachtet, darum haben wir den Tempel der Weisheit, Christum, zum Fundament gelegt, denn er ist ja aller wahren Weisheit Quelle, und in seiner Hand leitet er den Gang der Welten. Der Tempel der Weisheit ist offen, wer will, kann kommen und Weisheit finden, denn ihr Schatz ist unbeschreiblich reich.

Mit unsern Lesern.

F. W., Mich. Wollen die Editoren die Güte haben und einen Streit für uns entscheiden, indem sie uns sagen, wie viele Zahlen es erfordert, um eine Billion zu schreiben? Ich behaupte neun, mein Freund aber behauptet zwölf; welcher ist recht?

Das kommt darauf an, nach welchem System gerechnet wird; nach der französischen Methode, welche für den europäischen Continent gilt, und auch in den Vereinigten Staaten anerkannt ist, zählt eine Billion Tausend Millionen, 1,000,000,000. Die Engländer gebrauchen jedoch das nemliche Wort Billion, um eine Million Millionen auszusprechen, und schreiben es deßhalb 1,000,000,000,000. Diese Doppelsysteme geben zu mancherlei kleiner Streitigkeiten Veranlassung, und man kann nicht entscheiden wer richtig ist, bis man weiß, welches System maßgebend ist. Wir würden jedoch unseren Freunden rathen, keine Note zu unterschreiben, wo es sich um Billionen handelt, bis der Rechnungsfuß deutlich in der Note angegeben ist, denn drei Nullen (000) am rechten Platz haben mehr Werth, als man denkt.

W. Z., Iowa. Muß ein Testament von einem Advokaten oder Friedensrichter geschrieben sein, wenn es gesetzlich sein soll? Aufklärung wird dankend erwartet.

Nein, ein Testament braucht weder von einem Advoten, noch von einer sonstigen Gesetzesperson geschrieben sein; auch ist es nicht nothwendig, daß man den vielen Firlefanz von gesetzlichen Phrasen und Formen darin hat. Alles was nöthig ist und sein muß, kann man in wenigen Worten bezeichnen: 1. Es muß deutlich sagen, was man will; so deutlich, daß keine Maus einen Faden daran abbeißen kann; 2. es muß nichts Unrechtes — nichts Ungesetzliches enthalten, denn sonst kann man es umstoßen; 3. es sollte von zwei Zeugen unterschrieben sein, welche nach dem Tode des Schreibers beweisen können, daß es sein Testament ist, und daß er nach ihrem Verstand zu urtheilen bei vollem Verständniß war, als er das Testament schrieb. Wir wissen von einem Falle, da ein Mann sein ganzes Vermögen seiner Frau vermachte; das Testament enthielt nur zwölf Worte, ohne den Namen, und war auf den Rücken eines alten Briefcouverts geschrieben mit Bleistift. Das Gericht hat das Testament bestätigt. Wir würden jedoch in den meisten Fällen anrathen, einen sachkundigen Mann mit dem Geschäft zu beauftragen.

A. M., Pa. Wie groß sind die amerikanischen Seen?

Fast irgend eine Georaphie hätte da auch antworten können. Superior ist 380 Meilen lang und 120 breit; Michigan ist 330 Meilen lang und 60 breit; Erie ist 270 bei 50, und Ontario 180 bei 40; während Huron 250 Meilen lang und 190 Meilen breit ist.

Bis unsere Leser diese Nummer zu Gesicht bekommen, ist es hohe Zeit, daß der Feldzug für den neuen Jahrgang (1885) des Magazins beginne. Und da sollen nicht blos die regelmäßigen Agenten, die Prediger der Ev. Gemeinschaft, am Kampfe Theil nehmen, sondern kurzweg alle Leser. Wir möchten gerne eine große Anzahl neuer Unterschreiber haben. Je mehr, je lieber, aber 2000 zum allerwenigsten. Ich sehe eben in unserem neuen Kalender, daß dort nicht weniger als 994 Reiseprediger verzeichnet stehen. Den Fall gesetzt nun, jeder dieser lieben Gottesmänner sammle nur zwei neue Unterschreiber, so hätten wir schon ganz nahe die gewünschte Zahl. Und das ist doch eine kleine Kleinigkeit — zwei neue Unterschreiber fürs Magazin zu kapern. Stellenweis kann man vielleicht zehn, zwanzig und noch mehr bekommen. Doch kurzen Prozeß: Brüder, thut euer Allerbestes für diese beliebte Monatsschrift. Sie gehört euer, sie gehört der Kirche, sie ist euer Mitarbeiter in euren Gemeinden. Zu vermerken wäre noch, daß wer sich den 1885er Jahrgang bestellt, der bekommt die November- und Decemberhefte (1884) umsonst. Gewiß auch eine schöne Offerte. Erwähnt derselben bei euern Besuchsrunden, und laßt die neuen Unterschreiber kommen, na — wie? — Wie die Tauben zu ihren Fenstern.

Besonders möchten mir hier auch noch die Aufmerksamkeit unserer Gönner auf ihre lieben Freunde im alten Vaterlande lenken, denn das Magazin schafft Segen, wo es hinkommt. Wir geben hier einen Auszug aus einem Privatbrief, welcher uns vorliegt: „Lieber Vetter! Sie glauben gar nicht, welche Freude uns das durch Sie übermittelte Magazin macht; wenn wir es gelesen haben, dann holt es der Herr Lehrer, und nach ihm geht's noch von Haus zu Haus. Die Geschichten sind so christlich, und der Geist des Ganzen ist so religiös, daß man recht froh fühlt, es gelesen zu haben. Vergelt es Gott tausendmal, daß Sie uns das Magazin schicken lassen." Wie viel Gutes könnte gestiftet werden auf diese Weise! Wir hoffen, unsere Freunde merken sich dieses und senden das Magazin an ihre Verwandten in Deutschland, es missionirt daselbst und schafft viel Gutts. Preis $1.49.

J. R., Mich. Was zu thun sei, wenn beide, der Superintendent und der Gehülfssuperintendent auf ihre Beamtungen resigniren? Ei, da ist selbstverständlich eine neue Wahl zu halten, und der Prediger sollte dieselbe anordnen. Man kann doch eine Sonntagschule nicht ohne Aufseher lassen! Das ist so klar, wie die Sonne am Mittag. Weder unsere Kirchenordnung, noch gesunder „Verstehstdumich" sagen anders.

Die Mendota-Distrikt Sonntagschul-Convention äußerte folgenden Wunsch:

„Indem es unsere Meinung als Convention ist, daß die S.-Schulschüler sich auch am Predigtgottesdienst betheiligen sollten, und wir alles thun wollen, um sie in demselben zu halten und zu interessiren; daher beschlossen, daß wir die Verleger unserer Sonntagschul-Literatur ersuchen, eine Einrichtung zu treffen auf dem Lectionsblatt, daß die Schüler den Text der Predigt und die Hauptpunkte notiren können."

Schon früher haben Brüder aus Canada den Wunsch geäußert, das Lectionsheft so einzurichten, daß man bequem Notizen machen könne. Nun, gut wäre das schon, aber wir sehen augenblicklich keinen Weg, dem Wunsche willfahren zu können. Der Raum ist schon ohnehin für uns zu knapp bemessen. Gern würden wir zuweilen noch dies und das sagen, aber wenn „der Sack voll ist, muß man ihn zubinden." Laßt die l. Sonntagschüler sich mit kleinen Notizbüchlein (man kann welche für 5 Cents bekommen) versehen und dort das Nöthige einschreiben. Das beste Notizbüchlein ist indessen Herz und Gedächtniß. Dahinein schreibe man die Predigt!

J. B., Cl., O. Im Augustheft des Magazins finde ich das Wort Pathos, dessen Sinn ich nicht verstehen kann. Ist es ein deutsches Wort, und was bedeutet es?

Pathos ist ein eingebürgertes deutsches Wort und drückt den Sinn des Erhabenen aus, wie derselbe sich im affectvollen Kampf der Seelenstärke in schwerem Leiden kund gibt. Von Pathos wird pathetisch abgeleitet, erregend, ergreifend, in steigernder Größe gerührt; gefühlvoll erregt. Als David den Tod Absalom's erfuhr, und die damit zusammenhängende Geschichte überdachte, da kämpfte er einen mächtigen Seelenkampf, welcher damit endete, daß David in vollem Pathos, gefühlvoll erregt ausrief: O, Absalom, mein Sohn, mein Sohn! u. s. f.

G. B., N. Y. War es recht für David, mit Hiram, dem König von Tyrus, einen Freundschaftsbund zu machen, und für Salomo, denselben aufzuhalten, da doch Gott solche Vermischung und Freundschaft mit heidnischen Völkern strafte?

Wir schließen der Frage nach, daß unser Fragesteller durch die Lectionen des vierten Quartals auf diesen Punkt aufmerksam gemacht wurde, welches jedenfalls einen forschenden Geist bekundet. Die Schrift zeigt nirgends einen Schatten von Gottes Mißfallen wegen dieser Freundschaft; sie gibt vielmehr zu verstehen, daß Hiram gar nicht zu jenen heidnischen Völkern gehörte, welche Israel ausrotten sollte, denn Hiram's Name steht nirginds auf der Liste: Es ist bekannt, daß Hiram die besten Künstler, Werkmeister, und auch das beste Holz zum Tempelbau lieferte; er war jedenfalls eine Ausnahme von den übrigen Völkern, sonst hätte Gott auch in diesem Falle gewehrt.

Br. P., Penna. Wie viele atlantische, oder unterseeische Kabel gibt es?

Atlantische, d. h. solche, welche Europa mit Amerika verbinden, sind es ihrer sieben, und noch einer am Werden. Unterseeische Kabel, kurz und lang, alle zusammen etwa 160, welche Actien-Gesellschaften angehören, und an 420 Regierungskabel. Der längste Draht unter Wasser ist der transatlantische, von Frankreich nach Amerika; derselbe ist 2585 Seemeilen lang. Der neuste Plan ist der im Werden begriffene Draht, von New York nach den Azoren, und von dort in zwei Linien; eine nach Frankreich, England und Holland; die andere nach Fayal, San Miguel und Lissabon. Dieser Draht würde dann 7300 Seemeilen lang sein.

Hinterstübchen.

Ein Religionsspötter bemühte sich lange in einer Gesellschaft, einen anwesenden Prediger zu incommodiren; allein vergeblich, denn der Prediger schien gar keine Notiz von dem Spötter zu nehmen. Endlich wandte sich Letzterer mit den Worten an den Prediger:

„Nicht wahr, Sie, geistlicher Herr, das Merkwürdigste in der Bibel berichtete, ist doch, daß der Prophet Elia's auf einem feurigen Wagen gen Himmel fuhr, ohne sich die Kleider zu verbrennen?"

„Durchaus nicht!" erwiderte ganz ruhig der Prediger.

„Nicht! Nun, was wissen Sie denn Merkwürdigeres?" fragte der Spötter.

„Das Merkwürdigste bis auf den heutigen Tag ist und bleibt unstreitig die Thatsache, daß Bileam's Esel redete, ohne gefragt zu werden."

Von König Friedrich Wilhelm IV. erzählt man sich folgende hübsche Anecdote: Als der König in schlichtem Civilüberrocke in früher Morgenstunde unweit Sanssouci spazieren ging, bemerkte er von ferne eine Frau, welche auf den vor ihren Milchwagen gespannten Esel eifrig losschlug. Er ging näher und fragte nach der Ursache ihrer Heftigkeit. Mit Thränen in den Augen antwortete die Frau: „Ach Gott, ich hab' so große Eile und nun will der dumme Esel nicht fort. Bin ich nicht zur rechten Zeit in Potsdam, so verliere ich alle Kunden. Ich kenne aber seine Mucken schon. Wenn ich nur Jemanden hätte, der den Esel von vorn bei den Ohren faßt und ich prügle von hinten auf ihn—dann geht er schon." Der König faßte ganz ernsthaft den Esel bei den Ohren, die Frau half nach, der Esel kam in Trab und die vergnügte Besitzerin desselben dankte dem unbekannten Helfer freundlichst. Zu Hause erzählte der König seiner Gemahlin von seiner Dienstleistung. Die hohe Frau schien sein Verfahren nicht zu billigen, und äußerte:

„Als Kronprinz, lieber Fritz, ging das wohl; aber als König—"

„Liebes Kind," unterbrach sie lächelnd der Monarch, „mein seliger Vater hat manchem Esel fortgeholfen."

„Weißt du, Florian," sagte der Tischlermeister zu seinem Gesellen, „mit dir bin ich sehr unzufrieden. Du bist ja die Trägheit selbst." —„Ach! Meister," meint Florian, „nichts kann ich Ihnen recht machen; ich wollte, ich wäre todt." —„Ja, das glaub' ich dir," versetzte nun der Meister, „das könnte dir wohl passen! In 'nem bequemen Sarge liegen und zeitleben Nichts thun!"

Hufeland, der berühmte Arzt, soll einmal gesagt haben: „Schlimm ist's, daß die Menschen husten müssen, wenn ihnen etwas Unrechtes in die Kehle kommt; müßten sie aber auch dann husten, wenn ihnen etwas Unrechtes aus der Kehle kommt, so wäre des Keuchens gar kein Ende."

Immer die gleiche Ausrede. — Lehrer: Ich habe Ihnen doch gesagt, daß Sie sich nicht zu dem offenen Fenster hinauslegen sollen; wenn schließlich Einer hinunterfällt, will es wieder Niemand gewesen sein.

Der zufriedene Greis. — In N. lebte ein hundertundfünfzigjähriger Mann, der noch recht rüstig war. Als eines Tages ein Bekannter ihn ansprach und lächelnd fragte: „Na, wie geht's, Alterchen?" antwortete er: „Nun, es geht ja noch; aber das sehe ich ein: das erste Hundert Jahre ist doch das beste."

Feierlicher Anfang. — In einem Wochenblatte war kürzlich zu lesen: „Mit dem Eintritt der Herren Preisrichter nimmt die Viehausstellung ihren Anfang."

Eine Gewissensfrage. — Dame: ist es Sünde, Herr Sanitätsrath, daß ich Vergnügen daran finde, wenn die Herren mir erzählen, daß ich schön bin?

Sanitätsrath: Es ist immer Sünde, Vergnügen an der Unwahreit zu finden.

Die öffentliche Meinung in Deutschland beschäftigt sich gegenwärtig mit

Börsensteuer,
Innungen,
Sozialreform,
Militäretat,
Antisemitismus,
Reichstagswahlen,
Choleranachrichten,
Kolonialpolitik.

Ein angesehener Richter in Toledo hatte einst Gesellschaft, und da wollte der vierjährige Sohn mit Gewalt am Gesellschaftstisch speisen. Endlich sagte sein Vater: „Geh', Kleiner, dein Bart ist noch nicht lange genug gewachsen, an diesem Tisch zu essen." Das machte den Jungen gedankenvoll, und er ging langsam weg, am Tisch im nächsten Zimmer zu speisen; während er aß, kam die alte Hauskatze und wollte mithalten; da sagte der Junge, laut genug, um am andern Tisch gehört zu werden: „Geh' weg, du, dein Bart ist lang genug für den Tisch im anderen Zimmer."

Es ist kaum nöthig zu sagen, daß im anderen Zimmer eine Art „Explosion" stattfand.

Zwei gute Nachbarn wollten sich einmal einen capitalen Spaß mit einem nichtallgemein beliebten Arzt machen, um Schabernack zu spielen. Als einer derselben eine Gans hatte mit gebrochenem Flügel, sandte er nach dem Arzt. Dieser kam, setzte den Knochen, traf einige Verordnungen bezüglich der Diät, schüttelte den Kopf bedenklich und versprach, den folgenden Tag wieder zu kommen. So besuchte er seinen Patienten eine Woche lang täglich, ohne irgend welchen Spaß zu sehen.

Nach einem Monat sandte er seine Rechnung: 12 Besuche @ $1.50, und eine Knochensetzung $10; zusammen $28. Der Spaßmacher ließ es drauf ankommen; aber das Gericht sprach dem Arzt seine volle Rechnung zu.

Jetzt sah dieser den Spaß und lachte sich beide Fäuste voll.

Humoristische Definitionen verschiedener Wissenschaften.—Die Mathematik ist diejenige Wissenschaft, in welcher man Einem ein X für ein U vormachen darf. Die Chemie ist diejenige Wissenschaft, die es liebt, den Zuhörern einen blauen Dunst zu zeigen. Die Perspektive ist diejenige Wissenschaft, in welcher schiefe Ansichten gerechtfertigt sind. Die Astronomie ist diejenige Wissenschaft, in welcher sich die Sterngucker die Augen verderben, die Blinden aber mit Hülfe der Mathematik die unsichtbaren Sterne entdecken können. Das Sublimste in der Physik ist der unsichtbare Platindraht, den man nur mit dem Mikroskop beaugenscheinigen kann. Die Mechanik ist diejenige Wissenschaft, welche sich deßhalb vergeblich abmüht, das Perpetuum mobile zu erfinden, weil doch kein Mechaniker das Schießpulver erfunden hat.

Nur bis zu seinem Munde. — Ein Mann hatte eine Wunde auf seiner Stirn, und es wurde ihm gesagt, sie mit Schnapps zu reiben. Einige Tage darnach, als man ihn fragte, ob er so gethan, antwortete er:

„Ich probirte einige Mal, konnte aber das Glas nicht weiter als bis an den Mund bringen."

Englische Geduld.—Ein Engländer fährt von Paris nach Bordeaux auf dem Außenplatz der Diligence und plagt den Kutscher mit Fragen nach Diesem und Jenem. Beim Anblick einer Heerde Truthühner fragt er, wie man die Thiere nenne. Der Kutscher, dem die Geduld reißt, sagt: „Engländer." Auf der übrigen Fahrt fragt der Engländer nicht mehr. Als sie nach Bordeaux einfahren, bemerkt er eine Heerde Schweine. „Wissen Sie," ruft er triumphirend, „wie man das in England nennt? Man nennt das Kutscher."

Folgende Parabel wird im Morgenlande erzählt: In einer Wüste lebte ein frommer Einsiedler, mit nichts beschäftigt, als mit Kasteien und Beten. Eines Tages begegnete er einem Wanderer, dessen düstere Miene und hastiger Schritt ihn erschreckt. Er redet ihn an und fragt, wohin er so eilig wolle.

„Ich bin der Würgengel Cholera," erhält er zur Antwort, „und ausgesandt, die Stadt in deiner Nachbarschaft heimzusuchen."

Der fromme Mann fleht um Gnade für die armen Opfer und erhält schließlich das Versprechen, daß die schreckliche Pest sich mit tausend Menschen begnügen will.

Einige Tage später hört er, daß in der Stadt 10,000 Einwohner gestorben sind. Bald darauf begegnet er dem verderblichen Wanderer wieder und hält ihm seinen Wortbruch vor.

„Ich habe mein Wort gehalten," erwiderte der Vertilger, „und nur 1000 getödtet, die andern 9000 hat die Furcht dahin gerafft."

Ein Reinfall. — „Was für Haare hatten die alten Germanen?"

„Blonde!"

„Nein—graue!"

Beim Hutmacher. — Nun, wenn Sie Ihr Hut so drückt, so machen wir ihn um einen Gedanken weiter!

Machen Sie ihn lieber um zwei weiter, er drückt mich ziemlich stark!

Das harte B. — Ein gewisser Peters ließ sein Haus renoviren und befahl dem Maurermeister, der es aufputzen mußte, daß er über dem Hausthor ein großes P., den Anfangsbuchstaben seines Zunamens, in Gyps erhaben anbringen möchte. Als er die eben vollendete Arbeit betrachtete, sah er zu seinem Erstaunen statt des P. ein B.

„Aber sagen Sie mir," fragte er den Maurerpolier, einen biederen Sachsen, „was haben Sie da gemacht? Da steht ja ein weiches B.!"

„Das thut nichts!" erhielt er zur Antwort, „in ein paar Stunden ist es hart."

„Ihr habt eine weite Aussicht von diesen Bergen," sagte ein Engländer zu einem Schäfer in einer abgelegenen Gegend von Aberdeenshire.

„Das ist wahr!" antwortete der Angeredete.

„Ihr könnt Amerika von hier aus sehen," fuhr der Reisende fort.

„O noch viel weiter!" entgegnete der Schäfer.

„Noch weiter? Wie ist das möglich?"

„Ja, wenn der Nebel sich verzieht, kann man den Mond sehen."

Michael (zu seiner Mutter): Muater, laß me de übrige Knöpfla au no aufessa, der Lehrer hot g'sait, mer soll nix uf morga uffschieba, was me heut thua könnt.

Der kleine Oskar schreit; die Mutter fragt: „Was fehlt dir? Willst du essen?"—„Nein!"—„Trinken?"—„Nein!"—„Schlafen?"—„Nein!"—„Nun, was willst du denn?"—„Schreien!"

Ein Lied von der Kanone. — „Bitte schön, Mama, sing' noch einmal das Lied von der Kanone." — „Da kann ich kein's, Kind!"—„Doch, gestern Abend hast du's erst gesungen!"—„Ach so! (singt):

Gold'ne Abendsonne,
Wie bist du so schön,
Nie kannohne Wonne,
Deinen Glanz ich seh'n!"

Zur Mode. — Im Jahr 1711 erließ der Kirchenvorstand zu Retfort in England folgende Bekanntmachung:

Alle Damen, welche mit den neumodischen Hüten in die Kirche kommen, werden gebeten, sich vor Beginn des Gottesdienstes daselbst einzufinden, damit sie nicht die Aufmerksamkeit der andächtig Versammelten ablenken.

Der Kirchenvorstand zu Retfort, den 9. Januar 1711.

Gutes Zeichen.. — „Wie geht es denn deinem kranken Brüderchen; ist es bald wieder gesund?" — „Ja, es hat heute schon Schläge bekommen!"

„Ich halte es mit der Frau." — An Josef II. gelangte einst das Gesuch eines Wiener Fabrikanten, um Erlaubniß zum Bau einer Fabrik, zugleich mit dem Ersuchen um einen Geldvorschuß, da seine Frau ihr Vermögen dazu nicht hergeben wolle. Josef setzte darauf folgenden Bescheid: „Ich halte es mit der Frau. Josef."

Homonym.

Ich werde mit Füßen getreten;
Und wenn ein Malheur dir passirt,
Dann werd' ich zu Gaste gebeten —
Du wirst von mir angeschmiert.
Den Schaden, den du erlitten,
Auf meiner holprigen Bahn,
Vermag ich wieder zu kitten,
Wie tausend Mal ich gethan.

Charade.

Die Erste ist ein König,
Und herrscht im Lande des Nil,
Die Zweite sagt oft wenig,
Und manchmal viel zu viel.
Das Ganze hüte vor Flecken,
Dann wirst du respektirt,
Schwer wieder zu erwecken
Ist's, wenn man es verliert.

Räthsel.

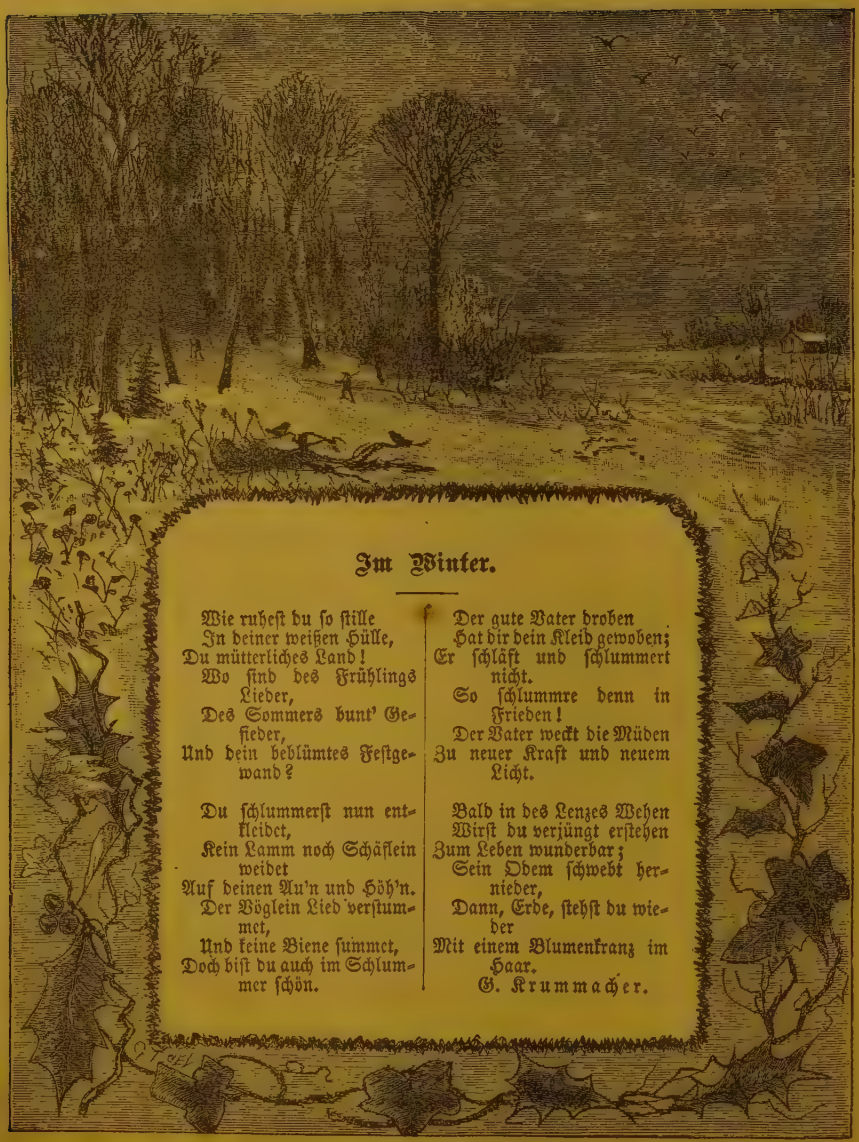
Stellt sich die erste Hälfte bei uns ein,
Dann ist der Freude Stimmung uns genommen,
Und hüllet uns das Zweite schützend ein,
So ist des Winters böse Zeit gekommen.
Es trägt ein schwarzgeändertes Gewand
Mein Ganzes, tummelnd sich in Feld und Wiesen,
Und wenn ein Knabe auf der Jagd es fand,
Wird hinter Glas und Rahmen es verwiesen.

Auflösung der Räthsel im Septemberheft.

1. Räthsel.—Zauberflöte.

2. Charade. — Pfeffermünze. — J. A. Henke, F. Lüben, C. Schröder, Alb. Reinke, Bernh. Bracker, Pauline Peterson.

3. Logogryph.—Zeus — Suez.—J. A. Henke, F. Lüben, C. Schröder, Bernh. Bracker, Pauline Peterson.



Im Winter.

Wie ruhest du so stille
In deiner weißen Hülle,
Du mütterliches Land!
Wo sind des Frühlings Lieder,
Des Sommers bunt' Gefieder,
Und dein beblümtes Festgewand?

Du schlummerst nun entkleidet,
Kein Lamm noch Schäflein weidet
Auf deinen Au'n und Höh'n.
Der Vöglein Lied verstummet,
Und keine Biene summet,
Doch bist du auch im Schlummer schön.

Der gute Vater droben
Hat dir dein Kleid gewoben;
Er schläft und schlummert nicht.
So schlummre denn in Frieden!
Der Vater weckt die Müden
Zu neuer Kraft und neuem Licht.

Bald in des Lenzes Wehen
Wirst du verjüngt erstehen
Zum Leben wunderbar;
Sein Odem schwebt hernieder,
Dann, Erde, stehst du wieder
Mit einem Blumenkranz im Haar.

G. Krummacher.

Das Evangelische Magazin.

Band 16. December 1884. Nr. 12.

Ein Kampf auf Leben und Tod.

(Ein Seebild von R. Werner.)

Zu Ende der vierziger Jahre kam ich von Ostindien zurück. Beim Cap der guten Hoffnung hatten wir andauernde schwere Stürme zu bestehen und brachen nicht nur unsern Großmast, sondern das Schiff arbeitete in den berghohen Wellen auch so heftig, daß es leck sprang und wir gezwungen wurden, nach der Simons Bai einzulaufen, um die erlittenen Schäden auszubessern.

Das Unglück hatte sich jedoch an unsere Fersen geheftet. Infolge des fehlenden Hauptmastes steuerte das Schiff mangelhaft und gerieth beim Einlaufen in den Hafen auf einen spitzen Felsen, der sofort den Boden durchstieß. Es füllte sich schnell mit Wasser, und wenn wir selbst auch sämmtlich durch herbeieilende Boote gerettet wurden, war das Schiff vollständig verloren und die Brandung schlug es in kurzer Zeit in Stücke.

Durch Vermittelung unseres Consuls wurde die Besatzung auf verschiedene nach Europa segelnde Fahrzeuge vertheilt, und ich selbst erhielt, mit einigen unserer Leute eine Passage an Bord des Albatroß, eines ziemlich großen englischen Schiffes. Dasselbe segelte nach einigen Tagen, und die Reise verlief ohne bemerkenswerthe Umstände bis zur Höhe der Cap Verdischen Inseln und ungefähr zu jener Stelle, wo der Golfstrom sich theilt.

In dem Capitän und in den Steuerleuten fand ich angenehme Gesellschafter, und die Mannschaft bestand aus rührigen tüchtigen Leuten. Es waren bis auf einen sämmtlich Engländer, die theilweise schon jahrelang unter dem bei ihnen sehr beliebten Capitän fuhren. Die eine Ausnahme bildete ein Neger, den jedoch alle Matrosen völlig als ihresgleichen betrachteten, was man sonst zwischen Weißen und Schwarzen selten oder nie findet.

Thomas—so hieß der Neger—stammte von der Guineaküste, war schwarz wie Ebenholz, aber sonst eine prächtige Erscheinung und von einem Ebenmaß der Glieder, das einem Bildhauer hätte zum Modell dienen können. Dabei besaß er eine wunderbare Körperkraft nnd eine Gewandtheit, die jedermann in Erstaunen setzte. In der Bemastung kletterte er wie eine Katze, und keiner der Matrosen konnte es ihm gleich thun. Die merkwürdigsten Dinge erzählten jedoch seine Kameraden von seiner Schwimmkunst. Er solle nicht nur unglaublich schnell schwimmen, sondern auch minutenlang tauchen können und sich im Wasser mit solcher Sicherheit bewegen, als ob er sich auf festem Boden befände.

Dabei besaß er eine hohe Intelligenz, hatte in der Zeit seines Aufenthaltes an Bord fertig englisch gelernt, war gänzlich frei von jener unruhigen Affennatur, welche die meisten Schwarzen zu Carrikaturen der Weißen stempelt, und deshalb von allen gern gelitten.

Eine besondere Freundschaft verband ihn mit dem Schiffszimmermann. Was Thomas diesem an den Augen absehen konnte, that er, und sein Gesicht strahlte förmlich von innerer Befriedigung, wenn er ihm eine Freude bereitet zu haben glaubte, was der Schiffszimmermann ihm durch eine warme brüderliche Zuneigung vergalt.

Dies Verhältniß dauerte schon mehrere Jahre, und sein Ursprung ermangelte nicht einer gewissen Romantik. Vorher war Thomas Sklave auf einer Pflanzung bei Bahia gewesen. Grausame Mißhandlungen hatten ihn dahin gebracht, im Affekt einen Aufseher zu erschlagen und nach der Küste zu entfliehen. Berittene Leute und Bluthunde setzten ihm nach; bereits umpfiffen ihn die Kugeln seiner Verfolger und das Heulen der Meute schlug an sein Ohr. Nur noch wenige Minuten und er war verloren. Da erblickte er vom Gipfel einer Anhöhe das rettende Meer. Neue Kraft strömte durch die Adern des fast zu Tode Gehetzten; wie ein Pfeil flog er den Abhang hinunter und sprang mit einem mächtigen Satze von dem steilen Ufer in die blaue Fluth — gerade zeitig genug, um nicht von den Zähnen der Bluthunde zerfleischt zu werden.

Mit nervigen Armen theilte er das Wasser, doch abermals umsausten ihn Kugeln. Einige Hundert Schritte seitwärts ruderte ein Boot unter englischer Flagge einem Schiffe zu, das weiter draußen auf der Rhede segelfertig lag. Als sein Führer die schreckliche Jagd bemerkte, ließ er sofort auf den unglücklichen Flüchtling zuhalten und zwang dadurch die Brasilioner, ihr Schießen einzustellen.

Er fand den Neger im Begriff zu sinken. Eine der Kugeln hatte ihm den Schenkel durchbohrt, ringsum war das Wasser von Blut geröthet und in wenigen Minuten wäre er dem Tode verfallen.

Der brave Bootsteurer zog den Erschöpften in sein Fahrzeug, verband ihn so sorgsam es ging mit seinem und seiner Leute Halstüchern und nahm ihn mit an Bord des Schiffes, dessen menschenfreundlicher Capitän das Verhalten seines Untergebenen in jeder Beziehung billigte. Man lichtete alsbald den Anker, ein frischer Wind schwellte die Segel und Thomas athmete als freier Mann die Luft des freien Meeres.

Das Schiff, das ihm ein Asyl gegeben, war der „Albatroß," auf dem wir uns jetzt befanden; der brave Bootsteurer, der ihn dem sichern Tode entrissen und auch fernerhin auf das aufopferndste gepflegt, der Schiffszimmermann. Seitdem fesselte das Gefühl tiefster Dankbarkeit den ehemaligen Sklaven an seinen Retter. Thomas wurde unter Anleitung seines Freundes ein tüchtiger Seemann und der „Albatroß" seine neue Heimath.

Wir hatten den Aequator passirt und befanden uns auf der Höhe der Cap Verdischen Inseln. Der Nordost-Passatwind ließ an Stärke nach, und wir näherten uns der Region der Stillen, nach deren Ueberwindung die von Süden kommende Schiffe die Westwinde finden, mit deren Hülfe sie gewöhnlich in wenigen Wochen in die europäischen Gewässer gelangen. Die ruhige Witterung und das glatte Wasser auf diesen Breiten werden benutzt, um das Schiff aufzuputzen, es neu anzustreichen und die äußeren Spuren zu verwischen, welche Sturm und Wellen auf der langen Reise an ihm zurückgelassen haben. Man will den Heimathhafen mit möglichst gutem Aussehen begrüßen.

Eines Nachmittags war die Brise nur ganz schwach. Keine Welle köpfte schäumend über, und der tiefblaue Ocean lag wie ein unendlicher Spiegel da, während das Schiff ihn mit geringer Fahrt und fast geräuschlos durchschnitt. Ich saß mit dem Capitän in der Kajüte, als plötzlich der Angstruf erschallte: „Mann über Bord." Wir stürzten auf das Deck und der Capitän übernahm sofort das Commando.

Der Steuermann hatte bereits die Rettungsboje geworfen; sie war von dem Verunglückten auch erfaßt, und er bis auf weiteres geborgen; aber es dauerte noch längere Zeit, ehe man ihm anderweit zu Hülfe kommen konnte. Die Leute waren zum größten Theile oben in der Takelage beschäftigt, und es mußten mehrere Minuten verstreichen, ehe sie herunterkommen und das Seitenboot zu Wasser bringen konnten. Das zweite war Tags zuvor auf das Deck gesetzt worden, weil es an dem einen seiner Kräne etwas zu repariren gab, und bei dieser Arbeit war der Schiffszimmermann über Bord gefallen.

Der Capitän ließ das Schiff zwar sofort in den Wind schießen, um es zum Stillstande zu bringen, aber bei der flauen Brise gehorchte es dem Steuer nur langsam, und ehe der Zweck erreicht war, hatte es sich schon über hundert Schritte von dem Verunglückten entfernt.

Da sauste plötzlich ein dunkler Schatten aus der Höhe herab und erschreckte uns aufs neue. Hoch spritzte das Wasser über einem menschlichen Körper zusammen, der mit Blitzesschnelle in die Tiefe fuhr.

Wieder ertönte der schaurige Ruf: „Mann über Bord!" und eine zweite Rettungsboje flog über die Bordwand in die See. Nach einigen Sekunden sahen wir den Mann in dem durchsichtigen Wasser wieder in die Höhe kommen und bald erhob sich das schwarze Haupt des Negers Thomas über die Oberfläche. Zwischen seinen Zähnen blinkte in den Sonnenstrahlen die Klinge des langen Messers, das jeder Matrose in einer Gürtelscheide bei sich trägt. Mit kräftigen Schlägen schwamm er dahin, aber nicht um wieder an Bord zu kommen, auch nicht in der Richtung auf den Schiffszimmermann, sondern schräg seitwärts nach hinten.

Einige Sekunden lang war uns sein Beginnen räthselhaft; doch als dann unsere Augen dem von ihm eingeschlagenen Wege folgten, da erstarrte unser Blut in den Adern. Rechts von ihm auf etwa 60 Schritte Entfernung zeigte sich unheimlich die Rückenflosse eines Hai. Er schwamm in gerader Linie auf den Zimmermann zu, und unmittelbar darauf unterschieden wir auch die grünlich schimmernden Umrisse seines Körpers.

Zur Zeit des Unfalls war Thomas auf der Großraa beschäftigt gewesen. Er hatte aus der Höhe das Herannahen des Ungethüms erblickt, seinen Freund und Lebensretter verloren geglaubt und war, einer großherzigen Regung folgend, hinuntergesprungen, um sich zwischen ihn und die drohende Gefahr zu werfen.

„Zu Wasser mit dem Boote!" rief der Capitän den bei letzterem beschäftigten Leuten zu. „Um Gotteswillen schnell, sonst sind beide Kinder des Todes."

Die eigentlichen Bootsruderer kamen erst eben aus der Bemastung herunter. Ein bei dem vorderen Flaschenzuge stehender Schiffsjunge wollte dem Befehle des Capitäns schnell nachkommen, löste aber in der Erreguug das Tau zu früh. Das Vordertheil des Bootes stürzte auf das Wasser, während das hintere noch hängen blieb und das Fahrzeug brach entzwei. Jede Hülfe von Bord aus war jetzt ausgeschlossen, denn das Aussetzen der auf Deck stehenden Boote hätte mindestens eine halbe Stunde beansprucht.

Mit stummem Entsetzen wandten sich unsere Blicke dem Felde zu, auf dem sich in den nächsten Augenblicken ein furchtbares Drama abspielen mußte. Bei der Nähe, dem durchsichtig-klaren Wasser und von unserm erhöhten Standpunkte aus entging uns keine Bewegung sowohl des Negers, wie seines entsetzlichen Gegners. Letzterer war ein Hammerhai von etwa acht Fuß Länge, der schlimmste seiner Sippe und so genannt nach der Form seines hammerförmigen Kopfes, an dessen querabstehenden cylindrischen Enden die heimtückischen runden Augen sitzen.

Thomas schwamm gerade auf die Linie zu, in welcher der Hai auf den Zimmermann zusteuerte, und war nur noch zwanzig Schritte von ihm entfernt, als er das Messer aus dem Munde in seine Rechte nahm und mit lauter

Stimme dem Freunde zurief: „Schwimme so schnell wie möglich an Bord, William, ich werde ihn aufhalten."

Dann that er noch ein paar kräftige Stöße und befand sich gerade vor dem Curse des Hai. Uns stockte der Athem: wir erwarteten im nächsten Augenblicke den Zusammenstoß, doch plötzlich hielt der Hai auf etwa zehn Schritt Entfernung mit Schwimmen inne. Wir sahen, wie die bis dahin neben seinem Kopfe sich haltenden Lootsenfische ihn verließen, um sich dem Neger zu nähern. Dann kehrten sie zu ihrem Herrn zurück. Dieser begann sich aufs neue in Bewegung zu setzen, aber nicht in der bisherigen geraden Linie, sondern er bog etwas nach rechts aus. Offenbar schien er keine Lust zu haben, mit dem sich ihm so kühn entgegenstellenden Feinde anzubinden und versuchte im Bogen den Zimmermann zu erreichen, den er für leichtere Beute halten mochte. Doch Thomas durchschaute das Manöver und ein paar Stöße brachten ihn wieder recht vor den Hai, der jetzt nur noch wenige Fuß von ihm entfernt war. Dabei hielt der Neger seinen Körper ganz wagerecht, so daß er oben auf dem Wasser zu ruhen schien und höher schwamm als der Hai, eine Lage, die ihm einen entschiedenen Vortheil über seinen furchtbaren Gegner gab.

Der Rachen dieser Thiere sitzt bekanntlich tief unten, und der Oberkiefer steht soweit vor, daß sie nur das erfassen können, was sich unter ihnen befindet. Schwimmt die Beute an der Oberfläche, so müssen sie sich vollständig auf den Rücken werfen. Darauf wartete unbedingt Thomas, um dem Hai das Messer in den weichen Bauch zu stoßen, das auf der hornartigen Rückenhaut leicht abbrechen konnte.

In athemloser Spannung sahen wir die Krisis nahen. Wenn gleich wir etwas beruhigter waren, als wir bemerkten, mit welcher wunderbaren Sicherheit der Neger sich im Wasser bewegte, und daß er auch kein Neuling in diesem grausigen Kampfe sein konnte, läßt sich denken, was wir empfanden. Einen Augenblick glaubten wir, die Entscheidung sei gekommen, denn der Hai schoß direkt auf Thomas zu. Auf kaum einen Fuß Entfernung bog er jedoch abermals rechts ab, um wiederum an seinem Gegner vorüber zu kommen. Gelang ihm dies, so war der Zimmermann, der das Schiff noch nicht erreicht hatte, unbedingt verloren, da Thomas unmöglich mit dem Fische gleichen Schritt halten konnte. Unter allen Umständen mußte dies verhindert werden, und mit Blitzesschnelle faßte der Neger seinen Plan.

Plötzlich sahen wir ihn sich mit seinem halben Körper aus dem Wasser heben; dann schlug der Hai mit seinem Schwanze heftig das Wasser, daß es in weiten Schaumwellen spritzte, und beide Kämpfer verschwanden in der Tiefe. Ein Angstschrei entrang sich unserer Brust—der todesmuthige Schwarze hatte seine kühne That mit dem Leben bezahlt.

Ueber eine halbe Minute blieben wir in tödtlicher Spannung, daß nun auch der Zimmermann zum Opfer fallen werde, bis er endlich dem Schiffe so nahe war, daß wir ihm mit zitternden Händen ein Tau zuwerfen und ihn an Bord ziehen konnten.

Wer beschreibt aber unsern Jubel, als wir in diesem Augenblicke Thomas auftauchen sahen, der wohlgemuth und augenscheinlich unverletzt auf das Schiff zuschwamm, während gleichzeitig, aber in weiterer Entfernung auch der Hai an der Oberfläche erschien, furchtbar das Wasser peitschte und sich wie wahnsinnig geberdete.

„Gott sei Dank!" rief Thomas, als er an Bord kam und seinen Freund sah, „ich habe dich retten können." Das Wiedersehen der beiden war eine ergreifende Scene. Thomas' Gesicht strahlte von unverholener Freude. Der Zimmerman drückte ihm stumm die Hand, aber mehr als alle Worte sagten die Thränen, welche über seine wettergebräunten Wangen niederperlten, und uns allen wurden ebenfalls die Augen feucht.

Verlegen suchte der Neger die Aufmerksamkeit von sich abzulenken. „Er hat genug," sagte er auf den Hai deutend, „in wenigen Minuten wird es mit ihm zu Ende sein." Und so war es; die Schwanzschläge wurden zusehends schwächer, bald war es nur noch ein Zucken und dann trieb der böse Feind todt auf dem Wasser!

„Um alles in der Welt, Tom, wie hast du das fertig gebracht?" fragte jetzt der Capitän.

„Nun, es ist ja nicht der erste, den ich getödtet," erwiderte der Gefragte bescheiden, „aber freilich noch keinen von den schlimmen Hammerhaien. Er wollte mich nicht annehmen, und wenn er an mir vorbeikam, so war es um William geschehen,"—und dabei streifte sein glänzendes Auge den Freund—„dies durfte aber nicht sein. Deshalb ergriff ich seine linke Kopfseite mit der Hand, ließ mich auf seinen Rücken fallen, drückte ihm mit dem Daumen das linke Auge ein und stieß ihm mein Messer bis ans Heft in das rechte. Das schien ihm durchaus nicht zu gefallen," fügte er lächelnd hinzu, „und er sprang wie toll, um mich abzuwerfen. Ich hätte ihn jetzt auch fahren lassen können, da er blind war, allein ich wollte meiner Sache ganz sicher sein, und so gab ich ihm das Messer noch 10—12 mal in die Seite.

Wir beugten uns stumm vor der wunderbaren Kühnheit des ehemaligen Sklaven; aber was uns noch viel größere Hochachtung vor diesem einfachen Naturkinde abzwang, das war das Motiv seiner heroischen That. Aus Dankbarkeit erwachsene Freundschaft ließ ihn keinen Augenblick zaudern, einen Kampf aufzunehmen und siegreich zu bestehen, der in seinen Schrecken wohl einzig in der Welt dasteht.

Am Abend.

Unten still am Himmelsrande
Liegt noch Abendröthenschein;
Wie zu einem fernen Lande
Sehe ich dort weit hinein.
Fort ist Kampf, Gewirr und Klage,
Aller Freudenjubel schweigt;
Bis in seine frühsten Tage
Wird mein Leben mir gezeigt.

Treibst du mich noch einmal wieder,
Frommer, süßer Lebensdrang?
Ferne klingen noch die Lieder,
Die ich besseren Herzens sang.

Wo ist doch die Einfalt 'blieben,
Wahr zu sein mit Herz und Mund,
Wo die Kraft und Lust, zu lieben
Gott und Mensch von Herzensgrund?

Ach, ich habe ja verlassen
Weit zurück das Vaterhaus,
Und auf düstre, dürre Straßen
Lief mein Sinn bethört hinaus.
Und den Rest vom Abendscheine
Deckt mir nun die Wolke zu;
Meine Zuflucht bist alleine
Für und für, Herr Gott, noch du.

Graf Pembroke und sein Diener.

Der ehemalige Graf Pembroke, welcher viele treffliche Eigenschaften hatte, aber immer hartnäckig bei seiner Ansicht blieb, welche, wie sein ganzes Benehmen, zuweilen sehr seltsam erschien, dachte auf ein Mittel, wie er den vielen Vorstellungen, Zurechtweisungen und Zumuthungen seiner Hausgenossen am besten ausweichen könnte. Er verfiel darauf, sich taub zu stellen; unter dem Vorwande eines schweren Gehörs richtete er seine Antworten nicht nach den Fragen oder Anreden ein, durch welche sie veranlaßt wurden, sondern immer so, daß er seinen Willen zur Geltung brachte. Unter mehreren Bedienten hatte er einen, welcher schon seit seiner ersten Kindheit bei ihm gewesen war, und ihm mit großer Treue und Anhänglichkeit diente, bis er zuletzt sein Kutscher wurde. Der Mensch ergab sich mehr und mehr dem Trunke, so daß die Gräfin Pembroke zu verschiedenen Malen bei ihrem Gemahle darauf antrug, ihm seinen Abschied zu geben. Der Graf aber antwortete stets: „Ja freilich, Johann ist ein trefflicher Bedienter."—„Ich sage," antwortete Jene, „er ist immer betrunken, und er muß aus dem Dienste." — „Nun ja doch," versetzte der Graf, „er ist von Kindheit auf in meinem Dienste gewesen, und weil er etwas mehr Lohn verlangt, werd' ich ihn nicht gleich fortjagen."

Bald darauf fuhr Johann spät gegen Nacht seine Gräfin von Kensington aus nach London und warf in Hydepark den Wagen um. Die Lady nahm zwar nicht viel Schaden, sobald sie aber nach Hause kam, fing sie mit dem Grafen einen heftigen Wortwechsel an. „Da," sagte sie, „ist nun das Vieh, der Johann, so betrunken, daß er nicht auf den Beinen stehen kann; er hat mich umgeworfen, und wenn er nicht fortgeschafft wird, so kann er uns allen noch den Hals brechen!" — „Ei," sagte der Graf, „ist der arme Johann krank? Das thut mir wirklich leid." — Die Gräfin sah wohl, daß mit ihrem Gemahl nichts anzufangen war, und ging sehr aufgebracht hinweg. Der Graf ließ hierauf seinen Johann zu sich kommen und redete ihn ganz kaltblütig also an: „Höre, Johann, ich bin dir gut, und so lange du dich ordentlich beträgst, sollst du bei mir alle nur mögliche Pflege finden. Meine Frau sagte mir, du seist krank, und ich sehe selbst, daß du dich kaum auf den Beinen halten kannst; geh zu Bette, und ich will dafür sorgen, daß du wieder kurirt wirst." — Johann ward nun zu Bette gebracht und nach seines Herrn Befehl legte man ihm ein großes Spanischfliegenpflaster zwischen die Schultern, ein zweites an die Waden, und ließ ihm am Arme 16 Unzen Blut.

Am Morgen darauf fand sich Johann in einer kläglichen Verfassung und ließ sich den ganzen Verlauf der Sache erzählen. Er sah indessen keinen bessern Ausweg, als sich ruhig in sein Schicksal zu ergeben; denn er hätte sich lieber noch einmal so viel Zugpflaster legen lassen, als daß er seinen Dienst verloren hätte. Der Graf ließ sich täglich zweimal förmlich nach seinem Befinden erkundigen und bezeugte seiner Gemahlin wiederholt seine Freude über Johann's Besserung, welchem er indeß lauter Wassersuppen und eine alte Frau zur Gesellschafterin geben ließ. Nach Verlauf einer Woche, in welcher Johann beständig hatte melden lassen, er befinde sich wieder ganz wohl, fand der Graf es endlich für gut, diese Meldung zu verstehen, ließ ihm zurücksagen, es freue ihn zu hören, daß das Fieber ihn verlassen habe; er möge zu ihm kommen. Als Johann ins Zimmer trat, rief der Graf ihm entgegen: „Nun, lieber Johann, ich hoffe, die verwünschte Krankheit ist nun überstanden?" — „Ach, gnädiger Herr," sagte Johann, „ich bitte Euer Gnaden tausendmal um Verzeihung und verspreche, den Fehler niemals wieder zu begehen!" — „Ei freilich," antwortete der Graf, „da hast du Recht; für Krankheit kann kein Mensch—und solltest du je wieder krank werden, Johann, so werd' ich's bald merken, wenn du mir's auch nicht klagst; und dann versprech' ich dir, sollst du eben die Hülfe und Pflege wieder haben, die du jetzt gehabt hast." — „Nein, nein, gnädiger Herr," sagte Johann, „ich hoffe, das soll nicht nöthig sein!" — „Das hoff' ich auch," versetzte der Graf; „aber so lange du gegen mich deine Pflicht thust, werd' ich gewiß auch die meinige gegen dich thun, dessen kannst du versichert sein."

Johann ging weg und hatte vor der Kur, in welcher er gewesen war, einen solchen Respekt, daß er sich nie wieder betrank.

Leuchtende Thiere.

II.

Bei den Leuchtthieren, welche auf dem Lande leben, ist das Schimmern ein fast gleichmäßiges; bei den Wasserthieren sind die Lichterscheinungen sehr verschieden, und in gewissen Fällen sogar bedeutend größer, als in anderen. Das Leuchten der Seefedern ist neuerer Zeit vielfach beobachtet und auch beschrieben worden. Seesterne, Schlangensterne und Georgonien entsenden starke Lichtfunken, See-Anemonen verbreiten einen hellen Glanz, und unter den leuchtenden Medusen gibt es solche von großem Umfange. Nantucket beobachtete eine Cyanea, die von einem Hof von 20 Fuß im Durchmesser umgeben war, und einen 200 Fuß langen Schweif funkelnder Tentakeln hinter sich herzog. Agassiz maß ein Thier dieser Art, dessen Scheibe sieben Fuß breit, dessen Tentakeln 112 Fuß lang waren. Aber unter allen diesen Thieren niedriger Ordnungen scheint das glänzendste Schauspiel das zu den Mantelthieren gehörende Pyrosoma darzubieten. Man würde, was darüber berichtet wird, für unglaublich halten, wenn es nicht zuverlässige Beobachter mittheilten. Einige vergleichen diese Thiere mit glühenden Kugeln, Andere mit weißglühenden Eisenstäben. Humboldt erkannte im Golfstrome bei ihrem Licht Delphine und Fische. Ribera fand ihr Licht, das abwechselnd grün, blau, gelb und roth war, so hell, daß er bei demselben über sie selbst schreiben konnte. Es dämpfte das Licht der Sterne und gab der See das Ansehen von geschmolzenem Lava. Als wir — erzählt ein amerikanischer Schriftsteller — in köstlicher Nacht eine Lustfahrt an den Küsten von Florida machten, flammte in einem Boot, das hinter den andern zurückgeblieben war, plötzlich ein Licht auf, ausgehend von einem gefangenen Pyrosoma, das ein junges Mädchen in der Hand empor hielt. So hell war es, daß man auf eine Entfernung von 100 Yards deutlich die Gesichtszüge des lieblichen Geschöpfes, das auf diese ungewöhnliche Art sich selbst beleuchtete, erkennen konnte.

Auch leuchtende Fische sind in nicht geringer Zahl beobachtet worden. Unter den Tiefseefischen, die der Challenger heraufgeholt hat, waren einige ganz blind, aber mit großen leuchtenden Organen versehen; andere wieder hatten große Sehorgane, ganz dazu geeignet, das blasse, phosphorische Licht der Leuchtfische zu absorbiren. Dr. Gün-

ther vom britischen Museum bezeichnet daher die Letzteren als Fackeln, dazu bestimmt, den unterseeischen Verkehr zu erleichtern. Daß der Mondfisch (Orthagoniscus Mola) leuchtend wie ein Vollmond durch das Wasser geht, wird von Einigen behauptet, von Andern aber mit Entschiedenheit abgeleugnet. Es ist damit wie mit anderen streitigen Dingen unter den Gelehrten:

„Wo der Eine Schatten siehet,
Sieht der Andre goldnes Licht."

Leuchtende Thiere.

Der Fisch Scopelus resplendens trägt, nach Sir John Richardson, ein glühendes Licht auf seinem Kopf, und über andere leuchtende Fische haben der Russe Dr. Ussow und Leydig in Bonn Untersuchungen angestellt. Ein leuchtender Haifisch (Squalus fulgens) ist von Dr. Bennet zum erstenmal gefunden und gefangen worden. Er gab ein so helles Licht, daß dabei von einer ihm nahe gehaltenen Taschenuhr die Zeit abgelesen werden konnte. Seine ganze Oberfläche leuchtete, schwächer, wenn der Fisch sich ruhig verhielt, stärker, wenn er zappelte und um sich schlug. Er ward in einen Behälter mit Wasser gesetzt, in dem er eine Stunde nach seinem Tode noch Lichterscheinungen zeigte.

Phosphorescierende Krabben sind zuerst von Sir John Banks beobachtet worden, und unter den Asseln wurde die Gattung Idotäa als leuchtend befunden. Man erzählt von leuchtenden kleinen Krebsen, welche einst in einem der westlichen Territoriums mit einem Regen auf die Häuser und Straßen hernieder-regneten, nach Art der Schwefelblüthenregen. Es ist eine Geschichte, ich will nicht sagen, daß sie nicht wahr ist, nur scheint es sonderbar, daß dieser Regen in einer Gegend fiel, da man keine Städte- und Menschennamen als Zeugniß angeben konnte; diese Begebenheit ist nach amerikanischer Ausdrucksweise — „ziemlich fischig."

Unter den Erdwürmern ist es der Skolopender oder Tausendfuß, der phosphorescierend, wie mit goldenen Flecken bedeckt, gesehen worden ist. Er scheint auf der ganzen Oberfläche zu leuchten, aber nur, wenn er vorher den Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen ist. Sein Verhalten wäre also dasselbe wie das der Balmain'schen Leuchtfarbe, die im Dunkel wiedergibt, was sie während des Tages an Sonnenlicht eingesogen hat.

Von sonstigen Landthieren soll der Gecko, eine afrikanische Eidechse, leuchtend gesehen worden sein. Ferner erzählt Remiger in seiner Natural History of Paraguay, daß er in den Augen des schlafenden Nachtaffen (Nyctipithecus) ein Licht beobachtet habe, so hell, daß in einer Entfernung von 1½ Fuß Gegenstände dadurch beleuchtet wurden. Endlich ist auch auf der Brust des Nachtreihers ein gelblicher Fleck gesehen worden, und die Fischer, die ja durchaus glaubwürdige Leute sind, erzählen, daß von diesem Fleck in Nacht ein Licht ausströme, durch welches die Fische verführt werden, zu ihrem Verderben auf die Oberfläche des Wassers zu kommen. Ob sich das so verhält oder nicht, wird ja durch gründliche

Schlangenstern und Gorgonie.

Beobachtung festgestellt werden können.

So viele Thiere gibt es, welche leuchten oder für leuchtend gehalten werden. Aber nicht den Thieren allein kommt das Leuchten zu, auch der Pflanzenwelt ist es nicht ganz fremd. Und nicht nur faules Holz glänzt, wie Jeder weiß, in phosphorischem Licht, sondern auch lebende Pflanzen geben einen Lichtschein von sich. Dazu gehören mehrere Pilze aus der Gattung Agaricus, die zum Theil auch nach dieser Eigenschaft benannt sind, und einige in Bergwerken vorkommende Schwämme. Ein Lichtschimmer ist öfters beobachtet worden an den Blüthen der Kresse, an Sonnenblumen, an Ringel- und Butterblumen und an anderen Blumen von gelber Farbe. Bei Lianen ist, wenn sie verletzt wurden, an den Stellen der Verletzung eine glänzende Lichterscheinung beobachtet worden. So ist allen drei Reichen der Natur das Leuchten eigen und geht aus von den verschiedenartigsten Stoffen. Es ist aber, wo an organischen Geweben das Licht haftet, etwas Geheimnißvolles, in seinem Grunde Unerklärtes. Fragt man nach dem Zweck des Leuchtens, so könnte bei den Thieren daran gedacht werden, daß es ein Mittel sei zur Erleichterung des Verkehrs unter ihnen, daß es zum Anlocken und zum Warnen diene.

Seefedern und See-Anemonen.

So wunderbar die leuchtenden Geschöpfe sind, die auf dem Boden und in der Luft ihr Wesen haben, weit Wunderbareres noch birgt das Meer in seinem Schooße. Leuchtthiere der kleinsten Art sind es, nur durch das Mikroskop deutlich erkennbar, welche das Leuchten des Meers verursachen. Diese großartige Erscheinung wird hervorgebracht durch winzige, höchst zarte Seethiere aus der Familie der Quallen, die freilich in unermeßlicher Zahl vorhanden sind. Ein Herr Scoresby hat berechnet, daß, wenn achtzigtausend Personen zu Anfang der Welt angefangen hätten, zu zählen, sie bis jetzt kaum die Aufzählung einer einzelnen Art in einer Cubikmeile Wassers beendet haben würden. Herr Scoresby sagt nicht, in welches Jahr er den Anfang der Welt setzt; es läßt sich aber annehmen, daß er ihn auf mindestens 6000 Jahre vor uns jetzt Lebenden zurückdatirt.

Licht der Pyrosoma.

Diese ganz kleinen Wesen, die das Meerwasser schwimmend aufleuchten lassen unter den Schlägen der Ruder, in dem Streifen, den das Steuer hinter dem Schiff zieht, und in den Schaumwellen der Brandung — diese wunderbaren kleinen Wesen sind nicht an eine bestimmte Zone ge-

bunden. Sie kommen in den Meeren der gemäßigten und selbst in denen der arktischen Zone vor; am glänzendsten aber entwickelt ihr Feuerwerk sich in den Gewässern der Tropen. Ein besonderes Organ, welches das Leuchten hervorbrächte, wie die Insekten es haben, ist bei den Leuchtquallen noch nicht entdeckt worden. Ihr ganzer Körper scheint das Licht zu erzeugen, wenn auf demselben ein Reiz ausgeübt wird. Mit dem Meerwasser in ein Gefäß geschöpft, blinken sie auf in glitzernden Fünkchen, wenn das Gefäß durch einen Stoß erschüttert wird. „Bisweilen"—schreibt Alexander von Humboldt —„erkennt man selbst durch starke Vergrößerung keine Thiere im leuchtenden Wasser; und doch überall, wo die Welle an einen harten Körper anschlägt und sich schäumend bricht, überall, wo das Wasser erschüttert wird, glimmt ein blitzähnliches Licht auf. Der Grund dieser Erscheinung liegt dann wahrscheinlich in faulenden Fäserchen abgestorbener Mollusken, die in zahlloser Menge im Wasser zerstreut sind. Filtrirt man leuchtendes Wasser durch enggewebte Tücher, so werden diese Fäserchen und Membranen als leuchtende Punkte abgesondert. Wenn wir uns in Cumana im Golf von Cariaco badeten und nackt bei schöner Abendluft am einsamen Meeresufer umhergingen, so blieben einzelne Stellen unseres Körpers leuchtend."

Zwischen all den verschiedenen Lichtern der Welt steht der Mensch da, nicht selbstleuchtend, aber überall, wohin er kommt, Licht anzündend. Er macht das himmlische Feuer sich dienstbar und beleuchtet seine Städte mit dem Licht des elektrischen Funkens. Und hat er nicht vielleicht auch ein Licht, das von ihm selbst ausgeht? Wie ihren Göttern und Göttinnen, so verleihen die alten Dichter auch ihren Helden Augen, die leuchten und funkeln wie brennendes Feuer, oder wie der Blitz. Und wenn wir jetzt in unserer Sprache von leuchtenden Augen reden, so haben wir die Vorstellung dabei, daß das Leuchten von innen heraus kommt. So sprechen wir von Augen, die von Zorn glühen, die von Glück strahlen, von Freude verklärt sind. Von allem Glänzenden aber und Hellen auf der Welt, das der Blinde nicht schauen kann, ist vielleicht am schwersten dieses eine zu entbehren: der Anblick des leuchtenden Menschenantlitzes.

Nur ein Traum.

Von R. M.

„Mutter, was in aller Welt bringt dich schon von Heim hieher zu dieser Stunde, es ist ja noch nicht fünf Uhr!"

„Dann bin ich in Zeit! Gottlob, in Zeit. Ja, dort hängt sein Hut und Rock." Hester Conely sank auf einen Stuhl und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Mutter, Mutter! was ist geschehen? Verlangst du Philipp zu sprechen, ehe er an die Arbeit geht? Ich will ihn sogleich rufen."

Eine Bewegung mit der Hand zeigte der jungen Frau, daß das nicht erwünscht sei; aber noch konnte die alte Dame nicht zu Worte kommen.

„Du bist müde, Mutter," sagte die junge Frau und reichte der Dame ein Glas frisches Wasser. „Der Kaffee ist sogleich fertig. Phil kam gestern Abend sehr müde nach Hause, darum laß ich ihn möglichst lange schlafen."

„Wecke ihn nicht, Anna, ich will mit dir sprechen. Letzte Nacht, oder besser frühe diesen Morgen, hatte ich einen schrecklichen Traum; ich sah meinen Phil in einem Haufen Eisen und Holz begraben, ein zermalmter Leichnam. Ich konnte mich nicht bemeistern, ich mußte kommen, um meinen einzigen Sohn zu sehen, ob ihm nicht etwas Schreckliches zugestoßen ist. O Kind, es ist schrecklich gewesen."

Jetzt wurde Anna Conely bleich; „du träumtest das, Mutter!" rief sie. „O, was können wir thun? Phil wird uns auslachen, denn er hält nichts auf Träume. Zudem soll er diesen Morgen einen Sack Weizen nach der Mühle nehmen, mein Vater wird ‚Fänny,' unser Pferd, senden, und er wird wohl um so früher fort müssen. Dort kommt schon der Junge mit der Fänny; aber was können wir thun?"

„Annie, wenn Phil Conely diesen Morgen an seine Arbeit geht, wird die Nachmittagssonne seine Leiche bescheinen. Du hast Eltern und kannst zu ihnen ins Vaterhaus zurückkehren als Wittwe; ich aber werde kinderlos sein, denn dein Philipp ist mein Alles, der Herr hat meine Kinder zu sich genommen. O mein Gott, Philipp darf heute nicht an seine Arbeit!"

„Sei getrost, Mutter, ich stehe dir bei, auf irgend eine Weise wird es gelingen, ihn abzuhalten." Sich an ihren Bruder, welcher das Pferd brachte, wendend, sagte sie: „Hast du noch anderweitig zu thun, Georg?"

„Ja, ich soll über das Ried gehen und einen Brief an Langtrees abgeben und dann zurückkehren."

„Gehe dann, brauchst nicht zu eilen, denn Phil geht heute nicht an die Arbeit, er kann alles besorgen." Dann ging sie hinaus, löste das Pferd ab und gab ihm einen scharfen Hieb mit der Peitsche, so daß Fänny in vollem Galop heimzu ging.

Durch den Lärm erwachte Philipp und rief: „Annie, wie viel Uhr ist es?"

„O Phil, Fänny ist los geworden und wieder auf dem Heimweg."

„Auf dem Heimweg! Georg sollte seine Ohren ein wenig gestreckt haben, weil er das Pferd nicht besser befe-

stigte. Ich muß eilen, sonst komme ich zu spät. Kind, mache schnell das Frühstück fertig, in fünf Minuten bin ich unten."

„Mutter, Phil kommt, willst du ihn sprechen, oder soll ich allein unternehmen, ihn von der Arbeit zu halten heute?"

„Kind, ich kann nicht, laß mich in das andere Zimmer gehen, Gott lasse es dir gelingen, ihn von der Fabrik wegzuhalten. O Gott, nur heute!"

„Annie, du hättest aber doch eher rufen sollen, ich komme gewiß zu spät, und soll nun auch noch nach der Mühle, und das dumme Pferd springt heim." Alle diese Worte hörte Phil's Mutter in ihrem Versteck im kleinen Parlor.

„Bekümmere dich nicht, Phil, einen viertel oder halben Tag kannst du schon aushalten, ohne daß wir es spüren im Haushalt."

„Darum handelt es sich auch nicht, Kind; es ist nicht das Geld, es ist die Arbeit, diesen Morgen muß ein Stück Maschinerie fort; zudem gibt es einem Arbeiter auch gleich einen schlechten Namen, wenn er Zeit vergeudet. Ich möchte nicht gerne angeschrieben sein, wie unser Ingenieur und etliche Andere, wenn einmal Arbeiter entbehrt werden können, dann müssen diese gehen."

„Ist es wahr, daß der Ingenieur wieder trinkt und oft an der Arbeit nicht nüchtern ist?"

„Leider ja, gestern z. E. mußte mitten im Tag ein Anderer seine Stelle einnehmen; es kann leicht einmal ein Unglück passiren. Aber, liebes Kind, ich verspäte mich, der Viertelstag ist nun schon hin; komm, ich muß gehen, denke doch daran, daß ich nun drei gute Meilen fußen muß. Der Sack bleibt bis morgen, wenn die Fänny wieder da ist. Ich sollte dem dummen Georg am Ende noch danken, daß er das Pferd schlecht angebunden hat, denn sonst müßte ich einen halben Tag verlieren. Adje, lieb Weibchen."

„Phil! o Phil!" rief sie ihm nach.

Er kam zurück und fragte: „Was ist's Annie? komm eile doch!"

„Erstens hast du vergessen in deiner Eile mir den Abschiedskuß zu geben, und — bitte, sei mir jetzt nicht böse, denn du verlierst jedenfalls einen Viertelstag, dann weißt du auch, daß unser Müller nur zweimal die Woche mahlt bei dem trockenen Wetter. Besser gehe hinüber ans Vaters und such' Fänny, bringe den Sack zur Mühle und arbeite einen halben Tag."

„Wie kommst du mir denn heute vor? Ich glaube am Ende gar, es wäre dir einerlei, wenn ich meine Stelle einbüßen würde. Annie, wenn meine Mutter das wüßte, sie würde dir eine ernste Ermahnung geben, denn sie kann nicht leiden, wenn junge Leute so närrisch sind."

„Aber du siehst doch, daß es nöthig ist, und wer bekümmert sich nächsten Samstag um einen halben Taglohn? Ich nicht."

Wohl oder übel, Philipp mußte es sich gefallen lassen, das Pferd zu holen, um den Weizen nach der Mühle zu bringen. Bis all dieses geschehen war, schlug es zehn auf der Uhr, und Philipp ging etwas mürrisch und barsch von seinem Weibe fort; doch erweichte sich sein Herz, als er zwei große Thränen in ihren Augen perlen sah, und er rief ihr noch einmal Adje und warf ihr einen Kuß zu.

„Mutter, jetzt laß uns beten, länger konnte und durfte ich ihn nicht mehr aufhalten, das Uebrige wird Gott thun," sagte Annie weinend, als sie ins Haus kam.

„Du hast mehr gethan, als ich erwartete, Kind, und nun ein Gebet zu Gott; der Herr wird's versehen."

Das war ein langer Tag für die zwei Weiber; aber als keine Kunde von irgend welcher Art ankam, fing Annie an zu zweifeln und zu bereuen, ihrer Schwiegermutter so leicht beigestanden zu haben, und wie wird erst Philipp sie plagen, wenn er es erfährt. „Mutter, ein Traum ist am Ende ein Schaum, und wir sind zwei abergläubische Weiber, welche sich durch Liebe bethören ließen, den Sohn und Gatten zu hintergehen."

„O Kind!—Ich sah es zu deutlich—es war zu reell — mich schaudert jetzt noch, wenn ich daran denke."

Annie konnte sich noch nicht ganz zurechtfinden, und um nicht hartherzig zu erscheinen, ging sie nach dem Hofe. Jetzt vernahm sie Hufschläge, und nach der Richtung, von wannen dieselben ertönten, blickend, gewahrte sie ihren Bruder Georg auf der Fänny reitend. Er schwang den Hut, um ihre Aufmerksamkeit zu ziehen. Als er nahe kam, rief er:

„Heio! Heio! ein Brief für dich!"

Annie zitterte, als sie den Brief erbrach, der Knabe konnte nicht warten, er sagte: „Phil ist allrecht, sis, er schrieb den Brief selbst."

Der Brief war nur kurz, aber der Inhalt war genügend für seinen Zweck. Es war Phil's Handschrift und lautete:

„Theure Annie! Als ich zur Fabrik kam, fand eine schreckliche Explosion statt; zehn Minuten früher und ich läge unter den Trümmern, denn der Ort, wo ich sonst arbeitete, liegt in Ruinen. Aus Furcht, du möchtest von dem Unglück hören und um mich bange sein, sende ich diese Zeilen. Danke Gott, meine Verspätung hat mir das Leben erhalten! Ich bleibe, um die Unglücklichen aus den Trümmern zu ziehen, denn ihr Hülferufen ist herzbrechend. Der Ingenieur ist an allem Schuld; er ist vor seinem Richter, um für alle seine Sünden zu antworten — eben bringen sie seinen Leichnam heraus. Sende Georg zu meiner Mutter und zeige ihr diese Zeilen. Keine Furcht, daß ich außer Arbeit liegen muß, bin schon gefragt worden, aufräumen zu helfen und hernach Ingenieur zu werden an des Verunglückten Stelle. Ich werde spät heim kommen. Dein

Philipp Conely."

„Du brauchst nicht weiter gehen, sondern kannst umkehren, denn die Mutter ist da."

„Aber wie kann ich ihr es nun am besten beibringen?" dachte die junge Frau.

Da ging die Thüre auf und Hester Conely sprach: „Ich hörte Stimmen, du hast Nachricht vom Philipp. Annie, was ist es?"

„Die Gefahr ist vorüber, Mutter. Phil ist gerettet; nebst Gott haben wir das deinem Traum zu verdanken. Komm, Mutter, wir wollen dem Herrn danken."

Im Parlor lagen die zwei Frauen auf den Knien, und die alte Mutter Conely betete: „Lobe den Herrn, meine Seele, und alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen, denn der Herr hat das Elend seiner Magd angesehen und hat ihr Flehen erhöret. Der Name des Herrn sei gelobet!"

Erfahrungen eines Tauchers.

Seitdem ich als Taucher arbeite, habe ich schon sonderbare Erfahrungen gemacht, sagte unser Erzähler; es kommt oft vor, daß man sich der Furcht nicht erwehren kann, besonders wenn einem die Nerven recht aufgerüttelt werden; doch man gewöhnt sich daran, und endlich hat man auch noch sein bischen Vergnügen, daß es hie und da, wenn auch nur selten, zum Lachen kommt. Als ich tauchte, um die Schätze des versunkenen Dampfers „Cast Star" zu holen, hatte ich eine Erscheinung, wie ich sie nicht oft wünsche; mit Mühe war es mir gelungen, die Kajüte des Capitäns zu öffnen; doch kaum war sie offen, dann kam der Capitän in fast aufrechter Stellung heraus und an mir vorbei, ihm folgte der erste Steuermann, und dann noch zwei Herren; sobald sie außerhalb der Kajüte waren, schnellten sie in die Höhe, als wenn sie eiligst am Lande erscheinen müßten. Es schien, als hätten sie auf mich gewartet, ihnen die Thüre zu öffnen. Wenn ich nicht bestimmt gewußt hätte, daß sie schon zwei Monate im Wasser waren, hätte ich geschworen, sie lebten; ich versichere Sie, es hat mich grausig berührt.

Als ich mein Handwerk erst anfing, gebrauchten wir noch die Taucherglocke, das war gefährlich; die neue, verbesserte Rüstung ermöglicht es uns, leichter zu arbeiten und uns freier zu bewegen. Einmal wurde ich angestellt, einem in Hampton Roads liegenden Panzerschiff den eisernen Panzer zu reinigen; damals hatte ich einen kleinen Spaß; ich kam nemlich an die Luft, um zu schnaufen, und ich kam gerade an einem kleinen Schifflein herauf, in welchem ein Neger stand und der Schiffsmannschaft Wassermelonen verkaufte. In seinem Eifer beachtete er mich nicht, und ich kam unvermerkt in das Schifflein. Als er sich umsah, saß ich da, mit einer der schönsten Melonen auf den Knien; nun ist aber ein Taucher in seiner Rüstung nicht gerade schön anzusehen, er sieht eben aus wie so ein lebendiger, aus der Tiefe gestiegener ——, und ein Neger ist abergläubisch bis zum in die Höhe springen. Vor Schrecken warf er die Hände in die Höhe, bleich, wie nur ein Schwarzer es werden kann, rief er aus: „Herr des Himmels, Gorra, wer sein du?"

Ich murrte in meinen Harnisch hinein und rollte zum Schiff hinaus in die Tiefe, nahm aber die Melone mit; ich hörte noch das schallende Gelächter der Schiffsmannschaft, welche mir hernach sagte, der Neger habe keinen Augenblick mehr gehalten, er sei davon gefahren mit dem Ausruf: „Golly, ich nicht dem Teufel Melonen fahre." Im allgemeinen hat jedoch ein Taucher wenig Gelegenheit, Humor aus seinem Geschäft zu schöpfen, es ist zu gefährlich, und man muß zu viel unter den Todten schaffen, als daß man noch zum Spaßvogel werden möchte.

Vor fünf Jahren ging ich einmal zur Erholung nach New Orleans, da kam ein alter Schiffsherr, dem ich schon manchen Dienst gethan, zu mir und wünschte, ich möchte nach Havanna fahren und dort bei der Regierung einen Lohn verdienen; man habe an ihn geschrieben, einen guten Taucher zu senden zu irgend einem Preis, und ich sollte die erste Gelegenheit haben. Ich war nicht in der Eile, zu arbeiten, aber in Cuba war ich noch nie, und ein Regierungscontrakt findet sich auch nicht alle Tage, daher willigte ich ein und machte mich, mit Empfehlungsschreiben und Rüstung versehen, auf die Reise nach Havanna. Da erfuhr ich nun, daß es sich um die Hebung eines Koffers, welcher sehr werthvolle Papiere enthalte, handle; ich nannte meinen Preis, und zwar keinen geringen, aber man nahm mich beim Wort, mit dem Zusatz, daß man die Summe verdopple, wenn ich die Papiere bringe. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß ich mir vornahm, mein Bestes zu versuchen.

Schon gleich beim Anfang hatte ich schlechten Erfolg: ich mußte an drei verschiedenen Orten mich senken, bis ich nur einmal das Schiff fand, der Grund war ungeheuer felsig, und solchen Boden hasse ich, denn man kann nie wissen, was für Ungeziefer in den Klüften haust, und hier, an der cubanischen Küste, war es überhaupt nicht ganz sauber. Doch, ich schwieg, denn es stand reizender Lohn in Aussicht, den mußte ich verdienen, wenn guter Wille es vollbringen konnte.

Endlich waren wir der Lage des Schiffes gewiß, und etwas nach Mittag ließ ich mich wieder in die Tiefe, und landete auf dem Verdeck des Schiffes; dasselbe lag halb auf der Seite, so daß ich mich nur auf allen Vieren bewegen konnte, denn sonst wäre ich ausgerutscht und — ins Meer gefallen, welches mir nicht lieb gewesen wäre. Glücklich erreichte ich die Cajüte, in welcher ich die Papiere zu finden hoffte, aber die Thür war geschlossen, und durch die Lage des Schiffes so verzogen, daß es mir keine geringe Mühe verursachte, dieselbe zu öffnen, denn es muß Ihnen ja doch einleuchten, daß man im Wasser keinen Schlag ausführen kann, und ich deßhalb ganz auf mein

Brecheisen angewiesen war. Als ich endlich sah, daß die Thür nachgab, setzte ich mich, um einen Augenblick zu „schnaufen."

Plötzlich gewahrte ich, daß mich Jemand am Arm zupfte, ich wandte meinen Kopf, wie man etwa auf der Straße thut, um zu sehen, wer mich berührte, da ergriff mich aber ein Entsetzen und ein Schrecken, daß ich schier umgestürzt wäre, denn ich gewahrte an meiner Seite das scheußlichste und teuflischste Wesen, daß ich je sah (siehe Bild); es zu beschreiben ist rein unmöglich, es war thatsächlich nur ein Kopf, aber derselbe war an vier Fuß großer Angst war, als ich, wahrscheinlich war ihm noch nie zuvor ein Taucher begegnet. Langsam erhob ich nun mein Brecheisen, so daß die Bewegung etwa schien, als wäre sie durch die Bewegung des Wassers entstanden; ich brachte das Eisen in die Nähe des fürchterlichen Maules, und im günstigen Moment stieß ich das fünf Fuß lange Brecheisen in den Riesenschlund hinein; ich glaube, das Eisen drang bis an den Schwanz zurück, aber dann schloß sich der Schlund, wie ein Blitz drehte sich das Unthier und verschwand, warf mich jedoch durch die Bewegung über'n Haufen, mein Brecheisen habe ich

lang, während der übrige Körper sammt Schwanz noch zwei Fuß extra gemessen haben mögen. Dieser Kopf glich einem Riesenkürbiß und hatte zwei Augen von der Größe einer Mannesfaust, sie waren höchstens sechs Zoll von einander entfernt. Das furchtbare Maul reichte auf beiden Seiten bis fast an den Schwanz zurück und ging geschäftig auf und zu, als wenn das Thier am Kauen wäre, so oft dieses Maul sich öffnete, schien es, als wenn das ganze Wesen auseinander fallen wollte. Der ganze Kopf war mit mächtigen Stacheln besetzt, als wenn tausend Nägel von innen herausgetrieben wären. Nachdem ich mich von meinem Schrecken etwas erholt hatte, fiel mir bei, daß ich jedenfalls nicht in Gefahr sei, und dann erst bemerkte ich, daß das Ding in gerade so nicht wieder gefunden. Nun stieg ich auf, ein anderes Eisen zu holen, sagte jedoch kein Wort von meinem Abenteuer.

Mit unendlicher Mühe gelang es mir denn doch, die Thüre weit genug zu öffnen, um eindringen zu können; als ich eben das Brecheisen wegstellen wollte, um in die Kajüte zu gehen, da sah ich plötzlich einen Schatten über mir, etwa wie wenn eine Wolke die Sonne verdunkelt; ich blickte auf, um die Ursache zu sehen. Es war kein Irrthum möglich, ich sah es nur zu deutlich: es war ein Haifisch, einer von den Menschenfressern, und er hatte mich entdeckt, denn er war nur etwa zehn Fuß über mir, und war etwa zwanzig Fuß lang. Noch spielte er mit dem Luftrohr, welches mir frische Luft zuführte, ein Biß und

meine Luft wäre dahin gewesen. Sie können sich leicht denken, wie mir zu Muthe war, doch währte es nicht lange, denn der Seetiger kam dem Rohr entlang herab. Sobald ich diese Bewegung merkte, legte ich mich flach auf den Boden, denn so war ich sicher, indem ein Hai nichts vom Boden aufnehmen kann, ohne sich auf die Seite zu legen, oder unter den Gegenstand zu kommen; er schien ein wenig irre zu sein an meinen Bewegungen.

Der Haifisch ist der gefährlichste Feind, dem die Taucher zu begegnen haben in den südlichen Wassern, und trotz meiner Rüstung fühlte ich einen kalten Schauer über mich rieseln, denn ich dachte an die Möglichkeit einer Verwicklung der Luftröhren. Zwei- oder dreimal strich er über mich hin, während ich bewegungslos auf dem dem Boden lag, immer hoffend, er werde nahe genug kommen, um mir Gelegenheit zu bieten, ihm den Bauch aufzureißen, aber die geringste Bewegung trieb ihn augenblicklich aus meinem Bereich, nur um im nächsten Augenblick wieder zu kommen. Endlich verließ er mich, und verschwand in einer Masse dichten Seegrases; aber ich war überzeugt, daß er auf der Lauer lag, deßhalb beobachtete ich alles genau, während ich mich wieder mit der Thür beschäftigte.

Endlich gelangte ich in die Kajüte, aber da war es stockfinster, und ich mußte auf den Knien suchen, ob ich den Koffer finden könnte. Jetzt hatte ich ihn, ich konnte es fühlen, daß kein Irrthum möglich war; aber nun ging mir plötzlich die Luft aus. Wer kann beschreiben, was da für ein Gefühl mich überwältigte — ich nicht! Augenblicklich kam mir der Gedanke: Der Hai hat das Luftrohr durchgebissen, du bist hin. Ich ließ den Koffer fahren und ergriff mein Brecheisen, um womöglich mein Leben theuer zu verkaufen. Sobald ich mich umdrehte, kam wieder frische Luft in meine Rüstung, die Röhre hatte sich in der Thür verwickelt, meine Bewegung gab ihr wieder freien Raum. Aber auch mein Todfeind war nahe, er hatte mich bemerkt und kam auf mich zu: drei Fuß Raum zwischen mir und ihm; jetzt oder nie. Ich ergriff mein Brecheisen und rannte dasselbe in die Flanken des Menschenfressers. Der Getroffene machte Kehrt und floh, und ein Strom Blutes zeigte mir deutlich genug, daß er nicht wiederkehren werde.

Noch einmal ergriff ich den Koffer und brachte ihn aufs Verdeck, dann gab ich das Zeichen zum Aufsteigen. O weh, man beantwortete mein Signal nicht, und ich entdeckte, daß nun oben etwas nicht in Ordnung sei. Endlich hoben sie mich und brachten mich ins Schiff mit meinem Koffer. Die Ursache, daß man mein erstes Signal nicht beantwortete, war der Haifisch, welcher sich im Todeskampf erhoben hatte, und ganz wüthend um sich peitschte, so daß sie ihm fast nicht entrinnen konnten.

Ich empfing meinen Lohn, war dankbar für mein Leben, und bin seither nicht wieder in die Tiefe gestiegen. Was ich ersparte, ist sauer verdient, aber es ist genug zum Lebensunterhalt, und mehr verlange ich nicht. M.

Blumen aus der Wüste.

(Von Otto Funcke.)

3. „Er nahm ihn vor dem Volk besonders."

Es war an einem der ersten Abende meines einsamen Lebens. Der Wind stürmte um unser Haus und warf Regen und Hagel gegen meine Fenster. Etwas zu arbeiten war mein Geist zu müde, des Lesens war ich überdrüssig, und Menschen aufzusuchen hatte ich erst recht keinen Muth. Von Haus war allerlei trübe Zeitung gekommen. Ein Gefühl der Verlassenheit wollte meine Seele beschleichen. Da klopfte es an meine Thür. Der Postbote brachte einen kleinen Korb, der, laut Poststempel, aus Bremen kam. Darin lag ein wundervoller Strauß von Maiglöckchen und Veilchen; die dufteten gar wonnesam, und lachten mir lustig entgegen. Sonst war da nichts als eine Blumenkarte. Darauf aber war mit zierlichen Buchstaben geschrieben: „Ich will dich in eine Wüste führen und freundlich mit dir reden." Kein Wort mehr, keine Unterschrift, keine Ueberschrift, keine Andeutung, welche den Absender (oder die Absenderin) verrieth.

Wundert sich der Leser, wenn ich ihm berichte, daß mit einem Schlage all meine Traurigkeit in Freude verwandelt war? Wenn ein Engel vom Himmel gekommen wäre und hätte mir eine Frucht von den Bäumen an dem „krystallenen Strom" gebracht, so hätte ich nicht unmittelbarer die Freundlichkeit Gottes schmecken und sein beseligendes Grüßen spüren können. Was kann es Größeres geben, als wenn der große Gott im Himmel ein armes Menschenkind auf Erden wissen läßt: „Ich denke an dich!"? — Und wahrlich, unser Gott grüßt uns so oft, wenn wir's nur merken wollten. Er offenbart sich uns in Kleinigkeiten, aber ach, sie sind uns meistens zu klein, oder vielmehr wir sind zu „klotzig," als daß wir ihrer wahrnähmen. Wir warten auf allerlei Ereignisse in und von dieser unteren Welt, die sollen's machen; oder wir warten auf allerlei Mirakel vom Himmel her, auf eines Engels Flügelschlag, oder auf eine Esels Predigt, wie weiland Bileam der Prophet. — So sehen wir den Wald vor lauter Bäumen nicht. Warum nicht? Weil's uns an der inneren Sammlung und Stille in Gott fehlt.

Das wird besser in der Einsamkeit, falls wir sie recht

gebrauchen. Das Kleine bleibt ja klein. Aber unser gesammelter Geist bringt betend hinein und findet die göttlichen Spuren. Und so wird's groß. — In diesem Falle war mir das besonders leicht gemacht. Mit jenem Worte auf der Blumenkarte nemlich hatte es seine eigene Bewandtniß. „Ich will dich in eine Wüste führen und freundlich mit dir reden" — das war der Text einer meiner letzten Predigten gewesen. Jetzt gab mir einer meiner Zuhörer—Gott wolle ihn dafür segnen!—das Wort zurück, als wollte er sagen: „Du hast so eindringlich vom Segen der Wüstenzeiten gepredigt; nun beweise auch, daß es wahr ist, und laß dem Schwermuthsteufel und dem Bruder Murrkopf keinen Raum. Also wird dann das ‚freundlich reden' sich auch schon spüren lassen."

Der liebe Gott hatte nach seiner Freundlichkeit auch noch andere Menschen in Gang gebracht, die mir, ob auch mit verschiedenen Worten, dasselbe sagen mußten, auf daß solche Rede auf zweier Zeugen Mund stehe, und der Nagel so viel tiefer in die Wand geklopft werde. Eine fürstliche Dame nemlich, die ich nie gesehen, die aber von meiner unfreiwilligen Muße gehört hatte, schrieb mir in jenen Tagen: „Der Herr nimmt Sie jetzt vor dem Volk besonders. Ich gratulire. Es kann nur deßwegen sein, daß Er Ihnen seinen Finger auf Ohr und Lippe legen und ein neues beseligendes Hephatha sprechen will (Markus 7, V. 33 u. 34)." Also auch sie gratulirte zur Wüste.

Unter Wüste ist ein Ort verstanden, wo man, so weit das Auge reicht, kein rechtes Leben entdeckt. Da ist nichts Anziehendes, keine Bewegung, kein Wachsthum, keine Töne, keine Farben, kein Duft, kurz nichts was die Sinne anzieht und erquickt. Ueberall um einen her ist Alles todt, ausgebrannt und ausgestorben. Unwillkürlich also richtet sich das Auge des Wüstenbewohners in die Höhe. Und in der That: da ist dasselbe tiefblaue Firmament; da ist dieselbe Sonne mit demselben leuchtenden Glanz wie sonst; da funkeln des Nachts dieselben Sterne wie über den lachendsten Paradiesen. Ja, dieselben, die wir früher kennen lernten, und doch nicht dieselben. Sie sind tausendmal schöner und herzerquickender; nicht weil sie es sind, aber weil sie es für uns sind. Wir, die wir früher so viel hatten, haben ihrer bislang weniger geachtet; die Erde bot uns ja so viel. Jetzt, da sie das einzige Leben sind, das in unsern Gesichtskreis tritt — ja, jetzt wissen wir sie zu schätzen.

Wenn also der ewige Gott dem irdischen Pilger halb droht und halb verspricht: „Ich will dich in eine Wüste führen und freundlich mit dir reden. Ich will dir die Wüste zum Lustgarten machen, und die Einöde zum fröhlichen Gefilde," so verstehen wir das nun. Unter diesen „Wüsten," in welche Gottes Hand uns führt, sind solche Lagen des Lebens verstanden, da die Erde uns verleidet wird. Sei es nun, daß die Menschen uns zwischen ihre Zähne nehmen und uns alle Gemeinschaft vergällen; sei es, daß Die, die unseren Augen Lust und Wonne sind, uns vor der Seite gerissen werden; sei es, daß Krankheit des Leibes oder der Seele uns unfähig macht, an dem bunten Leben der Menschen und an ihren Freuden Theil zu nehmen; sei es, daß wir durch andere Ursachen in die Einsamkeit hineingeleitet und von dem gewohnten Weltgenuß abgeschnitten werden. Solches Alles geschiehet, damit wir lernen was das heißt und ist: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von dannen mir Hülfe kommt."

So ist es jetzt bei mir. Zwar ist Rehburg ein sehr angenehmes Dörflein in lieblicher Lage. Auch fehlt es mir an nichts, was zur sogenannten Gemüthlichkeit gehört. Von argen Schmerzen habe ich auch nicht zu leiden. Dennoch ist's „Wüste"; es ist das: „Vor dem Volk besonders." — Ein Mensch, dem energische Arbeit das natürlichste Bedürfniß ist; ein Mensch, der fort und fort in dem vollen Strom des Lebens drin steht, nehmend, gebend, auf Andere wirkend, beeinflußt von Anderen, und nun, auf einmal, ist Alles abgeschnitten;—die Thätigkeit hört auf, die Gemeinschaft hört auf, das geistige Genießen hört auf, und das Alles auf ganz unbestimmte Zeit—ein solcher Mensch in solcher Lage kommt sich vor, als wäre er aus der Welt herausgenommen. Nur einzelne liebe Menschen schleichen in unserem Badeort herum; sie sind fast alle leidender als ich, und noch mehr als ich darauf angewiesen, zu schweigen. Das große Gefluthe der Welt aber ist meilenweit von uns entfernt. Von dem Pfeifen und Rollen der Eisenbahn keine Spur; zweimal am Tage ein Posthorn, je und dann im Tageslauf das dumpfe Krachen eines Baumes, den die Holzfäller im nahen Buchenwald niedergelegt — sonst keine Stimme. Auch kein Glockengeläut, Werktags nicht, Sonntags nicht. Das ist „Wüste." Es bleibt nur übrig, hinaufzublicken zu den ewigen Höhen, zu dem Gnadenhimmel voll göttlicher Verheißungs-Sterne, und einwärts zu blicken ins eigene Herz. Die gewohnten Brücken zur sinnlichen Welt sind abgebrochen. Nun gilt es, eine Himmelsleiter zu bauen und die Wege ins eigene Ich zu suchen.

Sieh da, unsere Zeit! Ist es da nicht ein wahrer Segen, wenn man einmal gründlich herausgerissen und nach Patmos geschickt wird? Jetzt gilt's, die Dinge von der Vogelperspective aus beschauen. Jetzt gilt's, sich selbst den Puls fühlen: „Wo bist du hingekommen, Menschenkind? Wie steht's mit deiner innerlichen Gesundheit? Wie steht's bei dir mit der Wahrheit? — Wollen wir nicht verschlungen werden von jenem wirren Getriebe, so müssen wir in die Stille. O, warte doch nicht, lieber Leser, bis Gott dich von der Welt abschneidet und in die Einsamkeit hinein zwängt! Nimm dir täglich deine Zeit, wo du stille aufschaust zum Himmel, wo du mit deinem Gott, dem Vatter aller Geister, dem Vater deines Geistes, allein bist — wo du Odem holest in der Welt der Ewigkeit.

Weil wir aber in der Regel darin nicht treu sind, so

reißt Gott Diejenigen, die er lieb hat, zuweilen heraus. Wir hatten keine Zeit für uns selbst und für ihn — nun gibt er sie uns, also haben wir sie. „Er vermacht unsere Wege mit Dornen," also daß nur der Aufblick und Einblick überbleibt. O, zage nicht, klage nicht, wenn er das thut. Frage nicht „Warum?" sondern sage dir sogleich: „Darum ist's, damit ich einmal wieder recht zu mir selber komme." Gerade dies ist uns an und für sich so schwer. Wir kommen zu Allem — zum Weinen und Lachen, zum Lieben und Leiden, zur Arbeit und zur Ruhe, zum Reisen und zum Kämpfen, wir kommen zu Wissenschaft, Kunst, Natur — wir steigen hinauf bis zu den Sternen, wir fahren hinab bis in die Eingeweide der Erde — überall hin kommen wir und zu Allem kommen wir — nur nicht zu uns selbst! Ach, wenn's das nur wäre. Aber tausendmal fliehen wir geradezu vor uns selbst — tausendmal suchen wir die innere Oede und Leere vor uns selbst zu verbergen, indem wir uns in ein Gestrudel von Geselligkeit, Parteikampf, Arbeit — vielleicht sogar „fromme Werke" — hineinstürzen.

O Eitelkeit, o Irrsinn des Menschenkindes, das Alles im Weltall suchet und findet und sich selbst darüber verliert; das Ehre und Wissen, Geld und Schätze aller Art aufhäft, und siehe, auf der Scheidelinie zwischen Zeit und Ewigkeit — siehe, in dem Augenblick, da es vor Gottes aufgedecktes Angesicht treten soll — siehe, da entdeckt es mit Grausen, daß es sich selbst, daß es seinen wahren Urstand in Gott verloren hat, daß es den Grund nicht gefunden hat, der seine Anker ewig halten könnte. Gesegnet sei uns die Hand, die uns über solchem Rennen ins Bodenlose und Leere — ob auch mit scharfem Rütteln — aufhält!

---

4. Dreimal drei Glockenschläge.

Heute feierte ich hier meinen dritten Sonntag, der wenigstens insofern seinen Namen mit Recht führte, als er sonnig war. Aber die Sonne am äußeren Himmel macht's doch nicht — „Gottesdienst" wird, wie ich schon erwähnte, hier nicht gehalten.*) So machte ich mich denn — nachdem ich die unaussprechlich langweilige Operation des Inhalirens ausgehalten war — auf, um wenigstens Glockengeläute zu vernehmen. Man hatte mir gesagt, auf einer gewissen Anhöhe würde ich um ¾12 Uhr die Glocken von Loccum läuten hören. Ich fand auch wirklich die Stelle, wo man, durch eine Waldlichtung hindurch, einen Blick auf das altehrwürdige Kloster gewinnt. Da lag es vor mir im Sonnenglanz, wie es seit sieben Jahrhunderten gelegen. Das Geläut, das zum Gottesdienst gerufen, war zwar längst verklungen. Aber der Anblick des alten Klosters führte die Seele in einsame, ferne Zeiten hinein. Was lag nicht Alles zwischen dem heutigen Tage und jenem, da die Brüder des heiligen Bernhard, die weißgekleideten Cistercienser-Mönche, da unten in der Wildniß ein Kreuz aufrichteten und die ersten Eichen fällten, um Christo zu Ehren ein Gotteshaus zu bauen! Die Seele verlor sich in längst verflossenen Tagen, und gewann eine wunderbare Sammlung.

Ist es nicht so: der Blick auf unermeßliche Meeresfluth — der Blick auf gewaltige Trümmer aus uralten Tagen — der Blick in die stillen, ewig-weißen Firnen der Schneeberge — der Blick in den sternenklaren Himmel der Nacht — der Blick über die endlose, eintönige, schweigende Haide, die sich in der Ferne mit dem Firmament des Himmels vermählt — wie unendlich verschieden unter sich dies Alles auch ist, so ist's doch darin gleich, daß die Seele sich darin sammelt und über die Kleinigkeiten der Gegenwart, über die Eitelkeit und Nichtigkeit des Zeitenstromes, der uns umfluthet, sich erhebt und leichter eintaucht, in das Meer der Ewigkeiten —?

So war es auch mir heute Morgen. Meine Seele war ganz Sammlung und Stille. Und keine menschliche Stimme und keine Stimme irgend welcher Creatur durchbrach diese Stille. Da — horch! was war das? Ein feierlicher, tief ernster, melodischer Glockenschlag und dann noch einer, und noch einer! dann eine Pause, und noch einmal drei, und so zum dritten Mal. Dreimal drei Glockenschläge! Von dem Klosterthurm Loccums tönten sie zum blauen Himmel hinauf, gerade so wie vor 700 Jahren, als dort unten Abt Wülbrand der Alte das Pater Noster betete. Sie redeten vom Vater, Sohn und Geist — von dem Gott, der uns geschaffen, von dem Sohn, der uns erlöset hat, von dem heiligen Geist, der uns heiligen will. Sie nahmen meine Seele mit hinauf. Thränen seliger Erhebung traten in meine Augen; ich fühlte wie jener Schäfer, den unser Uhland singen läßt:

„— — Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar, so feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich. —
— Dies ist der Tag des Herrn."

Ja, das war ein „Tag des Herrn." Die dreimal drei Glockenschläge ersetzten mir diesmal die beste Predigt und Liturgie. Jetzt entbehrte ich den Gottesdienst nicht mehr; ich hatte ihn. O, wie wenig und wie viel gehört zu einem Gottesdienst! Wie konnte meine Seele heute so leicht auffliegen zum lichten blauen Himmel und höher hinauf, bis dahin, wo der Vater wohnt!

„Und Jesus hob seine Augen auf gen Himmel und sprach: Vater!" so hatte ich eben gelesen (Joh. 17, V. 1). Ich wollte eigentlich unterwegs das ganze „hohepriesterliche Gebet" lesen, aber ich kam nicht weiter als zu den Worten: „Und Jesus hob seine Augen auf gen Himmel, und sprach: Vater!" Ich kam überhaupt in meiner lieben „Wüste" selten weit, wenn ich Gottes Wort betrachtete. In dem ersten oder zweiten Verse versank ich schon, weil sich mir göttliche Tiefen darin enthüllten, die mir vordem verborgen geblieben waren. — So konnte ich jetzt gar nicht müde werden, mit dem betenden Jesus zum Himmel zu schauen. Es war mir, als ob der obere Himmel sich in

*) Zur Sommerzeit, in der eigentlichen Badesaison, wird in einer gar lieblichen Capelle Gottesdienst gehalten. Ich bemerke das, um mein liebes Rehburg nicht schwarz zu malen.

den Himmel, der in Jesu war, schwebend herniederneigte. Und ich Aermster, der in des Heilandes Schatten stand, bekam auch ein wenig ab; — ein wenig, aber genug, um mich ganz zu beglücken. O, wenn wir doch oft so aufschauen könnten! Ja, wenn wir nur wollten! Welch ein Beispiel für uns, daß ein Jesus wieder und wieder Auge und Herz eintaucht in die Himmelswelt! Und wir — o, es ist schrecklich zu sagen — wir — haben in der Regel keine Zeit dazu. Hundertmal erfuhren wir, daß dies Eintauchen in die Himmelswelt zum Leben für unsere Seele wurde, und doch — keine Zeit!

Kein Wunder, daß es da, trotz aller Ermuthigung durch Christum und sein Wort, auch mit dem Aussprechen des Wörtleins „Vater" nicht recht gehen will. Heute, auf der Höhe über Loccum, kam ich einmal dazu. Darüber versanken dann alle Schmerzen der Vergangenheit, und alle Sorgen um's Zukünftige im Meer der Liebe.

O, wie ganz anders wird einem doch das göttliche Wort lebendig, wenn man recht in der Einsamkeit ist! Wir Pastoren zumal sind gar sehr versucht, die Bibel als ein Magazin anzusehen, daraus man Geräth zur Arbeit, Steine zum Kirchenbau und zum Aufbau der Kirchenlehre und Waffen zu ihrer Vertheidigung herausholt. Wenn man im Laufe der Woche so ein Dutzend geistliche Reden zu halten hat — Predigten, Bibelstunden, Tauf- und Copulations-, Beicht-, Leichen-Reden u. s. w., so passirt's einem leicht, daß man (natürlich ohne es zu merken) Gottes Wort nur darauf hin ansieht, was man etwa für Andere daraus machen kann. Das ist dann auch ein Stück von dem: „Anderen predigen und selbst verwerflich werden."

Welch ein Segen also, wenn Gott einem Zeit gibt, wo man sich um die ganze Welt nicht zu kümmern braucht und nur noch für seine eigene Seele sorgen darf! — Und nicht nur Pastoren, ach nein! auch andere Christen sind in der Gefahr, Gottes Wort in thörichter Weise zu gebrauchen. „Gott hat die Menschen aufrichtig geschaffen, aber sie suchen viele Künste," sagt der „Prediger Salomo." Dies Wort ist immer wahr gewesen, so lange es sündige Menschen gab. Vielleicht wurde es aber niemals so bewahrheitet, als in dieser unserer Zeit, wo das Leben so verzwickt, complicirt und verwirrt ist, und die Leute—wie sie meinen—zu tausend Künsten greifen müssen, um sich durchzuhelfen. Ach, auch die Christen brauchen, der Einfalt vergessend, so viele Künste, wenn sie Gottes Wort lesen. Es muß herhalten als Stoff zur Kritik; es muß herhalten, damit wir Recht behalten; es muß beweisen, daß unsere Ansichten und Lehren von den geistlichen Dingen die einzigen gültigen seien; es muß das Material abgeben für Dogmatik, für Lebensweisheit, für fromme Geselligkeit, für heilige Poesie, es muß die Schiboleths hergeben für unsere unseligen Parteikämpfe, und — was weiß ich — nicht Alles? Aber sind das nicht alles unaufrichtige Künste, wenn man es nicht in erster Linie das sein läßt, was es sein will, nemlich Brod, tägliches Brod, davon unsere Seele zehren muß, wenn sie nicht schwindsüchtig werden soll? Jeder Gebrauch der Schrift, der nicht in erster Linie auf unser Herz und auf unser Gewissen zielt, ist eine unaufrichtige Kunst. Die geringste Viehmagd, die in Gottes Wort das Pünktlein zu finden weiß, wo es heißt: „Du bist der Mensch, mit dem hier und jetzt der ewige Gott redet" — sie versteht von seinem wesentlichen und ewigen Inhalt mehr, als der größte Theologe, der es nur „objectiv" nimmt, das heißt, der nur den Sinn klar stellt und dann — zur Tagesordnung übergeht.

---

4. Die Zeitungsleidenschaft.

O, sehen wir doch zu, wie wir lesen und wie wir hören! Warum dringt Gottes Wort so selten in die Tiefe unseres Herzens? Nicht am wenigsten, weil wir unsern Geist allermeist so vollpfropfen und verwirren, durch allzuviel andere Lectüre. Ich nenne hier nur — um von Romanen und dergleichen zu schweigen — die Zeitung. Mit welchem Heißhunger fallen die meisten, gebildeten und ungebildeten, Leute darüber her, an jedem Tag aufs Neue, oft zweimal, dreimal an einem Tag. Man sollte denken, sie bekämen da Manna vom Himmel. Und doch empfangen sie nichts, als einen Extract von dem, was das schmutzige, unruhige Meer dieser Welt fort und fort aufschäumt.

Ich habe mir in dieser meiner Wüstenzeit den Luxus erlaubt, daß ich den politischen Zeitungen nur 2–3 Minuten des Tages opfere, den Kirchenzeitungen dagegen gebe ich gar keine Audienz. Ich glaube auch, daß es recht ist, diese Lectüre aufs Allernothwendigste zu beschränken, wenn Gott uns in die Wüste führt, um mit uns zu reden. Ich sehe mich nur nach dem um, was man anstandshalber und gewissenshalber wissen muß. Die Welt befindet sich dabei nicht schlechter, ich aber viel besser.

Ja, ist es nicht ein Wahnsinn — ist es nicht ein Stück Selbstmord, daß man täglich — vielleicht mehrmals — seinen Geist und seine Phantasie anfüllt mit allerlei schauerlichen und häßlichen Geschichten, Berichten, Bildern, Witzen, Lügen, Gemeinheiten, oder doch mit Sachen, von denen man theils nichts versteht, oder bei denen man jedenfalls nichts machen kann—? Ich bitte euch, welche Vernunft hat es, diese unzähligen Mord- und Skandalgeschichten zu lesen, oder diese endlosen Schwurgerichtsverhandlungen, die nur Koth und Unflath aufwühlen, von a bis z zu studiren—? Was ist in so einer Zeitung Alles zusammengebraut, und was muthet man seinem geistigen Magen zu, wenn man das Alles verschlingt?! Reichstagsverhandlungen, conservative oder fortschrittliche Parteiversammlungen, Ehebruchsgeschichten, Jäger'sches Wollsystem, Theaterskandal, Reitclubangelegenheiten, Berieselungsfelder, Eisenbahnunglück, Wahlagitationen, Dynamitattentate, Herannahen der Cholera, Geburt eines Kameels im zoologischen Garten,

Lustmorde, neue Steuerprojecte, Ausstellung von Patagoniern, Börsenmanöver, Geheimnisse der Morgue, Lebensmittelfälschungen, Reclamen, Hungersnoth in Rußland, Straßenrevolte in Cincinnati, Erdbeben in England, Greuel der Vivisection in Wien, Reblausverheerungen, amerikanisches Schweinefleisch, Schiffbrüche im Canal u. s. w., u. s. w. Da sitzen nun die Männer, ach, nur zu oft auch die Frauen,—sie, die für Gottes Wort und Gebet keine Zeit haben,—da sitzen sie Stunden, unübertrieben Stunden an jedem Tage, und pfropfen dieses unselige Tutti frutti in sich hinein. Und nachher ist ihnen „von alledem so dumm, als ginge ihnen ein Mühlrad im Kopfe herum."

Aber wenn das auch nicht so wäre; wenn's Einer nun Alles klar und säuberlich behielte, — wäre das nicht ebenso schlimm? Nein, das wäre noch viel schlimmer! O, diese Zeitungsleidenschaft ist eine der größten Krankheiten unserer Zeit. Sie zerstört allen idealen Sinn; sie zerstört vor allen Dingen den Geschmack an dem einfachen Gotteswort. Freilich, wenn das Bildung wäre, daß man von Allem, was in der Welt ist oder geschieht oder vielleicht geschehen könnte,—wenn es zur Bildung gehört, von dem Allen etwas zu wissen und mitschwätzen zu können,—dann freilich müßte schon die Zeitung das a und o unseres Tageslaufes sein. Aber ich denke, der wahrhaft Gebildete offenbart sich darin, daß er tausendmal mit Freuden sagt: Von dieser Sache verstehe ich nichts, und da rede ich also auch nicht mit. — Wahrlich, Menschen, die auf einem Gebiet des Lebens tüchtig sind, dienen der Menschheit mehr als diese unglückseligen Flachköpfe, die über Alles mitreden und doch nie einen Gedanken haben, der den Namen verdient.

Wohl weiß ich, daß sich jetzt Viele beleidigt fühlen werden. Sie meinen, als Staatsbürger—was heutzutage so viel heißt als ein Stückchen Weltregent,—müßten sie doch Bescheid wissen. Freilich, ganz ohne Zeitung geht's ja auch nicht. Und Jeder sehe wohl zu, daß er die rechte bekommt. Eine politische Zeitung soll ja weder eine Kirchenzeitung noch ein Erbauungsblatt sein. Aber eine Zeitung, die keinen sittlichen Ernst hat, die nicht wenigstens Ehrfurcht hat vor der göttlichen Wahrheit und vor der christlichen Weltanschauung,—die sollte ein Jünger Christi in seinem Hause nicht dulden!

Doch das nebenbei. Also—eine Zeitung muß man haben, aber man muß sie nicht immer lesen und man muß nicht Alles darin lesen. Man darf für gewöhnlich schnell damit fertig sein. Das, was wirklich wichtig ist, ist leicht gefunden, dafür sorgt die fette Schrift. Darnach wird's in Leitartikeln und Correspondenzen wiedergekäut, zehnmal, hundertmal, falls es nicht nachher als wilde „Ente" wieder fliegen gelassen wird. Doch genug von diesem ärgerlichen Thema. Wenn diese Stimme aus der Wüste dazu dient, etlichen Leuten, die bisher keine Zeit hatten für Gebet, Gotteswort, häusliche und kirchliche Andacht—ich sage, wenn diese Wüstenstimme dazu dient, ihnen zu zeigen, wie sie diese Zeit finden, so tröste ich mich leicht über den Zorn vieler Redacteure, Reporter, Politiker und desgleichen. Die besten unter diesen allen aber werden mir am kräftigsten beistimmen.

---

5. „Brich herein, süßer schein!"

Nun bin ich einen Monat hier. Eine Woche war wie die andere und ein Tag verstrich ähnlich dem andern. „Ereignisse" gibt's hier nicht. Was kein Ereigniß ist, muß darum eins sein, und was eins ist darf keines sein. Ein Ereigniß war's—nach meiner Meinung —daß von uns zwanzig Curgästen einer starb, nemlich ein junges Mädchen, die in der Fülle des Lebens stand. Aber ich merkte bei den allermeisten meiner lieben Leidensgenossen, daß es sehr übel angebracht sei, von diesem Todesfall zu reden. Je nach dem inneren Stande denkt der Eine bei dem Worte „Tod" an das, was nachher im Himmel sein wird, der Andere an das, was in der Erde vorgeht. Und dies Letztere paßt in der That schlecht zu erheiternder Unterhaltnng, welche allein „kurgemäß" ist. Dies Ereigniß also, daß der Eine von uns Zwanzig, und also der zwanzigste Theil von uns, abgeschieden war, durfte kein Ereigniß sein. Da die Menschen aber ohne „Ereignisse" nicht leben können, so mußte der Tod eines kleinen allerliebsten Hündleins, das meinem jungen Freund F. gehörte, und das von großen Jagdhunden zerrissen worden war, so viel mehr Stoff zur Unterhaltung bieten. Die Sache war ja auch traurig genug. Schließlich ist's aber doch nicht frivol, und auch nicht einmal lieblos, wenn man sagt: „Es war aber doch nur ein Hund."

Dennoch sollte es an einem neuen Memento nicht fehlen. Ich ging vorgestern an einer Hütte vorbei, die am Waldesrand liegt. Viele ernste Männer standen davor oder gingen ein und aus. Als ich mich nach der hier so ungewohnten Ansammlung von Menschen erkundigte, vernahm ich, daß in der Hütte ein Mann liege, dem soeben beim Holzfällen durch eine niederstürzende Buche der Schädel zerschmettert worden sei. — Ich vergaß in diesem Augenblick, darüber nachzudenken, ob es auch kurgemäß sei, den Ort des Jammers zu besuchen. Nicht als Pastor, aber als Mensch, als Christ und als Sohn eines Arztes trat ich ein.

Ach, wie schauerlich war der arme Mensch zugerichtet. Er war eine Hüne von Kraft gewesen, und nun lag er da, weiß wie die getünchte Wand, bewußtlos, leise wimmernd, mitten im Verscheiden. Man hatte ihn auf eine Holzbank gebettet; das zerschmetterte Haupt lag in dem Schoß eines seiner Freunde. Der legte Eisbeutel darauf, denn der Arzt war schon dagewesen, und so brauchte ich keine Rathschläge mehr zu ertheilen. Aber ich wagte es, den lieben, tief erschütterten Menschen ein Wort zu sagen von dem Grund, der unbeweglich steht und nicht erschüttert werden kann. Es wurde so aufgenommen wie's gemeint war und Mancher wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

Aber die Frau des Hauses, in das man den Sterben-

den getragen hatte, weinte fast leidenschaftlich. Als ich den Grund ihrer besonderen Bewegung erforschte, theilte sie mir mit, das Kindlein, das sie auf den Armen halte, feiere grade heute seinen zweiten Geburtstag. Sie schien es für ein übles Vorzeichen zu halten, daß grade an seinem Geburtstag solch schaurig Sterben im Elternhause geschehen müsse. Es war aber leicht, ihr das Gegentheil zu beweisen. Wenn man einem der geringsten Brüder des Herrn Jesu die letzte Lagerstätte und Pflege in seinem Hause bereitet, so kann das ja nur der beste Jahresanfang sein. Als ich dann—einige Stunden später—dem lieblichen Töchterchen noch ein kleines Geburtstagsgeschenk brachte, war die junge Mutter vollkommen getröstet.

Schwerer war das Trösten in Windslar. Hier wohnte nemlich die Wittwe des Erschlagenen, und es versteht sich, daß ich ihr am andern Tage einen seelsorgerischen, d. h. christlich-brüderlichen Besuch machte. Man wies mich auf einen netten Bauernhof; daß von materieller Noth hier keine Rede sei, sah ich alsbald. Auf der großen Hausdiele spielten zwei liebliche Kinder, wie immer, und die Pferde, Kühe und Ziegen rechts und links von der Diele fraßen ihr Futter, wie immer. In der Wohnstube aber saß auf dem Bette eine jugendliche und doch geknickte Frauengestalt, — eine schöne Blume, die das Haupt hängen läßt. Ihre Welt war untergegangen. Es war die Wittwe; ein weites Weh. Sie erschien mir wie die Traurigkeit in Person, und sie hätte jedem Maler als Symbol der Trauer dienen können.

Ach, diese Trauer erschien mir so keusch und feierlich, und meine Worte so armselig, daß ich mich lange nicht entschließen konnte meinen Mund aufzuthun und nur so neben ihr saß. Sie regte sich auch nicht, zuckte mit keiner Wimper, redete keine Silbe, vergoß keine Thräne, als ich ihr mein Beileid aussprach. Als ich aber von der Liebe Gottes in unserem Leid sprach,—als ich davon sprach, wie uns unter Christi Kreuz auch unser Kreuz zur Verklärung werden solle, — da brach sie in heiße Thränen aus. In heiße, aber nicht in bittere Thränen, denn sie sagte: „Ja, Herr, datt is, Gott sei Dank, all so, und ich danke Sie ook, datt Sie me datt seggt hebbt; ower et is doch so swoor, so swoor!" Und sie verhüllte ihr Haupt und weinte, und wir weinten mit einander. Aber doch war der Bann gelöst, und sie konnte jetzt wieder reden und hören. Sie gehörte nicht zu denen, die ohne Hoffnung sind in dieser Welt. Als ich Abschied nahm glitt ein freundliches Lächeln über ihr Angesicht. O, es gibt ein Lächeln, das, erschütternder als alle erschütternden Klagen, Kunde gibt von dem inneren Weh. Und doch ist's ein wahrhaftiges Lächeln, weil hinter dem Weh die Hoffnung steht.

Eine Stunde später stand ich auf einem Hügel. Mir gegenüber lag ein großer Tannenwald. Ein feierlich stilles Windesgebrause zog hindurch,—es mahnte mich an das Rauschen der Palmen im ewigen Paradiese. Und nun senkte sich die Abendsonne mit leuchtender Pracht hinter den Wald, der an und für sich so finster war. Und siehe, die flammenden Sonnenstrahlen glitzerten durch das dunkle Gezweig, und das Dunkel wurde verklärt. Es gab ein entzückendes, geheimnißvolles Farbenspiel. Ja, nachdem die Sonne selbst verschwunden war, wollte dennoch der purpurne Glanz von den Myriaden grüner Nadeln nicht weichen.

Und es war mir als ob eine Stimme zu mir sprach: „Siehe, also wie die Sonne da hindurchbricht durch den dunklen Wald und ihn schier verkläret, daß er nun doppelt herrlich ist durch seine vorige Dunkelheit,—also scheinet die Ewigkeit durch unser armes Leben hindurch. Halte du dich nur an den Einen, der um deinetwillen auf die Erde niederkam, — an den König der Zeiten und Ewigkeiten, und du wirst hier unten allewege, auch unter allem Leid, den Glanz der Ewigkeit entdecken.—Deine Unruhe, deine Schmerzen, deine Anfechtungen, deine Leidenschaften, sie alle werden im Kerne überwunden, und große, selige Friedensgedanken werden dich erfüllen, wenn du der Ewigkeit Raum gibst in deiner Seele. Dann sinkt auch aller Schrecken des Todes hin; er ist fortan nur noch die Thür, die aus der Zeit in die Ewigkeit führt. Und keine Macht ist so finster, daß sie nicht könnte durchleuchtet werden von diesem Ewigkeitsglanz.

Nun, das hatte ich ja auch soeben noch im Trauerhause zu Windslar erfahren. Ich aber segnete meine „Wüste," weil grade darin auch bei mir die Ewigkeit lebendiger geworden war. Heimkehrend sang ich leise das Lied:

Brich herein, süßer Schein,
Goldne Ewigkeit!
Brich in unser armes Leben,
Unsern Füßen Kraft zu geben,
Unsern Seelen Freud'.

Hier ist Müh, morgens früh
Und des Abends spät;
Angst davon die Augen sprechen,
Noth davon die Herzen brechen,
Kalter Wind oft weht.

Jesu Christ, der du bist
Unsrer Hoffnung Licht,—
Stell uns vor und laß uns schauen
Jene immergrünen Auen,
Die dein Wort verspricht.

Ewigkeit, in die Zeit
Leuchte schnell hinan!
Daß uns werde klein das Kleine
Und das Große groß erscheine!
—Sel'ge Ewigkeit.

Unnatürliche Naturgeschichte.

Von N. M.

Es sollte uns immer Freude machen, wenn wir im Stande sind, der Wahrheit das Wort zu sprechen, selbst wenn die Scherben des Irrthums auf dem Boden klirren.

Der Phönix soll fünfhundert Jahre leben, dann blickt er in die Sonne, bis diese mit ihren heißen Strahlen ihn zu Asche verbrennt; dann nach hundert Jahren entsteht ein neuer Vogel Phönix aus des alten Asche. Näheres siehe in der Götterlehre der Alten. Diese irrige Ansicht hat bei manchen Menschen einen so sichern Boden gefunden, daß schon Prediger die Geschichte als Bild und Beweis für die Auferstehung der Todten angeführt haben. Wehe uns, wenn die Auferstehung keine bessere Grundlage hat.

Der Pelikan rizt sich mit seinem Schnabel die Brust auf und füttert seine hungernden Kinder mit seinem Herzblut. Das ist ein sehr schöner, sentimentaler Irrthum, welcher noch lange leben wird, als Legende und Symbol. Die Wahrheit der Geschichte ist nicht so sentimental. Am Untertheil des Schnabels trägt der Pelikan einen tiefen Sack, in welchem er seinen Jungen die Nahrung zuträgt; um nun die vielen Leckerbissen von Fröschen, Eidechsen, Fischen und solches Gezeugs den Jungen zugänglich zu machen, öffnet er seinen Schnabel und drückt die untere Seite, den Sack, wider die Brust, und die Jungen holen dem Anschein nach ihre Nahrung aus der Brust heraus. Das ist die Poesie vom Pelikan mit seiner rothen Brust.

Gegen den scharfen Hagedorn lehnt hart die Nachtigall ihre Brust, und singt ihr Lied unter großem Schmerz. Hört sich recht poetisch an, und mit ein wenig Einbildung kann man das Ganze im Geist mit ansehen. Die Poesie wäre schon recht, aber die Thatsache, daß die Nachtigall sich diesen Schmerz selbst bereitet, stempelt sie zu einem dummen Vogel. Solcher Nachtigallen gibt es auch unter den Menschen: Manche, die sonst in beneidenswerthen Verhältnissen leben, sind unzufrieden und bereiten sich selbst Schmerzen, nur um klagen zu können. Haman im Buch Esther war eine solche Nachtigall. Eine richtige Nachtigall weiß besser, als daß sie sich unnöthigen Schmerz bereiten sollte, die paar Tage, welche ihr als Lebensfrist dienen.

Ehe der Schwan stirbt, singt er sein Schwanenlied, d. i. den Todtengesang; daher das Sprichwort vom Schwanengesang. Auch dieses hört sich poetisch gut an; ebenso gut als die Sage: Der Schwan entschlüpft dem Ei wenn's donnert; nur das Erstere ist Poesie und das Letztere Prosa; die nackte Wahrheit aber ist: es ist kein wahres Wort an der Geschichte.

Solche, und noch hundert andere dergleichen Dinge werden von Menschen geglaubt, welche sonst gewöhnlich in anderen Sachen ziemlich klaren Verstand haben. Ein wenig Nachforschung wäre nützlich, selbst wenn ein Lieblingsgedanken dabei in die Brüche gehen sollte.

Als Gegensatz zu Obigem wollen wir nun unseren Lesern zeigen, daß das Thier, welches doch nur seinem Instinct folgt, doch in tausend Dingen dem Menschen voraus ist, und ihm sogar als Lehrmeister dienen kann, denn es gibt kein Geschöpf in Gottes Natur, das mehr unnatürlich lebt als der Mensch. Im Essen und Trinken, im Schlafen und Wachen, im Kleiden und Handeln, kurzum der Mensch selbst liefert ein großes Capitel zur unnatürlichen Naturgeschichte, schade nur, daß die Dinge, welche man den Menschen nachsagt, gewöhnlich wahr sind, während beim Thier es meistens nur Geschichten und Mährchen sind. Ja, so ein Menschenkind kann noch ziemlich viel von den Thieren lernen, wenn es sich's gefallen läßt, überhaupt einzugestehen, daß noch Lehrfähigkeit vorhanden ist.

Gott hat wunderbare Triebe in die Thiere gelegt, wodurch sie oft leichter das Richtige treffen, als der Mensch mit seiner Vernunft und seinem Nachdenken. Ein gelehrter Herr, Namens Delaunay, hat jüngst in einer Zuschrift an einen Verein in Paris, der sich mit naturwissenschaftlichen Dingen beschäftigt, durch viele Beispiele nachgewiesen, wie die Thiere bei Krankheiten oft das richtige Heilmittel treffen, und sich überhaupt die entsprechendsten und zweckmäßigsten Nahrungsmittel auszuwählen verständen. Er behauptet bei dieser Gelegenheit, daß auch die Menschen solche Triebe besitzen, und tadelt die Aerzte, welche zu wenig Rücksicht auf die Gelüste und Abneigungen ihrer Kranken nehmen.

Frauen empfinden das Bedürfniß, Speise zu sich zu nehmen, weit öfter als die Männer, sie sollen darum auch öfter essen als diese. Kinder unter fünf Jahren haben meistens Abneigung, Fleisch zu essen und Wein zu trinken, man nöthige ihnen also solches nicht auf. Wer gerne viel gesalzen und stark mit Essig gesäuert oder fest gepfeffert ißt, dem soll man es nicht wehren. Ein erfahrener Arzt, Dr. Lorain ist sein Name, hat gesagt, in Bezug auf die Nahrung ist der Geschmack immer der beste Wegweiser, was also so viel heißt als: der Mensch soll essen, was ihm schmeckt, und wie es ihm zusagt.

Zu bemerken wäre hier, daß der gelehrte Doctor von Menschen, nicht aber von Vielfraß und Trunkenbolden redet, auch der handwerksmäßigen Sauflodels nicht gedenkt. Doch wollen wir den gelehrten Herrn nicht weiter unterbrechen. Er redet weiter: Viele Thiergattungen, wie Elephanten, Hirsche, Vögel und Ameisen waschen und baden sich, welches manchen Menschen auch sehr zu

gute kommen würde. Kein Thier hat die Ausdünstung seiner Entleerungen gerne, und viele suchen diese so weit als möglich von ihren Aufenthaltsorten zu entfernen. Der Mensch gebraucht diese Vorsicht nicht immer. Alle Säugethiere säugen ihre Jungen selbst, halten sie rein, entwöhnen sie zur richtigen Zeit und erziehen dieselben, so weit ein Vieh erzogen werden kann. Der unnatürliche Mensch thut das nicht, er stellt eine fremde Amme an, das Kind zu erziehen, damit die Mutter nicht incommodirt wird wegen des nächsten Balls. Manche Thiere werden von Schmarotzern, die sich entweder von ihrem Blute oder ihrem Fleische und Fette an ihrem lebendigen Leibe nähren wollen, geplagt. Dieser suchen sie sich durch Staub, Lehm und andere Mittel zu entledigen. Auch hierin sind nicht alle Menschen gleich sorgfältig. Fieberkranke Thiere nehmen wenig Nahrung zu sich, bleiben ruhig, suchen Dunkelheit und luftige Orte, trinken Wasser und baden sich zuweilen. Hat ein Hund seinen Appetitt verloren, so frißt er ein Gras, das den Namen Hundezahn hat und für ihn ein Brech- und Abführmittel ist. Auch Katzen fressen in solchen Fällen Gras. Kranke Schafe und Rinder suchen sich gewisse Kräuter. Leidet ein Hund an Verstopfung, so frißt er mit Gier fette Speisen, wie Oel und Butter, bis das Uebel gehoben ist. Dasselbe kann man auch bei Pferden beobachten. Ein Thier, welches das Reißen in den Gliedern hat, wird stets die Sonne suchen. Einer Ameise hatte man die Fühler abgeschnitten, alsbald kamen andere Ameisen herbei und benetzten die wunden Stellen mit einem Safte, den sie aus ihrem Leibe absonderten. Ein verwundetes Bein zwickt sich die Ameise selbst weg. Das kann ihr der Mensch wohl nicht leicht nachmachen. Ein Hund, den eine Viper in die Schnauze gestochen hatte, hielt seinen Kopf mehrere Tage in fließendes Wasser. Ein Dachshund, dem das Auge verletzt ward, hielt sich im Dunkeln auf, mied Licht und Feuer, so gerne er sonst Wärme hatte, benetzte oft seine Pfote mit Speichel und legte sie auf das beschädigte Auge. Solche und ähnliche Fälle, wo Thiere ihre eigenen, und zwar glücklichen Aerzte waren, führt Delaunay viele an und meint zum Schlusse, der Mensch soll zu den Thieren in die Schule gehen; er könne von ihnen für die Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit Vieles lernen.

Dem möchten wir noch beifügen, daß durch solches Lernen auch ein gutes Stück unnatürliche Naturgeschichte des Menschen abgeschafft würde, welches dem nachkommenden Geschlechte nur von Segen sein könnte.

Neun Monate Kriegsgefangener.

Erzählt von J. D. Schaible.

(Schluß.)

Gegen Abend wurde die Thür geschlossen. Die Insassen entfernten ihre Betten von der Mündung der Höhle, und begannen wieder zu arbeiten, um sobald als möglich unter der Umzäumung hinauszukommen. — Aber einer unserer Mitgefangenen hatte den Verräther gespielt. Gerade als die Sonne unterging, trat ein Rebellenoffizier mit einer Wache auf die Bretterhütte zu, riß die Thür gewaltsam auf und entdeckte die unterirdische Mine. Ein kleiner Pennsylvanisch-deutscher war gerade eifrig am Graben. Die außen vor der Höhle stehenden Kameraden, hatten soeben einen Brodbeutel voll Erde ans scheidende Tageslicht befördert, und der fleißige Minengräber hatte den ausgeleerten Beutel so schnell als möglich wieder hineingezogen, um denselben aufs Neue zu füllen. Der Offizier faßte das Seil und zog daran. Der Pennsylvanier hielt es aber fest. Der Rebell zog jedoch immer stärker, bis Jener plötzlich nachgab, und — der Rebell stürzte rücklings zu Boden. Nun kam der emsige Höhlengräber zurückgerutscht, um zu sehen, was los war. Er kroch schimpfend und raisonirend hervor und sagte: „Ihr seid zu eilig! Mit diesem schlechten Werkzeug kann man den Beutel nicht so schnell füllen, wie ihr meint. Wenn es Euch nicht schnell genug geht, könnt ihr es selbst probiren!" Mit diesen Worten streckte er seinen Kopf aus der Höhle und — machte große Augen, als er den Rebellen-Offizier mit der Wache sah. „Hallo!" sagte der Offizier, „das ist eine curiose Ratte. Endlich habe ich dich ertappt. Wer ist der Anführer dieser Minengräberei?" Der beherzte Deutsche sprach: „Ich bin Einer davon." Nun drohte der erzürnte Rebelle: „Wir wollen dir schon den Mund öffnen!" Die Wache nahm ihn fort. Nun brachten die Stockade-Aufseher Spaten; mit diesen mußten wir die Höhle, welche uns so manchen saueren Schweiß gekostet, und auf welche wir so große Erwartungen und Hoffnungen gegründet hatten, wieder einstoßen und ausfüllen. Unsere schönsten Hoffnungen waren zerplatzt, wie eine Seifenblase.

Der fleißige, herzhafte Höhlengräber hingegen wurde in den Stock gestellt und einen ganzen Tag den Strahlen der Sonne ausgesetzt, um ein Geständniß aus ihm zu pressen. Doch unser Pennsylvanier war kein Verräther. Das alte deutsche Sprichwort: „Ein Mann, ein Wort," fand an ihm seine Anwendung. Er erklärte seinen grausamen Peinigern: „Lieber will ich sterben, als zum Verräther meiner Kameraden zu werden." Die aufgeregten Gefangenen offerirten den Rebellen $200, für die

Für Gott und das Vaterland.

Auslieferung des heimtückischen Verräthers, welcher uns um schändlichen Judaslohn verrathen hatte. Sie schlugen es jedoch ab. Ein Schrei der Entrüstung über den „Judas" durchzog die Stockade. Nach einigen Tagen bildete sich ein Complott der Rebellen-Deserteure und der Unions-Soldaten. Es wurde eine Nacht bestimmt, in welcher sie mit vereinigten Kräften die Wache stürmen wollten. Für diesen Hauptschlag hatten sich beide Abtheilungen mit Steinen und Knütteln bewaffnet. Aber gerade vor dem Ausbruch, ehe der Hauptschlag geführt werden konnte, wurde die Verschwörung entdeckt. Die Wache erhielt sofort Verstärkung. Wir versuchten öfters zu unterminiren, um zu entfliehen; aber immer vergeblich.

Die bitteren Täuschungen stimmten uns immer trostloser. Da, auf einmal gab es eine Veränderung. Eines Abends erhielten wir die Nachricht daß wir weiter befördert würden. Wir frugen einander mit ängstlichen Blicken: Wo wird es nun hingehen?— Wir erfuhren, daß die Rebellen uns nach dem Andersonville Kriegsgefängniß bringen wollten. Das war eine Hiobspost. Am nächsten Morgen, als es noch dunkel war, mußten wir schon an den Bahnhof marschiren. Bei den Eisenbahnwagen versuchte ich zu entrinnen. Aber, o Graus! Von allen Seiten starrten mir die Bajonete dieser blutdürstigen Rebellen entgegen. Wir mußten wieder in Viehwagen. Auf einer Seite derselben wurde die Thür geschlossen, auf der andern Seite stand die Wache. Als Alles in Ordnung war, fuhr der Zug ab und brauste Andersonville zu. Gegen Mittag, als wir nur noch fünf Meilen nach Andersonville hatten, fuhren wir durch einen Wald. Da sah ich auf einmal, wie die Wache im dritten Wagen vor uns plötzlich aus dem Wagen gestoßen wurde und sieben Gefangene hinaussprangen. Einer ergriff sogleich das Gewehr der Wache und riß es aus ihrer Hand. Ein Anderer ergriff das Gewehr eines anderen Wachtmannes, und wollte es ihm entreißen. Dieser Rebelle gab aber nicht eher nach, bis der Bundessoldat ihm das Bajonet vorhielt. Wir sahen, daß die sieben Flüchtlinge in den Wald rannten und die zwei Rebellen mit

Lincoln-Monument.

blutenden Köpfen liegen ließen. Der Zug dampfte schnell nach Andersonville.

5. Die Stockade dort und die Greuelthaten.

Am Mittag kamen wir in Andersonville an. Als wir in den Bahnhof einfuhren, hörten wir auch schon das Geheul der Bluthunde. Zwölf dieser Bestien standen dem Capitän Wirz zur Verfügung. Mehrere Reiter galoppirten schnell nach der Richtung, in welcher die 7 Gefangenen entflohen waren. Nach einiger Zeit hatten sie die freiheitsfuchenden Ausreißer eingeholt und zurückgebracht. — Wir wurden ausgeladen. Sobald ich umher blickte, sah ich die Stockade. — Der Rebellen-Hauptmann Wirz kam angeritten, eine Pistole in der Hand, den Säbel an die Seite geschnallt. — Mit barschen, fluchenden Worten commandirte er: „Formirt eure Linie!" Da wir uns gleichgültig in die Reihe stellten, höhnte er uns fluchend zu: „Ihr ver... Yankees! Ich will euch lehren, wie man eine Linie formirt. Still und zitternd folgten wir dem Commando des Unmenschen. Er commandirte „Front," und sein Adjutant schrieb unsere Namen ins Buch. Nachdem dieses geschehen war, mußten wir nach der Stockade marschiren. Als wir am Thore angelangt und dasselbe geöffnet wurde, bot sich uns ein schrecklicher Anblick dar. Ich sah gefangene Soldaten, die so schwarz aussahen, wie Neger. Als wir uns jedoch näherten, wurde ich gewahr, daß sie zu der kaukasischen Race gehörten, sowohl als wir. Die Ursache, warum sie so schwarz aussahen, war das Brennen von Kien- und Fichtenholz zum Kochen und Wärmen. Und dieweil wir keine Seife hatten, uns zu reinigen, so konnten wir auch den Kienruß und Schmutz nicht entfernen. Traurig war der Anblick. Halbverhungerte zum Skelet Abgemagerte, schlichen wie Blödsinnige einher. Viele starben vor Hunger und Entbehrung, oder erlagen den unmenschlichen Mißhandlungen. Einige waren fast gänzlich ohne Kleidung, und nur noch in alte, zerrissene Lumpen gehüllt. Viele hat-

Im Frieden.

ten weder Kopf- noch Fußbedeckung. Andere hingegen besaßen gar nichts mehr, als alte Decken zum Lager. Es war schrecklich anzusehen. Ein unheimliches Gefühl bemächtigte sich meiner. Der Gedanke beschlich mein Gemüth: „Nun sind die Würfel gefallen, der Stab ist gebrochen, mein Schicksal ist besiegelt. Diese Stelle werde ich nicht mehr lebendig verlassen." Doch ich hatte mein ganzes Vertrauen auf Gott gesetzt, der ja bisher seine Gnade und Durchhülfe an mir so reichlich offenbart hatte. Ich besaß die frohe Zuversicht, daß wenn ich in diesem harten Gefängniß sterben sollte, so würde mich der Herr in die ewigen Hütten des Friedens aufnehmen. Sobald die neuangekommenen Soldaten alle in der Stockade waren, wandte sich der Hauptmann mit seinem Adjutanten und überließ uns unserem herben Schicksal. Das Thor wurde nun geschlossen, und wir befanden uns im schauerlichen Andersonville-Kriegsgefängniß. Um dem geehrten Leser eine Idee zu geben von der Stockade, will ich eine kurze Beschreibung derselben hier folgen lassen: Die Stockade umfaßte vierunddreißig Acker Land und zu einer gewissen Zeit waren sechsunddreißigtausend Gefangene darinnen. Dieser Flächenraum war mit zwei starken, vier Ruthen von einander entfernten Umzäumungen umgeben. Acht Fuß hohe Pfosten waren dicht neben einander senkrecht in der Erde befestigt und bildeten Palisaden. Auf der inwendigen Seite der zweiten Palisade, acht Fuß von derselben entfernt waren Stangen auf Pfosten befestigt, welche die „Todtenlinie" genannt wurde. Wir hatten strenge Befehle, dieselbe nicht zu berühren. Dieselbe zu berühren oder zu überschreeiten, war sicherer Tod. Denn die Wache in ihren Wachthäusern oben auf den Palisaden traf sicher, wenn es galt, einem Durchbrenner das Lebenslicht auszublasen. Durch die Mitte der Stockade floß ein Bach mit unreinem Wasser. Die Oberfläche des Bodens senkte sich von beiden Seiten gegen diesen Bach.

Der Winter naht, die Vögel ziehen nach wärmerem Klima. — Auch die Kriegsgefangenen suchen Schutz vor dem rauhen Nordwind. Welche hatten sich an den Ufern des Baches Vertiefungen in den sandigen Boden gegraben, denn sie hatten kein Obdach und lagen unter freiem Himmel. Etliche, die sich in diese Gruben legten, wurden im Schlafe verschüttet. Der Spätherbst war bereits vorüber. Der December brach mit kaltem Wetter herein. Wir probirten auf alle mögliche Weise unsere frierenden und zitternden Glieder warm zu halten. Das Wasser im Bach war sehr schlecht und beinahe ungenießbar. Die Gefangenen fingen deßhalb an, einen Brunnen zu graben; sie gruben vierzig Fuß tief, fanden aber kein Wasser. Da auf einmal, wie durch ein göttliches Wunder, entsprang eine Quelle nahe der Todtenlinie, die gutes Wasser lieferte.

Unsere Speisen wurden in unreinen, schmutzigen Fässern auf Wagen zu uns geführt. Die Gefäße, mit welchen unsere Portionen ausgeschöpft wurden, sahen ebenfalls nicht sehr einladend aus, doch „Hunger ist der beste Koch," sagt ein Sprichwort. Wir ließen nur selten etwas übrig. Man bedenke nur, wie da Schmalhans das Küchenregiment führte. Jeden Nachmittag um zwei Uhr faßten wir unsere Rationen. Die ganze Lieferung für einen Tag bestand in einem Viertel Pint schwarzer Bohnen, einem Stückchen Welschkornbrod — vier Zoll lang, zwei Zoll breit und einen Zoll dick, und ungefähr zwei Bissen Mauleselfleisch, nur selten Rindfleisch.

Ja, so groß war die Entbehrung, daß Manche vom Hunger Gequälte Ratten mit dem größten Appetit und wahrem Heißhunger verzehrten. Viele starben von Hunger und Entbehrung. Andere, von Koth und Hunger zur Verzweiflung getrieben, näherten sich der Todtenlinie, um von der Rebellenwache erschossen zu werden. Nur von Einem weiß ich, daß er glücklich über die Palisaden kletterte und die Flucht ergriff; aber die Bluthunde des Hauptmann Wirz spürten ihm nach, verfolgten seine Spur und bissen ihn schrecklich zu Tode. Die wüste Krankheit „Gangrene" grassirte nebst andern verderbenden Seuchen unter den armen Gefangenen, und forderten zahllose Opfer. Sobald Einer gestorben war, nahmen die Anderen seine Kleider. Das unsägliche Elend und die grausame Mißhandlung machten viele Gefangenen stumpf, herzlos und gleichgültig für das Wohl oder Wehe Anderer. Morgens und Abends kam der Todtenwagen. Die Gestorbenen und Erschossenen wurden auf denselben geladen und fortgeschafft. In diesem unbeschreiblichen Jammer und Elend mußten die unglücklichen Kriegsgefangenen verweilen bis zum 1. April 1865. Mein Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Ich war krank und schwach, und wurde immer schwächer und elender. Endlich nahmen sie mich hinaus und brachten mich ins Hospital.

6. Das Hospital und Heimweh.

Das Hospital war eine kleine Strecke von der Stockade entfernt. Nun hoffte ich bessere Pflege zu erhalten, aber ich wurde sehr getäuscht. Hier war der Anblick fast noch abscheulicher als in der Stockade. Wo ich ein Obdach und gutes Lager erwartete, fand sich nichts vor als alte zerrissene Zelte im erbärmlichsten Zustande. Ich wurde in ein solches Zelt geführt. Als ich hineingehen wollte, bemerkte ich einen regungslosen Körper auf dem Boden liegend und erkannte die Person sogleich als einen Verwundeten vom 33. Wisconsin-Regiment. Als ich mich neben ihn legte, fühlte ich, daß er kalt war; und da ich ihn anredete, gab er keine Antwort. Nach näherer Untersuchung fand ich, daß er todt war. Er mußte soeben gestorben sein. Es graute mir, da auch die Nacht schon eingebrochen war. Ich suchte Jemand, um die Leiche zu entfernen. Es kamen zwei Mitgefangene, zogen ihn aus dem Zelt und ließen ihn auf dem Wege liegen. „Armer Kamerad!" seufzte ich, „du bist von deinen Qualen erlöst. Wie wohl wird es deiner freigewordenen Seele sein im Paradiese Gottes." Wohin mich auch die Kriegswetter geschlagen hatten, überall war es mein Be-

ständiges Bestreben gewesen, Jesum zu dienen und zu lieben. Er war nun auch meiner Seele tröstlich und köstlich in der größten Noth und Betrübniß. Unter solchen Betrachtungen legte ich mich im Zelte nieder. Aber vor Kälte und Ungeziefer konnte ich nicht schlafen. Ich kroch wieder heraus, setzte mich hin und brachte die Nacht unterm freien Himmel zu. Endlich röthete sich der östliche Horizont. Ich war froh, als es Tag wurde in der Hoffnung, daß bald ein Arzt kommen und uns Arznei reichen werde. Der Arzt kam endlich, besuchte die Kranken und gab uns Sarsaparilla. Er behauptete: dies sei die einzige Medicin, die er habe. O, welch ein Elend in diesem Spital! Nichts als unsägliches Leiden. Die Nahrung war so schlecht wie in der Stockade. Hier konnte man auf alle mögliche Art verstümmelte, abgezehrte Soldaten sehen. Welche waren mit Scorbut behaftet. Ihre Glieder waren theilweise geschwollen, theilweise wurden sie immer dünner und schwächer, so daß sie zuletzt nicht mehr aufrecht gehen konnten, sondern auf allen Vieren kriechen mußten. Endlich gesellten sich noch andere Symptome dazu, als Faulen der Zähne, Lungenbluten, hartnäckige Krebsgeschwüre, Schmerzen in der Brust und den Knochen, Schwindsucht, bis dann die rothe Ruhr, Wassersucht oder der kalte Brand dem Patienten den Tod brachte. Der Jammer und das grenzenlose Elend spottet jeder Beschreibung. War in der Stockade schon die Nahrung von schlechter Qualität und ungenügender Quantität, so war es hier noch viel schlechter und erbärmlicher. Die Rebellen hatten es darauf abgesehen, durch Hunger, Mißhandlung u. s. w. unsere Zahl zu reduciren. Eines Tages sah ich, wie ein heißhungriger Gefangener eine Ratte fing, dieselbe tödtete und mit heißer Gier verzehrte. Zwei Wochen hatte ich bereits in diesem elenden Lazareth zugebracht. Mein Zustand hatte sich immer verschlimmert. Lebenssatt und todtmüde saß ich einsam im Zelt. Als ich so nachdenkend da saß, erfüllte mich ein heißes Verlangen nach meinen lieben Eltern. Ein starkes Heimweh bemächtigte sich meiner. Da aber meine Kräfte immer mehr schwanden, mußte ich alle Hoffnung auf das Wiedersehen meiner theuren Eltern und Geschwister aufgeben. „Vielleicht nur noch wenige Stunden," dachte ich, „dann wird mein matter Geist sich dieser abgezehrten, sterblichen Hülle entreißen und heimgehen zu Gott, der ihn gegeben hat." Ich bat den Herrn um Erlösung von diesem Elend und um Aufnahme in die Ruhe der Heiligen im Licht. Ich verbrachte eine unruhige Nacht, auf den Tod wartend. Heiße Thränen flossen über meine abgezehrten Wangen. Jedoch labte sich mein Herz an den kernhaften Bibelsprüchen, welche ich in meiner Jugend im Religionsunterricht gelernt hatte. Wenn ich mich dann wiederum an die Grausamkeiten der Stockade- und Spital-Aufseher erinnerte, und das Gerechtigkeitsgefühl aufwachte, wiederholte ich: „Richte mich, Gott, und führe meine Sache wider das unheilige Volk, und errette mich von den falschen und bösen Leuten. Denn du bist der Gott meiner Stärke, warum verstößest du mich? Warum lässest du mich so traurig gehen, wenn mein Feind mich dränget? Denn es ist als ein Mord in meinen Beinen, daß mich meine Feinde schmähen?" Doch immer kam mir der Refrain: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hülfe und mein Gott ist." Endlich dämmerte ein neuer Tag, welcher mir unvergeßlich bleibt:

„Wenn die Noth am Größten,
Ist Gottes Hülfe am nächsten."

Nach dem Frühstück trat ein Rebellen-Offizier auf den Zeltgrund und befahl, daß die Gefangenen sich sammeln sollten. Ich schleppte mich langsam auf den Sammelplatz. Als wir beisammen waren, verkündigte er uns die frohe Botschaft, daß wir befreit seien. Er führte uns zum Bahnhof. Ich sang:

„Wichtig sei mir der Tag,
Da meine Kette brach,
Und ich befreit von Schmach,
Welch herrlich Loos!"

7. Befreiung und Heimkehr.

Wir wurden in Wagen gebracht, welche uns nach der Richtung führten, von welcher wir gekommen waren. Unser Zug brachte uns nach Macon. Von hier wurden wir auf einem Boot den Alabamafluß hinunter geschifft nach Montgomery. Es begegnete uns ein Boot, auf welchem befreite Rebellen heimkehrten aus der Kriegsgefangenschaft. Sie waren frisch, gesund, hatten allem Anschein nach gute Pflege genossen im Norden und trugen gute Kleider. Die Bürger von Montgomery begrüßten die Heimkehrenden und schwangen ihre Taschentücher. Eine Strecke unterhalb der Stadt, an der rechten Seite des Flusses, wurde endlich Halt gemacht. Wir wurden aus dem Boot auf Eisenbahnwagen gebracht, in welchen wir nach Jackson, Mississippi, fuhren. Nun hatten wir noch vierzig Meilen nach Vicksburg zu marschiren. Hier lagen unsere Truppen. Froh waren wir, das Sternenbanner wieder zu erblicken. Wir erhielten anständige Kleider und gutes Essen, sowie auch Decken und ein gutes Lager, uns auszuruhen. Ich dankte Gott für die Befreiung. Nach einer sanften ruhevollen Nacht erwachte ich spät am Morgen. Ich fühlte mich gestärkt; ein freier Mensch. Die Sanitäts-Commission erwies uns große Wohlthaten, indem sie uns Gemüse darreichte, die wir so lange in den Kriegsgefängnissen entbehren mußten. Daneben gaben sie einem jeden befreiten Gefangenen zwei Dollars. Dann hörten wir die gute Neuigkeit, daß wir in zwei Tagen heim befördert würden. Dieses war eine fröhliche Botschaft, auf welche ich neun Monate gewartet hatte. Nun ging es der Heimath zu. In St. Louis mußten wir aber einige Wochen im Lager verharren. Und da ich krank wurde, erbat ich Urlaub, heimzukehren. Ich bestieg einen nördlich fahrenden Zug. Die Gedanken eilten aber dem Zuge voraus. Die Minuten schienen mir Stunden. Doch nur noch eine Nacht, dann

wird mein sehnlicher Wunsch erfüllt werden! Endlich erblickte ich die Thürme Watertowns. Meine Eltern hatten inzwischen Kunde erhalten von meiner Ankunft. Am nächsten Morgen kam mein Vater von seiner sieben Meilen weit entfernten Farm angefahren. Mit wankendem Schritt nahte er sich mir, umschlang meinen Hals und küßte mich (wie der Vater im Evangelium den verlorenen Sohn). Hatte ich mich doch in einer unbedachten Stunde, ohne des Vaters Erlaubniß, für den Militärdienst anwerben lassen. Endlich langten wir auf der heimathlichen Farm an. Die Mutter kam uns entgegen und umschlang mich unter Thränen. Unsere Gebete waren erhört; mein Wunsch erfüllt; ich war wieder im gemüthlichen Daheim.

Die verrostete Glocke.

Wir kreuzten in der Südsee, als am Morgen nach einer bewegten Nacht der Ruf von oben zu uns drang: „Land, ho!"

„Land?" fragte der wachhabende Offizier verwundert. „Wo herum denn?"

„Gerade ostwärts, wo sich die Wolken heben hinter dem Bugspriet."

Wir schauten lange, was Wolke, und was Land sein möge. „Ost bei Nord, halb Nord!" behauptete das Orakel oben auf dem Maste. Sobald der Lieutenant es durchs Fernrohr erblickt hatte, berichtete er dem Capitän, der doch auf 80 Meilen kein Land für möglich hielt, welche Karten er auch zu Hülfe nehmen mochte. Aber unverzeichnete Inseln konnte es ja noch immer geben.

In der Nacht hatte man aus der Ferne eine Schiffsglocke gehört und ein plötzliches Licht gesehen, aber um der schnell eingetretenen Böe willen von dem, wie man glaubte, nahen Schiffe nichts zu entdecken vermocht. Als Stille eingetreten war, schien es möglich, daß das Fahrzeug, welcher Art es auch sein mochte, verunglückt war. Jetzt wurde beschlossen, der unerwartet auftauchenden Insel einen Besuch abzustatten.

Der Capitän legte am Ufer bei, und die Boote fuhren mit uns an den öden basaltischen Strand. Erst eine halbe Stunde landeinwärts war dichter Wald von Cocospalmen und Brodfruchtbäumen. Aber Einwohner ließen sich nicht erblicken, und die Eidechsen, die am Gestade schwärmten, die Tauben im Busch und einige andere Vögel waren so zahm, daß sie kaum je von Menschen Erfahrung gehabt haben konnten.

Wir drangen in drei Stunden bis ans jenseitige Ufer vor, und bestimmten dadurch die Größe der Insel; doch theilte man sich noch in drei Parteien, um die verschiedenen Theile des Eilands näher zu erforschen. Als wir kurz vor Mittag wieder am Strand zusammentrafen, war nichts entdeckt worden, das auf frühere Bewohner schließen ließ. Die geisterhaften Signale der Nacht waren nicht erklärt; doch durchzitterte uns ein eigenthümliches Gefühl, den ersten menschlichen Besuch auf einem Stück Erde abgestattet zu haben.

Plötzlich—gelingelang!—drang der Schall einer Glocke an unser Ohr, und aus dem Dickicht stürzte ein Mensch auf uns los. Es war jedoch nur ein Junge unserer Fregatte, augenscheinlich hatte sich seiner ein gewaltiger Schrecken bemächtigt. Zweimal strauchelte er und fiel, ehe er sprachlos vor Angst bei uns anlangte.

Als er zu Athem gekommen war, erzählte er, wie er an einer Cocospalme hinaufgeklettert sei, um etliche Nüsse zu erhaschen, da denn eine Glocke neben ihm angeschlagen habe, worauf er eilig herabgerutscht und entflohen sei.

„Feigling, ist das alles?" herrschte ihn der Lieutenant an. „Hättest ausfindig machen sollen, wo die Glocke war, und was sie in Bewegung setzte. Ein schöner Bursche für einen Matrosen!"

Wir begaben uns nun in den dichtesten Wald; einer stieg denselben Baum hinauf, den der Junge als den seinen bezeichnete, und sowie man die Palme tüchtig schüttelte, erklang eine Glocke. Es fand sich, daß ein Draht am Baume befestigt war, den verfolgend man zu einem Dreieck von Balken gelangte, innerhalb dessen eine stark verrostete Glocke aufgehängt war. Ein Steuermann entdeckte auch den Rest einer Hütte, nur wenige Schritte von der Palme.

Die Hütte wurde untersucht; sie war aus roh behauenen Stämmen zusammengefügt, augenscheinlich von eines Weißen Hand. Sie mußte lange bewohnt gewesen sein, da sich ringsum Spuren früheren Feldbaus zeigten, obwohl der Garten nun mit hohem Gras und Unkraut überwachsen war. Die Zerstörung der Hütte schien ein Werk der Gewalt, nicht blos des Wetters oder sonst eines Zufalls.

Merkwürdig war uns, wie die beiden Klärungen im Walde, für die Hütte und für die Glocke, beide nur 30 Schritte von einander entfernt, doch so völlig vom Gebüsch verdeckt waren, daß wir ohne den Schall der Glocke leicht daran vorüber gehen konnten.

Nach langem Suchen fand sich endlich unter einem Dachbalken ein englisches Gebetbuch und ein Kalender vom Jahre 1801, beide fast unleserlich durch die vieljährige Nässe. Zuletzt tauchte eine Matrosenjacke aus dem Schutte auf, und dann ein Paar abgetragener, schimmelbedeckter Frauenschuhe.

Wir waren am Ende unserer Forschungen angelangt, und mußten an Bord zurück, ohne eine Spur vom Schicksal der früheren Bewohner des Eilands ausgefunden zu haben, als ein Ruf seitwärts uns benachrichtigte: „Zwei Gräber und Bretter drauf!"

Die Gräber waren klein und fast unkenntlich, die Bretter vermodert; doch auf dem einen las man noch: „Dem Andenken unseres kleinen Willy—geweiht, der am 7. August 1803 starb, 5 Jahre alt. Matth. 5. V. . . .“ Das größere Brett fiel in Stücke, sobald man es berührte, doch ließen sich noch die Worte entziffern: „Lieben Mary —Jul —02.“

Die Neugierde wachte von neuem auf, und so sehr der Capitän eilte, konnte er doch selbst von dem Eilande sich kaum trennen. Nahe am Gestade stiegen wir über Felsen an eine Stelle hinab, wo eine Anzahl weißer Gebeine zerstreut lagen; dahinter ein abgebrannte Baumstumpf, und weiterhin Reste eines Schiffsboots, unter dem sich nach vielem Umdrehen und Graben auch der zerbrochene Schaft eines Pistols, das Heft eines Taschenmessers und Stücke von Lanzen aus Eisenholz fanden, wie sie von den Eingeborenen der Südsee im Kriege geführt werden.

Das Ende der kleinen Colonie war uns nun enthüllt. Etliche Europäer waren durch Schiffbruch oder sonst ein Unglück an dieses Eiland verschlagen worden und hatten ziemlich lange da gelebt, bis eine Bande Wilder von den nahen Marquesasinseln sie anfiel und überwältigte.

Die Marquesasindianer sind Kannibalen, und die Feuerspuren führten uns auf gräßliche Gedankenbilder, die sich nicht vertreiben ließen. Warum lagen doch auch alle Gebeine so weit aus einander? Die fünf Schädel, die wir zusammenbrachten, darunter ein weiblicher, waren alle von europäischer Bildung. Wenn man aber die Schenkelknochen zählte, mußten acht unserer Landsleute hier ihr Ende gefunden haben!

Es war spät geworden, und wir mußten zur Fregatte zurückkehren. Aber in der Nacht machten die Zimmerleute vier grobe Särge zurecht, und am Morgen landeten wir—diesmal an der Schädelstätte—und bestatteten alle Gebeine, deren wir habhaft werden konnten.

Nochmals wurde die Hütte untersucht, aber ohne daß sich mehr finden ließ als einige Reste vermoderte Kleidungsstücke. Die Wilden hatten hier natürlich aufgeräumt und alles mitgenommen, was ihnen irgend werthvoll schien.

Die Glocke hoben wir aus und trugen sie mit uns an Bord. Der Name des Fabrikanten und wohl auch des Schiffs mußte darauf eingegraben sein; aber der Rost hatte jeden Buchstaben zerstört. Es blieb uns nicht mehr zu thun übrig; so segelten wir weiter und kamen am nächsten Tage an eine größere Insel, die damals — am Ende der vierziger Jahre — auch noch nicht in die Karte eingetragen war, jetzt aber in der Marquesasgruppe verzeichnet steht.

Die Insel war bewohnt, und die Canoes der Eingebornen schwärmten bald um die Fregatte her. Wir konnten kaum zweifeln, daß von hier der Angriff auf unsere unglücklichen Landsleute ausgegangen sein mußte; doch schienen die Besucher selten mit Schiffen verkehrt zu haben, und wir konnten nur durch Zeichen uns mit ihnen unterhalten. Eines schien uns auffallend, daß der Ton unserer Schiffsglocke ihnen augenscheinlich Schrecken einjagte. So machten wir uns denn an drei der älteren Häuptlinge, zeigten ihnen die rostige Glocke, deuteten nach Süden und bemühten uns, ihnen begreiflich zu machen, daß wir die Glocke von dorther mitgebracht haben. Im Nu sprangen sie über Bord und ließen sich nicht mehr bereden, die Fregatte zu betreten.

So schlossen wir denn, daß auch sie die Glocke kannten; wahrscheinlich hatten sie nach dem Ueberfall dieselbe entdeckt, sie für die Gottheit ihrer Schlachtopfer gehalten und seither sich von deren Rache gefürchtet. Irgend ein Aberglaube mußte sie jedenfalls verhindert haben, das klingende Metall mit nach Hause zu nehmen.

Die Offiziere sprachen natürlich noch lange von dem räthselhaften Vorfall. Sie glaubten, die Böe jener Nacht werde den Cocosbaum geschüttelt und dadurch die Glocke in Bewegung versetzt haben, während der Draht durch Anziehung der Elektricität das plötzliche Licht hervorbrachte, das uns während des Gewitters in so große Verwunderung versetzte.

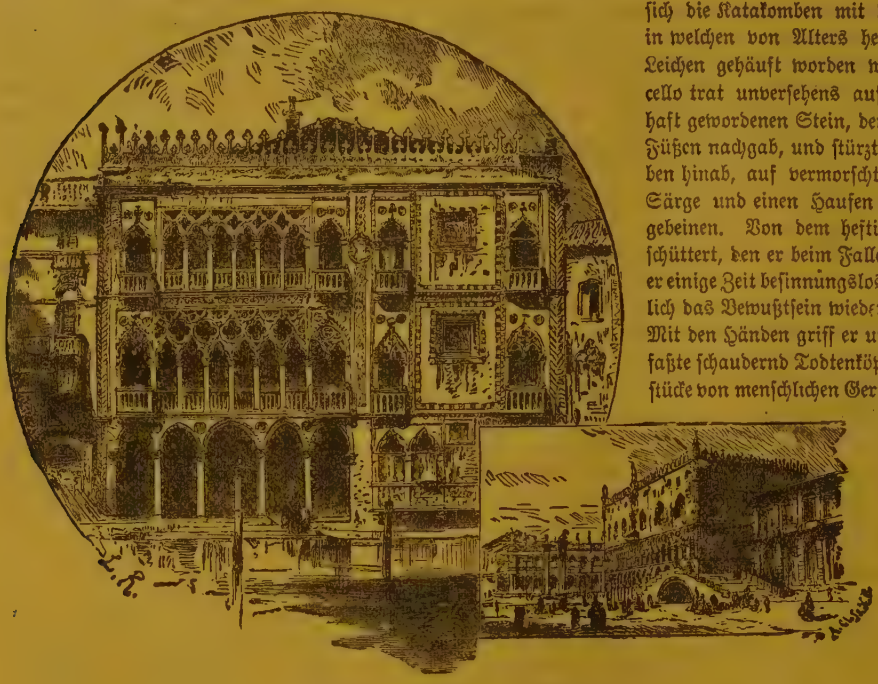
Die meisten Matrosen aber legten sich die Sache anders zurecht. Das Licht war unzweifelhaft überirdischer Art und rührte von den Geistern der Gemordeten her, welche uns nach der Insel ziehen wollten und darum auch die Glocke läuteten, weil sie natürlich keine Ruhe fanden, so lange ihre Gebeine über der Erde lagen.

Bilder aus Venedig.

II.

Unter die nennenswerthesten Gebäude gehört auch der Dogenpalast, in maurisch-gothischem Stile aufgeführt, und mit Quadraten von rothem und weißem Marmor belegt. Dieser Palast war einst die Residenz der Dogen (Herzöge) von Venedig. Zu dem eigentlichen Palaste führt im Hofe die Riesentreppe, so genannt nach den colossalen Bildsäulen von Neptun und Mars, als Symbole von Venedigs Macht zu Wasser und zu Land. Aus dem ersten Stockwerk des Dogenpalastes führt die Seufzerbrücke über den schmalen Rio nach dem ehemaligen Staatsgefängniß, unter dessen, sonst mit Blei gedecktem Dache die Bleikammern, d. h. die unter dem Wasser gelegenen Kerkerzellen sich befinden.

Ebenso findet man unter einigen Kirchen die Bleigrüfte, welche die Gebeine berühmter Todten enthalten, und in Verbindung damit kann ich mir nicht verwehren,



Das Codre am Canal Grande, Venedig.

eine Erfahrung des berühmten, zu Venedig geborenen Componisten Marcello, dessen Musikstücke heute noch berühmt sind, mitzutheilen. Marcello war nemlich ein ausgemachter Taugenichts, und wurde deßhalb auch von allen ordentlichen Menschen verachtet, trotz seines adeligen Herkommens.

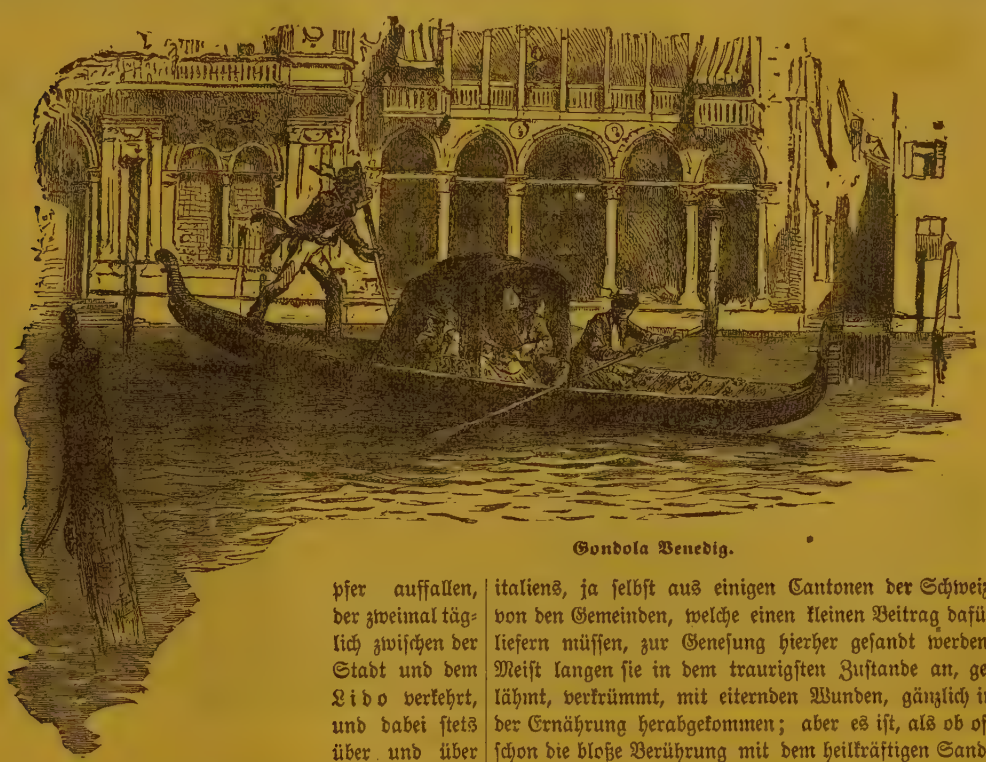
Eines Abends taumelte er halbberauscht durch den Säulengang an einer Kirche, in deren Nähe sich das Haus befand, wo er mit einigen wüsten Gesinnungsgenossen ein Gelage zu feiern beabsichtigte. Unter den Steinplatten des Fußbodens dieses Säulenganges befander sich die Katakomben mit Begräbnissen, in welchen von Alters her Leichen auf Leichen gehäuft worden waren. Marcello trat unversehens auf einen schadhaft gewordenen Stein, der unter seinen Füßen nachgab, und stürzte mit demselben hinab, auf vermorschte, zerbrochene Särge und einen Haufen von Todtengebeinen. Von dem heftigen Stoße erschüttert, den er beim Falle erlitten, lag er einige Zeit besinnungslos, bis ihm endlich das Bewußtsein wieder zurückkehrte. Mit den Händen griff er um sich und erfaßte schaudernd Todtenköpfe und Bruchstücke von menschlichen Gerippen. Welch ein Memento mori war dies für den jungen Wüstling! Natürlich war sein Rausch sofort verflogen, und er dachte nicht mehr an das Gelage, welchem er hatte beiwohnen wollen, sondern gelobte, daß er sich bessern wolle, falls Gott ihn aus dieser Noth, aus dem schaurigen Grabe befreie. Während der Nacht nützte sein Hülfeschreien nichts; er mußte bis zum Morgen aushalten. Da entdeckte ein Kirchendiener das Loch an der eingestürzten Stelle der Katakombendecke, und vernahm zuglich den Hülferuf des

Dogen-Palast, Venedig.

lebendig Begrabenen. Marcello wurde ans Tageslicht gezogen. Er war wirklich durch diesen Vorfall ein anderer Mensch geworden. Man sah ihn nie mehr lachen. Er war stets so ernst, wie die schöne Kirchenmusik, welche er jetzt componirte, und die ihn berühmt machte im In- und Auslande. Er hat später oft gesagt, daß es für ihn ein großes Glück war, daß er damals unter die Todten gerieth, denn es ist ihm zum Leben gereicht.

So imponirend die Stadt der Palläste da liegt so unheimlich geht's hinten in den Seitengassen zu. Ehrliche Leute sind unter den 100,000 Einwohnern die allerwenigsten. Mehr als der vierte Theil leben vom Bettel und vom Prellen derjenigen Reisenden, die sich mit solchem Gesindel einlassen.

Wer den Sommer in Venedig verbringt, dem wird bei seinen Spaziergänzen auf der Piazetta ein kleiner Dampfer auffallen, der zweimal täglich zwischen der Stadt und dem Lido verkehrt, und dabei stets über und über mit Kindern besetzt ist. Es sind dies die kranken, meist skrophulösen Kinder, welche etwa in der Zahl von dreihundert täglich auf Kosten der Stadt nach dem Lido befördert werden, um dort gemeinschaftlich mit den ebenfalls auch die Zahl dreihundert erreichenden Kindern des Ospizio marino Stärkung und Genesung in der salzigen Meeresfluth zu suchen.



Gondola Venedig.

Um das Ospizio zu erreichen, das durch seine bewährte, einfache und praktische Einrichtung vielfach auch den in den letzten Jahren an den deutschen Seeküsten errichteten Kinderheilstätten zum Vorbild diente, hat man etwa eine Viertelstunde lang von den großartigen Lidobädern in der Richtung auf Malamocco zu am Strande hinzugehen. Ganz am Ende der Anlagen, hart an der Fluthgrenze, erhebt sich ein langes, niedriges Gebäude aus dem Seesande.

So einfach und schmucklos Haus und Umgebung sind, so reichlich finden sich alle Bedingungen für eine erfolgreiche Badekur, nemlich: frische Luft, kräftiger Wellenschlag und ein flacher, sandiger, zum Baden für Kinder besonders geeigneter Strand.

Treten wir während des Tages in das Haus, so finden wir alle Fenster der Schlafsäle weit geöffnet, um der kräftigen Seeluft Eingang zu gestatten. Die Kinder selbst finden wir meist in dem großen Hofe an der Seeseite des Hauses. Dort belustigen sich in dem warmen Sande die armen Kleinen, die aus allen Theilen Nord-italiens, ja selbst aus einigen Cantonen der Schweiz, von den Gemeinden, welche einen kleinen Beitrag dafür liefern müssen, zur Genesung hierher gesandt werden. Meist langen sie in dem traurigsten Zustande an, gelähmt, verkrümmt, mit eiternden Wunden, gänzlich in der Ernährung herabgekommen; aber es ist, als ob oft schon die bloße Berührung mit dem heilkräftigen Sande genüge, eine Besserung anzubahnen. Saubere Wohnung und Kleidung, sorgfältige Pflege, kräftige Kost, zweimaliges Seebad täglich thun dann das ihrige, und nach Verlauf von sechs Wochen (die erste Abtheilung der Kinder bleibt vom 15. Juni bis 1. August, die zweite vom 1. August bis 15. September) können nicht wenige der Kinder, die in den Tragsesseln oder auf Krücken gestützt kamen, als ganz genesen in ihre Heimath zurückkehren.

Freilich bedarf es zur vollständigen Herstellung in vielen Fällen einer Wiederholung der Kur, in anderen ist die Heilung eine nur theilweise, ganz ohne Besserung aber verläßt ein nur verschwindend kleiner Theil die An-

stalt. — Bedenkt man, daß dieses Hospiz in den sechzehn Jahren seines Bestehens, trotz seiner sehr bescheidenen Mittel, über zehntausend arme Kinder verpflegte, und ein großer Theil derselben, die sonst einem vorzeitigen Tode oder lebenslangem Siechthum verfallen wären, der menschlichen Gesellschaft als brauchbare Mitglieder zurückgab, so wird man finden, daß das Capital, mit dem diese Anstalt gegründet und unterstützt wurde, ein sowohl irdisch als himmlisch wohl angelegtes ist.

Nun noch ein Wort über die Gründung der Stadt auf den Lagunen. Als Attila 452 v. Chr. verwüstend in

Im Meerbusen von Venedig.

Italien einbrach, flüchteten die Einwohner der Provinz mit ihrer geretteten Habe, mit ihrem Glauben und ihrer Bildung auf die Schlamminseln und Lagunen der Brentamündung, wohin der Feind sie nicht verfolgen konnte; da trieben sie Anfangs Fischerei und später Handel. Eine zweite Einwanderung führte der Stadt romanisirte Deutsche zu, welche 641 vor dem wilden Longobardenkönig Rotharius flüchteten. Obzwar damals jede einzelne Insel ihre eigene Regierung, und ihre eigene Haushaltung verwaltete, so bildeten sie zusammen doch einen Waffenbund „zum Schutz und Trutz." Sie erkannten die Oberhoheit des byzantinischen Kaisers an, wodurch sie Zugang zu den Häfen der Levante erlangten und einen Welthandel gründeten. Die Gemeinden der unterschiedlichen Inseln trafen endlich politische Vorkehrungen zu besserer Regierung ihrer selbst, indem sie ein gemeinsames Oberhaupt mit dem Titel Doge, d. i. Herzog, erwählten; dieser berief die allgemeinen Volksversammlungen, ernannte die Richter für die einzelnen Inseln, setzte die vom Volk erwählten Geistlichen ein, und war in Streitigkeitssachen zwischen den Inseln der Appellationsrichter.—Zur Zeit der Kreuzzüge zeigte Venedig einen ungewöhnlichen Eifer, aber nicht für das heilige Grab oder für die Kreuzzügler, sondern für sein eigenes Interesse, denn es entstand ein sehr lebhafter Handel mit dem Orient, und eröffnete neue Quellen des Reichthums für Venedig. 1096 sandte Venedig sogar eine Flotte von 200 Schiffen nach Palästina, und betheiligte sich an dem siegreichen Kampf mit der pisanischen Flotte, und half Jaffa erobern. Damals war die Republik bereits so mächtig, daß sie über drei Königreiche herrschte. Die Stadt war für Europa die hauptsächlichste Handelsstadt, und der Reingewinn der venetianischen Kaufleute war manchmal vier Million Dukaten jährlich. Kein Wunder, daß dadurch die Stadt irdische Reichthümer zusammenhäufte und aus lauter großartigen Palästen bestand.

Erinnerungen an Bischof J. Lang.

Von C. A. Thomas.

II.

In den Jahren 1868 und 1869 bereiste ich den Blenheim Bezirk, in der Canada Conferenz. Eines Tages saß ich nachdenkend in meinem Studirzimmer, als plötzlich Jemand an die Thür pochte. Auf meinen Ruf „Herein!" trat ein Bote aus Blenheim ein, mit der Bemerkung, ich sollte doch alsobald nach Bruder Hauch's kommen, der Bischof Lang sei dort. Wer den Bischof gekannt hat, weiß schon, daß er es nicht war, der den Boten gesandt hatte, denn das war nicht seine Weise. Er schlug sich immer gern selbst durch, ohne Andere zu bemühen. Die Brüder waren so gütig gewesen und hatten mich von dem hohen Gast in Kenntniß gesetzt. Selbstverständlich machte ich mich alsogleich auf den Weg, um den lieben alten Helden zu begrüßen, und, wenn möglich, ihm sein Weilen in Blenheim angenehm zu machen.

Schon auf dem Wege erfuhr ich, daß der Bischof sehr kränklich und schwach sei. Die Meile vom Bahnhof bis zu dem oben genannten Bruder hatte er zu Fuße zurückgelegt, war aber genöthigt gewesen, drei- bis viermal sich am Weg auszuruhen. Er war indessen glücklich unter dem gastlichen Dach der Familie Hauch angekommen. Das war Vormittags. Am Nachmittag wollte er in der Umgegend schon Besuche machen. Und es war in dieser edlen Beschäftigung, daß ich auf dem Wege mit ihm zusammentraf. Als ich inne hielt, und er meiner gewahr wurde, sagte er in echt gemüthlicher Weise: „Daufig noch emol, Thomas, bischt du des?! Nau wunner ich doch, was du hier witt?"

„Ei, dich besuchen, und zusehen, ob ich nichts für dich thun kann," antwortete ich, und mein Fuhrwerk wendend, lud ich ihn ein, Platz zu nehmen. Das schlug er aber gar höflich ab, da es bis zum nächsten Hause nicht mehr sehr weit war. Als wir eintraten, fanden wir die Hausmutter, welche unsern Besuch vermuthet hatte, emsig beschäftigt, den Stubenflur aufzuwaschen. Sie war also (wie es der besten Hausmutter leicht 'mal passiren kann) bei ihrer Arbeit ertappt worden, aber schnell resolvirt, lud sie uns doch ein, näher zu treten. Ich sah es dem Bischof an, daß er zögerte; warum wußte ich nicht, sollte es aber bald erfahren. Nachdem er die Hausmutter höflich gegrüßt, schaute er ein wenig in der Stube umher, und sagte dann ganz herzhaft, als wenn sich das von selbst verstände: „Schwester, do bleib ich der awer nett," und ohne lange Erklärung nahm er den ihm dargereichten Stuhl und setzte sich vor die Hausthür. Daß die „Schwester" ob dieser bischöflichen Eröffnung erschrak, und ihr das Blut ein wenig in die Wangen trieb, läßt sich denken. Es dauerte auch nicht lange, bis sie erfuhr, daß der Br. Lang damals gerade stark an Rheumatismus litt, und ihm folglich ein feuchter Stubenflur wie Gift war. Der Bischof hatte als einen guten Grund für seine Handlung, nur fühlte er sich nicht immer gemüßigt, denselben zur rechten Zeit anzugeben.

Es war im Monat Juni. Die Natur entfaltete sich in ihrer schönsten Pracht. Lind wehete der Wind vom Süden herüber, während im angrenzenden Wald die befiederten Sänger ihre schmetternden Lieder aus voller Brust ertönen ließen. Dicht vor dem Blockhäuschen standen kleine Schattenbäume, und unter diese hatte sich der Bischof geflüchtet. Es dauerte nicht lange, so umgab ihn eine hübsche kleine Brüderschaar, denn es war bekannt geworden, daß der „Bruder Lang" da sei. Die Unterhaltung war recht im Fluß, als der Vater H. das Wort ergriff und sagte: „Br. Lang, ich muß dich doch auch einmal etwas fragen: Kommst du denn auch von Deutschland, oder bist du in diesem Land geboren?" Nicht geschwind werde ich drollige Antwort vergessen, die jetzt folgte. Sich ein wenig aufrichtend und voll Erstaunen zu Vater H. hinüber blickend, sagte Lang: „Was bischt doch du für en wunnerlicher alter Mann! Des kann doch enig ebber an meiner Sproch höre, daß ich kee Deitscher bin. Ich bin en Pennsylvanier!"

Oft maß der gute Bischof seine Umgebung mit seinem eigenen Maßstab, ihm schien's, als müsse Jedermann so scharf und genau unterscheiden und über Dinge urtheilen, können, als er selbst. Das erklärt obige und ähnliche Antworten an Andere, die er gar nicht selten gab. Und in der That begehen viele von uns denselben Irrthum immer wieder. Anstatt daß man Anderen antwortet vom Standpunkt ihrer Einsicht, was oft gar heilsam wäre, so stellt man Jene auf seine eigene Erkenntnißstufe, und behandelt sie demgemäß. — Vater H. war die Gutmüthigkeit selbst, und da ihm Br. Lang nicht ganz unbekannt war, so nahm er die Antwort gemüthlich hin, indem er entgegnete: „Ich hab' nur 'mal fragen wollen, und wer fragt, spricht man als, der wird bescheid't." „Ei, ja!" meinte der Bischof, „bischt jetzt klüger, wie du ersch warschst!"

An der letzten Conferenzsitzung, die er drüben (in Canada) hielt (1868), war dieser edle Gottesmann ungemein gefällig; man sah aber, daß seine Kräfte zusehends schwanden. Auch drückte ihn um diese Zeit manches Leid, dem er nur in engen Kreisen Ausdruck gab. Sagte er einmal zu mir: „Wann ich doch numme ‚all sey" (sicher) aus derre krumme, buckelige Welt drauße wär', derno möchte die Mensche mache, was se

wotte!" Er hatte die Welt kennen gelernt, er wußte, wie viele von uns es auch wissen und noch täglich erfahren müssen, daß die Welt eine „krumme und buckelige" sei. Wie wahr! Und aber er wollte „all sev" aus derselben hinaus, was ja auch nicht sehr lange, nachdem er jene bezeichnenden Worte gesprochen, geschah. Und der Magazinschreiber weiß nur von einem einzigen Steuermann, der es versteht, unser Glaubens- und Lebensschifflein an den vielen, vielen Klippen und Sandbänken sicher vorbeizubringen. Das ist Jesus. Nur mit ihm und durch ihn kommen wir sicher aus dieser krummen, buckeligen Welt hinaus, in jene stille, ewige Friedensbucht, wo uns dann eine vollkommen gerade, ebene, himmlische Welt begrüßen wird.

An jener Conferenz-Sitzung in Bienheim hat mir der geliebte Verblichene noch einen Rath gegeben, der sicherlich auch des Erzählens werth ist, und den Mann kennzeichnet. Wir hatten nemlich eine Collekte für ihn gehoben. Nach dem Gottesdienst gingen wir selbander in das Nachbarhaus, um zu Mittag zu speisen. Da die Mahlzeit noch nicht ganz bereitet war, sagte er so vor sich hin: „Well, ich denk' ich zähl' emol die Collekt'." Ich half ihm. Wir hatten das Geld einmal durchgezählt, da sagte er: „Jetzt, Thomas, will ich dir sagen, was mir mei Vatter als für en Rath gebe hot: 'Always count your money twice!' " (Zähle dein Geld immer zweimal!) Versteht sich von selbst, daß der Bischof das in keinem wucherischen Sinn verstanden haben wollte, sondern meinte, daß man beim Geldzählen sich nicht übereilen solle, da man sich leicht schaden könne. Und obgleich du mir, lieber Leser, schmunzelnd entgegnest: „Meine Baarschaft ist so klein, daß ich dieselbe schon mit hinlänglicher Muße zählen kann," so ist trotzdem und allem dem der Rath des Bischofs ein guter, den sich besonders auch junge, flüchtige Leute merken dürften. Erst letzthin mußte ich wieder an das obige englische Sprichwort und — an den Bischof denken. Ein Bruder übergab mir ein Geldpacket mit der Bemerkung: „Das brauchst du nicht zu zählen, das habe ich auf der Post bekommen, es ist ohne Zweifel recht. Ich ließ mich bereden und ging, ohne das Packet zu öffnen. Als ich das Geld auszahlen wollte und folglich zählte, waren aber trotz der Versicherung des Bruders, und trotzdem, daß es aus des Postmeisters Hand gekommen war, zwei Dolar zu wenig darin, was zwei Männer mir bezeugten, und so erlitt ich keinen Verlust.

Wie gut ist's, wenn man in allem Vorsicht übt im Leben, das hütet vor manchem Leid! Und wie nöthig ist's, daß man in einer krummen, buckeligen Welt, wie die unsere (ist aber immer noch schön!), Dinge kritisch untersucht, feilt, abglättet, durchgeht und revidirt! Im Ganzen lohnt sich's schon. Das wußte Bischof Lang.— Doch ich will hier abbrechen. Ich thue es mit dem freudigen Bewußtsein, daß mir das Andenken an diesen außerordentlichen, talentvollen evangelischen Vater, die Erinnerungen an seine unvergleichlichen, kraftvollen Predigten und sonst praktische Weisheit schon viel Segen gebracht hat. Und möchten diese paar schlichten Artikelchen doch auch was nützen!

Interessante Züge aus dem Leben berühmter Persönlichkeiten.

Nach P. Mouls' Recueil de Contes Moraux, deutsch von R. L.

XI. Todesstrafe für schlechte Erzieher.

Unter der Regierung des berühmten chinesischen Kaisers Kang-Hi (siehe Nr. X. der „Interes. Züge ꝛc."), hatte einer der kaiserlichen Inspectoren eine lange Amtsreise zu machen. Bei der ungeheuren Ausdehnung des chinesischen Reiches (gegen 2,000,000 engl. Quadratmeilen groß, ganz Europa nur 3,762,860; China über 400 Mil. Einwohner, Europa 327 Mill.) und da das Reisen damals sehr langsam ging, so beschaffte jener Inspector seinen beiden Söhnen einen Erzieher, dem zugleich auch die Stelle eines Haushofmeisters und Verwalters übertragen wurde. Die Knaben waren beide gutmüthig, hatten überdem gute Geistesanlagen und berechtigten zu den besten Erwartungen.

Kaum war der Vater aber abgereist, so begann der neue Haushofmeister und Erzieher die ihm verliehene Gewalt zu mißbrauchen. Er tyrannisirte die ihm untergebenen Dienstboten und entfernte die ehrenhaftesten derselben, weil er fürchtete, sie würden ihm seiner schlechten Verwaltung wegen zu Anklägern werden. Der abwesende Hausherr wurde zwar durch Briefe gewarnt, aber er hatte selbst ein gutes Herz und glaubte deßhalb nicht gern an die Schlechtigkeit der Menschen, und besonders nicht an das treulose Verhalten Desjenigen, dem er die Erziehung seiner eigenen Kinder anvertraut hatte.

Die schlechte Hauswirtschaft war aber nicht das schlimmste; dieselbe hätte man noch übersehen können, hätten die Knaben nur eine gute, auf Gemüth und Verstand gerichtete Erziehung erhalten. Aber der Erzieher hatte nur wenige Tugenden und geringe Talente, war gebieterisch, hinterlistig, unehrenhaft und heuchlerisch. Wie er war, so wurden seine Schüler.

Nach fünf Jahren kam der Inspector zurück von seiner Amtsreise. Er sah bald ein, daß man ihm in jenen Warnungsbriefen die Wahrheit geschrieben, aber es war zu spät! Gutmüthig und geneigt zu vergeben, entließ er den ungetreuen Haushalter, ohne ihn weiter sonstwie zu

bestrafen. Dadurch wurde derselbe aber nicht gebessert, sondern nur um so frecher. Er ging zu einem Mandarin (vornehmen chinesischen Richter) und verklagte seinen alten Herrn, weil er ihm nicht so viel Lohn bezahlt, als er versprochen. „Ich würde ihm gern doppelt so viel bezahlen, als ich ihm versprochen," sagte der Vater vor dem Richter, „wenn dieser Bedauernswerthe meine Kinder nur zu dem gemacht hätte, was ich nach allen Anzeichen erwarten durfte. Hier sind sie," rief er zu dem Mann des Gesetzes gewendet, „prüfen und dann urtheilen Sie."

Nachdem der Mandarin durch Ausfragen die Knaben aufmerksam und gewissenhaft geprüft, stand er auf und sprach das folgende Urtheil: „Ich verdamme den Erzieher als Mörder seiner Schüler, zur Todesstrafe, und ihren Vater zu einer Geldbuße von drei Pfund Goldstaub, nicht weil er unüberlegt gewählt, denn man kann sich täuschen, sondern weil er die Schwachheit gehabt, trotz mehrerer Warnungen diesen Menschen an seiner Stellung als Erzieher zu belassen." — Dann fügte er noch hinzu: „Ein rechter Mann sollte soviel Entschlossenheit besitzen, einen andern zu stürzen, wenn die öffentliche Wohlfahrt es erfordert."

Stellte man alle unedlen, leichtfertigen und unehrenhaften Erzieher, Lehrer (und Prediger!) vor einen solchen Richter — was würde es geben? Viele, viele erledigte Stellen. Und die Eltern—die die Seelen ihrer Kinder solchen Erziehern anvertrauen—wir fürchten, alles Gold der Erde reichte nicht, nur für einen kleinen Landestheil die Strafen zu bezahlen! Der Spruch eines irdischen Richters mag derartige Eltern und Zieher hienieden nicht treffen — einst aber werden alle erscheinen müssen vor jenem Richter, dessen Augen sind wie Feuerflammen, und der da gesagt hat: „Wer aber ärgert *) dieser Geringsten Einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehänget, und er ersäufet würde im Meer, da es am tiefsten ist." (Matth. 18, 6.)

XII. Wahrheitsliebe bis aufs Schaffot.

Vicomte de Chateauneuf, Groß-Siegelbewahrer, und einer der höchsten Beamten des schwachen französischen Königs Ludwig XIII. (gest. 1643), gerieth in Verdacht, daß er eine geheime Verschwörung anzettele, und wurde ins Gefängniß geworfen. Sein vertrautester Freund, der Ritter du Jars, wurde gleich darauf ebenfalls eingezogen und in die Bastille (berüchtigtes Staatsgefängniß zu Paris, 14. Juli 1789 vom Pöbel zerstört) gebracht. Anfangs suchte man ihn mit schönen Versprechen zu blenden, als dies nichts half, drohte man ihm mit dem Tode, falls er die Geheimnisse Chateauneuf's nicht offenbaren würde. Er blieb aber standhaft bei der Aussage, er wisse nichts Unrechtes, und könne deßhalb auch nichts sagen. Darauf machte man ihm den Prozeß wie einem Verbrecher. Die Richter, denen man versicherte, er solle auf dem Schaffot begnadigt werden, verurtheilten ihn zum Tode. Man führte den Ritter zur Hinrichtung; seine Standhaftigkeit aber wankte keinen Augenblick. Es schien im Gegentheil, als ob er mit innerer Befriedigung in den Tod gehe, die Hoffnung, daß die Unschuld seines Freundes dadurch ans Licht kommen möchte, gab ihm sogar eine gewisse Freudigkeit, den Tod zu erleiden. Welche verfänglichen Fragen man ihm auch stellen mochte —er schwieg—und wenn er dieses Schweigen brach, so war es nur, um für den Diensteifer und die Aufrichtigkeit seines Freundes zu zeugen.

Auf dem Blutgerüste stehend und mit Ergebung den tödtlichen Streich des Henkers erwartend, hörte der Ritter plötzlich den vielstimmigen Ruf: „Gnade! Gnade!" Sodann näherte sich ihm ein Richter, lobte die große Güte des Königs, und ermahnte ihn, nun nicht sich einer Undankbarkeit schuldig zu machen, sondern die schändlichen Anschläge des Groß-Siegelbewahrers der Obrigkeit zu entdecken. Der Ritter aber rief: „Ich durchschaue eure niedrige Hinterlist! Ihr wollt Vortheile ziehen aus dem Schrecken, in den die Gefahr des so nahen Todes mich nach eurer Meinung versetzt. Kennt eure Leute besser. Ich bin auch jetzt ebensowohl Herr meiner selbst, wie ich es immer gewesen. Herr de Chateauneuf ist ein höchst ehrenwerther Mann, welcher dem König stets treulich gedient hat. Der mächtige, viel gefürchtete, aber nur wenig beliebte Cardinal Richelieu, welcher bis zu seinem Tode (1642) fast dreißig Jahre lang in Frankreich erster Minister war, und welcher die unwürdige Prodezur, gegen den ihm unbequemen Chateauneuf angezettelt—dieser mächtige, berüchtigte, ehrgeizige und oft, grausame Cardinal hätte sicher viel darum gegeben, auch einen solchen treuen Freund zu haben, wie Ritter du Jars es war. Nie ist ihm der von Schiller so sinnig besungene „große Wurf" gelungen: „Eines Freundes Freund zu sein." Und schon vor 2900 Jahren hat der weise Salomo geschrieben (Sprüche 17, 17): „Ein Freund liebt allezeit" — im Glück und Unglück, in Ehre und Schande, in Noth und bis zum Tod — darf man erklärend unbesorgt hinzusetzen: Wer von uns ist eines solchen Freundes würdig? — Nur Der, der selbst ein solcher Freund sein kann!

XIII. Billiges Abendessen hilft zur Unabhängigkeit.

Nach dem Tod der vielbeliebten Königin Anna von England (starb 1714, nachdem ihre sieben Kinder alle jung gestorben) wurde in Ermangelung näherer Thronerben der Kurfürst von Hannover König von England. Er wurde von der Mehrzahl des Volkes gern anerkannt, hatte aber auch viele hochstehende Feinde, die ihn nicht mochten, zum Theil auch weil er kein Engländer, sondern ein Deutscher sei. Zudem erhob sich unter dem Namen

*) Anmerk. Aergern, im griech. Original skandalizo meint eigentlich „ärger machen," zu Sünden verleiten, zu Fall bringen. De Wette übersetzt „verführt"; engl. revidirte N. Test. hat "cause to stumble" — zu Fall bringen. Dasselbe Wort skandalizo steht im Urtext Matth. 5, 29–30; Matth. 11, 6; Matth. 13, 21; und an 26 anderen Stellen, die oft in der Uebersetzung unrichtig verstanden werden.

Jakob III. ein Prätendent, welcher als angeblich rechtmäßiger Erbe die Thronfolge beanspruchte, und gegen Georg I. offen Krieg führte. Dieser Prätendent wurde aber besiegt. Nach dem Tode Georg's I. folgte ihm sein Sohn Georg II. auf den Thron. Auch er hatte viele innere Feinde, obschon das Land sich unter seiner Regierung in gutem Gedeihen befand. Sein Haupt-Minister war der berühmte Sir Robert Walpole, welcher dies hohe Amt zwanzig Jahre lang mit seltener Energie verwaltete.

Unter den wegen der Thronfolge Georg's I. Unzufriedenen befand sich auch ein Edelmann, Namens Milford, welcher als ein ehrenhafter, biederer Mann galt. Derselbe war Glied des Parlaments (britischer Congreß) und hatte dort großen Einfluß. Eines Tages kam Walpole, ihn zu besuchen, machte viele Complimente, sagte der König habe ihn gesandt, ihm kund zu thun, daß der König Milford's Verdienste kenne, ihm seine Gunst und Gnade versichere, und daß es ihm leid thue, daß er (Milford) noch nicht mehr berücksichtigt worden sei 2c. 2c. Der so Becomplimentirte hörte ruhig schweigend zu und sagte dann: „Mein Herr, ehe ich auf Ihr Anerbieten antworte, erlauben Sie wohl, daß ich mein Abendessen in Ihrer Gegenwart einnehme." Darauf brachte man ihm ein Ragout (hash) von den Ueberbleibseln des Mittagsmahls. Dann sich zu dem Minister wendend sagte er: „Mein Herr, denken Sie, daß ein Mann, der sich mit einem solchen Abendessen begnügt, leicht von einer anderen Partei gewonnen werden könne? Sagen Sie dem König wieder, was Sie gesehen, das ist die einzige Antwort, die ich ihm zu machen habe."

Würde man in jeder Monarchie und Republik mehr darauf sehen, für alle Aemter, niedrig oder hoch, Männer zu wählen, die sich mit einem Abendessen von den Ueberbleibseln des Mittagsmahls begnügen ließen — manches wäre viel besser. Leider wählt man vielfach Solche, die für eine Mahlzeit mehrere Sorten Fleisch, Austern, verschiedenerlei Gebäck und „Gekoch," Wein, Havannah-Cigarren zu 50 Cents das Stück, geschliffene Krystallgläser, silberne Messer, Löffel 2c. 2c. zu haben wünschen. Dazu gehört dann auch Bedienung, ein großes Haus, theure, modische Kleider, weltmännische Extravaganzen und sonstige kostspielige Dinge. Solche Leute sind meist arm an Gemüth und Geist, und wenn ihr Gehalt nicht recht ausreichen will, sind sie oft auch arm an Ehrenhaftigkeit. Wer wollte einen vermögenslosen Mann zum Bank-Kassirer oder Bank-Präsidenten machen? Wer aber nicht den Reichthum wahrer Religiosität besitzt, ist ein armer Mann, was er auch sonst besitzen möchte. Religiosität aber macht bescheiden und genügsam. „Nichts bedürfen ist göttlich, und wenig bedürfen, den Göttern am nächsten," rief der griechische Philosoph Diogenes (geb. 414, gest. 324 v. Chr.), als er seinen Becher von sich warf, um fortan sein Trinkwasser mit der hohlen Hand aus dem Bach zu schöpfen. Und die Schrift sagt (1. Tim. 6, 6): „Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet sich genügen. Denn wir haben nichts in die Welt gebracht, darum offenbar ist, wir werden auch nichts hinausbringen."—Lieber Leser, halte dich zu solchen, die diesen großen Gewinn, Genügsamkeit, erlangt und strebe ihnen nach!

XIV. Ein heidnischer Römer, von dem man lernen kann.

Rom, mit dem Beinamen „die Siebenhügelstadt," von den Römern auch gern die „ewige Stadt" genannt, verdient trotz ihres hohen Alters letztere Bezeichnung keineswegs, denn sie wurde historisch nachweisbar ums Jahr 753 vor Chr. von den Brüdern Romulus und Remus gegründet. Bis ums Jahr 510 v. Chr. war die Regierungsform eine monarchische. Der oberste Beamte wurde Dux (Führer), auch Rex (Regierer = König) genannt. Unter der Mißregierung Tarquin's des Stolzen kam das Königthum um 510 v. Chr. durch eine Revolution zum Sturz und wurde statt dessen eine Republik gegründet. Man wählte jährlich zwei sogenannte „Consuln," welche die Oberleitung der Staats-Angelegenheiten besorgten. Diese Consuln durften nur aus den Patriziern (eine Art Edelleute) gewählt werden und versahen lange Zeit ihr Amt unentgeltlich.

Ums Jahr 493 nach Gründung der Stadt Rom wurde Marcus Attilius Regulus auf ein Jahr zum Consul erwählt. Die Römer lagen damals mit den mächtigen Karthagern*) im Krieg, und Regulus mußte den Oberbefehl über die Armee führen. Er war darin sehr erfolgreich und erfocht mehrere wichtige Siege, und er wurde von der Armee und dem Volk fast vergöttert. Als sein Amtsjahr um war, sandte er aber ein dringendes Bittgesuch an den Senat (Aeltesten-Rath) nach Rom, seinen Nachfolger zu schicken. Als Gründe gab er an, sieben Acker Land seien sein ganzes Besitzthum, der Farmer, an den er dieses Land zur Bebauung verpachtet, sei gestorben, und der Knecht desselben, ein unehrenhafter Mensch, habe das gesammte Ackergeräth entwendet. Die in Italien zurückgebliebene Familie des Regulus, welche betreffs ihres Unterhalts auf den Ertrag dieser kleinen Farm angewiesen, war durch die vorgenannte Unehrenhaftigkeit in die größte Noth gerathen und hatte mehr als einmal Hunger leiden müssen. Der Senat, um den Siegeszug des Regulus nicht zu unterbrechen, ordnete darauf an, daß man die Frau und Kinder des siegreichen Feldherrn aus der Staatskasse mit Lebensmitteln versorge, und daß man ihr neue Ackergeräthe anschaffe. Das war, soweit die Geschichtsschreiber es berichten, die ganze Belohnung!

Man frage sich, was Generale, ob siegreich oder nicht, was Präsidenten 2c. in sogenannten „christlichen" Ländern für Besoldungen und Pensionen bekommen, und wie viele derselben, trotzdem noch erlaubten oder unver-

*) Karthago, berühmte Handelsstadt, gegründet um 846 v. Chr. zur Zeit des Königs Joas (2. Chronika 24), 146 v. Chr. von den Römern total zerstört, lag in Nordafrika, unweit des heutigen Tunis.

laubten Nebengewinn suchen. Ein Wolf im Schafskleide ist ein Prediger, der die Heerde Christi um schnöden Gewinns willen weidet (1. Petri 5, 2), wer ein öffentliches Amt begehrt, des „Brodes und der Fische" wegen und nicht, um durch strenge Pflichterfüllung das Gemeinwohl zu fördern, ist trotz Getauftseins und Kirchengliedschaft ein viel niedrigerer Mensch, als Markus Attilius Regulus, der ohne das Gesetz Mosis oder das Evangelium zu kennen, doch von Natur that des Gesetzes Werk (Röm. 2, 14).

Derselbe Regulus gerieth später in einer von ihm verlorenen Schlacht in karthagische Gefangenschaft. Da die Karthager aber doch im Nachtheil waren, sehnten sie sich nach Frieden und schickten Regulus als Gesandten nach Rom. Vorher aber mußte er feierlich versprechen, wieder freiwillig in die Gefangenschaft zurückzukehren, falls der Friede nicht abgeschlossen würde. Regulus ging nach Rom, richtete seine Aufträge aus, rieth aber ehrlich und offenherzig dem römischen Senat die von den Karthagern gestellten Bedingungen nicht anzunehmen, und kehrte dann, trotz vieles Abrathens seiner Landsleute, zurück in die Gefangenschaft. Er hielt ein gegebenes Versprechen für heilig und wollte es unter keiner Bedingung brechen. Als er aber wieder nach Karthago kam, marterten ihn die Karthager auf grausame Weise zu Tode. So geschehen im Jahre 251 vor Christi Geburt.

Man denke an die zahlreichen französischen Offiziere, die in 1870 in Deutschland so große Freiheit genossen, daß sie selbst ihre Degen behalten durften. Alle hatten versprochen, nicht zu entweichen und während des damaligen Krieges nicht mehr gegen Deutschland zu kämpfen. Hielten sie ihr Ehrenwort? Einige ja — andere aber nicht, und zu Dutzenden haben sie sich fortgestohlen und wieder gegen Deutschland gekämpft. Und wir Deutschen? Wie viele oder wie wenige von uns würden unter gleichen Umständen ein gegebenes Versprechen so hoch und heilig halten, als jener edle Regulus? Tugenden aber, die man an einem Heiden loben muß, sollten noch viel mehr bei Christen zu finden sein! Nicht so?

XV. Cornelia, die Mutter der Gracchen.

Um nicht die irrthümliche Meinung zu erwecken, als müßten in einem Lande, das solche gewissenhaften, bescheidenen Herrscher hatte, wie Regulus (siehe Nr. XIV. der Interes. Züge), ein höchst glückliches gewesen sein, hier eine andere Seite jener Zeit. Die Consuln und hohen Beamten waren, wie erwähnt in Nr. XIV., nur wählbar aus dem Stande der Patrizier. Die Plebejer oder niederen Bürger hatten nur wenige Rechte, und die zahlreichen, zu gewissen Zeiten etwa drei Viertheile der Bevölkerung bildenden Sklaven waren politisch und gesellschaftlich fast ganz rechtslos. Besonders in der Landvertheilung herrschte ziemlich viel Willkür und Ungerechtigkeit.

Ein edler Römer des zweiten Jahrhunderts vor Christi Geburt war Tiberius Semgronius Gracchus. Er wurde zweimal zum Consul (höchsten Staatsamt) und einmal zum Censor erwählt. Seine Gattin war die tugendhafte, geistig und körperlich fast gleich ausgezeichnete Cornelia, aus dem angesehenen Patrizier-Geschlecht der Scipios. Sie erzog ihre Kinder mit großer Sorgfalt. Obschon sie zu den Vornehmsten und begütertsten der Stadt Rom gehörten, war doch Bescheidenheit und ein offenes Herz für das arme Volk eine ihrer schönsten Zierden.

Eines Tages kam eine reiche Dame aus Campanien zu Cornelia auf Besuch. Jene Campanierin war nicht nur reich, sondern auch höchst prunkliebend. Um und an ihr schimmerte, glänzte und blitzte es von Gold, Perlen, Diamanten und anderen höchst kostbaren Juwelen. Nachdem sie so ihre Schmucksachen vor Cornelia eine Zeit lang mit vielem Behagen zur Schau gestellt, wollte sie auch die Kleinodien ihrer Gastgeberin sehen und machte eine dahinzielende Bemerkung. Cornelia aber lenkte das Gespräch geschickt auf etwas anderes, um die Rückkunft ihrer Söhne zu erwarten, welche in der öffentlichen Schule waren. Als die Knaben, blühend, voll Gesundheit und Geistesfrische leichten Schritts ins Zimmer traten, erhob sich Cornelia und sagte leuchtenden Auges zu der Campanierin: „Siehe da, das sind meine Kleinodien und mein schönster Schmuck."

Und Cornelia hatte Ursache so zu sprechen. Ihre Söhne, als sie erwachsen und einflußreich geworden waren, nahmen sich voll edler Menschenliebe der Noth der ärmern, unterdrückten Volksclassen an. Namentlich suchten sie durch Passirung gerechter Gesetze betreffs Landvertheilungen zu Gunsten der Ackerbauer zu wirken. Die reichen Eigenthümer und Lohnsherren aber widersetzten sich, und so kam es im Jahre 133 vor Chr. zu Gewaltthätigkeiten, bei welchen Tiberius Gracchus seinen Tod fand, indem er meuchlerisch ermordet wurde. Sein Bruder Cajus, keineswegs dadurch eingeschüchtert, sondern wie alle edlen Menschen, nur noch entschiedener für die Rechte der Armen eintretend, wurde 12 Jahre später (in 121 v. Chr.) ebenfalls ermordet, wie es heißt, auf Befehl des Consuls Opimius.

Mag auch, wie dies bei Empörungen geht, seitens der Aufständischen manches Unedle verübt worden sein— eins ist nie bezweifelt worden—daß die Gracchen, edle uneigennützige Menschenfreunde waren.

Cornelia überlebte ihre beiden Söhne, fand aber für ihren herben Verlust tröstlichen Ersatz in der fast allgemeinen Liebe des römischen Volkes. Noch während ihrer Lebzeit wurde dieser edlen Frau ein öffentliches Denkmal errichtet mit der Inschrift:

„Cornelia, der Mutter der Gracchen."

Der Bauer und sein Knecht.

Vor einigen Jahren hat sich im Holsteinischen, nicht weit von Oldesloe, folgender merkwürdige Fall zugetragen. Dort wohnte ein Bauer, und der Bauer hatte einen Knecht. Der Knecht war gottesfürchtig, aber der Bauer war gottlos. Nicht daß er in Schändlichkeiten und Frevel gelebt hätte, er führte vor der Welt einen unbescholtenen Wandel, denn weder stahl er, noch betrog er, und seine Schulden bezahlte er richtig; aber weiter reichte seine Gottesfurcht auch keine Hand breit, und an etwas zu glauben hielt er für lächerlich, weil, wie er meinte, auch der Bauer heute nicht mehr so dumm sei. Der Knecht aber war so dumm, und aller Spott des Bauern, ihm seinen Glauben aus dem Kopf zu treiben, wollte nicht anschlagen. Wo nur ein Grund war, ihm was am Zeuge zu flicken, da that es der Bauer von Herzen gern, und wo kein Grund war, da schüttelte er sich etwas aus dem Aermel. Wenn ein Rad zerbrochen war, sollte die Frömmigkeit daran schuld sein; wenn ein Kalb krank war, sollte er es gesund beten, und wenn im August die Witterung naß war, so wurde das Kirchengehen vermaledeit. Der Knecht ging einfältig und still seines Weges, that seine Pflicht und gab auf des Bauern Dummheiten solchen Bescheid, daß er wohl merkte, die Frömmigkeit sei nicht auf den Kopf gefallen. Den Bauer verdroß das, und er wünschte nichts mehr, als daß der Knecht sich etwas möchte zu Schulden kommen lassen, damit er ihm auf den Leib könne. Allein beim besten Willen fand er nicht den Anlaß dazu; vielmehr that der Knecht oftmals weit mehr, als ihm zu thun oblag und billig verlangt werden konnte, und zwar mit solchem Verstand und Geschick, daß der Bauer nicht wußte, ob er sich mehr daran freuen oder mehr ärgern sollte. Aber auf einmal wurde es anders. Bis dahin nemlich hatte der Bauer am Sonntage niemals weder gearbeitet, noch seinen Knecht arbeiten lassen, nicht weil ihm sonderlich daran gelegen war, den Feiertag heilig zu halten, sondern weil ihm die alte Gewohnheit noch in den Knochen lag, welche er von seinem Vater und Großvater geerbt hatte. Denn diese waren fromme Bauersleute gewesen. Und wie die Sonne auch nach ihrem Untergang noch einen hellen, goldfarbenen Lichtschein über den Himmel wirft, so war aus der Väter Zeit noch ein Lichtschein heiliger Sitte in dem Hause unseres Bauern zurückgeblieben; doch dieser Lichtschein wird bleicher und bleicher, und endlich verlöscht er gar. Solch ein Erbleichen des Tageslichtes war zu sehen, als eines Sonnabends der Bauer zum Knecht in den Stall kam und ihm ansagte, daß morgen gearbeitet werden solle. „Aber am Sonntag arbeiten wir ja nicht," antwortete der Knecht. „Ich sage, wir arbeiten morgen," sagte der Bauer. „Sonntags arbeite ich nicht," erwiderte Jener. „Er Faulpelz!" schrie der Bauer, — „schlägt sich den Bauch voll und faulenzt! Hier bin ich Herr! Morgen wird gearbeitet und damit basta!" Er drehte ihm den Rücken und schlug hinter sich die Stallthür zu. Der Knecht stand still und sah ihm nach. Dann schnitt er ruhig sein Stroh weiter, wie er es zuvor gethan. Der Sonntag kam; unser Knecht war frühe auf und besorgte im Stall und in der Scheune alles, was sonst sein Geschäft war. Um die Kirchzeit kommt der Bauer und befiehlt ihm, daß er auf das Feld soll und pflügen. „Vorwärts!" rief er, „vorwärts! sonst mach' ich ihm Beine!" Der Knecht versetzte: „Das kann ich nicht thun, es ist wider Gottes Gebot." Da wurde der Bauer wild wie ein Puter, warf eine Mistgabel wider die Wand und schrie: „Aber er soll, ich will es!" Doch der Knecht sprach: „Ich thue es nicht, es ist wider Gottes Gebot." Wahrscheinlich hätte der Bauer von seinen Fäusten Gebrauch gemacht, wenn er nicht trotz seines Ingrimms Verstand genug gehabt hätte, an des Knechtes Fäuste zu denken, die auch nicht von Stroh waren; darum rief er blos: „Er soll ins Loch! Ich will ihn schon kriegen!" Und am nächsten Morgen war sein erster Gang zum Gericht, den Knecht wegen Ungehorsams zu verklagen.

Der Knecht wurde vorgefordert, und als der Termin kam, zog er seinen blauen Kirchrock an und erschien vor dem Amtmann, wo der Bauer bereits stand und wartete. Nun wurden sie mit Namen aufgerufen; der Amtmann setzte die Brille auf und verlas aus einem großen Aktenstücke die Klage. „Ihr seid also verklagt," redete er hierauf den Knecht an, „eurem Dienstherrn nicht den schuldigen Gehorsam geleistet zu haben." — „Er ist ein Taugenichts," schrie der Bauer dazwischen, „ein Taugenichts ist er!" — „Schweigt still!" befahl der Amtmann, „bis Ihr gefragt seid!" Der Bauer war kreideweiß vor Aerger und biß in seine Hutkrämpe; aber Jener fuhr fort: „Ist es wahr, daß Ihr eurem Herrn den Gehorsam verweigert habt?" „Ja," erwiderte der Knecht. — „Wißt Ihr nicht, daß ein Knecht seinem Herrn gehorsam sein muß?" „Herr Amtmann," sagte der Knecht, „Recht ist Recht, Unrecht ist Unrecht. Gerader Weg ist gut, krummer führt zum Teufel. Ich weiß, daß ich meinem Herrn gehorchen muß, und Ungehorsam ist schlimm, denn es steht geschrieben: Ihr Knechte seid gehorsam euern leiblichen Herren mit Furcht und Zittern, in Einfältigkeit des Herzens, als Christo. Aber an einem anderen Orte stehet geschrieben: Ihr sollt Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. Herr Amtmann, der Mann ist gallig, weil ich fromm sein will, darum fängt er an, mir Sonntagsarbeit aufzupacken. Sonntagsarbeit ist unter uns nicht ausgemacht. Ich will arbeiten Tag und Nacht, und mir ist nichts zu schwer, und ich thue alles willig, das weiß mein Herr auch; aber Sonntags, wenn ich meinen Stall rein habe und das Vieh gefüttert, dann muß ich in die

Kirche, denn ich habe eine unsterbliche Seele. Und wenn mein Herr das nicht will, kann er mich aus dem Dienste schicken. Herr Amtmann, was anderes weiß ich nicht." Der aber sprach: „Lieber Mann, ich muß auch Sonntags arbeiten, einen Sonntag wie den andern, und da hilft mir gar nichts." Der Knecht sprach: „Schlimm genug, Herr Amtmann, Sonntags müßt Ihr hübsch in die Kirche gehen, Ihr braucht auch Gottes Wort. Du sollst den Feiertag heiligen — das ist Gottes Gebot, Herr Amtmann, das habe ich gelernt, und das werde ich halten." Der Amtmann machte dem Verhör schnell ein Ende. Er war verdutzt, und seine Gelehrsamkeit auf den Sand gerathen. Der Bauer wollte raisonnieren, aber ihm wurde der Mund gestopft. Nach vierzehn Tagen kam das richterliche Erkenntniß des Inhaltes, daß der Bauer nicht Recht noch Fug habe, seinen Knecht an Sonn- und Feiertagen zur Arbeit zu zwingen, sondern wenn er sich mit ihm nicht gutwillig einigen könne, so habe er ihn in allen Ehren des Dienstes zu entlassen.*)

Züge aus Woltersdorf's Leben.

Ernst Gottlieb Woltersdorf, der Liederdichter, Prediger zu Bunzlau in Schlesien, gehörte zu den populärsten und wirksamsten Seelsorgern seiner Zeit. Folgende Züge aus seinem Leben und Wirken verdienen bekannt zu werden.

1.

Woltersdorf hatte in seiner Gemeinde eine Frau, die fortwährend über ihre Noth und Trübsal klagte. So oft er auch zu ihr kam und sie tröstete, sie seufzte und klagte doch immer wieder.

Eines Tages fragte er sie darum: „Hat sie das Porstische Gesangbuch hier?"

„Ja," war die Antwort.

„Hole sie es einmal her."

Die Frau ging und holte das Buch. Woltersdorf schlug das Lied auf: „Was Gott thut, das ist wohlgethan," und sagte: „Das will ich jetzt ausreißen."

„Sie werden doch das nicht thun, Herr Pastor!" rief die erschrockene Frau.

„Sie glaubt es ja nicht mehr," war die Antwort.

Die Frau bat und weinte, und das Blatt wurde schließlich nicht herausgerissen. Aber das einfache Verfahren hatte geholfen. Sie schämte sich ihrer kleingläubigen Klagen und war für immer davon geheilt. Das Blatt ward ihr von jenem Tage an zu einem besonderen Segen.

2.

Eines Tages kam ein junger Mann zu Woltersdorf und klagte: „Nun geht es nicht mehr; ich komme nicht vorwärts in meinem Christenthum; ich muß noch verzweifeln; es wird nie etwas Ordentliches aus mir werden."

Woltersdorf erwiderte: „Wenn es so mit ihm bestellt ist so will ich ihm einen Rath geben. Da drüben ist ein Wirthshaus. Jetzt gehe er hinüber und spiele, trinke und tanze nach Herzenslust."

Der Mann erwiderte: „Nein, das kann ich nicht!"

Da antwortete Woltersdorf: „Also, er sieht wohl, daß er das nicht mehr kann; ist das nicht ein deutliches Zeichen, daß die Gnade an ihm wirkt? Nun gehe er nach Hause und falle auf seine Kniee und danke Gott dafür, daß er das nicht mehr kann."

3.

Ein erweckter Schuhmacher hatte die üble Gewohnheit, über alle diejenigen Christen kurzweg abzuurtheilen, die nicht gerade dieselben Anfechtungen und Kämpfe gehabt, wie er, und nicht dieselben Erfahrungen im Christenthum gemacht hatten. Diesen ließ Woltersdorf eines Tages zu sich kommen, und sagte: „Meister N., nehme er mir doch das Maß zu einem Paar Stiefeln."

„Sehr gern, Herr Consistorialrath," sagte der Schuhmacher, und er mißt die Stiefel an.

„So," spricht nun Woltersdorf, „jetzt messe er auch meinem Sohne ein Paar an."

Der Schuhmacher verneigt sich und ist ganz glücklich. Als er das Maß wieder zusammengewickelt hat, spricht Woltersdorf: „Aber hör er wohl, Meister N., Eins muß ich noch sagen: mache er doch meine und meines Sohnes Stiefel nach einem Leisten!"

„Aber, Herr Rath, das geht nicht!"

„Warum soll's nicht gehen? Probir er's nur einmal."

„Nein, das ist unmöglich, wenn die Stiefel für jeden passen sollen."

Darauf erwiderte Woltersdorf mit freundlichem Ernst: „Wenn es so mit den Stiefeln ist, so wird's auch wohl sonst bei den Menschen so sein, und Gott wird nicht jeden nach demselben Leisten bekehren müssen." Das half bei dem Schuhmacher.

4.

Eines Tages kommt ein Mann zu Woltersdorf und behauptet mit scheinheiliger Zuversicht, der heilige Geist habe zu ihm gesagt, er solle nur zu Woltersdorf gehen, der werde ihm schon aus aller seiner Noth helfen.

Dieser sagte: „Wirklich, hat der heilige Geist ihm das gesagt?"

„Ja, gewiß!"

„Nun, der wird ja wohl wissen, ob ich dazu im Stande bin. Wie viel braucht er denn?"

Der Mann glaubt schon seiner Sache gewiß zu sein, denkt er werde diesmal schon etwas hoch greifen dürfen, und sagt: „Fünfzehn Thaler."

*) Wenn ich einen Knecht brauchte, den nähme ich gleich.—Edr.

Woltersdorf geht an seinen Schrank, öffnet die Schublade, in welcher sein Geld lag, und sagt: „Komm er einmal her; sind das fünfzehn Thaler?"

„Nein."

„Wie viel denn?"

„Mehr nicht als sechzehn Groschen."

„So sieht er also, daß ihm nicht der heilige Geist, sondern der Teufel, der ein Lügner ist von Anfang, gesagt hat, ich werde ihm geben, was er brauche."

5.

Ein ander Mal kommt einer jener arbeitsscheuen Steifbettler zu ihm, die in den Häusern umherlaufen, um an dem Tisch der Arbeitsamen zu prassen, und setzt sich zum Mittagessen behaglich nieder. Als dieses zu Ende ist, sagt Woltersdorf: „Ich habe die Gewohnheit, nach dem Essen zur Leibesübung einige Scheiter Holz zu sägen und zu spalten. Da wird er wohl gerne mitthun."

Mit Seufzen und Stöhnen schickt sich der Mann zu der harten Arbeit und bekommt beim Abschied die Ermahnung: „Wenn ihm diese Lebensweise gefalle, möge er doch immer wieder einkehren, wenn er in die Gegend komme." Der Mann kam aber nicht wieder.

6.

Einmal war Woltersdorf bei einem General auf Besuch, als ein Offizier hereintrat, der nach seiner Gewohnheit einen Fluch auf den andern folgen ließ, und schließlich sagte: „Der Teufel soll den Kerl holen!"

Da trat Woltersdorf auf und sagte: „Ich möchte doch bitten, daß das nicht in meiner Anwesenheit geschieht." Diese Antwort wurde bald allgemein bekannt, trug dem Offizier viel Spott ein und hatte die Folge, daß das Fluchen bei den Soldaten des Orts beinahe ganz in Abgang kam.

Welche Früchte bringt der Unglaube in der Schule?

Ein ernstes Wort für Eltern und Erzieher.

In jüngster Zeit haben sich in erschreckender Weise die Fälle wiederholt, daß Kinder, besonders Knaben, sich selbst entleibt haben. Woher diese Erscheinung, die man in früheren Zeiten nicht gekannt hat? Man wird nicht fehlgreifen, wenn man die noch nie dagewesene Epidemie der Kinder-Selbstmorde der modernen verkehrten Erziehung, der Erziehung ohne Gott und Religion, die Schuld gibt. Alle Eltern haben die Pflicht und das Recht, die religiöse Erziehung ihrer Kinder zu ihrer Lebensaufgabe zu machen.

Wir führen hiefür ein erschütterndes Beispiel aus dem Leben an. In Frankreich, wo Unglaube und Freigeisterei schon im vorigen Jahrhundert sich breit machten und hohe und niedere Schulen mit ihrem Gift erfüllten, wurde vor einigen Jahren ein Notar vor das Kriminalgericht gezogen, der sich dreier schwerer Verbrechen schuldig gemacht hatte.

Nach dreitägiger gerichtlicher Verhandlung wurde der Angeklagte zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Als er den richterlichen Spruch vernahm, schrie er: „Warum bin ich nicht zum Tode verurtheilt? Ich verlange denselben als eine Wohlthat."

Im nemlichen Augenblicke zog er ein Messer hervor und suchte sich zu erdolchen. Die Umstehenden konnten ihn jedoch schnell genug ergreifen, um die schaudervolle That zu verhindern. Darauf erklärte der Unglückliche mit bewegter Stimme: „Ich klage Diejenigen an, die meine Jugend gebildet haben; die irreligiösen Lehren des Unglaubens, welche ich von ihnen erhalten, sind schuld an meinem Verbrechen."

Am Vorabend seiner Abführung in den Bagnos (Gefängniß auf den Schiffen) nach Toulon schrieb er noch an einen seiner Freunde einen langen Brief, worin unter Anderem folgende Stelle vorkommt:

„Dir, den ich ehedem meinen Freund nennen durfte, will ich es sagen, vor der ganzen Welt möchte ich es ausrufen: Die schlechten Lehren haben mich ins Verderben gestürzt. Ich hatte, wie Du es weißt, einen geraden Sinn, in meinen ersten Jahren liebte und übte ich die Tugend. Und wie bin ich das geworden, was ich nun bin? O, möchte die Antwort, die ich zu geben habe, das Herz meiner so tiefgebeugten Mutter nicht mit noch herberem Gram erfüllen! Der Tag meines Eintrittes in die Lehranstalt, der ich zugewiesen wurde, war der Entscheidungstag für mein Verderben. Könnte ich doch allen Eltern mit mächtiger Stimme zurufen: Zittert! gebt wohl Acht, daß ihr eure Kinder nicht dem Verderben übergebet. Untersuchet und prüfet die Schulen und Lehrer, denen ihr eure Kinder anvertrauet. Trauet nie dem äußeren Anscheine; denn vor Gott habt ihr Rechenschaft für eure Kinder abzulegen. Alles in einer schlechten Lehranstalt trägt zur Verführung und Entsittlichung bei; ein Engel würde sogar verderbt werden. Welches Herz kann da widerstehen? Und dennoch habe ich lange gekämpft, heimlich geweint, endlich erlag ich.

„Man lehrte uns: Die Religion sei Schuld an allen Uebeln der Menschheit, ihre Glaubenssätze seien lächerlich, ihre Sittenlehre erniedrigend, ihr Gottesdienst leere Zerrbilder; die Hölle sei ein Märchen, ein Schreckding für Kinder, die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele seien unzeitige, unnütze Fragen. Dies Alles habe ich nach und nach auf das Wort meiner

Lehrer geglaubt; nach diesem Grunde habe ich gehandelt. Mein ganzes Verbrechen besteht darin, daß ich die Grundsätze der mir aufgedrungenen Lehren aufgenommen und befolgt habe. Und nun bin ich der Strenge des Gesetzes anheimgefallen!... Ich wurde verurtheilt; das Urtheil ist und bleibt gesprochen. Der Schüler muß durch Schmach und Strafe büßen, daß er seinen Lehrern (wir können hier sagen, von den Wächtern des Gesetzes aufgestellten Lehrern) Glauben geschenkt hat.

„Aber ich rufe meine Verführer vor den Richterstuhl des ewigen Gottes, den ihre Trugschlüsse nicht vernichten können, und der einst Jedem nach seinen Werken vergelten wird. Ewiger Fluch laste auf Allen..., die sich ein Spiel daraus machen, durch Wort und Schriften Herz und Geist der Jugend zu verderben."

Diese von allen Eltern und Erziehern sehr zu beherzigenden Worte hat ein unglücklicher Mensch geschrieben, welcher von gewissenlosen ungläubigen Lehrer verführt wurde. Nachdem er an Glauben und Religion Schiffbruch gelitten hatte, hatte er keine Stütze mehr, und er fiel in Laster und Verbrechen und endete dadurch als Galeerensträfling, lebenslänglich mit Ketten belastet.

T.

Das Buch des Lebens.

Ein Mann aus einem alten adeligen Geschlechte des Königreichs Polen, der mit allen Eigenschaften des Verstandes und Herzens geschmückt, in hohem Ansehen und hohem Alter, erst vor etlichen Jahren vom Schauplatz dieser Welt abgetreten ist, gibt uns folgende Schilderung von einem der wichtigsten Momente seines Lebens.

Auf deutschen Universitäten gebildet und wohl vertraut mit den Grundsätzen der neuen Philosophie, habe ich zwar den Glauben in meinem Herzen festgehalten, den ich von meiner Mutter gleichsam ererbt habe; aber mein Leben war nichts weniger als entschieden für Christum und die Kirche und die heilige Religion. Mein Herz glühte nur von der Liebe zu meinem Vaterland. In der höheren Stellung, die mir die Vorsehung zugewiesen hatte, fand ich Gelegenheit, Manches für mein theures Vaterland zu thun, und brachte selbst von meinem Vermögen bedeutende Opfer. Wiewohl ich übrigens äußerlich das Leben eines sogenannten ehrlichen Mannes führte, hätte ich doch vielleicht auf mich anwenden können, was ein geistreicher Schriftsteller (der Graf Maistre) von sich selber sagt: „Das Leben eines Schurken kenne ich nicht; aber das, was man das Leben eines ehrlichen Mannes nennt, ist etwas Verabscheuungswürdiges!"

Ich war schon ziemlich an Jahren vorgeschritten, als ich einst einen Traum hatte. Es schien mir, ich wäre in eine hohe, wundervoll schöne, mir ganz unbekannte Gegend erhoben, wo ich eine große Zahl himmlische Gestalten erblickte, welche alle mit der größten Eilfertigkeit zu schreiben schienen.

Ich nahte mich einem dieser fremdartigen Männer, und fragte ihn: „Was man denn hier so sorgfältig aufschreibe?"

Er gab mir mit großer Freundlichkeit zur Antwort: „Wir sind Engel Gottes und schreiben die guten Handlungen der Menschen, die auf Erden wandeln, hier auf diesen Blättern ins Buch des Lebens ein!"

Diese Antwort machte mich neugierig, zu erfahren, wie es denn mit meinen Verdiensten für die Ewigkeit stehe, und ich sagte leise zu dem Engel: „Könnte ich nicht sehen, was auf meinem Blatt aufgezeichnet ist?"

„Warum nicht!" war die Antwort—und er suchte unter vielen Blättern das meinige heraus und gab es mir.—Aber welches Erstaunen, oder besser zu sagen, welcher Schrecken ergriff mich, als ich das ganze Blatt leer fand, einige wenige Zeilen abgerechnet. „Ist es möglich!" rief ich aus, „soll ich bisher keine Verdienste haben fürs ewige Leben? Habe ich doch so viel für mein Vaterland gearbeitet und so große Opfer gebracht!"—

„O mein Freund!" erwiderte der Engel, „in diesen Blättern hier, welche das Buch des Lebens bilden, wird nichts Anderes aufgeschrieben, als was die Menschen für Gott und aus Liebe zu ihm thun!"—

Ich erwachte; — aber der Traum hatte meine Seele gleich einem Schwerte durchdrungen. — Ich fühlte die große Wahrheit des Traumes. — „Was nützt den Menschen die ganze Welt, wenn er an seiner Seele Schaden leidet! Diese Erde ist unser wahres Vaterland nicht. Wir sind zu etwas Größerem geboren. Unser Leben muß geheiliget sein durch thätiges Christenthum, nur dann gilt es für die Ewigkeit.

Dieser Traum, den ich als einen Ruf der Gnade ansah, war für mich der Augenblick meiner Bekehrung, und von dieser Zeit an hörte ich zwar nicht auf, mein irdisches Vaterland zu lieben und für sein Glück zu arbeiten; aber ich hatte vor Allem das ewige Glück des Menschen vor Augen; ich entschied mich, durch wahres Christenthum und durch die Ausübung der Tugend im Kreise meines Berufes mich würdig zu machen, und einst, wenn meine irdische Laufbahn vollendet sein wird, das eigentliche Vaterland dort oben, die Seligkeit, den Himmel zu ererben.

Der Freigeist auf dem Sterbebett.

In einem Städtchen Ostpreußens lebte vor nicht vielen Jahren ein wohlhabender Mann, gebildet, freisinnig, mit eigenen religiösen Ansichten. Er bekam die Halsschwindsucht. Viel wurde an die Aerzte gewendet, aber das Uebel wurde immer größer. „Doctor," sagte der Kranke einmal zum Arzt, „ich fürchte mich nicht vor dem Tode. Sagen sie mir frei heraus, ob noch Hoffnung zum Leben ist."

Der Arzt antwortete: „Da Sie es durchaus wissen wollen: nach Menschenurtheil ist keine Hoffnung vorhanden."

„Und wie lange kann es wohl noch dauern?" fragte der Kranke.

„Nach meiner Berechnung eine, höchstens zwei Wochen," antwortete der Arzt.

„Ich danke Ihnen," erwiderte er.

Der Kranke verzog keine Miene. Als der Arzt sich entfernt hatte, versammelte er die Seinen um sein Bett. „Der Arzt hat mir eben eröffnet," sagte er, „daß für mich keine Hoffnung auf Genesung vorhanden ist. Ich gehe bald von Euch. Wohin ich gehe, weiß Niemand. Nach meinem Dafürhalten ist das geistige Leben nur ein feiner Mechanismus, und hört im Tode auf." Der Kranke schwieg und die Angehörigen auch. Zu widersprechen wagten sie nicht, und ihre Zustimmung auszusprechen, das konnten sie in diesem Augenblick nicht über sich gewinnen.

Dieses Schweigen schien dem Manne drückend zu sein. Nach einer Weile forderte er ein Glas Wein. Die Frau weigerte sich und sagte: „Mann, das ist für deinen Zustand Gift. Er aber bestand darauf, zwängte den Wein durch den trockenen Hals und goß die Neige mit der Bemerkung auf die Erde: „Aufs Wohl meines Todes!" — Vielleicht hatte er dabei an Sokrates und an seinen Giftbecher gedacht. Dann schwieg der Kranke, und die Anderen ebenfalls. Unwillig kehrte er das Gesicht nach der Wand.

Wieder nach einer Weile sagte er: „Warum seid Ihr denn alle so stumm? Ihr wollt vielleicht, daß ich vor der Zeit an Langeweile sterbe!"

„Soll ich dir etwas vorlesen?" fragte die Frau.

„Thue es," lautete die Antwort.

„Aus dem Gesangbuch?" fragte sie.

„Meinetwegen," antwortete er.

Das Buch wird bestaubt aus dem Winkel gezogen; die Frau schlägt es auf und findet das Lied:

„Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreu'sten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt."

Mit Aufmerksamkeit hörte der Kranke zu, und als die Frau zu Ende gelesen hatte, sagte er: „Ich hätte nimmer geglaubt, daß in diesem Buch so vernünftige Lieder ständen. Ob dergleichen darin noch mehr enthalten sind?"

„Ich werde suchen," sagte sie. Und sie suchte und fand und las:

„O Haupt, voll Blut und Wunden,
Voll Schmach, und voller Hohn" 2c.

Du kennst doch wohl das Lied, lieber Leser? Wie sie den Vers liest, wo die Liebe sich ans Kreuz lehnt und bittet:

„Ich will hier bei dir stehen,
Verachte mich doch nicht;
Von dir will ich nicht gehen,
Wenn dir dein Herze bricht,"

da überkommt den Mann eine Bewegung; es zuckt um den Mund so seltsam, aber Spott ist es nicht gewesen. Dann liest sie weiter jene Zeilen, die tausend und aber tausend Sterbenden ein Quell der Labung geworden sind, von dem ihnen der bittere Todeskelch ganz versüßt wurde:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir.
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür.
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
Dann reiß' mich aus den Aengsten,
Kraft deiner Angst und Pein!"

Da hat er ihr das Buch aus der Hand gerissen, hat es mit seinen Thränen überströmt, und es hat offen vor ihm gelegen, bis er starb.

Der Ewigkeits-Thermometer.

Das war gestern ein Auflauf im Dorf! Auf dem Wagen, mit dem Morgens mein Nachbar, der Hubertsbauer, in den Wald gefahren war, einen Eichblock zu holen, brachten sie gegen Abend den Mann selbst herein. Der Eichblock war beim Aufladen gerutscht und hatte dem Bauer den Fuß entzwei geschlagen. Das halbe Dorf lief zusammen und drängte sich dann mit dem Verwundeten ins Haus, alles rannte da hin und her, die Kinder schrien, die Frau weinte, der Betroffene allein blieb ruhig, und tröstete die Frau und die Kinder. Als endlich der Arzt kam und mit Hülfe einiger starker Männer den Fuß einrichtete, schiente und verband, da blieb er doch der Gefaßteste von allen im Zimmer, und als alles fertig war, lag er, die Hände gefaltet,

so ruhig auf seinem Lager, als ob er nur müde sei von treulich verrichteter Arbeit. So verließ ich ihn, mußte mich aber oft in der Nacht noch fragen, woher doch der Mann solche Kraft zum Leiden nehme? Als ich wieder zu ihm kam und ihn wieder heiter in seinem Bette fand, wagte ich ihn nach dem Kraftrezept zu fragen, das er zu besitzen scheine. „Wie macht Ihr's nur, Nachbar," sagte ich, „daß Ihr so ruhig bleiben könnt in allen Lebenslagen? Ich habe das nun schon oft und besonders dreimal in schweren Lebenszeiten an Euch bemerkt, die ich mit Euch erlebt!" — „Wie so, Herr Pfarrer?" sagte der Hubertsbauer, und sah mich erstaunt an. — „Ja," sagte ich, das erstemal war's vor zwei Jahren, als Euch das Lenchen starb, das doch Euer Liebling war; da legtet Ihr sie selbst in den Sarg und küßtet ihr süßes Gesichtlein und lächeltet fast zu ihr, als Ihr den Sargdeckel zumachtet, wie wenn Ihr sie nur auf eine kurze Reise schicktet, und wünschtet ihr einstweilen, wohl zu leben." — „So ist es auch," sagte der Bauer; „ist mein Kind nicht wohl geborgen beim Heiland, bis ich mit seiner Mutter nachkommen werde, es wieder zu sehen in Herrlichkeit?" — „Und," fuhr ich fort, „als Euch vorigen Winter das große Stück Geld bei dem Viehhändler in Frankfurt verloren ging, da bliebt Ihr wieder so ruhig, als wärt Ihr ein Rothschild, und spürtet 1260 fl. kaum, und Ihr konntet noch Euren Schwager d'rüber trösten, der doch viel weniger verlor, und nicht ein Häuflein Kinder hat, wie Ihr, und doch wie unsinnig that." — „O," sagte der Hubertsbauer, und seufzte ein wenig, „mein guter Schwager hat eben den rechten Maßstab noch nicht, um seinen Verlust zu messen; aber er wird's, hoffe ich, schon noch lernen."

„Und ja," fuhr ich wieder fort, „vollends gestern, als alles um Euch her schrie und jammerte: wie bliebt Ihr doch so ruhig bei den großen Schmerzen, während wir alle nur vom Zusehen weinen mußten; woher kam Euch diese Kraft, diese Ruhe?" — „Das sollten Sie freilich besser wissen, als ich, Herr Pfarrer, und Sie wissen's auch ganz gut; ich hab's ja an Ihrem Gebet gespürt, das mir gar wohl that. Aber Sie haben doch recht, ich habe etwas besonders Kräftiges, das mir im Leiden schon oft geholfen hat, und das mein Vater selig seinen „Ewigkeits-Thermometer" nannte. Er besteht aus drei Stücken, die recht angewendet, für jedes Leiden ein Heilmittel enthalten, und mir noch nie fehlschlugen; soll ich sie Ihnen aufzählen, Herr Pfarrer?" — „O bitte, ja," sagte ich, und mein Nachbar zählte an den Fingern her: „1) Widerfährt dir etwas Unangenehmes, so betrachte es mit dem Licht der Ewigkeit; hält es das nicht aus, so ist es deinen Kummer nicht werth; denn nur das ist grämenswerth, was uns in der Ewigkeit noch grämen würde. 2) Stirbt dir eins deiner Lieben, so beweine es nur dann, wenn du fürchten mußt, es in der Ewigkeit nicht wieder zu finden! 3) Hast du Schmerzen zu leiden, so denke an die Schmerzen der Ewigkeit, da das Feuer nicht verlischt, und der Wurm nicht stirbt, und von denen Christi Leiden dich ewig erlöst hat. In solchem Lichte wird dann dein eigenes Leiden gar klein und kurz erscheinen.

Diese drei Stücke," fügte er hinzu, „nannte mein Vaterselig seinen Ewigkeits-Thermometer, und der half ihm, stille und geduldig seine 86 Jahre lang, in schweren Krankheiten, Kriegsnöthen, Todesfällen und allen möglichen Prüfungen: den hat er mir, seinem einzigen Sohne, auf dem Todtesbett noch empfohlen, und er hat auch an mir seine Kräfte schon oft bewährt." — So sprach mein Nachbar, und ich drückte ihm herzlich die Hand, und dankte ihm für sein Geheimniß. Da ich aber wünsche, es möchte so etwas Nützliches kein Geheimniß bleiben, sondern recht vielen Christen zu Kraft und Segen im Leiden dienen, deßhalb erzähle ich's hier, und ich hoffe, daß mir mein Nachbar nicht darum zürnen, wohl aber manches Christenherz mir und ihm dafür danken wird. (Braunschw. Volksbl.)

Perlen.

Viele gehen unbestraft, keiner ohne Vergehen.

Man liebt sich selbst mehr, als man Andere haßt.

Der Vernunft gib immer nach, nie aber der Leidenschaft.

Rede nie, um zu hintergehen; horche nie, um zu verrathen.

Wer kein Selbstvertrauen hat, der sollte Schweigen lernen.

Runzeln entstellen nicht so sehr, als ein böses Temperament.

Entzwei dich nie mit deinem Freund um einer Kleinigkeit willen.

Ein Fuchs sollte nie Geschworener sein, wo eine Gans gerichtet wird.

Wenn das Glück dir günstig ist, benütze den Vortheil, aber mit Vorsicht.

Betrüge mich lieber im Preis der Waare, als in der Qualität derselben.

Wenn deinem Nächsten ein Unfall begegnet, siehe zu, daß er dir nicht auch begegnet. Das nennt man durch Anderer Schaden klug werden.

Ein gutes Gemüth ist ein Unglück, wenn es nicht mit Vorsicht gepaart ist.

Leute suchen oft, ihre kleinen Fehler zu bekennen, um die großen zu verbergen.

Ueberwinde die Täuschungen, aber lasse nie die Täuschungen dich überwinden.

Sage das Gute, was du von einem Menschen weißt, und lasse das Uebrige gehen.

Wer selbst nicht hochmüthig ist, beklagt sich auch selten über den Hochmuth Anderer.

Es ist schmählicher, einem Freund zu mißtrauen, als von ihm hintergangen zu werden.

Es ist besser, man werde von Einem vor Vielen verleumdet, als durch Viele vor Einem.

Stolz hat seinen Halt an den meisten Menschen, aber die Art der Kundgebung ist sehr verschieden.

Dankbarkeit ist die demüthigste der christlichen Tugenden; Undankbarkeit aber das größte unter allen Lastern.

Man beurtheilt gewöhnlich Personen eher als Thatsachen, daher ist auch mehr Haß als Gerechtigkeit in der Welt.

Man darf wohl die Sonne und den Tod betrachten, doch sollte man nie zu lange auf einmal in sie hineinblicken.

Lehren sind nur in so weit gut, als man sie belebt. Menschen gehen ins Verderben mit ihrem Kopf voll Wahrheiten.

Ein Thor verlangt viel, ein größerer Thor kauft, was ihm angeboten wird; der größte Thor gibt alles, was von ihm verlangt wird.

Vier Dinge kehren nie zurück: ein gesprochenes Wort; ein abgeschossener Pfeil; das vergangene Leben, und die versäumte Gelegenheit.

Ein hölzernes Bein oder zwei Krücken erzeugen mehr Mitleiden als wirkliche Armuth, daher hat auch ein Krüppel Ueberfluß, wo ein Armer Mangel leidet.

Die Rosen irdischer Vergnügen halten selten lange genug, um die Stirne Dessen zu schmücken, der sie pflückte; auch verlieren sie ihre Schönheit, sobald sie gepflückt sind

Der Sonntagschullehrer.

Nach vielen Tagen.

„Ich wünsche meine Classe aufzugeben," sagte ein Lehrer zu dem Superintendenten seiner Sonntagschule, „ich arbeite umsonst, und meine Mühe ist verloren."

„Mein Lieber, Arbeit für Jesum ist nie umsonst; arbeite weiter, und werde ja nicht muthlos," antwortete der Superintendent.

„Ich habe diese Classe jetzt acht Jahre unterrichtet, und kein einziger Schüler hat sich zu Gott bekehrt, ich will resigniren."

„Ich bin seit zwanzig Jahren Lehrer und nun schon fünf Jahre Superintendent, ich frage nicht, ob meine Arbeit mich befriedigt, denn ich arbeite nicht für mich. Jesus hat mich angestellt, ich thue meine Pflicht, weiter wird Gott sorgen."

„O, wenn ich nur von einem Schüler hören könnte, welcher sich zu Gott bekehrt hat, dann wollte ich noch Muth fassen."

„Warte und bete. Warten ist auch eine Kunst, wenn man aber auf Gott wartet, dann kann man schon Geduld haben, denn er läßt nicht umsonst, obwohl oft lange auf sich warten."

Einige Wochen nachher kam der Lehrer wieder zum Superintendenten und fragte ihn, ob er sich wohl noch an Roland Clark erinnere. „Gewiß, er hat mir mehr Kummer gemacht, als all die anderen Knaben in der Schule, als er noch hier war."

„Ja, und mir auch, denn er war in meiner Classe; aber ich bekam vor etlichen Tagen einen Brief von ihm; er ist in Nebraska und jetzt Superintendent einer blühenden Sonntagschule, doch das ist nicht alles, denn er ist auch lebendig zu Gott bekehrt; jetzt schreibt er mir, er hätte schon vor zwei Jahren schreiben wollen, aber er getraute sich nicht, meine Zeit zu beanspruchen; er sagt, meine Abschiedsworte haben ihn zum Herrn geführt. O warum bin ich denn müde geworden, im Gutes thun! Jetzt behalte ich meine Classe.

Begabt oder vorbereitet?

„Es sind mancherlei Gaben," und sie sind verschieden ausgetheilt. Ein Sonntagschul-Lehrer mag ganz vorzüglich ausgerüstet sein, während ein anderer eben so fromm, eben so aufrichtig ist, aber das Talent, die Gaben nicht hat. Durch eine gute Vorbereitung kann man auch Gaben ersetzen; daher: je weniger Gaben, desto mehr Vorbereitung. Aber einen Lehrer, welcher so begabt wäre, daß er gar keine Vorbereitung mehr darf, haben wir noch nie gesehen.

Der Unterschied.

Ein Vergleich zwischen einer Sonntag- und einer Alltagschule zu machen, hält nicht Stich in der Critik; der Unterschied ist bedeutend; nicht blos in der Zeit, welche man daran verwendet, die Gegenstände, welche gelehrt werden; der Charakter und Lohn der Lehrer in denselben, sondern auch in der leitenden Kraft in der Schule: in der einen regiert das Gesetz, während die andere gänzlich durch Liebe regiert wird. Zwar muß man zugeben, in Amerika sucht man auch die Alltagschulen durch Liebe zu regieren, aber diese Liebe stützt sich doch auf das Gesetz; während in der Sonntagschule die Liebe allein steht.

Zum Nachdenken.

Neulich unterhielt ich mich mit einem Lehrer von der Hochschule, und legte ihm diese Frage vor: „Wie können Sie denn mit ihren Schülern fertig werden, da Sie doch so viele haben, und kaum zwei in ihrer Natur übereinstimmen?" Er sagte: „Ich studire meine Schüler regelmäßig; einige verlassen die Schule, ehe ich sie genau kenne, dann fühle ich, als hätte mir ein Mann einen Edelstein zur Bearbeitung anvertraut, denselben aber weggeholt, ehe ich recht wußte, was daraus zu machen sei, und dann fühle ich, wie groß mein Versäumniß war." Wenn wir nun unseren Blick in eine Sonntagschule hineinwerfen und sehen, wie jeder Lehrer eine Anzahl köstlicher Edelsteine zur Bearbeitung um sich her hat (seine Schüler), dürfen wir dann nicht annnehmen, der Lehrer sollte seine Schüler studiren, um sie zu kennen, damit er dieselben, jeden nach seiner Art, behandeln kann? Hier sind Seelen, welche uns anvertraut sind, wir können etwas aus ihnen machen; kennen wir die Form, in welcher wir dieselben am besten bearbeiten können? Einige Kinder sind rauh und eckig, aber offen und zutraulich; andere sind glatt, schlüpfrig und verschlossen; noch andere sind schnell und impulsiv, während andere langsam und behutsam sind. Jedes Kind sollte nach seiner Art behandelt werden, und dann kann man auch Eindruck auf jedes machen. Dieses zeigt die Nothwendigkeit, Kinder zu studiren, wie man ein Buch studirt; es zeigt aber auch, wie ein Sonntagschul-Lehrer sein Amt zieren und sich selbst zu einem Mitarbeiter Gottes machen kann.

Wie alt muß ich sein?

„Wie alt muß ich sein, um Jesum zu lieben?" fragte ein Kind seine Mutter. „Wie alt wirst du sein müssen, um mich zu lieben, mein Kind?" „Ei, Mutter, ich habe dich immer geliebt, und werde dich beständig lieben." „Wie alt wirst du sein müssen, bis du der Mutter folgen kannst?" „O das kann ich jetzt schon, aber das ist ja nicht, was ich frage." „So kannst du auch Jesum jetzt schon lieben, und ihm folgen, denn das ist ja die Liebe zu Jesu, daß wir seinen Willen thun." Sonntagschullehrer, beherzigt diese Worte; so jung eure Schüler auch sein mögen, sobald sie folgen können, sind sie auch schon im Stande, Jesum zu lieben, und ihr habt es in eurer Macht, die Schüler zu Jesu hinzuführen.

Stellvertreter.

Es sind nur wenige Schulen, in welchen die Lehrer so regelmäßig sind, daß nicht zeitweilig ein Stellvertreter dienen müßte, und in vielen Fällen ist die Abwesenheit des Lehrers sogar zu rechtfertigen. Daher ist ein erklärendes Wort zeitgemäß.

I. An den regelmäßigen Lehrer.

1) Sei sparsam, einen Stellvertreter anzustellen. Dein Platz sollte nicht um leichtfertiger Ursache willen leer sein. Nur gute Ursache sollte dich dazu bewegen.

2) Wenn du abwesend sein mußt, stelle dir selbst einen Stellvertreter an. Schicke nicht blos Wort an deinen Superintendenten, daß du nicht kommen kannst, er möge Jemand anstellen.

3) Laß es deinen Stellvertreter in guter Zeit wissen, damit er sich vorbereiten kann, denn er kann nicht unvorbereitet lehren, so wenig als du.

4) Gib ihm deine Hülfsmittel zum Gebrauch.

5) Bete für ihn, damit er erfolgreich sein mag, und um der christlichen Höflichkeit willen vergiß nicht, ihm zu danken.

II. An den Stellvertreter.

1) Bedenke, daß du eine wichtige Stelle zu füllen hast. Es ist nie leicht, eines Anderen Platz zu füllen; aber sei nicht entmuthigt, sondern arbeite im Namen Gottes.

2) Bete viel, und studire die Lection gut.

3) Bekümmere dich nicht darum, wie der regelmäßige Lehrer es macht; nimm deinen eigenen Plan, und folge deiner eigenen Methode; denn nicht Jedermann kann Jedermanns Plan erfolgreich durchführen.

4) Laß dich's nicht verdrießen, eines Anderen Stelle zu füllen, nur suche sie recht zu füllen.

Buchstaben und Geist.

Es wird behauptet, die Bibel enthalte 3,586,483 Buchstaben, 773,693 Worte, 31,373 Verse, und 1189 Capitel; es handelt sich natürlich um die englische Bibel in diesen Angaben. Das mag nun so seine Richtigkeit haben, ich wollte es jedenfalls lieber glauben als zählen; es mag sogar sehr interessant sein für Schüler, dieses zu wissen, aber bitte, worin liegt der Nutzen solches Wissens? Soll man solches Wissen Bibelstudium nennen? Die Juden waren so auf den Buchstaben versessen, daß Paulus sich genöthigt fand, sie zu warnen: „Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig." Wie steht es in unseren Sonntagschulen? Was studiren unsere Schüler? Villeicht hangen sie nicht zu sehr am Buchstaben, aber bringen sie so tief in den Geist ein, als sie billig sollten?

Liebe deckt der Sünden Menge.

Ein Maler wurde einst gerufen, Alexander den Großen zu malen und ein gutes Bild von ihm zu machen. In einer seiner vielen Schlachten war Alexander verwundet worden, und trug eine häßliche Narbe im Gesicht. Der Künstler verlangte von Herzen, seinen Ruhm zu wahren, ein getreues Bild von Alexander zu geben, und doch auch jene Narbe, welche das Angesicht so entstellte, zu decken, aber wie? Er traf das Richtige; er zeichnete Alexander in nachdenkender Körperposition, den Kopf auf die Hand gestützt, während der Zeigefinger die Narbe deckte. Sonntagschul-Lehrer, der Zeigefinger, welcher sonst stets bereit ist, die Fehler und Mängel Anderer hervorzuheben, kann auch Liebesdienste thun; er kann Mängel zudecken, und die Aufmerksamkeit ebensowohl auf Tugenden lenken. Mögen wir vor dem Geist des Neides und der Mißgunst bewahrt bleiben in unseren Sonntagschulen und Gemeinden.

Weise und gut.

Ein Sonntagschul-Lehrer sollte sich nicht zufrieden stellen mit dem Gedanken, daß er seinen Schülern etwas gesagt hat, das sie noch nicht wußten. Es sollte sein ernstes Bestreben sein, die Schüler weise zu machen, aber Herzensgüte sollte mit Weisheit Schritt halten. Jeden Sonntag sollte der Lehrer die Befriedigung haben, zu wissen: seine Schüler sind weiser und besser geworden, denn es bleibt dabei: Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Was nützen alle Kenntnisse, wenn dieselben nicht mit Herzensfrömmigkeit gewürzt sind!

Eine treffliche Illustration.

Jemand sollte das Gewissen malen. Da malte er ein Pferd, im vollen Rennen begriffen, dabei aber von Wespen und Bienen verfolgt, mit der Unterschrift: "Frustra curris," d. i. dein Laufen ist umsonst.

Viertes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Unmäßigkeit.

10. Lection: Sprüche 23, 29–35. — Sonntag den 7. December 1884.

29. Wo ist Weh? Wo ist Leid? Wo ist Zank? Wo ist Klagen? Wo sind Wunden ohne Ursach? Wo sind rothe Augen?

30. Nemlich, wo man beim Wein liegt, und kommt auszusaufen, was eingeschenket ist.

31. Siehe den Wein nicht an, daß er so roth ist und im Glase so schön stehet. Er gehet glatt ein;

32. Aber darnach beißt er wie eine Schlange, und sticht wie eine Otter.

33. So werden deine Augen nach andern Weibern sehen; und dein Herz wird verkehrte Dinge reden,

34. Und wirst sein, wie Einer, der mitten im Meer schläft, und wie einer schläft oben auf dem Mastbaum.

35. Sie schlagen mich, aber es thut mir nicht wehe; sie klopfen mich, aber ich fühle es nicht. Wann will ich aufwachen, daß ich es mehr treibe?

Haupttext: Sei nicht unter den Säufern und Schlemmern. — Sprüche 23, 20.

Für Geschichtliches siehe Lect. 9. — **Einleitung.** Mit dem 10. Capitel schließt die Weisheit ihre Rede, dann folgt eine Sammlung von Exempeln und Bildern, nebst Nutzanwendungen, mit trefflichen Erläuterungen über Tugend und Laster. Ein alter Gelehrter sagte einst: „Man meint, das alte Testament wäre besonders inspirirt worden, als ein Lehrer für die Jugend." Dieses möchte ich besonders auf unser Lectionscapitel anwenden. Ein Vater, welcher die besondere Gefahr erkennt, die seinem Sohn bevorsteht, ermahnt ihn, wie sich zu verhalten bezüglich großer Festgelage, öffentlicher Banquette, und gesellschaftlichen Umgang mit den Weltmenschen. Um ihm die Gefahr in all ihrer Schrecklichkeit zu zeigen, malt er einen Trunkenbold, und hängt ihn eingerahmt in die Kunstgallerie der großen Welt, damit Jedermann Gelegenheit hat, ihn zu betrachten, denn es ist eine Warnung für Alle. Das Bild ist die Beschreibung in unserem Lectionstext.

Texterklärung. — V. 29. **Wo ist Weh?** Salomo hat schon im Vorhergehenden die traurigen Folgen des Lasterlebens geschildert, nun macht er die Nutzanwendung: Willst du dich vor dem Laster hüten, dann meide die Unmäßigkeit, denn diese bringt alles Elend und alle Laster mit sich, weil sie den Verstand zerstört und raubt. Wo die Trunkenheit herrscht, da herrscht Weh, denn ein Trunkenbold ist seiner nicht mächtig. **Leid, Zank, Klagen, Wunden ohne Ursach.** Die hebräische Sprache spricht von Weh und Leid, als von Armuth und Elend. Armuth zuerst, dann Elend, welches durch Leid gut gegeben ist; denn nichts macht mehr Herzeleid, als das Leben des Säufers. Zank entsteht als natürliche Folge der Trunksucht, denn das Getränk, welches berauscht, treibt den Verstand heraus und den Teufel hinein. „Ich will euch sagen, was eine halbe Gallone Whiskey kostet," sagte einst ein Richter auf dem Richtstuhl, „sie hat zwei Männer zu Mördern, und zwei Weibern zu Wittwen gemacht. Dadurch haben acht Kinder den Vater und natürlichen Versorger verloren; zudem tragen diese Kinder das schreckliche Geheimniß mit sich durch die Welt, daß ihr Vater am Galgen die Sünde des Mordes büßte." Das Leichteste, was man sagen kann, ist: **rothe Augen,** denn nichts verursacht mehr Thränen in einer Familie, als das Laster der Trunkenheit.

V. 30. **Wo man beim Wein liegt.** Die große

Gefahr des Trinkens liegt in der Thatsache, daß es zum Saufen führt, denn die Liebe zum starken Getränk nimmt so zu, daß der Mensch zum Sklaven wird, und es nicht mehr lassen kann, wenn er auch wollte. **Auszusaufen, was eingeschenkt ist.** Die englische und auch andere Uebersetzungen sagen, „gemischte Getränke zu trinken." Luther hat recht, wenn er übersetzt wie oben, denn wenn der Trunkenbold erst einmal soweit ist, dann saufen sie aus, was eingeschenkt ist, ohne zu fragen, was es wohl sein möchte; er hat keinen Geschmack mehr, und auch keinen Durst, sondern blos ein Brennen und ein Lechzen des Gaumens, welches Befriedigung erlangt, wenn es nur fließt. Das Wort kommt wird auch übersetzt mit gehen, als Solche, welche suchen; d. h. sie gehen von einem Platz zum andern, und suchen, wo es etwas zum Aussaufen gibt.

V. 31. **Siehe den Wein nicht an,** d. h. traue deinen äußeren Sinnen nicht zu viel, sondern erwäge die Folgen; oder es meint auch: Blicke den Wein nicht an bis deine Begierde gereizt wird, und du darnach verlangst. Um vor dem schrecklichen Folgen bewahrt zu bleiben, suche man den Reiz zu vermeiden. Es gibt Menschen, welche behaupten, man müsse trinken, damit ist nichts gesagt, denn es sind keine vernünftigen Gründe dafür vorhanden; aber sehr viele dagegen, denn die Gefahr ist zu groß, als daß man sich muthwillig darein begeben sollte. Im englischen Parlament wurde einst eine Vorlage eingebracht, daß man eine Committee anstelle, welche untersuchen soll, was wohl an der schrecklich überhandnehmenden Unmäßigkeit schuld sein könnte; ein Mitglied erhob sich und sagte: „Dafür brauchen wir keine Committee, das kann ich so sagen: Das Trinken ist die Schuld, denn wer nicht trinkt, der säuft auch nicht." **Er gehet glatt ein.** Dieses könnte man erklären: er läßt sich leicht trinken, er mundet, daß man die Lippen schnalzt darnach. Im Hebräischen heißt es jedoch, „wenn er aufgeht," d. h. wenn er Perlen und Gischt aufwirft, um gleichsam die Menschen anzulachen. Doch bin ich geneigt, Luther's Uebersetzung den Vorzug zu geben, denn es haben schon Trunkenbolde bekannt, daß das Getränke für den Gaumen eine solche Lust erzeugt, daß der Trinker rein unvermögend ist, zu beurtheilen, daß sein nächster Schritt Säuferwahnsinn ist.

V. 32. **Aber darnach beißt er.** Starkes Getränke schadet vielfach, nicht blos weil es den Säufer zum Vieh herabreißt; es schwächt die Kräfte des Verstandes, es verzehrt Ehre und Güter, es verwundet das Gewissen, es bringt die Familie ins Elend, und wird, wenn man sich nicht bekehrt, die Seele ins Verderben führen. Es besteht eine Classe Menschen in unseren Tagen, welche sich sogar weigern, Wein beim Abendmahl zu genießen, aus Furcht vor dessen Kräften. Solchem Vornehmen kann ich das Wort nicht reden, denn ein Mann sollte ein Mann sein, und beim Abendmahl gar nicht an den Wein denken, denn das Versöhnungsblut spielt die Hauptrolle; wenn jedoch eine Person einmal das Zeugniß abgelegt hat, daß keine männliche Kraft mehr vorhanden ist, und daß selbst die Gnade Gottes ihn nicht mehr zu halten vermag, wenn er einmal den Geschmack im Munde hat, dann wird solches Verfahren in etwa erklärlich. Trunkenheit verändert den Menschen, und bringt Das, was in ihm ist, zum Vorschein. Bei Einem ist es der Löwe, beim Anderen den Hund, beim Anderen das Schwein, beim Anderen den Affen u. s. w.; aber bei Allen kommt die thierische Natur zum Vorschein. **Otter und Natter.** Deren Biß führt Salomo an. Das sind zwei sehr giftige Schlangen, leider lassen sie eine Weile mit sich spielen, ehe sie beißen, so daß man sie gar nicht für so gefährlich ansieht.

V. 33. **So werden deine Augen,** u. s. w. Sehen bedeutet hier, mit böser Lust, mit böser Absicht und unreiner Begierde sehen. Dies ist eine Wirkung des unmäßigen Trinkens. Also die Gedanken werden verwirrt, und die Begierden werden unrein; der Mensch ist seiner nicht mehr Herr. **Verkehrte Dinge reden.** Wenn der Verstand fort ist, dann offenbart das Herz durch den Mund, was darinnen ist: unreine, schändliche und lästerliche Reden werden kund thun, daß in einem solchen Menschen keine Ehrerbietung herrscht. Man sagt von verschiedenen Menschen: „Sie sind sehr gut, wenn sie nüchtern sind, aber wahre Teufel, wenn sie gesoffen haben." Also dann zeigt sich, was in ihnen ist. Ist es darum nicht das Allerbeste, wenn solche Leute sich von Getränken ferne halten? Wie Mancher ist in seiner Trunkenheit zum Dieb, zum Mordbrenner und zum Mörder geworden! Hüte dich, denn es ist Gefahr!

V. 34. **Der Mitten im Meer schläft.** Diese Worte haben mehrererlei Deutung erhalten: Wer mitten auf dem Meer ist, der ist einmal in großer Gefahr, denn wie leicht rollt ein Schlafender vom Schiff ins Meer! Dann aber auch zeigt es den Zustand des Trunkenen an, „das Schiff schwankt, wie ein Trunkener," ist ja sprichwörtlich, und: Die Seekrankheit ist wie die Trunkenheit in ihrer Wirkung, gilt allgemein als eine Erklärung derselben. Weil aber Salomo hier wohl von der Gefahr und Bewegung eines Schiffes redet, besonders auch vom **Schlafen oben im Mastbaum,** so schließe ich, daß er auf die Gefahr des Lebens auf dem Meer Bezug hat. Wie würde es aber einem Matrosen ergehen, welcher auf der Höhe des Mastbaumes einschläft? Er würde dem sicheren Tode in den Rachen geschleudert werden, ohne daß er sich zu helfen vermöchte.

V. 35. **Sie schlagen mich.** Der weise Mann läßt nun den Trunkenen selbst sprechen, und das ist seine Rede: Er bekennt, daß sein Zartsinn und sein Verstand soweit fort sind, daß die Scham keine Gewalt mehr über ihn hat. Der Trunkenbold sieht sein Elend ein, er fühlt es auch, aber die männliche Kraft ist gebrochen, der Wille ist zerstört, und der oft gemachte gute Vorsatz ist ebenso schnell gebrochen. Der Schmerz ist kaum vergangen, dann ist auch die Reue fort, und der Sklave liegt wieder unter der Last seiner Leidenschaft. Verachtung, Spott und Mißhandlung machen keinen Eindruck mehr auf ihn, denn das Getränk hat alle Scham zerstört; obwohl das Elend von Frau und Kindern den Trunkenbold noch manchmal rührt, hat er leider keine Kraft mehr, dem Reiz zu wiederstehen. Das Beharren in der Trunkenheit hat übrigens auch eine natürliche Ursache, denn man behauptet, sie verursache einen immer größeren Durst, welchem das Opfer der Unmäßigkeit nicht widerstehen kann; daher entstand auch das Sprichwort: Den Durstigen zum Trunkenen gesellen (5. Mose 29, 19), welches die hartnäckige Beharrlichkeit im Bösen andeutet. Der Trunkenbold schwatzt zwar gerne von persönlicher Freiheit, aber das ist blos eine List des Saufteufels, denn wer dem Trinken einmal recht verfallen ist, der kann nicht mehr erfolgreich Widerstand leisten, und für solche Leute gibt es nur noch eine Hoffnung auf Erlösung, und diese besteht in gänzlicher Enthaltsamkeit.

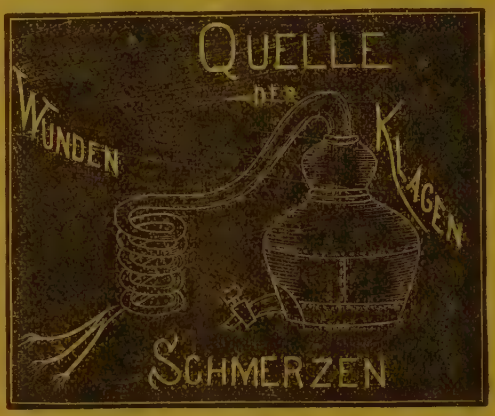
Lehre und Anwendung. — I. Die schrecklichen Folgen der Unmäßigkeit. Unmäßigkeit schadet dem Körper, sie zerstört den Geist, schwächt das Gemüth, macht untüchtig für Pflicht, Recht und Liebe; sie bringt Armuth, Elend und Weh; sie ist gegen Religion und Sittlichkeit; sie zerstört Familienglück und Freundschaft; sie zerstört den freien Willen des Menschen; sie ist die Ursache von Verbrechen; sie füllt Gefängnisse und Armenhäuser; sie zerstört alles was gut und heilig ist, ohne auch nur eine

einzige gute Eigenschaft gegen all das Unglück aufzustellen.

II. Sicheres Mittel gegen die Unmäßigkeit. Fange nie an; bleibe ferne von der Versuchung; meide böse Gesellschaft; suche vor Allem, deine Seele und dein Leben dem Herrn Jesu zu weihen. Eine bessere Mäßigkeitsgesellschaft gibt es nicht, als die Gesellschaft ernster Kinder Gottes; da sind aber die Heuchler nicht mitgezählt. Es ist gut, daß wir auf der Seite des Rechtes und der Wahrheit stehen in dieser Sache, denn unser Einfluß ist von großer Bedeutung hier. Die schrecklichen Folgen der Unmäßigkeit, wie wir dieselben fast täglich auf den Straßen, im Familienleben, in den Gefängnissen 2c. sehen, sollten uns gewiß stets als warnende Beispiele vor Augen stehen, und uns vor ähnlichem Unglück bewahren. An Illustrationen zur Erklärung der Lection fehlt es nicht, deren sind nur zu viele.

Die Sklaverei der Trunksucht. Ein sechzigjähriger Greis, welcher lange Zeit dem Trunke ergeben war, consultirte einen Arzt wegen eines Augenleidens. Der Arzt meinte, man könne die Augen wohl kuriren, aber um es fertig zu bringen, sei unbedingt nöthig, daß er das Trinken gänzlich aufgebe. „Dann mögen die Augen zum Kukuk gehen!" sagte der arme, in seiner Sünde gefangene Mensch.

Wandtafelerklärung. — Dieses Bild erklärt sich selbst, so wie ja auch die Lection eine leicht zu fassende ist. Wo ist Weh? Wo ist Leid? Wo sind rothgeweinte Augen? Da wo man starke Getränke liebt. Die Wirkung berauschender Getränke ist wie das Gift einer Schlange, und tödtet den Menschen nach Leib und Seele. Salomo hat hier wahrscheinlich seinen Sohn vor sich gehabt und ihm die Gefahr, das Laster, die Verlockungen



und schrecklichen Folgen der Trunkenheit vorgestellt, damit sich derselbe hüten möchte, und diesem schrecklichen Laster nicht zum Opfer falle. Auch wir können nicht anders als warnen, denn das Uebel zerstört die besten Eigenschaften der Seele, und wirkt Verderben allewege.

Eitelkeit irdischer Freuden.

11. Lection: Pred. Sal. 2, 1–13. — Sonntag den 14. December 1884.

1. Ich sprach in meinem Herzen: Wohlan, ich will wohl leben, und gute Tage haben; aber siehe, das war auch eitel.

2. Ich sprach zum Lachen: Du bist toll; und zur Freude: Was machst du?

3. Da dachte ich in meinem Herzen, meinen Leib vom Wein zu ziehen, und mein Herz zur Weisheit zu ziehen, daß ich ergriffe, was Thorheit ist, bis ich lernete, was den Menschen gut wäre, das sie thun sollten, so lange sie unter dem Himmel leben.

4. Ich that große Dinge; ich bauete Häuser, pflanzte Weinberge;

5. Ich machte mir Gärten und Lustgärten, und pflanzte allerlei fruchtbare Bäume darein;

6. Ich machte mir Teiche, daraus zu wässern den Wald der grünenden Bäume;

7. Ich hatte Knechte und Mägde, und Gesinde; ich hatte eine größere Habe an Rindern und Schafen, denn alle, die vor mir zu Jerusalem gewesen waren;

8. Ich sammelte mir auch Silber und Gold, und von den Königen und Ländern einen Schatz; ich schaffte mir Sänger und Sängerinnen, und Wollust der Menschen, allerlei Saitenspiel;

9. Und nahm zu über alle, die vor mir zu Jerusalem gewesen waren; auch blieb Weisheit bei mir;

10. Und alles, was meine Augen wünschten, das ließ ich ihnen, und wehrete meinem Herzen keine Freude, daß es fröhlich war von aller meiner Arbeit; und das hielt ich für mein Theil von aller meiner Arbeit.

11. Da ich aber ansahe alle meine Werke, die meine Hand gethan hatte, und Mühe, die ich gehabt hatte; siehe, da war es alles eitel und Jammer, und nichts mehr unter der Sonne.

12. Da wandte ich mich, zu sehen die Weisheit, und Klugheit, und Thorheit. Denn wer weiß, was der für ein Mensch werden wird nach dem Könige, den sie schon bereit gemacht haben?

13. Da sahe ich, daß die Weisheit die Thorheit übertraf, wie das Licht die Finsterniß.

Haupttext: Da sah ich, daß die Weisheit die Thorheit übertraf, wie das Licht die Finsterniß. Pred. Sal. 2, 13.

Geschichtliches. — Obwohl der Name Solomo's nicht beigefügt ist wie bei den Spr. Sal. und dem Hohen Lied, nimmt man doch allgemein an, daß Solomo der Autor ist, denn die Beschreibung 1 : 1 und 1 : 12 paßt auf Niemand sonst als auf ihn; auch haben die Juden nie daran gezweifelt, und in der christlichen Kirche wurde es nie bestritten, daß Solomo der Verfasser dieses Buches ist. Den Namen „Prediger" hat Solomo dem Buch und sich selbst beigelegt, weil wohl die Mehrzahl der in dem Buch enthaltenen Reden in öffentlicher Versammlung gesprochen wurden. Dieses Buch ist eigentlich ein allgemeiner Ueberblick über Solomo's ganzes Leben; das Leben eines religiösen Philosophen, eher als das Leben eines geistlichen Gläubigen. Es gibt die Erfahrungen eines Mannes, welcher jede Form von Vergnügen und Lustbarkeit mitgemacht hat, und nun sein Urtheil darüber spricht. — Eine genaue Untersuchung des ganzen Buches zeigt, daß der Hauptgedanke dahinzielt, die Müh-

seligkeiten und das Elend des menschlichen Lebens zu zeigen, und auch die gänzliche Werthlosigkeit desselben, wenn es keine Zukunft gibt für die Seele. Wenn wir den Inhalt dieses Buches zusammenfassen, dann folgt daraus: 1. Alles, was eitel und vergänglich ist, kann die Menschen nicht glücklich machen; 2. nun ist aber der Endzweck alles Menschlichen in dieser Welt, eitel und vergänglich; 3. deßhalb merke sich ein Jeder, daß das Irdische den Menschen nicht beglücken noch befriedigen kann; 4. Dasjenige, was das Herz eines Menschen im Leben und im Tode beglücken kann, ist allein werthvoll für den Menschen; 5. dieses kann nur durch die Furcht des Herrn zuwege gebracht werden; 6. folglich ist Gottesfurcht, das erste und größte Bedürfniß zu einem gottseligen Leben.

Die Lehre dieses Buches ist darum eine sehr wichtige und sollte wohl beherzigt werden, denn alle Menschen wollen ja glücklich sein, beides in diesem und im zukünftigen Leben.

Texterklärung. — V. 1. **Ich sprach in meinem Herzen.** Nachdem Solomo in seinen vorigen Erfahrungen sich betrogen sah, sprach er bei sich selbst: warum diese Selbstqual, warum diese Sorgen? Ich will meine Bemühungen fahren lassen und will dem Vergnügen leben. Solomo war darauf aus, glücklich zu werden, und schildert seine unterschiedlichen Erfahrungen. Hier wird der Mann der Weisheit zu einem Manne des Vergnügens. **Aber siehe, das war auch eitel.** Es war ein Rückschritt für Solomo, das, was er in Büchern, unter den Wissenschaften u. s. w. nicht fand, nun in der Wollust des Lebens zu suchen. Allein auch dieses ist nicht fähig einen Menschen glücklich zu machen, denn kein Mensch genießt dieser Welt Freuden ungetrübt: 1. Die Weltfreuden gehen zu schnell, und auf immer vorüber; 2. sie hinterlassen keinen bleibenden Werth, um für die verlorene Zeit zu entschädigen; 3. sie befriedigen das Gemüth nicht, denn man verlangt beständig nach etwas Bleibendem.

V. 2. **Ich sprach zum Lachen,** u. s. f. Die sinnliche Lustbarkeit wird hier personifizirt und umfaßt alle ausschweifende Fröhlichkeit. Solomo's Rede deutet an als schicken sich diese Lustbarkeiten mehr für Thoren als für weise Leute, und nur Thoren ergötzen sich daran. Lachen schließt also alle ausschweifenden Lustbarkeiten ein. Die Freuden dieser Welt sind so geschaffen, daß Reue ihnen stets auf der Verse folgt, d. h. in andere Worte der Nachgeschmack ist beständig bitter. Je fröhlicher ein Thor ist, desto elender wird er nach der Freude. Wie kann die vergängliche Freude dieser Welt einen unvergänglichen Geistesmenschen erfreuen? Wer will eine solche Frage beantworten!

V. 3. **Da dachte ich,** ꝛc ꝛc. Nach ernstlicher Ueberlegung, und nach weiterem Nachforschen nach Glück, hat er gesehen, daß weder Weisheit noch Vergnügen ihn glücklich machen können, also wandte er sich den Wissenschaften zu. Ich wähle hier Luthers Uebersetzung als die bessere, denn wo man den Wein vorzieht, kommen die Wissenschaften nach. Er nahm sich vor, daß keine Leidenschaft ihn beherrschen solle, obwohl er das Gute der Welt zu genießen sich vornahm. **Was Thorheit ist.** Solomo wollte erfahren, ob überhaupt in dem thörichten Treiben der Welt etwas sei, das dem Menschen einigermaßen Befriedigung zu geben vermöchte, oder ob das Gute denn wirklich nur eine unerreichbare Vorstellung ist. Aber leider suchte er auch jetzt noch bei dem Vergänglichen, und die Zukunft zeigt, daß solches Treiben auch thöricht war.

V. 4. **Ich that große Dinge.** Nemlich in Lauben, Anlagen und Weingärten; auch Städte und Festungen richtete er auf, wie dieses ja alles beschrieben wurde in früheren Lectionen.

V. 5. fügt dann auch das Nützliche noch bei. Ob man nun Obstgärten, Blumengärten oder Thiergärten verstehen soll unter dem hebräischen Wort im Urtext, darüber sind die Gelehrten nicht einig; manche Juden behaupten das Urwort bedeute Paradies; auch das thut der Sache selbst keinen Abtrag, daß er großartig baute, ist ja weltbekannt.

V. 7. **Ich hatte ..... Gesinde.** Knechte und Mägde bedeutet hier Sklaven, das Gesinde aber umfaßt all sein Eigenthum an Sklaven und auch gedingten Knechten und Mägden; der siebente Vers soll also andeuten, daß er sich ungeheuren Reichthum erwarb.

V. 8. **Ich sammelte.** Man vergleiche mit diesem Ausdruck, 1 Kön. 9. 28; 10, 14, 25, 27. **Sänger und Sängerinnen.** Nach heidnischer Sitte hatte man damals die Hofsänger und Hofsängerinnen, nach heidnischer Sitte hat man sie heute noch in christlichen Ländern. Das ganze soll andeuten, daß ein Leben nach weltlichem Hofstaat geführt wurde, um darin Glück und Zufriedenheit zu finden.

V. 9. **Und nahm zu über Alle** ꝛc ꝛc. Was Reichthum und Pracht angeht, war ihm nie Jemand gleich, vor ihm noch nach ihm. Er hatte also den Höhepunkt seines Ehrgeizes erreicht. **Auch blieb Weisheit bei mir.** Nicht nur an äußerer Pracht stand er obenan, auch die Weisheit hatte ihn bis jetzt noch nicht verlassen, sie war also zu dieser Zeit noch durch keinerlei Wollust untergraben.

V. 10. **Was meine Augen wünschten.** D. h. Solomo besaß nicht blos, was sein Herz begehrte, sondern seine Augen weideten sich auch daran. Doch kann man bis jetzt noch nicht sagen, daß er sein Herz hätte hinreißen lassen, oder daß er in seinem königlichen Stande mehr als gebührend gehandelt hätte. Er arbeitete hart, aber sein Herz freute sich auch der Arbeit. Im ganzen darf man wohl sagen: Salomo war gerade so glücklich, als die Welt ihn machen konnte; er genoß die Frucht seiner Arbeit in vollem Maße.

V. 11. **Da ich aber ansah** ꝛc ꝛc. Er wandte sich um und betrachtete die Arbeit und Mühe seiner Hände, er beschaute alles unparteiisch und kam zu dem Resultat, daß er abermals betrogen sei, denn er hatte keinen bleibenden Vortheil erzielt durch all diese Bestrebungen. Im Aufruhr, und im Eifer der Arbeit, hatte er keine Zeit, sich umzusehen. Sobald die Aufregung dahin war, sah er seine Thorheit ein, denn es blieb kein Trost in dem allem.

Eitel Jammer. Er hat seinen Durst mit Salzwasser gelöscht, denn er ist durstig geblieben „ein elendes Nichts" ist ihm geblieben von seiner Mühe; also nicht der geringste Vortheil, wohl aber Schaden. Hier ist er also abermals angelandet. „Thorheit, ist alles menschliche Treiben!"

V. 12. **Da wandte Ich mich.** Da er keine Befriedigung fand, untersuchte er abermals ob nicht jetzt irgendwo Ruhe und Glück zu finden sei; doch hatte er nun eine Abneigung gegen die Wohllust der Welt, denn diese hatte ihn betrogen. **Denn wer weiß** ꝛc ꝛc. Nach Luther's Uebersetzung, hätte Solomo hierin auf seinen Nachfolger hingedeutet, welchen er scheints nicht kannte. Einige Gelehrte legen es so aus: „Ich habe in der Erkenntniß der Geschichte der Vergangenheit und der Gegenwart so viel Vortheil vor Privatpersonen voraus, daß ich fest überzeugt bin, daß meine Nachkommen von dem, was ich jetzt thue, nicht anders urtheilen werden können." Noch andere erklären also: „Wenn ich, der König, welcher doch die beste Gelegenheit hatte zu prüfen, behaupte, daß meine Seele keinen Trost fand in all den Anerbie-

tungen dieser Welt, dann werden meine Nachkommen entschieden sagen: dann kann es Niemand."

V. 13. **Da sah ich** 2c 2c. Obschon die Weisheit den Menschen auch nicht für Zeit und Ewigkeit geschickt machen kann, d. h. die Weisheit dieser Welt, obwohl sie auch mit Verdruß und Kummer verknüpft ist, so ist sie doch nützlicher und vortrefflicher als alle Thorheiten der Welt, denn die Weisheit läßt ein dauerhaftes Gut hinter sich: die Wollust aber nichts als Traurigkeit und Reue. Weisheit ist der Weg auf welchem ein Mensch die Freuden finden und gebrauchen lernt, und auch genießt ohne seiner Seele zu schaden. Weisheit ist Licht. —Weltweisheit ist Lust für diese Welt, und ist auch da soviel höher als die Thorheit, wie von der wahren Weisheit mit Bezug auf die geistliche Thorheit geschrieben steht. **Wie das Licht die Finsterniß.** Licht ist angenehm und nützlich; Finsterniß ist unangenehm und gefährlich. Der Unterschied meint jedoch: so hoch, als es dem Einfluß gemäß ist, den sie in die Glückseligkeit der Menschen haben. Ueberall in der heiligen Schrift wird dieses Bild gebraucht, und im Neuen Testament werden die Gläubigen als Kinder des Lichts, die Ungläubigen aber als Kinder der Finsterniß geschildert.

Lehre und Anwendung. — Die Welt hat kein Gut, welches den Menschen dauernd glücklich und zufrieden machen kann.

Die Freuden dieser Welt sind eitel Thorheit, und wer ihnen vertraut, muß sie bis zur Hefe leeren, diese aber ist mit Wermuth und Galle gemischt.

Es ist leichter, für Andere, als für sich selbst weise zu sein.

Die Weisheit dieser Welt hat ihre Zeit gehabt, und Zeit genug; sie that, was sie konnte, um die Welt zu verbessern, aber die Welt ist schlimmer geworden. Die Weisheit vom Himmel macht Menschen weise und füllet das Herz mit Hoffnung, welche nicht täuschet.

Weisheit, durch Gnade geheiligt, wirket Wunder und führet den Menschen zum Glück und zum Frieden. Weisheit dieser Welt führet in die Irre, und ist in den Augen Gottes Thorheit.

Weil Solomo diese Dinge geprüft und erfahren hat, ist es nicht nothwendig, daß wir sie auch selbst erfahren sollten, wohl uns, wenn wir durch seine Erfahrung klug werden und weislich handeln.

Illustrationen. — Erkenntniß ohne Weisheit. Wissen ohne Weisheit ist wie Feuer in einem blindem Pferd, welches oft die Ursache zum Fall des Reiters, oder wenigstens zu harten Reibungen des Beines an der Mauer wird. Es ist nicht der Kenntnißreiche aber der Weise, welcher Satans Schlingen sieht, und denselben entrinnt.

Weltfreuden. In der Schule hat man uns Knaben zu guter Lehre erzählt, daß man einst viel Honig verschüttete, und die Fliegen haufenweise herbeikamen, als sie wieder wegfliegen wollten, blieben sie hängen an der klebrigen Süßigkeit: „O wehe", riefen sie, daß wir die süße Speise mit unsern Leben bezahlen müssen!"

Der Ring. Ein Mädchen fand einen goldenen Ring, welchem aber leider das Auge, d. h. der Edelstein fehlte; darauf erklärte die Mutter: „siehe, wie dieser Ring ohne Edelstein, so ist ein Kind ohne Tugend, darum lerne Weisheit und hüte dich vor eitler Lust."

Wandtafelerklärung. — Menschliche Vergnügen, irdische Lustbarkeiten, und die bestgelegten Pläne der Menschenkinder sind wir Seifenblasen: herrliche Farben, schöne Gestalt und für das Auge entzückend, aber gerade in dem Augenblick, da sie am herrlichsten erscheinen, zerplatzen sie auch schon. Solomo hatte geprüft und erfahren; zu seinem Leidwesen hat er die Bitterkeit aller irdischen Lustbarkeiten gekostet, und erfahren, daß sie Täuschung sind. Daher die ernste Mahnung, doch himmlische Güter zu suchen und den Tand des Irdischen zu verlassen.

Jugendliche Frömmigkeit.

12. Lection: Pred. Sal. 12, 1–14. — Sonntag den 21. December 1884.

1. Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und die Jahre herzu treten, da du wirst sagen: Sie gefallen mir nicht;

2. Ehe denn die Sonne und das Licht, Mond und Sterne finster werden, und Wolken wiederkommen nach dem Regen;

3. Zu der Zeit, wenn die Hüter im Hause zittern, und sich krümmen die Starken, und müßig stehen die Müller, daß ihrer so wenig geworden ist, und finster werden die Gesichter durch die Fenster;

4. Und die Thüren auf der Gasse geschlossen werden, daß die Stimme der Müllerin leise wird, und erwachet, wenn der Vogel singet, und sich bücken alle Töchter des Gesangs,

5. Daß sich auch die Hohen fürchten, und scheuen auf dem Wege; wenn der Mandelbaum blühet, und die Heuschrecke beladen wird, und alle Lust vergehet; (denn der Mensch fähret hin, da er ewig bleibt, und die Kläger gehen umher auf der Gasse).

6. Ehe denn der silberne Strick wegkomme, und die goldene Quelle verlaufe, und der Eimer zerlechze am Born, und das Rad zerbreche am Born.

7. Denn der Staub muß wieder zu der Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.

8. Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, ganz eitel.

9. Derselbe Prediger war nicht allein weise, sondern lehrete auch das Volk gute Lehre, und merkte und forschte, und stellete viele Sprüche.

10. Er suchte, daß er fände angenehme Worte, und schrieb rechte Worte der Wahrheit.

11. Diese Worte der Weisen sind Spieße und Nägel, geschrieben durch die Meister der Versammlung, und von einem Hirten gegeben.

12. Hüte dich, mein Sohn, vor andern mehr; denn viel Büchermachens ist kein Ende, und viel predigen macht den Leib müde.

13. Laßt uns die Hauptsumme aller Lehre hören: Fürchte Gott und halte seine Gebote; denn das gehöret allen Menschen zu.

14. Denn Gott wird alle Werke vor Gericht bringen, das verborgen ist, es sei gut oder böse.

Haupttext: So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend. — Pred. Sal. 11, 9.

Einleitung. — Salomo beginnt bereits im vorigen Capitel eine Ermahnung an junge Leute, indem er sie aufmerksam macht, daß die Jugendjahre mit ihren Freuden auch thöricht sind; doch will er die Freuden der Jugend nicht zerstören und nicht dämpfen, sondern nur so leiten, daß eine dauerhafte Freude, ein bleibendes Vergnügen zurückbleibt, welches mit den Jahren nicht vergeht. Luther sagt hierüber: Der Jugend muß man bei Zeiten einen guten Geschmack beibringen, so daß sie sich nur am Guten freut; doch soll man sie nicht von erlaubten Vergnügen abhalten, denn sie hasset die Einsamkeit, und dieselbe ist für die Jugend auch gefährlich. Wenn der Geist recht geleitet wird, dann muß der Leib schon pariren, daher vergesse man die Geistesausbildung nicht. Salomo warnt vor den Lüsten des Fleisches, weil dieselben so Viele ins Verderben führen. Um vor diesen Lüsten bewahrt zu bleiben, muß das Herz solchen Eindruck von Gott haben, daß man bereit ist, die Freuden dieses Lebens innerhalb der Grenzen der Pflicht zu genießen; denn nur so wird man sich freuen, daß man auch im Alter noch Trost davon hat. Das Leben ist, selbst von der besten Seite angesehen, eine kurze und meistens mühevolle Zeit. Der Prediger zählt uns seine Erfahrungen auf, und wir sollen daraus lernen, unser Leben so einzurichten, daß uns das höchste Gut zu Theil wird, denn die Freuden dieser Welt sind Brunnen ohne Wasser.

Texterklärung.—V. 1. **Gedenke an deinen Schöpfer.** Die Ermahnung an die Jugend, sich zu freuen, muß füglich bedingt werden, denn die Freude möchte in Ausgelassenheit ausarten. Wenn man aber seines Schöpfers gedenkt, dann wird die Freude so sein, daß man hernach nicht gereuen braucht. Gedenke an ihn: 1. Als den, der dich geschaffen, dessen Eigenthum du bist. 2. Als deinen Vater, dessen Kind du bist. 3. Als deinen Wohlthäter, von dem jede gute Gabe herstammt, und 4. Als deinen Richter, welcher dich einst zur Rechenschaft fordern wird für deine hier verlebte Zeit. Gedenke—ehe du mit des Lebens Bitterkeit erfüllet bist, denn solches Gedenken hat Segen: a) es macht gehorsam; b) bringt Zuneigung; c) hält vom Sündigen ab; d) bringt reine Freude. **Ehe denn die bösen Tage kommen.** Wenn man das Gedenken an Gott aufschiebt, bis man alt geworden, bis man das Leben als eine Last betrachtet und man an dessen Freuden keinen Geschmack mehr hat, dann ist wahrlich keine Ehre darin zu finden, daß man ermüdet nachgibt, dann wird auch der Gottesdienst ein abgematteter sein. In der Jugend sind die Zeichen der schöpfenden Kraft Gottes am frischesten in unserer Natur, und deßhalb ist die Seele auch mehr geeignet, göttliche Eindrücke zu empfangen. Salomo nennt das hohe Alter „böse Tage," und darin hat er in vielen Stücken recht, denn wenn man blos die Unannehmlichkeiten des Alters betrachtet, der gemachten Erfahrungen gar nicht gedenkend, sieht man schon deutlich genug, daß es böse Tage sind. Cicero nennt das Alter eine Last; Plato eine böse Zeit; Solon den Winter des Lebens. Aus all diesem soll ein Mensch lernen, daß im Alter das Herz verhärtet und geschwächt ist, daß die Tage für Bekehrung ungünstig sind, und daß die Ernte des Lebens dahin ist.

V. 2. **Ehe denn die Sonne und das Licht.** Dieser Vers ist geeignet, die Schwachheiten des Alters abzumalen, oder den allgemeinen Verfall der Kräfte nach Leib und Seele; zwar muß nicht vergessen werden, daß hauptsächlich der Körper hierunter verstanden wird. Die Vereinigung zwischen Leib und Seele ist eine so innige, und der Einfluß, welchen sie gegenseitig auf einander ausüben, ist so gewaltig, daß ich mir gar nicht getraue, in die geheimnißvolle Tiefe hineinzublicken. **Wolken wiederkommen nach dem Regen.** Bei jungen Leuten regnet es auch, aber dann theilen sich die Wolken und gibt helles Wetter; aber beim Alter kommen gleich wieder andere Wolken; es ist wie ein Wucherer — ehe man ihm die Schuld bezahlt, zieht er den größten Theil der Kräfte schon zum Voraus als Zinsen ein. Der Mensch stirbt täglich ein wenig, so daß er stückweise abstirbt und sein Elend täglich fühlt.

V. 3. **Zu der Zeit.** Der Prediger geht nun bildlich auf eine nähere Beschreibung ein. Der Leib wird als **ein Haus** oder eine Hütte dargestellt. **Die Hüter** zittern, darunter haben wir die Sinne oder auch die Kräfte des Verstandes zu verstehen; jedoch sind mehrere Ausleger der Ansicht, es seien die Arme und Schultern nebst den Händen zu verstehen. Dieses ist sehr passend, denn gerade diese hüten und pflegen den Leib; auch sind diese Glieder es, welche gemeinerhand zuerst zu zittern anfangen. **Die Starken.** Das sind die Säulen des Körpers, die Beine und Füße; sie krümmen sich unter der Last und werden täglich schwächer. Die Ursache scheint darinnen zu liegen, weil **der Müller** so wenige geworden sind, daß sie müßig stehen. Die Zähne sind hier mit Mühlsteinen verglichen, weil sie die Speise zermalmen müssen; aber leider brechen sie ab, faulen weg oder fallen aus, so daß ihre Funktion endet. Ein Gleiches ist auch von den **Fenstern** zu sagen; das sind die Augen, oder wie ein gewisser Ausleger es deutet: **Die Gesichter durch die Fenster.** Obwohl die Augen durch Fenster (Brillen) schauen, so hilft dieses doch endlich auch nicht mehr; die Nacht kommt, es dunkelt schon.

V. 4. **Und die Thüren auf der Gasse.** Einige verstehen diese Worte buchstäblich, weil alte Leute wenig mehr ausgehen; Andere lieben jedoch das Bild auch hier beizubehalten, und nehmen an, die geschlossenen Thüren seien die Ohren, welche durch das Alter taub geworden sind. Man kann aber auch füglich sagen: durch die Unterbrechung der üblichen Funktionen irgend eines Theiles des menschlichen Körpers findet ein Schließen statt. **Die Stimme der Müllerin.** Die Zunge wird hier als Müllerin dargestellt; die Zähne sind fort; das hat leider auch der Zunge als dem Sprachorgan großen Schaden zugefügt. Durch den Verlust der Zähne schließen sich auch die Thüren, nemlich die Lippen, und die Sprache wird unverständlich. **Und erwachet, wenn der Vogel singt.** Das Alter bedarf des Schlafes nicht mehr so sehr, indem ja keine Ausbesserung am alten Haus vorzunehmen ist, daher sind alte Leute früh wach; die Meinung ist jedoch auch: das geringste Geräusch weckt sie auf. **Alle Töchter des Gesangs.** Die Stimme ist verfallen, sie zittert, und der Gesang verliert seine Harmonie. Bei jungen Leuten kommen die Töne süß und hell, aber bei den Alten leise und ohne Rührung. Nur selten, daß man alte Leute in fröhlich singender

Stimmung findet, die Töchter des Gesangs gehen gebückt.

V. 5. **Daß sich auch die Hohen fürchten.** Furcht ist den alten Leuten eigen; dafür sind viele Gründe da: ein Alter fürchtet sich, selbst wenn er an sich keinen Grund hat, er fürchtet sich vor Andern; die Lebensgeister sind erloschen, deßhalb bildet er sich Allerlei ein, um die Furcht noch zu steigern. **Wenn der Mandelbaum blüht.** Die meisten Ausleger nehmen an, daß dieses auf die grauen Haare Bezug habe. **Die Heuschrecke beladen wird.** Im Spätsommer wird die Heuschrecke so abgemattet, daß sie sich kaum mehr bewegen kann. Ihr gleicht ein alter Greis, welcher unter der Last seiner Jahre gebückt einhergeht. **Alle Lust vergeht.** Dieser Satz erklärt sich selbst und faßt das Vorige in sich.

V. 6. **Ehe der silberne Strick** 2c. D. h. ehe die irdische Hütte zerfällt. Die Ausleger deuten auf das Rückenmark hin, welches hier als silberner Strick dargestellt wird. **Quelle—Eimer und Rad.** Dieses ist ein Bild von einem Brunnen entlehnt, da die Quelle versiegt, der Eimer lechzt und das Zugrad zerbrochen ist, und stellt einen menschlichen Körper dar, dessen Kräfte geschwunden sind. Das Ganze soll uns am menschlichen Körper den Blutumlauf bildlich darstellen.

V. 7. **Der Staub** 2c. Der Leib heißt seiner Vergänglichkeit wegen Staub. **Der Geist wieder zu Gott.** Damit ist blos gesagt, daß der Mensch zu seinem Urquell zurückkehrt, Erde zu Erde und Geist zu Gott; über die Zukunft ist kein Wort gesagt. Salomo erachtete es nicht weislich, hier in Lehrsätze einzugreifen.

V. 8. **Es ist alles ganz eitel.** Wie er das Buch angefangen hat, so endet er dasselbe; seine Ueberzeugung hat sich nicht geändert; alles Menschliche ist Thorheit.

V. 9. **Stellete viele Sprüche.** In diesem Vers will Salomo etwa sagen: du kannst mir glauben, denn ich bin vollkommen im Stande, dich zu unterrichten; nebst diesen Lehren habe ich sehr viele Sprüche gemacht.

V. 10. **Er suchte** 2c. D. h. in der Auswahl seiner Worte hat Salomo nicht nach menschlichem Gefallen, sondern nach Wahrheit geforscht; er wollte Gott, nicht aber Menschen gefallen.

V. 11. **Spieße und Nägel.** Sie sollen einen Zweck haben, und sind also eingerichtet, diesen Zweck zu erreichen, und zwar indem sie in den innersten Grund des Herzens eindringen.

V. 13. **Die Hauptsumme.** Laßt uns von allem diesem das Resultat haben. In kurzen Worten Alles zusammengefaßt. Wenn du glücklich sein willst, so bewahre in deinem Herzen Ehrfurcht vor Gott; scheue dich vor ihm, mehr als vor irgend einer Sache in der Welt; fürchte seinen Zorn; halte seine Gebote, und bedenke, daß du vor Gott einst Rechenschaft ablegen mußt. Gottesfurcht ist des Menschen erste und größte Pflicht, und darin liegt die Bedingung seines Glückes für Zeit und Ewigkeit. Die Guten werden ebenso sehr erstaunt sein, als die Bösen, wenn einst alle Heimlichkeiten offenbar werden.

Wandtafelerklärung. — Das Bild ist nach dem Inhalt des Capitels gezeichnet, und enthält die wichtige Lehre, doch ja nicht zu säumen und zu warten mit der Vorbereitung für den Himmel, bis man alt geworden und dem Tode nahe ist. In der Jugend soll man Gott dienen; ihm soll man die besten Kräfte weihen, und dadurch für ein ruhiges und vergnügtes Alter Sorge tragen.

Wandtafelerklärung. Ein Schiff wird geleitet durch das Ruder, welches durch ein Rad gelenkt wird; natürlich bedarf es eines tüchtigem Steuermannes und eines guten Kompasses. Hier haben wir das Steuerrad; zwölf Handhaben sind angebracht, bestehend aus zwölf Lectionen: alle deuten auf Jesum. Also leiten, und zielen alle unsere S. S. Lectionen auf Christum.

Fragen.

1. Lection. Wer suchte Salomo's Thronfolge zu hindern? Wie wurde der Plan vereitelt?
2. Lection. Welche Ermahnung ertheilte David dem Salomo? Welche Charakterzüge empfahl er ihm?
3. Lection. Welche Wahl traf Salomo? Wie wurde sein Gebet erfüllt?
4. Lection. Wo wurde der Tempel gebaut? Was sollte der Zweck desselben sein?
5. Lection. Wer weihete den Tempel ein? Wie offenbarte sich Gott dem Salomo und dem Volk?
6. Lection. Wie zeigte sich Salomo's Weisheit? Wer ist weiser als Salomo, den wir suchen sollen?
7. Lection. Wie wurde Salomo verführt? Wie achtete Gott die Sünde?
8. Lection. Warum schrieb Salomo Sprüche? Welches nennt er als Grund wahrer Weisheit?
9. Lection. Was sind die Verheißungen der Weisheit? Wie wird sie gefunden?
10. Lection. Was sind die Gefahren der Unmäßigkeit? Wie können wir denselben entfliehen?
11. Lection. Wer prüfte die Freuden der Welt? Was war das Urtheil der Erfahrung?
12. Lection. Was ist unsere größte Pflicht? Was ist unsere ganze Pflicht? Was folgt auf erfüllte Pflicht?

Uebersichtstabelle. — Viertes Quartal.

(Sonntag den 28. Dec. 1884.)

Lection.	Thema.	Haupttext.	Inhalt.	Lehre.
1.—1. Kön. 1, 22–35.	Getäuschter Ehrgeiz.	1. Chron. 28, 9.	Adonia's Ehrgeiz. Salomo als König erklärt. Salomo gesalbt.	Gott weiß die Anschläge der Gottlosen zum Besten seiner Kinder zu nichte zu machen.
2.—1. Chron. 22, 6–19.	Verordnung des Tempelbaues.	1. Chron. 22, 16.	Salomo's Werk. David's Vorkehrung. Ermahnung an die Obersten.	Gottes Werk und Dienst erfordert Arbeit, Selbstverleugnung und Opfer.
3.—1. Kön. 3, 5–15.	Die Nothwendigkeit wahrer Weisheit und Gottesfurcht.	Spr. 4, 7.	Salomo's Wahl. Die Wahl bestätigt. Das Gebet erhört.	Des Menschen größte und vornehmste Sorge sollte sein, göttliche Weisheit und Frömmigkeit, sowie die gewisse Hoffnung des ewigen Lebens zu erlangen.
4.—1. Kön. 6, 1–14.	Eine Hütte Gottes bei den Menschen.	Jes. 56, 7.	Tempelbau. Gottes Verheißung.	Wenngleich Gott weder an Ort, noch Umstände gebunden ist, offenbart er sich doch gern, wo man im vereinigten Gebet und Lob zu ihm kommt.
5.—1. Kön. 8, 22–36.	Gottes Gegenwart in seinem heil. Tempel.	1. Kön. 8, 27.	Gottes Verheißungen vorgehalten. Gottes Nähe gesucht u. Hülfe erfleht.	Wo Gott in seiner Kraft und Liebe sich offenbart, da ist fürwahr ein Vorhof des Himmels für die Seele.
6.—1. Kön. 10, 1–13.	Ein berühmter König.	Matth. 12, 42.	Der Besuch. Die Verwunderung. Die Geschenke.	Der Gnadenreichthum Christi kann wohl im Herzen empfunden, aber nie zur Hälfte Andern kund gethan oder erklärt werden.
7.—1. Kön. 11, 4–13.	Abfall und Abgötterei.	Spr. 4, 33.	Salomo's Abweichen von Gott. Gottes Abwendung von Salomo.	Irdischer Glanz und Weltfreuden bethören die Sinne des Menschen leicht, und bestricken oft auch die Herzen der frömmsten Menschen.
8.—Spr. 1, 1–16.	Die Furcht Gottes, der Weisheit Anfang.	Spr. 1, 7.	Rath der Weisheit. Rath der Thorheit.	Die göttliche Weisheit ist beständig bemüht, die Menschen zeitlich und ewig zu beglücken.
9.—Spr. 8, 1–17.	Der Gnadenruf Gottes.	Spr. 8, 17.	Ruf der Weisheit. Verheißung der Weisheit. Werth der Weisheit.	Die göttliche Weisheit ist mit keinem Erdengut an Werth und Erhabenheit zu vergleichen.
10.—Spr. 23, 29–35.	Die traurigen Folgen der Unmäßigkeit.	Spr. 23, 20.	Verführung. Verderben.	Trunkenheit ist eine Zerstörerin alles Glücks, und macht den Menschen untüchtig für die ewige Seligkeit.
11.—Pr. Sal. 2, 1–13.	Die Thorheit eines ungöttlichen Lebens.	Pr. Sal. 2, 13.	Irdische Freude. Irdischer Besitz. Resultat einer Prüfung.	Es gibt keinen Reichthum und kein Vergnügen in der Welt, welches der Seele wahre, bleibende Seligkeit gewähren kann.
12.—Pr. Sal. 12, 1–14.	Jugendzeit, die beste Zeit.	Pr. Sal. 11, 9.	Die günstige Zeit. Die ungünstige Zeit. Hinfälligkeit des Lebens. Hauptsumma aller Lehren.	Die Vortheile der Jugendzeit, die Hinfälligkeit des Lebens und das endliche Gericht sollte Alles uns anspornen, den Herrn jetzt zu suchen.
13.—Wiederholung.				

Chronologische Tabelle. — Viertes Quartal.

(Sonntag, den 28. Dec. 1884.)

	Lectionstitel und Schriftstellen.	Zusammenhang der Geschichte.	Zeit, v. Chr.	Ort der Begebenheiten.
1.	Salomo, David's Nachfolger. 1. Kön. 1, 22–35.	Furcht Adonia's vor Salomo, Salomo begnadigt ihn. 1. Kön. 1, 40–63.	1015	Jerusalem.
2.	David's Auftrag an Salomo. 1. Chron. 22, 6–19.	David's Bestellung der kirchlichen und bürgerlichen Aemter. 1. Chron. Cap. 23–30.	"	"
3.	Salomo's Wahl. 1. Kön. 3, 5–15.	Salomo's weises Urtheil. Salomo's Amtleute. Bund mit Hiram. Vorbereitung zum Tempelbau. 1. Kön. Cap. 4 und 5.	"	"
4.	Der Bau des Tempels. 1. Kön. 6, 1–14.	Beschaffenheit des Tempels. Gefäße des Tempels und die Verfertigung der königl. Häuser. 1. Kön. 6, 15–38 und Cap. 7.	1012	Berg Morija zu Jerusalem.
5.	Einweihung des Tempels. 1. Kön. 8, 22–36.	Fortsetzung des Einweihungsgebets. Gott erscheint Salomo zum zweiten Mal. Feste Städte. Schifffahrt. 1. Kön. 8, 37–66 und Cap. 9.	1005	" "
6.	Salomo's Weisheit. 1. Kön. 10, 1–13.	Reichthum Salomo's. 1. Kön. 10, 14–29.	995	Jerusalem.
7.	Salomo's Sünde. 1. Kön. 1, 4–13.	Salomo's Feinde, Widerwärtigkeit und Tod nach vierzigjähriger Regierung über Israel. 1. Kön. 11, 14–43.	980	"
8.	Die Sprüche Salomo's. Spr. 1, 1–16.		1000	"
9.	Die göttliche Weisheit. Spr. 8, 1–17.		"	"
10.	Unmäßigkeit. Spr. 23, 29–35.		"	"
11.	Eitelkeit irdischer Freuden. Pred. Sal. 2, 1–13.		980—977	"
12.	Jugendliche Frömmigkeit. Pred. Sal. 12, 1–14.		"	"

Mit unsern Lesern.

Und wer von unsern Lesern wollte sich nicht innig mit uns freuen über das gesunde, lebensfrische Wachsthum unseres geliebten Ev. Magazins? Es hat dieses Jahr nicht weniger als um vierhundert neue Leser zugenommen. Bravo! Das erinnert uns daran, hierorts unsern thätigen Agenten unsern besten Dank öffentlich abzustatten für ihre rege Theilnahme in der Ausbreitung dieser Familien- und S. S. Schrift. Der Herr wird's euch lohnen, Brüder! Das Magazin öffnet manches Herz und Haus für die Wahrheit des Evangeliums und für die Ev. Gemeinschaft. Wir verlassen uns auf euch, daß ihr auch im kommenden Jahrgang euer Allerbestes thun werdet. Mehrere der Brüder aus dem Osten und Westen haben uns brieflich schon versichert, daß sie gesonnen sind, dem Magazin und den S. S. Schriften überhaupt viele neue Gönner zu sichern. Möge Gott mit euch sein, ihr lieben Agenten! Und möge der Jahrgang 1885 zweimalvierhundert neue Leser fürs Magazin aufzuweisen haben! Da wollten wir aber jauchzen und Gott danken. Gesagt sei hier noch, daß die obigen S. S. Schriften (auch das S. S. Vierteljahrsheft!) hübsch zugenommen haben!

Mit dieser Nummer schließt also schon der XVI. Jahrgang des Magazins. Wie doch die Zeit vergeht. Wir meinen es sei erst gestern, als uns die erste Nummer zu Gesicht kam, und nun sind's ja wahrlich schon sechzehn Jahre. Das Magazin steht also in dem kräftigen Jünglings-Alter. Muthig steuert's seinem vorgesteckten guten Ziele zu. „Mit Gott voran!" war stets sein Motto. Das soll's auch im kommenden Jahre bleiben. Die Editoren werden keine Zeit noch Mühe sparen, es immer und immer interessanter zu machen. Dazu sind für 1885 schon die ausgedehntesten Vorkehrungen getroffen. Eine Anzahl auserlesener Geschichten sind bereits gesichert, dazu nicht wenige entsprechende Illustrationen über Länder und Völkerkunde, Naturgeschichte, Biographie &c. Was aber den Jahrgang vollauf interessant machen dürfte, sind die uns sicher in Aussicht gestellte Correspondenzen aus Palästina von unserem geschätzten Bischof J. J. Escher. Möge der Herr seinen Diener sicher in das heilige Land leiten und ihn durch seine Engel auf seinen schweren Reisen in Gnaden begleiten!

Und dann — Was dann? Und dann soll im neuen

Jahrgang noch eine neue interessante Rubrik (eine monatliche Rundschau) eingeführt werden, unter welcher wir allerlei Erbauliches und Beschauliches bringen werden. Sei es uns hier zum Schluß dann noch erlaubt zu sagen, daß wer diesmal nicht für das Magazin unterschreibt, der begeht — nun was begeht der? der begeht einen großen Fehler!

Der Kalendermann ist eben auch noch ein Mensch, das hat er dadurch bewiesen, daß er in seinem Fünfundachziger die Jowa und New-York Conferenzen in dem „Conferenz-Kalender" vergessen hat. Wenn nun Jemand da schließen wollte, die Jowaer und New-Yorker Brüder dürften (erstere auf den 16. April zu Dysard, und letztere auf den 12. März zu Utica) keine Conferenz halten oder auch daß man sie hätte zurücksetzen wollen, der wäre gar gewaltig im Irrthum. Nebenbei glaubt der Kalendermann so im Stillen immer noch für sich, daß die Herren Typographen (man muß höflich sein!) dieses Streichlein verübt haben.—

Ja, so! den Kindertag sollten wir doch auch noch erwöhnen. Gott sei Dank! Der macht sich. Mehrere Sonntagschulen haben über alles Erwarten löblich gethan. Man höre! die deutschen Schüler sammelten in Baar (bis 24. Oct.) für Deutschland und Japan, **$4,372.40**, die englischen **$1,827.20**, Summa: **$6,197.60**! Herrlicher Erfolg!

Dabei aber darf die Freude, der Jubel und die Erbauung und der genossene Gottessegen nicht vergessen werden. Eins glaubt uns: dem Br. Wiest wäre es recht, wenn das ganze liebe lange Jahr Kindertag wäre. Er muß aber jetzt wieder warten bis zum letzten Sonntag im Juni 1885.

J. H. M., Dak.—„Geziemt es einem Prediger oder seinen Kindern oder einem wahren Christen überhaupt ins Theater zu gehen?" Mit nichten. Ein Prediger, dessen Kinder und Christen überhaupt, haben bessere Orte, die sie zu besuchen schuldig sind. Thun sie das, dann haben sie weder Zeit, noch Lust ins Theater zu gehen. Das Theater erbaut weder, noch bildet es, was die Geschichte klar beweist.

Geo. F., Org.—David war nur König über das Volk Gottes, nicht über die Heiden. Er schlug seine Feinde oft mit der Schärfe des Schwerts, und es ist selbstverständlich, daß ihm dann der Herr Gott Jehovah zur Seite stand. So ist die Sache zu fassen und nicht anders.

F. H. M., Jowa.—Wenn Gottes Geist nach Röm. 8, 16 unserm Geist Zeugniß von unserer Gotteskindschaft gibt, so beruht dieses Zeugniß nicht auf bloßem Gefühl, sondern auf innerer, lebensfester Ueberzeugung. Gewiß ist das durch die Bibel nachzuweisen!!

Joseph, Kansas.—Wenn es unrecht ist, Wein zu trinken, warum hat Jesus durch ein Wunder Wein gemacht? Das ist eine alte abgenutzte Frage, aber wir können sie beantworten. Der sinnliche Mensch kann scheint's geistliche Dinge nicht sehen; drehen wir also die Frage einmal: Wenn es nicht recht ist, Blut zu trinken, warum hat denn Moses alles Wasser in Egypten in Blut verwandelt? Merke: Das allererste Wunder, welches Moses wirkte, war die Verwandlung des Wassers in Blut; das erste Wunder Jesu aber verwandelte Wasser in Wein. Ist nicht da ein übereinstimmender geistlicher Sinn im Gesetz und Evangelium? Hat nicht am Ende Jesus weiter geschaut, als nur auf jene Tischgesellschaft? O, ihr Kurzsichtigen! Handelt es sich denn blos um Wein, oder war ein tieferer Gedanke damit verbunden? Wenn es sich blos um Wein gehandelt hätte, warum denn überhaupt eine Verwandlung, hätte nicht die verwandelnde Kraft ebensowohl Wein schaffen können, als Wasser verwandeln? Lassen wir den Wein als Nebensache gelten, und suchen wir den Sinn des Wunders im Gegensatz mit jenem Blutwunder in Egypten, dann fällt die an uns gerichtete Frage von selbst zu Boden. Freilich, wo der Wein die Hauptsache ist, will der Mensch nur Wein haben, und irgend eine Erklärung, welche den Wein nicht befürwortet, gilt nichts. Das erinnert uns an eine Geschichte aus einer deutschen Dorfzeitung, lautend: Frage: Was ist persönliche Freiheit? Antwort: Bier. Frage: Was ist Bier? Antwort: Persönliche Freiheit.

Ein Bruder, Ill. — Kann aus Col. 2, 16. u. s. w. bewiesen werden, daß der Temperenzmann St. John in seiner Ansicht verkehrt ist? Ein Mann hier macht diese Behauptung.

Es kann nichts derartiges aus jener Stelle bewiesen werden, denn dieselbe ist der orientalisch-cabalistischen Philosophie der Juden in Kleinasien entgegengesetzt und hat nichts mit St. John zu thun. Das Gesetz Mosi verordnete gewisse Dinge und setzte Regeln bezüglich der Speisen und Tage u. dgl. Nun verlangten die Juden zu Pauli Zeit, die Bekehrten müßten auch das Gesetz Mosi noch halten, obwohl sie an Christum gläubig geworden sind; dieses erklärt Paulus an die Colosser als überflüssig, und darauf bezieht sich jenes Capitel. Wenn St. John, oder irgend ein anderer Mensch, aus freiem Antrieb fürs Wohl der Menschen gewisse Regeln beobachtet, und nur das Beste seiner Mitmenschen im Auge hat, dann kann Niemand sagen, er sei unrecht, denn er verleugnet sich um Anderer willen, welches die Schrift immerhin löblich anerkennt. Selstverleugnung ist eine christliche Tugend, welche in dieser Zeit von Vielen ganz mißverstanden und oft mißdeutet wird. Natürlich hat weder jene Bibelstelle, noch wir Bezug auf St. John als politischen Demagogen, sondern einfach auf seine Mäßigkeitsgrundsätze, welche sicherlich nicht zu verwerfen, vielweniger als Unrecht zu verurtheilen sind. Wollte Gott wir hätten mehr solcher Menschen, welche sich aus Liebe zu ihren Mitmenschen also verleugnen.

Ein Schüler, Mo. — Unser Lehrer behauptet, daß die Haare an einem Leichnam noch wachsen, wir bestreiten das; nun sagt mein Vater, wir sollen es den Editoren des Magazins zur Entscheidung überlassen. Wollen Sie uns Auskunft geben?

Euer Lehrer hat Recht, Willie, trotz aller Theorie. Es

ist Thatsache, daß Haare noch wachsen im Grab. Als man den Leichnam Napoleon's I. aus dem Grabe zu St. Helena hob, hatte derselbe einen so starken Bart, daß Einige fast seine Identität bezweifelten, denn Napoleon war immer glatt rasirt; auch noch andere Beispiele beweisen es. Man hat sogar schon Leichname gehoben, wo es zu genauen Untersuchungen veranlaßte, ob nicht eine Verwechslung stattgefunden habe. Euer Lehrer ist also ganz recht, wie gewöhnlich.

Ein Bruder im Osten. — Ist es unrecht für einen Farmer an die Fair zu gehen?

Dieses ist eine kritische Frage, und es scheint uns fast, als sollten wir hier wieder einmal uns in Dinge mischen, von welchen wir nur eine Seite wissen. Wenn die Fair eine Ausstellung von Natur- und Kunsterzeugnissen im County oder Staat ist, dann sollten Farmer und Handwerker sie unterstützen. Wenn es sich aber um Wettrennen, Saufen und Spiel handelt, dann ist es eine Schmach für Farmer, Handwerker, oder Geschäftsleute; vielmehr aber für einen Christen, sich daran zu betheiligen. Es ist gerade so sehr unrecht auf ein gewisses Rennpferd zu wetten, als es unrecht ist, auf Karten zu wetten; das Princip ist dasselbe. Wenn diese Dinge an einer County Fair stattfinden, dann ist es jedes anständigen Farmers Pflicht wegzubleiben und nach Kräften zu wirken, das ganze Concern aufzubrechen, Frage einmal nach bei solchen Editoren wie der Rural New Yorker oder Farm Journal; die werden eben so sagen, denn es sind Ehrenmänner an denselben.

A. Z., Minn.—Wird der wahre Erfolg des Menschen durch seinen starken Willen oder durch günstige Umstände erlangt?

Es sind noch andere Dinge in Betracht zu nehmen, und da ist vor allen zu bedenken: „An Gottes Segen ist am meisten gelegen." Abgesehen davon muß der Wille natürlich die größte Rolle spielen, denn ein starker Wille bemeistert sogar ungünstige Umstände. Doch möchten wir nicht gerne verstanden sein, als könnten günstige Umstände den Erfolg nicht noch erhöhen. Es sagt sogar einmal ein Gelehrter, und wir stimmen ihm bei: „Umstände machen den Mann." Nur ist beizufügen, daß der Mann bereits irgendwo versteckt ist; Umstände aber bringen ihn ans Licht. Bismarck war immer ein tüchtiger Diplomat, aber Napoleon bot ihm Gelegenheit hervorzutreten. Zum Abschluß einen vielsagenden Reim:

Fehlt es einem an der Lust,
Einen Ton zu singen:
Dem wird nie ein volles Lied
Aus der Kehle dringen.

Nimmermehr erbaut ein Haus,
Wer sich will bedenken,
Einen ersten Stein dazu
In den Grund zu senken.

Darum laß die Stunden nicht
Unbenützt verrinnen!
Frisch nach einem Ziel gestrebt,
Heißt es früh gewinnen!

R. F., Ohio.—Gibt es nicht Ausnahmsfälle, in welchen Concerte, Fairs u. dgl. zu rechtfertigen sind, um Geld zur Unterhaltung von Kirchen oder wohlthätigen Zwecken zu erlangen?

Wir wissen von keinen solchen Ausnahmsfällen, es sei denn, man wolle dem Teufel eine Einladung senden, mitzuhelfen, denn er macht nicht mit, es sei denn vorausgesetzt, daß er den Profit theilen darf, umsonst oder zur Beförderung des Guten läßt er sich nicht anspannen. Wenn aber der Fragesteller solche Ausnahmsfälle weiß, sollte er dieselben bekannt machen, und der Prediger, von dem er sagt, daß derselbe zu Gunsten eines „Baßgeigen-Concerts" sei, sollte seinen Namen auch dazu setzen.

Eine Schwester im Osten. — Kann nach unserer Kirchenordnung eine Schwester als Superintendent in einer Sonntagschule erwählt werden?

Die Kirchenordnung sagt direkt nichts gegen eine solche Wahl, man müßte es denn so erklären, weil dort nur von Superintendenten nicht aber Superintendentinnen die Rede ist. Uebrigens scheint es ganz in Ordnung zu sein, in einer Gemeinde, welche keinen fähigen Bruder hat, eine fähige Schwester zu erwählen. Vielleicht ist es ausnahmsweise auch an einem Ort gar Geschmacksache, denn „Geschmäcker" sind verschieden; so haben ja diesen Herbst Einige für Madam Lockwood als Präsidentin der Ver. Staaten gestimmt.

M. S., Penna. — Ist es evangelisch für einen Prediger unserer Kirche zu sagen, man könne bekehrt sein, ohne die genaue Zeit zu wissen, wann es geschah?

Warum nicht? Die Bibel fordert doch nirgends, daß man Zeit und Stunde wissen muß, um gründlich bekehrt zu sein. Sehr fromme Männer, deren Frömmigkeit Niemand bezweifelt, sind nicht im Stande zu sagen, wann sie sich bekehrt haben, aber daß sie bekehrt sind, wissen sie, und Niemand bezweifelt es; hingegen gibt es Solche, welche Zeit, Ort und alles in Verbindung mit ihrer Bekehrung ganz genau angeben können, und doch zweifeln Manche an ihrer Bekehrung! Vgl. 1 Joh. 3, 14; 4, 20. 21. Wenn Liebe zu Gott und zu den Brüdern ein Zeugniß von Bekehrung ist, dann kann man doch nicht gegen Zeugniß reden, besonders wenn alle anderen Werke, oder das ganze Leben damit übereinstimmt. Natürlich geben wir zu, daß solche Personen, welche sich im gereifteren oder gar im hohen Alter bekehren, es wissen können und müssen; aber wie mit kleinen Kindern, z. E. Samuel?

F. W., Ill. Warum lehrt unsere Kirche, daß wir am heiligen Abendmahl nur Brod und Wein genießen, da doch Jesus deutlich sagt: „Das ist mein Leib" und „dieser Kelch ist das neue Testament in mein Blut."

Unsere Kirche lehrt dieses, weil sie Wahrheit lehrt. — Wenn man die Schrift erklären will, sind gewisse Regeln unbedingt nöthig, nach welchen die Erklärung sich richten muß; eine derselben ist: Wenn ich eine Bibelstelle buchstäblich erklären will, wie verhält sie sich dann zur Wahrheit und zur Sittenlehre? Menschenfleisch essen und Menschenblut trinken hat keine seligmachende Kraft

und ist nebenbei sehr unsittlich; daher hat Gott auch nie einen Priester angestellt, Brod und Wein in Fleisch und Blut zu verwandeln. Diese Stellen können also nur bildlich erklärt werden. Wie wäre es wenn man jene Stelle Joh. 10. 4 buchstäblich erklären wollte? Wäre dann unser Fragesteller bereit sich buchstäblich also zu erkennen? Wo eine buchstäbliche Deutung des Schriftwortes, etwas Unziemliches, Unnöthiges, oder gar Unmögliches andeuten würde, da muß man den bildlichen Sinn gelten lassen. Wenn ich das heilige Abendmahl genieße, dann zeugen alle meine betheiligten Sinne: Auge, Geschmack, Geruch und Gefühl, daß ich Brod und Wein, nicht aber Fleisch und Blut genieße. Ich muß eingestehen; als ich das erstemal communizirte wußte ich von keiner anderen Lehre noch Ansicht etwas, als daß man Fleisch und Blut genieße, von Zweifel konnte also gar keine Rede sein. Nach der Communion war ich bereit einen Eid zu schwörrn, daß ich weder Fleisch, noch Blut, sondern nur eine saft- und kraftlose Hostie genossen habe. Wenn mich meine gesunden Sinne aber so betrügen können, daß ich nicht mehr weiß, was ich weiß, wie darf ich denselben überhaupt trauen? Obwohl die Bibel Vieles lehrt, welches über alle Vernunft erhaben ist, so lehrt sie doch nie etwas Unvernünftiges.

E. W. Ohio. — Kann man nicht eine praktische Form für den sonntäglichen Bericht für S. Schul Secretäre geben, welche vielleicht in allen Schulen eingeführt werden könnte?

Es ist mit diesem Bericht wie mit allem Anderen; keine Regel paßt für Alle. Die Secretäre sind eigentlich die Personen, welche den Bericht zu verfassen haben, und wissen auch am besten was für ihre Schulen am schicklichsten ist. Der Bericht sollte möglichst umfassend und doch bündig sein, so daß derselbe Eifer erweckt ohne langweilig zu sein. Folgender Bericht wird in vielen Schulen gebraucht. Gegenwärtig; Beamte und Lehrer: — Schüler; Knaben: — Mädchen: — Kleinkinderdepartement: — Besucher: — Total — . Die Collecte sammelt jeder Lehrer selbst, und der Secretär berichtet nach Classen und Total. Auch wie viele Verse auswendig gelernt wurden wird nach Classen und Total berichtet. Uebrigens muß jeder Secretär wissen, was seiner Schule am zuträglichsten ist.

E. M., Ohio. — Wo findet man den Namen von Davids Mutter in der Bibel? Unser Sup't hat uns die Frage vorgelegt, aber seine Antwort ist nicht befriedigend.

Nirgends. Der Name ist nicht in der Bibel, und war noch nie darin ungeachtet der Behauptung, daß er darin sei. Manche Leute haben schon vorgegeben, sie hätten es herausgedüftelt, aber wir glauben es nicht.

S. S., Penna. — Hat nicht Ahimaaz den David belogen, als er ihm den Bericht von der Schlacht brachte, wie wir es 2. Sam. 18. 29 verzeichnet finden?

Das Zeugniß ist gegen Ahimaaz, es scheint er wollte lieber eine Unwahrheit sagen, als dem David die traurige Nachricht vom Tode seines Sohnes überbringen. Man möchte wohl allerlei Ursachen und Gründe angeben, warum er dieses that, aber, ob es die Sache bessern würde, können wir nicht einsehen.

T., Ohio. — In der Lectionserklärung vom 12. Oktober: Vers 9. sagt das Magazin es sollte nicht als Prophezeiung gelesen werden, sondern als schon geschehen betrachtet werden; wir sind uneins, könntet Ihr näheren Aufschluß geben?

Die besagte Stelle ist keine Prophezeiung, denn Salomo lebte ja schon als die Worte geredet wurden. Es ist ein Irrthum des Uebersetzers. Das Wort in der Ursprache heißt yesh und steht als Substantiv im Singular gewöhnlich für i s t, w i r d, und m a g. Dieses Wort yesh findet man im 1 Mosi 28, 16 und wird dort übersetzt: „Gewißlich i s t der Herr an diesem Ort." Wenn nun an besagter Stelle yesh richtig mit i s t gegeben ist, und wer bezweifelt es? dann muß es ganz gewiß auch im 9. Vers jener Lection mit i s t gegeben werden, denn der besagte Sohn lebte ja schon. Da beißt keine Maus einen Faden davon ab.

C. B., Wis.—Wo liegt die Schuld, daß es gegenwärtig so viele Gottesleugner hat?

Gewiß zuerst in der Verdorbenheit der menschlichen Natur. Der natürliche Mensch will nach seinen Lüsten leben, und wenn ihm da Jemand sagt, es ist kein Gott, dann heißt es sogleich: schweig still Gewissen. „Denn sie lieben die Finsterniß mehr, denn das Licht." Auch die Bekenner der Religion sind theilweise schuld. Die Gottesleugner lesen die Bibel nicht, aber sie lesen die Christenbekenner durch und durch; da sehen sie nun natürlich ganz andere Dinge, als man erwarten sollte. Neid, Zank, Hader, Fraß und Völlerei; sogar Dinge, deren die Heiden sich schämen würden, sieht man unter Denen, welche sich nach Christi Namen nennen und auf ihn getauft sind. Dadurch werden Viele verführt und auf Irrwege geleitet. Dann kommt noch die Weisheit ohne Licht des heiligen Geistes, welcher in göttlichen Dingen urtheilt ohne göttliches Licht zu haben, und folglich auf Abwege leiten muß. Dann gibt es auch viele Halb- oder Nichtgelehrte, welche sich unter keinerlei Bedingung getrauen würden, einem Grobschmied oder Schuhmacher in das Handwerk zu pfuschen, aber in ihrer eingebildeten Weisheit mischen sie sich in die Dinge des Geistes Gottes, gerathen in Schwärmerei und Irrthümer, wodurch Manche verführt werden. So könnte man noch andere Ursachen aufzählen, wenn es nöthig wäre. Nun zum Schluß eine Frage für unsere Leser: Was thun wir dem Unglauben zu steuern?

Anmerkung.—Um keine Fragen ins neue Jahr überzutragen, haben wir in dieser Nummer „aufgeräumt." —E d r.

Hinterstübchen.

Zum Abschluß des Jahres.

(Phil. 3, 2.)

Dahinten liegt ein Jahr der Zeit,
Ein Schritt zur stillen Ewigkeit;
Es ist, als flögen wir davon
Und hörten schon
Des letzten Endes ernsten Ton.

Dahinten liegt ein Heer von Schuld,
Ein Meer von göttlicher Geduld;
Vergiß, mein Herz, die Sündenbahn
Und hebe an,
Mit Demuth deinem Herrn zu nah'n.

Dahinten liegt viel Kreuz und Leid;
Denn bei der Welt ist Krieg und Streit;
Vergiß, mein Herz, was dich beschwert,
Dein Herr begehrt,
Daß man auch seine Ruthe ehrt.

Dahinten liegt viel Lieb' und Lust,
Die froh erhoben deine Brust;
O danke, Herz! im Sonnenschein
Kehrt bei dir ein
Der Herr, ihm gib die Ehr' allein!

Dahinten liegt die alte Zeit
Und vor uns eine Herrlichkeit;
O Gott vom Himmel, sieh' darein
Und laß allein
Uns deiner Gnade würdig sein.

Papa Wrangel.—Als Wrangel Regimentscommandeur geworden war und sein Regiment zum ersten Male exerzirte, rief er vor Beginn die Offiziere vor die Front. Die Herren ritten ihm zu langsam, er sagte deßhalb: „Ich bitte, nochmal inzutreten!" und rief dann zum zweiten Male: „Die Herren Offiziere!" Die Herren kamen gerade wie zuvor in gewohntem ruhigem Galop. „Wenn ich Ihnen rufe, meine Herren, dann kommen Sie in dem Carriere; ich bitte, nochmal inzutreten!" Als nun die Offiziere zum dritten Male gerufen wurden, sah man ein Jagen und Wettrennen ohne gleichen; ein junger Herr war seines feurigen Pferdes noch nicht Herr und ritt im vollsten Lauf seinen Regimentscommandeur derartig an, daß das eine Bein desselben über den Pferderücken zurückgeschoben und Wrangel selbst, aus dem Sitz gebracht und mit dem andern Fuß im Bügel, an der Seite seines erschreckten, in langen Sätzen davon eilenden Pferdes hing. Mit den Händen hielt er sich in der Mähne fest, seiner Truppe ein merkwürdiges Schauspiel bietend. Nachdem es ihm gelungen war, den einen Fuß aus dem Bügel zu ziehen, ließ er sich fallen und bestieg das Pferd eines Wachtmeisters, der aus der Front heraus seinem Commandeur nachgejagt war. Wrangel kam nun zu den versammelten Offizieren zurück und sagte: „So, meine Herren, wünsche ich von Sie, daß das Reiten im Regiment künftig betrieben wird."

Eine zarte Schonung. — In der berühmten Juwelensammlung des grünen Gewölbes zu Dresden, die heute jeder Reisende zu besichtigen pflegt, liegen die herrlichen Schätze mittelältlicher Goldschmiedekunst wohlverwahrt hinter schmiedeeisernen Rahmen mit Glasbedeckung, welche niemals vor Besuchern, wer sie auch sein mögen, abgehoben werden darf. Vor achtzig Jahren war dies noch nicht der Fall, freilich war das Gewölbe damals auch nur Personen hohen Ranges, welche vom Landesherrn eine spezielle Erlaubniß hatten, in Begleitung des Konservators zugänglich. Eines Tages wurde wieder auf höchsten Befehl eine kleine gewählte Gesellschaft der höchsten Aristokratie von dem damaligen greisen Konservator in der Sammlung herumgeführt und sein scharfes Auge bemerkte zu seinem nicht geringen Schrecken, daß die junge Gräfin von K. einen prächtigen Solitär von unschätzbarem Werthe verschwinden ließ. Der erfahrene Mann that, als ob er nichts bemerkt hätte, als er aber am Ausgange stand, bat er die Herrschaften noch einen Augenblick Geduld zu haben, es sei nur noch eine kleine Formalität zu erfüllen. Er verschwand auf einen Augenblick aus dem kleinen Kabinet, in das er die Damen geführt hatte, und trat bald darauf mit einer Schüssel voll Weizenkleie ein, in der er jede Dame die Hände zu waschen bat. „Es ist das eine alte Einrichtung," bemerkte er entschuldigend, indem er die junge Gräfin fixirte; „einst war auch eine Gesellschaft vornehmer Damen hier, um die Juwelen zu besichtigen, und bei dieser Gelegenheit verliebte sich eine derselben in einen kostbaren Ring so sehr, daß sie ihn einsteckte. Der damalige Konservator hatte den Raub bemerkt, wollte aber die junge Dame nicht kompromittiren und kam so auf den Gedanken der Kleienwäsche, die er für einen alten Brauch ausgab. Die junge Dame verstand den Wink, ließ den Juwel heimlich beim Waschen in die Kleie fallen, und der Konservator hatte sich seine Stelle, die er unfehlbar verloren haben würde, den Ring und die Ehre der jungen Dame gerettet!" Man wusch sich lächelnd die Hände, die junge Gräfin von K. zuletzt. Als sie aus den Händen des trefflichen Mannes das Becken erhielt, warf sie ihm unbemerkt einen dankbaren Blick zu. Der alte Konservator fand in der Kleie den Solitär wieder, und seitdem werden die Schätze im grünen Gewölbe zu Dresden unter keinen Umständen aus den Glaskästen genommen.

Kurz und bündig ist ein Blücher'scher Brief, dessen Original sich, wie der „Bär" mittheilt, im Besitze eines Berliner Gymnasiasten befindet; er lautet: „mein Kind die schönste Schlagt ist geschlagen. der herligste Sieg ist erfochten: daß Detaillie wird ervollgen, ich denke die Bonapatische geschigte ist nun wohl ziemlich wieder zu ende. La Bell alliance den 19. frühe ich kan nicht Schreiben, den ich zittere an alle glider, die anstrengung wahr zu groß. Blücher."

Die bisherige Behauptung, die Brooklyner Brücke sei die längste der Welt, wird auf das entschiedenste bekämpft, und zwar von den — Chinesen. Eine in Peking erscheinende Zeitung berichtet nemlich, daß die Brooklyner Brücke nichts sei im Vergleich zu der Lang-Lang in China befindlichen, welche — auf dreihundert Pfeilern ruhend — eine Länge von fünf englischen Meilen und eine Breite von siebzig Fuß besitzt. Den Kopf eines jeden Brückenpfeilers ziert ein einundzwanzig Fuß langer Löwe, der aus einem einzigen Marmorblock gemeißelt ist. „So kleine Brücken", schließt das Blatt wegwerfend, „wie die zwischen New York und Brooklyn errichtete, bauten Chinesen schon lange vorher, ehe einer von Euch rothhaarigen Barbaren eine Ahnung davon hatte, daß ein Amerika existierte."

Mildernder Umstand.—Unteroffizier: Wer ist denn

der alte Sauertopf von Civilist, mit dem Sie so häufig umgehen?

Einjährig Freiwilliger: Das ist mein Vater.

Unteroffizier: Ihr Vater? Nun, das ist allerdings ein mildernder Umstand, aber Sie sollten sich doch lieber an Kameraden halten.

Das Ende eines Compliments. — Ein Claviervirtuose spielte einst an einem fürstlichen Hofe. Als er mit seinem Spiel zu Ende war, näherte sich ihm eine hohe Person und sagte zu ihm: „Ich habe Thalberg gehört (tiefer Bückling des Künstlers) — ich habe auch Liszt gehört (wiederholter tiefer Bückling und gespannteste Erwartung des Virtuosen) — allein, so wie Sie hat noch keiner — geschwitzt." (Dr. K. M.)

Was Gescheidtes. — Tourist: „Du, Kleiner, ist hier ein Wirthshaus im Dorf?"

Junge: „Freilich."

Tourist: „Gibt's dort auch was Gescheidtes?"

Junge: „Ja freilich — unsern Schulmeister."

Ein Druckfehler. — Ein fataler Druckfehler hat kürzlich einem jungen Opernsänger argen Kummer bereitet. Es hieß nemlich in einer hauptstädtischen Zeitung: „Die Stimme dieses Sängers ist besonders in der Höhe geradezu brüllant ....."

Die rechte Mitte. — Heiter und lustig sein, wenn es Einem g'rad gut geht, das bringt bald Einer zusammen. Es gibt wohl mürrische und trutzige Leut', die das ganze Jahr hindurch ein Gesicht schneiden, als hätten sie gerade einen Liter Galle getrunken, oder als wären Holzäpfel ihre tägliche Kost. Für nichts haben sie ein Gefühl, und Alles fassen sie immer von der allerschlimmsten Seite, Andere sind wieder der liebe Ernst selber. Sie können keinen Spaß vertragen; jedes Lächeln gilt ihnen schon für Leichtfertigkeit, und in ihrer angebornen oder künftig angeeigneten Griesgrämigkeit scheeren sie alle Leute über einen Kamm und meinen, alle Leute, junge und alte, müssen so sein wie sie. Dagegen gibt es wieder Leute, die Alles auf die leichte Achsel nehmen; die über Alles scherzen, auch dort, wo es sich gar nicht schickt. Der vernünftige und gottgefällige Mensch hält die rechte Mitte und bleibt sich gleich in allen Lagen des Lebens. Er wird nicht übermüthig, aber auch nicht mißmuthig.

Neujahrswunsch. — Am Vorabende des Neujahrstages beschloß eine Lehrerin die Schule mit der Rede an ihre Schülerinnen: „So, ich wünsche euch zum neuen Jahre, daß ihr fleißiger und braver werdet, als im vergangenen."

„Ich danke," versetzte eines der kleinen Mädchen schüchtern, „wünsche ebenfalls."

Die heutige Mode. — „Was hast du denn so große Eile?" ruft ein Freund dem andern nach, der aus einem Modemagazin herausstürzt.

„Ich habe meiner Frau einen neuen Hut gekauft und muß mich eilen, daß er nicht altmodisch wird, ehe ich ihn heimbringe."

Zweierlei Poeten. — Asmus (der Dichter Claudius) befragt, worin der Unterschied zwischen ihm und Klopstock liege, da beide doch Dichter seien, soll geantwortet haben: „Klopstock spricht folgendergestalt: ‚Du, der du weniger bist als ich und dennoch mir gleich, nahe dich mir und entlade mich, dich beugend, von der Last des staubausathmenden Kalbfells.' Ich dagegen sage nur: ‚Johann, komm und zieh mir die Stiefel aus.'"

Aus der Physikstunde. — Lehrer: „Was ist Geschwindigkeit?"

Schüler: „Geschwindigkeit ist dasjenige, womit Einer einen heißen Teller wegsetzt."

Die neue Kirchenmusik.

Ein Dorfkantor in der Nähe Dresdens hatte es sich in den Kopf gesetzt, das Kirmesfest und nebenbei auch seine Wenigkeit durch Aufführung einer neuen Kirchenmusik vor seiner Gemeinde zu verherrlichen. Kein geringerer als der große Karl Maria von Weber sollte ihm aber das Stück komponiren, welches er unter Mitwirkung seiner Kollegen und deren Zöglingen aus den benachbarten Dörfern aufzuführen gedachte.

Mit wenig Furcht und viel Keckheit erschien also unser Kantor eines schönen Tages bei dem berühmten Komponisten des „Freischütz" und trug diesem sein Anliegen vor. Nun wußte Weber aber aus Erfahrung, wie armselig es um die musikalischen Kenntnisse des Kantors und seiner Collegen bestellt war; er lehnte daher die Bitte desselben unter allerlei Ausflüchten ab. Unser Kantor war jedoch keineswegs der Mann, der sich ohne weiteres hätte abweisen lassen. Er hatte ja bereits die ganze Gegend alarmirt und die neue Kirchenmusik seines „Freundes Weber" als etwas Feststehendes im vorhinein schon angekündigt. Das resolute Männchen wurde also immer ungestümer in seinen Bitten, so daß Weber endlich halb ärgerlich ausrief: „Nun, wie ist es denn mit dem Text zu Ihrer Kirchenmusik?"

„Den belieben Sie selbst zu wählen, verehrter Meister," versetzte der Kantor, der gewonnen Spiel zu haben glaubte, mit einem tiefen Bückling: „ein Bibelspruch, oder was Ihnen sonst passend erscheint."

Weber, den die Sache zu belustigen anfing, versprach, nachdem er sich genügend informirt, die Bitte des Kantors zu erfüllen.

„Bereiten Sie nur alles zur Probe vor," sagte er, „ich werde mich zur bestimmten Stunde selbst in Ihrer Kirche einfinden."

Ueberglücklich eilte der Kantor von dannen. —

Der Morgen des Festes war gekommen und im Festschmuck prangten das Dorf und seine Bewohner. Die Aufregung des Kantors und seiner Sänger über die Ehre, deren sie gewürdigt werden sollten, war keine geringe, und stürmisch äußerte sich die Begeisterung des zur Probe versammelten Völkchens, als Weber in Begleitung einer Anzahl Freunde wirklich zur festgesetzten Stunde auf dem Chore der kleinen Dorfkirche erschien.

Die Stimmen wurden aufgelegt. Weber hatte zum Spruch den Text gewählt: „Wir können nichts wider den Herrn reden," und ihn als Fuge gesetzt.

„Nun," flüsterte Weber seinen Begleitern zu, „nun sollen diese Schächer ihre Sünden beichten."

Die Fuge fing an und aus allen Kehlen erscholl es um die Wette in Mißtönen, wie Jammergeschrei:

„Wir — wir — wir können nichts — nichts — wieder nichts — wir können wieder nichts — nichts — gar nichts ..." bis die sämmtlichen Sänger, welche lange, ohne schlimmes zu ahnen, herzhaft geschrien hatten, durch Webers und seine Begleiter unmäßiges Gelächter aus dem Traume geweckt, ganz verdutzt und der arme Kantor völlig zermalmt dastanden.

„Das macht sich freilich nicht gut," sagte Weber, nachdem er sich an den jammervollen Gesichtern der unglücklichen Sänger genügsam geweidet. „Nun wollen wir aber sehen, ob wir nicht abhelfen können."

Er zog ein anderes kleines Musikstück hervor; seine Freunde gruppirten sich um ihn und nun wurde dieses Tonstück von den sangeskundigen Männern unter der Leitung Webers, allerdings mit ungleich erbaulicher Wirkung zur Aufführung gebracht. Der Triumph des — Kantors war ein vollkommener..... J. L.

Eine Zeitgemäße Verordnung.

Als zur Zeit Heinrichs IV. von Frankreich der Luxus und die Kleidertracht in Paris immer ärger wurde, suchte er der Verschwendung durch Vorschriften und Verordnungen entgegen zu arbeiten. Er überzeugte sich aber bald, daß alle diese Bestimmungen wirkungslos blieben. Man zählte die durch die Edikte vorgeschriebenen Strafen, trieb aber den Aufwand für goldgestickte und sonstige theure Kleider ärger als zuvor. Da erschien eines Tages ein königlicher Erlaß, worin mitgetheilt wurde: „Die Verbote hinsichtlich der Kleiderpracht bezögen sich nur auf ehrliche Damen und Herren, nicht aber auf Beutelschneider und Frauen von bedenklichem Rufe. Diesen Männern und Frauen sollte nach wie vor vergönnt werden, solche unsinnige Verschwendung in den Kleidern zu treiben, ohne daß sie der Strafe verfielen." Die Wirkung dieses war eine erstaunliche; schon am Tage nach dem Erscheinen desselben ließ sich Niemand mehr bei Hofe in den reichen Kostümen, sondern in einfachen Anzügen sehen, weil Niemand unter jene Classe von Menschen gerechnet werden wollte. Eine solche Verordnung wäre jetzt auch Zeitgemäß.

Die Philologen Nitzel und Bitzel erfreuen sich tadelloser Glatzen. Während aber Nitzel die seinige unbefangen zur Schau trägt, verbirgt Bitzel die seinige in der Meinung, Niemand merke sie unter einer wohlgepflegten Perrücke. Eines Tages sind Beide über die Deutung einer Stelle im Plato ziemlich unsanft an einander gerathen und haben sich getrennt, ohne über den streitigen Punkt eine Einigung erzielt zu haben. Bald darauf begegnen sie einander auf dem Spaziergang. Während Beide die Hüte lüften, ruft Bitzel in verbindlichem Ton, aber nicht ohne hindurch klingenden Sarkasmus: „Guten Tag, Platto!" Der Andere, nicht verlegen, erwidert in demselben Ton: „Guten Tag, Perrückles!"

Weise Sprüche.

Es hilft nicht, daß zu Gott
Um süßen Schlaf du betest,
Wenn du nicht auch vorerst
Die Flöh' und Wanzen tödtest.

Durch Beten wird dir's nicht gelingen,
Das dir dein Acker Früchte trägt;
Du mußt denselben auch gut düngen,
Mußt thun, was Gott dir auferlegt.

Ja, Gott reicht seinen Freunden
Das Brod im Schlafe dar;
Doch wenn sie es nicht backen,
So wird es doch nicht gar.

Zu rasch gelebt. A.: „An welcher Krankheit ist denn Frau B. gestorben?" — B.: „Genau weiß man's nicht; vielleicht weil sie zu rasch gelebt." — A.: „Wieso denn?" — B.: „Bei ihrer Verheirathung war sie nach ihrer Aussage drei Jahre jünger als ihr Mann, und nach ihrem Tode war sie laut Tauf- und Todtenschein neun Jahre älter als derselbe!"

Einige hochkirchliche Geistliche in England unterhielten sich einst bei Tische, über die am Vormittag gehörte Predigt und den Redner: „Ich meine der Prediger habe sich ziemlich hoch verstiegen", sagte einer der Gäste. „Im Gegentheil", sagte ein anderer, mir kam seine Rede sehr tief vor" für die Versammlung." „Was haben denn Sie davon gedacht, My Lord Bischof? fragte ein dritter." Ich? o ich habe gemeint er sei entschieden lang gewesen," antworte der Bischof. Und darin stimmten denn auch alle überein.

Weise Sprüche. Der Mann, welcher sich schämte auf seine Uhr zu schauen, hatte sie noch nicht bezahlt.

Alle Menschen sind frei und gleichberechtigt geboren; der Kampf um den Standpunkt fängt erst an, nachdem sie eine Zeitlang geboren sind.

Das beste Mittel um Tischleinwand zu markiren ist, wenn man ein Kind an den gedeckten Tisch setzt und ihm ein Stück Heidelbeerpastete gibt.

Um ein gutes, hohes Alter zu erreichen muß man nichts zu sehr lieben; nichts zu leidenschaftlich hassen, und nichts zu sehr fürchten.

Der Poet Willis sagt, daß er einige seiner besten Stücke in seinem Kopf aus schrieb; ein sicherer Beweis, daß man mit einem leeren Magen am leichtesten Dichten kann.

Die Zeit wenn eine Frau allein, ungestört und unbemerkt sein will: Wenn sie ihre Wäsche aufgehängt hat, und das Waschseil bricht.

Vortheil des Papiergeldes. — „Sehen Sie, diese Summe, die ich hier in Papiergeld bei mir trage, könnten kaum zwei Ochsen ziehen, wenn man sie in Silber einwechselte, und jetzt trägt sie einer in der Tasche."

Aus der Bankierstube.—Bittsteller, demüthig: „Verzeihen Sie, gnädiger Herr, darf ich Sie bitten mir gütigst mal Ihr Ohr zu leihen?"
Bankier: „Mein Ohr? Nein, das leihe ich nicht aus."

Scherzräthsel.—Warum endigen denn fast alle Lustspiele mit einer Heirath?—Weil mit dem Heirathen das Trauerspiel angeht!

Wer erräth's?

(Dreisilbig.)

Das Erste bist du, sei es recht,
Und bleibe nicht der Sünde Knecht.
Die Andern schmücken Wald und Feld,
Die ganze schöne Gotteswelt.
Das Ganze hebt durch Eis und Schnee
Das holde Antlitz in die Höh'!

Räthsel.

Das Erste aus der Erde stammt und wird durch Feuersgluth
Zu dem, womit bethätigt sich der Krieger Heldenmuth.
Am Vogel stets zu schauen ist der zweiten Silbenpaar,
Am Zeisig wie der Nachtigall, am Sperling wie am Aar.
Zum selben Zweck, zu dem man einst die zweiten Silben nahm,
In Aufnahme das Ganze jetzt stets allgemeiner kam.

Wer erräth's?

(Zweisilbig.)

Das Erste ist, wie in Athen, auch unsrer Zeit das Losungs-Wort,
Gibt Allen Reiz für kurze Weil', dann fällt von selbst es wieder fort.
Das Zweite ist ein Glied der Zeit, eins schließt sich an das andre an,
Erst wenn das Letzte sich erfüllt, ist alles Ird'sche abgethan.
Das Ganze ladet grüßend ein,
Wer Gott vertraut, tritt froh herein. (ck.)

[Auflösung der Räthsel im Octoberheft.

1. Scherzräthsel.—Lieber Aal itz Muß! Liberalismus.—Albert Reinke, F. Lüben.

2. Räthsel.—Briefkasten.—Niemand.

3. Biblisches Räthsel.—David.—Jakob Schupp, Alb. Reinke, Lena Haag, F. Lüben.

THE UNITED LIBRARY
3 5560 003 538 438

LIBRARY USE ONLY

DATE DUE

JY 13'71

LIBRARY USE ONLY

GARRETT THEOLOGICAL SEMINARY
LIBRARY
EVANSTON, ILLINOIS